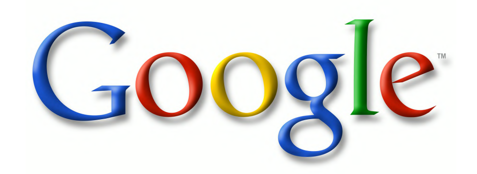
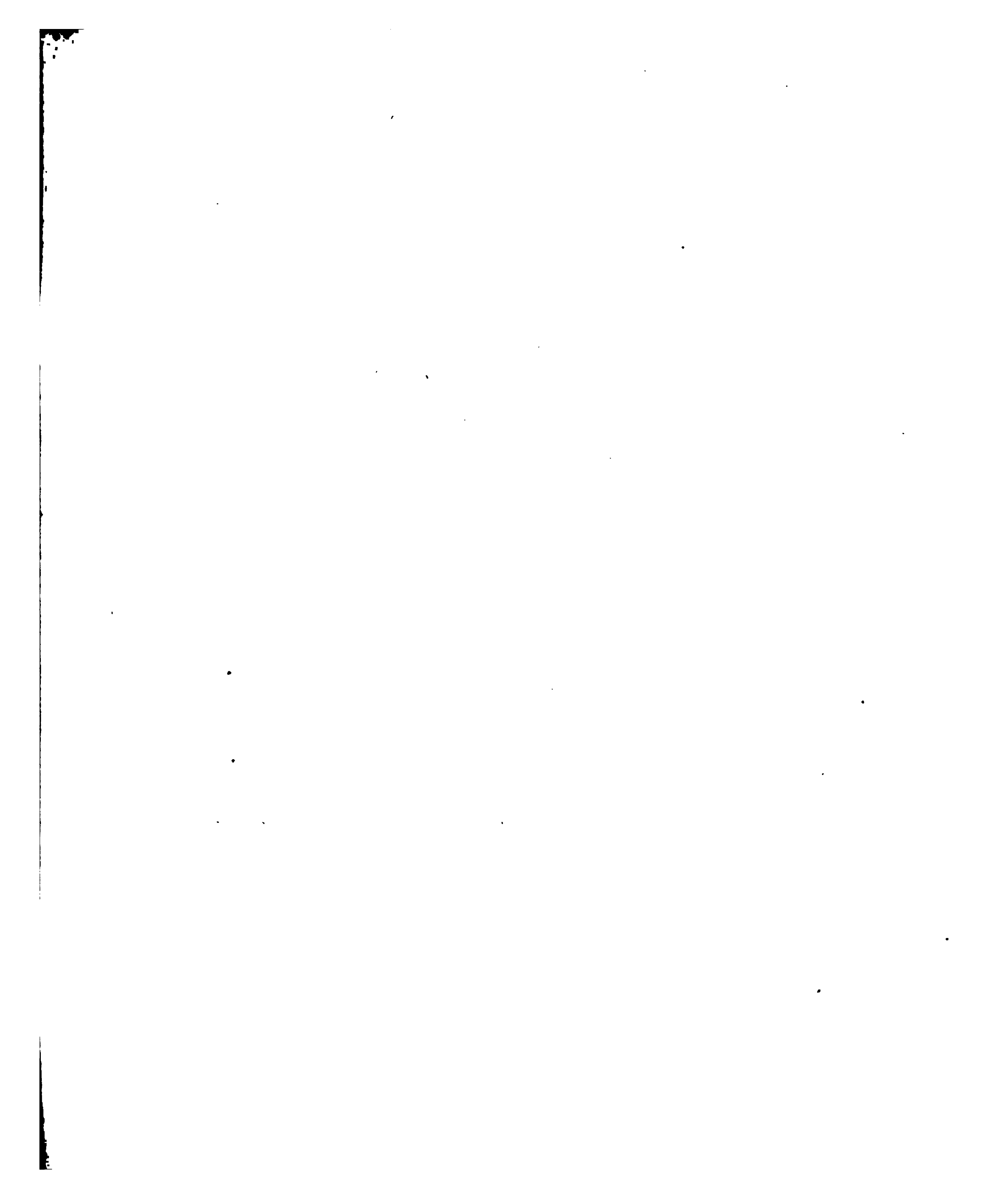




Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1835.

Erster Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1835.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

I.

Des Herrn Geheimen Kirchenraths und Professors Dr. C. Daub Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit. — Mit Zustimmung des Verfassers aus dessen Vorlesungen herausgegeben und mit einigen Zusätzen über die Lehre vom Gewissen, von der Todesstrafe u. s. f. begleitet von Dr. J. C. Kröger, Katecheten am Waisenhause in Hamburg. Altona 1834. *XII und* [illegible] S.

Es giebt Schriftsteller, welche in der Jugend mit einer raschen Folge von Werken hervortreten, die eine ausgedehnte Productivität verheifst. Aber plötzlich bricht dieselbe ab: entweder das Talent hat sich ausgeschöpft oder die äufsere Veranlassung, die zum Schreiben nöthigte, ist vorübergegangen. Es giebt Schriftsteller, welche ihre Werke in Pausen hervorbringen, je nachdem dieselben innerlich ausgereift sind. Hier, wo ein wahrhafter Trieb vorhanden ist, scheint die Fruchtbarkeit oft mit den Jahren zu wachsen. Aber es giebt auch Schriftsteller, welche im Reichthum ihres schöpferischen Geistes so selig sind, dafs die Darstellung ihres tiefen Lebens für die Welt ihnen zur Nebensache wird. Zugleich sind sie, der Wahrheit oder Schönheit als ihrem Ziel gegenüber, so demüthig, dafs sie jahrelang mit dem Durchdenken und Durcharbeiten ihrer Werke auf das Ernsteste sich herumtragen, bevor sie zu einer Mittheilung an das Publicum sich entschliefsen können. Das sind die rechten Grofshändler der Litteratur, die oft erst nach ihrem Tode noch unendliche Schätze heben lassen. In Goethe's, Hegel's, Fichte's, Schleiermacher's nachgelassenen Werken hat unsere Litteratur Beispiele einer so still gepflegten übergewaltigen Productivität eben gegenwärtig. Zu diesen machtvollen Geistern gehört auch Daub. Was durch den Druck von ihm bis jetzt bekannt ward, ist vielleicht kaum ein Drittel seiner vielfältigen genialen Schöpfungen, die er, als akademischer Lehrer, im Theologischen und Philosophischen ausgestreut hat. Möge die göttliche Vorsehung dem edlen Greise vergönnen, noch selbst seine Dogmatik, Moral, Anthropologie u. s. f. der Litteratur zu unsterblichen Denkmalen zu übergeben! — Vorliegende Schrift ist ein Abschnitt aus Daub's Ethik, für dessen Mittheilung wir zunächst Hrn. Kröger unsern Dank zu sagen haben, da er es war, der Daub dazu auf zufällige Veranlassung aufforderte. Wir sind überzeugt, dafs der Wunsch nach umfassenderen Gaben allgemein dadurch angeregt werden wird, weil man aus diesen Vorlesungen die tiefe und doch populare Weise Daub's recht kennen lernen kann, während bis daher das Vorurtheil der Unverständlichkeit Viele vom Studium seiner Schriften zurückschreckte. Freilich, wer gar nicht denken — und doch philosophiren, wenigstens für philosophisch gebildet gelten will, was heut zu Tage nicht wenige wollen, der findet auch hier seine Rechnung nicht, denn die Spekulation kann sich der Popularität wegen nicht zur unmethodischen Sprache des Salonlebens bequemen, wie es neuerlich sogar ein grofser Philosoph wünschenswerth, ja nothwendig zu finden schien, um recht *à la portée des hommes* zu sein.

Sollte das Conversationslexikon unserm Publicum als Norm der Berühmtheit gelten, so wäre Daub nur ein obscurer Theologe, denn man findet darin keine Notiz über Ihn, den wir unbedenklich für den gröfsten der neueren Theologen erklären müssen. Er ist ein ächter Kirchenvater der protestantischen Theologie. Die liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes hat Marheineke, wenn wir nicht irren, in seinem Ottomar trefflich geschildert. Daub ist theologisch von gediegener Gelehrsamkeit, aber das reiche Material wird von ihm mit so gründlicher Vernunft beherrscht, dafs es nie als eine

Ostentation hervortritt, durch welche so Viele zu imponiren lieben; in den Wellen seines krystallreinen Gedankenstroms spielt es vielmehr nur so beiher. Er hat, was Gelehrte oft nicht haben, eine eben so weite als tiefe Welt- und Menschenkenntnifs. Die Natur, die Erde, ihre Völker, deren Sitten, Geschicke und hervorragende Individuen, liegen seinem Blick offen. Diese ganze Breite ist bei ihm von dem Sonnenlicht einer glänzenden Phantasie beschienen, welche, im Verein mit solcher Gelehrsamkeit und gigantischen Denkkraft, wohl zu den seltensten Phänomenen gehören dürfte. Auch bei Hegel war diese Verschwisterung, wie es scheint, mit dem Unterschiede, dafs bei ihm das Bild sich innerlich aufdrängt, um in ihm einen Gedankenverlauf für die Vorstellung schlagend zu concentriren; bei D. ist die Phantasie mehr in tausend kleinen Wendungen verstreut und tritt in gröfserem Mafs mehr wie durch einen willkürlichen Act hervor. Noch eigenthümlicher möchte die schöne Jugendlichkeit Daub's sein, die Alles, was er thut, spricht und schreibt, mit ihrem Feuer durchdringt. Diese frische, dieser lebendige Hauch entspringt bei D. aus dem spiegelhellen Adel seiner Seele. Eine für sich rigorose, gegen Andere freundlicherhebende, in der Erscheinung huldvolle Moralität giebt seiner Persönlichkeit eine nur Wenigen eigene unmittelbare Macht und Würde. Wie Viele mögen es in Deutschland nicht schon sein, die seiner Berührung eine herbe aber kraftvolle sittliche Wiedergeburt zu danken haben! Bei der höchsten priesterlichen Dignität ist Daub's salbungvolles Wesen von geselliger Anmuth durchzogen. Was auch Schleiermachern als Menschen so werth machte, finden wir auch bei ihm, eine Feindschaft gegen alles Pfäffische, d. h. gegen alle besonderen Ansprüche, welche Theologen als Knechte Gottes so gern zu machen pflegen.

Was Daub der Wissenschaft eigentlich ist, wird sich erst später recht bestimmen lassen. Darin aber glauben wir nicht zu irren, wenn wir ihn als die wahrhafte Mitte des kirchlichen Glaubens und der Wissenschaft, der Theologie und Philosophie charakterisiren. Unerschütterlich hat er an der Wahrheit des christlichen Glaubens festgehalten. Er ist der, welcher das von der Aufklärung verketzerte Dogma der Trinität mit kindlichem Gemüth in sich aufgenommen und trotz alles Hohns des gegen seine kahle Verständigkeit selbstgefälligen Rationalismus als den absoluten Inhalt der absoluten Religion stätig in lebendiger Seele bewahrt hat. Allein er hat den Glauben nicht als starre Voraussetzung belassen. Unablässig hat er auch die Vernünftigkeit desselben zu erkennen sich bemüht. Keinem Zweifel, auch dem kühnsten und freiesten nicht, hat er den Rücken gekehrt, sondern jeden mit männlicher Resignation auf den Ausfall des Resultats durchdacht und durchlebt. Wie kein Theologe orthodoxer als er, so dürfte auch keiner im ächten Sinn des Wortes rationalistischer sein. Diese Seite der scharf[illegible] kritischen, der tiefsinnig-penetrirenden Forschung [illegible] ihm gleich stark mit jener der vertrauensvollen Hingebung. Nie hat er die Eigenthümlichkeit des prote[illegible]tisch-theologischen Wissens, die durch Exegese [illegible] Neuen Testamentes vermittelte Erkenntnifs aus den [illegible]gen verloren, aber zugleich hat er die Gestaltung [illegible] Philosophie in allen ihren Stadien verfolgt: *er [illegible] Theologie mit der Philosophie wirklich versöhnt* [illegible] jenigen, welche nur Ein philosophisches System [illegible] theologischen Stoff in Contact gesetzt haben, [illegible] Wegscheider das Kantische, sind dem fernern [illegible]schritt der Speculation fremd geblieben und haben [illegible]halb gegen Schelling und Hegel sich nur polemisch [illegible] mitleidsvoll verächtlich verhalten können. Andere, [illegible] Schleiermacher, haben zwar keinen einseitig philo[illegible]schen Standpunkt eingenommen, allein ihr Verhältnifs zwischen Theologie und Philosophie ist ein [illegible] geworden, eine Mischung, in deren zweideutigem [illegible] die klaren Farben verwischt sind. Es ist unstreitig leichter, bei einem einmal erfafsten System starrsinnig zu verharren, oder eklektisch aus verschiedenen Systemen ein ansprechendes Aggregat „zeitgemäfs" zusammenzustellen, als jede neue Entwicklung mit offenem [illegible]sein zu ergreifen und sich wirklich anzueignen. Die Arbeit, von Kant bis Hegel den Procefs der philosophischen Erkenntnifs durchzumachen und für die theologische Bildung auszubeuten, war nur einem herkulischen Geist möglich, der jeden Kelch bis auf den Hefen zu leeren entschlossen war. Diese concrete Vermittelung der Systeme, die jeden laxen Waffenstillstand eines oberflächlichen *juste milieu* weigerte, mufste von Andern, die nicht auf das Princip dieser Metamorphosen achteten, einseitig bald nach diesem bald nach jenem der im Procefs hervortretenden Momente beurtheilt werden und so hat Daub das leicht erklärliche Schicksal gehabt, dafs man ihn immer nur als einen *Parteimann*

behandelte und ihm mit Ausnahme Weniger, wohin besonders Hegel, Franz v. Baader und Marheineke gehören, seine Verdienste zum Verbrechen machte. Doch ist nicht unerwähnt zu lassen, dafs er vom preufs. Staat nicht unbeachtet blieb und durch zwei Vocationen (nach Bonn und Breslau) geehrt wurde. Von Unverständigen hingegen wurde sein kirchlich-gläubiger Sinn als Kryptokatholicismus verdächtigt; seine Theologie als mystisch [illegible], sein Verhältnifs zur Philosophie als eine [illegible] Abhängigkeit dargestellt. Sein Fortschritt [illegible] Philosophie zur andern galt als eine Ueber[illegible] als Zeichen geistiger Unselbstständigkeit, während [illegible] hierin Daub's siegerisches Fortstreben zu [illegible] Freiheit enthalten ist, welche den Widerspruch [illegible] Bequemlichkeit ignorirt, ihn nicht in der Ab[illegible] Berechtigung mit Scheu abweist, sondern [illegible] den Kampf zu seiner Ueberwindung auf sich [illegible] Die so gepriesene Consequenz ist oft weiter [illegible] Faulheit, welche den Widerspruch bei Seite [illegible] gilt Daub wiederum für einen Schüler [illegible] für einen parteiisch in dessen Philosophie Be[illegible] für einen „Zeloten", und man glaubt genug [illegible] gethan zu haben (denn für ihn sich zu erklä[illegible] Verrath an der guten Sache), wenn man [illegible] Wechsel seiner Bildung hinweist. Die bewe[illegible] Starrheit gilt der Seichtigkeit mehr als die [illegible] Fortbildung.

[illegible] Theologen dürfte daher das Bild, welches im Allgemeinen von ihm vorhanden ist, theils un[illegible] theils dürftiger sein. Fast überall, wo seiner [illegible] wird, finden wir nur die flache Bemerkung, er [illegible] der gelungensten Versuche gemacht, die [illegible] auf die Dogmatik anzuwenden. Aber wie [illegible] Anwendung von ihm gemacht ist, da[illegible] verrathen, weil man sie nicht begriffen [illegible] sind allerdings mit dem Kantischen System [illegible] *Thetik* an, allein schon in den Beilagen [illegible] Daub zeigte sich das Streben, über dasselbe [illegible] In den Studien, die er mit Creuzer als [illegible] der Geistesblüthen herausgab, welche [illegible] vieler herrlicher Männer zu Anfang [illegible] ähnlich in Heidelberg herbeiführte, [illegible] Ende des vorigen in Jena, hatte er schon ganz den Schelling'schen Standpunkt inne. In dem Aufsatz über die *symbolischen Bücher* stellte er das Verhältnifs von Staat und Kirche, von Kirche und Kirche, von Confession und Confession meisterhaft dar; man kann diese an geschichtlichem Tiefblick unendlich reichhaltige Abhandlung als Beginn der Studien ansehen, durch welche es Marheineke gelang, die Symbolik überhaupt zu einer neuen Wissenschaft zu gestalten. Ein anderer Aufsatz beschäftigte sich mit dem Verhältnifs der *theologischen Encyklopädie zum akademischen Studium;* diese goldenen Worte sollten ein Katechismus für alle junge Theologie Studirenden sein, denn die Requisite, welche die Theologie theoretisch an die Intelligenz und praktisch an den Charakter derer macht, welche sich ihr widmen wollen, sind darin mit eben so grofser Umsicht als Inbrunst dargelegt. Den Mittelpunkt dieser Zeit machen die *Theologumena* aus, mit welchen D. die Schelling'sche Philosophie, wenn auch unbewufst, bereits überschritt. Wenn Kant's Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft das vollendetste und in religiöser Hinsicht innigste Werk desjenigen Rationalismus ist, der von der Vernunft als einem nur menschlichen Vermögen ausgeht, so ist Daub's Werk der entschiedene Anfang jener Richtung, welche die menschliche Vernunft in ihrer Einheit mit der göttlichen und die Tradition der Schrift unter diesem Gesichtspunkt erfafst. Die organische Gliederung der Dogmatik erschien hier zum erstenmal als aus Einem Trieb alle Schöfslinge treibend. Die Idee selbst setzte sich in ihre Unterschiede auseinander; der Theologe als Bearbeiter der Wissenschaft trat mit rückhaltloser Selbstentäufserung zurück; die Autorität ward hier die der Wahrheit und ihrer Gewifsheit von sich selbst. Kirchliches Dogma, biblische Lehre, Gewifsheit der Vernunft begrüfsten sich hier zum erstenmal im engsten Verein. Die vernachlässigte durch Kant's Kritik um allen Credit gebrachte Lehre von der Existenz Gottes wurde von Daub zuerst vollständig durchgeführt und bis auf Hegel's Abhandlung über diesen Gegenstand ist noch nichts Besseres darüber gesagt worden, wenn auch einzelne Seiten der Beweise seither schärfer entwickelt sind. Wahrhaft bewunderungswürdig ist uns immer die Weise erschienen, mit welcher D. die Schriftstellen in den Text als zusammenhängende Entwicklung einzuweben gewufst hat. So sind sie nicht blofs eine Notiz für die identische Bewährung des Begriffs, vielmehr, nähme man alle diese Stellen für sich heraus, so hätte man eine speculative Dogmatik mit den Worten des Neuen Testamentes. Die *Einleitung* zu diesem Werk gab er später ausführlich nach Vorlesungs-

heften heraus; der Anfang derselben ist ausgezeichnet schön; er entwickelte darin den Begriff der Eitelkeit der Welt und der göttlichen Seligkeit mit der lächelnden Ruhe eines Spinoza und der freudig aufjauchzenden Fülle eines Paulus. Wie sehr D. während dieser Zeit in der Theorie der Erkenntnifs fortschritt, zeigte seine Eröffnung der theologischen Partie der *Heidelberger Jahrbücher*, worin er, in Bezug auf die Theologie, mit vielen interessanten historischen Bemerkungen, den Unterschied des mystischen, reflectirenden und contemplativen Erkennens auseinandersetzte. Noch manche kleinere Abhandlung wäre hier zu nennen z. B. das Programm *de homine mortis sibi conscio*, eine geistreiche Anzeige von Göschel's Schrift über *Faust* und den *ewigen Juden* in den Schwarzischen Annalen, im Juniheft von 1824 u. s. f. Der Kampf, in welchen Daub durch die Hegel'sche Philosophie mit der Schelling'schen, so wie selbst mit der Orthodoxie gerieth, ist in seinem *Judas* enthalten. So wie der Sieg erfochten war, mufste es D. unmöglich werden, die schon ausgearbeitete Fortsetzung folgen zu lassen. Man mufs dies Werk als einen eben so wichtigen Wendepunkt der *theologischen Moral*, wie die Theologumena der *Dogmatik* ansehen. Ein streng systematischer Verband fehlt. Mit synoptischer Exegese fängt es an, mit metaphysischen, gegen die Phänomenologie und Logik von Hegel gerichteten Speculationen über den Raum, über das Widernatürliche, über die universelle Realität der Vernunft und ähnlichen hört es auf. Aber jeder einzelne Abschnitt ist ein in sich geschlossenes Ganze. Wir wüfsten kein Buch zu nennen, in welchem die grundlos-willkürliche Negation der Nothwendigkeit und Freiheit als das Wesen des Bösen mit so viel Gründlichkeit und Unschuld, worin die mannigfachen Erscheinungen desselben in allen Gebieten des Lebens, im Gesetz, in der Macht, in der Lüge, im diabolischen Wunder u. s. w. so scharf und vielseitig ergriffen wären. Die Complication und Conspiration aller Mächte des Bösen im Verurtheilungsprocefs Christi ist hier bis jetzt unübertroffen dargestellt. Die Erkenntnifs erweitert sich und reinigt zugleich das Herz, das vor den Abgründen schaudert, in welche ihm der Blick eröffnet wird. Man weifs nicht, soll man mehr den weltrichterlich theologischen [illegible] und den kaltblütigen Muth der Speculation oder [illegible] logische Spürkraft und Wärme der [illegible] dern. Wie viele nebenbei reichlichst [illegible] suchungen hier vorkommen, versteht [illegible] namentlich ist die über Lessing's *Nathan* [illegible] dafs die theologische Bedeutung dieses [illegible] den Drama's hier wohl ein für allemal [illegible]

Seit der Herausgabe dieses Werkes [illegible] Er mufste so viel Mifsverständnifs, [illegible] üblen Willen erfahren, dafs ihm nicht zu [illegible] wenn er die Stellung einer gewissen Selbst[illegible] annahm. Seit einiger Zeit jedoch scheint [illegible] zu litterarischen Mittheilungen in ihm [illegible] zu sein. Es erschien unlängst in den theo[illegible] dien von Ullmann und Umbreit eine Abha[illegible] den *Logos* von ihm, worin er den Begriff de[illegible] Geistes, der Vernunft, des ob- und subjecti[illegible] des Sprechens und des Namens in so [illegible] menhang entfaltete, dafs erklärlich wird, [illegible] das historische Element der Idealität de[illegible] wöhnten Theologen hier nur ein Schön[illegible] luxurirenden Verstandes da zu sein schei[illegible] Die folgende Schrift von der *Selbstsucht* [illegible] *tischen Theologie jetziger Zeit* hat Aufseh[illegible] angefangen, weil sie über so Viele und [illegible] so Viele den Stab bricht und nun die Frage [illegible] eigentlicher Confession hervorgelockt hat, [illegible] welche, wie im Politischen, so auch im [illegible] Philosophischen, die Entscheidung gern durch [illegible] geben und Abzählen der Stimmen herbeiführen [illegible] es natürlich, dafs sie auf individuelle Glau[illegible] nisse dringt, um aus der Majorität sich ein [illegible] fsige" Wahrscheinlichkeit zu erbetteln. [illegible] theilung das Princip der Kritik zu divin[illegible] freilich mehr Mühe, als Recensenten sich [illegible] fen, denen es bekanntlich immer en[illegible] oder an der Zeit gebricht. Dafs [illegible] nichts gesagt wäre, wenn man auch hier da[illegible] schene Lied wieder anstimmte, de[illegible] Ansichten auf die Theologie angewandet, [illegible] denn doch gemerkt zu haben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 2.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Des Herrn Geheimen Kirchenraths und Professors Dr. C. Daub Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit.

(Schlufs.)

Man könnte das Werk vielleicht als eine *Phänomenologie aller Dogmatik* darstellen, denn die Dogmatik jetziger Zeit ist eben Resultat der Dogmatik früherer Zeit; die Standpunkte, die in jener auftreten, sind durch die Bewegung der früheren vermittelt. Die Dialektik dieser verschiedenen Positionen ist von Daub mit unendlicher Herrschaft über den complicirten Stoff entwickelt. Das Komische der Selbstvernichtung des Gefühls, des gelehrten, des praktischen, skeptischen, kritischen und gemüthlichen Verstandes ist mit einem Humor geschildert, der nur aus vieljähriger Vertrautheit mit diesen Materien in solche Blitze ausschlagen konnte. Von sich als sich selbst Belügenden und Betrügenden zu vernehmen, mufste freilich die Theologen aufbringen und so haben sie denn, ohne Sinnesänderung, geeilt, dem Prediger in der Wüste den Vorwurf der eigenen Selbstsucht — für die Hegelsche Philosophie zurückzugeben. Nichtsdestoweniger steht das alte Gebäude der gelehrtsupranaturalistischen, wie der kritischrationalistischen Theologie einmal in Flammen und die Bewohner werden theils Sardanapalisch mit ihren Schätzen, den Büchern und Meinungen, verbrennen oder durch Flucht auf einen andern Standpunkt sich retten müssen. Auch über diese Nothwendigkeit werden Viele noch eine Zeitlang sich selbst belügen und betrügen können, bis die Nothwendigkeit sie als Noth ereilen wird.

Sollte man an Daub etwas tadeln, so wäre es die *Form*. Er hat in der Sprache Vorzüge, wie sie mit einem so gründlichen Denken nothwendig verbunden sein müssen: Bestimmtheit des Einzelnen und strenglogischen Zusammenhang des Ganzen. Er hat Vorzüge, wie sie aus einer so umfassenden Belesenheit, vielfältigen Lebenserfahrung und kräftigen Phantasie entspringen müssen. Endlich Vorzüge, wie sie allein durch lauterste Sittlichkeit gegeben werden können; dafs jedes dogmatische Element auch eine ethische Beziehung hat, wird man bei keinem Theologen so, wie bei ihm, durchempfinden, wenn gleich andere Dogmatiker von der Moral zu reden nicht müde werden. Allein er hat eine Eigenschaft, welche ihm den Leserkreis verdirbt, das *Periodische seiner Structur*. Die Denkkraft ist jetzt, wo die ganze Litteratur in Heften und Bildern für das kurzathmige Leben zugerichtet wird, bei Vielen so ungeübt, dafs die logische Bündigkeit ihnen zu einem Zwange wird, den sie sich von der Willkür angethan glauben. „Madensprünge", wie Jean Paul es nennen würde, sind jetzt die Perioden der Eilfertigkeit, welche auch die Philosophie und Theologie zu einem Zeitvertreib degradirt wünscht. Kurze, überschauliche Sätze, keine kunstreich verschlungene Perioden; kurze Anzeigen, keine gründlich auf die Sache eingehenden Kritiken; leichtdurchgelesene Compendien, keine weitläufigere Behandlung eines Gegenstandes. Daub greift in der Energie seines Denkens viele Gedanken auf Einmal in ihrer Verkettung zusammen. Seine Perioden gleichen grofsen Mänteln, deren Weite sich faltig um die knapper anliegende Kleidung umschlägt. Ihm ist wegen seiner Virtuosität im Periodenbau vom Journalstyl der Vorwurf eines verworrenen, schleppenden Geschreibes gemacht. Auch ist nicht zu leugnen, dafs der Styl nicht selten breit wird, dafs die Masse sich oft schwer wie in Flufs gebrachtes Metall fortwälzt. Zur Entschuldigung mufs nun bemerkt werden, dafs auf Daub's schriftliche Darstellung die *mündliche* unstreitig grofsen Einflufs gehabt hat. Dem vieljährigen, überaus eifrigen Lehrer haben sich gar manche Eigenheiten der mündlichen Rede, namentlich auch treffende Wortspiele, in die schriftliche hinübergezogen. Für das *Vorlesen* sind daher seine

Schriften vollkommen geeignet. Aus jenem Verhältnifs zur Jugend sind auch sowohl die vielen Wiederholungen zu erklären, um die Consequenz des Ganges in Erinnerung zu bringen, als die zwischeneingeflochtenen Erläuterungen, um nichts unverstanden zu lassen. Daub für sich ist natürlich über dies pädagogische Gerüst hinweg; für die Lernenden ist es zweckmäfsig und erst dem Reiferen wird es dadurch beschwerlich, dafs es die Einfachheit der zu Grunde liegenden organischen Gestalt oft verdeckt, etwa, wie an grofse Kathedralen Häuser und kleine Buden angelehnt sind und den Anblick der architektonischen Schönheit verbauen. Daub verführt *dialektisch;* durch jene Manier gewinnt es aber den Anschein, als sei seine Methode nur *dogmatisch.* Wo er in der letzten Zeit als Schriftsteller aufgetreten ist, hat er jedoch den dialektischen Procefs mit sicherem Tact durchgeführt.

Hier, in diesen Vorlesungen, sind nicht dieselben Anforderungen zu machen; aber nirgends wird man die Strenge der Anordnung und die glückliche Angemessenheit des Ausdrucks vermissen. Schleiermacher regte in seinen Vorlesungen auf, weckte den wissenschaftlichen Sinn, stellte eine Menge von Aufgaben — gewifs ein unendliches Verdienst; Daub fügt zur Erregung in seinen Vorträgen die Befriedigung hinzu. Wir freuen uns jedesmal, wenn wir wieder ein Werk erhalten haben, in welchem der redliche Ernst des Erkennens überall sichtbar ist, weil nicht zu leugnen steht, dafs unsere Zeit mehr das prahlerische Ankündigen zukünftiger Metamorphosen der Wissenschaft, als den wirklich mit der Sache beschäftigten Sinn begünstigt. Den *Inhalt* der vorliegenden recht aus dem Vollen geschöpften Schrift kennen zu lernen, müssen wir den Leser an ihr eigenes Studium verweisen. Nur im Allgemeinen wollen wir denselben angeben.

Die Elemente der Persönlichkeit sind, was die Intelligenz anbetrifft, das Gewissen, was den Willen angeht, die Freiheit des Willens. Freiheit also und Gewissen sind aus Einem Princip die beiden alle menschliche Persönlichkeit constituirenden Elemente. Wird das Ich zum wirklich persönlichen Subject, so werden sie Bestimmtheiten desselben; der Mensch *ist* Person und *hat* Gewissen. Wenn nun unbegriffen bleibt, wie Freiheit mit der Nothwendigkeit besteht, oder wenn gar das Zusammenbestehen beider für unbegreiflich erklärt wird, so ist ein *Zweifel* möglich, theils, ob nicht das *Gewissen* ein nur Gemeintes; theils, ob nicht auch die *Freiheit* des Willens nur ein leerer Gedanke sei, oder aber ob der Gedanke des Gewissens und der Freiheit einen wahrhaften Gegenstand haben? Schlägt die Dubitation in *Negation* aus, so kann 1) die Erfahrung von der Wirklichkeit des *Wissens* überhaupt zugegeben werden. Aber, dafs wir ein vom Wissen durch Wahrnehmung u. s. w. erworbenes absolut verschiedenes *unerworbenes* Wissen haben, kann nicht erfahren werden und ist darum zu leugnen; 2) das Wollen giebt sich durch eigenes und fremdes Beschliefsen Jedem kund und kann also erfahren werden; aber, ob das *Wollen an sich frei* sei, kann bezweifelt und geleugnet werden. So entspringt auf der einen Seite der *Indifferentismus*, auf der andern der *Fatalismus.* Der Gedanke des Gewissens hat ursprünglich eine Beziehung auf Gott; in dieser Beziehung ist daher der Indifferentismus *a*) der *dogmatische.* Er leugnet das Sein Gottes nicht; wohl aber, dafs irgend eine der vielen Religionen, welche die Geschichte wie die eigene Erfahrung kennen lehrt, an und für sich Nothwendigkeit habe; eine jede habe Mängel im Inhalt wie in der Form, weshalb es eben indifferent sei, welcher Religion Jemand angehöre; hier könne man wählen. Wird die Wirklichkeit des Gewissens einfach abgeleugnet, so entsteht *b*) der *praktische* Indifferentismus, der die absolute Nothwendigkeit des Gesetzes leugnet, weil *die Gesetze* eben so wohl constituirt als abrogirt werden könnten. Durch die Macht wird er zum *Despotismus*, durch den Reichthum zum *Libertinismus.* — Der Fatalismus ist als praktischer zunächst vom *ästhetischen* zu unterscheiden, der jedoch die Freiheit des Willens nicht als solche leugnet. Als *praktischer* ist er *a*) der *empirische*, wenn die Gründe für die Abnegation der Freiheit aus der Erfahrung genommen werden. Dies können sein *α*) historische, *β*) natürliche, wodurch der historische und naturalistische Fatalismus entsteht. *γ*) Werden die Gründe *αα*) aus der inneren Erfahrung der menschlichen Seele hergenommen, so entsteht der psychische Fatalismus oder Determinismus; wenn *ββ*) aus dem Verhältnifs Gottes zur Welt, so entsteht א) die Prädestination des Augustinischen, ב) die Verhängnifslehre des Mohamedanischen Supranaturalismus. 2) Der *intelligible* Fatalismus ist der von E. Schmid aus der Kantischen Philosophie herausgebildete, dafs der Mensch im Wollen des Guten frei, im Wollen des Vernunftlosen unfrei, einem Fatum,

dem Radicalbösen unterworfen ist. Dafs das Böse möglich ist, mufs seinen Grund in einem Substrat der Erscheinung, einem unbekannten Ding an sich, einer Intelligenz haben, weil sonst das Wollen vom Gegentheil dessen, was zufolge der praktischen Vernunft sein soll, unbegreiflich wäre.

Jede dieser Hypothesen ist aus sich selbst entwikkelt und widerlegt. Eine Menge der interessantesten Bemerkungen über Gesetzgebung, Verfassung, über den Orient, über Napoleon, Cäsar u. s. f. hat sich dabei angesammelt. Für die Krone des Ganzen halten wir die Darstellung und Widerlegung der supranaturalistischen Theorie. Auch thut sie unserer Zeit besonders Noth, weil sich hinter den Formeln vom Willen Gottes, von der Vorsehung u. s. f. oft nichts anders als der purste Fatalismus verbirgt. Die verzagte Schwäche tröstet sich mit dem Fatalismus eben sowohl als der Trotz der Stärke. Was aber den Indifferentismus betrifft, so ist ein ganzes Geschlecht desselben erwachsen. Die *roués*, von denen jetzt unsere grofsen Städte wimmeln, mögen sie nun mit demagogischer Frechheit, wie in Deutschland, auftreten, oder mit witziger Abgeschliffenheit, wie in Frankreich, oder mit der melancholischen Coquetterie eines „verbrannten" Herzens, wie in England, sind nichts anders, als Indifferentisten und gelegentlich — Fatalisten, immer aber Gegner der wahrhaften Willensfreiheit.

Karl Rosenkranz.

II.

De Leibnitii philosophia, dissertatio. Auctore Julio Schaller, *phil. Dre. Halae* 1833. — 74 S.

Das Schicksal, citirt und gelobt, aber nicht gelesen zu werden, möchte von allen neuern Philosophen Keinen so sehr getroffen haben, als Leibnitz. Es ist nicht zu leugnen, dafs seine Schriften durch ihre Beschaffenheit einen Theil der Schuld tragen. Es ist nämlich mifslich, ein philosophisches System in lauter kleinen Schriften, welche die Gestalt ephemerer Erscheinungen an sich tragen, in Briefen oder, im leichten Ton des Gesprächs darzustellen. In den Theilen, welche ihrer ganzen Natur nach mehr der populären Behandlung fähig sind, ist dies noch eher zu dulden, ja kann sogar als zweckmäfsig erscheinen, je mehr aber die speculative Tiefe des Gegenstandes sich geltend macht, um so unbequemer wird es, die Wahrheit in dieser Form verhüllt zu finden, um so eher wird diese Form, anstatt sie zugänglich zu machen, von der Wahrheit entfernen. Denn die Popularität der Form läfst natürlicher Weise einen leichten, vulgären Inhalt vermuthen, zeigt sich nun der Inhalt, trotz der leichten Form, nicht so, wie alle übrigen Gegenstände der Conversation, so wendet man sich von ihm als einem dunkeln, mystischen, ab. So mochte mit in der Form der Leibnitzischen Werke der Grund liegen, warum seit Wolf's Vorgange die Theile seiner Philosophie, in welchen die gebildete Reflexion fort kann, in Ehren blieben, z. B. die logischen Bestimmungen, die Lehre von den Erkenntnifsprincipien, die popular gehaltne Theodicee u. s. f., dagegen die Monadologie, und was mit der zunächst zusammenhängt, vergessen ward.

Als nun in neuerer Zeit auf dieses Vernachlässigte als auf das Wesentliche aufmerksam gemacht ward, als Fichte auf Leibnitz hinwies, Schelling die Hoffnung aussprach, dafs jetzt endlich Leibnitz möchte verstanden werden können, als Erscheinungen, wie z. B. Herbart, von selbst auf Leibnitz zurückdeuteten, — da fanden sich denn allerdings Viele verpflichtet, der Vergessenheit zu entreifsen, was ihr nicht gehört, aber freilich schreckte sie der mühsame Weg, und trotz aller Lobeserhebungen, mit welchen Leibnitz jetzt wieder überschüttet wird, haben wir noch keine einzige ausführliche Darstellung seines Systems erhalten, welche genügte. Es sind nämlich zwei Klippen, an welchen bisher alle mehr detaillirten Darstellungen scheiterten. *Entweder* ward die oben erwähnte Parthie nur wie ein unvermeidliches Uebel mit behandelt, und man war froh, wenn man erst bei den bekannten Vorstellungen von den angebornen Ideen, oder beim Optimismus u. s. f. angelangt war, — *oder*, wenn dies nicht der Fall war, wurde das Schwierige und das Populare, wie zwei ganz disparate, von einander unabhängige, Bestandtheile behandelt und gar kein organischer Zusammenhang nachgewiesen etwa zwischen der prästabilirten Harmonie und den Erkenntnifsprincipien u. s. f. Beide Mängel hat eine Darstellung der Leibnitzischen Philosophie zu vermeiden, und dabei aus der grofsen Masse den wissenschaftlichen Gehalt rein auszuscheiden und in ihm angemessener Form darzulegen.

Die vorliegende Dissertation zerfällt in drei Capitel, von denen das *erste* als Einleitung an Cartesius und Spinoza anknüpft, das *zweite* die Philosophie des Leibnitz enthält, das *dritte* kurz den Uebergang zu Wolf andeutet. Was nun *Cap. I.* betrifft, so erlaubt sich der Referent nur die Bemerkung, dafs es wenigstens ungenau ist, zu sagen, dafs bei Cartesius Denken und Ausdehnung Substanzen seien, — ferner dafs, wenn gleich das Ende des Cartesianism der Dualism ist, dennoch dieses dem Anfang desselben gar nicht widerspricht, da, wie Feuerbach und der Referent gezeigt haben, im *Cogito ergo sum* der Dualism liegt. *Cap. II. behandelt* in fünf Abschnitten die Leibnitzische Philosophie. Im *ersten* wird als (materiales) Princip das der Individuation oder Reflexion in sich bestimmt, p. 4, nach welchem bei jeder Substanz, fern von jeder Passivität, alle Bestimmungen nur Manifestationen ihrer selbst seien. Der *zweite* Abschnitt enthält die Monadologie, und zwar wird 1) von der *Monade* p. 6 gezeigt, dafs sie, als

vorstellend, ihr Anderes an ihr selbst habe, Entelechie sei p. 6; — 2) wird die *Vielheit der Monaden* p. 8 betreffend, richtig getadelt, dafs die Vielheit, die sich aus dem Begriff der Monas ergiebt, empirisch aufgenommen sei, dann wird der Unterschied zwischen Vorstellung, Apperception und Selbstbewufstsein dargestellt, — p. 10. endlich nachgewiesen wie, eben weil keine Passivität in der Monade ist, ihre Beziehung aufser ihnen, die Determination, Prädestination, unbegreifliche prästabilirte Harmonie, sei p. 14; — 3) wird, wo die *monas monadum* als Inbegriff aller Realitäten bestimmt wird, gerügt, dafs nicht auch in ihr die negative Beziehung auf sich, wodurch Gott Schöpfer sei, anerkannt werde. — *Der dritte Abschnitt*, p. 16, der von der Natur der Dinge handelt, enthält 1) den schwierigen Punkt von der *Materie* in einer sehr lobenswerthen Deutlichkeit, nach den Briefen an des Bosses; — nachdem aufmerksam gemacht ist, dafs man bei dem „Haufen von Substanzen" Kategorien, wie Nähe, Berührung, vergessen müsse p. 18 — zeigt er, dafs die Masse nur *Phänomen* ist, das heifst nicht für sich existirt, sondern nur in dem Percipirenden, das alle diese Perceptionen umfafst, dafs sie also existirt durch Aggregat schlafender Monaden *und* eine, verworren vorstellende, Monade — 21. — Hieran knüpft sich, nachdem 2) von Raum und Zeit gehandelt ist, 3) die Beschränkung an (nach dem letzten Brief an des Bosses), dafs bei den organischen Geschöpfen zu der Masse als Phänomen, noch etwas hinzutrete, welches als reelles, substantielles Band, *die* Einheit der Substanzen zu Wege bringt, welche im Organismus sich findet, und durch die prästabilirte Harmonie allein nicht zu erklären ist. — 26 — 28. — Nachdem dann von der Präformation und Unsterblichkeit die Rede gewesen, wird die Verbindung von Leib und Seele näher bestimmt — 31, — die darin liegt, dafs die herrschende Monas (Seele) und das Aggregat von Monaden, (Körper) *eine* Welt vorstellen. — Der *vierte Abschnitt* handelt von der menschlichen Erkenntnifs — 35 — bestimmt das Wesen des Geistes als Denken, giebt die Lehre von den angebornen Ideen und Wahrheiten, von der Zurückführung aller Wahrheiten auf solche primitive — geht dann zu den Principien der Erkenntnifs über, zeigt — 41 den Zusammenhang des *princ. contradictionis* mit dem Begriff der logischen Möglichkeit, und deren Verhältnifs zur realen, behandelt das *princ. indiscernibilium*, zeigt endlich vom *princ. rationis sufficientis*, dafs, da es den Zweckbegriff in sich schliefse, es im innigsten Zusammenhange stehe mit der prästabilirten Harmonie, als dem allgemeinen Zweck. 46. 47. — Der *fünfte Abschnitt*, von Gott und der Welt, ist eine Darlegung der Leibn. Theologie namentlich nach *causa Dei.*, — 56 wird die Theodicee sehr treffend eine Auslegung des *princ. rationis sufficientis* genannt. —

Cap. III. wird nachgewiesen, dafs es die Anwendung der von Leibnitz gelobten mathematischen Methode und die ausschliefsliche Behandlung der Lehre von den Erkenntnifsprincipien sei, welche Wolf zu seinem Geschäft gemacht habe, wodurch allmählig Leibnitz in Vergessenheit gerathen sei.

Dieser Auszug wird es rechtfertigen, wenn Referent jetzt seine Freude ausspricht, dafs der Verfasser vorliegender Dissertation alle die Gesichtspunkte, die oben als nicht aufser Acht zu lassende bestimmt wurden, fest im Auge behalten, und in allen dreien recht Dankenswerthes geliefert hat. Es ist *erstlich* die ganze Darstellung aus einem fleifsigen Studium der Leibnitzischen Schriften hervorgegangen, und ist klar und bestimmt; wo es möglich, sind Leibnitz's eigene Worte beibehalten Die eingestreuten Bemerkungen sind meist treffend, wenn gleich im Einzelnen Manches etwas künstlich hineingetragen scheint, so z. B. dafs mit dem Princip der *Einheit* die *vereinigenden* Versuche Leibnitzens hinsichtlich der Religion zusammenhängen, — eben so ist p. 58 Manches, was allerdings wahr ist, so hinzugebracht, dafs es den Faden unterbricht, und statt Leibnitzens Lehre Consequenzen derselben erzählt werden. *Zweitens* ist gerade der schwierigere Theil der Leibnitzschen Lehre einem sehr ernsten Nachdenken unterworfen und mit vieler Liebe behandelt, — *endlich* ist der Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen vom Verfasser stets im Auge behalten. Sehr treffend ist dieser Zusammenhang nachgewiesen zwischen dem *princ. rationis sufficientis* und der prästabilirten Harmonie, eben so zwischen dieser und der Theodicee, eben so zwischen der Monadenlehre und dem Zweck der Schöpfung. — Wo der nähere Zusammenhang dem Verfasser nicht sichtbar war, hat er doch nach ihm geforscht, wo er fehlte, den Mangel gerügt. Hier möchte es freilich zu viel gesagt sein, dafs das *princ. contradictionis* im Widerspruch stehe mit der Monadologie. —

Indem der Referent dem Verfasser für seine Arbeit dankt und den Wunsch ausspricht, derselbe möge seine historischen Forschungen, zu denen ein speculatives Interesse ihn so wohl befähigt, fortsetzen, mufs er hinsichtlich *dieser* Arbeit doch noch eines Punktes Erwähnung thun Sie ist, nach den angehängten Thesen zu urtheilen, eine Inauguraldissertation, und darin mag wohl die Wahl der lateinischen Sprache ihren Grund haben. Man ist nun allerdings, wegen des innern Widerspruchs, der darin liegt, philosophische Untersuchungen unserer Tage in einer todten Sprache darzustellen, — gewohnt, es darin nicht genau zu nehmen, indefs hat doch Alles sein Maafs, und der Verfasser möge es Keinem verübeln, der bei der vorliegenden Arbeit (z. B. p. 14) manchmal das Gefühl hat, als würden gute Gedanken in der Mundart vorgetragen, die man Rothwälsch zu nennen pflegt. —

Dr. Erdmann.

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

III.

Matériaux pour l'histoire du christianisme en Égypte, en Nubie, et en Abyssinie, contenus dans trois mémoires académiques sur des inscriptions grecques des V. et VI. siècles; par Mr. Letronne. Paris, 1832.

Der Eifer, welcher in den neuesten Zeiten auf die Aufsuchung der alten Inschriften Aegyptens verwendet worden ist, hat sich nicht nur auf die mit ägyptischer Schrift aufgezeichneten, sondern auch auf die in griechischer Sprache abgefafsten, so wie auf die griechischen Papyrusrollen erstreckt. Die Erklärung dieser ägyptisch-griechischen Denkmäler, obgleich manche Probleme darbietend, ist doch bei weitem nicht mit solchen Schwierigkeiten umgeben, wie die Erklärung der in ägyptischer Sprache und Schrift aufgezeichneten. Daher hat sich denn der Inhalt jener griechischen Inschriften und Papyrusrollen auch schon viel vollständiger ermitteln lassen, und er hat nicht nur über die politischen, religiösen und häuslichen Verhältnisse des ptolemäischen, römischen und byzantinischen Aegyptens, sondern auch über den Inhalt der ägyptischen Texte selbst manches dankenswerthe Licht verbreitet. Niebuhr, Boeckh, Buttmann, Letronne, Peyron, Reuvens, Young, haben sich um die Erläuterung der ägyptisch-griechischen und der nubisch-griechischen Denkmäler die gröfsten Verdienste erworben. Letronne's vieljährige Beschäftigungen mit diesem Gegenstande haben ihn auch zur Ausarbeitung der vorliegenden drei Abhandlungen geführt, welche eigentlich zum neunten, und dem noch nicht erschienenen zehnten Bande der *Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres* gehören, hier aber zusammen abgedruckt worden sind in einer besonderen Ausgabe, von welcher man nur hundert Exemplare gedruckt hat, und die nicht in den Buchhandel gekommen ist. Der Hauptpunkt, welchen diese drei Abhandlungen aus Inschriften erläutern, ist die nähere Ermittelung der Zeit, in welcher der heidnische Cultus in Aegypten wirklich aufhörte, und der Zeit, in welcher das Christenthum in Abyssinien und Nubien gegründet ward. Die Abhandlungen sind daher für die Kirchengeschichte wichtig, und stützen sich auf unbestreitbare und klare Denkmäler.

Die *erste Abhandlung* beschäftigt sich mit der Inschrift des Silko, Königes der Nubier und aller Aethiopier, *σιλκὼ βασιλίσκος νουβάδων καὶ ὅλων τῶν αἰθιόπων*, welche in dem Tempel zu Kalapsche, dem alten Talmis, gefunden worden ist. Silko verewiget darin die Siege, welche ihm Gott über die Blemmyer, die Nachbaren der Nubier, verliehen hat. Niebuhr hat diese Inschrift, nach der Abschrift von Gau, in seinen *Inscriptiones Nubienses* erläutert. Er hielt dafür, dafs Silko ein Heide gewesen, und gelebt habe zur Zeit der Kaiser Diocletianus und Maximianus, also gegen ao. 300. Die Gausche Abschrift enthielt jedoch einige Lücken, welche Niebuhr dergestalt ergänzte, dafs nun zweimal der Gott Ares in der Inschrift erschien; woraus er denn natürlich die Abfassung der Inschrift durch einen Heiden folgerte. Die Gräcität der Inschrift hätte ihn aber in der That bedenklich machen müssen; sie führt in eine viel spätere Zeit, in die der byzantinischen Gräcität. Letronne hat nun durch Cailliaud eine andre Abschrift der Inschrift erhalten, welche jene Lücken auf eine andre Weise ergänzt, und zwar so, dafs der Gott Ares, und mit ihm die Spur des Heidenthumes, aus der Inschrift verschwindet.

Die erste lückenhafte Stelle lautete nämlich: „ich lasse den Feinden keine Ruhe:"

εἰ μὴ κατηξίωσάν με κ........ ϱ .... λ.....

Niebuhr ergänzte: *καὶ ἄϱην καλοῦσιν*, und übersetzte: „wofern sie mich nicht anflehen und Ares nennen". Statt dessen giebt nun Cailliaud's Abschrift deutlich:

εἰ μὴ κατηξίωσάν με καὶ παϱακαλοῦσιν
„wofern sie mich nicht anflehen und um Vergebung bitten".

Diese Bedeutung des παρακαλεῖν erläutert der Verf. aus den Kirchenschriftstellern. Hiernach wäre der eine Ares beseitiget.

Die zweite lückenhafte Stelle schliefst sich unmittelbar an die vorhergehende; der König fügt hinzu:

ἐγὼ γὰρ εἰς κάτω μέρη λέων εἰμὶ καὶ εἰς ἄνω μέρη αρξ εἰμὶ

Statt des unverständlichen αρξ restituirte Niebuhr wieder ἄρης, und übersetzte: „denn ich bin ein Löwe für die niederen Landschaften, und ein Ares für die hohen Landschaften". Dafs in diesem Sinne dem Löwen eher ein andres Thier entgegengesetzt sein würde, und nicht grade der Gott Ares, fühlte er wohl, und schlug daher auch diese Uebersetzung vor: „denn ich bin ein Löwe in Ansehung des Unterleibes, und ein Ares in Ansehung des Oberleibes". Inzwischen fragte es sich noch immer, was aus dem αρξ zu machen sei. Die Abschrift Cailliaud's giebt auch αρξ, jedoch mit einem Punkte über dem *P*, um anzudeuten, dafs die Lesung des Buchstabens zweifelhaft sei. Letronne bemerkt nun, dafs unstreitig statt des *P* ein *I* zu lesen sei, woraus sich das grade passende Wort αἴξ Ziege ergiebt. Der Sinn ist also:

„*für das flache Land bin ich ein Löwe, für die Gebirge eine Ziege*".

d. h. ich kann überallhin kommen; keine Gegend wird meine Feinde sichern. Der zweite Ares wäre hiernach auch verschwunden.

Der Vf. geht darauf zu denjenigen Ausdrücken der Inschrift über, welche seines Erachtens den christlichen Abfasser verrathen. Dahin gehört zuvörderst, dafs Silko sagt: „ich bekriegte die Blemmyer"

καὶ ὁ θεὸς ἔδωκέν μοι τὸ νίκημα.

Der Ausdruck ὁ θεὸς, in diesem absoluten Sinne gebraucht, konnte nach Letronnes Meinung nur aus einem christlichen Munde kommen. Er giebt zu, dafs der philosophische Styl der Heiden die Wörter ὁ θεὸς, τὸ θεῖον, zur Bezeichnung der Gottheit im Allgemeinen gebrauche; aber in öffentlichen Inschriften der Heiden könne ein solches ὁ θεὸς nicht vorkommen, es wäre denn, dafs ein specieller Gott, wie Ammon, Hermes, vorher genannt worden, und dann ein nachfolgendes ὁ θεὸς sich auf jenen bezöge, mit dem Sinne: „der oben gedachte Gott". Die übrigen heidnischen Inschriften Aegyptens fügen dem ὁ θεὸς immer den speciellen Namen bei, und sagen ὁ θεὸς ἄμμων, ὁ θεὸς σάραπις. Man könnte nun Hrn. L. einwenden, es sei auffallend, dafs ein Christ dem ὁ θεὸς nicht noch irgend ein *Epitheton ornans* beigefügt habe. Indefs müssen wir diesen Einwand sofort fallen lassen, da es in der S. 89 erwähnten, unzweifelhaft christlichen Inschrift zu Philae, welche unter Aufsicht des Bischofes Theodorus gemacht ward, gleichfalls heifst:

ὁ θεὸς αὐτὸν διαφυλάξῃ ἐπὶ μήκιστον χρόνον.

Man könnte ferner einwenden, es sei auffallend, dafs ein Christ gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, wohin Hr. L. die Inschrift setzt, bei einer solchen Gelegenheit nicht auch der Namen Christi, der Mutter Gottes und der Heiligen, gedacht habe, da letztere damals in der morgenländischen Kirche schon eine so grofse Verehrung genossen. Inzwischen müssen wir zugeben, dafs diese Erwähnungen nicht durchaus nothwendig gewesen, mit Rücksicht auf die weiteren, von Hrn. L. aufgestellten Anzeichen des Christenthumes in der Inschrift.

Der zweite hieher gehörende Ausdruck ist nämlich dieser, dafs Silko sagt: „ich schlofs Friede mit den Blemmyern"

καὶ ὤμοσάν μοι τὰ εἴδωλα αὐτῶν

„*und sie schwuren mir auf ihre Bilder*".

Nur die jüdischen Verfasser der Alexandrinischen Version des A. T. und die christlichen Kirchenschriftsteller gebrauchen den Ausdruck εἴδωλα zur Bezeichnung der Götterbilder der Heiden. Den Silko aber für einen jüdischen Fürsten zu halten, dazu möchte wenig Grund sein.

Endlich geht Hr. L. die Sprache der Inschrift durch, und weiset darin überall die Worte und Wendungen der byzantinischen Gräcität nach; z. B. καὶ ὅλων τῶν αἰθιόπων statt καὶ τῶν συμπάντων; ferner das bekannte νηρὸν statt ὕδωρ. Auch Anklänge an die Phrasen der Kirchenväter und der Alexandrinischen Version des A. T. scheinen sich in der Inschrift zu finden.

Ergiebt sich nun Silko als Christ, so ist, um sein Zeitalter zu bestimmen, die zweite Frage: *wann ward Nubien christlich?* Obgleich als sicher angenommen werden darf, dafs unter Constantin durch Frumentius das Christenthum im nordöstlichen Aethiopien verbreitet ward, so folgt daraus doch nicht, dafs damals auch schon das zwischen dem christlichen Aegypten und dem christlichen Aethiopien liegende Nubien die neue Religion empfangen habe. Im Gegentheil scheint dieses Zwischenland erst beträchtlich später christliche Kirchen erhalten zu haben, und bemerkenswerth ist es, dafs, während in Aegypten und in Aethiopien die christlichen Gemeinden bis auf unsre Zeit fortgedauert haben, die

dagegen aus Nubien völlig wieder verschwunden sind. Die Blemmyer erscheinen noch in Silko's Inschrift als Heiden, während die Sprache der Inschrift uns in das Zeitalter Justinians führt. Die Blemmyer wohnten, der Inschrift zufolge, damals zwischen Primis und Talmis, also im unteren Thale Nubiens bis an die ägyptische Grenze. Eben so bezeichnet Olympiodor ao. 407—425. ihren Wohnsitz, und beschreibt sie zugleich als Heiden. Auch im Jahre 452. werden sie ausdrücklich als Heiden genannt durch den Geschichtschreiber Priscus, welcher den zwischen ihnen und dem römischen Befehlshaber Maximinus in jenem Jahre abgeschlossenen Vertrag berichtet. Ein Artikel dieses Vertrages bestimmt nämlich, es solle fernerhin den Blemmyern und Nubiern verstattet bleiben, das Bild der Göttin Isis aus dem Tempel zu Philae abzuholen, und es nach einiger Zeit wieder dorthin zurückzubringen. Schon hieraus ergiebt sich, dafs auch zu Philae der heidnische Cultus damals noch bestand. Daher finden wir denn auch bei Marinus im Leben des Proclus etwas nach ao. 486. die Nachricht, dafs zu Philae die Isis noch verehrt würde. Die in der zweiten Abhandlung dieses Werkes erläuterten Inschriften und die Aussage des Procopius zeigen, dafs jener Cultus zu Philae fortdauerte bis zur Regierung Justinians. Procopius nennt denn auch die Blemmyer noch Verehrer der Isis und des Osiris. Südlich von den Blemmyern bis an die äthiopische Grenze wohnten die Nubier, als deren Fürsten sich Silko in der Inschrift bezeichnet: *βασιλίσκος νουβάδων*. Die Zeugnisse von dem heidnischen Cultus dieses Volkes erstrecken sich gleichfalls bis in die Zeit Justinians, und Abulfaragius liefert *Assemani bibl. orient. tom.* 2. *p.* 330. einen Bericht über die Bekehrung der Nubier durch den Presbyter Julianus, welche unter Justinian's Regierung erfolgte. Assemani will diesen Bericht für eine Fabel halten, weil die Aethiopier ja schon viel früher Christen geworden seien, und der Name Aethiopier auch bisweilen zur Bezeichnung der Nubier gebraucht wird. Allein grade nur aus diesem ungenauen Gebrauche des Ausdruckes Aethiopier entsteht Assemani's Zweifel. Der eben angeführte Bericht des Abulfaragius steht in völliger Uebereinstimmung mit den Nachrichten des Priscus und Procopius.

Da nun der nubische König Silko schon als Christ erscheint, so kann er nur nach Justinian gelebt haben. Man kann daher die Abfassung seiner Inschrift ungefähr in die Jahre 580—600. setzen. Vielleicht trugen seine Siege über die Blemmyer selbst dazu bei, bei diesen das Christenthum einzuführen. In den häufigen Kriegen, welche die Völkerstämme der Blemmyer, Nubier und Aethiopier unter einander führten, läfst sich vielleicht eine Ursache für das späte Eindringen des Christenthumes in diese Gegenden suchen. Der römische Einflufs erstreckte sich nicht mehr bis in diese Länder. Schon Diocletian zog die römischen Besatzungen aus Nubien zurück, und beschränkte das römische Gebiet auf Aegypten, daher die Völker südlich von den Wasserfällen des Nils seitdem freien Spielraum erhielten. Die drei Inschriften von Adulis, Axum und Talmis, bezeugen die unter diesen Völkern geführten Kriege. Nachdem nun seit Justinian's Zeit dort das Christenthum Ausbreitung gewonnen hatte, blieb es daselbst nicht lange ungestört; denn schon ao. 641. drangen die moslemischen Araber in Nubien ein. Nach dieser Zeit kann Silko's Inschrift wohl nicht füglich mehr abgefafst worden sein.

Was den Gebrauch der griechischen Sprache in Silko's Inschrift betrifft, so bemerkt der Verf., dafs an den äthiopischen Küsten die griechische Sprache durch die dortigen Handelsniederlassungen sich frühe verbreitete, daher wir sie denn auch in den Inschriften von Adulis und Axum antreffen; dafs hingegen in Nubien die griechische Sprache erst durch Einführung des Christenthumes Eingang fand. Denn fast alle griechische Inschriften, welche südlich von Meharraka gefunden worden, sind aus christlicher Zeit. Die griechische Sprache erhielt sich darauf bei den Nubiern als Kirchensprache, auch nach dem Eindringen der Araber, noch geraume Zeit. Im Tempel von Essabua findet sich eine Inschrift vom Jahre 470., welches nach der *Aera martyrum* gerechnet unser Jahr 753. ist; und der noch spätere arabische Schriftsteller Abu selâch, welchen Quatremère in den *Mémoires géographiques tom.* 2. *p.* 37. anführt, sagt, dafs zu seiner Zeit die Nubier ihren Gottesdienst noch in griechischer Sprache hielten. Den Verkehr der Nubier mit dem Constantinopolitanischen und Alexandrinischen Clerus verräth auch die in den nubischen Inschriften vorkommende Rechnung nach Indictionen, wovon der Vf. mehrere Beispiele anführt.

Die *zweite Abhandlung* beschäftigt sich mit dem Zeitpunkte, bis zu welchem der heidnische Cultus auf der berühmten Insel Philae an der südlichen Grenze

Aegyptens fortdauerte, mit der Rolle, welche diese Insel in der Zeit zwischen den Regierungen Diocletian's und Justinian's spielte, und mit dem Ursprunge und dem Gebrauche der *Aera Diocletiani* oder *Aera Martyrum*. Der Vf. erläutert diese Punkte aus dem Inhalte von vier interessanten, bisher noch nicht bekannt gewesenen, griechischen Inschriften. Drei derselben wurden im Jahr 1829. von Lenormant zu Philae abgeschrieben. Dafs noch über anderthalb Jahrhunderte nach den strengen Edicten des Kaisers Theodosius zu Philae der heidnische Cultus sich behauptete, berichten Marinus, Priscus, Procopius, und dieses Factum wird nun durch jene Inschriften vollkommen bestätiget.

Die eine Inschrift lautet also:

„Anbetung des Smetchem, des Protostolisten, vom Vater Pachumios, dem Propheten, und der Mutter Tsensmet. Ich ward Protostolist im Jahre 165. *Diocletians. Ich kam hieher und verrichtete mein Werk, zugleich mit meinem Bruder Smet, dem Nachfolger des Propheten Smetchis, Sohnes des Propheten Pachumios. Gnädig mögen wir sein unsre Herrin Isis und unser Herr Osiris. Zum Heil! Heute am* 23. *Choiak des Jahres* 165. *Diocletians."*

Wir finden hier eine ganze Priesterfamilie erwähnt: zuvörderst den Vater Pachumios, welcher Prophet war; sodann zwei Söhne desselben, Smet und Smetchis, die gleichfalls Propheten wurden; endlich einen dritten Sohn, Smetchem, welcher Protostolist ward. Die Propheten bildeten einen der vornehmeren Priesterklassen bei den Aegyptern; ihre eigentliche Function ist uns aber nicht bekannt. Der Protostolist oder *Oberbekleider* hatte ohne Zweifel die Function, an Festtagen die Götterbilder mit den Festgewändern zu bekleiden; Maternus bezeichnet diese Priester mit dem Ausdrucke *vestitores simulacrorum divinorum*. An den Bildern der Isis bemerkt man gewöhnlich Löcher, welche zur Befestigung der Gewänder gedient zu haben scheinen. In der zweiten Inschrift finden wir auf ähnliche Weise erwähnt den: „Smetchis, den Protostolisten, Sohn des Pachumios, des Propheten, am 15. Choiak im Jahr 169. Diocletians". Diese Priester scheinen sich also damals bei dem Feste der Isis kurz vor dem Wintersolstitium in den Tempel begeben zu haben, um die Bekleidung der Isis für das Fest zu vollziehen. Die Feste der Isis wurden, wie mehrere alte Schriftsteller berichten, zur Zeit des Wintersolstitiums gefeiert.

Der Monat Choiak des Jahres 169. Diocletians fällt in den December unsres Jahres 453. Obgleich nun nach den vielen früheren Edicten der christlichen Kaiser wider den heidnischen Cultus, unter welchen schon das Edict des Constantius von ao. 353. die Todesstrafe auf heidnischen Cultus setzte: *quodsi quis aliquid forte hujusmodi perpetraverit, gladio ultore sternatur; cod. Theod. XVI.* 10. 4. abermals Theodosius ao. 392. jene Edicte eingeschärft, und die Provincialbeamten für die strengste Ausführung verantwortlich gemacht hatte: *si quid autem ii tegendum gratia, aut incuria praetermittendum esse crediderint, commonitioni iudiciariae subiacebunt:* so sehen wir also dennoch sechszig Jahre später den Isisdienst zu Philae ganz ungestört ausüben, und die damit beschäftigten Priester furchtlos ihre Inschriften öffentlich im Tempel anbringen. Es ist dies grade die Zeit, in welche die schon vorhin erwähnte Verhandlung des römischen Feldherrn Maximinus mit den Blemmyern und Nubiern fällt. Obgleich Maximinus natürlich Christ war, so bewilligte er doch den Blemmyern die regelmäfsige Abholung des Isisbildes von Philae, und auch dafs die hiezu gebrauchten Boote von Aegyptern geführt würden. Er machte zur Bedingung, dafs der Friedensvertrag im Isistempel *ratificirt* würde, ἐμπεδωθῆναι, welcher Ausdruck von den bisherigen Uebersetztern des Priscus seltsam übersetzt worden ist durch: *clavis ferreis revinciri*. Ohne Zweifel hielt er dafür, dafs die grofse Autorität des Tempels die Feinde zur gewissenhafteren Erfüllung der Bedingungen bewegen werde. Tillemont ist erstaunt darüber, dafs ein christlicher Befehlshaber solche heidnische Bedingungen habe bewilligen können. Allein er hat die damalige Lage der römischen Grenze im südlichen Aegypten nicht bedacht. Schon Diocletian wich den Blemmyern, indem er ihnen alles Land bis Elephantine überliefs, und durch Befestigungen bei Philae und Geldzahlungen ihre ferneren Angriffe zu verhüthen suchte. Da nun der Tempel zu Philae in grofser Verehrung bei den Blemmyern stand, so konnte schon dies ein Grund sein, jenen Tempel zu schonen. Nach Ablauf des mit den Blemmyern ao. 452. geschlossenen hundertjährigen Friedens, gegen ao. 560. beauftragte dann Kaiser Justinian den Befehlshaber Narses mit der Zerstörung des heidnischen Cultus zu Philae, wie Procopius erzählt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Matériaux pour l'histoire du christianisme en Égypte, en Nubie, et en Abyssinie, contenus dans trois mémoires académiques sur des inscriptions grecques des V. et VI. siècles; par Mr. Letronne.

(Schlufs.)

Es ist zu erwarten, dafs hierauf im Tempel zu Philae eine christliche Kirche eingerichtet worden, von den Blemmyern dagegen neue Angriffe zu besorgen gewesen. Beide Umstände erhellen denn auch aus einigen christlichen Inschriften, welche zu Philae gefunden worden, und mit denen der Verf. sich hierauf beschäftigt. Der Pronaos des Tempels ward, wie noch deutlich zu sehen ist, in eine Kirche verwandelt, und an einem der Thore des Pronaos findet man die Inschrift:

„*Dieses Werk ward ausgeführt unter unsrem Vater, dem Abt Theodoros, dem Bischofe*".

Eine andre, gegenüberstehende Inschrift lautet:

„*Auch dieses gute Werk ward ausgeführt unter unsrem heiligsten Vater, dem Bischofe Abt Theodoros. Gott erhalte ihn auf längste Zeit*".

Noch eine dritte Inschrift sagt ausdrücklich, Theodoros habe τὸ ἱερὸν τοῦτο gegründet. Das gedachte Werk des Theodoros bestand also ohne Zweifel darin, dafs er die heidnischen Sculpturen im Tempel mit Kalk überziehen liefs, welcher nun zum Theil wieder abgefallen ist, an die Säulen hin und wieder etwas anmauern liefs, und eine Stele von rosafarbenem Granit zum Altar einrichtete. Wann nun aber dieser Theodoros gelebt habe, erfahren wir aus einer vierten Inschrift, welche sich an der Mauer befindet, die als Befestigungswerk die Insel umgiebt. In dieser Inschrift heifst es: „auf Befehl unsrer Herren, Flavius Justinus und Aelia Sophia ward diese Mauer wiederhergestellt unter dem Abt Theodoros, dem Bischofe; am 18. Choiak, der eiften Indiction".

Dies ist die Regierung des Kaisers Justinus II. und das Datum entspricht also dem 14. December unsres Jahres 577. Nachdem nun zu Philae das Christenthum gegründet worden, und von der andren Seite her auch der christliche nubische König Silko das Gebiet der Blemmyer unterworfen hatte, wird wahrscheinlich bald darauf das Christenthum auch bei den Blemmyern eingeführt worden sein. Was den Gebrauch der *Aera Diocletiani* betrifft, so zeigt der Vf., dafs diese Zeitrechnung zuerst von den Heiden in Aegypten gebraucht ward, vielleicht aus Dankbarkeit für die Sorgfalt, mit welcher Diocletian sich der Angelegenheiten Aegyptens annahm, und für den heidnischen Cultus thätig war. Von den Heiden ging der Gebrauch jener *Aera* zu den Christen über, aber anfangs nur für die astronomische Rechnung und die Osterberechnung; in bürgerlichen Angelegenheiten datirten die Christen nach den Indictionen und den Regierungen der christlichen Kaiser. Die Heiden fuhren fort, auch in bürgerlichen Angelegenheiten nach alter Weise jene *Aera* zu gebrauchen, wie es z. B. die Inschriften der Priester zu Philae zeigen. Als aber das Heidenthum gänzlich aufgehört hatte, und Aegypten unter die Herrschaft der Chalifen gefallen war, konnten die Christen dort nicht füglich mehr nach den Regierungen der griechischen Kaiser datiren. Jetzt nahmen sie also auch für bürgerliche Angelegenheiten die *Aera Diocletiani* an, nannten sie aber, um das Andenken an ihren heidnischen Ursprung zu verwischen, nunmehr *Aera martyrum*, obgleich dieser Name nicht genau für sie pafste. Denn die *Aera* beginnt bekanntlich mit der Regierung Diocletian's, und die durch Diocletian verhängte Christenverfolgung trat erst im neunzehnten Jahre seiner Regierung ein. Daher entstanden nachher auch in der That einige Irrungen in Betreff des Anfangspunktes, von welchem jene *Aera* zu rechnen sei. Der Vf. beweiset diesen Gang in dem Gebrauche der *Aera* aus den verschiedenen Inschriften, in welchen sie vorkommt, ziemlich überzeugend, und hieraus erklärt es sich denn, wie überhaupt die späteren Christen

zu dem Gebrauche jener, an eine heidnische Regierung geknüpften, Zeitrechnung kamen.

Die *dritte Abhandlung* beantwortet die Frage: ward der Arianer Theophilus Indus vom Kaiser Constantius wirklich nach Indien gesendet, um dort die arianische Lehre zu verbreiten? Diese Sendung hat bekanntlich sehr verschiedene Urtheile der Kirchenhistoriker veranlafst, da historische und geographische Schwierigkeiten einer solchen Sendung entgegen zu treten schienen. Der Verf. erörtert nun genau den bekannten Umstand, dafs die alten Schriftsteller bald die homeritischen und äthiopischen Küsten, bald das eigentliche Indien mit dem Ausdruck *India* bezeichnen. Selbst der genauer specificirende Ausdruck: ἡ ἐνδοτέρω ἰνδία *das innere Indien*, welcher eigentlich die homeritischen und äthiopischen Küsten bezeichnete, weil sie dem Innern des römischen Reiches näher lagen, wird von manchen alten Schriftstellern falsch angewendet auf das eigentliche Indien, welches im Gegensatze *India exterior*, *India extrema*, sein sollte. Aus den blofsen Ausdrücken: *Indus fuit*, *in Indiam missus est*, folgt also nichts Bestimmtes. Der Vf. entwickelt nun, dafs Theophilus von der äthiopischen Küste stammte, daher er auch von Gregorius Nyssenus ὁ. βλέμμυς θεόφιλος *der Blemmyer Theophilus* genannt wird; dafs Theophilus als Geissel nach Constantinopel gesendet worden, weil die römischen Besatzungen an der äthiopischen Küste häufige Conflicte mit den Eingebornen hatten; dafs Constantius deshalb den Theophilus dazu ausersah, in seiner Heimath Aethiopien, wo Frumentius bereits das orthodoxe Christenthum gegründet hatte, nunmehr die arianische Lehre zu verbreiten. Auf diese Weise ist es denn sehr erklärlich, dafs, nach dem Berichte des Philostorgius, Theophilus von seiner heimathlichen Insel sogleich zu den Axumiten gelangt, und alle Schwierigkeiten, welche einer Sendung in das eigentliche Indien entgegen stehen, verschwinden. Dieser bisher dunkle Punkt der Kirchengeschichte scheint in der That durch die vorliegende Abhandlung vollständig aufgeklärt zu sein.

J. G. L. Kosegarten.

IV.

Dobrowsky's Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen. Zweite verm. u. verb. Ausg. von W. Hanka. Prag, 1833. *Kronb. u. Weber.* 82 S. *in* 8. *Mit zwei Tabellen.*

Diese kleine Schrift, welche wir seit dem J. 1813 besitzen, wo sie zuerst in den Abhandlungen der k. böhm. Ges. d. Wissenschaften erschien, dürfte als eine der gehaltvollsten des verewigten Meisters mit um so gröfserem Rechte eine neue Ausgabe verdient haben, als der erste Abdruck derselben von den meisten Sprachforschern nicht hinlänglich scheint gekannt oder beachtet worden zu sein. D. hat darin den Plan niedergelegt zur Ausarbeitung von etymologisch, d. i. nach Wurzeln und Stämmen geordneten Wörterbüchern für die sämmtlichen slawischen Dialekte; und so ist auch der etwas doppelsinnige Titel zu verstehen, der offenbar auf ein vergleichendes Etymologikon aller Sprachen slawischen Stammes hinweis't und bei dieser neuen Ausgabe hätte abgeändert werden sollen. Lange gehörte ein solches Etymologikon zu den Lieblingsideen D's.; schon im J. 1806 (s. Slawin, S. 388 d. ersten Aufl.) that er ausdrücklich Erwähnung davon, nachdem bereits die kais. russ. Akademie in ihrem Wörterbuche (1789 ff. N. A. 1806—22, VI Bde. 4to) die Bahn dazu gebrochen hatte.

In der vorliegenden Schrift liefert nun D. die *Grundzüge der gesammten slawischen Wortbildung;* er steht hier zugleich als Schöpfer und alleiniger Meister da, so dafs seine Theorie noch heute von allen slawischen Grammatikern beibehalten wird. D. hatte sich, gleich *Ihre*, schon frühzeitig jenen glücklichen Takt erworben, der das Etymologisiren zu einem wahrhaft fruchtbringenden Studium macht. Ganz auf dem Wege eigener Forschung, ohne Einblick in die Lehren der indischen Grammatiker, schlofs sich ihm die Tiefe der slaw. Wortbildung auf; so dafs er schon im J. 1796 (vgl. s. Reise nach Schweden, p. 113 mit p. 9 des gegenw. Buches) eben so richtig etymologisirt, als zwanzig Jahre später, wo er auf diesem Gebiete öffentlich als Gesetzgeber auftrat. Der gegenwärtige Entwurf jedoch ist im Grunde nichts weiter als ein *Ideal;* denn wir zweifeln daran, ob D. selbst im Stande gewesen wäre, all' den strengen Anforderungen zu genügen, die er an den Vf. eines slaw. Etymologikons gemacht und in dieser Schrift ausgesprochen hat. Auch ist seither erst ein einziger Versuch der Art, u. zwar für den windischen Dialekt, bekannt geworden, nämlich des Pfarrers U. Jarnik, Versuch eines Etym. d. slowen. Mundart in Inner-Oestreich (Klagenf. 1832,

XXII u. 243 S. in gr. 8.); welches Buch natürlich gar weit hinter jenem Ideale zurückbleiben mufste.

D. schickt seinem Entwurfe acht allgemeine Postulate voraus. Er will vorerst, dafs man in einem slaw. Etymologikon die Laute nicht nach dem Alphabet, sondern nach ihrer natürlichen Verwandtschaft auf einander folgen lassen solle, und stellt demnächst ein Thema der slaw. Laute in 6 Ordnungen folgendermafsen auf:

α. *Vokale.* 1) *i, e, a, o, u*
(*ji, je, ja, jo, ju* — böhm. *gi, ge etc.*)

β. *Konsonanten.*
2) *w* (*v, f*), *b, p, m*
3) *n, l, r,*
4) *d, t,*
5) *z, ẑ, s, sch* (*schtsch*),
c, tsch *)
6) *g* (böhm. *h*), *ch, k* (*ks*).

Nach den unter den slaw. Sprachen geltenden Gesetzen der Lautverschiebung, möchte diese Lautentafel bei einem jeden Dialekte anders ausfallen, und es würde z. B. im Windischen das *z* die Stelle des *c*, *zh* die Stelle des *tsch*, *s* jene des *ẑ* etc. einnehmen. D. verlangt ferner, dafs alle fremden Wörter weggelassen oder am Ende geliefert, die zweifelhaften jedoch (wie etwa bei Campe) durch Zeichen kenntlich gemacht werden sollten. Dies ist nun freilich eine ganz ungeheuere Forderung, die selbst den ehrwürdigen D. in unzählige Verlegenheiten gebracht haben würde; wefshalb denn auch weder Linde in seinem polnischen Slowar (Warschau 1807—14, VI Bde. 4to), noch auch die russ. Lexikographen darauf Rücksicht genommen, sondern auch ursprünglich fremde — griech., lat., franz. — Wörter mit aufgeführt haben. Wenn daher D. p. 80 das russ. *wetscher* auf *vesper*, *mjesjac* auf *mensis*, *gospod* auf *hospes*, *goluba* a. *columba*, *lga* auf Lüge, *len* a. Lein etc. zurückführt, so ist das ein ganz konsequentes Verfahren; blofser Purismus aber ist es, z. B. das russ. *glac* (Auge), *otschag* (Heerd), *kniga* (Buch), *knjaz* (Fürst, Priester) aus dem Verzeichnisse der slaw. Stammwörter auszustreichen, wie D. p. 7, 79 thut, obgleich er das Bedenkliche der Sache selbst zu fühlen scheint. Ferner sollen alle Sprofsformen unter ihre Stämme und diese unter ihre Wurzeln, also z. B. d. russ. *prewoshoditelstwo* (Excellenz) unter *hod*, d. altslaw. *zaswjedetelstwowati* (bezeugen) unter *wjed* etc. eingereiht werden. Wer käme aber, ohne selbst D's. Scharfsinn und Wurzelkenntnifs zu besitzen, so leicht darauf, um z. B. das Wort *tschlowjek* (Mensch) unter der Wurzel *tschel*, das böhm. *chtjti* unter *chot* etc. aufzusuchen? Doch liefse sich diesem Uebel vielleicht durch Indices steuern. Bei den Zeitwörtern wähle man, nach p. 10, stets die reinere Form; also bald das Präsens (z. B. russ. *mogu*, ich vermag, st. Inf. *moschtschi*), bald den Infinitiv (z. B. *pisati*, schreiben, st. Präs. *pischu*). Auch weise man bei jeder Stammsylbe die sämmtlichen Variationen des Wurzelkonsonanten nach; z. B. bei *chod* auch die Formen *choz*, *choẑ*, bei *lgati* auch die Formen *lẑa*, *leẑ* etc. Endlich gebe man jedesmal die primäre Form; z. B. *choditi* unter *idu*, letzteres selbst unter *iti* etc. und unterscheide, nach p. 11, *drei Klassen von Wurzeln:* I. Wurzeln, die nur aus Einem Konsonanten — nach D. aus einem „Grundlaute" — bestehen; z. B. *bi, pi, by, bu, my, la, li, ka* etc. II. Wurzeln, welche aus zwei Kons. bestehen, sie mögen den Vokal im In- oder Auslaute haben; z. B. *bra* od. *ber*, *pes*, *mre* od. *mor*, *nre* od. *nor*, *lam*, *lun* etc. III. Wurzeln, die aus drei und mehreren Kons. bestehen; z. B. *glas*, *chmel*, *chlap*, *prst*, *wolchw*, *chwrast* etc. Ein jedes slaw. Etymologikon müfste also aus drei Abtheilungen bestehen. Man sieht, dafs auch im Slawischen, wie im Deutschen (nach Grimm d. Gr. II, 2.), fünf Kons. das höchste sind, was eine Wurzel enthalten kann. Auch kommen hier wie dort keine zweisylbigen Wurzeln vor. Es ist zu vermuthen, dafs das slaw. Etymologikon D's. eine zum Theil sehr veränderte Gestalt angenommen haben würde, wenn er, gleich den indischen Grammatikern, zugleich die Wichtigkeit des *Vokalismus*, d. i. die Verhältnisse des Inlautes (sanscr. *guna*) erkannt hätte, welche Grimm (d. Gr. II, 68.) zwar gewürdigt, aber erst Schmitthenner (deutsche Etymologie, Darmst. 1833; I, 55.) auf die deutsche Sprache wirklich angewendet hat.

Wurzelsylben zählt D. im Altslawischen allein 1605. Der Bildungsformen giebt es hier eine fast unübersehbare Anzahl; sie von den Flexionslauten zu scheiden, ist sehr schwierig, indem sie bei manchen Wörtern oft in *sechsfacher* Zusammensetzung oder Mischung erschei-

*) Wir wählen für die slaw. Sibilanten aus Mangel an Typen diese einfachen Bezeichnungen, von denen *z* dem franz. *z*, *ẑ* dem franz *j*, *c* dem deutschen ʒ entspricht. Becker's Zeichenwahl (s. Das Wort etc. 1833, S. VII, 25) dürfte wenig Nachahmung verdienen. Erträglicher sind die latein. Schriftzeichen in Schlözer's Nestor (II, 321 ff.).

nen. Auch hierin steht D. unerreicht da, wie Grimm und Bopp. Der Umlaut findet sowohl bei Vokalen (z. B. p. 64 *wedu* — *wod*, *reku* — *rok*, *zriu* — *zor*), als auch bei Kons. Statt, von welchen letzteren auch die ungleichnamigen nach bestimmten Regeln in einander übergehen, aus welchem Uebergange D. p. 19 auf eine „natürliche Verwandtschaft" schliefst zwischen den Lauten *g* und *z*, *ẑ*; *h* und *s*, *sch*, *k* und *c*, *tsch*. Nach derselben Analogie sucht D. (s. Gesch. d. böhm. Sprache, Prag, 1818, S. 16) sogar fremde Wörter mit slawischen zu vergleichen; z. B. *zima* mit *hiems*, *wezu* m. *veho*, *tschist* m. *castus*, *ẑrati* m. *γράω*, *lezeti* mit liegen, *zlato* m. Gold, *serdce* m. Herz etc., welche interessante Zusammenstellung sich wohl mit allen Sprachen des iranischen Stammes vornehmen liefse. Wie die Wortformen in den verschiedenen Dialecten sich abschwächen, davon bietet p. 53 das böhm. Wurzelwort der III. Kl. *slza* [russ. *sleza*, serb. *suza*], Thräne, ein Beispiel, welches poln. *łza*, wend. *za* lautet. An solchen Belegen für die vergleichende Sprachkunde ist das vorliegende Büchlein überhaupt sehr reich; nur dafs die veraltete grammat. Nomenklatur die Auffindung derselben erschwert.

Fragen wir nun, was der neue Herausgeber, Hanka, daran geleistet, so zeigt sich bei näherer Vergleichung mit der 1. Aufl. fast kein Unterschied; wir können uns daher gar nicht erklären, wie dieser Wiederabdruck eine „vermehrte und verbesserte Ausgabe" genannt werden konnte. *Vermehrt* ist diese Schrift höchstens mit einigen ganz unbeträchtlichen Noten, die mit *H.* bezeichnet sind und insgesammt etwa sechs Zeilen betragen. *Verbessert* finden wir nur einige frühere Druckfehler; denn dafs Hanka den vorletzten Paragraph umgestellt, dafs er ferner statt der von D. gewählten böhmischen Schriftzeichen fremde, wiewohl höchst dürftige Typen gewählt — dies wird wohl Niemand für Verbesserungen ansehen. Da man übrigens dem vorliegenden „Entwurf" eine oftmalige fleifsige Ueberarbeitung ansieht, so ist klar, dafs auch für Hanka nicht viel daran zu thun übrig bleiben mochte. Allerdings aber hätte Hanka einige Artikel als Probe ausarbeiten und hinzufügen können, da D. p. 68 von dem vorgezeichneten synthetischen Verfahren nur zwei, zumal sehr unvollständige Beispiele aufstellt. Wir wollen eines davon herausheben und zu verdeutlichen suchen.

Unter der Wurzel *slu* nämlich stehen (im Böhmischen):

slu-ti, lauten, heifsen, genannt werden; und dessen Präs. *slu-ju*, oder (*u* organisch in *ow* aufgelös't) *slow-u*;
slow-o Wort, Sprache, Ruf;
Slowan, *Slowian* (Plur. *Slowene*) als Volksname, Sprachgenossenschaft bezeichnend;
slowensky slowenisch; — nach der windischen Mundart *slovinsky* von *Slovinec*, *Slovin* (*Slovak*);
slowiti nennen, heifsen, sagen — und durch die organ. Verwechselung des *a* und *o* nach *l* (vgl. *plavati*, *plovati* schwimmen, von *plovu*, *pluju*):
slawiti feiern, rühmen; endlich erst
slawa, Ruhm, *gloria*.

Mit mehr Vorsicht, dünkt uns, entwickelt J. Kollar (in s. gelehrten Werke: *Rozprawy o gmenách slaw. etc.* Ofen 1830, S. 28) die Volksnamen *Slawen*, *Slowenen* aus der Wurzel *slu* folgendermafsen:

slu-ti ist das Primitivum; daraus entwickelt sich einerseits das Iterativ
slow-iti, mit den Derivaten:
slowo (Wort), *slowutny*, *Slowan* (ein Slowene); anderseits das Iterativ
slaw-iti, mit den Ableitungen:
slawa (Ruhm), *slawny*, *Slawian* (ein Slawe).

Bei dieser Gelegenheit wiederholen wir den lebhaften Wunsch, dafs man doch endlich jetzt, wo die Streitfrage, ob die Slawen Genossen gleicher *Sprache* oder gleichen *Ruhmes* seien, beantwortet und auch in Deutschland der ganz ähnliche Kampf zwischen *De*isten und *Te*isten ausgekämpft scheint, über die Schreibung dieses slawischen Gesammtnamens sich vereinigen und ein für allemal feststellen möge, wie zwischen Slawen, Slowenen, Slowenzen, Slowaken und zwischen slawischer, slawenischer, slowenischer und slawonischer Sprache unterschieden werden müsse. Was Dobrowsky in dieser Hinsicht nicht zu Ende führte, hat seither auch der vortreffliche Kopitar nicht ernstlich genug auszumachen gestrebt; wefshalb sehr zu wünschen wäre, dafs gegenwärtig Prof. Schaffarik diesen Gegenstand mit der ihm allgemein zuerkannten Kompetenz erledigen möchte. Eben so dringend ist endlich noch die Angelegenheit, die zum Druck des Slawischen durchaus unzureichenden lateinischen Typen mit einigen eigenthümlich slawischen, d. i. *cyrillischen* Typen zu vermehren; da bisher alle in Deutschland mit lateinischer Schrift gedruckten slawischen Sprachproben so gut wie gar keine Orthographie haben und durch diese Unkenntlichkeit der Form immer neue Irrthümer erzeugen. Grotefend und Klaproth haben sich auch in Hinsicht der orientalischen Drucke für die Anwendbarkeit mehrerer cyrillischer Buchstaben entschieden.

Glückselig, in Prag.

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

V.

Handbuch der Entomologie von Dr. H. Burmeister, Privatdoc. an der Königl. Universität u. s. w. Erster Band. Allgemeine Entomologie. 696 S. mit 16 Steindrücken und erklärendem Text in Quart. Berlin, 1832. bei G. Reimer.

Dieses Werk nimmt einen der ehrenvollsten Plätze in der ganzen entomologischen Litteratur ein, und selbst im Auslande hat der Werth desselben bereits Anerkennung gefunden. Es sammlet, ordnet und beleuchtet kritisch alle vorhandenen, auch die neuesten, Materialien über Anatomie und Physiologie, wie über Systematik der Kerfe, und bemüht sich, noch vorhandene Lücken auszufüllen. Es tritt an die Stelle des, in vieler Hinsicht veralteten Kirby-Spence'schen Werkes und des unvollendet gebliebenen Latreille'schen *Cours d'entomologie*, und übertrifft diese Werke an Brauchbarkeit sehr.

Der Hr. Verf., welcher die tüchtige Schule, in der er erwuchs, und den anregenden Umgang, dessen er sich erfreute, in der Vorrede dankbar anführt, vereinigt in der That alle Talente, welche zu einem solchen Unternehmen gehören: er ist Systematiker, Anatom, Physiolog, Philolog und — Zeichner. Seine Uebung im leichten Auffassen der Gegenstände leuchtet selbst noch aus den unvollkommenen Steindrücken, mit welchen der Verleger das schöne Buch nicht allzu würdig ausgestattet hat, hervor. Besonders anerkennungswerth ist auch die seltene Bekanntschaft des Hrn. Verfs. mit der organischen Natur überhaupt, die es ihm möglich machte, mehr als seine Vorgänger sich mit der Lösung der schwierigen Aufgaben: Welchen Standpunkt nehmen die Insecten in der ganzen Thierreihe ein? und welche tiefere Bildungen wiederholen sich in den verschiedenen Lebensperioden des Insects? zu beschäftigen.

Das Buch zerfällt in 4 Abschnitte: *Terminologie, Anatomie, Physiologie und Systemkunde.* Der Physiologie ist fast die Hälfte des ganzen Buches, nächstdem der Anatomie der meiste Platz gewidmet.

In der Terminologie schickt der Hr. Verf. der gewöhnlich allein berücksichtigten *speciellen* Terminologie eine *allgemeine* voran. Dies ist um so mehr zu loben, da hierdurch viel Platz, beim Studium viel Zeit erspart und eine bessere Uebersicht gewonnen wird. In der speciellen Terminologie nimmt unter den verschiedenen Lebensperioden des Insects die Fliege (*imago*) natürlich am Meisten in Anspruch, da bei dieser die gröfste Mannigfaltigkeit von Formverschiedenheiten vorkommt. Wir dürfen uns hier nur auf einige allgemeine Bemerkungen einlassen. Der Hr. Verf. scheint uns zu sehr gegen unschädliche Fehler in Benennungen zu eifern, die, wenn auch von Hause aus etwas unphysiologisch gebildet, jetzt wenigstens allgemein recipirt sind und jede Zweideutigkeit ausschliefsen, in welche wir dagegen zu verfallen fürchten müssen, wenn noch nicht allgemein angenommene Gebräuche eingeführt werden. So z. B. wird der Ausdruck *collum* für einen Theil, der Füfse trägt, *truncus* als ein dem *abdomen gegenüberstehender* Theil, getadelt. — Bei der Bestimmung (Prägung) der einzelnen Termini hat der Verf. sehr mit Recht die bereits vollkommener ausgebildete botanische Terminologie in der Präcision, wie sie z. B. Hayne vorträgt, sich zum Muster genommen und, zur grofsen Bequemlichkeit der zugleich Entom. und Bot. Treibenden, Vieles aus ihr in die entomologische übertragen. Nur bei einigen Terminis vermifsten wir diese so wünschenswerthe Uebereinstimmung. So ist z. B. *scharf* durch *asper* (statt durch *scaber*), *wollig* durch *lanuginosus* (statt durch *lanatus*), *eiförmig* durch *ovale* (statt durch *ovatum*), *glatt* einmal richtig durch *laevis*, ein zweites Mal durch *glaber* (was *kahl* bedeutet) übersetzt, zwischen *hirsutus* (*langborstig*) und *hirtus* (*kurzborstig*) nicht unterschieden u. s. w. Auch fiel es uns auf, dafs

der Verf. selbst nicht überall seine Terminologie streng genug gehandhabt: so liest man z. B. S. 645. No. 2. c, den Ausdruck „*kolbige* Fühler", welcher bei der Termin. d. Antennen nicht vorkommt. Bei den Farben hätte neben der Abhandlung von Latreille wohl auch Hayne's treffliche *commentatio de coloribus corp. nat.* eine Erwähnung und Benutzung verdient. — Uebrigens hat der Verf. dem term. Abschnitte das ihm sonst eigenthümliche Trockene genommen, dadurch dafs er mit der Benennung der Theile zugleich den Zusammenhang derselben schildert, so dafs hier schon die Anatomie der äufseren Theile grofsentheils mit abgehandelt wird. Durch Vollständigkeit zeichnet sich besonders die Behandlung der Kopf-Organe und der Mittelleib-Theile aus. Für die letzteren hat der Verf. ihre verschiedenen Benennungen auf einer eigenen Tabelle vergleichend zusammengestellt, gewifs eine sehr mühsame Arbeit, welche dazu beitragen wird, endlich eine in dieser Sprachverwirrung wünschenswerthe Verständigung herbeizuführen.

In dem 2ten Abschnitte, *Anatomie*, werden die vegetativen (Ernährungs- und Zeugungs-) Organe und die animalen (Bewegungs- und Empfindungs-) Organe in besonderen Hauptstücken betrachtet. — Der Verf. hat eben so geschickt das Messer zu führen, als die Angaben der andern Autoren zusammenzustellen und versteckte Bedeutungen der Theile herauszufinden verstanden. Er sagt zwar, dafs er in diesem Abschnitte nur die Beschreibung der inneren Formen geben, die *Bedeutung* derselben aber auf den folgenden (3ten) verweisen wolle; aber er ist zu unserer Freude hierbei nicht ganz consequent geblieben und wir lesen gleich im ersten Hauptstücke manche hübsche Analogien. Ob aber das pflanzliche und thierische Zellgewebe, die Spiralfaser und Trachee, wohl mehr als blofs eine *äufserliche* Aehnlichkeit zeigen? — Ueber den Darmcanal hat der Verf. viele eigene Untersuchungen angestellt und besonders die Gallen- und Speichel-Gefäfse fleifsig verfolgt und durch Originalzeichnungen erläutert. Die Athmungsorgane sind durch passende Zusammenstellung, und besonders durch eigene Untersuchungen zu einem der umfassendsten Abschnitte geworden. Eigenthümlich ist, unseres Wissens, dem Verf. auch die Darlegung von Harngefäfsen (S. 157), den Organen, welche z. B. bei vielen Laufkäfern so eigenthümlich riechende Absonderungen beherbergen. — Die Zeugungstheile, für welche der Verf. die besten Vorarbeiten gefunden hat, werden von ihm nach der unsterblichen Meckel'schen Parallele zwischen ♂lichen und ♀lichen dargestellt, und bei Gelegenheit der ♀lichen äufseren auch der Apparat des Lege- und Wehrstachels geschildert. So interessant der Legestachel abgehandelt ist, so kurz ist des (auch noch S. 558 bei den Vertheidigungsmitteln erwähnten) Wehrstachels gedacht, indem der Verf. nur im Vorbeigehen von dem Bienenstachel redet, dessen eigenthümliche Bedeutung doch bestimmt genug durch die damit zusammenhängende Giftblase (über die wir gern etwas mehr gelesen hätten) bezeichnet wird. Das Capitel von den Empfindungsorganen enthält zwar nur eine gedrängte Darlegung der Nerven- und der Sinnesorgane der Kerfe, jedoch dürfte diese Kürze in Verbindung mit den sehr instructiven, früher noch nie so vollständig zusammengestellten Abbildungen, der Sache eher nützen als schaden. Es fehlt dem Verf. auch hier nicht an neuen, eigenen Untersuchungen, so z. B. bei der Schilderung der Färbung der Medullar- und Corticalsubstanz, so wie der Lagerung der beiden Gehirnknoten, der Angabe des verschiedenen Baues derselben, ihrer Bedeutung u. s. f. Ob auch die interessanten Beobachtungen am Schlundnervensystem des *Gryllus migratorius* eigen, oder nach Brandt aufgeführte sind, geht aus des Verfs. Darstellung nicht hervor. Es findet sich zwar eine Abweichung in der Abbildung (*Tab.* 16. *Fig.* 6.); indessen ist diese nur gering und vielleicht nur zufällig, indem der Erklärung (§. 184) „beide Halbkugeln sind *fast vollkommen* getrennt" die Zeichnung widerspricht. Auch scheint uns ein kleiner Untersuchungsfehler (den *nervus impar* sahe Brandt nämlich später weiter gehen, als es in der Isis-Zeichnung angegeben ist), welcher sich beim Verf. ebenfalls findet, auf die Identität der Abbildungen zu deuten. Brandt hat daher wohl nicht blofs (wie es §. 189. heifst) frühere Beobachtungen *ergänzt*, sondern eben so wichtige neue hinzugefügt. Er hat zuerst auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht, dafs die Eingeweidenerven der Insecten in ein unpaares und paares System zerfallen (Typus der wahren Insecten), und dafs diese beiden Systeme nicht immer in gleichem Grade entwickelt seien, indem bei Käfern, Schmetterlingen und Libellen das unpaare, bei den Orthopteren dagegen das paare vorwaltend entwickelt wäre.

In dem 3ten, besonders scharfsinnig und angenehm belehrend durchgeführten, Abschnitte, der *Physiologie*,

werden die Insecten in somatischer und psychischer Hinsicht, auch in ihren Verhältnissen zur Aufsenwelt betrachtet. In den einzelnen Capiteln der somat. Phys. wird erörtert: wie das Kerf entsteht und sich fortpflanzt, wie es sich erhält, und wie es sich ferner in seinen so merkwürdigen Entwickelungsperioden verhält, woran sich dann die Betrachtung der Bewegung, der Stimme, der Empfindung der Kerfe und der bei ihnen vorkommenden Lichterscheinungen knüpft. Der Verf. spricht zuerst von der Zeugung, und bekennt sich für die Existenz der wieder in neuesten Zeiten sehr angefochtenen *generatio aequivoca*, ja er will diese sogar bis auf die Insectenwelt ausdehnen. Es ist nicht zu leugnen, dafs er sehr für seine Ansicht zu gewinnen weifs. — Eine zweite, gewöhnlich nicht genug gewürdigte, Art der Zeugung, die aus Keimen oder Eiern, welche das unbefruchtete ♀ legte, ist ebenfalls sehr hübsch und umsichtig vorgetragen. Eben so originell ist der bei den Insecten vorkommende *Hermaphroditismus* geschildert und mit einer vollständigen Aufzählung der seltensten Fälle desselben begleitet (§. 205.). — Nachdem die bis jetzt genannten Fortpflanzungsarten als *ungewöhnliche* zurückgewiesen worden sind, geht der Verf. zu der gewöhnlichen, durch *wirkliche Vermischung zweier, getrennter Geschlechter* bedingten. Es wird zuerst der Verschiedenheit beider Geschlechter gedacht, welche sich beim ♂ durch das Uebergewicht der *Evolution* (wie sich Verf. ausdrückt), beim ♀ dagegen durch vorwaltende *Involution* ausspricht. Die Menge der angeführten Beispiele zeigt von seltener Bekanntschaft mit der speciellen Entomologie. Die Beispiele sind systematisch aneinandergereiht. Ganz eigenthümlich ist auch die Schilderung der Situationen der Kerfe bei der Begattung selbst (§.207). Der ♀ Floh dürfte aber nicht das einzige Kerf sein, von welchem das ♂ bei der Begattung bestiegen wird, denn auch bei den Bienen macht es der Bau der Geschlechtstheile und die Richtung des ♀ Stachels mehr als wahrscheinlich, dafs auch hier die träge Drone von der Königin bestiegen wird. — Das ♀ wird in Folge der Begattung *befruchtet*. Wie man sich dies vorzustellen habe, ob in Folge einer einwirkenden *aura seminalis*, oder ob durch unmittelbare Einwirkung des Samens auf die Eier, das ist immer noch der alte, unentschiedene Streit und wird es wohl auch bleiben. Die Secrete der Anhänge der ♀ Geschlechtstheile haben allerdings einen bestimmter erwiesenen Nutzen als die der ♂. — Mit der jetzt beginnenden Entwickelung der Eikeime (wobei F. Müller's bekannte Untersuchungen: über ein wirkliches Ineinandermünden der Eierröhrenfortsätze mit dem Rückengefäfse kritisch beleuchtet werden), dem Legen der Eier, und der Entwickelung des Embryo wird der Schlufs dieses Capitels gemacht. —

Das andere Capitel handelt von der *Ernährung* und geht die Verdauung (§. 217—225.), das Athmen (§. 226—236.) und die Functionen des Rückengefäfses (§. 237—243.) durch. Die Verdauung giebt dem Verf. Anlafs, das Verhältnifs der Kau-Organe zum Darmcanal, und später (§. 219.) die Natur der verschiedenen Insectennahrung (ob thierische, ob pflanzliche) zu betrachten und danach Eintheilungen unserer Thier-Classe aufzustellen. Die Thätigkeit des Darmcanals und die daraus herzuleitende Deutung seiner verschiedenen Gegenden, so wie auch die Natur der Gallengefäfse; die Betrachtung einiger, eigenthümlichen Absonderungs-Organe wie der Spinngefäfse, der Giftblasen (Bienen, Ameisen); ferner der absondernden Gelenkhäute (Cantharidien, Crocinellen u. s. w.); so wie die hier angereihte Wachserzeugung bei den Bienen sind die interessantesten Momente dieser §§., und ihre geschickte Behandlung sichert dem Vf. für immer einen ehrenvollen Platz in der hierher gehörenden Litteratur, obwohl gerade in diesen Dingen noch viel zu thun bleibt. — Das Athmen und die Functionen des Rückengefäfses stehen so nahe mit einander und mit dem Vorigen in Verbindung, dafs sie noch ganz gut in dasselbe Kapitel passen. Auch bei der Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes hat Vf. Erfahrung und Umsicht gezeigt. Die Beweise für die Verrichtung der Tracheen in verschiedenen Medien, der Mechanismus des Athmens bei Land- und Wasser-Insecten und mehrere damit zusammenhängende Erscheinungen [wie die Laute bei den Kerfen (s. unten)], die chemischen Resultate des Athmens durch Tracheen und Kiemen, die Vergleichung des Kerfblutes mit arteriellem Blute, die in Folge jener Prozesse erfolgende Wärmeerzeugung und dann ganz besonders die Erklärung der Aufnahme der Nahrungsflüssigkeit durch das Herz, bilden den lesenswerthen Schlufs dieses Capitels.

(Der Beschlufs folgt.)

VI.

Novellen und Erzählungen von C. F. Hock. Mit einer Titel-Vignette. Wien, 1834.

Dies sind *katholische* Novellen, wie sie der Vf. auch hätte

betiteln können, wenn er es nicht für überflüssig hielte, einen Standpunkt, den er in seiner Heimath voraussetzen darf, noch besonders zu bezeichnen. Aber ihr Charakter ist ein so eigenthümlicher, von einer fest durchgebildeten Gesinnung getragener, dafs wir es am Orte halten, auch hier auf diese Erscheinung, die, wenngleich nicht unsere Sympathie, doch das Interesse unserer Beobachtung in Anspruch nimmt, aufmerksam zu machen. Der Verf., einer der besten Köpfe seines Vaterlandes, bekannt durch seine im Jahre 1832 unter dem Titel: „Cholerodea" herausgegebenen Zeitgemälde, gehört jener philosophirenden katholischen Schule an, als deren geistvoller Gründer und Repräsentant Anton Günther anzusehen. Sie legt dem den Zusammensturz drohenden Bau ihrer Kirche als letzten Pfeiler und Stützpunkt die *Speculation* unter, und hat neulich in Günther's höchst bedeutender Schrift: „der letzte Symboliker" (Wien, bei Wallishausser, 1834) bereits vermittelnde Tendenzen einzuschlagen begonnen, deren Wirkung auf die Glaubensspaltungen der Zeit zu erwarten ist. Mehrere dieser Erzählungen des Hrn. Hock scheinen uns indefs einer früheren Zeit seiner Ansicht und Bildung anzugehören, wo er in einer noch keineswegs durchgängig mit spekulativer Tiefe gefüllten und vergeistigten Form an der kirchlichen Tradition festhielt. Dahin gehören namentlich die beiden Novellen: „der Frohnleichnamstag" und „die Charwoche", welche aus dem Zweck componirt sind, den Ritus der Kirche an jenen beiden Festtagen, bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, als etwas Wesentliches, gegen die Zweifler und Gleichgültigen, zu rechtfertigen, wie es vielleicht bisher noch nie in einer Novelle unternommen worden ist. Es ist die Poesie der überlieferten Formel, welche der Vf., ein reines und reiches Gemüth daran erschliefsend, mit vieler Eindringlichkeit und eigenen Begeisterung zu entwickeln und zu behaupten sucht. Aber die weltfreie Poesie, die Poesie des Gedankens, fehlt hier noch. Dennoch möchten wir uns mit der erstgenannten Darstellung, welche die Frohnleichnamsfeier und die dagegen eingerissene Gleichgültigkeit in der Gemeinde eines schlesischen Gebirgsdorfes behandelt, wohl am meisten befreunden, da sich hier ein ironisches Motiv eingeschlichen hat, das eine anmuthige und hier und dort tiefer greifende Wirkung ausübt. Der Gedanke war sehr glücklich, in dies Frohnleichnamsfest der schlesischen Dorfgemeinde einen Rübezahlschwank hineinzuverlegen. Der junge Priester, ganz in der Seele betrübt, dafs das Fest des Herrn, zu dem er seine Gemeinde eingeladen, keinen Anklang mehr bei derselben findet, indem Jeder lieber seinen Werkeltagsgeschäften nachzieht, als dafs er sich zu der Prozession einzufinden verspräche, schleicht darob mifsmuthig im Gebirge umher, wo ihm endlich, in Gestalt eines alten Waidmannes, der vielberühmte Rübezahl begegnet. Dieser scheint längst die Lust in sich verspürt zu haben, auch einmal einer Prozession beizuwohnen, und verspricht dem Priester, dafür zu sorgen, dafs der Zug und die Kirche sich füllen sollen, obwohl diesem bange wird bei der Beschreibung, welche der fremde Jäger von sich und seiner Natur entwirft. Wir lassen, um zugleich zu zeigen, wie der Verf. in einer Novelle sprechen läfst, Einiges daraus folgen: „Wahrhaftig, ich habe mich seit Anbeginn mehr um meine Existenz beschäftigt, als um die Begrifflichkeit meiner Existenz, aber seitdem zehn Meilen in der Runde alles widertönt von Weltweisheit und Philosophie, mufste ich auch zur Sache schauen, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben, und, zwar weifs ich nicht, ob ich auch werde deutlich werden können, aber deduciren thue ich mich etwa so: Da tief auf dem untersten Grunde ist Etwas, das strebt und ringt in immer gewaltigeren Wehen zum Geiste auf, der von Gott weifs und von sich und von noch manchem andern. Es gebärt endlich nach tausend vergeblichen Versuchen den Menschenleib mit Sinn und Phantasie, und rund herum Wald und Berg, Thal und Feld, voll von Bildern, Tönen und Gerüchen und Gefühlen, und sagt zum Geiste: Fahr ein, mein Liebster! steig ein, Holdseeligster! Glück auf! fasse Muth! ich will Dich so weich betten, als ich nur kann! — Allein früher, ehe das Etwas so demüthig und so gescheut geworden, etwa um die Zeit, als es den Elephanten schuf und den Affen, wollte es auf eigene Faust etwas Geistiges selber machen, und da kam ein gar possirlich, neckisch Volk zu Stande, das läuft und rennt und gräbt und schwatzt und plaudert den ganzen Tag, bald grämlich, bald wetterwendig, mit tausend Launen, tausend Grimacen, ohne Ziel und ohne Zweck, ohne Rast und ohne Halt und ohne Ich, um das es bei Euch Menschenkindern, wie ich vernehme, eine ganz eigene Bewandnifs haben soll. — Und seht! dieses Volk soll Euer Fest verherrlichen, ich will es, und ich vermag etwas unter ihnen, und so etwas thun sie gern, es liegt in ihrer Natur. Stehen sie doch um vieles tiefer nicht, als die Kinder und die Blöden und die Narren und so viele Andere, die ihr denn auch mitziehen läfst auf euren Wegen" u. s. w. — Rübezahl erscheint endlich am Frohnleichnamstage in der glänzenden Karosse eines Staatsministers, lockt dadurch die ganze Dorfgemeinde heraus auf die Gasse, und zieht sie, indem er sich selbst mit einer frommen Miene der Prozession anschliefst, alle hinter sich her, worauf er mit einer Strafrede nach seiner bekannten Weise wieder scheidet. — In einem ernsten Tone gehalten ist „die Charwoche", eine genaue Schilderung der Feierlichkeiten, welche die katholische Kirche zur Zeit dieses Festes veranstaltet, worin der Vf. selbst die absichtlichen Einwirkungen auf das blofs sinnliche Gefühl, die Dämmerungsschauer des Kirchengebäudes, den Umtausch der Mefsgewänder und dergleichen, als bedeutsame Momente herauszuheben weifs. Hier vermögen wir ihm nicht zu folgen, wenn nicht die Toleranz zur Selbstverläugnung werden soll. — Am meisten sympathisiren können wir mit der manche treffliche Schilderung enthaltenden Novelle: „des Mordes Fluch". Hier greift das Friedensgesetz der Kirche auf eine erhabene Weise in den fast zu einem Pflichtgefühl gewordenen Drang der menschlichen Rache ein, das christliche Bewufstsein ringt sich zu einer Versöhnung hindurch, während der Vollzieher der materiellen Rache, als ein dennoch bewundernswürdiges Bild heidnisch antiker Gröfse und Kraft der Gesinnung, in einem sehr wirksamen Contrast dagegen aufgestellt ist. — Das Familiengemälde: „Vettern und Basen" beweist des Verfs. bewegliches Darstellungstalent auch für leichte und bunte Scenen des äufseren Lebens. Auch durch diese heitere Gestaltenwelt, die er hier entwirft, und nicht selten mit einem liebenswürdigen Muthwillen ausmalt, geht im Hintergrunde die ernste Gestalt eines katholischen Priesters mit mannigfach belehrendem Wort und Verheifsungen des Segens und Friedens der Kirche hindurch. — Das Erzählungsspiel: „Lord und Dichter", sehr geschickt auseinandergelegt, erscheint zugleich als eine Probe geselligen Unterhaltungstones aus der Heimath des Verfs., wie denn derselbe überhaupt nie und in keiner Beziehung den lebensvollen und gemüthlichen Wiener verläugnet. Weniger klug sind wir aus der Humoreske: „der Kopf und die Welt der Sage" geworden, soll es nicht etwa eine Ironie auf das Mährchen selbst sein, das in unserer Zeit nie wieder jung werden kann, soviel auch noch manche Dichter Kraft und Phantasie daran verschwenden, um in diesen verklungenen Tönen zu componiren.

Th. Mundt.

№ 6.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Handbuch der Entomologie von Dr. H. Burmeister. Erster Band.

(Schlufs.)

Das folgende Capitel „*von der Verwandelung*" hat sich der Vf. zu einem der schwierigsten und verfänglichsten gemacht, dadurch: dafs er nicht allein die Entwickelungsstufen des Kerfes auf, gewöhnlich genügendem, physiologischem Wege betrachtet, sondern dafs er auch untersucht: *warum* die Kerfe grade diese Gestalt und keine andere zeigen. Wenn die Meinungen über die Grenzen naturphilosophischer Betrachtungen auch noch sehr verschieden sind, so wird doch Niemand leugnen können: dafs Verf. hier mit möglichster Vorsicht Extreme vermied; dafs er die Entwickelungsstufen, welche das Thierreich überhaupt in den verschiedenen Wesen durchläuft, tüchtig studirte, und auch die Organe gehörig würdigte, welche diese Stufen charakterisiren; dafs er endlich das Wesen der Kerfmetamorphose, geschöpft aus einem fleifsigen Studium der verschiedensten Gestalten, scharfsinnig erfafste. Dafs er in einzelnen Punkten, wie in der Nachweisung des analogen Verhaltens *einzelner* Thiere (dafs z. B. die Sphinx-Puppen unter der Erde liegen, weil die Myriapoden unter Steinen hausen, dafs die Papilionen-Puppen dagegen am Tage hängen, weil die Spinnen dies thun u. s. f.), in der Vergleichung der Lage des Nervenstranges bei niederen und höheren Thieren, in der Parallelisirung der Insectenflügel mit Kiemen u. dergl., vielleicht zu weit geht, übersieht man gern, wenn man bedenkt: wie viele Wege auf diesem, nach fast ganz uncultivirten Felde, sich kreuzen! Sehr beachtenswerth ist der Weg der Untersuchung, welchen er bei der unvollkommnen Metamorphose eingeschlagen hat. So behauptet er von den ungeflügelten Wanzen (S. 458), dafs sie gar nicht ihre letzte Verwandlungsstufe erreichen, und dafs hier der Mangel der Flügel eine Folge von zu früher Reife der Geschlechtstheile sei!

In dem Capitel „*von der Muskelbewegung*" ist vorzüglich die Rede von dem Gange, dem Sprunge, dem Schwimmen und dem Fluge der Kerfe. Obgleich für diesen Gegenstand verhältnifsmäfsig das Meiste durch frühere, treffliche Arbeiten von Straus Durkheim, Chabrier, Audouin, Kirby u. A. geleistet worden ist, so hat doch der Verf. Gelegenheit gefunden durch erläuternde Beispiele aus dem Insectenleben, besonders der Schwimmkäfer, noch Interessantes und Belehrendes genug hinzuzuthun. — Er reiht diesem unmittelbar die Hervorbringung der Laute und der Stimme der Kerfe in einem Kapitel an, weil auch hier Muskelthätigkeit meist die sichtbare Veranlassung sein dürfte (§. 265—271.). Reibung der verschiedenen Skelettheile an einander; Ausströmen der Luft aus den, am Rande mit erzitternden Blättchen versehenen, Stigmen und eigne Sing-Apparate an der Grenze des Mittel- und Hinterleibes (bei den Cicaden) werden als die verschiedenen Ursachen der Tonbildung bei den Insecten angegeben. Die Ansichten über die Bildung des zuweilen beim Todtenkopf gehörten, klagenden Tones lassen sich immer noch nicht recht vereinen. — Nun geht der Vf. zu den Functionen des Nervensystems über (§. 272—278.), welche ihm Gelegenheit zur Mittheilung eigener Experimente geben, die er anstellte, um über die G. R. Treviranus'schen und Rengger'schen Versuche zu entscheiden. Mit letzterem im Einklange beweisen sie: dafs nach Durchschneidung des Nervenstranges an irgend einer Stelle die willkürliche Beweglichkeit der hinter der Durchschnittsstelle befindlichen Organe verlohren gehe, dafs dagegen die Irritabilität der Muskeln bis auf den letzten Lebensfunken bleibe. Für Sinnesorgane versucht Verf., aufser dem bisher nur allein mit Sicherheit gekannten — dem Auge —, die Palpen (für den Tastsinn), die Zunge (für den Geschmack), die Schleimhaut der Luftröhren (für den Geruch) und die Fühler (für das Gehör) zu erklären; ob mit Recht, ist schwer zu entscheiden. — Die räthselhaften *Lichter-*

scheinungen bei einigen Kerfen konnte Vf. nicht passender unterbringen als im Gefolge der Nerventhätigkeiten, denn sie stehen wahrscheinlich in demselben Verhältnifs zu ihnen, wie die Laute zur Muskelthätigkeit. Vf. erwägt die verschiedenen Meinungen früherer Schriftsteller, und erklärt sich am meisten für die Annahme eines Phosphors im Fettkörper, welchen letztern Treviranus und Macaire für den Sitz des Leuchtens halten.

Das zweite Hauptstück, *die psychische Physiologie*, welches selbst dem Laien als angenehme Lecture willkommen sein wird, indem es die Lebensweise der Insecten schildert, beschäftigt sich zuerst damit: den Instinct der Thiere, wenn wir so sagen dürfen, etwas höher zu heben, als es die angesehensten Naturforscher zu thun bisher wagten. Der Instinct wird als ein Analogon der Seele des Menschen dargestellt, d. h. als eine Seele, welche sich von der menschlichen nur dadurch unterscheidet, dafs sie Alles *mit Nothwendigkeit* thut. Es giebt hier gefährliche Klippen, und man bemerkt, dafs der Vf. sich nicht ohne Besorgnifs zwischen denselben bewegt, und den Thieren nach der Menge von Geistesthätigkeiten, die sie bei ihrer Vertheidigung, Ernährung, Begattung und Jungenpflege (§. 287—299.) zeigen und die der Vf. äufserst hübsch darstellt, gern gröfsere Zugeständnisse gemacht hätte, wenn nicht ein gewisser Bann darauf läge.

Das dritte, die Physiologie beschliefsende Hauptstück betrachtet die Verhältnisse der Kerfe zur Aufsenwelt, und zwar in besonderen Kapiteln: von dem Verhältnifs zu anderen Organismen, von dem Verhältnifs zu den Elementen und Jahreszeiten und von den Verhältnissen zur untergegangenen Schöpfung. Auch hier finden wir also, wie in dem vorigen, sehr allgemein interessante Gegenstände. Es sind die Beziehungen der Insecten, welche hauptsächlich in die angewandte Entomologie gehören und deren Erweiterung sich besonders Mediziner, Forstleute, Oeconomen und Gärtner angelegen sein lassen sollten. Der Schaden (durch Beschädigung von Pflanzen) und Nutzen (durch Beförderung der Fruchtbarkeit der Pflanzen), welchen die Kerfe den Gewächsen bringen, der Nachtheil, welchen sie ihres Gleichen zufügen und der ihnen wiederum von anderen (räuberischen) Thieren zugefügt wird, ferner der Einflufs, den sie auf den Menschen direct ausüben, als Plagen (*Pediculus*, *Pulex*, *Cimex*), als Arzneistoffe u. s. f., dann ihr verschiedener Aufenthaltsort zu verschiedenen Jahreszeiten und in verschiedenen Zuständen, das sind die wichtigen Punkte, welchen sich hier ein reiches, von dem Verf. aufmerksam durchforschtes, Feld der Betrachtung darbietet. Zu sehr in's Einzelne konnte der Verf. nicht überall gehen, um nicht die Grenzen einer *allgemeinen* Entomologie zu überschreiten. Daher übergehen wir hier auch die Kerfe der Urwelt, welche hier ganz nach Art der speciellen Entomologie, systematisch geordnet sind. Leider sind die Materialien zum Studium derselben so sehr zerstreut!

Der vierte und letzte Abschnitt, die Systemkunde oder Taxonomie, beginnt mit der Schilderung der, aus der überaus grofsen Zahl von Kerfen (die nach verschiedenen Schätzungen angegeben wird und als eine mäfsige uns möglichst sichere Anhaltungspunkte zu gewähren scheint) hergeleiteten, Nothwendigkeit einer Eintheilung. Der Vf. erörtert die Unterschiede zwischen System (natürlichem) und Eintheilung (künstlicher) und die Methode, nach welcher beide Wege zum Ziele gelangen: eine leichtere Uebersicht des Ganzen zu erlangen (§. 319.). Das natürliche System, dem hier die meiste Aufmerksamkeit gewidmet ist, hat zum Zweck: Verwandtschaften aufzudecken, die besonders sich in vier Verhältnissen (Entwickelungsgeschichte, Bildung der inneren und dann auch der äufseren Organe, und endlich Functionen der beiden letzteren) zeigen. Die Arten der Verwandtschaft sind nach C. H. Schultz (*natürl. Syst. des Pflanzenreiches nach seiner inneren Organisation* S. 133 *u. f.*) Stufen-, Reihen- und Typenverwandtschaften. Diese trennen und verbinden die verschiedenen Gruppen, welche die Namen führen: Art, Gattung und höhere Gruppen (Familien, Ordnungen, Classen). Bemerkenswerth sind die interessanten, physiologischen Bemerkungen über Entstehen von Unterarten durch Einflufs der Ernährung u. s. w. (S. 650.). — Dann wird im zweiten Kapitel die Geschichte der vornehmsten entomologischen Klassificationen und Systeme von Aristoteles an gegeben und dieselbe mit dem schon früher vom Vf. entworfenen Systeme geschlossen, dessen weitere Eintheilung wir im zweiten Bande zu erwarten haben. Wir enthalten uns aller Urtheile über einen so schwierigen und den verschiedensten Ansichten unterliegenden Gegenstand und bemerken nur: dafs sich auch hier der Vf. als einen denkenden Naturforscher zeigte. Alle Versuche, welche gemacht werden, die verschiedenen, neueren Resultate der sogenannten natürlichen Klas-

sificationen nach den Gesetzen des philosophischen Denkens, mit Berücksichtigung der *ganzen* Natur der Wesen, zu prüfen, sind sehr dankenswerth.

Das dritte und letzte Kapitel (S. 687—696) endlich behandelt einen Gegenstand, der allerdings eine gröfsere Sorgfalt verdient als bisher auf ihn verwandt worden ist. Der Vf. tadelt nämlich nicht mit Unrecht das Verfahren derjenigen Naturforscher, welche die *Benennung* der Naturkörper mehr von der Willkür als von feststehenden Sprachgesetzen abhängen liefsen. Wenn wir nun auch die Richtigkeit der vom Verf. aufgestellten Grundsätze, wonach man bei neuen Wortbildungen verfahren soll, anerkennen, so dürften jene doch nicht hinreichend sein: als Prüfstein für oder gegen die Richtigkeit der vorhandenen Ausdrücke zu gelten und bei neu zu bildenden zu leiten. Die Fügsamkeit, namentlich der griechischen Sprache, ist so grofs; die bei Zusammensetzung der Wörter zu beachtende Veränderung der Consonanten und Vokale so mannigfaltig, dafs der hierbei zu verarbeitende Stoff zu weitschichtig ist, als dafs er auf wenigen Seiten erschöpft werden könnte. Weit entfernt, dem Vf. dies zur Last legen zu wollen, sehen wir das angeregte Kapitel als eine dankenswerthe Zugabe an, und mehr als aufmunternde Hinweisung: wie wünschenswerth es sei, dafs dieser Gegenstand bald eine noch tiefere Begründung erfahren möchte. — Eine vollständige Nachweisung, ob der Vf. überall den Anforderungen, die er selbst macht, genügt, würde zu weit führen. Die Ueberschrift dieses Kapitels „Nomenklatur" ist uns um so mehr aufgefallen, als vom Vf. eine fast gerechte Kritik der *voces hybridae* gehandhabt wird, denn dieses Wort widerstreitet eben so sehr dem §. 355. No. 1. aufgestellten Gesetze, wie das hier verbannte Wort *Terminologie.* Warum wurde nicht auch das barbarisch klingende Wort *Nomenklatur*, wenngleich sich Plinius desselben bedient, mit dem richtiger gebildeten, auch älteren „*Onomatoclesie* (*Onomaclesie*) oder *Onomatologie* vertauscht." — Im §. 360. tadelt Vf. den Namen *Myrmeleonides* und setzt dafür das mehr als *sesquipedale nomen et enunciatu difficillimum Myrmeleontoides.* Da es μύρμηξ und μύρμος heifst, so würden wir bei Zusammensetzungen die kürzere Form wählen. So könnte z. B. auch, da ja, wie Vf. (p. 689 No. 3.) selbst sagt, Analogien auch etwas gelten und *Onomatoclesie* sowohl wie *Onomaclesie* vorkommt, *Melasomata* für *Melanosomata* immerhin bleiben. Auch hätten wir für *Dictyotoptera* lieber *Dictyoptera* gesagt.

Die mit einer besonderen (sehr vollständigen) Erklärung versehenen Abbildungen können besonders gebunden oder auch am Ende des Werkes eingeschlagen angehängt werden. Es zeigen: Tab. 1. die Metamorphose; 2. die Fortsetzung und dann die Zergliederung der äufseren Kopforgane; 3. die Fortsetzung der vorigen, besonders der Mundtheile der *Hemipt. Lepid. Dipt.* und *Hymenopt.*; 4. ebenfalls Fortsetzung (Fühler); 5, 6, 7. die Brustkasten-Zusammensetzung; 8. die Flügel und Füfse; 9, 10, 11. die Zergliederung innerer Organe (Speisecanal, Rückengefäfs, Tracheen u. dergl.); 12. Stigmata und Stachel; 13. äufsere Geschlechtstheile mit ihren Muskeln u. dergl. 14. innere, weibliche Geschlechtstheile, Giftapparate; 15. innere männliche Geschlechtstheile und 16. das Nervensystem.

Ratzeburg.

VII.

Geschichte der Deutschen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Karl Halling. Berlin 1833. 8. *Thl.* 1. (*Geschichte der Skythen in Asien*) *Heft* 1—2. — *De flava gente Budinorum dissertatio, auct. Carolo Halling. Berolini*, 1834. 8.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung der neuern historischen Litteratur bildet das erstere der beiden genannten Werke, über dessen Werth für die deutsche Geschichte sich freilich noch nicht urtheilen läfst, in so fern nur erst zwei Hefte von ungefähr 200 Seiten vorliegen. Indessen wird es doch schon jetzt von Interesse sein, auf den Standpunkt aufmerksam zu machen, von welchem aus der Verf. die Urgeschichte des deutschen Volkes zu behandeln gedenkt, und die Vorrede nebst der Einleitung machen uns damit zur Genüge bekannt. Dafs die Völker West-Asiens, vom Alpenlande Turkestan und vom indischen Caucasus an, den Völkern Europas verwandt sind, dafs beide eine gemeinschaftliche Abstammung haben, wie dies ihr Bau und ihre Gesichtsbildung, vornehmlich aber ihre Sprachen beurkunden, und dafs der grofse sogenannte indogermanische Volks- und Sprachstamm sich von den westlichen Theilen Europas bis nach dem Herzen von Asien zurück verfolgen

läfst, ist allgemein bekannt, und mit Recht haben die neuern deutschen Geschichtsforscher auf jene Gegenden des abendländischen Orients als auf die Urheimath des germanischen Volksstammes zurückgewiesen, so wie ja der mächtige Rheinstrom auf die unnahbaren Gletscher und Felsklüfte der Hochthäler von Hohenrhaetien zurückweiset. Aber Deutsche als Deutsche sind doch nur erst auf westeuropäischem Grund und Boden in der eigenthümlichen Weise ihres politischen und intellektuellen Lebens, wie sie die Grundlage des mittelaltrigen und modernen deutschen Lebens bildet, so dafs, wenn man von Deutschen als solchen vor der Zeit ihres Auftretens auf jenem Boden sprechen wollte, als von der nothwendigen Grundlage des spätern historischen Lebens dieses Volkes, man eben so handeln würde, als wenn man die zahllosen nach allen Seiten hinabrieselnden Gewässer der Gletscher und Felsklüfte Hohenrhaetiens als mit dem mächtigen Strome identisch nehmen wollte, welcher nachmals die Hauptpulsader des westeuropäischen Bodens und das anregende Princip der Entwickelung aller ihm anwohnenden Völker gewesen ist. Unleugbar müssen die Stammväter des jetzigen deutschen Volkes einstmals in Westasien gewohnt haben, aber jene Volksmassen, die in den ältesten Zeiten dort genannt werden, sind sie alle die unmittelbaren Ahnen der Deutschen, stammen von ihnen nicht auch viele andere Völkerschaften, die ihnen an Sitte und leiblicher Bildung ähnlich oder verwandt, jetzt doch zu ganz andern Stämmen gezählt werden müssen, indem sich dieselben erst im Laufe der Zeit allmälig von einander getrennt haben, so wie, um auf unsere Vergleichung zurückzukommen, jene Gletschermassen nicht blofs die Quellen des Rhein, sondern zugleich des Inn und der Alpenzuströme des Po enthalten, welche Gewässer derselbigen Alpenhöhen doch zu den allerverschiedensten Himmelsrichtungen und zu den verschiedensten Meeren hinabführen? Selbst auf europäischem Boden, wo lassen sich da Germanen und Slawen in den ältesten Zeiten immer vollkommen sondern, und noch mehr Germanen und Kelten, indem letztere anfangs noch so in einander verwachsen erscheinen, dafs man bisjetzt noch nicht im Reinen ist, welche Bewandnifs es mit den Urbewohnern eines grofsen Theiles des Alpengebirges habe. Demnach möchte es scheinen, als wenn alle solche Untersuchungen für die Deutschen als solche — und deren Geschichte soll in dem Werke dargestellt werden — nur einen sehr bedingten, vielleicht gar keinen Werth haben, wenn gleich dieselben für die Alterthumskunde und die dazu gehörigen Disciplinen einen entschiedenen Werth und Bedeutung haben können, wie es auch hier der Fall zu sein scheint, gesetzt auch, dafs vieles als unhaltbar aufgegeben werden müfste. Von den Scythen aus, deren Namen von den Alten in einem eben nicht viel genauern Sinne gebraucht wurde, als der Name der Kafern bei den Arabern, will der Vf. die Urgeschichte des deutschen Volksstammes darstellen, und sollten die Resultate dieses Unternehmens der darauf verwandten Gelehrsamkeit, so wie dem nicht zu verkennenden Scharfsinn entsprechen, so würde man allerdings Ursache haben, sich zu dieser Erscheinung in der historischen Litteratur Glück zu wünschen. Für die Erreichung seines Zieles hofft sich der Verf. auch schon vorgearbeitet zu haben durch zwei Recensionen über Völkers mythische Geographie und über Schaffariks Werk über die Slawen, so wie durch die Abhandlung über das blonde Geschlecht der scythischen Budinen (die zweite der oben genannten beiden Schriften), worin das Verhältnifs der Völker Odins am Pontus zu den Germanen und der Scythen zu beiden dargestellt ist. Die Scythen sind der blonde blauäugige Völkerstamm, von dem die Urgeschichte der Völker Europas und der Deutschen ausgeht, so wie die Urgeschichte Asiens; der Römer Pompejus Trogus ist der grofse Mann, welcher dies bisher allein erkannt hat, und die bisherige mangelhafte Erforschung der Scythica ist daher nach dem Verf. auch der Hauptgrund für die ungenügende Erkenntnifs der Urgeschichte aller Völker des Orients und Occidents. Diese Scythica führen aber zurück zu dem baktrischen Sonnenlande, einer durch religiösen Fanatismus begründeten ägyptischen Kolonie (?), und da gelangen wir erst auf den Boden, wo die Urheimath der alten Deutschen war und wo sich der Schlüssel findet für die gesammte alte Geschichte Asiens und Europas. Von dem auf 6 Bände berechneten Werke über die deutsche Geschichte werden demnach zur gehörigen Grundlage des Baues die beiden ersten Bände die Entdeckungen in der Scythen-Welt füllen und zwar so, dafs der erste Theil die Scythen-Geschichte im baktrischen Sonnenlande darstellt, der zweite dagegen deren Geschichte in Europa bis zu der Einwanderung der Massageten und deren Verschwinden unter Geten und Ostgothen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 7.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Geschichte der Deutschen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Karl Halling.

(Schlufs.)

Eine Hauptschwierigkeit scheint sich nun dem Vf. darin entgegenzustellen, dafs, um die älteste Spaltung der sogenannten europäischen Völker auf asiatischem Boden in der Urzeit zu erforschen, bei dem Mangel an historischen Werken darüber, nur auf die Mythologie der Völker des Orients zurückzugehen ist, wobei der Vf. die Ueberzeugung hegt, dafs, wenn die orientalischen Völker auch keine eigentliche Geschichtschreibung hatten, sie doch noch immer Geschichte hatten. Dem läfst sich wohl beipflichten, wie allen Sagen von den Kämpfen zwischen Iran und Turan immer etwas Historisches zum Grunde liegt, aber doch hat es mit dieser orientalischen Geschichte immer eine eigene Bewandnifs, und man würde wahrlich irren, wenn man sie für eben das nehmen und sie so behandeln wollte als die eigentlich europäische Geschichte, so wie der modernen Völker überhaupt. Geschichte ist die selbstbewufste Entwickelung des freien Geistes, so dafs von ihr in dem traumhaften noch ganz in die Natur versenkten Leben der alt-orientalischen Völker, was eben den Mythos und die Mythologie bildet, nicht die Rede sein kann, weshalb es auch immer ein mifsliches Unternehmen sein mufs, aus dem religiösen Sagengewirr des alten Orients und aus der phantastischen Anschauungsweise seiner Völker, welchen das verständige reflektirende Bewufstsein fehlt, so viel bestimmt ausscheiden zu wollen als dazu dient, die Grundfäden einer wirklichen Geschichte abzugeben. Von den sechs, aufser der Einleitung, in beiden vorliegenden Heften behandelten Abschnitten beginnt das erste Kapitel, das sich wie das folgende mit den geographischen Verhältnissen beschäftigt, mit der Darstellung des asiatischen Europa, d. h. mit der asiatischen Urheimath der Scythen oder der blonden Völker, und hier wird zunächst nach Angabe des persischen Historikers Mirkhond die Landschaft Chowaresm am untern Oxus oder Gihon, die vor Alters Dschermania geheifsen habe, als das älteste Vaterland der Deutschen nachgewiesen. Alle diejenigen also, welche bisher den Namen *Deutsche* (Deut, Diet) als den eigentlichen und einheimischen Namen unserer Vorfahren betrachtet und den Namen Germanen nur als ein Appellativ genommen haben, um eine gegen die Römer am Rhein gebildete Wehrverbindung zu bezeichnen, werden sich nun wohl zurückziehen müssen, da wir den alten Namen der römischen Germanen schon so früh mitten in Asien wiederfinden, und wir werden weiter sehen, an welche andere Namen dieser bei Mirkhond erwähnte sich wieder anschliefst, und so ein höchst merkwürdiges Namenssystem veranlafst. Dafs diese Dschermanen im Lande Chowaresm nicht identisch sind mit dem vom Herodot genannten Parsen-Stamm der Germanen, oder mit den Karmanen in der Landschaft Kerman in Beziehung stehen, da die meisten der von Herodot genannten echten Parsen-Stämme doch später in ihren Namen sich nur in den südlichen und südöstlichen Gegenden des kaspischen Meeres wieder auffinden lassen, dies hätte wohl noch näher auseinander gesetzt zu werden verdient, wenn gleich es nach des Vfs. Ansicht nicht zu gehen scheint, in so fern es grade die blonden blauäugigen Völker sein sollen, die als die Völker von Turan mit den iranischen dunkelhaarigen Parsen in ewiger Fehde lebten. Dieses Dschermania bildet nun dem Verf. den Mittelpunkt des sogenannten asiatischen Europa, das sich in der grofsen Senke Asiens in der Nordwest-Ecke zwischen den beiden Hochländern dieses Erdtheils rings um das kaspische Meer und den Aral-See ausbreitet. In den Namen der dort wohnenden Völkerstämme vom pontischen bis zum indischen Caucasus, der Iberier, Gelen, Meder, Parther, Saken, sollen sich die auf vollkommen gleichartige

Weise rings um die Germanen in Deutschland herumwohnenden Völkerschaften wieder erkennen lassen, wie die Hispanier, Gallier, Sachsen u. s. w., und hier soll der Hauptsitz der blonden Völker sein, obschon man fragen kann, ob denn auch alle andern in dem eigentlichen Europa wohnenden Völkerschaften sich durch eben dieselben leiblichen Eigenschaften auszeichneten, mit welchen uns immer die alten Deutschen bezeichnet werden. Der Vf. zieht aber aus der bemerkten ethnographischen Uebereinstimmung jenes Landes mit Europa folgende Schlüsse, dafs die Geschichte dieser asiatischen Europäer der eigentliche Schlüssel der Urgeschichte Asiens und Europas sei, und da diese von den Alten im Allgemeinen mit dem Namen der Scythen bezeichnet worden seien, so geben auch diese asiatischen Scythen den Schlüssel zur Urgeschichte von Asien und Europa, in so fern sich dieselben von hier aus auf den grofsen Völkerstrafsen im Norden und Süden des kaspischen Meeres und des Pontus nach Westen verbreitet haben — Schlüsse, welche natürlich davon abhängig sind, dafs man die sehr problematische Einheit dieser asiatischen Völkerstämme mit den spätern europäischen annimmt, und dafs, wenn man auch eine Beziehung beider aufeinander zugiebt, man alle wesentliche Veränderung in ihrem ganzen geistigen und leiblichen Dasein in dem Laufe der Jahrhunderte von der Urzeit bis zu ihrem spätern Auftreten in Europa leugnet. Schwerlich wird man auch mit dem Vf. übereinstimmen können, wenn derselbe dieses europäische Asien als ein von der Natur rings ummauertes Paradiesland darstellt, da man diese Ummauerung wohl im Süden und Osten annehmen mufs durch die Gebirgsumsäumungen des persischen und mongolischen Hochlandes, welche beide durch den indischen Caucasus (Hindukhu, nicht Hindukusch, weil letzteres nur einen Gebirgspafs daselbst bezeichnet) verknüpft sind, dieselbe aber durchaus nicht im Norden und Westen stattfindet, wo sich nur flache Hügelrücken finden, die weder eine Natur- noch Völkergrenze bilden, und dann besteht dieses Gebiet gröfstentheils aus Wüsteneien, die jetzt von den räuberischen Stämmen der Usbecken, Kirgisen und einigen Kalmucken-Horden durchzogen werden, zwishen welchen nur sporadisch an den Stellen paradiesische Oasen sich finden, welche eine genügende Bewässerung haben. Als nähere Grundlage des Ganzen folgt dann im vierten Kapitel eine Darstellung der Scythen und die geographische Entwicklung dieses Namens mit Ableitung desselben aus dem deutschen Sprachstamm als Bezeichnung von *Schützen*. Ein dreifaches Scythenvolk wird hier unterschieden, welche drei als eben so viele Ablagerungen aus Asien in drei grofsen vorchristlichen Völkerwanderungen bis auf die Massageten-Wanderung Herodots, sich gegen Westen bis zur untern Donau ausgebreitet haben, wo dieser Volksname zuerst vorkomme und auch zuletzt verhalle. Nach Osten führen diese scythischen Völkerstämme zurück bis zu den Saken am Jaxartes im europäischen Asien, und somit ergiebt sich dann der Schlufs, dafs die Scythen zu dem Völkerstamm mit blondem Haar und blauen Augen, also zu dem germanischen Stamme gehören. Aber hier im Mittelpunkte von Asien, wo sich sowohl der Westen vom Osten scheidet, als der Norden vom Süden, wie viele andere Völker haben hier nicht ihre Urheimath gehabt, wie die Urstämme der zahlreichen türkischen Völkerschaften und der weit verbreiteten finnischen oder ugrischen Völkerschaften nach Klaproth, welche sich Jahrhunderte lang hier herumtummelten, bis sie unter verschiedenen Namen der Hunnen, Avaren, Bulgaren, Ugoren u. s. w. auf derselben grofsen Völkerstrafse, auf welcher auch die Stammväter der Deutschen gezogen waren, sich nach Westen ausbreiteten, — alles Völker, welche von den chinesischen und altgriechischen und römischen Berichterstattern im Gegensatz gegen ihre eigene leibliche Beschaffenheit auf jene charakteristische Weise bezeichnet werden konnten, wie die spätern Deutschen in Deutschland, so dafs man schwerlich überall da germanische Völker anerkennen kann, wo jene mehr nordischen Stämme als leiblich verschieden von den ostasiatischen und den mehr südlich wohnenden westasiatischen Völkern genannt werden. Der Vf. weifs aber auf eine bewunderungswürdige, zum Theil sehr scharfsinnige Weise aus den heterogensten Namen, die gewöhnlich nur als blofse Anklänge einer gänzlich verschollenen Urzeit betrachtet werden, ihre historische Bedeutung hervorzulocken und in dem dunkeln Sagengewirr des westasiatischen Orientes sich Licht zu verschaffen, wobei es freilich immer darauf ankommt, ob man die Prämissen zugeben kann oder nicht. Die Aramäer, welche sonst für einen Hauptzweig des semitischen Völkerstammes in dem grofsen vom Euphrat getheilten Lande Vorder-Asiens gelten, werden gleichfalls mit den Scythen in Verbindung gebracht. Vermittelst des Zendavesta erfahren wir, dafs Aram, Arum oder das

Land Sur am Südostufer des kaspischen Meeres gelegen habe; dies ist dann identisch mit Irman, Erman und weiset so wieder hin auf das Stammland der alten Deutschen, auf Dschermania. Eine Hauptrolle spielt bei diesen Untersuchungen das Wurzelwort *ar*, *ari*, *arm*, *erm*, *irm*, wovon der Name der Aramäer und Germanen (Ermanen) herkommt, und damit steht in Verbindung die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse der scythischen Stämme der Ariaspen oder Arimaspen und Seren im Lande Aria. Das mit Seide handelnde Volk der Seren fällt zusammen mit den Syrern, wie die Aramäer mit den scythischen Arimaspen, und diese sind wiederum dieselben mit den Germanen, deren wichtigsten Stamm unter dem Namen der Arimaspen auch schon Herodot in Osteuropa kannte. Von allen Seiten werden wir in den Zauberkreis des Landes Chowaresm am Oxus immer zurückgeführt, dies ist das alte Aria, das reine, ehrwürdige, das alte Stammland der Germanen, wie es bei den Indern immer genannt wird. Es weiset dies jedoch wieder zurück auf ein noch älteres Ari am Himalaya auf Kaschmir, das gemeinsame Stammland aller indogermanischen Völker, von wo auch die Inder und Perser nebst den Medern diesen Namen mit hinwegnahmen, ehe noch die grofse Spaltung der Völker vor sich ging, nach welcher er sich in der Form Arm, Arim bei den germanischen Völkern, dagegen in der Form von Ariana (Eriene) bei den persischen Völkern fixirte. Den Beweis nun für die Identität der Arimer oder Aramäer mit den Scythen und somit auch der Scythen mit den Germanen führt der Verf. im siebenten Kapitel. Denn hier sehen wir, dafs das biblische Aram keineswegs auf den semitischen Volksstamm der Aramäer an den Ufern des Euphrat gehe, sondern auch das Arman oder Erman am kaspischen Meere, auf die Heimath der blonden Völker, von wo aus Syrien auf seine älteste Bevölkerung erhalten haben soll. Die bisher so schwierig zu erklärenden mit Aram in Verbindung stehenden Namen von Uz, Chul, Gether und Masch (die Söhne Arams nach der Bibel), sind nun nichts mehr und weniger als die uns schon von den Chinesen mit denselben Namen bezeichneten blonden Völker jener Gegenden. Der Name Uz z. B. geht nach dem Vf. nicht auf die syrische Land- und Völkerschaft, die bei den Alten Ausitae genannt wird, sondern auf das von den Chinesen genannte blonde Volk Usun oder Usiun, welche in ihren Annalen nach den Untersuchungen eines Remusat und Klaproth in dem centralen Asien eine grofse Rolle spielen, sie sind zugleich identisch mit den bei den Alten genannten Asiern, Ariern, Ariaspen, Arimaspen, Ermanen und Germanen. Die Namen Gether und Masch oder Masch-Gether bezeichnen sodann die Massa-geten als identisch mit den Moeso-Geten und Gothen, wonach auch wieder die thrakischen Völkerschaften mit diesen scythisch aramäisch germanischen Völkern zusammenfallen. Als bekannt darf man dabei voraussetzen, dafs auch schon von andern ausgezeichneten Geschichtsforschern die Stämme der Geten, Daken und Saken mit den Gothen, Dänen und Sachsen in Verbindung gebracht worden sind, obschon man dieselben bis dahin immer als ganz verschiedenen Stammes betrachtet hat, die keine Gemeinschaft mit einander haben konnten, selbst wenn auch das Lokale ihrer Geschichte zum Theil zusammenfallen mochte. Durch alle diese ethnographischen Untersuchungen zieht sich zugleich der Grundgedanke hindurch, dafs aus der Feindschaft zwischen den Bewohnern von Iran und dem blonden Stamm von Aram am Oxus und kaspischen Meere der letztere Name zur Bezeichnung des bösen Princips in dem göttlichen Wesen bei den erstern gebraucht wurde und so in der parsischen Religion sich fixirt habe als Ariman (von Arman und Aram), dessen Diener die rothhaarigen Menschen bei den Parsen verhafst waren. Mit diesem Ariman fällt auch der ägyptische Typhon (Dew, woraus Teufel nach dem Vf.) zusammen, und ohne Zweifel werden später auch die Verhältnisse der Aegypter zu diesen typhonischen Scythen oder verteufelten Germanen noch dargestellt werden. Man kann allerdings wünschen, dafs der Vf. seine mühsamen Untersuchungen über diese Gegenstände, welche für jeden, der sich für die Urgeschichte der Völker interessirt, anziehend sein müssen, fortsetzen möge, indem die Wissenschaft auf jeden Fall dabei gewinnt, selbst wenn auch, wie schon bemerkt ist, diese Untersuchungen für die eigentliche Geschichte der Deutschen von keiner Bedeutung sein sollten, und Vieles von dem hier Aufgestellten als unbegründet verworfen werden müfste. Genügend wird sich natürlich erst darüber entscheiden lassen, wenn diese Untersuchungen vollständig bis zum Abschlufs des zweiten Bandes vorliegen.

Ferdinand Müller.

VIII.

Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen bei Menschen und Thieren. Von Dr. Burkhard Wilhelm Seiler. Dresden, Walther. 1833.

Eine vom Verf., im Namen der medicinisch-chirurgischen Academie zu Dresden, seinem Collegen Hedenus am Tage des vollendeten funfzigsten Jahres treuer und ehrenvoller Amtsführung überreichte Gratulationsschrift. Das Werk beginnt mit der ausführlichen Beschreibung vier sehr merkwürdiger Mißgeburten, deren Abbildung wir auf der dem Werke beigegebenen Kupfertafel finden. Die erste Mißgeburt ist interessant durch das Vorhandensein einer großen Wasserblase statt des Gehirns, und durch die Anwesenheit zweier kleinen, mangelhaft gebildeten Augäpfel bei gänzlichem Mangel jeder Spur des Sehnerven. An der linken Seite ist der Stamm des fünften Nerven durch eine dünne Nervenscheide angedeutet, die bald ganz verschwindet, und doch sind bei mangelndem Ganglion Gasseri Aeste des Oberrollnerven, des Stirnnerven und des Unteraugenhöhlennerven auf die gewöhnliche Weise im Gesichte verbreitet. In Betreff der Anordnung der Augenmuskeln und Augennerven sind die Angaben des Vfs. äußerst genau. — Bei der zweiten Mißgeburt, die eine Menge von Mißbildungen darbietet, und wieder hydrocephalisch ist, finden sich Augenlieder und Augäpfel normal gebildet. Thränendrüsen und Thränenpunkte mangeln. An der rechten Seite findet man nur die leere verdünnte Scheide des Sehnerven, welche auch links von Nervenmark leer ist, indeß mit der zur Wasserblase ausgedehnten harten Stirnhaut communicirt. Das dritte Nervenpaar geht wie gewöhnlich zu dem äußern geraden Augenmuskel. Die übrigen Nerven bis zum Vagus sind so dünn zellstoffig und verweben sich mit dem Zellstoffe der harten Hirnhaut so innig, daß man sie nur bis in diesen verfolgen kann. Den *N. glossopharyngeus, vagus, accessorius* und *hypoglossus* kann man bis zu ihrem Austritte aus der Hirnhöhle verfolgen. Die etwas vergrößerten Augäpfel zeigen normal gebildete Conjunctiva, Sclerotica, Cornea, Iris und Crystalllinse. Die Nervenhaut und Glaskörperhaut fehlen ganz und die Stelle des Glaskörpers ersetzt eine ganz wasserhelle Flüssigkeit. — Nieren, Nebennieren, Harnleiter, Harnblase, Harnröhre und Eichel des männlichen Gliedes fehlen, während Hoden, Nebenhoden und schwammige Körper des männlichen Gliedes vorhanden sind. — Die dritte Mißgeburt ist ein Microcephalus mit sehr mangelhaft gebildeten Kopfknochen, dem sämmtliche Hirnnerven bis auf den Sehnerven fehlen. Auch hier wird dem Zustande der Augen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. — Viertens endlich erhalten wir die genaue Beschreibung eines ausgetragenen lebend geborenen Kindes mit gänzlichem Mangel der Augen, aller zu denselben gehörigen Gebilde und mehreren andern Mißbildungen. Merkwürdigerweise war der Sehnerve vorhanden.

Nun erst gelangt der Vf. zu dem eigentlichen Vorwurf der Schrift: den ursprünglichen Bildungsfehlern und dem gänzlichen Mangel der Augen. Zunächst wird von der Zahl der Augen gehandelt, wo der Vf. zu sorgfältiger Unterscheidung der *Cyclopia s. Monophthalmia imperfecta*, von der *Monophthalmia perfecta*, wo in dem einen vorhandenen Auge irgend eine Tendenz zur Duplicität wahrzunehmen ist, spricht. Die Cyclopie betrachtet der Vf. mit Huschke als eine Folge der in ihrem normalen Wirken gehemmten organischen Thätigkeit. — Nun gelangt der Vf. zur „Größe des Augapfels", und geht dann zur Betrachtung des gänzlichen Mangels der Augen über. Gestützt auf den Befund in der letzten oben erwähnten Mißgeburt, erklärt er den Satz: daß die Nerven solcher Organe, die nicht gebildet sind, immer fehlen, für nicht allgemein gültig. Eben so wenig richtig ist aber, wie die oben angeführten Fälle zeigen, die Annahme: daß Augen ohne Sehnerven und Netzhaut nicht vorkommen können. Ist es ferner gleich richtig, daß die zu einem Systeme gehörigen Theile oft gleichzeitig fehlen, so darf man daraus doch nicht folgern, daß ein Theil durch den andern gebildet werde, oder daß die verschiedenen Organe aus einem Centrum nach der Peripherie gleichsam herauswachsen müssen. Dagegen spricht Vieles für das von Rudolphi aufgestellte Bildungsgesetz: daß jeder Theil des Centrums und der Peripherie, nach Maßgabe des Zeitpunktes seiner Entwickelung, an seiner Stelle als primitiv, oder durch Zeit und Ort nothwendig bedingt, nach bestimmtem Typus geformt werde, wofern kein Hinderniß in diesem Punkte stattfindet. Die Tendenz der Bildung geht vom Centrum aus; allein es können Zwischenglieder in ihrer Entwickelung gehemmt werden, während die sie umgebenden Theile immer im Wachsthum fortschreiten.

Die Darstellung der ursprünglichen Bildungsfehler der einzelnen Theile des Auges beginnt mit den Augenhöhlen; es folgen Augenbraunen, Augenwimpern, Augenlieder und Thränenorgane, dann Augenmuskeln, Augennerven und die Bindehaut. Hierauf wendet sich der Vf. zu Sclerotica und Cornea. Die Hyperkeratosis betrachtet er als Folge früher vorhanden gewesener, aber zum Stillstand gekommener krankhafter Absonderung zu reichlichen Wassers in dem vorderen Theile des Augapfels, welches zur Wucherung und Verdickung der Cornea Veranlassung gegeben hat. Sehr wichtig erscheint dem Verf. Ammon's Beobachtung von öfterem gleichzeitigen Bestehen eigenthümlich abweichender Schädelformen und der Amaurose bei der angeborenen Hyperkeratosis. — Es ist nun ferner vom Mangel der Gefäßhaut, vom theilweisen Mangel des Strahlenkörpers, vom *Coloboma choroideae*, von der Weißsucht und von den Mißbildungen der Iris die Rede. J. Müller's Behauptung: „die Spalte der Iris an der untern Seite sei bei allen Thieren und an der untern innern Seite auch bei dem menschlichen Embryo eine unleugbare Thatsache, scheint nach Seiler durchaus nicht begründet. Vielmehr erscheint die Iris sowohl bei Embryonen von Vögeln und Säugethieren, als bei denen des Menschen in Form eines geschlossenen schmalen Ringes, wie dies neuerlich wieder Arnold angegeben. So darf das *Coloboma iridis* also auch nicht zu den Hemmungsbildungen in dem von Walther aufgefaßten Sinne gerechnet werden. Vielmehr meint Seiler, man könne annehmen, daß irgend ein zur Bildung eines oder einiger nebeneinander liegender Gefäßkreise bestimmtes Blutgefäß obliterire, wodurch die Iris an dieser Stelle in ihrer Entwickelung gehemmt werde, während die übrigen Gefäßkreise gegen den Pupillarrand hin sich entwickeln. Auf diese Weise wird da, wo die Bildung der Iris zurückgeblieben ist, eine Spalte entstehen. — Es folgt die Betrachtung der Bildungsfehler der Nervenhaut, der wässerigen Feuchtigkeit, der Krystalllinse und ihrer Kapsel, des Glaskörpers und des Strahlenplättchens. — Reichthum an eigenen Beobachtungen und Schlüssen, verbunden mit großer Gelehrsamkeit, charakterisirt diese schätzbare Schrift, die für pathologische Anatomie, wie für Physiologie des Auges gleich bedeutend und wichtig ist.

№ 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

IX.

Friderici Ritschelii professoris Vratislaviensis de Oro et Orione commentatio. Specimen historiae criticae grammaticorum graecorum. Accedit de Eudemo epimetrum. Vratislaviae 1834. 84 *S.* 8.

Vorliegende Arbeit gehört einem Felde der Philologie an, welches gröfstentheils unangebaut liegt. Das Chaos der griechischen Grammatiker zu entwirren, ihre Namen und Werke von dem sie bisher bedeckenden Staube zu reinigen, ihre Behandlung der Wissenschaft an das Licht zu ziehen, und nachdem dies mit Gründlichkeit vollendet worden, darauf eine Geschichte der Grammatik aufzubauen, dies ist die Aufgabe, welche Hr. Prof. Ritschl sich gesteckt hat. Dafs die Vollendung dieser Arbeit einen wahren Fortschritt der Philologie begründen werde, ist unverkennbar. Um so freudiger heifsen wir ihren Anfang willkommen: zumal da Hr. Ritschl's gründliche Gelehrsamkeit, sein Scharfsinn und sein sorgfältiges Forschen ihn ganz vorzüglich geeignet erscheinen lassen, diese Seite der Alterthumswissenschaft zu ergänzen.

Einen Haupttheil der Sprachforschung der griechischen Grammatiker bilden ihre etymologischen Studien, deren Resultate uns jetzt in grofsen Massen in alphabetischer Ordnung zusammengehäuft vorliegen; Gutes und Schlechtes unter einander gemischt; ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Grundansicht und von unbekannten Männern vereinigt. Als vornehmstes Hilfsmittel zur Sichtung bot sich hier das älteste etymologische Werk dar, welches wir unter dem Namen des Orion besitzen. Daher ist es mit Recht Mittelpunkt einer Abhandlung geworden, welche zunächst ein Beitrag zur Geschichte der alten Etymologen ist. Aber dem Orion allein seine Aufmerksamkeit zu widmen, und nur sein Leben und seine Schriften zu untersuchen, wurde der Verf. durch eine ungemein häufige Verwechselung seines Namens mit dem des Oros verhindert: eine Verwechselung, welche durch die gewöhnlichen Abkürzungen der Schrift herbeigeführt, und dadurch vermehrt worden ist, dafs beide Namen wirklich nur Doppelformen desselben Namens sein könnten. Er dehnte daher sogleich beim Anfang seine Studien auf Oros und Orion aus und erlangte schon hierdurch allein, dafs er seine Vorgänger leicht übertreffen konnte, welche dem ungleich bedeutendern Oros die mindere Sorgfalt geschenkt hatten. Denn wenn Orion, welcher dem fünften Jahrhundert nach Christo angehört, in seinen Werken als Sammler auftritt, erscheint Oros dagegen als selbstständiger und die Ansichten der Meister der Wissenschaft prüfender Forscher, mit denen er sich nicht selten in Streit über die Principien befindet. Er wird von Hrn. Ritschl in das *zweite* Jahrhundert gesetzt. Die Hervorhebung dieses Mannes, die Untersuchung über sein Leben, seine Schriften und seine zerstreuten Fragmente, verbunden mit kritischer Behandlung derselben: kurz die Ermittelung seiner Bedeutsamkeit ist das Hauptresultat vorliegender Abhandlung. Doch ist auch auf Orion, namentlich auf seine Lebensverhältnisse und Schriften ein neues Licht gefallen: wenn gleich schon die früheren Forscher über ihn sorgfältiger gehandelt hatten. Die Frage, ob das vorhandene etymologische Werk im Auszug oder vollständig auf uns gekommen sei, und wie es sich zu den zuweilen sich findenden sogenannten Excerpten daraus verhalte, ist mit Gründlichkeit untersucht worden. In Betreff des Verhältnisses endlich der beiden Grammatiker zu einander ist die Behauptung aufgestellt und mit Scharfsinn vertheidigt worden, dafs Oros eine *Hauptquelle* des Orion gewesen sei: wodurch eine grofse Reihe von Stellen in den vorhandenen etymologischen Werken vor dem Verdachte des Verderbnisses geschützt wird, indem beide Namen, der des Oros und des Orion, als richtig erscheinen. Der Umstand, dafs Orion die übri-

gen Quellen nennt, nirgend aber des Oros gedenkt, wird durch den Irrthum eines Abschreibers zu erklären versucht, der Oros und Orion verwechselte, und die einmalige Nennung des Verfs. auf dem Titel für genügend ansah.

Man erkennt schon aus dieser Uebersicht, mit welcher Gründlichkeit der Gegenstand behandelt ist. Die Klarheit und Gediegenheit der Untersuchung, das alle Umschweife vermeidende, gerade Ergreifen und Festhalten des Stoffs, die angemessene Sprache, Alles dies fesselt den Leser; was um so wichtiger ist, je weniger sonst dieses Gebiet der Alterthumsforschung reizende Genüsse darbietet. Viele beiläufige Bemerkungen und Verbesserungen sind aufserdem schätzbar; worüber sich nach einem interessanten Schlufsworte über Eudemos, eine Hauptquelle des Suidas, ein sehr sorgfältiges Verzeichnifs findet, welches die behandelten Gegenstände und die vorgeschlagenen Verbesserungen anzeigt.

Dennoch halten wir die Untersuchungen über Oros und Orion noch nicht für geschlossen, und weisen namentlich auf Einiges hin, was Hr. Ritschl unbeachtet gelassen hat.

Das Buch des Orion ist in alphabetisch lexikalischer Form abgefafst, ohne jedoch bei der Anordnung auf mehr als den ersten Buchstaben Rücksicht zu nehmen. Bei der ersten Betrachtung desselben bieten sich aber zwei Bemerkungen dar, die eine, dafs über ein und dasselbe Wort an mehreren Stellen, auf verschiedene Weise geredet ist; die andere, dafs die Citate desselben Grammatikers unter jedem Buchstaben, wo einer zwei- oder mehreremal angeführt wird, sich dicht neben einander wiederholen und sonst nicht weiter vorkommen. Für einzelne Ausnahmen von dem Letztern läfst sich immer ein guter Grund angeben. Man kommt daher sehr leicht auf den Gedanken, auf den schon die äufsere Form des Buches bringen konnte, dafs hier verschiedene frühere Schriftsteller ausgebeutet, aber wenn mehrere der Bemerkungen zu einem Buchstaben gehörten, das jedem Entlehnte unter jedem Buchstaben sich an einer Stelle zusammengeordnet findet. Nähere Untersuchung bestätigt diese Vermuthung. Ein Arzt Soranos hatte ein etymologisches Buch über alle Theile des menschlichen Körpers geschrieben, welches eine reiche Quelle für Orion geworden ist. Nach den eigenen Citaten des Grammatikers und dem Inhalte jenes Buches findet man leicht, dafs seine Bemerkungen unter jedem Buchstaben neben einander vorkommen, z. B. unter *α*, von *αἰδοῖα* bis *ἀγκών*, p. 15, 22 — p. 17, 10 unter *β* von *βουβὼν* bis *βραχίονες* p. 33, 22—34, 18 und so fort durch das ganze Alphabet. Ein zweites Beispiel sei Helladios, aus dessen Chrestomathie sich z. B. unter *μ* nacheinander die Worte *μακκοᾶν*, *μακάριον*, *μάκερα*, *μέλισσα*, *μῆλον* finden; letzteres, wie schon Larcher bemerkt, fälschlich von *μέλισσα* getrennt, s. *Phot. p.* 867, 871 und 875 b. Hoesch. Dasselbe gilt von den anderen Quellen. Unter *χ* findet man, dafs *χυλός* bis *χέδροψ* aus Soranos, *χαίρω* bis *χείμεθλα* aus Philoxenos, der letzte Theil aus Herodianos entlehnt ist. Der Anfang jedes Buchstaben ist Homerischen Wörtern und Wortformen gewidmet.

Diese Bemerkung, welche für Hrn. Ritschl's Hauptzweck von hoher Wichtigkeit ist, indem sie uns einige verloren gegangene Werke älterer Grammatiker genau wiedererkennen, andere aber, wie die vorhandenen Epimerismen des Herodianos sogleich als unächt erscheinen läfst, ist aufserdem wegen der Behauptung, dafs Orion die Werke des Oros benutzt habe, nicht ohne Bedeutung. Denn es mufs jetzt nachgewiesen werden, in welchem Theile des Werks die Bemerkungen des Oros enthalten sind, wenn überhaupt die vorgetragene Ansicht die richtige ist. Dies bleibt also dem Vf. zu thun übrig.

Aber auch in Betreff der *Lebensverhältnisse* des Oros und Orion haben wir uns nicht aller Zweifel entschlagen können, und möchten uns näher an Suidas anschliefsen, als der Vf. gethan hat. Suidas enthält nämlich erstens einen Artikel über Oros, welchen Hr. Ritschl durch die Vermuthung einer Vermischung in zwei Artikel spalten zu müssen glaubt. Dabei aber nimmt er die Worte „*Ἀλεξανδρεὺς γραμματικός*" für Angabe des Geburtsortes, da es vielmehr die Schule und den Ort der Wirksamkeit bezeichnen möchte. Letzteres zu lehren, erschien gewifs dem Verf. der Nachrichten des Suidas als das Wichtigere. Die etymologischen Wörterbücher dagegen wählten zur Bezeichnung des Mannes die Angabe seines Geburtsortes Milet. Allein noch mehr wurde Hr. Ritschl in seiner Ansicht durch den Zusatz des Suidas bestärkt, Oros habe in Constantinopel gelehrt, was ihm der Zeit und des Ortes wegen für unmöglich gilt. Jedoch der Ort, Constantinopel, möchte wegen der geistigen Dürftigkeit seiner Grammatiker noch so verrufen sein, es ist ja ein Alexandrinischer Gelehrter, von dem die Rede ist, und seit der Erhebung von Byzanz zur Hauptstadt der Monarchie wurden die Ale-

xandrinischen Grammatiker durch mannigfaltige Unruhen in alle Gegenden Griechenlands und Asiens zerstreut. Die Zeit aber ist sehr ungewifs. Denn wenn Hr. Ritschl dafür, dafs er im zweiten Jahrhunderte gelebt habe, den innigen Zusammenhang seiner Studien mit denen des Herodianos und Phrynichos anführt, und überhaupt zur Erforschung der Lebenszeit der Grammatiker es empfiehlt, die jüngsten Schriftsteller, die sie citirt haben, zu berücksichtigen: so ist dies bei Oros namentlich darum höchst bedenklich, weil wir von ihm nur Fragmente besitzen. Mit so vielem Verlornen können ja auch Citate uns entzogen sein, die auf ein jüngeres Zeitalter hinweisen. Man bedenke nur, dafs bei Orion unter allen Citaten das einzige des Helladios auf das fünfte Jahrhundert führt, während alle übrigen sich recht gut damit vertrügen, wenn auch er in das zweite Jahrhundert gesetzt würde. Oros und Orion citiren fast ganz dieselben Schriftsteller. Herodianos aber und Phrynichos sind in den Augen der Grammatiker berühmte Männer, deren Bekämpfung auch ein Paar Jahrhunderte später recht wohl denkbar ist. Kurz vielleicht ist Suidas Angabe über Constantinopel vielmehr mit Dank anzunehmen, als zu verwerfen, und Oros, wie Orion, an das Ende des *vierten* oder in den Anfang des *fünften* Jahrhunderts zu setzen.

In Betreff des Orion aber würde die vorige Annahme, Alexandrien nenne Suidas als den Ort seiner Wirksamkeit und seiner Schule, auf die Idee zurückführen, dafs die sich bei ihm findenden beiden Artikel über Orion auf einen und denselben Mann zu beziehen wären. Der erste Artikel bringt den Geburtsort desselben, und eine seiner Schriften zu unserer Kunde, der zweite die Schule und alle oder doch die meisten seiner Schriften, und unter ihnen gleich zuerst das schon im ersten Artikel genannte Werk. Wenn Hr. Ritschl nach Passow's Vorgange dagegen die Erwähnung einer Lobrede auf Kaiser Hadrian zum Beweise anführt, dafs der Alexandriner ein Zeitgenosse des Kaisers gewesen sein oder bald nach ihm gelebt haben müsse: so liefse sich vielleicht dagegen die Vermuthung aufstellen, dafs hier am Ende des Artikels, wie so oft bei Suidas, sich ein Irrthum eingeschlichen habe. Doch brauchen wir zu einem solchen Mittel nicht einmal unsre Zuflucht zu nehmen, da eine Lobrede auf Hadrian einige Jahrhunderte nach seinem Tode bei einem Alexandrinischen Gelehrten um so weniger etwas Unmögliches ist, als der Kaiser die Alexandrinischen Angelegenheiten geordnet, und den Gelehrten dieser Stadt ihre alten Rechte erhalten hatte, und daher in der Zeit, in welcher das Christenthum diesen Gelehrten vielen Abbruch that, um so mehr des Lobes werth zu sein scheinen mufste.

So sind auch diese Zweifel dem Verf. noch zu lösen. Aufserdem fällt es in der Beweisführung des Vfs. nicht selten auf, dafs er einen grofsen Werth auf die Zeugnisse der Grammatiker legt, in welchen zugleich neben dem Namen des Oros oder Orion die Angabe des Vaterlandes gefunden wird. Ob dies mit Recht geschehen sei, ob darauf, dafs dabeisteht „der Milesier" „der Thebaner" wirklich viel gebaut werden könne, ist ebenfalls zu bezweifeln, da ja auch so Irrthümer der Citirenden leicht möglich waren. Ist doch nach des Verfs. eigener Annahme in dem Coislinianischen Verzeichnifs in der That an die Stelle des Thebaners Orion der Milesier Oros, und bei Zonaras einmal das Umgekehrte zu setzen. In solchen Dingen sind Irrthümer von Sammlern gar leicht begangen worden.

Diese Punkte möchte daher Hr. Ritschl bei seinen weitern Forschungen zu beachten haben. Der Grund für die Einsicht in die grofsen Etymologika ist gelegt: es wird nicht mehr allzuschwer sein, die Theile der verschiedenen Schriftsteller, aus welchen sie entstanden, immer mehr zu scheiden und in diese ungeordneten Massen Licht zu bringen: eine Geschichte der etymologischen Forschungen der Griechen möchte zunächst von des Hrn. Verfs. Hand hervortreten dürfen, und bei dem neuen Leben, in welches in der neuesten Zeit diese Studien getreten sind, höchst zeitgemäfs und belohnend sein. Vor Allem aber möchte man ihm die Benutzung der vorhandenen handschriftlichen Quellen, namentlich der höchst wichtigen Pariser Handschriften wünschen. Dann erst würde er ungehemmt auf seiner Bahn fortschreiten, und seine Absicht erreichen können, endlich eine gediegene und gründliche Geschichte der Grammatik zu verfassen.

F. Ranke.

X.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter $18\frac{29}{30}$ *zu Dresden von Dr.* C. G. Carus. *Leipzig*, 1831. *bei Gerh. Fleischer.*

Zwar befindet sich vorliegendes Werk bereits seit einigen Jahren in den Händen des wissenschaftlichen

Publicums; auch erinnert sich Ref., dafs das Publicum schon von mehreren Seiten her auf den Werth und Gehalt desselben aufmerksam gemacht worden ist, und er hat also, da überdiefs der Name des Verfs. ein allgemein bekannter und geschätzter, ja in den näheren Kreisen ein gefeierter ist, keinen Grund zu zweifeln, dafs das Buch eine diesem seinem Werthe entsprechende Verbreitung erhalten haben wird. Indefs scheint es ihm zur Zeit noch an einer solchen Beurtheilung desselben zu fehlen, die zugleich mit dem Allgemeinen, was diesem Werke mit manchen anderen gemeinschaftlich ist, auch seinen besonderen und eigenthümlichen Charakter, sowohl den schriftstellerischen, als auch den wissenschaftlichen, genügend darlegte. Je individueller, sowohl nach der Seite der Form und Darstellung, als nach der Seite der philosophischen Grundansicht und des Inhalts, dieser Charakter ausgeprägt ist: um so mehr ist nothwendig auch der Werth des Buches einerseits freilich ein genau begränzter und umschränkter, anderseits aber, innerhalb dieser Begränzung, ein ihm bleibend und eigenthümlich angehörender und durch keine anderen ähnliche oder verwandte Leistungen zu ersetzender. Ref. glaubt daher auch jetzt noch nichts Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn er es versucht, diesen individuellen Charakter in so scharfen und vollständigen Zügen, als er es vermag, zu umreissen.

Der nächste Eindruck, welchen der Vortrag und die Sprache dieser Vorlesungen gemacht hat, ist der, dafs man es dem Werke ansieht, wie es in einem reichen, umfassenden, gediegenen, die verschiedenartigsten Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens mit Leichtigkeit und Gewandtheit, mit Sicherheit und Ueberlegenheit lösenden Geiste beiläufig und gelegentlich entstanden ist. Weder ein Lob noch ein Tadel ist hiermit ausgesprochen, sondern nur ein Factum: es mufs Schriften geben, die sich zu dem Geiste und der Lebensthätigkeit ihrer Verfasser in einem untergeordneten Verhältnisse der eben angegebenen Art befinden, und es mufs andere geben, in die als letzte und höchste Zwecke ihres Lebens die Verf. das ganze Gewicht ihres Geistes und ihres Talentes hineinlegen, — Werke, die als Blätter oder als Seitenschöfslinge, und Werke, die als Blüthen und als Früchte in dem organischen Lebensgewächse ihrer Verfasser dastehen. In dem vorliegenden Fall kann ein bedenklicher Umstand darin zu liegen scheinen, dafs das Werk ausdrücklich einem didaktischen Zwecke gewidmet ist, dafs es nicht die Wissenschaft durch einzelne Untersuchungen oder Beobachtungen zu bereichern, sondern in ein tiefes und umfassendes Erkenntnifsgebiet Lesern, die nicht schon in diesem Gebiete heimisch sind, einen zugleich schnellen und doch gründlichen Einblick zu geben unternimmt. Gerade hier ist eigentliche Beredsamkeit und eine kunstvollere Darstellung solcher Art, wie sie nur aus vollkommenster Concentration der Geisteskräfte auf den Einen Gegenstand hervorgehen kann, recht eigentlich an ihrem Platze; und Ref. bekennt, beim ersten, flüchtigen Ueberlesen des Buches diese Eigenschaften allerdings vermifst zu haben. Aber bei näherer Bekanntschaft mit demselben fand er sich reichlich entschädigt durch das Gewahrwerden der anderen, nicht minder vorzüglichen und vielleicht noch seltneren Eigenschaften, die bei dem Verf. jene fehlenden ersetzen; Eigenschaften, die es wohl sein müssen, welche diesen Vorlesungen den Beifall des zahlreichen und hoch gebildeten Kreises, vor dem sie zuerst gehalten wurden, gesichert haben. Wir meinen die wirklich bewundernswürdige Klarheit, Reinheit und Nettigkeit des Ausdrucks, welcher sich dem mit gleicher Deutlichkeit und Präcision gefafsten Gedanken mit einer Unmittelbarkeit anschliefst, welche die Kluft, die sonst meist bei einem Inhalte dieser Art zwischen beiden zu liegen pflegt, gar nicht bemerken läfst. Es ist nicht eine Leichtigkeit solcher Art, wie man sie oft an den Werken der gröfsten Redekünstler bemerkt hat, welche vielmehr nur der, aus tiefer und gewaltiger Arbeit und aus vollendeter Bezwingung der Schwierigkeiten hervorgegangene Schein der Leichtigkeit ist; sondern es ist die wirkliche, kunstlose Leichtigkeit und Sicherheit eines Gedankenganges, zu dem der Ausdruck eben darum so unmittelbar und ungesucht sich hinzugesellt, weil der Gedanke selbst kein mühvoll erzwungener oder aus dem Chaos der inneren Seelentiefe schmerzlich herausgearbeiteter, sondern ein aus treuer Naturbeobachtung und aus der Gewohnheit einer wachen und selbstbewufsten Lebensthätigkeit und Lebenserfahrung von selbst hervorspriefsender ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 18$\frac{29}{30}$ zu Dresden von Dr. C. G. Carus.

(Fortsetzung.)

Wir glauben den Styl solcher Werke, wie das vorliegende ist, nicht unangemessen zu bezeichnen, wenn wir ihn einen *praktischen* nennen; worunter wir freilich denn nicht zunächst, was man sonst wohl auch mit diesem Worte zu bezeichnen pflegt, die Angemessenheit für den jedesmal vorliegenden Zweck, sondern den Charakter des Styls als Ausdruck für eine im ächten und edelsten Sinne praktische, auch im Theoretischen auf praktische Weise sich benehmende und zurechtfindende Natur- und Geistesanlage zu verstehen haben.

Wenn nun ein Werk von solchem Charakter, wie der hier bezeichnete, einer philosophischen Betrachtung, dergleichen die Seelenkunde, gewidmet ist: so wird man schon im Voraus davon erwarten, dafs sein Verdienst weniger in einer neuen, tieferen oder erweiterten Gestaltung der eigentlich spekulativen Probleme, als vielmehr in der Art und Weise bestehen wird, wie es die Ergebnisse der spekulativen Forschung, theils die äufserlich überlieferten geistreich aufnehmend und sich aneignend, theils selbstthätig auf mehr empirischem Wege sie gewinnend und reproducirend, in die Form und Gestalt einer klaren und tüchtigen, jedem Gebildeten und nicht blofs dem Philosophen von Profession zugänglichen Lebensanschauung umsetzt. — Möge Niemand diesen unsern Ausspruch, dafs Ergebnisse der Spekulation auch empirisch gefunden werden können, eines innern Widerspruchs zeihen. Vielmehr, wie man ehemals bemerkt hat, dafs eine oberflächliche und halbe Philosophie von dem Glauben an Gott ab-, eine gründliche und vollendete zu ihm zurückführe: so beginnt man jetzt immer deutlicher einzusehen, dafs nur eine halbe, d. h. eine theils äufserlich eng umgränzte und einseitige, theils innerlich von unzureichender Reflexion durchzogene Empirie von einer philosophischen Weltansicht und Weltdurchschauung entfernt, dafs hingegen eine gründliche, allseitige und vorurtheilsfreie Erfahrung unfehlbar in ihren Resultaten mit den Resultaten des philosophischen Denkens zusammentrifft. Unsere Zeit zeigt bereits mehrere Beispiele von Forschern, die ausdrücklich durch die Klarheit und Gründlichkeit ihres empirischen Wissens auf einen Punkt geführt wurden, wo die philosophische Idee ungesucht, in frischer Integrität und reifer Jugendlichkeit, wie Minerva, aus ihrem Haupt hervorsprang; und der Verf. des gegenwärtigen Werkes ist unter diesen Forschern einer der ausgezeichnetsten. Wenn irgend andere, so sind Männer solcher Art geeignet, den Wahrheiten des philosophischen Denkens auch bei Solchen, die den spekulativen Denkern mifstrauen, Ansehen und sogar Eingang zu erwerben; und schon aus diesem Grunde müfste ihr Thun von philosophischer Seite her für Gewinn geachtet werden, selbst wenn man den noch ungleich höher zu schätzenden Vortheil, der sich daraus unfehlbar für die Wissenschaft selbst ergeben mufs, nicht in Anschlag bringen wollte. — Unser Verf. steht in Bezug auf seine Grundansicht von dem Natur- und dem Geistesleben auf der Höhe der Philosophie unserer Zeit; er ist in nichts Wesentlichem hinter der Entwickelung dieser Philosophie zurückgeblieben, eben so wenig aber auch, was von einem empirischen Forscher verlangen zu wollen ganz und gar ungerecht wäre, derselben vorangeeilt. Dennoch ist es nicht ein bestimmt abgegränztes System, dessen Lehren und Worte er nur wiederholte; sondern seine wesentlich empirische Forschung kommt dem Geiste der philosophischen Spekulation in der Gestalt und Reife, die dieser Geist gegenwärtig erlangt hat, auf durchaus freie Weise entgegen, und schafft sich selbstständig ein ihren Bedürfnissen und den Bedürfnissen des Kreises, zu dem zu sprechen sie sich berufen findet, angemessenes Gewand der Darstellung und des Ge-

dankenausdrucks. Da es lebendige Anschauung ist, was diese Darstellung beseelt, und nicht eine abstrakte Theorie; da überdiefs der Verf. von den sittlichen und religiösen Interessen, welche sich an seine Betrachtung knüpfen, so innig als lebendig durchdrungen ist: so wird diese gesammte Darstellung von einem leisen Hauche der Begeisterung durchweht, der jedoch der ruhig besonnenen und klar verständigen Haltung des Ganzen nicht den mindesten Eintrag thut.

Der Plan dieser Vorlesungen ist einfach und leicht zu übersehen; weniger streng wissenschaftlich als anschaulich und sinnreich. Zuerst wird der *Allgemeinbegriff* der Seele aufgestellt, in klarer und scharfer Umrissenheit, in deutlich bestimmten und leicht verständlichem Gegensatze zu allen von der Ansicht des Verfs. abweichenden Ansichten. Hierauf folgt in einem *Allgemeinen Theile* zunächst eine *Entwickelungsgeschichte* der menschlichen Seele, in welcher, unter Anwendung der Methode, welche der Verf. die genetische nennt, und ausdrücklich der descriptiven, der analytischen und der teleologischen Methode gegenüberstellt, die allmälige Entfaltung des Seelenlebens und der Seelenkräfte aus ihrem einfachen Keime Stufe für Stufe verfolgt wird. Es scheint bei der Behandlung dieses Theils dem Verf. vornehmlich Goethe's Metamorphose der Pflanzen vor Augen geschwebt zu haben. Wie dieses Werk die Theile und Glieder des vegetabilischen Organismus, so betrachtet er die Vermögen und Thätigkeiten der Seele als die allmälig in einander übergehenden und aus einander sich erzeugenden Gestaltungsmomente des Einen, untheilbaren und nur in dieser seiner Entwickelung wirklichen und existirenden Grundwesens. Welch eine neue, eben so sinnreiche als fruchtbare Wendung hiermit die in den meisten Psychologien so geistlos und mechanisch abgehandelte Lehre von den sogenannten Seelenkräften und Seelenvermögen erhält, wird jeder sinnige Leser ohne unsere Erinnerung bemerken. — Wenn hierauf der Verfasser als Ergänzung dieses Allgemeinen Theiles noch zwei Abschnitte von der *Gesundheit* und von der *Krankheit* des Seelenlebens folgen läfst: so werden Manche hierin die ärztliche Betrachtungsweise durchscheinen zu sehen glauben. Allein der Vf. benutzt diese Abschnitte gewandt und geistreich dazu, hier, in der äufsern Mitte seines Werkes, alle Radien seiner Darstellung auch innerlich in Einen Centralpunkt, welcher ihm eben der Begriff der Seelengesundheit ist, zu vereinigen. — Der zweite, *besondere Theil* zerfällt ihm wiederum in zwei Hauptabschnitte, in die Lehre von dem *Schlafe* und von dem *Wachen* der Seele, oder, wie man es auch auszudrücken liebt, von der Nachtseite und von der Tagseite des Seelenlebens. Auch diese Gliederung können wir, so wenig wir sie für die einzig mögliche ausgeben möchten, nicht anders, als sinnvoll finden. Die Kategorie der Besonderheit bezeichnet hier die Totalität derjenigen Momente des Seelenlebens, durch welche sich die Seele des Einzelnen ausdrücklich als im Verhältnisse stehend zu einer Welt aufser ihr, oder richtiger noch, als ausmachend ein Glied in dem grofsen Weltorganismus, beurkundet. Nun ist aber dieses Verhältnifs, in welchem die Seele zu dem Ganzen steht, wesentlich ein doppeltes, erstens ein physisches oder körperliches, und zweitens ein geistiges und sittliches. Von der physischen Seite bethätigt die Seele ihr Wurzeln in der Allgemeinheit des Naturlebens, ihren nie abzubrechenden Wechselverkehr mit dieser Allgemeinheit, auf die Phänomene des Schlafes und des Traumes, der somnambulen und magnetischen Zustände. Im Wachen dagegen gehört der Mensch weder der Natur, noch unmittelbar sich selber, sondern wesentlich dem sittlichen Organismus der Geisterwelt an. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, wenn wir die Erscheinungen, in denen sich die Seele als Glied dieses Organismus bethätigt, in ausdrücklichem Gegensatze nicht blofs gegen die Erscheinungen jener Nachtseite, sondern auch gegen die allgemeineren Momente, auf denen der Begriff des Ich und der Selbstheit des Individuums beruht, hier unter der Kategorie des Wachens zusammengestellt finden.

Spricht sich sonach schon in dem Plane und der Anordnung des Werkes eine eben so originelle, als andrerseits das Objective des Gegenstandes in kräftiger und gediegener Anschauung erfassende Eigenthümlichkeit aus: so ist ein Gleiches auch in Bezug auf die Grundansichten der Fall, durch welche die Darstellung des Einzelnen beseelt und geleitet wird. Uns möge es vergönnt sein, hier statt alles Anderen die Definition auszuheben, welche der Verfasser von dem Begriffe der Seele giebt, welche, wie sich schon nach dem Gesammtcharakter seiner Darstellung erwarten läfst, nicht etwa blos an einer einzelnen Stelle, am Anfange des Buches, ausgesprochen wird, sondern als Grundgedanke des Ganzen sich durch die gesammte Betrachtung einem

Faden gleich hindurchzieht und an verschiedenen Stellen auch ausdrücklich wieder zum Vorschein kommt. Die Seele ist unserm Verf. eine *Idee*; als solche unabhängig von ihrer räumlichen und zeitlichen Erscheinung, von ihrer „Darbildung" oder ihrem „Darleben" in Zeit und Raum (— diese etwas ungewöhnlichen Ausdrücke scheint der Verf. von dem verewigten K. C. F. Krause entlehnt zu haben, dessen Philosophie sowohl überhaupt, als insbesondere in Bezug auf die hier berührte Lehre wohl nicht ohne Einfluſs auf die Gestaltung der Ideen unsers Verfs. geblieben sein mag). Er läſst es sich angelegen sein, in einer Reihe wahrhaft schöner und trefflich von ihm ausgeführter Bilder das Verhältniſs dieser Idee zu ihrer körperlichen Darstellung zu veranschaulichen. Die Elemente des Körpers, diese nach ihren mechanischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften betrachtet, verhalten sich zu der Seele nicht anders, als wie die Wassertropfen in dem Regenbogen zu dem Farbenbilde, oder wie die Leinewand und die Farben in einem Gemälde zu der Conception des Künstlers. Vornehmlich aber ist es das Verhältniſs der in dem Geiste des Künstlers lebendig entspringenden Idee des Kunstwerks zu dessen Ausführung, durch welche der Hr. Verf. das Vorhandensein der Seele als Idee in dem Geiste der Gottheit jenseit der Zeit und des Raumes, und dann ihr „sich Darleben" in der Zeit und durch Vermittelung ihres Körpers, zu verdeutlichen sucht. Er führt zu diesem Behufe Aussprüche von Künstlern über die Art und Weise und die Zustände ihrer Schöpferthätigkeit an; wie er es denn überhaupt liebt, seine Beispiele aus der Dichterwelt zu entlehnen und seinen Darstellungen durch Herbeiziehung von Momenten aus dem Kunstleben eine gröſsere Anschaulichkeit zu ertheilen. Wie ihm aber einerseits diese Auffassungsweise dient, die Selbstständigkeit der Seele und ihre Unabhängigkeit von dem Körper darzulegen, so weiſs er sie andrerseits nicht minder geschickt zu benutzen, um an sie die Lehre von der substantiellen Einheit der organischen körperlichen Natur mit der Seele, und durch Vermittelung dieser Lehre die Erklärung von der Möglichkeit, daſs auch die Seele von dem Körper afficirt und nach falschen Richtungen hin abgelenkt werden könne, zu knüpfen. Daſs, wie man ehemals zu sagen liebte, die Seele selbst ihren Körper baue, ist ein schiefer und schielender Satz, den der Verf. von diesem seinem Standpunkte aus mit Erfolg zu bekämpfen weiſs. Vielmehr ist die Idee des körperlichen Organismus in der Idee, welche die Seele ist, an und für sich schon enthalten, und die Entfaltung dieser letztern ist wesentlich durch sich selbst die Erzeugung und die Durchbildung jenes Organismus.

(Der Beschluſs folgt.)

XI.

Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie. Von Dr. F. Deycks. Koblenz, 1834. *Bei K. Bädeker.* 148 *S.* 8.

Gleich nach dem Erscheinen des zweiten Theils von Goethe's Faust gab Rosenkranz in diesen Jahrbüchern einen kritischen Ueberblick des neuen Werkes. Den ersten Worten, welche über diese Fortsetzung und diesen Abschluſs des wunderbaren Gedichtes gesprochen wurden, das neben einer vielbekannten und vertrauten Seite plötzlich eine befremdende und überraschende zeigte, geziemte eine gewisse Zurückhaltung in dem Allgemeinen, welche jedoch nicht hinderte, daſs der Inhalt scharfsinnig erfaſst, glücklich gedeutet und die reichen Gestaltungen und Bezüge des Ganzen zu eindringlichem Verständniſs eröffnet wurden. Seit zwei Jahren, daſs wir den vollendeten Faust besitzen, ist keine andre Stimme laut geworden, welche mit gleicher Tiefe und Gründlichkeit darüber gesprochen hätte, und wir glauben, daſs der erwähnte Aufsatz, den doch der Verfasser selbst nur als einen vorläufigen ansehen will, auf weithinaus die Grundlage und Richtung für alle gesunde Kritik des Faust wird bleiben müssen.

Jedoch läſst Rosenkranz, der es selber ausspricht, daſs Jahre verschwinden werden, bevor der Sinn des weltumfassenden Gedichtes sich völlig entschleiert, dem kritischen Erforschen noch ein weites Feld, dessen Anbau nur durch Zusammenwirken der mannigfachsten Kräfte und der reifenden Zeit erfolgen kann. Wir freuen uns, dieses Feld von einem so trefflichen Führer, wie Hr. Deycks uns in dieser Schrift erscheint, mit so hellem Sinn und rüstiger Kraft, betreten zu sehen! Durchdrungen von Goethe'schem Geiste, mit wissenschaftlicher Kenntniſs ausgestattet, und auf dem Standpunkte der Bildung fuſsend, wo sich Wahrheit und Schönheit in der höchsten Lebensbetrachtung vereinigen, schreitet unser Verfasser, obwohl von ganz andrer Seite herantretend, mit der von Rosenkranz eröffneten Bahn in gröſster Uebereinstimmung, und wo die Ansichten und Urtheile über das Einzelne von einander abweichen, liegt selbst in dieser Verschiedenheit mehr gemeinsames Bemühen, als trennende Streitigkeit. In der Anerkennung des Gegenstandes, in der Würdigung seines Werthes und seiner Bedeutung, in dem Urtheil über die hohe Vortrefflichkeit auch des zweiten Theils der Tragödie und über den tiefen und nothwendigen Zusammenhang desselben mit dem ersten, sind beide Kritiker durchaus einig.

Das Verhältniſs der beiden Theile des Faust, und deren

Gliedernng in Akte und Scenen, so wie den Inhalt und die Form jedes dieser Glieder insbesondere, legt Hr. Deycks durch die scharfsinnigsten Aufschlüsse uns klar vor Augen, und der Zusammenhang des ganzen Gedichts, die Einheit und Festigkeit seines Ganges, die Tiefe der Absicht des Dichters und die künstlerische Meisterschaft der späteren wie der früheren Ausführung, treten in ein ganz neues Licht. Er behauptet, mit vollem Rechte, das ganze Werk sei das Erzeugnifs derselben schöpferischen Kraft, desselben Dichtergeistes, und in diesem Betreff gleichartiger und zusammenstimmender, als man bisher noch habe gelten lassen. Man wufste ja, dafs Goethe zu hohen Jahren gekommen; man fand sich mit dem früheren Fragment eingelebt; die spätere Ergänzung befremdet und beunruhigt; es war die bequemste und scheinbar gültigste Ablehnung, dafs man sagte, man spüre Kälte und Trockenheit des Alters, der zweite Theil habe nicht das Leben des ersten, ja kaum einen rechten Zusammenhang mit ihm, man halte sich an das Werk der Jugend. Selbst Rosenkranz läfst dieser, man kann sagen faulen und heuchlerischen Meinung, indem er solche zwar bestreitet, noch zu viel Gewicht; sie wird mit den Jahren immer mehr schwinden, bei jedem wiederholten Lesen nimmt sie ab. Hier aber wird dies Verhältnifs durch gründliche Nachweisungen glücklich in's Klare gebracht; zuvörderst durch den Inhalt und die Beziehungen der besondern Scenen oder Gruppen; dann aber auch durch die Aufmerksamkeit, welche der Verfasser der gesammten Geistesentwicklung Goethe's zugewendet hat, und als deren Ertrag ihm alles sogleich zur Hand ist, was in den verschiedenen Schriften Goethe's, oft weit zerstreut, über die Absicht und Richtung, so wie über den Inhalt und Fortgang seines Faust gesagt worden. Wir sehen daraus, dafs der Dichter in dem Plane des Ganzen niemals irr geworden, dafs dabei die tiefsten Erschaue seines Geistes und die mächtigsten Lebenseindrücke ihn geleitet, dafs jede Willkür und zwecklose Laune ihm fern geblieben, und dafs er zwar im höchsten Alter noch das Werk dichtend ausgeführt, und die neuesten Vorfälle und Anregungen mit darin aufgenommen, allein dafs zum Theil grade diejenigen Scenen, die am spätesten bekannt geworden, und die man für das Erzeugnifs seiner letzten Jahre, wohl gar als eine nothbehelfliche Auskunft für den doch endlich zu erzielenden Abschlufs, gehalten hatte, dafs grade diese in der Zeit seines mittleren Lebens uud seiner höchsten dichterischen Kraft entstanden sind!

Hr. Deycks folgt dem Goethe'schen Gedichte Schritt für Schritt; indem er immerfort den Zusammenhang im Auge behält, beleuchtet er die einzelnen Gestalten. Sein deutlicher und angenehmer Vortrag, der niemals müfsig abschweift oder unnütz verweilt, macht dem Leser diese Wanderung leicht, und gewährt ihm als Ertrag das reinere Verständnifs, den unendlich gesteigerten Genufs des unabweislichen Gedichtes. Denn so steht Goethe's Faust in der Litteratur und dem Leben einmal fest, dafs kein gebildeter Deutscher ihn lassen und aufgeben kann; ungern, mühsam, mit Widerwillen sogar mag er daran gehen, immer wird er gezwungen sein, ihn durch und durch zu kennen, die Sprüche desselben als nächste Lebensbezeichnungen anzunehmen, und in diesen wohlgelegten Geleisen die Lasten des Tages und der Zukunft fortzubewegen!

Wir können hier in das Einzelne uns nicht verbreiten. Andre, und an andern Orten, werden das Geleistete dankbar aufnehmen, und ausführlicher besprechen. Nur zwei Punkte seien uns noch zu berühren erlaubt. Der eine ist das seltsame und schauerliche Räthsel, welches der Dichter als „die Mütter" bezeichnet hat. Der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit unsers Verfassers sind darüber sehr ergiebig, und wir können seine Erklärungen vollkommen gelten lassen; allein aus jeder möglichen Erklärung, und wäre sie uns von Goethe selbst noch übrig, müssen wir zuletzt zu der von Rosenkranz gegebenen aufsteigen, als bei welcher allein wir uns wahrhaft beruhigt finden; es ist dies ein glücklicher Strahl kritischer Divination, dem der Dichter, falls auch ihm dadurch ein erhöhter Ausdruck seines Gebildes erst geworden wäre, nur um so freudiger gedankt haben würde. Der zweite Punkt betrifft den aristophanisch kecken Streich, wo der Teufel durch sein auf die Engel gerichtetes Gelüst um seine Beute kommt. Unser Verfasser, der die Meisterhand des Künstlers auch hier anerkennt, gesteht den Wunsch, Goethe möchte diese den zartern Sinn verletzende Scene unterdrückt und die himmlische Reinheit völlig aufserhalb des teuflischen Bereichs gelassen haben. Wir pflichten dieser Meinung nicht bei. Diese Teufelei, worin die kühne Erfindungskraft Goethe's durch die noch bewahrte Anmuth und Heiterkeit sich auf dem höchsten Gipfel der Meisterschaft zeigt, ist der nothwendige Gegensatz des erhabenen, innigen und heiligen Elements, in dessen Meer das Ganze verschwimmen soll. Die Schilderung des Himmels ohne solchen Gegensatz würde nur fade sein können, wie auch Dante's Paradies, ohne seine Hölle und sein Fegefeuer, nur eine schwächliche Dichtung sein würde, ja poetisch gar nicht zu ertragen wäre.

Hr. Deycks stellt einige der gangbaren Anklagen und Vorwürfe gegen Faust und gegen Goethe — besonders die alberne Behauptung, Faust hätte ein Fragment bleiben müssen, und habe als solches sein grofsartigstes Ende in Gretchens Verzweiflung gehabt, alles später Hinzugekommene aber sei vom Uebel, — in ihrer ganzen Blöfse dar. Er widerlegt jedoch nicht eigentlich polemisch, sondern sucht mehr durch freundliche Erweckung des Verständnisses den Unverstand zu entfernen. Ueberhaupt drückt er sich stets mit Mafs und Billigkeit aus, und läfst sogar allzu nachsichtig die von M. Enk in Wien erschienenen Briefe über Goethe's Faust, in welchen doch nur sehr geringe Ansichten zu Tage kommen, für ein achtbares Buch gelten. — Wir wünschen unserm Verfasser, dessen Beruf, in höherer Geistessphäre zu forschen und zu bilden, durch seine gegenwärtige Schrift aufser allem Zweifel steht, zu den trefflichen Eigenschaften, welche er schon besitzt, nur noch strengere Abfertigung derjenigen Widersacher, die nicht als würdige anzuerkennen sind. Freilich bemerkt er am Schlusse des Vorwortes, „dafs er denjenigen, welche von vorn herein überzeugt sind, es könne nicht das Werk eines Greises *Dichtergluth*, und der Ergufs eines Naturverehrers *Frömmigkeit* enthalten, *nichts zu sagen habe*". Und damit sind wir denn auch zufrieden. — V. v. E.

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 18$\frac{29}{30}$ *zu Dresden von Dr. C. G. Carus.*

(Schlufs.)

So freudig nun Ref. im Allgemeinen sich mit dieser Auffassung einstimmig erklären, und den Werth und das Verdienst ihrer — theilweise freilich, insbesondere gegen das Ende hin, nur skizzirten — Ausführung anerkennen darf: so ist doch Ein Punkt, in Bezug auf welchen er, da er in der That von durchgreifendem Einflufs auf die Gestaltung des Inhalts der gesammten Schrift sich erweist, sein Bedenken nicht zurückhalten mag. Man wird bemerkt haben, welch eine wichtige Rolle in der Darstellung des Hrn. Verfs. das Wort und der Begriff der *Idee* spielt. Da überdiefs der Verf. mehrmals ausdrücklichen Bezug auf Platon nimmt, so wird vielen Lesern hier sich die Platonische Ideenlehre in Erinnerung bringen, und sie zu dem Versuche, die hier vorgetragene Theorie von der Seele an dieselbe anzuknüpfen oder in dieselbe einzureihen, veranlassen. Nun aber ist es nicht etwa nur ein historischer Einwand, der sich uns hier aufdrängt, dafs Platon nirgends die Seele des Individuums selbst eine Idee nennt, sondern sie nur der Ideen theilhaftig, aus dem Verkehr mit der Ideenwelt ihre geistige Substanz entnehmend zeigt. Vielmehr scheint der Gegensatz der Ideenwelt als aufserzeitlicher und aufserräumlicher, zu der Welt der zeitlichen und räumlichen Existenz, wie er sich auch in der neuern Philosophie entsprechend, wie in der alten, gestaltet hat, wesentlich diefs zu fordern, dafs das, was für sich selbst *Idee* genannt werden soll, ausdrücklich in Gestalt jener Allgemeinheit gesetzt sei, die sich innerhalb des Räumlichen und Zeitlichen nur als Gleichheit des Unterschiedenen, als Art- und Gattungsbegriff, zu bethätigen vermag; dafs es, mit andern Worten, nicht ein *Dieses*, durch *Hier* und *Jetzt* von andern *Diesem* oder *Jenem*, welches *Dort* oder *Dann* ist, Unterschiedenes sei. Ein solches Dieses ist denn aber doch die Seele des Individuums, wiefern sie von den Seelen anderer Individuen unterschieden wird und *neben* diesen existirt. — Mit Recht hat unter den Denkern der neuern Zeit zuerst Hegel (Encyklopädie §. 378.) auf die Bücher des Aristoteles von der Seele hingewiesen, um dort die ächt wissenschaftliche, speculative Grundlage der Seelenlehre zu finden. Dort aber wird die Seele als die Entelechie des lebendigen, organischen Körpers bezeichnet; was sich mit jener Definition, welche die Seele (nicht die Seele überhaupt, oder den *Begriff* der Seele, sondern die einzelne lebendige, individuelle Seele — so nämlich sind wir genöthigt, unsern Verf. zu verstehen) eine aufserzeitliche Idee nennt, schwerlich vereinigen lassen möchte. Von dem Körper nämlich wird auch unser Hr. Verf., so wenig gewifs weder er selbst, noch irgend ein anderer philosophischer Naturbetrachter gemeint sein kann, den Körper von der Theilhaftigkeit der Ideen auszuschliefsen, (— vielmehr bedient er sich der Art, wie die Idee, d. h. der *Begriff*, nachweislich in dem körperlichen Organismus wirkt, ausdrücklich als eines Bildes, um dadurch die ideale Natur der Seele zu erläutern: S. 28 f.) doch unstreitig nicht behaupten wollen, dafs auch der besondere und einzelne Körper, — das *Exemplar*, — eine Idee ausmache. Die Idee ist hier offenbar nur der Allgemeinbegriff, und die Seele, wiefern ihr unmittelbares Dasein Eins mit dem Dasein ihres besondern Körpers ist, kann nicht Idee genannt werden. — Wenn freilich der Verfasser von der Idee eines Kunstwerks spricht und diese mit der Idee, welche nach ihm die Seele des Individuums ist, zusammenstellt, so läfst sich nicht leugnen, dafs auch jene wesentlich eine individuelle und zu dem Allgemeinbegriffe in einem Verhältnisse der Differenz stehende

ist. Aber die Idee des bestimmten Kunstwerks als solchen wird Jeder Bedenken tragen, eine aufserzeitliche und ewige, eine Idee im Sinne Platons zu nennen. Sie ist im Geiste des Künstlers zu bestimmter Zeit schöpferisch entstanden, und sogleich ihrem ersten Begriffe nach in die zeitlichen und räumlichen Verhältnisse, denen ihre Erscheinung angehört, kurz in diese Erscheinung selbst, hineingeboren. So kann man recht wohl zugeben, dafs auch die Seele des creatürlichen Individuums zuerst als göttlicher Gedanke in der Einen und allumfassenden Seele des Schöpfers aufsteigt, und dafs solchergestalt ihr Begriff als einzelner allerdings schon vor ihrer concreten Existenz inmitten der räumlichen und zeitlichen Aeufserlichkeit vorhanden ist. Aber hierdurch wird die Seele noch nicht zur ewigen oder aufserzeitlichen, zur Platonischen Idee. In dem Geiste des Schöpfers selbst ist das frei von ihm entworfene Bild der bestimmten, individuellen und concreten Wirklichkeit in Zeit und Raum zu unterscheiden von der ewigen Gesetzmäfsigkeit und Nothwendigkeit, in welche, als in ihren Begriff und ihre *Wahrheit*, diese Wirklichkeit eingeschlossen ist; von dem *Urbilde*, nach welchem, um mit Platon zu reden, jenes Bild entworfen ist. Nur dieses Urbild, aber nicht das Abbild, nennt Platon die Idee; und auch von der neuern Philosophie glauben wir, um Unklarheiten und Mifsverständnisse zu vermeiden, eine ähnliche ausdrückliche Unterscheidung fordern zu dürfen.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Modifikationen, die sich aus dieser veränderten Wendung der Grundansicht für die Darstellung des vorliegenden Werkes ergeben müfsten, alle einzeln durchgehen wollten. Wir halten es keineswegs für unmöglich, ja wir glauben, dafs es dem Herrn Verfasser ein Leichtes gewesen sein würde, auch für diejenige Bestimmung des Begriffs der Seele, die uns der seinigen gegenüber als die richtigere erscheint, ohne allen Nachtheil der Klarheit und Präcision seiner Darstellung, den angemessenen Ausdruck zu finden, und für manche Parthien der Ausführung würde dieselbe gewifs sich als die bei weitem fruchtbarere erwiesen haben. Es läfst sich nicht verkennen, dafs die Definition, die unser Verfasser von der Seele giebt, an das Mystische anstreift; und wenn derselbe auch durch die Klarheit und Schärfe seines Verstandes, eben so, wie durch die Festigkeit des empirischen Bodens, auf welchem er fufst, vor einem sich Verlieren in dem mystischen Gebiete gesichert ist, so hat er dagegen die Befreiung von dieser Gefahr durch die Ablehnung oder Umgehung mancher tieferen Probleme erkauft; Probleme, vor welchen eine von klarer durchgebildeten Grundbegriffen ausgehende Untersuchung nicht hätte zurückschrecken dürfen. So vor allen das Problem von der *Freiheit des Willens*, welches er (S. 211 ff.) zwar mit grofser Klarheit, und auch, den gewöhnlich gäng und geben rohen Ansichten gegenüber, mit höchlich anzuerkennender Gründlichkeit, aber lange nicht in der Tiefe und Bedeutung fafst, in der es von jeher den Gipfelpunkt aller spekulativ philosophischen Untersuchungen bezeichnet hat. Welche Ansicht der Verfasser hier verfolgt, wird man sogleich sehen, wenn wir bemerken, dafs ihm *Freiheit* des Willens mit *Reinheit* des Willens für gleichbedeutend gilt. Ein *Böses* kennt er nicht, als nur das aus den Lockungen der sinnlichen Natur entstehende, aber durch die jeder Seele eingeborene göttliche Anlage zu bezwingende. Er vergleicht die freie Richtung der Seele nach dem Göttlichen mit dem Streben der Magnetnadel nach dem Nordpol, die leidenschaftliche und sündliche Getrübtheit mit den Abweichungen dieser Nadel. — Alles dies, wie jeder einsichtige Leser mit uns bemerken wird, eben so sinnig und geistreich, als consequent in Bezug auf seine Grundansicht, nach welcher jede Seele von Ewigkeit her als Idee in dem Schoofse der Gottheit ruht. Nach dieser Ansicht kann es eigentlich kein Böses geben, wenigstens kein solches Böse, für dessen Bezeichnung unsere Vorältern die mythischen Gestalten des Teufels und der Hölle ersannen, und welches sie der ewigen Verdammnifs bestimmten. Nichtsdestoweniger sehen sich die Denker unserer Zeit immer dringender veranlafst, zu diesem positiveren Begriffe des Bösen zurückzukehren, nachdem man lange Zeit hindurch gemeint hatte, mit dem Begriffe der einfachen Verneinung oder Beraubung auskommen zu können. Hiermit aber ist nothwendig verbunden, dafs man denjenigen Begriff der creatürlichen Freiheit, den wir auch bei unserm Verfasser aufgestellt sehen, nicht minder unzureichend finden mufs, wie der Verfasser selbst mit vollem Recht die kahle Vorstellung, welche die Freiheit in die Mög-

lichkeit der Wahl zwischen allem Entgegengesetzten setzt, unzureichend findet; und ihre innern Widersprüche trefflich nachweist. Auf welche Weise man, ohne in diese Widersprüche, und überhaupt, ohne in die Gemeinheit jener Vorstellung zurückzufallen, einen wahrhaften Begriff der Freiheit, einen solchen, in welchem neben dem tieferen und vollständigern Begriffe des Guten auch der Begriff des Bösen in jenem positivern Sinne enthalten ist, — eben mittelst jener veränderten Fassung des Wesens der individuellen Seele, zu bilden in Stand gesetzt werde, ist hier nicht der Ort, weiter auszuführen. — Wohl aber dürfte die Bemerkung hier noch an ihrem Platze sein, dafs eben diese Differenz, in der wir uns hier gegen den Verfasser befinden, von entscheidender Wichtigkeit ist für die, neuerdings auch in diesen Blättern so lebhaft verhandelte Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit des Seelenwesens. Nach dem Gedankenzusammenhange unsers Verfassers würde der Seele eigentlich nur die zeitlose Ewigkeit der reinen Idee zuzuschreiben sein; die Ewigkeit der Zukunft wäre für sie durchaus dieselbe und in keiner Hinsicht eine andere, wie die Ewigkeit der Vergangenheit; es gäbe ein nachirdisches Leben nur in demselben Sinne, in welchem es auch ein vorirdisches giebt, aber in keinem lebendigern. Freilich ist dies nicht die Ueberzeugung unsers Verfassers: derselbe spricht vielmehr mit ausdrücklichem, selbstbewufstem Gegensatze gegen diese zeitlose Ewigkeit, (S. 422 ff.) die Ueberzeugung von der unendlichen, zeitlichen Fortdauer auch des Selbstbewufstseins aus, nachdem dieses einmal „mittelst des *Schema's* der Organisation" erwacht ist. Aber dieses Bekenntnifs, so achtungswerth es uns in Bezug auf die Subjectivität des Verfassers erscheinen mag, hat denn doch nur den Werth eines persönlichen, und, was statt des Beweises gegeben wird, ist eine blofse Versicherung. Keinem aufmerksamen Leser wird der Widerspruch entgehen, in welchen sich der Verfasser durch dieses Bekenntnifs gegen jene seine Grundlehre stellt, wenn er der Seele einerseits eine anfangslose, andrerseits eine mit einem bestimmten Zeitmomente beginnende Ewigkeit zuschreibt. Erst dann, wenn man sich frei und unumwunden eingestanden hat, dafs die Seele des Individuums in der Zeit beginnt und geschaffen wird, ist es möglich, das Problem richtig zu stellen, wie dieses in der Zeit Entstandene, dennoch in der Zeit unvergänglich fortdauern könne; und nur die richtige Stellung des Problems vermag zu einer richtigen, d. h. zu einer ächt wissenschaftlichen Lösung desselben hinzuführen.

C. H. Weifse.

XII.

An Encyclopaedia of Geography etc. By Hugh Murray. London 1834. 8.

Das vorliegende Werk gehört zu den bemerkenswertheren Repräsentanten der encyklopädischen Richtung, die sich in der heutigen Literatur geltend macht. Dasselbe kündigt sich an als *a complete description of the earth, physical, statistical, civil and political*, und umfafst so auf 1567 mit kleinen Lettern und eng gedruckten Seiten die Geographie im ausgedehntesten Sinne des Worts. Den astronomischen und mathematischen Theil hat Prof. Wallace zu Edinburg, den geologischen und geognostischen Professor Jameson ebendaselbst, den botanischen Professor Hooker zu Glasgow und den zoologischen Professor Swainson bearbeitet. Das Werk gehört nicht in die Kategorie der gewöhnlichen Encyklopädieen, mit welchen jetzt unsre Literatur überschwemmt wird; es setzt schon einen Leser von einiger Bildung voraus. Wenn dasselbe in klarer Darstellung und gleichmäfsiger Vertheilung des Stoffs für ein gröfseres Publikum eine nicht alles innerlichen Zusammenhangs entbehrende Uebersicht des Gesammtgebietes der Erdkunde geben will, so kann man im Allgemeinen wohl sagen, dafs es hält, was es verspricht. Hinsichtlich des Umfangs und der Art der Bearbeitung ist Referenten für die Geographie eine ähnliche Erscheinung nicht bekannt; zunächst mag an dieselbe Balbi's *Abrégé de Géographie* erinnern, welches Buch, wiewohl nicht so umfangsreich, in einzelnen Beziehungen manches vor ihr voraus hat. Zur besseren Veranschaulichung der Beschreibung ist das Werk mit 84 Kärtchen und viel über 1000 Holzschnitten versehen. Die ersteren, in klein Quartformat, sind meist von geringem Belang; Küstensäumung und Flufsnetz sind nicht selten verzeichnet, und die wenigen Gebirgszüge, die sich auf ihnen finden, schlecht dargestellt. Ueberdies ist bei der Menge von Zahlen und Buchstaben, welche, die Stelle der Namen vertretend, auf so kleinem Raume angebracht sind (auf dem Kärtchen von Deutschland finden sich deren an 830), und zu denen ein jedesmal beigefügtes Verzeichnifs den nähern Nachweis giebt, die Uebersicht sehr erschwert. Ungleich ansprechender sind die Holzschnitte, die bei ihrer Kleinheit durch ihre Sauberkeit wahrhaft überraschen. Sie liefern eine bildliche Veranschaulichung zu allen den Theilen der Geographie, die das Werk umfafst, zur Geschichte der Erdkunde, zum astronomisch-mathematischen Abschnitte, zum Völkerleben, zu Sitten und Gebräuchen, stellen ferner *in nuce* Landschaften und

Städte nach allgemeinem Ueberblick wie nach einzelnen Theilen, selbst die wichtigsten Gebäude derselben und wohl auch deren Inneres dar, und führen endlich vor das Auge die charakteristischsten Thier- und Pflanzengattungen einzelner Länder. Sehr erwünscht würde ein Verzeichnifs gewesen sein, welches einen Ueberblick über die vorhandenen Abbildungen gäbe.

Zu den schwächsten Partieen des Buchs gehören einige topographische Abschnitte, unter denen besonders die des mittleren und östlichen Europa hervorzuheben sind; befriedigender bearbeitet sind die allgemeinen Uebersichten, die naturhistorischen Abschnitte und die Topographie der aufsereuropäischen Länder. Dem *Vorworte* nach sind überall die besten und neusten Hülfsmittel benutzt worden. Dem ist aber, wie ein näherer Blick in das Werk zeigt, nicht so. Zu den Abschnitten, welche diesen Vorwurf nicht verdienen, scheint vor Allem der naturgeschichtliche zu gehören, wo man meist die allerneusten Hülfsmittel, selbst die kleinern Umfangs, aufgeführt findet. Unter den deutschen Gewährsmännern, die genannt werden, vermifst man ungern den wohlbekannten Begründer der wissenschaftlichen Geographie. Die vorangeschickte *Inhaltsübersicht* ist sehr willkommen bei dem reichhaltigen Stoffe, über dessen Vertheilung eine *kurze Einleitung* sich näher ausspricht. Der *erste Hauptabschnitt* giebt eine *Geschichte der Erdkunde*, bei welcher man sich für manche Theile nach einigen um sie besonders verdienten Männern, wie z. B. für die alte Geographie nach Ukert, vergebens umsieht. Unter den hier in grofser Anzahl beigegebenen Kärtchen ist auch die Peutingersche Tafel nicht vergessen. Der *zweite Hauptabschnitt*, *principles of Geography* überschrieben, giebt Umrisse der Meteorologie, Hydrologie, Geognosie und der Geographie der organischen Welt (Vertheilung der Pflanzen und Thiere und der Mensch in Bezug auf Staat und Gesellschaft); der *dritte* endlich, der Haupttheil des Buchs, handelt von den *Erdtheilen im Einzeln*. Jeder derselben wird mit einem allgemeinen Ueberblick (*general survey*) eingeleitet, der die Physiognomie desselben, (*natural features*), die Bevölkerung, die Pflanzen- und Thierwelt wie die Sprachen betrachtet, jedes einzelne Land wieder in sieben Unterabtheilungen (*geographical outline*, *natural*, *historical*, *political geography*, *productive industry*, *civil and social state*, *local geography*) behandelt. Die aufsereuropäischen Länder sind zum Theil sehr sorgfältig und nach den besten und neusten Reiseberichten und Angaben bearbeitet. Dies läfst sich jedoch von einzelnen Theilen Europas, namentlich von Deutschland, nicht sagen, welches die Engländer, merkwürdig genug, bei allen den Reisen, die sie durch dasselbe machen, nicht selten weniger kennen, als die entferntesten Länder, die sie nicht besucht haben. So führt das Buch, um nur einiges beispielsweise hervorzuheben, Sachsen-Gotha noch als selbstständige Herrschaft unter den deutschen Bundesgliedern auf, während an einer andern Stelle doch die kleinern sächsischen Staaten richtig nach der neusten Veränderung angegeben werden. So begegnet uns noch Landshut in der Reihe der deutschen Universitäten; die Festungswerke von Frankfurt am Main sind von keiner Bedeutung mehr (sehr natürlich!); die Hauptstädte der Mark Brandenburg sind Berlin, Frankfurt und Stettin; die Spree hat das Ansehn eines breiten Grabens (*broad ditch*). Von Berlin sind drei Abbildungen gegeben, für welche dem Verfertiger Blätter vorgelegen haben müssen, die dasselbe darstellen, wie es sich zur Zeit des letzten Kriegs präsentirte; denn die Hauptansicht, vom Kreuzberge aus, zeigt uns Schanzen und Wälle, und das Brandenburger Thor, an welches übrigens die Beschreibung aus einer leicht erklärlichen Verwechslung die Lindenstrafse stofsen läfst, keinen Siegeswagen, während doch im Buche selbst davon die Rede ist, dafs die Siege der Preufsen denselben wieder dorthin gebracht hätten. Das königliche Palais ist der Beschreibung nach auf dem Gensdarmmarkt, und es wird die eine der dortigen Kirchen dafür angesehen. Aehnliche wunderliche Nachrichten sind über Potsdam gegeben, das nach Einigen eine niedlich gebaute Stadt, nach Andern *a barrack* sein soll. Namensverunstaltungen, in welchen bekanntlich Engländer und Franzosen stark sind, liefsen sich in Menge aufführen, und Anhalt-Bamburg, Wasterhausen gehören noch nicht zu den auffallendsten. Von deutschen Orten sind Wien (in 4 Holzschnitten), Salzburg, Prag, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Augsburg, Dresden und Mainz in Hauptansichten dargestellt, von einzelnen Gebäuden der Regensburger und Ulmer Dom. Die statistischen Angaben über Deutschland sind nicht immer die neusten; die über Preufsen gegebenen sind nach Hoffmann, der auch genannt wird. Ueber deutsche Sitte, deutschen Charakter, Wissenschaft und Kunst u. s. w. ergeht sich das Buch ziemlich ausführlich. In allen diesen Beziehungen läfst dasselbe unserm Vaterland meist alle Gerechtigkeit widerfahren, nur bezeichnet es unter Andern den Nationaltanz, den Walzer, als fremden Moralisten sehr anstöfsig, will die neuere deutsche Baukunst nicht rühmen, und andres mehr. Mit grofser Lobeserhebung wird des preufsischen Heers (*its high discipline and fine condition*) gedacht und das preufsische Conscriptionswesen gegen Angriffe vertheidigt, die auf dasselbe gemacht worden sind. Der Abschnitt über deutsche Industrie hebt sonderbar genug Würste, neue Heringe, Sauerkraut und herben Wein als Hauptproductionen hervor, welche man so trefflich zu bereiten verstände, dafs sie auch für fremde Gaumen Leckerbissen würden.

Das Werk beschliefsen eine Breite- und Längentafel, eine Zusammenstellung der vornehmsten Höhen, eine vergleichende Uebersicht der Flufslängen und ein der Reichhaltigkeit des Stoffs nicht ganz entsprechendes Register.

Reinganum.

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

XIII.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis. Lpz. 1834. 28 S. 4.

Der berühmte Verf. dieser Abhandlung verkündet, wie die Aufschrift selbst anzeigt, die Wiederherstellung des philologischen Seminars der Universität zu Leipzig, dessen ehemals von Chr. Dan. Beck geführte Leitung nunmehr ihm und Hrn. Prof. Klotz übertragen worden; die Verhältnisse dieser Anstalt und nahmentlich ihre Beziehungen zu der griechischen Gesellschaft werden kurz auseinandergesetzt. Die letztere soll vorzüglich der Ausübung der Kritik, das Seminar aber der Erklärung der Schriftsteller gewidmet sein (S. 5). Höchst passend hat daher der Verf. zum Gegenstande seiner Abhandlung dieses gemacht: „Quid sit interpretari, et qua id ratione agendum censeamus." Bekanntlich legt der Verf. mit Recht ein grofses Gewicht auf die Methode, hat seit einer Reihe von Jahren eine fortlaufende Polemik gegen alle diejenigen geführt, deren Methode ihm tadelnswerth erscheint, worunter sich auch Ref. mit seiner ganzen angeblichen Schule befindet; Hr. H. tritt hierbei gewöhnlich mit einem solchen Gefühle des Uebergewichtes und einer so grofsen Zuversicht auf die Wahrheit seiner Behauptungen und Forschungen auf, dafs man beinahe verschüchtert werden könnte. Nichts kann daher denjenigen, welche Belehrung suchen, erwünschter sein, als dafs derselbe seine Methode der Auslegung hier theoretisch und praktisch, und wieder recht im Gegensatze gegen die von ihm für unrichtig gehaltenen Methoden darstellt: Ref. nahmentlich hielt sich überzeugt, dafs er mittelst genauer Durchforschung dieser Schrift in den Stand kommen würde zu finden und vielleicht auch Andern darzulegen, wie sich Hrn. H's. und seine Methode, welche beide allerdings sehr verschieden sind, zu einander verhalten, oder wenigstens wie begründet die erstere sei, und wie sie in Beispielen sich bewähre. Nachdem ihn diese Durchforschung in seiner Ueberzeugung bestärkt hatte, blieb noch das Bedenken, ob er, weil er in dieser Schrift ziemlich betheiligt ist, lieber Andern das Urtheil überlassen wolle, so wie er über ähnliche Bekämpfungen geschwiegen hat. Der letzte Band der kleinen Schriften des berühmten Verfs. brachte Manches, wogegen Ref. sich zu vertheidigen Anlafs hatte; er hat es nicht gethan, weil er gerne Polemik vermeidet, und das Erforderliche anderer Orten gesagt werden kann, wo er dieselben Gegenstände wieder zur Sprache bringen mufs; einige Plänkler, die sich offenherzig zur Schule bekennen, hat er gleichfalls gewähren lassen. Dennoch hat sich Ref. bei dieser Gelegenheit über jenes Bedenken aus zwei Gründen hinweggesetzt: einmahl, weil es ein Verrath an der Wissenschaft ist, aus Bequemlichkeit, Schlaffheit, Friedfertigkeit oder wie man es nennen mag, dem allezeit fertigen und rüstigen, im Kampfe ergrauten Krieger nicht engegentreten zu wollen, wenn man seiner guten Sache sich bewufst ist; sodann, weil der Gegner den Ton gegen uns etwas verändert hat, während er gegen Dissen den alten, gewifs nicht guten beibehält. Denn die Ausdrücke, in welchen der Vf. vom Ref. spricht, sind so anerkennend, dafs deshalb der Schein verschwindet, als ob wir irgendwie gereizt die folgende ausführliche Analyse und Kritik der kleinen Schrift unternommen hätten. Auch die in letzterer etliche Mahle erscheinende Wendung, der Vf. verwundere sich, wie Böckh das Wahre nicht gefunden habe, ist wahrhaftig ein verbindlicher Ausdruck; der Hr. Vf. wird es also eben auch nur als eine seinen grofsen Verdiensten dargebrachte Huldigung ansehen, wenn Ref. bisweilen ebenfalls sich verwundern sollte. Aufserdem werden wir dem Vf. überall, wo sich Gelegenheit findet, die gebührende Anerkennung zollen.

Hr. H. geht, um seinen Gegenstand zu erörtern, schulgerecht von einer Definition aus: „Interpretari di-

cimus efficere, ut is, qui audiat legatve, verba mentemque scriptoris sic, uti eum oportet, intelligat; das *sic uti eum oportet* habe er absichtlich zugesetzt, weil es verschiedene Arten auszulegen gebe." Es war gesagt: *sic, uti eum oportet, intelligat:* man erwartete also, das „sic uti eum oportet" sei zugesetzt, weil es verschiedene Arten *zu verstehen* gebe. Allein vom Verstehen ist im Wesentlichen weiter nicht die Rede. Und doch ist das *Verstehen* der einzige Begriff, von welchem aus hermeneutisch-methodische Vorschriften entworfen werden können, sie mögen nun zur Bildung einer Theorie oder um jüngern Auslegern den Weg zu zeigen, aufgestellt werden; in keinem von beiden Fällen darf man das Verständnifs als fertig voraussetzen, sondern um die Aufgabe bei der Wurzel zu fassen, mufs der Methodiker zeigen, wie man es anzufangen habe, *dafs man zum Verstehen gelange:* ein ganz untergeordneter Gesichtspunkt ist die Darlegung des gewonnenen Verständnisses, welche nichts anderes ist als die Darlegung der Weise, wie man zum Verständnifs gelangt ist, und der in dieser Weise selbst liegenden Momente, durch welche das Verständnifs vermittelt wird. Den wahren Gehalt der Aufgabe (also des officii) des Auslegers läfst der Vf. folglich von vorn herein gänzlich bei Seite liegen, und kann deshalb, wie sich finden wird, zu keinem Ergebnifs gelangen, welches einen wissenschaftlichen Inhalt hätte, und worin das innere Wesen und der Zusammenhang der hermeneutischen Thätigkeiten ausgesprochen wäre. Zwar könnte man glauben, da im Anfange nicht nachgewiesen ist, worin das *Sic uti oportet intelligere* besteht, so werde dies S. 6 nachgeliefert werden, wo gezeigt wird, was zum Auslegen gehört; man findet aber auch dort davon nichts, und da jenes *Sic uti oportet* der Definition erst ihre Fülle und Bedeutung giebt, so hat man eigentlich gar nichts erfahren. Was gehört nun aber zum Auslegen? „Quoniam variae sunt et multiplices rationes interpretandi", sagt der Vf. „breviter explicemus, quibus rebus interpretis contineatur officium"; alle Auslegung sei nehmlich beschäftigt 1) vel in verbis et sententia cuiusque loci explicandis, 2) vel in enarrandis iis quae ab historia sunt petenda, 3) vel in aperiendo consilio scriptoris operisve compositione, 4) vel in declarandis scripti virtutibus et vitiis. Wie sehr Ref. hiermit im Ganzen genommen übereinstimmt, beweiset seine im J. 1823. erschienene Abhandlung über die Kritik der Pindarischen Gedichte und die Vorrede zum Corp. Inscr. Gr. §. VIII., worin bereits ungefähr derselbe Entwurf gegeben ist; jedoch enthalten die Ausdrücke des Hrn. Vfs. Einiges, was Ref. nicht gehörig einsieht. Denn die unter (1) enthaltene Aufgabe, den Gedanken jeder Stelle zu erklären, hängt von dem unter (2) und (3) enthaltenen wesentlich ab, weil der Gedanke sehr oft nicht ohne das Geschichtliche, was dabei zum Grunde liegt, und selten ohne Zweck und Plan des Werkes erklärt werden kann, woraus ja der einzelne Gedanke oft erst seine nähere Bedeutung erhält. Die erste Nummer dürfte daher anders zu stellen sein. Das Vierte aber ist zum Theil nicht Gegenstand der Auslegung, sondern der Kritik; Nachweisung der Fehler ist doch gewifs nicht Auslegung: wenn es dennoch eine vierte Art des Verständnisses und also auch der Auslegung giebt, nehmlich die gewöhnlich sogenannte ästhetische, so mufs diese etwas anderes sein als was der Vf. sagt. In allen diesen vier Dingen, wird ferner gelehrt, sei dreierlei erforderlich: 1) ut eorum, *quibus opus sit*, nihil desit, 2) ut nihil afferatur, *quo non sit opus*, 3) ut, quae promuntur, *recte* exponantur. Dies sind offenbar sehr dürftige Kategorien, wenn ihnen nicht durch eine inhaltvolle Bestimmung des *Quibus opus est* und des *Recte* eine tüchtige Fülle gegeben wird. Für das Erstere erhalten wir nun diesen Aufschlufs: Nöthig sei, was der, für welchen man auslege, nach der Kenntnifs des Auslegers von ihm nicht wisse, oder wovon der Ausleger glaube, dafs jener es nicht von selber, oder dafs er es falsch verstehe. In dieser ganz äufserlichen Ansicht liegt kein bestimmter, geschweige denn bedeutender Inhalt, sondern es wird dabei lediglich von der subjectiven Kunde oder Unkunde dieser oder jener ausgegangen; es läfst sich also daraus auch nichts Allgemeingültiges, überhaupt nichts Wissenschaftliches entwickeln: etwas Wissenschaftliches erwarteten wir aber doch von Hrn. H. Das *Quibus opus est* wird also der Methodiker anders abzuleiten haben. Schwerlich jedoch dürfte er, wenn er das hermeneutische Geschäft tiefer auffafst, erst bei Aufstellung jener drei Kategorien, die den vier Hauptarten der Erklärung untergeordnet werden, auf die Bestimmung des Quibus opus est kommen; sondern noch ehe er festgestellt hat, „Quibus rebus interpretis contineatur officium", wird er untersuchen, was für das Verständnifs *wesentlich* ist, und darin das Quibus opus est finden. Wesentlich aber für das Verständnifs und dessen Ausdruck, die Auslegung, ist das *Bewufstsein* dessen, wo-

durch der Sinn und die Bedeutung jedes Gesagten *bedingt* und *bestimmt* ist: dies ist etwas von subjectiver Kunde oder Unkunde ganz unabhängiges, hat einen in der Sache selbst gegründeten Inhalt und ist einer wissenschaftlichen Analyse fähig; und indem es analysirt wird, gelangt man zu einer Theorie des Verstehens und Auslegens, aus welcher jene vier Arten der Auslegung, die von Hrn. H. vor den drei besagten Kategorien vorausgesetzt wurden, erst hervorgehen, wie dies leicht gezeigt werden könnte. Freilich mufs in der Ausübung der hermeneutischen Kunst auch das ermessen werden, wie viel dessen, wodurch Sinn und Bedeutung des vorliegenden Gegenstandes der Erklärung bedingt und bestimmt ist, der mündliche oder schriftliche Ausleger in seines Zuhörers oder Lesers Bewufstsein voraussetzen, oder, was einerlei ist, wie viel von der hermeneutischen Aufgabe in dem gegebenen Falle als von denjenigen, für welche man auslegt, bereits gelöst angenommen werden könne; dies ist aber etwas rein zufälliges, und darum ist jene von dem Vf. aufgestellte Bestimmung des Quibus opus est für das Wesen der Auslegung ohne alle Bedeutung. Ueber das andere, das *Recte* in dem „Ut, quae promuntur, recte exponantur", erhalten wir den Aufschlufs, recte sei „distincte, ordinate, simpliciter, apte:" unter dreien dieser Kategorien, deren Vollständigkeit zweifelhaft ist, giebt der Vf. sehr subjectiv gehaltene, in ihrer Anwendung auf die ihm widerwärtigen Bestrebungen Anderer keineswegs erwiesene Gemeinplätze; wie das, was er gegen die Archäologen sagt (S. 8.). Die vierte Kategorie, das Apte, bedurfte der meisten Erläuterung, da es scheinen kann, das Apte enthalte schon allein das ganze Recte. Wir erfahren hier nun, das Apte sei, „Ut ille (interpres) eo genere expositionis utatur, quod *rei cuique accommodatum* est." Dann müssen wir aber erst wieder erfahren, was rei cuique accommodatum ist; lernen wir dieses nicht, so wissen wir so wenig über das Apte als über das Sic ut oportet und über das Quibus opus est. Hierüber wird aber im Allgemeinen nichts weiter gesagt, sondern wir sind am Ende der methodischen Vorschriften, auf welche praktische Uebungen an Beispielen folgen. Enthalten also die Beispiele nicht den Aufschlufs, so werden wir gestehen müssen, auch hier wie im Vorigen nichts von einiger Erheblichkeit gelernt zu haben. Der Verf. erklärt S. 8 zu Ende, er habe die Forderung an den Ausleger, „ut ille eo genere expositionis utatur, quod rei cuique accommodatum est", vorzüglich wegen derjenigen Erklärungen erwähnt, „quibus genera ac formae dicendi, virtutesve scriptorum ita sunt declarandae, ut *recte* ac penitus percipiantur". Warum gerade vorzüglich deswegen, da doch die Forderung dem Ausdrucke nach, selbst wenn wir diesen nicht in seiner Bestimmtheit und Abgrenzung von den übrigen Kategorien verstehen, immer als eine solche wird zugegeben werden müssen, die wir an alle Auslegung gleichmäfsig zu machen haben, warum also vorzüglich deswegen, ist nicht deutlich; der Verf. sagt es aber so, und fügt noch hinzu: „Est enim haec res eiusmodi, ut magna eius pars argumentis demonstrari nequeat, sed aut digitum modo intendere ad ea, in quibus positae sunt illae virtutes, possimus, aut ipsi quasi imitari eas debeamus ad eandemque animi affectionem auditorem abripere. Verum id non poterit *recte* facere nisi is, qui bene versatus in antiquis litteris probeque iis nutritus, ita quasi ipse factus sit antiquus, ut eodem quo veteres illi sensu ductus, eundem etiam reddat et aliis inspiret. Placet ex hoc genere aliquid exemplorum afferre". Nun bemerkt der Vf. S. 9, die gewöhnliche und die dichterische Rede seien sehr von einander verschieden; es sei folglich nicht sehr schwer diese Geschlechter der Rede zu unterscheiden: dennoch habe man in einer Stelle des Rhetors Aristides etliche Worte für Pindarisch gehalten, die es nicht seien, weil sie nicht dichterisch sind; in Platons Phaedros aber habe man aus Dichtern entlehnte Stellen nicht als solche erkannt. „Similis ratio est", heifst es ferner S. 12 „quum quaeritur, quid *recte apteque* vel minus dictum sit"; und dann wird gezeigt, dafs und warum das Epigramm des Simonides auf die gefallenen Helden von Thermopylae schön sei. Gesetzt alles Gesagte sei wahr, weifs man jetzo, was ein *genus expositionis rei cuique accommodatum* ist, was also die Forderung sei, ut, quae promuntur, *apte* (und folglich von dieser Seite *recte*) exponantur? Ref. kann es nicht ergründen; denn die ganze Forderung des Recte exponere, mit allen ihr untergeordneten Kategorien (distincte, ordinate, simpliciter, apte) ist ja nur eine Anforderung an die Form der Darstellung des Auslegers, für welche man aus diesen Beispielen nichts lernen kann. Sie sind wol nur Proben von jenem „aut digitum modo intendere etc." welches der Vf. *in solchen Fällen* für das genus expositionis accommodatum halten mufs: letztern undeutlichen Begriff selbst aufzuklären scheint nicht die Absicht gewesen zu sein.

Wir wenden uns jetzt zu diesen Beispielen an sich, ohne Beziehung auf die methodischen Vorschriften, an welche dieselben angeknüpft sind, und können sie auch an sich grofsentheils, und nahmentlich die aus Aristides und Platon entlehnten, nicht richtig finden. Es ist zuzugeben, was nach gemeinhin gangbaren Ansichten und nach ziemlich allgemeinem Gefühl gewöhnliche oder dichterische Rede sei, lasse sich leicht unterscheiden; welches durch ein ästhetisches Urtheil geschieht, und zwar zunächst durch ein allgemeines, wobei es jedoch in gewissen Fällen vorbehalten bleiben wird, ob dieses allgemeine Urtheil in Beziehung auf einen bestimmten Fall nicht doch wieder Lügen gestraft werden müsse, wenn sich nehmlich finden sollte, dafs ein gewöhnlicher Ausdruck doch in einem bestimmten Falle dem Gedicht, und ein dichterischer, ebenfalls in einem bestimmten Falle, der prosaischen Darstellung nicht unangemessen sei. Diese Ausnahmen richtig zu beurtheilen, dazu gehört schon ein feineres Urtheil. Nicht ganz einerlei mit dieser Beurtheilung, aber doch damit verwandt und zusammenhängend ist eine dritte, ob ein Gegebenes *historisch* Poesie oder nicht sei: denn gesetzt nach unserer allgemeinen Beurtheilung sei ein Ausdruck oder Gedanke nicht dichterisch, es sei sogar in dem bestimmten Fall ein gewöhnlicher Ausdruck der Dichtung unangemessen, so kann ein Dichter, weil sein Gefühl von dem Gemeingefühl in dieser Beziehung abwich, jenen Ausdruck oder Gedanken dennoch gebraucht haben; und ähnlich stellt sich die Sache für die Prosa: dort hätte man in dem vorausgesetzten Falle prosaische Poesie, hier poetische Prosa, welche gewifs zu allen Zeiten häufig gewesen sind. Beide letztere Arten der Beurtheilung des Dichterischen und Prosaischen hängen von der Beschaffenheit der gegebenen Stelle und von der Kenntnifs des künstlerischen Charakters des Schriftstellers sowohl im Allgemeinen als in Beziehung auf Zweck und Art des bestimmten Werkes ab; welchen letztern Gesichtspunkt eine wissenschaftliche Hermeneutik und Kritik mit der Zeit mehr, als bisher geschehen ist, verfolgen wird: für die dritte Art der Beurtheilung wird es aber häufig noch einer aus geschichtlicher Ueberlieferung herzunehmenden Unterstützung bedürfen. Der Hr. Verf. hat in der Behandlung jener Beispiele diese verschiedenen Arten der Beurtheilung nicht auseinandergehalten, und ist daher in sehr gewagte Behauptungen verfallen, welche mit viel zu grofser Zuversicht hingestellt sind. Aristides führt aus einem Pindarischen Dithyramben (Fragm. 49.) Folgendes an: *Σὲ δ᾽ ἐγὼ παρ᾽ ἀμίν, φησίν, αἰνέω μέν, Γηρυόνη· τὸ δὲ μὴ Διῒ φίλτερον σιγῷμι πάμπαν. οὐ γὰρ εἰκός, φησίν, ἁρπαζομένων τῶν ὄντων καθῆσθαι παρ᾽ ἑστίᾳ καὶ κακὸν εἶναι.* Sehr richtig verbessert Hr. H. aus dem Schol. *παρά μιν*; wenn er nur nicht den neuern Auslegern zum Vorwurf machte, nicht gesehen zu haben, was er nach längerem Leben und häufiger Beschäftigung mit Pindar und nahmentlich auch mit dessen Bruchstücken doch auch jetzo erst gesehen hat. Ref. hielt die Worte *ἁρπαζομένων τῶν ὄντων καθῆσθαι παρ᾽ ἑστίᾳ καὶ κακὸν εἶναι*, mit Veränderung des Dialektes für Pindarisch; Hr. H. behauptet, mit Ausnahme des *καθῆσθαι παρ᾽ ἑστίᾳ* vielleicht, dürfte alles von Aristides sein. „Nam haec *ἁρπαζομένων τῶν ὄντων* prorsus a poesi aliena sunt"; auch würde Pindar wenigstens *κακὸν ἐόντα* geschrieben haben; Aristides habe *καὶ κακὸν εἶναι* zugesetzt, um zu zeigen, was *καθῆσθαι παρ᾽ ἑστίᾳ* ist, welches in der Stelle das einzige sei, was ein Bild gebe. Dies ist die Hauptsache dessen, was Hr. H. sagt, um das Undichterische der Stelle zu erweisen. Er befindet sich aber hier im Irrthum. Im Allgemeinen genommen ist *τὰ ὄντα* für *κτήματα* oder *κτέανα* nicht dichterisch; wie selbst *χρήματα* für Vermögen oder Geld im Pindar nur zweimahl, und zwar in besonders beschaffenen Stellen vorkommt. Aber in Gedanken, welche aus dem Kreise des gemeinen Lebens hergenommen, aus der Seele und nach der Denkweise des gewöhnlichen Menschen gesprochen sind, ist es auch der Dichtung angemessen, den gewöhnlichen Ausdruck, wenn er nichts Gemeines hat, zu gebrauchen, weil nur dieser die Empfindung, die erregt werden soll, hervorzubringen im Stande ist. Wenn Pindar daher sonst *χρήματα* als *Vermögen* nicht gebraucht, so kommt es dennoch in einigen Stellen vor, worin der Ton des gemeinen Lebens herrscht: *Χρήματα, χρήματ᾽ ἀνήρ, Geld, Geld ist der Mann; Ὦ τάλας ἐφάμερε, νήπια βάζεις, χρήματά μοι διακομπέων, O armseeliger Erdensohn, Kindisches schwatzest du, dafs du mir das Geld anpreisest! Τὰ ὄντα* ist *was man hat*, wie Nem. I, 32. *ἐόντων wenn man hat, ὁ ἐὼν νόος der Sinn den Einer hat* (Theogn.). *Τὰ ὄντα* ist aber als Substantiv gefafst prosaisch, und dennoch in jener Pindarischen Stelle ganz gut, weil der Ton des gemeinen Lebens erforderlich ist: „Denn das kann man Einem nicht anmuthen, wenn *was er hat* geraubt wird, am Heerde zu sitzen und ein Feigling zu sein." Auch

καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ ist ein aus dem gemeinen Leben entnommener Ausdruck, wie ad focum sedere; und ein freilich gemeinerer in unserer Sprache hat sogar ganz den sittlichen Nebenbegriff des Hellenischen Ausdrucks gewonnen. Dafs τὰ ὄντα kein Bild gebe, thut nichts zur Sache; nicht jedes einzelne Wort giebt in der Dichtung ein Bild. Hier würde das von Hrn. H. verlangte κτεμάτων gerade den Eindruck schwächen, und eben so κακὸν ἐόντα; in καὶ κακὸν εἶναι (ἔμμεναι) als in dem Hauptbegriff endet die Rede mit Kraft, und ganz unpassend würde dieser Hauptbegriff im Particip als Nebensache dargestellt worden sein. Gesetzt aber auch, dies wäre Alles nicht so, bliebe ja noch immer die Frage, ob in dieser Stelle Pindars Gefühl mit dem Gemeingefühle, welches Hr. H. vor Augen hat, in Uebereinstimmung oder Widerspruch gewesen sei: Hr. H. selbst nimmt ja S. 17 dieses bei Pyth. I, 35 ff. an, welche Stelle er ausdrücklich wegen der undichterischen Sprache tadelt; und allerdings erlaubt sich Pindar Ausdrücke, die das gemeine Gefühl für undichterisch hält. Hrn. H's. Beweisführung ist also in mehr als einer Hinsicht unrichtig, und beruht auf falschen Voraussetzungen. Jedoch sucht er von Seiten der geschichtlichen Ueberlieferung, das heifst daraus, wie Aristides die Stelle anführt, klar zu machen, dafs sie nicht Pindarisch sei: „Jubendus est auditor ad id attendere, quod Aristides φησὶν addidit, quo vel ipso indicat, quae Pindarus dixerit uberius, in pauca ab se esse contracta." Im zweiten φησὶν liegt so wie im ersten, *dafs Pindar dies gesagt habe*; ob aber so oder anders, länger oder kürzer, liegt nicht in φησίν: so lange indefs das Gegentheil nicht erwiesen, ist anzunehmen, er habe es ungefähr *so* gesagt; und dafs er es weitläuftiger gesagt habe, ist gar nicht wahrscheinlich. Dafs er es aber *so* gesagt habe, giebt Hr. H. in Bezug auf καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ gar selber zu, und mit der Behauptung, Aristides habe die Stelle ins Kürzere zusammengezogen, streitet seltsam die andere, Aristides habe das καὶ κακὸν εἶναι zugesetzt, um das καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ zu erklären. Wie sollte dies übrigens in einer Aristidischen Rede einer Erklärung bedurft haben? Aristides schreibt ja nicht Scholien.

Noch befremdlicher ist das über den Platonischen Phaedros gesagte. Dort seien nehmlich S. 246 B. C. „manifesta Empedoclis placitorum vestigia, etiam usitata quaedam Empedocli verba, ut παγῆναι, numerique nonnullorum verborum prosae orationi male convenientes". Ferner (S. 12) finde man bei Empedokles Vs. 343 εὐήνιον ἅρμα, und bei Platon S. 247 B. τὰ μὲν θεῶν ὀχήματα ἰσοῤῥόπως εὐήνια. Davon ausgehend werden S. 247 B. C. in noch nicht eilf Quartzeilen Stücke von neun Versen nebst zwei ganzen als Empedokleische Bruchstücke erschlossen, meist jedoch erst mittelst einiger Umarbeitung herausgebracht; in S. 246 E. f. aber werden in fünf Quartzeilen ein lyrisches oder tragisches Bruchstück, zwei Hexameter und ein Senar gefunden. Der Senar, welcher aus einem Tragiker sei, ist dieser:

Μένει γὰρ Ἑστία 'ν θεῶν οἴκῳ μόνη,

und steht, das weggeworfene ε abgerechnet, wirklich so im Platon; wahrscheinlich aber ist die ganze darin liegende Vorstellung aus dem Philolaischen Weltsystem entlehnt, und nichts weniger als tragisch. Wie die Hexameter erschlossen sind, kann die Vergleichung lehren:

τῷ δ' ἕπεται στρατιή τε θεῶν καὶ δαίμονες ἁγνοί,

Platon: τῷ δ' (oder δὲ) ἕπεται στρατιὰ θεῶν τε καὶ δαιμόνων.

Ἡγεῦνται κατὰ κόσμον, ὅπως τάχθησαν ἕκαστοι,

Platon: ἡγοῦνται κατὰ τάξιν ἣν ἕκαστος ἐτάχθη. Dafs diese Stellen aber aus Versen entlehnt seien, „semel quis monitus statim intelliget." S. 247 A. B. endlich werden in zwei Quartzeilen zwei „nescio an" Aeschyleische Senare und ein Hexameter auf dieselbe Art eingelegt; und mit einer handgreiflichen petitio principii wird hinzugefügt: „Haec igitur legentem si quis moneat modo verba ipsa poesin spirare, modo *ubi ordinem verborum servavit Plato*, aperte versus esse, *ubi autem mutavit, id eum fecisse quo ne versibus loqui videretur*, facile efficiet, ut quis quae poetarum sunt a verbis philosophi distinguat." Betrachten wir nun die Sache nach den Grundsätzen einer an sich einleuchtenden Methode, wie sie oben angedeutet ist. Die in Rede stehenden Platonischen Stellen sind wenigstens theilweise nach gemeinhin gültigem Urtheil in Worten und Rhythmen dichterisch; die Prosa kann sich indefs auch über ihr gewöhnliches Mafs erheben, und es ist also noch nicht ausgemacht, man dürfe nicht auch solche Prosa schreiben, wenn der Gedanke einen erhabenern Schwung des Ausdrucks verlangt. Das im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil, dies sei nicht prosaisch geschrieben, könnte also doch für den gegebenen Fall ein beschränktes sein. In Bezug auf den Rhythmus ist dies am klarsten; obgleich nach gewöhnlicher Vorschrift keine Verse oder bedeutende Versglieder in der Prosa sein sollen, sind den-

noch bei Schriftstellern, die einen kräftigen Rhythmus lieben, und zufällig selbst bei andern, viele Versglieder zu finden, und sogar ganze, wenn auch grossentheils nicht gute Verse: wer wollte sich unterfangen, den grossen Wiederhersteller der Metrik, der noch obendrein De differentia prosae et poeticae orationis zwei Disputationen geschrieben hat, an alle diejenigen zu erinnern, welche in den alten Prosaikern, und selbst im neuen Testament, Hexameter und Pentameter, iambische Senare, Skazonten, Anakreontiker und alle möglichen anderen Sorten von Versen gesucht und gefunden haben? Und alle diese Verse sind in jenen Prosaikern ganz unanstöfsig und den Gesetzen des prosaischen Rhythmus keineswegs so entgegen, wie gemeinhin behauptet wird. Endlich aber ist in Betracht zu ziehen, ob der Charakter des Platon, nahmentlich in besonderer Beziehung auf Zweck und Art des vorliegenden Werkes, des Phaedros, nicht dahin führe, dafs er, möge er sich darin auch vergriffen haben, im Phaedros poetische Prosa geliefert habe, keineswegs aber einen Lumpenrock aus zusammengeflickten Dichterbruchstücken, und ob die geschichtliche Ueberlieferung jenes oder dieses Urtheil unterstütze. Hätte Platon so zusammengestückelt, so war er ein geistloser, schülerhafter Compilator; das war er aber, wie seine Schriften zeigen, nicht. Ausgestattet mit der glänzendsten und erhabensten Einbildungskraft, konnte er, der als Jüngling sich in den bedeutendsten Gattungen der Dichtung versucht hatte, selber Dichterisches erfinden und darstellen, ohne Gedanken und Ausdruck von aller Welt Enden zusammenzubetteln. Und welche Eigenthümlichkeit hat denn Platon in Gedanken und Ausdruck den Sokratischen Reden im Phaedros mit Bewufstsein gegeben? Schon S. 238. D. sagt Sokrates: Phädros solle sich nicht verwundern, wenn er öfter von den Nymphen werde ergriffen werden; denn seine Rede sei nicht mehr weit von Dithyramben entfernt (vgl. S. 241. E.). Dieser beabsichtigte, der damahligen Bildungsstufe des Platon angemessene, und dem Gegenstande nicht fremde *χαρακτὴρ διθυραμβώδης*, wie ihn Olympiodor nennt, führte dichterische Ausdrücke und Rhythmen von selber herbei; und so mochte denn Platon hier, wie anderwärts im Phädros, ein Wort oder eine Formel aus einem Dichter einmischen: aber mehr kann man nicht behaupten. Was sich als entlehnt *geschichtlich* nachweisen läfst, ist sehr wenig, nehmlich nur das von Ast (Comm. S. 291) nachgewiesene, dafs *ὀχήματα εὐήνια* dem Empedokleischen *εὐήνιον ἅρμα* nachgebildet scheint, und ein Anklang an Empedokleische Dämonologie (Ast S. 294) und nach Ref. an Pythagorische Vorstellungen, was jedoch gar nicht auf sclavische Nachahmung oder Ausschreiben hinweiset. Dafs nicht viel mehr entlehnt sein kann, dafür bürgt Dionysios von Halikarnafs, der auch seinen Empedokles und Aeschylos gelesen hatte, und nicht erst sich antik zu machen brauchte, wie man nach des Hrn. Vfs. richtiger Forderung thun soll. Dionysios erkannte im Phädros das Dithyrambisch-dichterische (Brief an Pompej. S. 128 Sylb. und *π. τῆς Δημοσθ. δεινότ.* S. 166 f.); er führt gerade die Stelle S. 246 E. f., welche der Hr. Vf. fast ganz in Verse zerlegt, wörtlich an (S. 167), aber er geht nicht weiter, als dafs er diese Stelle, wenn Melodie und Rhythmus hinzukämen, wie Dithyramben und Hyporcheme sie haben, Pindarischem ähnlich finden würde: *ταῦτα καὶ τὰ ὅμοια τούτοις, ἃ πολλά ἐστιν, εἰ λάβοι μέλη καὶ ῥυθμοὺς ὥσπερ οἱ διθύραμβοι καὶ τὰ ὑπορχήματα, τοῖς Πινδάρου ποιήμασιν ἐοικέναι δόξειεν ἂν τοῖς εἰς τὸν Ἥλιον εἰρημένοις* u. s. w. Dies ist ein triftiges auf sicherem Takt beruhendes Urtheil eines ächten Kunstrichters, während ein Treibjagen nach Versen Trugbilder verfolgt.

Von S. 13 an giebt der Hr. Verf. Proben des schwierigeren Geschäftes den Zweck des Schriftstellers und die ganze Zusammensetzung eines Werkes darzulegen, und zwar an den beiden ersten Oden der Pindarischen Pythioniken. Die Einheit des *ersten Pythischen* Gedichtes hatte Ref. in dem Gedanken gefunden: „Bellicis negotiis peractis poetica, Hiero, studia fore in recens condita urbe carminum illustranda splendore; quibus ubi per artes praeclarus et miti imperio materiam laudum praebueris, germanam consequeris gloriam." Der Verf. wendet ein, dies sei nicht richtig, „quia nihil in toto carmine invenitur, quo satis gestum esse bellorum, et fovenda Hieroni studia poetica significetur." Allerdings ist dies im Gedicht nicht mit planen Worten gesagt; Ref. dachte sich, die in dem Liede enthaltenen Gedanken gingen *darin* auf, und stimmten *nur so* zusammen. Der Dichter wünscht Vs. 46, dafs alle Zukunft dem kränkelnden Hieron Vergessenheit der Beschwerden *im Andenken an alte Kriegsthaten*, in welchen er *Ruhm wie kein anderer der Hellenen* erlangt, geben möge, und knüpft daran die Erwähnung auch des letzten Krieges; er fleht Vs. 71 zu den Göttern, dafs Karthager und Tyrrhener, die furchtbarsten

Feinde, nicht wiederkehren möchten, und hebt hierbei noch die herrlichen Siege bei Kyme und Himera, den letzteren mit den *gröfsten Siegen der Hellenen* vergleichend, hervor. Obgleich er nicht *ausdrücklich* sagt, es sei des Krieges genug, so stellt er also Hieron's Kriegsruhm doch *in dem Gesagten* (implicite) als vollendet, das heifst als den höchsten dar,, welcher sich erreichen liefs, und *wünscht den Frieden.* Fernere Siege oder Mehrung der Macht werden dem Hieron nicht im Geringsten gewünscht. Dies genügt völlig zur Rechtfertigung jenes „Bellicis negotiis peractis". Dafs Hieron ermahnt werde, durchaus von Kriegführung abzulassen, ist unsere Meinung nicht: dazu war vielleicht nicht einmahl Veranlassung in dem Augenblick vorhanden: sondern nur, nachdem grofse Kämpfe und eben erst der gegen die Tyrrhener zu mehr als genügendem Ruhme des Hieron beendigt waren, und thatsächlich Waffenruhe eingetreten war, werde Hieron von der kriegerischen Thätigkeit, von welcher seine Seele noch gefesselt ist, gleichsam abgerufen und dahin gewiesen, dafs er, jetzt kränklich, im genufsreichen Andenken der vollbrachten Kriegsthaten, sich der Pflege der innern Wohlfahrt und friedlicher Künste in der auf Freiheit und Dorisches Gesetz gegründeten neuen Stadt, deren Volk unter des Zeus Beistand und der Fürsten Leitung einträchtiger Ruhe geniefsen wird (Vs. 61—70), mit Gerechtigkeit und Milde widme. Es fragt sich nur, ob Pindar den Gesichtspunkt des Hieron vorzüglich auch auf die musische Kunst lenken wollte, und ob er es im Gegensatze gegen den Krieg gethan hat: und dies mufs Ref. immer noch behaupten. Vorzüglich bedeutsam für die Andeutung des Zweckes (mehr als *Andeutung* darf man in *kunstreicher Lyrik* häufig nicht zu finden hoffen) ist der Anfang des Gedichtes; dieser preist die Kithara und setzt ihre Macht auseinander, und völlig im Gegensatze gegen die streitbaren Mächte in der Natur und im Leben. Und zwar zuerst gegen die edleren Olympischen: die Kithara löscht den Blitzspeer des ewigen Feuers, sie schläfert den Adler des Zeus, sie wiegt den *Ares* ein, *der die rauhe Lanze verlassen*: also werden jene Mächte in ihrer Gewalt von der Musik gehemmt, abgerufen von der Ausübung ihrer einwohnenden heftigen, theils auch zerstörenden Kraft; wie Hieron unserer Vorstellung zufolge nach herrlich vollendeten Kämpfen zu den musischen und mildern Künsten des Friedens und deren Förderung in der neuen Stadt hingelenkt wird. Hernach gegen die den Göttern verhafsten wilden Naturen der Erde, des Meeres und den im Tartaros hingestreckten Kriegsfeind (πολέμιος) der Götter Typhoeus, welche insgesammt abhold sind der Stimme der Pieriden. Nachdem dann der Dichter auf die Stadt Aetna gekommen, hebt er besonders hervor, sie werde, wie sich erwarten lasse, auch ferner durch Siege in den heiligen Spielen berühmt und σὺν εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὰ sein. Am Ende finden wir weitgreifende Ermahnungen zu den milden Tugenden der friedlichen innern Verwaltung; auch hier ist die Musik und Poesie nicht vergessen, wenn gleich die Beziehung verändert ist, indem angedeutet wird, dafs nur der gütige milde Fürst in jenen fortlebe. Hieron, sagt der Dichter, möge nichts Edles und Schönes unterlassen, gerecht, wahrhaft und, worauf es auch für die Begünstigung der εὐφώνων θαλιῶν und der Poesie und Musik vorzüglich ankommt, freigebig sein, wenn er stets *süfsen Ruf* hören wolle (den doch vorzüglich die Sänger verbreiten); er wird im Gegensatze gegen die Schmeicheleien der Höflinge auf den Nachruhm hingewiesen im Munde der λογίων καὶ ἀοιδῶν: Krösos milde Tugend stirbt nicht; den Phalaris *nehmen die Kitharen* im Saale *nicht auf in die zarte Gemeinschaft der jugendlichen Gesänge.* Hierin liegt das, was wir in der Angabe des Grundgedankens so ausgedrückt haben: „Quibus (poeticis studiis, fast einerlei mit poetis) ubi per artes praeclaras et miti imperio materiam laudum praebueris, germanam consequeris gloriam." Ref. hat zugegeben, es sei der eben angeführte Grundgedanke in dem Gedichte enthalten „praeter eas res, quas ipsa odae scribendae occasio suppeditabat" (Expl. S. 239.): denn der Anlafs, welcher dem Dichter die Gelegenheit zu schreiben gab, hat, unbeschadet der Einheit, freilich auch seine Rechte; aber es ist ein nur zu gewöhnlicher Irrthum der Ausleger, als ob hierin, in der Darstellung des Anlasses, der wahre Zweck eines solchen Gedichtes liegen müsse, welcher häufig davon ganz verschieden ist, weil der Dichter, bestimmt durch die Verhältnisse, Wichtigeres und Allgemeineres entwickeln will: welches wir, nach Anleitung des in dem Liede Vorhandenen, wie wir dies auffafsten, und mit Berücksichtigung einiger, wenn auch nicht völlig zusammenstimmender Ueberlieferungen, wonach Hieron in seiner Liebe der musischen Künste sich nicht immer gleich geblieben, nicht immer milde und freigebig, über-

haupt nicht blofs mit „artibus praeclaris" ausgestattet war, eben in jenem Grundgedanken fanden. Dissens Ansicht ist von der unsrigen nur durch eine geringe Abweichung getrennt, nicht darum, weil, wie nicht fein gesagt wird, er nur ungern von uns abzuweichen wage, sondern weil seine und unsere hermeneutischen Grundsätze sehr verwandt sind. Hrn. H. Grundsätze dagegen sind davon sehr verschieden; er sieht grofse Parthieen des Pindar, nahmentlich die Mythen, *nur als Schmuck* an; diese haben ihm also für die Ermittelung des Grundgedankens keine Bedeutung: dafs man aber eine so grofse Masse, als diejenige ist, welche von der Kithara handelt und von Typhoeus, als Schmuck ansehen dürfe, wird theils Verehrern des Pindar nicht einleuchten, weil seine Dichtung hierdurch entwerthet wird, theils ist es nach den Grundsätzen einer tiefern Hermeneutik überhaupt unhaltbar. Die Dichtung wendet freilich Schmuck an, und unstreitig schmückt der Mythos, während er zugleich den Geist aus dem gewöhnlichen Gedankenkreise in das Gebiet des Idealen versetzt: aber dieser Schmuck und dieses Ideale mufs sich an den Zweck des Gedichtes und an den vorliegenden Gegenstand anschliefsen, eben damit dieser im Lichte des Idealen erscheine. So in dieser Ode, wenn Hieron mit Philoktet verglichen wird, erscheint jener verklärt im Bilde des Heros; und wie das Mythische auf das Gegenwärtige bezogen wird, und dadurch eine eigenthümliche Anmuth erhält auch neben seiner Bedeutung für den Grundgedanken, kann man an der Ausführung des den Typhoeus Betreffenden erkennen. Denn obwohl die Erwähnung des Typhoeus einen schon nachgewiesenen Bezug auf den Grundgedanken hat, so gewinnt doch das Einzelne dadurch vorzüglich Reiz, dafs vulcanische Ausbrüche des Aetna, die er erzeugt, kürzlich sich ereignet hatten, und dafs er unter dem Aetna und Kyme begraben liegt, unter dem Aetna, an welchem die neue Stadt gegründet ist, unter Kymes Bergen, wo Hieron die nachher im Gedicht erwähnte Seeschlacht gewonnen. Um aber wieder auf die Bestimmung des Zweckes zurückzukommen, so können dafür Uebersichten des Inhaltes, wie sie der verehrte Vf. recht schön giebt, wenig helfen, weil vorher schon oder auch erst nachher der angebliche Schmuck vom Inhalte abgezogen wird; auch erhellt aus ihnen selten, worauf der Schriftsteller das Hauptgewicht lege: sie stellen oft gerade die bedeutsamsten Punkte in den Hintergrund, oder lassen sie ganz aus: wie Jemand schon vor langer Zeit gesagt hat, solche Uebersichten entständen so, dafs der Ausleger alles *übersehe* und nachher summire. Viel wichtiger ist die Vergleichung der verschiedenen Parthieen untereinander, wodurch sich die Bedeutsamkeit des Einzelnen erst gehörig hervorhebt. So tritt jenes σὺν εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὰν noch mehr als vermöge seiner, freilich auch schon ausgezeichneten Stellung und Verbindung mit der Anrufung des Apoll dann hervor, wenn es mit dem Anfange und mit dem Ende der Ode verglichen wird. Dafs sogar die trefflichsten philologischen Künstler in jenen Auslassungsfehler fallen können, wenn sie die einzelnen Theile nicht vergleichen, lehrt auch Hrn. H's. Uebersicht dieser Ode, worin von jenem εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὰν und von der darauf folgenden Anrufung des Apoll nichts vorkommt: eben so wenig findet man darin die Erwähnung des Zeus Vs. 13, welche in Vergleich mit Vs. 29 für die deutlichere Einsicht des Zusammenhanges wesentlich erscheint; sondern statt seiner werden die Götter im Allgemeinen genannt. Ref. hat zwar Expl. S. 239. auch die Götter statt des Zeus gesetzt, dort kam aber darauf nichts an.

Doch hören wir, was der Vf. über den Zweck des Liedes sagt. Während Böckh Dinge angiebt, die Pindar nicht geschrieben hat, Dissen solche, die er nicht einmahl schreiben konnte, ist nichts einfacher als der Zweck und Inhalt des Gedichtes. „Mirum profecto est planissimum huius carminis argumentum latere potuisse, quum poeta, quid sibi vellet, declaraverit apertissime." Wodurch denn? „Dadurch, dafs er gleich im Anfange die Kithara anruft. Was kann er da anderes wollen, als dafs sie singe; was soll sie aber singen? Was sich gehört (quod debet). Was gehört sich aber zu singen? Den Sieg des Aetnäers Hieron. Und da sich Hieron absichtlich als Aetnäer hätte ausrufen lassen, war nichts natürlicher als die Stadt Aetna selbst zu preisen". Kurz der Vorwurf des Gedichtes ist: „Cithara, cane urbem Aetnam illustratam victoria Hieronis, optaque ei concordiam, pacem, prosperitatem, iustumque et liberale imperium." Das ist freilich sehr einfach, und es wäre unbegreiflich, wie man das nicht erkannt hätte, wenn obige Folgerungen richtig wären, und das Gesagte da stände und weiter nicht

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 12.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Fortsetzung.)

Aber wo sagt denn Pindar jenes *Cithara, cane?* Vor der Hand ist es nirgends zu finden; Herr H. setzt nur voraus, weil Pindar sage, *o Kithara*, so müsse er meinen, *o Kithara singe*, und dann verstehe sich von selbst, was sie singen müsse. Wie wenn diese Voraussetzungen ganz leise eingeschwärzte Praemissen wären? Der Hr. Vf. weiset zwar das *Cane* später nach (S. 16): „Nach dem Lobe der Musik und dem Tadel des unmusischen Typhoeus — iam tandem illud quod exspectamus *cane* sequi *debebat*. Sequitur vero, sed non viderunt interpretes, quia non est hoc ipso verbo dictum, sed significatum his: Ζεῦ, τὶν εἴη ἁνδάνειν, ὃς τοῦτ' ἐφέπεις ὄρος κ. τ. λ. denn dies bedeutet nichts anderes als: *Cane Iovem, qui hunc montem tenet.*" Aber jeder erkennt leicht, dafs, was die Ausleger hier haben sehen sollen, ein wesenloses Ding ist; nimmermehr heifst *Εἴη, Ζεῦ, τὶν εἴη ἁνδάνειν* soviel als: (*Kithara,*) *singe den Zeus.* Und wer erwartete überhaupt das *Cane*, und woher wufste man, dafs es sequi *debebat?* Aus der Anrufung der Kithara? Mit nichten; die Kithara wird allerdings angeredet, aber nicht, weil sie etwas thun soll: denn nicht das Mindeste wird ihr vom Dichter auch nur mit einer Silbe aufgegeben zu thun: sondern weil ihre Kraft und Macht gepriesen wird. Die Hellenische und alle Dichtung knüpft die Darstellung der Kraft und Macht an eine einfache Anrufung des Dinges oder der Person, an welche dann wiederholt die Rede gerichtet zu werden pflegt, wie hier in καὶ τὸν αἰχματὰν κεραυνὸν σβεννύεις, κατέχευας, τεαῖς ῥιπαῖσι; und die Stelle der zweiten Person vertritt auch gleich Vs. 2 jenes τᾶς: kein Hellene erwartete hier einen nachfolgenden Imperativ, und dieser pflegt in solchen Fällen nicht zu folgen. Man lese nur den Aristotelischen Päan Ἀρετὰ πολύμοχθε, wenn man ein schlagendes Beispiel von vielen haben will. Da nun kein Imperativ folgt, so sieht man eben, dafs die Kithara *nur gepriesen* werden soll; der Dichter hat also, da der Preis der Kithara unabhängig von einem ihr Aufgegebenen hingestellt wird, geradezu *den Zweck* die musische Kunst zu erheben; und darin liegt unmittelbar Empfehlung; er hebt sie aber gerade im Gegensatze gegen zerstörende, kampflustige, kriegerische, wilde Kräfte: er hat also etwas ganz anderes gesagt, als Hr. H. glaubte, obgleich letzterer natürlich ein Lob der Kithara auch anerkennt (S. 16), aber nur als Nebensache. In diesem Grundirrthum über die Bedeutung des Ζεῦ, τὶν εἴη ἁνδάνειν befangen, konnte Hr. H. auch den völlig klaren Zusammenhang der Ode von Vs. 1—40 nicht erkennen, welcher sichtbar darin begründet ist, dafs diejenigen, *welche Zeus hasse, unmusisch* seien, und zu ihm gefleht wird, *ihm zu gefallen;* der Erreichung dieses Zusammenhanges dient das Ζεῦ, τὶν εἴη ἁνδάνειν, nicht aber ist es eine Aufforderung an die Muse, den Zeus zu besingen. „O Kithara," sagt der Dichter, „du bist *Apolls und der Musen* gemeinsamer Besitz; dir gehorcht Tanz und Gesang; du besänftigest auch die mächtigsten kampflustigen Kräfte. Nur *die Zeus nicht liebt*, empfinden Widerwillen gegen die Stimme der Pieriden, wie das von Zeus gestrafte Ungeheuer Typhoeus. *Möge es vergönnt sein, nicht wie jene von Zeus gehafst, sondern ihm angenehm zu sein*, ihm dem Beherrscher des Aetna, dem gleichnahmig die neu gegründete Stadt jetzt einen Pythischen Sieg erlangt hat; worin die Aussicht gegründet ist, sie werde auch ferner durch Siege und *musische Siegesfeste* (woran die Kraft und Herrlichkeit der Musik, die vorher gefeiert war, sich gerade entfaltet) ausgezeichnet sein: möge dies *Apoll*, der *musische Gott* der Spiele, sich angelegen sein lassen." Man wird jetzt, denken wir, erkennen, was das Lob der Kithara sagen will, und wie damit als mit dem leitenden Gedan-

ken das Folgende aufs genaueste verbunden ist; sowie die Verherrlichung der Tugend in dem angeführten Päan freilich am Ende auch eine besondere Anwendung auf den Hermias erhält. Uebrigens bildet bei Hrn. H. die Nachweisung, dafs das *Cane* in dem *Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν* enthalten sei, den Anfang einer weitern Untersuchung, nehmlich der, *wie* Pindar den allgemeinen Gedanken, der schon vorausgesetzt wird, dargestellt habe (S. 16): der allgemeine Gedanke beruht aber selbst erst auf der Voraussetzung des *Cane*, welches hier erst nachgewiesen wird. Dies könnte eine petitio principii scheinen, wenn der Vf. nicht die *Nothwendigkeit* des *Cane* von vorn herein vorausgesetzt hätte; so aber erscheint die Erkennung des *Cane* in dem *Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν* nur als ein Schlufs aus einer fälschlich vorausgesetzten Nothwendigkeit desselben. Dafs man das, was der Dichter habe sagen *müssen*, vorzüglich in's Auge zu fassen habe, schärft der Hr. Vf. S. 17 von Neuem ein, nachdem er jenes *Wie* durchgeführt hat: „Apparere ex his puto, si id, *quod debuerit* poeta pro rei quam tractandam recepit natura dicere, *recte* perceptum sit, facile etiam *quomodo* id dixerit perspici posse: sed *a principio si aberratum fuerit*, impediri et perturbari omnem operis intelligentiam." Aber bei einem Stoffe, der nach den Verhältnissen und nach der Eigenthümlichkeit und Ansicht des Dichters auf die mannigfachsten Weisen behandelt werden konnte, läfst sich unmöglich bestimmen, quid *debuerit* poeta dicere, sondern der Ausleger wird, wenn er dieses dennoch von vorn herein thut, nur seine subjective Vorstellung unterlegen; das Geschäft der Auslegung besteht vielmehr darin, das Gegebene zu analysiren, und daraus den Gedanken zu finden, welcher dem Ganzen zum Grunde liegt. Hat man sich hierbei geirrt, oder ist wegen falscher Voraussetzungen gar vom Anfang an, wie der Hr. Vf. sagt, abgeirrt, so wird freilich das Verständnifs des Ganzen gestört. Dem Hrn. Vf. ist hier, wie gezeigt worden, dies begegnet, dafs er vom allerersten Anfang an abirrte: wir haben daher nicht nöthig noch zu betrachten, *wie* der Dichter nach ihm seinen Gegenstand behandelt habe, und heben nur zwei Verbesserungen nebst einer Erklärung aus, welche Hr. H. dieser Auseinandersetzung eingestreut hat. Die erstern sind ganz kurz hingestellt. Die eine Vs. 51 *σὺν δ' ἀναγκαίᾳ φίλον* statt *σὺν δ' ἀνάγκᾳ μιν φίλον* beruht zunächst auf der Leseart *ἀναγκαίᾳ* im Lemma des Scholiasten, der jedoch auch das *μιν* gelesen haben dürfte; die Aenderung ist untadelich, aber nicht sicher. Die andere Verbesserung setzt statt *τειρόμενον μεταλλάσσοντας* Vs. 52 *τειρόμενον μέτα λάσοντας*, wobei man *Λαμνόθεν ἕλκει τειρόμενον* zu verbinden habe: der Dichter hätte also hier gesagt, wo Philoktet die Wunde bekommen, nicht aber woher ihn die Heroen nach Troja abholen wollten; und er hätte gesagt, die Achäer hätten ihn geholt als solche, die verborgen bleiben oder nicht erkannt werden würden, „dissimulantes qui essent:" aber doch nur bis sie ihn hatten? Diese Aenderung ist unstreitig sehr gezwungen. Die Erklärung bezieht sich auf Vs. 58: *Μοῖσα, καὶ πὰρ Δεινομένει κελαδῆσαι* u. s. w. Zur Bestätigung des obigen *Cane* wird nehmlich gesagt, der Dichter gebe hier ungefähr wieder denselben Gedanken wie im Anfange; der Sinn sei: „Cane vero, cithara, victoriam Hieronis *etiam apud filium eius Dinomenen etc.*" Denn schwerlich sei zu bezweifeln, dafs das Gedicht zuerst in Syrakus, woselbst Hieron durch Krankheit festgehalten worden, nachher aber bei Deinomenes *in Aetna* gesungen worden sei: der Vf. verwundert sich gewaltig (vehementer), dafs Dissen, der sonst alles „proprie" nehme, dies für metaphorisch gesagt halte. So plan diese Auslegung scheinen mag, die nach dem Ebengesagten das *καὶ πὰρ Δεινομένει* darauf bezieht, es solle das Gedicht *auch in Aetna*, in Unterscheidung von *Syrakus*, gesungen werden; so verwickelt sie dennoch, genauer betrachtet, in einen Widerspruch. Die bezeichnete Stelle bildet unstreitig den Uebergang und die Einleitung zum nächsten Theile des Gedichtes, worin Deinomenes und Aetna besungen werden, und das, was zu leisten der Dichter die Muse bittet, das leistet sie, oder er mit ihrer Hülfe, im Folgenden. Diese Voraussetzung ist nothwendig, weil sonst die Anrufung der Muse keine Begründung in dem Liede hat. Der angenommene unbildliche Sinn der Worte wäre also: „Gieb mir Folge, o Muse, jetzt (in dem nächsten Theile dieses Liedes) *auch in Aetna* den Sieg zu besingen;" der nächste Theil des Liedes, welcher eben das ausführt, was in Aetna zu thun die Muse gebeten wird, würde sonach im eigentlichen Wortverstande als in Aetna gesungen gesetzt, das Vorhergehende aber als in Syrakus vorgetragen, welcher Ort übrigens nicht genannt ist. Der Widerspruch liegt hier deutlich vor: Das ganze Lied wird zuerst in Syrakus gesungen, wie die Annahme lautet; nach der Mitte aber wird in Syrakus die Muse angerufen, sie möge gestatten den Sieg im folgenden Theile

des Gedichtes *auch in Aetna* (wirklich daselbst) zu preisen: das thut sie aber nicht, kann es in diesem Augenblicke auch nicht thun, sondern mufs in Syrakus weiter singen, und zwar eben dasjenige, was in Aetna, und wirklich in Aetna und jetzt daselbst zu singen die Muse gebeten war. Darum behauptete Dissen S. 173: „de versa profectione cogitari non posse". Auch für die vorausgesetzte zweite Aufführung des mit diesem Widerspruch behafteten Liedes, die zu Aetna, stellt sich die Sache nicht günstiger. Nachdem nehmlich in Aetna bis Vs. 57 gesungen worden, als ob zu Syrakus gesungen würde, wird Vs. 58 die Muse angerufen, *auch in Aetna* das Lob des Liedes erschallen zu lassen; als ob das Vorhergehende nicht auch schon in Aetna vorgetragen wäre.

S. 17 f. geht der Vf., nachdem er bemerkt hat, dafs nach seiner Auseinandersetzung das Gedicht passend zusammengesetzt sei, zur ästhetischen Kritik einer kleinen Parthie desselben über, worin Pindar, um Longins Ausdruck zu gebrauchen, wie öfter auch Sophokles, *aufs unglücklichste* gefallen sei. Longin verdient unsere Hochachtung unstreitig; doch wünschten wir dem Sophokles und andern Dichtern gegen die Kritik auch solcher trefflichen Männer einen so edlen Helfer, wie Sophokles selbst dem Phrynichos gegen den Schullehrer zu Chios war. Folgendes ist die verunglückte Pindarische Stelle:

ὁ δὲ λόγος
ταύταις ἐπὶ συντυχίαις δόξαν φέρει
λοιπὸν ἔσσεσθαι στεφάνοισι σὺν ἵπποις τε κλυτὰν
καὶ σὺν εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστάν
(Λύκιε καὶ Δάλου ἀνάσσων Φοῖβε, Παρνασσοῦ τε κράναν Κασταλίαν φιλέων
ἐθελήσαις ταῦτα νόῳ τιθέμεν) εὔανδρόν τε χώραν.

„Ita hi versus scribendi, in quibus et illa, ὁ δὲ *λόγος ταύταις ἐπὶ συντυχίαις δόξαν φέρει*, magis pedestri orationi quam poeticae conveniunt, et tota parenthesis ista, quum per se parum utilis sit, tum molesta fit epithetis Apollinis, qui si erat omnino invocandus, hic nec Lycius nec Delius appellari debebat." Der Dichter zieht hier einen *Schlufs* aus dem vorhergegangenen Gedanken; hier scheint ein Ausdruck erlaubt, der minder dichterisch ist. Aber die Parenthese ist wirklich sehr verwerflich. Allein sie ist nicht von Pindar, sondern eben erst vom Hrn. Vf. gemacht, und durch nichts als durch das *Ita hi versus scribendi* erwiesen! Uebrigens ist die Anrufung des Apoll als Pythischen Gottes und Vorstehers der Musik hier vortrefflich; zu tadeln, dafs er auch der Lykische und Delische heisse, ist etwas gewagt, weil der Dichter seine Gründe haben konnte, die wir nicht wissen. Die Fehler sind also gar nicht erwiesen: aber man erstaunt, dafs der Vf. sogar weifs, wie sie entstanden sind, und wie es Pindar hätte besser machen sollen. S. 18: „Sed talia unde orta sint, *non est obscurum. Perscripserat poeta et quae praecedunt et sequentem stropham: nunc explenda erant intermedia:* id vero fecit *non apte, rectius* inserturus, quae urbis, etsi satis laudatae, prosperitatem amplificarent." Ganz als ob der Vf. in Pindars Werkstatt zugesehen hätte bei dieser Arbeit, die uns etwas schülerhaft vorkommt; obgleich der Vf. sonst, nahmentlich auch in dieser Abhandlung S. 28 gegen angebliche schülerhafte Ausarbeitungen des Dichters Einspruch thut (Nec Pindaro in mentem venisse qualem in scholis rhetorum pueri solebant chriam elaborare). Hier würde jene vom Hrn. Vf. angenommene Art zu dichten um so schülerhafter erscheinen, je wesentlicher die angeblich später eingeschobene Stelle mit dem Vorhergehenden zusammenhängt, welches darin sein Ziel und Ende erreicht, und je enger die Verbindung der folgenden Strophe mit dem angeblichen Einschiebsel ist, da sie durch *γὰρ* sich darauf bezieht und aus ihm hervorgeht. Gerade aus unserer Ansicht ist es aber erklärlich, weshalb Pindar nicht von den Dingen, „quae urbis prosperitatem amplificarent", weiter sprechen wollte: es kam ihm darauf an, hervorzuheben, er hoffe Aetna werde durch *musische Siegesfeste* verherrlicht werden; und in dieser Beziehung fleht er zum *Apoll*: also das Anstöfsigste im Gedicht ist mit Ausnahme zweier Beiwörter des Apoll, deren Begründung uns noch mangelt, aus unserer Ansicht betrachtet höchst passend. Hierdurch bewährt sich die Auslegung in Bezug auf die Findung des Grundgedankens, und zwar um so mehr, weil auf jene Stelle als Abschlufs eines Haupttheiles ein bedeutendes Gewicht fällt, und accentuirte Stellen für die Bestimmung des Grundgedankens vorzüglich wichtig sind. Uebrigens weiset Hr. H. auch S. 23 dem Pindar einen Fehler nach; Pyth. II, 89. habe er languidius *οὐδὲ ταῦτα* gesagt, wofür *οὔτι ταῦτα* richtiger gewesen wäre.

Das *zweite* angeblich *Pythische* Gedicht, welchem der übrige Theil der Abhandlung (S. 18 ff.) gewidmet ist, bot als eine der schwierigsten Aufgaben der Auslegung einen würdigen Gegenstand philologischer Erörterung, welcher Ref. mit Eifer und Theilnahme gefolgt ist. Zuerst wird eine Uebersicht der Hauptgedan-

ken gegeben; aber diese sind selber dunkel (S. 19); doch gehe daraus hervor: „Duas esse partes huius carminis, quarum in priore Hieronis potentia et sapientia laudetur, in altera autem Pindarus se adversus obtrectatores defendat"; jeder Theil solle besonders betrachtet werden, dann wie sie verbunden seien, „quidque dici argumentum carminis debeat". Der erste Theil wird bis Vs. 67 gerechnet (S. 24), der zweite von Vs. 71 an; was dazwischen steht, von *χαῖρε* an bis *ἀντόμενος*, verbindet nach dem Vf. beide Theile. Ref. trägt, was den Inhalt jener beiden Theile betrifft, von vorn herein einiges Bedenken. Ob der erste *bloſs* dem Lobe des Hieron bestimmt sei, müſste ja erst durch die nähere Untersuchung sich zeigen; ob der zweite *bloſs* Vertheidigung des Dichters gegen Verläumder ist, dürfte auch noch nicht gewiſs sein; Analyse und Vergleichung der Theile muſs wenigstens nach des Ref. Methode erst das Nähere lehren. In der Betrachtung des ersten Theils giebt nun der Verf. zuerst die Behauptungen des Ref. zu, daſs das Gedicht bei Gelegenheit eines Thebanischen Sieges, und daſs es, weil des Anaxilaos vereitelter Angriff auf die Lokrer darin erwähnt ist, Olymp. 75, 3—76, 1. geschrieben sei. Es werden aber darin die Lokrer wegen ihrer Dankbarkeit gegen Hieron gerühmt: dabei müsse man sich verwundern, warum Ixions, des schändlich undankbaren, Frevelthaten und Buſse so ausführlich dargestellt würden, noch mehr, warum der Dichter hinzufüge, er wolle jedoch nicht schmähen, damit er nicht des Archilochos Schlechtigkeit nachahme. Es wird hierauf eine Meinung von Huschke beseitigt, dann des Ref. Ansicht mit besonderer Anerkennung angeführt; jedoch könne ihr der Verf. nicht beistimmen. Diese Ansicht sei: „Ixionem propterea commemoratum esse, quod utrumque eius crimen etiam in Hieronem caderet." Ref. bemerkt hierbei Folgendes. Es handelt sich nicht von vollbrachten Uebelthaten des Hieron, sondern von unvollendeten, ihm beigemessenen Versuchen. Der eine ist der, welcher nach geschichtlichem Zeugniſs ihm zur Last gelegt wurde, er habe seinen Bruder Polyzelos gegen die Krotoniaten gesandt, in der Hoffnung, er werde umkommen: dies hatte keinen Erfolg; Polyzelos flüchtete zu seinem Schwäher Theron, dem Vater der Damarete, und Hieron war im Begriff, den Bruder und Theron zu bekriegen. Auf diese unseligen Verwickelungen, in welche Theron und Polyzelos und Hieron damals gegen einander geratben waren, bezog Ref. die Ode (Expl. S. 243), und zwar so, daſs Pindar zwar kurz angedeutet habe, was man dem Hieron in Bezug auf Polyzelos beimaſs, eigentlich aber der Zweck sei, *die Bekriegung des Bruders* und seines Schwähers zu widerrathen. Der andere Versuch ist nicht geschichtlich bezeugt, sondern beruht auf Vermuthung: Hieron habe Damareten, früher Gelons, damals des Polyzelos Weib, zur Ehe haben wollen, damit er durch die Verwandtschaft mit Theron mächtiger werde, und zugleich Gelons Sohn, den gesetzmäſsigen Erben der Macht, in seine Gewalt bekomme. Herr H. glaubt, letztere Aufstellung, über Gelons Sohn, lasse sich nicht vertheidigen. Beweisen läſst sie sich nicht, aber was dagegen gesagt ist, läſst sich widerlegen. Angeblich (Herm. S. 20) hätten wir sie auf das Bruchstück des Timaeos b. Schol. Nem. IX, 95. gebaut: *ἐπιτρόπους δὲ τοῦ παιδὸς μετ' ἐκεῖνον κατέστησεν (ὁ Γέλων) Ἀριστόνουν καὶ Χρόμιον τοὺς κηδεστάς*, wo Ref. *ἐκεῖνον* auf Polyzelos bezogen hat; aber diese Angabe des Hrn. H. über unsere Begründung der Sache ist handgreiflich unrichtig. Wir haben jene Meinung auf etwas Anderes gestützt, nehmlich darauf, daſs nach der Natur der Verhältnisse Polyzelos die Tutel des Thronerben hatte, und daraus natürlich erst geschlossen, daſs jenes an sich völlig unbestimmte *ἐκεῖνον* auf Polyzelos zu beziehen sei (Expl. S. 118). Hr. H. stellt freilich nach einer auch vom Ref. berücksichtigten Stelle des Aristoteles, woraus erhellt, Thrasybul, der Bruder des Gelon und Hieron und Polyzelos, habe den Sproſsling des Gelon in Lüste versenkt, damit er selbst die Herrschaft führe, die Meinung auf, jenes *ἐκεῖνον* beziehe sich auf Thrasybul, und dieser habe also die Vormundschaft gehabt; aber wir können nicht beistimmen. Thrasybul konnte den Neffen in ein wüstes Leben stürzen, ohne sein Vormund zu sein, zumahl wenn der Stiefvater damals nicht mehr lebte. Gelon hinterlieſs dem Polyzelos sein Weib durch Testament; der vom Vater eingesetzte testamentarische Stiefvater hatte gewiſs nach demselben Testament die Tutel des in seinem Hause befindlichen wahrscheinlich sehr jungen Knaben, welchen er ja schon factisch in seine Gewalt bekommt. Ebenso hat Demosthenes der Vater dem Aphobos seine Frau zur Ehe vermacht nebst dem Nieſsbrauch des Hauses bis zur Groſsjährigkeit der Kinder, welche im Hause sind, und Aphobos ist nach demselben Testament Vormund mit zwei andern. Bei Gelons Kinde ist von Mitvormün-

dem nicht die Rede; denn nach dem Wortverstande kann μετ' ἐκεῖνον nur auf Einen bezogen werden, welchem für den Fall seines Todes zwei andere substituirt werden: dieser Eine kann nur der Stiefvater sein, welcher das Kind im Hause hat. Oder soll μετ' ἐκεῖνον auf die Rangfolge gehen? Beinahe scheint es, Hr. H. habe es so verstanden, da er sagt, jener Dritte sei „*cum* Aristonoo et Chromio" Vormund gewesen; aber dies läfst sich wol nicht vertheidigen. Unsere Vermuthung bleibt also vollkommen sachgemäfs, und wird in Bezug auf Damareten, Therons vortreffliche Tochter, dadurch noch wahrscheinlich, dafs Hieron bei der Aussöhnung mit Theron und Polyzelos eine Verwandte des Theron zur Gemahlin erhält; welches wie ein Auskunftsmittel zur theilweisen Befriedigung der Wünsche des Hieron erscheint. Doch Hr. H. legt auf jenen seinen Einwand selbst kein Gewicht; und wir unserseits müssen seinem Haupteinwurfe eine grofse Bedeutung beilegen. „Illud vero toti illi interpretationi obstat", sagt er, „quod *imprudentissime egisset* Pindarus, si Hieronem in eo carmine, *in quo laudare eum debebat*, eoque tempore, *quo labantem apud illum per obtrectatores gratiam suam restituere volebat*, turpissimorum scelerum suspectum ostendisset, idque tam rudi atque agresti modo, ut quum nolle se maledicere affirmaret, id ipsum, se maledixisse, confiteretur. Excusare ista quidem studuit Boeckhius antiquorum temporum simplicitate atque ipsius poetae ingenuitate: persuasitque Dissenio. Sed re attente considerata ipse spero, hanc opinionem missam faciet." Der Hr. Vf. geht hier schon einen Schritt weiter, als vorher in der Bestimmung des Inhaltes beider Theile. Schon behauptet er, dafs der Dichter in dem Liede den Hieron nicht allein lobt, sondern *loben mufste*; was wenigstens insofern nicht bewiesen ist, als bei einer *blofsen Ankündigung* eines Sieges, wenn der Dichter dabei einen andern Zweck hatte, *ausschliefsliches Lob* nicht nothwendig war: es scheint dies aber zur Methode des Vfs. zu gehören, dafs er im Voraus bei sich feststellt, was der Schriftsteller *sagen müsse*: denn wir haben ebendasselbe auch bei der ersten Pythischen Ode gefunden. Sodann ist statt des oben angegebenen Zweckes des zweiten Theils, Vertheidigung gegen Verläumder, nun *Gunstbewerbung* gesetzt, was viel mehr sagen will; diese ist aber in diesem zweiten Theile gar nicht vorhanden. Der Gesichtspunkt der Klugheit und Unklugheit fällt daher ganz weg. Dafs jedoch die Beziehung des Ixion auf Hierons Person einem Anstofs unterworfen sei, geben wir zu: wir glauben indefs, er ist geringer, als er scheint, und haben auf die Milderungsgründe, aufser der Einfachheit der Zeiten und der Offenheit des Dichters, auch schon verschiedentlich hingewiesen (Expl. S. 243. 245). Das Gedicht kündigt sich als ein solches an, welches den Sieg nur meldet, der daher gleich im Anfange kurz abgefertigt und nicht weiter erwähnt wird, ungefähr wie in dem grofsen Pythischen Liede an Arkesilaos, wo der Pythische Sieg auch nur im Anfang und nachher beiläufig noch einmahl kurz erwähnt wird. Es hat daher Wahrscheinlichkeit, dafs der Dichter irgendwie veranlafst war, die Gelegenheit des Hieronischen Sieges zu ergreifen, um etwas Anderes daran zu knüpfen; unter unserer Voraussetzung waren dies zwar Familienverhältnisse, aber solche, welche einen politischen Charakter und grofse politische Folgen für die beiden ersten Herrscherhäuser Siciliens hatten, ganz wie der vierten Pythischen Ode ein solches politisches Verhältnifs des Königs Arkesilaos und des verbannten Damophilos zum Grunde liegt. Wie Simonides anerkannt politisch thätig war, und zwar eben in den Sicilischen Angelegenheiten, wovon wir reden, so konnte auch Pindar, veranlafst von der Parthei, welche mit Hieron unzufrieden war, von der Polyzelisch-Theronischen, auf welcher er nach unserer Ansicht der zweiten Olympischen Ode stand, als ein einflufsreicher Mann, ein Liebling der Götter und Menschen, einen politischen Zweck unterstützen wollen, durch Rath und Warnung: ebendasselbe hat er in der vierten Pythischen Ode gethan. Unter solchen Umständen ist ein kräftiges ernstes Wort, freilich nicht ohne reichliche Spende des Lobes, welches die bittere Frucht versüfse, und welches dem Hieron in vielen Beziehungen mit Recht gegeben werden konnte, ganz an seiner Stelle: die Gröfse der Verhältnisse erhebt über kleinliche Rücksichten, dafs man Anstofs geben könne; und Freimüthigkeit gegen Tyrannen ist ein Grundzug edler Naturen des Alterthums: „der gerade sprechende Mann ist in jeder Verfassung, *auch bei der Tyrannis*, der beste", sagt Pindar selbst in dieser Ode. Enthält doch auch der zweite Theil des Gedichtes wahrlich Anstöfsiges, was sich nicht wegerklären läfst. Aber im ersten ist die Warnung ja nicht einmahl unverdeckt ausgesprochen; sie wird nicht auf rohe und grobe Weise, sondern in der Hülle des Mythos, ohne ausdrückliche An-

wendung, welche nur der Tieferblickende machen konnte, gegeben; nahmentlich brauchte bei der erstern Warnung, verwandtes Blut nicht zu vergiefsen, nicht jeder daran zu denken, dafs der beabsichtigte, mifslungene Versuch auf Polyzelos Leben gemeint sei: denn dieser war natürlich ein Geheimnifs: leichter erkannte man den von uns vorausgesetzten Zweck, von der Bekriegung des Bruders abzumahnen. Die Warnungen sind ferner durch den Mythos selbst gleichsam geheiligt, wie wenn man heutzutage mit biblischen Sprüchen warnt; sie werden von dem gottbegeisterten heiligen Sänger gegeben, wie wenn sie heutzutage ein ehrwürdiger Priester, ein ernster Beichtvater gäbe. Könnte nicht noch vor Kurzem ein solcher ähnliche Reden an die feindlichen Brüder von Portugall gerichtet, könnte nicht selbst ein Dichter sie öffentlich ähnlich ermahnt haben? Ist etwas Grobes in der Ode, so liegt es mehr im zweiten Theil in jener Stelle, wo nach Hrn. H's. eigener Erklärung dem Hieron der Gedanke zu Gemüthe geführt wird, nur Knaben bewunderten den Affen (ihm zieme dies nicht).

Nachdem der Hr. Vf. unsere Ansicht auf die angeführte Art beseitigt hat, giebt er, noch vom ersten Theile des Gedichtes handelnd, die seinige: „Longe alia Pindaro mens fuit. Nach der Erzählung von Ixions Freveln und Bufse sagt der Dichter (Vs. 49): Der Gott vollendet rasch alles nach Willen, der Gott, welcher den Aar und Delphin überholt; er beugt auch einen Uebermüthigen, andern aber giebt er nie alternden Ruhm. Durch diese Beschreibung der göttlichen Macht zeigt der Dichter, er gehe auf das zurück, weshalb er von Ixion gesprochen, hoc est ad gratiam ab Locris debitam Hieroni. Qui quum grati essent propterea, quod sibi iam non metuendus esset Anaxilaus, vix dubitari potest, quin in hunc dictum sit θεὸς καὶ ὑψιφρόνων τιν' ἔκαμψε βροτῶν, in Hieronem autem ἑτέροισι δὲ κῦδος ἀγήραον παρέδωκε. Quo verisimile fit, ut etiam Ixionis exemplum propter Anaxilaum sit allatum. Hieron war (was auch Ref. in seiner Darlegung dieser Verhältnisse nicht vergessen hatte) mit einer Tochter des Anaxilaos vermählt gewesen; es könnten demnach Privatursachen obgewaltet haben, wegen welcher Anaxilaos dem Hieron undankbar geschienen habe. Setzt man dieses voraus, so ist alles im schönsten Zusammenhang: Monere poenam Ixionis dicit, ne quis sit ingratus; nam celeriter deum consilia sua exsequi; deprimere superbum, ut nunc Anaxilaum, alios augere honore, ut Hieronem. Sed nolle se maledicere Anaxilao, ne similis videatur Archilochi. Optimum esse, potentiam habere coniunctam cum sapientia: atque hoc nomine iam laudat Hieronem, respiciens ad Anaxilaum, potentem quidem, sed non sapienter nova in Locros molitum." Dies ist der Kern der Hermannischen Vorstellung, wobei wir nur eine Vermuthung über eine besondere Veranlassung, weshalb der Dichter Vs. 58—61 εἰ δέ τις κ. τ. λ. sich so stark ausdrücke, dem Leser selbst nachzusehen überlassen.

Wir haben uns dieses Versuches, die Erklärung des ersten Theiles der Ode von anderer Seite anzufassen, wahrhaft gefreut; denn er ist scharfsinnig und geschmackvoll. Indessen bleibt noch, aufser dem Zusammenhange des Ganzen, zu erwägen, ob diese Hypothese alles erkläre oder die unsrige mehr, und welche von beiden im Gedicht und in der Geschichte mehr Begründung habe. Die ganze Darlegung des Zusammenhanges, wie wir ihn jetzo eben aus Hrn. H's. Schrift gegeben haben, empfiehlt sich durch Einfachheit und Klarheit. Nach unserer Hypothese ist aber auch völliger Zusammenhang der Gedanken vorhanden. Die Lokrer werden als dankbar gerühmt; als abschreckendes Beispiel der Undankbarkeit wird ihnen Ixion entgegengesetzt, dessen Uebermuth im Vollgenufs seines Glücks zugleich hervorgehoben wird nebst den beiden Hauptsünden, deren er sich schuldig gemacht habe, dafs er zuerst nicht ohne Arglist verwandtes Blut vergofs, und nach der Hera strebte; nur beziehen wir das von Ixion Gesagte nicht auf Anaxilaos, den Feind der Lokrer, sondern sehen es als Ermahnung und Warnung für Hieron an. Polyzelos war durch Gelons letzten Willen zum Heerführer des Tyrannenhauses bestellt worden; Hieron mochte also gegen ihn als Feldherrn mannigfache Verpflichtungen haben. Bezieht man die Stelle auf die Polyzelisch-Theronischen Verhältnisse, so ist demnach der Zusammenhang dieser: „Die Lokrer sind dir dankbar; folge ihrem Beispiele, nicht jenem abschreckenden des Ixion; enthalte dich der Undankbarkeit, des Uebermuthes, fliehe die von den Göttern hart gestraften Vergehen des Ixion, Vergiefsung verwandten Blutes und sündhafte Liebe." Folgerecht sehen wir auch den hiernächst eingeflochtenen Gedanken, rasch vollendeten die Götter was sie beschlossen, und beugten die Uebermüthigen, als eine aus Ixions Schicksal hervorgehende Betrachtung für eine dem Hie-

ren gegebene Warnung an. Dafs sodann auf dessen Glück und Leb übergegangen wird, kann nach lyrischer Weise nicht befremden, da zumahl der Dichter dazwischen gesagt hat, er wolle sich des Tadels enthalten: Warnung und Ermahnung erschien ihm nicht als Tadel. Allerdings ist die Vermuthung, unter Ixion sei der Gegner der Lokrer Anaxilaos gemeint, einschmeichelnd, weil sich so diese Parthie auch der Person nach, worauf sie sich bezieht, an das Vorhergehende anschliefst: unsere Erklärung setzt bei aller Richtigkeit der Gedankenverknüpfung ein schroffes Abspringen von einem Gegenstand auf den andern, einen raschern Wechsel der Vorstellungen in der Seele des Dichters, die jedoch ächt lyrisch sind. Aber unsere Hypothese erklärt mehr, und hat also mehr Grund im Gedicht; zugleich hat sie mehr geschichtlichen Grund. Wir zeigen dies zunächst am ersten Theile. Die ganze Stelle von dem ἐμφύλιον αἷμα ist müfsig nach der Hermannischen Hypothese; durch die unsrige erhält sie eine vollständige Begründung: selbst dafs sie kürzer gehalten wird, erklärt sich aus unserer Ansicht, weil sie nehmlich allerdings das Anstöfsigste enthält. Eben so begründet sich aus unserer Voraussetzung die Hervorhebung der εὐναὶ παράτροποι (Vs. 35) und die ausführliche Entwickelung dieses Punktes. Wollte der Dichter hier nur Ixions Frevel und Bufse darstellen ohne weitere Nebenbeziehung, so ist nicht abzusehen, warum ihm das Vorhergesagte, ὅτι τε μεγαλοκευθέεσσιν ἔν ποτε θαλάμοις Διὸς ἄκοιτιν ἐπειρᾶτο nicht genügte, sondern hierbei lange verweilt wird, und gerade mit der Bemerkung, dafs εὐναὶ παράτροποι den Ixion in's Verderben stürzten, und von ihm ohne Charitinnen ein Ungeheuer erzeugt worden: man müfste denn fast die ganze Stelle Vs. 35—48 für leeren phantastischen Schmuck halten. Ueberhaupt aber spricht für unsere Hypothese sehr bedeutend der Umstand, dafs der Dichter den Gesichtspunkt des Undankes schwächer hervorhebt und mit Ausnahme einer leisen Zurückbeziehung (Vs. 41) fallen läfst, dagegen aber sich ganz in die *Besonderheit* der Ixionischen Frevel vertieft, als ob ihm an der Bezeichnung dieser Besonderheit ganz vorzüglich gelegen sei. Geschichtliche Unterlage ist für unsere Erklärung die Gesammtheit der Mifsverhältnisse zwischen Hieron einerseits und anderseits Theron und Polyzelos, dem Gemahl der Damarete; ist auch etwas von uns durch Vermuthung erweitert, so ist doch davon vieles gewifs und die Erweiterung den bekannten Verhältnissen angemessen. Aber von einem auf Undank des Anaxilaos gegen Hieron beruhenden Mifsverhältnifs beider ist nichts bekannt; Wohlthaten, welche Anaxilaos von Hieron empfangen hätte, sind eben so wenig nachgewiesen: Hieron selbst berief sich Olymp. 78, 2. auf die Verdienste, welche Gelon sich um Anaxilaos erworben hatte, ohne dafs von eigenen des Hieron um denselben die Rede wäre (Diod. XI, 66.). Auch hat Anaxilaos dem Hieron in der Lokrischen Sache ohne Krieg nachgegeben, und dafs er von den Göttern gebeugt worden, liegt in diesem Nachgeben nicht.

Um dieselbe Erwägung auch am zweiten Theile anstellen zu können, bemerken wir zuvörderst die Hauptansicht des Hrn. Vfs. über denselben und über seine Verbindung mit dem ersten, ohne hier auf die eingestreuten Betrachtungen über einzelne Stellen zu sehen. In diesem Theile soll nehmlich Pindar blofs sein persönliches Verhältnifs zu Hieron im Auge haben, bei welchem er sich gegen Verläumdung vertheidige, und vorzüglich gegen seinen eigenen persönlichen Feind Bacchylides sprechen; da dieser Theil bei Hrn. H. mit dem ersten keinen innern Zusammenhang hat, so konnte nur ein äufserlich verknüpfendes Band gesucht werden. Dieses Band der Theile (*per quae* cohaerent, S. 24), Vs. 67—71 von χαῖρε an, enthält aufser wenigem andern die Erwähnung eines zweiten Gedichtes, durch welche vorzüglich der Uebergang nach Hrn. H's. Vorstellung bewerkstelligt ist. Wie die Verbindung gemacht sein soll, erhellt S. 28. Im ersten Theile wird dem Hieron der erlangte Sieg des Viergespanns berichtet, ihm, welchem die Lokrer dankbar sind: denn Ixions Beispiel lehrt, nicht undankbar zu sein: doch will ich, sagt der Dichter nach dem Vf., den nicht tadeln, der dem Ixion ähnlich ist; du aber, o Hieron, ragest vor diesem an Macht und Weisheit hervor. Jetzt folgt die verbindende Stelle, wie Hr. H. sie versteht: „*Sed vale: hoc tibi carmen ex promisso mittitur: illud, quo ipsam laudabo victoriam, propter ipsum accipe favens*", und nun der zweite Theil: „*Neque audi obtrectatores meos*, quorum ego mores contemnens ingenua liberalitate tibi probari cupio". Wir müssen hier wieder auf die Verschiedenheit der Ansichten über künstlerische Composition und auf die daraus fliefsende Verschiedenheit der Methode in der Auslegung aufmerksam machen. Der Vf. setzt, wie gesagt, zwei in ihrem Zweck und Grundgedanken ganz verschiedene Theile, die nur äufserlich, man kann

sagen mechanisch, durch ein eben so äufserliches von beiden Theilen verschiedenes Bindemittel zusammengehalten werden. Ref. denkt hierüber anders; aber er kann freilich die Richtigkeit seiner Ansichten hier nicht beweisen, da sie eine geschichtlich-theoretische Entwickelung der in den Alten ausgeprägten Grundsätze der Composition voraussetzen, sondern er kann nur dasjenige, was sich ihm bewährt hat, entgegenstellen. Das ächte Kunstwerk entspringt in der Seele des Meisters aus *Einem Keim* als *Ein Gewächs*, dessen einzelne Zweige organisch verbunden sind. Die Uebergänge können, in der Lyrik zumahl, mit subjectiver Freiheit gehalten werden; aber die Theile selbst müssen in Einer Grundanschauung, wie sie Ref. anderwärts zu bestimmen gesucht hat, wurzeln, aus Einem Zweck hervorgehen, und auf diesen und den darin liegenden Einen Grundgedanken losarbeiten, innerlich auf einander bezogen, innerlich verschmolzen sein. Der Ausleger mufs daher eine Einheit suchen, worin die verschiedenen Theile aufgehen; diese Einheit kann er nur dadurch finden, dafs er die Theile untereinander vergleicht, und das Gemeinsame in dem Verschiedenen erkennt. So bestimmte man auch früher schon die πρόθεσις eines Werkes, οὐχ ὡς δύο τῶν σκοπῶν ὄντων· (οὐδὲ γὰρ δυνατόν· δεῖ γοῦν, ἐπείπερ ζώῳ προσέοικεν ὁ λόγος οὔ τι καὶ ὀφιλός ἐστιν, ἕνα σκοπὸν ἔχειν, ὥσπερ πᾶν ζῷον πρὸς τὰ μέρη πάντα συντέτακται κατὰ μίαν ὁμολογίαν·) ἀλλ' ὡς τῶν δύο τούτων ἀλλήλοις τῶν αὐτῶν ὄντων, wie Proklos (z. Plat. Polit. S. 351) in Bezug auf die angeblich verschiedenen Zwecke der Platonischen Republik sagt. Vorausgesetzt, die Auslegung habe ein treffliches Werk vor sich, so ist sie nicht befriedigt, bis sie zu dieser letzten Einheit aufgestiegen ist; und ist eine Hypothese erforderlich, so mufs sie so gebildet werden, dafs aus ihr die Einheit des Zweckes der Theile ersichtlich wird: nur eine solche erklärt das Ganze, und hat also hinlänglichen Grund in dem Werke selbst. Dafs die Hermannische Hypothese in dieser Beziehung nichts leistet, ist klar, weil sie keine Verbindung beider Theile in ihrem Innern nachweiset, sondern der zweite vom ersten bei Hrn. H. gänzlich verschieden ist. Dafs wir dagegen nach den eben entwickelten Grundsätzen eine Hypothese aufstellen wollten, welche die bezeichnete Aufgabe löse, mag folgende Stelle zeigen (Expl. S. 243): „Finis igitur poetae summus erat, ut bellum cum Therone et Polyzelo, ut nuptias, quas Hiero sibi parare vi et fraude conabatur, dissuaderet, simul ut eos, qui Theronis ac Polyzeli partes et ipsum poetam calumniabantur, Hieroni ipsi redderet suspectos: quod et ipsum ad dissuadendum bellum pertinet, quoniam istorum hominum malis artibus aucta simultas erat". So nehmlich stellen sich, wie Dissen (S. 183) sich sehr passend ausdrückt, die beiden Theile *conform*. Um dies deutlicher zu erkennen, mufs man jedoch erst den zweiten Theil aus jener Beschränkung herausheben, wonach er nur eine Vertheidigung des Dichters gegen seine Feinde, und fast ausschliefslich gegen Bacchylides, und überhaupt nur Pindars kleinliche persönliche Angelegenheiten enthalten soll. Jene Vertheidigung ist blofs eine Seite des Ganzen, welches weiter greift; die kräftige und herbe Anklage der Ohrenbläser, Verläumder, Schmeichler gehört freilich auch zur Vertheidigung, aber sie enthält zugleich die von Hrn. H. selbst (S. 21 und 23) anerkannte und vorzüglich wichtige Ermahnung und Warnung des Hieron. Der ganze zweite Theil beginnt mit der Mahnung, dafs Hieron seinem bessern Wesen getreu bleiben möge (γένοι', οἷος ἐσσὶ μαθών); und sogleich wird des Dichters Ton sehr scharf: καλός τοι πιθων παρὰ παισίν, αἰεὶ καλός. Rhadamanthys hat das Richtige erwählt, dafs er Schmeichlern und Ohrenbläsern sich verschlofs; *der gerade redende Mann ist unter jeder Staatsform der beste, bei der Tyrannis, und wenn das stürmische Volk und wenn die Weisen den Staat wahren:* ein Ausspruch, der unter Voraussetzung einer politischen Beziehung, wie die unsrige ist, erst wahrhaft bedeutsam wird. Alles dieses und mehr hätte nun Pindar nur um seiner persönlichen Verhältnisse willen gesagt, oder gar, um sich wieder in Gunst zu setzen! Es sind dies vielmehr Warnungen, ähnlich denen, die wir im ersten Theile annahmen, und jenen völlig entsprechend, wenn sie gegen schlechte Berather gerichtet sind, welche zu dem anreizten, was Pindar vermieden wissen will. Gunstbuhlerei ist, wie schon oben bemerkt worden, darin so wenig, dafs diese Reden den Hieron vielmehr stark treffen mufsten; gerechtfertigt sind sie nur, wenn der Dichter dabei einen grofsen Zweck vor Augen hatte, wie ihn unsere Hypothese voraussetzt: sie sind um so zweckmäfsiger, wenn er auch im ersten Theile schon mit edler Freimüthigkeit dem Hieron gesagt hat, was er von seiner gewöhnlichen Umgebung nicht hörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Fortsetzung.)

Schliefst sich demnach der zweite Theil unserer Hypothese gemäfs mit dem ersten innerlich zur Einheit zusammen, so verliert er dagegen alle Beziehung auf diesen, wenn von der andern Voraussetzung ausgegangen wird: denn wenn Anaxilaos der Getadelte ist, stimmt Pindar mit Hieron vollkommen überein, und konnte aus dem Verhältnifs der beiden Tyrannen keinen Grund zu diesen Vorhaltungen entnehmen. Betrachten wir nun auch die geschichtliche Begründung des zweiten Theiles nach beiden Hypothesen. Die Hermannische hat ihre Begründung in der Feindschaft des Pindar und Bacchylides; was wir aber dabei vermissen, ist die Nachweisung, wie diese Feindschaft mit dem Inhalte des ersten Theiles zusammenhänge. Hr. H. sagt zwar S. 21 beiläufig, Bacchylides scheine den Pindar beschuldigt zu haben, er hätte Hierons Macht und Ruhm nicht genug erhoben; daraus könnte man vielleicht eine Beziehung des zweiten Theiles auf den ersten, wenn letzterer dem Lobe des Hieron allein gewidmet sein soll, erschliefsen: aber jene Vermuthung ist sehr schwankend, und wir zweifeln, dafs sie viel erklären würde; wozu sie auch nicht aufgestellt worden ist: und auch so bliebe der zweite Theil nur Ausbruch gereizter Persönlichkeit ohne irgend eine höhere Berechtigung. Denn ist Anaxilaos im ersten Theile der Getadelte, so ist eine politische Partei, gegen welche Pindar hier spräche, nicht denkbar: diese, in der Umgebung des Hieron, kann doch nicht Vertreterin des Anaxilaos gewesen sein, weil die, welche Pindar angreift, offenbar das Vertrauen des Hieron haben und mit ihm als seine Schmeichler und Ohrenbläser einig sind: auch können wir nicht nachweisen, dafs bei Gelegenheit der Verhältnisse des Anaxilaos und der Lokrer irgend ein Widerstreit zwischen einer Hieronischen Hofpartei und andern, welchen Pindar beistimmte, stattgefunden habe. So fehlt es also für den zweiten Theil, im Zusammenhange mit dem ersten betrachtet, an geschichtlicher Begründung nach der Hermannischen Hypothese. Eine solche liegt aber in der unsrigen; denn dafs in jenen Polyzelisch-Theronischen Händeln auf der Seite des Hieron Simonides, und wahrscheinlich auch Bacchylides stand, auf der andern aber Pindar, welcher die Handlungsweise des Hieron mifsbilligte, scheint uns aus der Gesammtheit dessen, was über jene Sache berichtet ist, zusammengehalten mit der zweiten Olympischen Ode und dem darin enthaltenen Ausfall gegen gewisse Dichter, bis unsere Zusammenstellungen widerlegt sein werden, angenommen werden zu müssen: und so haben wir denn die Partei, gegen welche der zweite Theil gerichtet ist, und zwar gerade in Bezug auf die Begebenheiten, auf welche wir den ersten beziehen.

Der Hr. Vf. hat in der Betrachtung des zweiten Theiles, vor der Erörterung seines Zusammenhanges, *drei einzelne Stellen* behandelt. Die erste ist das schwierige: γένοι', οἷος ἐσσὶ μαθών· καλός τοι πίθων παρὰ παισίν, αἰεὶ καλός. Man mufs nach Hrn. H's. vortrefflicher Erläuterung dieser Stelle sich der vom Ref. gegen die Erklärung des Pierius Valerianus geäufserten Bedenken (Expl. S. 251) entschlagen, und mit Hrn. H. übersetzen: „Sis qualis es et nosce te: pulcer profecto simius apud pueros, semper pulcer", so hart es einem auch angehen mag, den Knaben gegenüber den Affen als den blandientem scurram zu nehmen, und so stark es in Anwendung auf Hieron ist, dafs ihm der Dichter sagt: Scurram admirari stultorum esse. Sehr dankenswerth sind die S. 21 beigebrachten Stellen über das wiederholte καλός (Theocr. VIII, 72. Kallimach. Epigr. 30. Epigr. incert. 14. in Jacobs. Anal. Bd. IV. p. 121.), wodurch ein Hauptbedenken gehoben wird. Nur dagegen

müssen wir Einspruch thun, dafs vorzüglich nur Ein *obtrectator*, Bacchylides gemeint sei: dies ist nicht durch irgend etwas fest begründet, und alles gewinnt eine edlere Ansicht, wenn eine ganze Hofpartei gemeint ist, unter welcher Simonides und Bacchylides waren. Die Angabe, „Sed spreverat (Böckhius) scholiastae de aemulatione quae inter Pindarum et Bacchylidem fuerit narrationem, quam minime contemnendam esse contra Thierschium ostendit Neuius in Bacchylidis fragmentis p. 3. seqq." ist unrichtig. Ref. will den Bacchylides nicht *überall* hineingezogen wissen (Expl. S. 247. 250); übrigens hat er jenen Wetteifer und jene Entzweiung des Pindar und Bacchylides schon früher als sein Freund und ehemahliger Zuhörer Neue geradezu behauptet (Expl. S. 122. 133. 231), und sogar zugegeben, dafs zu den Pyth. II. angegriffenen Gegnern vielleicht auch Bacchylides gehöre (S. 252).

Die zweite Bemerkung betrifft das *διαβολιᾶν ὑποφάτιες*. Aus Theognis wird nachgewiesen, *διᾶβολιᾶν* sei nicht statt *διηβολιᾶν*; auch könne man, wird bemerkt, der Analogie wegen dies nicht annehmen. Was ist aber *ὑποφάτιες*? Ref. (Nott. critt. S. 449) hatte hypothetisch aufgestellt, die *ὠτακουσταὶ* des Hieron (Aristot. Polit.) könnten mit einer weiblichen Form spottweise von Pindar *ὑποφήτιες* genannt sein; man könnte darunter die Syrakusischen *ποταγωγίδες* verstehen, die als Männer ebenso weiblich genannt wären, wenn sie nicht etwa wirklich Weiber waren. Aristoteles Ausdruck *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι* führe auf Weiber, sonst hätte er *οἱ ποταγωγίδες καλούμενοι* sagen müssen; da sie aber nach zwei, auf die Zeit der Dionyse bezüglichen Stellen des Plutarch (Dion c. 28. de curiosit. S. 247. Hutt.) sicher Männer gewesen, und in beiden die Form *προςαγωγίδας* vorkomme (in der einen *τοὺς καλουμένους προςαγωγίδας*, in der andern *τοὺς δὲ προςαγωγίδας*), und *ποταγωγίδας* in *ποδαγκωνίδας* verderbt bei Hesychios durch *συκοφάντας κ. τ. λ.* erklärt werde, so habe Schneider im Aristoteles mit Recht *οἱ ποταγωγίδαι καλούμενοι* geschrieben. Es seien also Männer gewesen; Weiber könnten auch nicht als Spione in Männercirkel geschickt worden sein: Männer aber als Weiber zu bezeichnen, sei für Pindar zu possenhaft: demnach könne man *ὑποφάτιες* nicht für *ποταγωγίδες* und weiblich bezeichnete männliche Spione halten. Ref. mufs die Behauptung, dafs Weiber nicht in Männercirkel geschickt werden konnten, zurücknehmen; Hetaeren sind zu Spionen sehr geeignet. Indessen spricht alles dafür, dafs die *ποταγωγίδες* Männer gewesen; auch Photios, dessen Glosse Hr. H. nachträgt, sagt: *ποταγωγίδες, φάνται ἢ μηνυταί*. Diese Stelle gebraucht er mit Recht zur Vertheidigung der Lesart *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι* im Aristoteles, und wir nehmen die Billigung der Schneiderschen Aenderung zurück, da *ποταγωγίδαι* durch keine gehörige Analogie unterstützt werden kann; Aristoteles konnte auch von Männern sagen *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι*, weil ihre Benennung eine weibliche war. Hr. H. ist nun ebenderselben Ansicht, dafs die *ποταγωγίδες* Männer gewesen; sie seien aber mit einem weiblichen Spottnahmen *ποταγωγίδες* genannt worden, wie wir es hypothetisch aufgestellt hatten. Auch die Plutarchischen Stellen bringt er damit in Uebereinstimmung: die eine, worin *τοὺς καλουμένους προςαγωγίδας*, führt von selbst dahin, dafs es weiblich genannte Männer seien, und darnach kann man das *τοὺς προςαγωγίδας* in der andern beurtheilen. Demnach nimmt er jene von uns ebenfalls hypothetisch aufgestellte aber wieder verworfene Ansicht an, die *ὑποφάτιες* seien weiblich genannte Männer und zwar die *ποταγωγίδες*; da in *ποταγωγίς* (Kupplerin, wie *προαγωγός*), womit man den Anreizer zum unbedächtigen Verrathen seiner politischen Gesinnungen sehr gut bezeichnete, zugleich etwas Gemeines liege, so habe Pindar ein anständigeres Wort gewählt. Ref. kann nicht beistimmen. Die *ποταγωγίδες* führt Plutarch zweimahl für die Zeiten der Dionyse an, in der zweiten Stelle (de curiositate) so, dafs er *ihre Einführung* den Dionysen zuschreibt, was im Zusammenhange liegt, wenn auch die Worte an sich anders genommen werden könnten. Hr. H. meint zwar, dies sei ein Irrthum des Plutarch, „siquidem Pindari illud *ὑποφάτιες* ita cum ista appellatione congruit, eam ut iam Hieronis tempore ortam credere debeamus". Aber da die Uebereinstimmung noch nicht erwiesen ist, sondern das dunkle *ὑποφάτιες* nur durch ihre Voraussetzung erklärt werden soll, kann man den Plutarch nicht aus dieser angeblichen Uebereinstimmung des Irrthums zeihen, sondern mufs vielmehr die angebliche Uebereinstimmung fallen lassen, weil sie dadurch, dafs die *ὑποφάτιες* im Pindar vorkommen, die *ποταγωγίδες* aber nach Plutarch nicht vor den Dionysen zu setzen sind, bis zur gänzlichen Verschiedenheit aufgehoben wird. Uebrigens ist auch die Stelle des Aristoteles (Polit. V, 9, 3. Schn.) der Angabe des Plutarch günstig. Als Beispiele des tyrannischen Spionenwesens führt er an: *Οἷον περὶ*

Συρακούσας αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι. καὶ τοὺς ὠτακουστὰς ἐξέπεμπεν Ἱέρων, ὅπου τις εἴη συνουσία καὶ σύλλογος. Aristoteles unterscheidet deutlich die Kundschafter des Hieron von den ποταγωγίσιν: also hat man jene nicht mit diesem Nahmen bezeichnet. Wer in Syrakus die ποταγωγίδες gebraucht habe, sagt Aristoteles nicht, obgleich er bei den ὠτακουσταῖς den Hieron nennt. Dies ist ganz natürlich, sobald man mit Plutarch annimmt, dafs die ποταγωγίδες in die Dionysischen Zeiten gehören; Aristoteles, der ungefähr siebzehn Jahre alt war, als Dionysios der jüngere zur Regierung kam, durfte voraussetzen, dafs seine Zeitgenossen mit der geheimen Polizei der Dionyse nicht unbekannt seien.

Drittens erläutert der Hr. Vf. die Stelle στάθμας δέ ...ος ἑλκόμενοι περισσᾶς. Ref. hatte schüchtern und mifstrauend hingestellt, er habe dabei einmahl an das Spiel ἑλκυστίνδα gedacht; diesen Einfall nimmt Hr. H. als ein ...rissimum an, verwundert sich aber, „quod (Böckhius) ... non exputare dixit, quomodo huic ludo περισσὰ στάθμα accommodari, et quae genitivi ratio esse posset. Utrumque planissimum est. Genitivi eadem ratio quae in ἑλκεσθαι χειρός, κόμης; περισσὰ autem στάθμα recte dicta, sive potentiorem funem, hoc est tractum a validioribus, sive proprie maiorem partem funis intelligi placet. Nam cum ab utraque parte funem traherent pueri, quo alteri alteros ad se pertraherent, consequens erat, ut, qui validiores essent, amplius atque amplius manus iniicerent, maioreque parte funis potirentur". Dafs περισσὰ στάθμα richtig gesagt sei, ist nicht zu bezweifeln; aber was es heifse, ist keineswegs so plan, da Hr. H. selbst es auf zweierlei Art erklärt, und man nun doch nicht weifs, welche von beiden Auslegungen die wahre sei. Ref. glaubt, keine von beiden. Setzen wir voraus, στάθμα περισσὰ sei wirklich *funis potentior* (wiewohl περισσὸς nicht schlechthin *potentior* heifst), so müfste das Eine Seil, woran in jenem Spiele beide Parteien ziehen, und welches an sich gegen beide gleichgültig ist, darum so genannt sein, weil an dem andern Ende Stärkere entgegenziehen; und so erklärt es auch der Hr. Vf. Aber statt „ziehen an einem Seile, an welchem Mächtigere entgegenziehen", kann man doch schwerlich sagen: „an einem mächtigeren Seile ziehen". Denn die Macht liegt in den Gegnern, nicht im Seile, und kann auch dichterisch nicht hineingelegt werden; das Seil ist nicht etwa eine Last, welche wegzuziehen für die, von welchen die Rede ist, zu schwer wäre, sondern die Gegner sind zu stark. Nach der andern Erklärung ziehen die, von welchen Pindar den Ausdruck gebraucht, *am gröfsern Theile des Seiles*; dieselben müssen aber diejenigen sein, welche den kürzern ziehen. Allein die Verlierenden ziehen nach Hrn. H's. eigener Erklärung nicht am gröfsern Theile des Seiles, welchen die Gegner schon sollen gewonnen haben, sondern an einem immer kleiner werdenden Ende. Also müfste στάθμας ἑλκόμενοι περισσᾶς heifsen, sie zögen an einem Seil, dessen gröfsern Theil die Gegner schon gewonnen hätten: dies ist aber nicht glaublich, geschweige denn einleuchtend. Wüfste man übrigens, was στάθμα περισσὰ für jenes Spiel bedeuten könne, so liefse sich freilich dann leicht erkennen, ob der Genitiv die von Hrn. H. angenommene Bedeutung habe, welche ganz dieselbe ist, die Ref. für seine vom Schol. angegebene und im Allgemeinen auch von Dissen gebilligte Auslegung geltend gemacht hat.

S. 24—28 sind jenem Uebergange aus dem ersten Theil in den zweiten gewidmet: Χαῖρε. τόδε μὲν κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὰν μέλος ὑπὲρ πολιᾶς ἁλὸς πέμπεται· τὸ Καστόρειον δ' ἐν Αἰολίδεσσι χορδαῖς θέλων ἄθρησον χάριν ἑπτακτύπου φόρμιγγος ἀντόμενος. Es ist ungewifs, ob τόδε μέλος und τὸ Καστόρειον ein und dasselbe Werk des Dichters bezeichnen oder verschiedene. Die Einmischung eines andern Werkes hat an sich etwas Befremdendes: Hr. H. selbst wollte sie ehemals vermeiden; wie er ehemals erklärt habe, sagt er, könne man auch beide Ausdrücke auf das Eine Werk beziehen, nicht aber wie Dissen und Böckh; „Böckhii autem interpretatio, qui τὸ Καστόρειον meram repetitionem esse putat, sententiamque his verbis enunciat: πέμπεται μὲν τόδε μέλος ὑπὲρ ἁλός, ἄθρησον δὲ τὸ Καστόρειον, linguae legibus repugnat. Diversa distinguere Pindarum luce clarius est". Allerdings führt der gemeine Sprachgebrauch auf Verschiedenheit; aber damit ist die Sache nicht abgethan, und wir lassen uns mit jenem, nur auf mangelhafter Sprachbetrachtung beruhenden Kraftspruch „Linguae legibus repugnat" nicht so schnell abweisen. Es fragt sich nehmlich, ob nicht eine der höhern Lyrik zustehende freiere und kühnere Art zu *denken* Ursache einer Art zu *sprechen* geworden, die zwar nicht den Gesetzen der Sprache zuwider ist, aber vom gemeinen Sprachgebrauche abweicht, und denselben Sinn giebt, welchen wir durch jene Umstellung, πέμπεται μὲν τόδε μέλος, ἄθρησον δὲ τὸ Καστόρειον, bezeichnet haben. Folgende Auseinandersetzung, nach welcher vielleicht auch Dissen un-

serer Erklärung minder abhold sein dürfte, wird geeignet sein, jene Frage zu beantworten. Der gewöhnliche Sprachgebrauch giebt mit *μὲν* und *δὲ* häufig eine Gegenstellung nicht strenge entgegengesetzter, sondern nur verschiedener und in ihrer Verschiedenheit auf einander bezogener Sätze: und wenn auch so gegenübergestellte Sätze, sobald die Worte, auf welchen die Hauptverschiedenheit beruht, vorangestellt werden, einen stärkeren Gegensatz bilden, so wird diesem Gegensatze häufig mit Absicht durch eine andere Wortstellung die Schärfe genommen. Nur Verschiedenheit, nicht Gegensatz ist in solchen Stellen wie: *Ζώει μὲν ἐν Ὀλυμπίοις Σεμέλα, φιλεῖ δέ μιν Παλλὰς αἰεί.* Man bilde folgendes: *Ἀποστέλλεται μέν σοι Πλάτων, δέξαι δὲ αὐτὸν φιλόσοφον ὄντα εὐνοϊκῶς*: so wird jeder die richtige Satzbildung anerkennen, und in derselben auch ein Gegensätzliches, welches durch Voranstellung der Worte, in denen die Verschiedenheit liegt, gehoben wird. Dem so eben Gebildeten wird der Form nach dieses gleich sein: *Πέμπεται μὲν τόδε μέλος, ἄθρησον δὲ αὐτὸ Καστόρειον ὄν.* In dem erstern wird man aber sogleich bemerken, dafs, obgleich die Verschiedenheit, worauf sich die Gegenstellung durch *μὲν* und *δὲ* gründet, in *ἀποστέλλεται* und *δέξαι* liegt, diese Wörter doch nicht das Bedeutendste enthalten; vielmehr hebt sich im zweiten Theile der Begriff *φιλόσοφον* als der wichtigste hervor, und es ist schicklicher, dieses Wort voranstellend das Ganze so zu fassen: *Ἀποστέλλεται μέν σοι Πλάτων, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς*: wie im Homer auf *Ὑμῖν μὲν θεοὶ δοῖεν* nicht folgt *ἐμοὶ δὲ παῖδα λῦσαι*, sondern *παῖδα δέ μοι λῦσαι*; und eben so bei Pindar: *Ἄριστον μὲν ὕδωρ, ὁ δὲ χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ ἅτε διαπρέπει*, und dergleichen überall. Ferner ist es aus einer grofsen Anzahl von Beispielen bekannt, dafs das *μὲν* keineswegs nothwendig hinter dem Worte stehen mufs, worin der Gegensatz oder die Verschiedenheit gegen das Folgende zunächst hervortritt, sondern dafs die Worte umgestellt werden können, wodurch die Rede eine gröfsere Leichtigkeit erhält; man kann daher auch sagen: *Πλάτων μέν σοι ἀποστέλλεται, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς.* Sollte sich in dieser Satzbildung Jemand etwa daran stofsen, dafs dem vor *μὲν* gesetzten Subject des ersten Satzes das eigene Attribut mit *δὲ* gegenübergestellt werde, so erinnere er sich solcher Beispiele, wie im ersten Bruchstück des Hesiod: *Ὃν δὴ ὅσοι βροτοί εἰσιν ἀοιδοὶ καὶ κιθαρισταὶ Πάντες μὲν θρηνοῦσιν ἐν εἰλαπίναις τε χοροῖς τε* (wie jetzt gewöhnlich gelesen wird), *Ἀρχόμενοι δὲ Λίνον καὶ λήγοντες καλέουσιν*: denn hier ist *πάντες μὲν ἀοιδοὶ καὶ κιθαρισταὶ* Subject, und ihm wird das darauf bezogene attributive *ἀρχόμενοι* gegenübergestellt mit *δέ*. Wenden wir nun das Gesagte auf den Gedanken an, welchen wir bei Pindar voraussetzen, so erhellt, dafs dieser sagen konnte: *Τόδε μὲν μέλος πέμπεται κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολάν, Καστόρειον δὲ ὂν αὐτὸ δέξαι εὐνοϊκῶς*, vorausgesetzt, dafs *Καστόρειον* der hervorstechende Begriff des zweiten Satzes war, auf dessen Heraushebung es ankam. So fassen wir aber die Stelle, und halten *Καστόρειον* keineswegs für eine blofse Wiederholung des *τόδε μέλος*. Nach der ersten Isthmischen Ode ist das Kastoreion eine beliebte und hochgeehrte Liederform; der Dichter giebt also, indem er Pyth. II. das Kastoreion nennt, eine *nähere Bestimmung* des *τόδε μέλος* (accuratior definitio Expl. S. 249), und zwar, setzen wir hinzu, *eine ausgezeichnete und besonders bedeutsame*, welche ein Motiv für den Inhalt des Satzes, die günstige Aufnahme des Liedes, enthält: wie in jenem *φιλόσοφον* eine nähere und ausgezeichnete Bestimmung des *Πλάτων* gegeben wurde, die eben ein Motiv des Inhaltes ist. Bis hierher haben wir nichts gesetzt, was nicht im gewöhnlichen Sprachgebrauch seine Rechtfertigung hätte. Aber *Καστόρειον δὲ ὂν αὐτὸ* ist prosaisch gedacht und gesagt, wie *φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτόν*: das Prosaische liegt darin, dafs das die Bezeichnung des Substantivs enthaltende Pronomen und sein Attribut *Καστόρειον ὂν* auseinandergelegt sind: die kühnere Denkweise des Dichters fafst dagegen die dort auseinandergelegten Elemente in Ein Wort zusammen, in welchem das Attribut selbst als Ausdruck der Substanz erscheint. So entsteht die Bezeichnung *τὸ Καστόρειον δὲ* statt *Καστόρειον δὲ ὂν αὐτό*: wie man statt *Πλάτων μέν σοι ἀποστέλλεται, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς*, dichterisch sagen würde: *Πλάτων μέν σοι ἀποστέλλεται, τὸν φιλόσοφον δὲ δέξαι εὐμενεῖ νόῳ.* Eine weit härtere Abkürzung des mit *δὲ* eingeleiteten Satzes, wodurch seine Gegenstellung gegen das mit *μὲν* versehene Vorhergehende sehr verdunkelt worden, giebt Sophokles Trach. 524. Herm. (Allgemeine Schulzeitung 1831. Abtheilung II. N. 24. S. 191.)

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Fortsetzung.)

Unabhängig von uns hat Thiersch in seiner Uebersetzung die Stelle gleichfalls so gefafst, dafs τὸ Καστόρειον als eine nähere Bezeichnung des τόδε μέλος erscheint: und die so eben aus lauter richtigen Elementen zusammengesetzte Erklärung läfst sich nicht allein von Seiten des Grammatischen vertreten, sondern sie bietet auch einen guten Gedanken dar: „Dieses Lied wird Phönikischer Waare gleich ohne der Pompa Gepräng über das Meer gesandt; als Kastoreion aber nimm es gütig auf der siebentönigen Kithara zur Gunst". Dagegen scheint uns des Vfs. Auslegung (S. 28), „Hoc tibi carmen ex promisso mittitur: illud, quo ipsam laudabo victoriam, propter ipsum accipe favens", einen unbefriedigenden Sinn zu geben. *Ex promisso*, welches in κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὰν enthalten sein soll, heifst hier, wie die ganze Darstellung des Vfs. zeigt „vertragsmäfsig gegen Bezahlung"; *propter ipsum* ist aus den Worten χάριν ἑπτακτύπου φόρμιγγος entnommen, was eigentlich *propter citharam* ist. Pindar würde also sagen: „Dies Gedicht schicke ich *vertragsmäfsig gegen Lohn*; das Kastoreion aber nimm *der Kithara zu Gunsten* freundlich auf". Soll diese Zusammenstellung irgend eine Bedeutung erhalten, so wüfsten wir dafür keine als diese: „Dies Gedicht, welches ich *vertragsmäfsig gegen Lohn* sende, wird schon darum, weil es vertragsmäfsig für Bezahlung gesandt ist, günstig aufgenommen werden; das andere ist freilich nicht ein vertragsmäfsiges und wird nicht bezahlt, nimm es indefs *um der Kithara willen* (oder nach Hrn. H. *um seiner selbst willen*) gütig auf". Kann dieser Gedanke wol befriedigen? Daher beharren wir darauf, dafs beide Ausdrücke, τόδε μέλος und τὸ Καστόρειον, auf ein und dasselbe Werk gehen; oder es müfsten tüchtigere Gründe für die Annahme zweier verschiedenen Gedichte und eine bessere Vorstellung über diese beiden vorgebracht werden, als bis jetzt geschehen ist. Das bisher Vorgebrachte ist unhaltbar. Man ist nehmlich von dem Scholiasten ausgegangen, welcher sagt, τόδε μέλος, das vorliegende Gedicht, habe Pindar dem Hieron für Lohn geschrieben, er habe aber ein anderes gratis geschickt, natürlich mit dem bezahlten zugleich (ὅπερ ὡς χάριν καὶ προῖκά σοι διεπεμψάμην Schol. Vs. 127, und hernach: τὸν ἐπίνικον ἐπὶ μισθῷ συντάξας ὁ Πίνδαρος ἐκ περιττοῦ συνέγραψεν αὐτῷ προῖκα ὑπόρχημα κ. τ. λ. vergl. das jüngere Scholion des Pal. C.). Hermann's Gründe, weshalb diese Angabe nicht zu verwerfen sei, lassen sich leicht beseitigen. Der erste, die Dichter hätten sich bezahlen lassen, und zu einem bezahlten Gedichte passe der Ausdruck κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολάν, erledigt sich von selbst, da letzteres auch zu einem unbezahlten, von Pindar unaufgefordert vor der Rückkehr der Hieronischen Pompa mit Handelsgelegenheit abgesandten Liede pafst; und dafs er es so schicke, war eine nicht unanmuthige Bemerkung, weil die Gedichte gewöhnlich bestellt waren, und bestellte in der Regel nicht auf jene Weise gelegentlich werden übersandt worden sein. Zweitens wird allerdings richtig gesagt, dafs Pindar ein Gedicht gratis, und zwar ein anderes aufser dem vorliegenden senden konnte; aber das hieran weiter Geknüpfte, „da er um so mehr Ursache gehabt habe, dies zu thun, weil er sehr verläumdet gewesen, sei nichts annehmlicher, als dafs er gleich nach Hierons Sieg, diesen verkündend, sich zuerst gegen seine Feinde vertheidigt, zugleich aber, um seiner auf schwachen Füfsen stehenden Gunst bei Hieron noch mehr wieder aufzuhelfen, versprochen habe, er werde das Lob des Sieges selbst in einem besondern Gedichte verkünden", diese Behauptung ist in mehr als einer Hinsicht unhaltbar. Allerdings sollte man denken, wenn zwei Gedichte in jener Pindarischen Stelle be-

zeichnet seien, müfste sich das zweite, das Kastoreion, auf die Feier desselben Sieges, wie das erste bezogen haben; dies haben wir selber aufgestellt (Expl. S. 249), aber nicht zur Bestätigung, sondern zur Widerlegung der Ansicht des Scholiasten. Hr. H. dagegen will es zur Begründung der letztern anwenden; die hierauf beruhende nähere Bestimmung der Meinung des Scholiasten, wie sie Hr. H. in dem so eben Angeführten gegeben hat, verwickelt jedoch erstlich in einen Zwiespalt mit dem Scholiasten, welcher vertheidigt werden sollte, und trägt zweitens ihre Widerlegung in sich selbst. In ersterer Beziehung ist es zwar ziemlich gleichgültig, dafs der Scholiast von einem schon abgesandten Gedichte redet, der Vf. von einem versprochenen: aber in den Worten des Schol. „Τὸν ἐπίνικον ἐπὶ μισθῷ συντάξας ὁ Πίνδαρος ἐκ περιττοῦ συνέγραψεν αὐτῷ καὶ ὑπόρχημα", liegt dieses, dafs das Gedicht Pyth. II., nicht aber das Hyporchem oder Kastoreion der eigentliche Siegesgesang war. Bei Hrn. H. stellt sich die Sache umgekehrt. Wollte man auch sagen, der Ausdruck ὁ ἐπίνικος beziehe sich blofs darauf, dafs dieses Lied unter die Pythioniken geordnet war, so bliebe er dennoch immer verkehrt, wenn das Kastoreion das eigentliche Siegeslied war. Noch bedeutender ist das Andere, dafs Hrn. H's. Bestimmung hinlänglichen Grund sie zu verwerfen in sich selbst enthält. Wurde das Gedicht Pyth. II. bezahlt, so war es bestellt: sonst könnte man nicht sagen, Pindar habe es für Lohn gearbeitet: denn er konnte doch das Gedicht nicht wie der Hausirer seine Waare anbieten. Bestellt konnte es aber nur von Hieron's Leuten zu Theben sein; denn es kündigt dem Hieron seinen Sieg erst an; Hierons Leute mufsten also im Voraus für den Fall des Sieges beauftragt sein, ein Siegeslied von Pindar machen zu lassen. Dies ist schon bedenklich: denn wenn Pindar bei Hieron so sehr in der Gunst gefallen war, so hat dieser Auftrag keine Wahrscheinlichkeit. Doch es mag ein Siegeslied bestellt gewesen sein. Was thut nun aber Pindar? Er macht ein Gedicht, worin er den Sieg berichtet und den Hieron auch lobt, aber nicht das thut, wofür er bestellt und bezahlt ist, nehmlich den Sieg preist, sondern neben dem allgemeinen Lobe, was freilich nicht fehlen konnte, wenn er irgend etwas wirken wollte, seine eigenen Privatangelegenheiten verhandelt, gegen seine Verläumder sich vertheidigt, und dem Hieron Warnungen gegen Schmeichler und Ohrenbläser giebt: dafür streicht er sein Honorar ein, und sagt noch ausdrücklich, dies sei das bezahlte Gedicht; verspricht aber, oder schickt vielmehr als Beilage, gratis ein anderes, worin er den Sieg besingt, also das thut, wofür er Zahlung erhält. Das ist doch so unschicklich und verkehrt, dafs man leicht erkennt, nur das vorliegende Gedicht hätte gratis geschickt sein können, nicht aber das andere, welches das Kastoreion sein soll. Die Hypothese, wie sie Hr. H. ausgebildet hat, leidet also an einem innern Widerspruch. Endlich behauptet er mit uns, der Pyth. II. bezeichnete Sieg sei ein Thebanischer, und nimmt an, eben diesen habe das Kastoreion oder Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω *eigens* gepriesen. Gesetzt nun, in diesem Hyporchem hätte Pindar diesen Thebanischen Sieg besonders besungen, so müfsten die Alten aus den Worten desselben haben ersehen können, es werde darin ein Thebanischer Sieg besungen: und wer das Pyth. II. genannte Kastoreion für dies Hyporchem hielt, hätte dann *sogleich* merken müssen, auch Pyth. II. beziehe sich, wie es wirklich der Fall ist, auf einen Thebanischen Sieg. Allein weit entfernt, dafs auch nur Einer dies erkannt hätte, erschöpften sich die Grammatiker in ganz andern Vermuthungen über den Sieg, welcher Pyth. II. vorkommt; sie hielten ihn für Pythisch, Olympisch, Nemeisch, Panathenaisch; ja Dionysios der Phaselite ging so weit, Vs. 3 statt ἀπὸ Θηβᾶν schreiben zu wollen ἀπ' Ἀθηνᾶν (Ἀθανᾶν): das Endurtheil aber war, es sei unklar, auf welchen Kampf sich das Lied beziehe (Schol. Pyth. II. im Anfange). Man sage nicht, wir seien hierüber unvollkommen unterrichtet; liegt doch eine vermuthlich von Didymos herrührende ausführliche Aufzählung der alten Meinungen vor, zugleich mit einer theilweisen Beurtheilung, worin Theben, welches im Gedichte vorkommt, sogar erwähnt wird, aber nicht die geringste Andeutung enthalten ist, es habe irgend wer an einen Thebanischen Sieg gedacht, obgleich dies anzuführen am nächsten gelegen haben würde. Daraus nun, dafs Niemand der Alten daran gedacht hat, Pyth. II. beziehe sich auf einen Thebanischen Sieg, ist auf die Falschheit derjenigen Voraussetzung zu schliefsen, unter welcher nothwendig Einer und der Andere daran hätte denken müssen; das heifst, es folgt daraus, dafs jenes Hyporchem nicht einen Thebanischen, also nicht den Pyth. II. erwähnten Sieg gepriesen hat. Geringer wird die Verkehrtheit der Vorstellung über das Verhältnifs des Kastoreion zu Pyth. II. freilich dann, wenn man ledig-

lich bei den Worten des Scholiasten stehen bleibt. In diesen liegt nichts von jener Behauptung, das Kastoreion sei der besonderen Verherrlichung des Pyth. II. nur verkündigten Sieges bestimmt gewesen, ja nicht einmahl davon, dafs das Kastoreion sich auf denselben Sieg wie Pyth. II. bezogen habe. Aber dann geräth man dennoch wieder in ähnliche Schwierigkeiten. Denn war das Kastoreion auf einen andern Gegenstand bezüglich, so pafste seine Erwähnung nicht in das Gedicht; und Pyth. II., welches nach dem Schol. das bezahlte Lied wäre, sieht nach einem solchen überhaupt nicht aus; es erscheint als ein epistolisches Gedicht, welches Nachricht vom Siege giebt, und welches selbst dann, wenn der erste Theil von uns unrichtig erklärt wäre, im zweiten dem Hieron Warnungen giebt, und in demselben Falle Pindars Privatverhältnisse zu Hieron darlegt, im entgegengesetzten Falle aber noch anstöfsiger für Hieron war. Nimmt man dagegen das Kastoreion für einerlei mit unserem Gedichte, so verlieren sich alle solche Bedenken. Auch die Bitte, das Kastoreion günstig aufzunehmen, war dann sehr natürlich; denn dies Gedicht bedurfte wahrhaftig sehr der Bitte um gute Aufnahme, und diese wurde um so schicklicher dem zweiten Theile vorausgestellt, weil dieser unumwundene Ermahnungen für Hieron enthält. Der Hr. Vf. führt endlich noch ein Drittes zur Vertheidigung der Ansicht des Schol. an: „Accedit aliud, idque *non levissimum* argumentum, quod scholiastae narrationem confirmet. Nam si ille nihil nisi coniecturam proferret, non posuisset ipsa verba hyporchematis illius: quod certum videtur indicium esse non fictae rei, sed idonea fide traditae". Diese Aufstellung ist völlig ungegründet. Es gab ein Hyporchem, welches anfing: *Σύνες ὅ τοι λέγω, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ.* Wenn nun der Schol. aus irgend einem noch so nichtigen Grunde vermuthete, dies sei das gratis geschickte Kastoreion, wie sollte er denn diese Vermuthung anders aussprechen, als indem er das Hyporchem anführte? Wie konnte er es aber bestimmt anführen, wenn nicht so, wie die Griechen sehr gewöhnlich Gedichte anführen, nehmlich mit Angabe der ersten Worte, welchen die Formel *ποίημα* oder *ᾆσμα οὗ ἡ ἀρχή* vorgesetzt wird? So hat der Schol. auch dieses Hyporchem angeführt, und weiter nichts davon als den jetzt eben von uns hingesetzten Anfang; und ebenso werden in den Collectaneen zum Pindar öfter Gedichte angeführt, wie Vit. Vrat. S. 9, Schol. Olymp. II, 16. 39. Niemand wird übrigens erwarten, dafs der Schol. statt der *Anfangsworte*, in deren Anführung, wir begreifen nicht warum, ein indicium non fictae rei liegen soll, die Nummer des Hyporchems angegeben hätte; aufser dem ersten Hymnus wird auch nicht Ein Gedicht der verlorenen Pindarischen so angeführt; bei einem Hyporchem aber wäre eine solche Anführung nicht einmahl statthaft gewesen, weil es zwei verschiedene Anordnungen derselben gab. Was sollen wir endlich bei den Worten *„rei idonea fide traditae"* uns denken? Soll aus Pindars Zeit eine besondere Ueberlieferung vorhanden gewesen sein, das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* sei mit dem Gedicht Pyth. II. gratis übersandt oder darin versprochen worden? Schwerlich wird dies Jemand glauben; wer es jedoch vermeinen könnte, wird davon zurückkommen, wenn er bedenkt, wie wenig unterrichtet die Alten über das Gedicht Pyth. II. waren. Sie wufsten nicht einmahl, auf was für einen Sieg es sich bezog, geschweige denn dafs ihnen solche Besonderheiten davon überliefert gewesen. Oder soll das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* innere Kennzeichen enthalten haben, dafs es jenes zu Pyth. II. angeblich gehörige Kastoreion war? Dies könnte nur dann wahrscheinlich sein, wenn daraus hätte erkannt werden können, es besinge, wie angegeben wird gratis, denselben Sieg, welcher Pyth. II. erwähnt wird. Aber nach dem Obigen enthält die Voraussetzung, in jenem Hyporchem sei der Pyth. II. angeführte Sieg *eigens* besungen worden, eine innere Unschicklichkeit, und während der in Pyth. II. genannte Sieg ein Thebanischer war, kam in jenem Hyporchem ein solcher nicht vor. Unter diesen Umständen bleibt kaum etwas Anderes übrig als die Annahme, nicht auf bestimmter Ueberlieferung oder deutlichen Kennzeichen, sondern auf oberflächlicher Combination und Vermuthung beruhe es, dafs man das Pyth. II. genannte Kastoreion für jenes Hyporchem gehalten habe. Auch ist keine Berechtigung vorhanden zu glauben, diese Meinung sei allgemein gewesen; leicht konnte sie, wie weiterhin gezeigt werden soll, von einem einzigen Manne ausgegangen sein, und zwar demselben, welcher das Gedicht Pyth. II. für ein Pythisches erklärte; und gerade darum dürfte er letzteres gethan haben, weil er das Pyth. II. genannte Kastoreion für jenes Hyporchem hielt. War aber dieses die Ursache, weshalb das Lied Pyth. II. für Pythisch galt, so ist kein Grund vorhanden anzunehmen, diejenigen, welche es nicht für Pythisch hielten,

hätten das darin genannte Kastoreion für jenes Hyporchem gehalten.

Der Hr. Vf. sucht hiernächst dasjenige zu beseitigen, was Ref. gegen die Möglichkeit der im Schol. enthaltenen Angabe, das Kastoreion sei das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω, früher bemerkt hat. Wir übergehen hier vorläufig das, was an die Spitze gestellt ist, wie nehmlich nach des Ref. Vorstellung diese Meinung entstanden sei, werden aber darauf zurückkommen. Als gewichtiger sieht Hr. H. selbst die andere, Expl. S. 241 und S. 249 aufgestellte und zu den Bruchstücken S. 598 näher entwickelte Behauptung an, dafs das genannte Hyporchem später geschrieben, und darin nicht ein Thebanischer Sieg mit einem Viergespann von Rossen, worauf sich Pyth. II. bezieht, sondern ein Pythischer Maulthiersieg besungen sei. Ref. setzte das Gedicht Pyth. II. in Olymp. 75, 4. (Expl. S. 241); das Hyporchem aber behauptete er sei erst nach der Gründung von Aetna, also nicht vor Olymp. 76, 1. geschrieben (S. 241. vgl. S. 598). Unwahrscheinlich ist es jedenfalls, dafs Pyth. II. erst Olymp. 76, 1. verfafst sei, jedoch läfst es sich nicht als völlig unmöglich erweisen: um also zu zeigen, dafs das Hyporchem nicht in der zweiten Pythischen Ode gemeint sei, hat Ref. klar zu machen gesucht, es beziehe sich auf einen ganz andern Sieg als Pyth. II. und zwar auf einen Pythischen Maulthiersieg; woraus zugleich folgte, es sei nicht früher als Olymp. 76, 3. verfafst (S. 598). Denn wenn das Hyporchem später geschrieben ist als die Gründung von Aetna, und auf einen Pythischen Sieg, so konnte es nicht vor Olymp. 76, 3. in welches Jahr das nächste Pythische penterische Fest fällt, geschrieben und aufgeführt sein. Doch Hr. H. stellt in Abrede, erstlich dafs in dem Hyporchem die Gründung von Aetna erwähnt werde, zweitens dafs es auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich war.

Das Erstere hat Hr. H. (S. 25) so ausgeführt: „Nam primo, ut post Olymp. LXXVI, 1. quo urbs Aetna condita sit, scriptum crederet illud hyporchema, (Böckhius) adductus videtur auctoribus Strabone et scholiasta Aristophanis. Apud Strabonem, ubi is de Catana ab Hierone novis habitatoribus assignata dixit, VI. p. 268. haec leguntur: Ταύτης δὲ καὶ Πίνδαρος κτίστορα λέγει αὐτόν, ὅταν φῇ·

ξύνες ὅ τι λέγω ζαθέων Ἱέρων ὁμώνυμε πάτερ,
κτίστορ Αἴτνας.

Istane a Strabone scripta sint? Immo, si quid ego video, scholiastae cuiuspiam haec annotatio est, eiusque valde inepti, qui, quod ἱερῶν scripserat Pindarus, Ἱέρων legens, fecit ut sensu careret oratio. Ac, nisi quid me fallit, accepit hoc ille ab altero teste, scholiasta Aristophanis ad Aves V. 927. qui sic scribit: ἐκ τῶν Πινδάρου ὑπορχημάτων ξύνες ὅ τι λέγω ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ, κτίστορ Αἴτνας· ἐπειδὴ ὁ Ἱέρων ἔκτισεν αὐτήν. Aristophanes ipse in isto Avium loco Pindari verba sic posuit, ut pateat Iovem ista appellatione invocari. Nec profecto verba illa aliter accipi possunt: sed scholiastae, non reputantes κτίστορα Αἴτνας dici Iovem, quod montem Aetnam Typhoeo imposuisset, de urbe cogitarunt. Pindarus Iovem Olympium appellabat, qui est ὁμώνυμος sacrorum Olympiae. Quod si nihil hic de urbe Aetna dictum, collabitur illud argumentum, quo istud ὑπόρχημα post Olymp. LXXVI, 1. scriptum videbatur". Wir haben hier ein befremdendes Beispiel, wie ein bewunderter Kritiker, selbst in einer Sache, wo das Wahre für den geraden Sinn am Tage liegt, durch scheinbare Kritik dieselbe Häufung von Irrthum auf Irrthum erreicht, zu welcher nach seiner Darstellung (S. 5) der Mangel an Kritik zu führen pflegt. Strabo und der Scholiast des Aristophanes sagen ausdrücklich, Pindar habe in dem Anfange des Hyporchems Σύνες ὅ τοι λέγω den Hieron Gründer der Stadt Aetna genannt. Um diese völlig klare Angabe zu beseitigen, sucht der Hr. Vf. zuerst mit dem gefährlichern Strabo fertig zu werden. Dies geschieht kurz durch eine Frage: „Istane a Strabone scripta sint"? Wir fragen wieder: Warum denn nicht? Strabo führt ja oft solche Dichterstellen, und gerade Pindarische an, und die Worte desselben haben an sich durchaus nichts Verdächtiges. Wegen einer Behauptung des Schol. Pind. die schon ihrer Natur nach gar wohl blofs Hypothese sein kann, und nach den Gründen, welche wir kurz vorher entwickelt haben, wahrscheinlich auf nichts Weiterem beruht, eine sonst völlig unverdächtige Stelle eines alten Schriftstellers für ein Scholiasteneinschiebsel zu erklären, ist verständigen Grundsätzen der historischen Kritik zuwider. Die falsche Leseart Ἱέρων statt ἱερῶν berechtigt nicht, an ein Einschiebsel von Seiten eines Scholiasten zu denken, welchen man für seine Leseart erst zu einem Pinsel stempeln müfste, wie der Hr. Vf. selbst gesteht: denn sie erklärt sich ganz einfach als ein Schreibfehler, der dadurch veranlafst wurde, dafs Hieron unmittelbar vorher genannt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Fortsetzung.)

Jene Vermuthung, das angebliche Einschiebsel sei aus dem Schol. Aristoph. entlehnt, ist nur ein Kunstgriff, um zwei Zeugnisse, die für unsere Sache vorhanden sind, zunächst in Eines zu verwandeln; nachdem der stärkere Zeuge so entfernt worden, glaubt man den andern schon leichter hinwegräumen zu können. Allein auch den andern, den Schol. Aristoph. zu verwerfen, ist kein Grund vorhanden; es sei denn dafs alles biegen und brechen müsse, damit nur der Schol. Pind. Recht behalte: jenem liefs sich nicht einmahl die Thorheit anhängen, er habe in dem Bruchstück statt *ἱερῶν* gelesen *Ἱέρων*: denn bei ihm findet sich ganz richtig *ἱερῶν*. „Aber man sieht ja aus Aristophanes, dafs Zeus jener *ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος πατὴρ* ist". Gerade umgekehrt: man sieht daraus, dafs *Hieron* so von Pindar genannt war. Zu Peisthetäros, dem Hauptgründer der Nephelokokkygia, kommt ein armer Poet, und bietet ihm seine Gesänge an, die er schon lange auf die neue Stadt gemacht habe; er bittet den Gründer um eine Gabe mit den Worten: *Σὺ δ', ὦ πάτερ κτίστορ Αἴτνας, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε, δὸς ἐμὶν ὅ τι περ τεᾷ κεφαλᾷ θέλεις πρόφρων δόμεν ἐμίν, τεΐν.* Hierauf läfst ihm auch Peisthetäros, um ihn los zu werden, eine Gabe reichen. Peisthetäros also, der Gründer der Kukukwolkenstadt, heifst hier im Munde des Poeten der Gründer Aetna's; Hierons Benennung bei Pindar ist auf ihn angewandt, weil er, so wie Hieron die Stadt Aetna, die neue Vogelstadt gegründet hat. Peisthetäros ist freilich nicht *ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος*: aber der Poet ist um den Nahmen des Gründers, den er nirgends nennt, unbekümmert; Peisthetäros der Gründer der luftigen *Wolkenstadt* identificirt sich in der kühnen Phantasie des Poeten ganz mit Hieron dem Gründer der *Aetnäischen* Stadt. Wie kann man dagegen glauben, der Poet rede den Peisthetäros mit Worten an, die bei Pindar auf den Zeus bezogen waren? Hier fiele das Treffende der Parodie ganz weg. Dafs auch die Worte an sich (ohne Rücksicht auf die Aristophanische Parodie) nur vom Zeus verstanden werden könnten, ist eben so unwahr; im Gegentheil passen sie vollständig nur auf Hieron. *Κτίστης*, wofür dichterischer *κτίστωρ*, ist ein politisch-technischer Ausdruck vom Stadtgründer; dieser ist auf Hieron anwendbar, vom Zeus als Berggründer gebraucht ist er mindestens bedenklich. *Vater* kann Zeus genannt werden; aber warum nicht auch Hieron? Er konnte so vom Pindar traulich angeredet werden, sei es als Vater des Volkes, zunächst der Aetnäer, oder seiner nächsten Umgebung mit Einschlufs auch der Fremden. Eben so heifst er Pyth. III, 71. *ξείνοις θαυμαστὸς πατήρ*. Ferner ist der Ausdruck *ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος* auf Zeus bezogen gehaltloser Wortschwall, auf Hieron angewandt dagegen völlig angemessen. Man kann dem Nahmen eines Gottes Beinahmen zufügen, oder den Gott mit diesem oder jenem Beinahmen nennen, wie Zeus den Olympischen, den Dodonäischen u. dgl. theils um seine hochheilige Verehrung zu bezeichnen, theils auch um ein bestimmtes Verhältnifs desselben zu Personen oder Dingen anzudeuten; aber hiervon ganz verschieden ist die Bezeichnung der Homonymie (oder Eponymie) in der Anrede. Eine solche hat den Zweck, im Nahmen selbst durch Beziehung auf die Benennung einer geehrten Person oder einer trefflichen Sache etwas nachzuweisen, wodurch einer gehoben wird; wie kann aber Zeus, der Beherrscher des Olymps, dadurch gehoben werden, dafs sein Beinahme *Ὀλύμπιος* eine Homonymie mit seinen eigenen Olympischen Heiligthümern enthalte? Vielmehr wie Pindar den Alexander von Macedonien dadurch hebt, dafs er in seinem Nahmen selbst etwas Ehrwürdiges durch die Homonymie mit einem alten Dardaniden nachweiset, indem er ihn anredet: *Ὀλβίων ὁμώνυμε Δαρδανι-*

δᾶν: so hebt er in Hierons Nahmen die dem Dichter natürlich auch in einem Paronymon erscheinende Homonymie mit dem Heiligen hervor, feiert und verklärt dadurch diesen Nahmen selbst, und schon im Nahmen auch den Hieron, für welchen das Gedicht erweislich geschrieben war, während niemand ein Wort davon sagt, dafs es eine Beziehung auf Zeus gehabt habe. Nicht zu gedenken, wie unwahrscheinlich es sei, dafs Pindar mit der Anrufung des *Olympischen Zeus* und Hervorhebung der Homonymie desselben mit den Olympischen Heiligthümern ein Lied beginne, welches (nach Hrn. H. selbst) keine Beziehung auf Olympia hatte. Der Schol. Nem. VII, 1. widerlegt die Vorstellung, es sei dort Eileithyia wegen des Nahmens des Besungenen (*Σωγένης*) hereingezogen; er fügt hinzu: *καὶ τοῦτο δὲ οὐκ εὖ· τότε γὰρ καταφέρεται εἰς τοῦτο ὁ Πίνδαρος, ὅταν ὑπῇ τις ὁμωνυμία· οἷον, Ὀλβίων ὁμώνυμε Δαρδανιδᾶν παῖ θρασύμηδες Ἀμύντα· καὶ, Σύνες ὅ τοι λέγω, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ κτίστορ Αἴτνας. νῦν δὲ οὐδὲν τοιοῦτόν ἐστιν.* Etwas gegen Widerrede Sicheres kann freilich hieraus für unsere Meinung nicht entnommen werden; aber wenn man erwägt, dafs diese Beispiele angeführt sind, um auf das von Einigen angenommene Verhältnifs der Eileithyia zum Nahmen des Sogenes angewandt zu werden, und dafs auch in dem ersten Beispiele die Beziehung auf den Gefeierten zurückgeht, so mufs man es höchst wahrscheinlich finden, dafs der Sinn des Schol. dieser sei: Pindar ist zu solchen Anspielungen auf *die Nahmen der Gefeierten* (Menschen, nicht Götter) geneigt, wenn in diesen Nahmen eine Homonymie mit etwas Anderem zum Grunde liegt. Auch dafs Platon Menon. S. 76 D. (*ἐκ τούτων δὴ ξύνες ὅ τοι λέγω, ἔφη Πίνδαρος*) und Phaedr. S. 236 D. diese Formel den einen Sprecher an den andern richten läfst, und zwar in der erstern Stelle mit ausdrücklicher Anführung des Pindar, würde ein unpassender Gebrauch des Pindarischen Ausdruckes sein, wenn Pindar ihn an Zeus gerichtet hätte. Endlich, ist es denn überhaupt glaublich, dafs Pindar mit Zeus so rede: *Verstehe was ich dir sage?*

Der Satz, das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* sei nach der Gründung von Aetna, also nicht vor Olymp. 76, 1. geschrieben, steht demnach *vollkommen fest*; und hiermit ist eigentlich gegen Hrn. H. schon alles gewonnen, da er nicht in Abrede stellt, die Gründung von Aetna falle später als die zweite Pythische Ode: und wirklich ist die entgegengesetzte Annahme höchst unwahrscheinlich. Ref. wollte nicht sich, wohl aber der Sache Glück wünschen, wenn die andere Behauptung, die ein *non firmius* argumentum heifst, nur *ebenso fest* wäre: aber Sicherheit, wie der erstern, kann letzterer nicht beigelegt werden. Denn dafs das genannte Hyporchem auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich gewesen (wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob der Sieg eben erst erlangt war, oder früher erlangt später durch ein neues Gedicht in Erinnerung gebracht wurde, weil letzteres doch nur zum wiederkehrenden Feste geschehen konnte), beruht auf einer Zusammenordnung von Bruchstücken, die selten vollständig erwiesen werden kann. Betrachten wir indefs den Stand der Sache. Nachdem der arme Poet, welcher in die Nephelokokkygia zu Peisthetäros gekommen, den letztern mit den Pindarischen Worten des Hyporchems *ὦ πάτερ κτίστορ Αἴτνας κ. τ. λ.* angeredet hat und ihn um eine Gabe gebeten (Vs. 926—930), läfst ihm Peisthetäros, damit der überlästige Geselle abziehe, ein Lederkleid geben (931—935). Gerne, sagt der Poet, wird die Muse dies nehmen, *τὺ δέ*, fährt er fort, *τεᾷ φρενὶ μάθε Πινδάρειον ἔπος* (936—939), und nachdem Peisthetäros dazwischen gesagt, der Mensch sei ja nicht los zu werden (940), folgt in einer Parodie Pindarischer Worte eine neue Bettelei des Poeten: *Νομάδεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλᾶται Στράτων, ὃς ὑφαντοδόνητον ἔσθος οὐ πέπαται· ἀκλεὴς δ' ἔβα σπολὰς ἄνευ χιτῶνος. ξύνες δ' τοι λέγω.* Ich verstehe (*ξυνίημι*), sagt Peisthetäros, du willst auch das Unterkleid noch: worauf er ihm auch dieses reichen läfst. Der Schol. bemerkt zu Vs. 941: *Καὶ ταῦτα παρὰ τὰ ἐκ Πινδάρου. ἔχει δὲ οὕτως· Νομάδεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλᾶται Στράτων, ὃς ἁμαξηφόρητον οἶκον οὐ πέπαται· ἀκλεὴς ἔβα τῶνδε, λαβὼν ἡμιόνους παρ' Ἱέρωνος, καὶ ἤτει αὐτὸν καὶ ἁρμάδιον. δῆλον δὲ ὅτι χιτῶνα αἰτεῖ τῇ σπολάδι.* Alles dies betrachtend meinte Ref. zu Hyporchem. Fragm. 2. die hier parodirte Stelle sei *haud dubie* aus dem Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω*, mit *haud dubie* nach einer gewöhnlichen Art zu reden eine aus bedeutenden Anzeigen gewonnene starke Ueberzeugung bezeichnend. Die Einwürfe, zwischen beiden von Aristophanes parodirten Stellen ständen zehn Verse, der zweiten sei wie einem Neuen die Einleitung *τὺ δὲ τεᾷ φρενὶ μάθε Πινδάρειον ἔπος* vorgesetzt, und Aristophanes pflücke allerwärtsher ab, was er gebrauchen könne, der Schol. endlich sage nicht, dafs die zweite Stelle aus demselben Gedicht mit dem ersten sei, sind nicht geeignet, den bedeutenden Anzeigen, denen wir gefolgt sind, das

Gewicht zu nehmen. In den zwischenstehenden Versen mit Einschluſs jener Einleitung τὺ δὲ τεᾷ φρενὶ κ. τ. λ. liegt eine nur im Zwiegespräch gegründete und deshalb nicht in Betracht kommende Unterbrechung. Wenn der Poet aber das Zurückgehen in Pindarische Worte mit jener Einleitung versieht, es solle Peisthetäros ein ἔπος Πινδάρειον hören, so folgt daraus nicht, daſs das letztere aus einem andern Gedichte sei; könnte man dies daraus schlieſsen, so würde ja vermöge derselben Art zu schlieſsen gefolgert werden können, die erste Stelle sei gar nicht von Pindar, was sie doch sicher ist. Dagegen würde die ganze Parodie erbärmlich sein, wenn sie aus verschiedenen Stücken des Pindar zusammengestoppelt wäre; witzig wird sie nur dadurch, daſs bei Pindar die parodirten Stellen in einem Zusammenhange waren. Dieser Zusammenhang wird dadurch noch wahrscheinlicher, daſs den Worten Νομάδεσσι bis χιτῶνος die Formel ξύνες ὅ τοι λέγω beigefügt ist, welche aus demselben Hyporchem, worans ὦ πάτερ κτίστορ Αἴτνας κ. τ. λ., entnommen sind: so nehmlich ist die Stelle Νομάδεσσι κ. τ. λ. umschlossen von Worten des genannten Hyporchems: denn was zwischen der ersten und zweiten Parodie liegt, ist wie gesagt nicht zu rechnen. Gerade endlich deswegen, weil der Schol. das Bruchstück des Pindar Νομάδεσσι κ. τ. λ. nur mit den Worten einleitet, καὶ ταῦτα παρὰ τὰ ἐκ Πινδάρου, muſs man annehmen, er wolle damit sagen, es sei aus demselben Gedicht, welches er kurz zuvor angeführt hat; denn nichts berechtigt zu der Voraussetzung, der ursprüngliche Verfasser des Scholions oder ein späterer Sammler oder Schreiber habe die Bezeichnung eines andern Gedichtes bei dem zweiten Bruchstück weggelassen, während er beim ersten eine genauere Bestimmung gab; und ist das Scholion auch schlecht erhalten, so ist doch keine Spur einer Lücke nach τὰ ἐκ Πινδάρου. Ueberdies erhellt aus dem Schol. daſs das Bruchstück Νομάδεσσι κ. τ. λ. sich auf eine den Hieron betreffende Sache bezog, so wie das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω dem Hieron geschrieben war. Nur eine Pyrrhonische Skepsis kann sich der Gewalt der Uebereinstimmung alles Vorliegenden zu dem Ergebniſs erwehren, daſs beide Bruchstücke aus demselben Liede sind, um zuletzt, wie wir sogleich sehen werden, darauf hinauszukommen, es *könne* wol etwa das zweite Bruchstück aus *irgend einem* Gedichte für Hieron sein, aber mehr lieſse sich nicht sagen. Ref. glaubt, da bei Zusammenordnung von Bruchstücken Vermuthungen erlaubt sind, noch weiter gehen zu dürfen. Es wird schon aus dem ersten Theile der Aristophanischen Parodie überwiegend wahrscheinlich, das Pindarische Σύνες ὅ τοι λέγω sei auf eine wenn auch nicht unmittelbar, doch in einiger Entfernung nachfolgende Bitte bezüglich gewesen, die indeſs nur angedeutet sein konnte, weil sonst eine wichtig thuende Aufforderung zum Verstehen, selbst wenn sie nur halb scherzhaft wichtig thäte, thöricht gewesen wäre; und gerade zur Andeutung des Erbetenen scheint die zweite Stelle Νομάδεσσι κ. τ. λ. gehört zu haben, so wie sie in der Aristophanischen Parodie zu einer Bitte benutzt wird: die zur Erklärung hinzugefügten Worte des Scholiasten, die zwar verderbt sind, aber mit Wahrscheinlichkeit so gelesen werden können, λαβὼν δὲ ἡμιόνους παρὰ Ἱέρωνος ᾔτει αὐτὸν καὶ ἁρμάτιον, führen eben dahin, daſs dies Bruchstück sich auf eine Bitte bezog.

Nach allem diesen ist es nicht weiter erforderlich, auch auf die vom Hrn. Vf. gethane Frage zu antworten, ob das Bruchstück Νομάδεσσι κ. τ. λ. selber Kennzeichen enthalte, daſs es aus jenem Hyporchem sei: nachdem aus vielen Gründen die höchste Wahrscheinlichkeit dargethan worden, daſs es daraus sei, genügt es ermittelt zu haben, welche Beziehung dasselbe auf den Anfang des Hyporchems haben konnte und nach mehreren Anzeigen hatte. Doch mögen wir, was Hr. H. über den Inhalt jenes Bruchstücks in Verbindung mit der dazu gehörigen Erzählung des Schol. sagt, nicht übergehen, weil es unstreitig gehaltvoll ist; daran wird auch die Betrachtung sich anknüpfen lassen, wie wir darauf gekommen sind, dies Bruchstück auf einen Maulthiersieg zu beziehen. In den Worten des Pindar findet nehmlich der Vf. weiter nichts, als daſs Straton, weil er kein Wagenhaus habe, unter den Skythen umher irre, in der Erzählung des Schol. aber nur dieses, Straton, nachdem er von Hieron Mäuler empfangen, habe von ihm auch einen Wagen (currum) verlangt: aus dieser Angabe folge aber nicht, daſs die Pindarischen Worte aus einem Gedichte an Hieron entnommen *seien*, sondern nur daſs sie aus einem für diesen geschriebenen genommen *sein können*, geschweige denn, daſs man daraus schlieſsen dürfe, es sei aus jenem Hyporchem. Was gegen diese Auseinandersetzung des Hrn. Vfs. zu sagen ist, liegt schon im Obigen klar vor. Aber, fährt er fort, die ganze Erzählung über jenen Straton sei sonderbar und unglaublich. Ob denn der Zufall so gespielt habe, daſs der Mensch, von welchem Pindar sprach, denselben Nahmen

geführt habe, wie jener in der Stelle der Vögel und Acharn. 119. (122.) von Aristophanes verspottete Athener? Und möge er ihn auch geführt haben, was habe derselbe, doch wol ein Syrakuser, unter den Skythen herumzuirren gehabt? Und wie sollte Pindar einen geringen Menschen, der mit Maulthieren von Hieron beschenkt auch einen Wagen (plaustrum) dazu verlangt habe, der Erwähnung würdig gefunden haben? So weit sich nach der Beschaffenheit des offenbar nicht gut erhaltenen Scholions schliessen lasse, könne man nur dieses folgern: „respicientem poetam ad illud factum, quod memorat scholiastes, contemni apud Scythas dixisse, qui plaustrum non habeat". Der Nahme des Straton sei also wol bei Pindar nicht vorhanden gewesen, sondern aus dem Aristophanes in das Bruchstück gerathen; es möchte statt dessen *μόνος* gestanden haben. So weit Hr. H. Auch Ref. hat den Nahmen des Straton in dem Bruchstück für sehr unsicher gehalten, und auch vermuthet, er möchte aus dem Aristophanischen Texte hineingekommen sein; jedoch hat er auch eine andere Möglichkeit offen gelassen. Die Aristophanischen Stellen sind eher dafür als dagegen, dafs Straton in den Pindarischen Worten vorkam, obgleich sein Nahme nicht gerade da zu stehen brauchte, wo wir jetzt in dem Bruchstücke ihn finden. In drei Aristophanischen Stücken, Acharn. 122. Ritter 1371. und in dem Bruchstück der *Ὀλκάδες* (361. Dind.), wird ein Straton, aber durchaus nur als ein weibischer Mensch angezapft; in unserer Stelle aber müfste er, wenn Aristophanes ihn hereingebracht hätte, ein armer Dichter sein: auf keinen Fall ist der in den Vögeln Vorkommende derselbe, den Aristophanes anderwärts zum Stichblatte macht; wohl aber konnte nach des Aristophanes scherzhafter Dichtung der Poet den Nahmen Straton aus Pindar beibehalten, und sich unter ihm meinen, wie unter Hieron den Peisthetaeros. Es kommt vorzüglich nur darauf an, was denn die Pindarischen Worte mit oder ohne Straton bedeuten können. Hr. H. behauptet selbst, Pindar hinblickend auf die vom Schol. erwähnte Thatsache habe gesagt, wer kein Wagenhaus habe, irre verachtet unter den Skythen; Dissen (S. 633) ist gleichfalls der Meinung, auf jene Thatsache, es sei um einen Wagen zu den gegebenen Maulthieren gebeten worden, beziehe sich die Stelle, die Bitte sei aber versteckt gemacht: „Scilicet Pindarus tecte rogans, ut par erat, non aperte, suaviter narrat de Stratone quodam, quem necesse sit fama fuerit ad Scythas quondam delatum errasse ibi contemptum, quum currum non haberet." Hiergegen kann man nichts einwenden; es pafst diese Vorstellung auch zu der obigen Bemerkung, wonach das *Σύνες ὅ τοι λέγω* eine nur angedeutete versteckte Bitte erwarten läfst. Ref. hat die Stelle ebenfalls auf eine solche Bitte bezogen, und zwar dergestalt, dafs letztere für den Wagenführer gemacht sei, mag dieser nun Straton geheifsen haben oder nicht (s. zu Hyporch. Fragm. 2. 3. wo die Worte *ᾔτει αὐτὸν καὶ ἁρμάτιον*, die der Schol. unstreitig auf Straton bezieht, irrig so gefafst sind, als gingen sie auf Pindar: daher denn auch das folgende „Non sibi tamen etc." unrichtig gesprochen und dafür zu setzen ist: „Pindaro igitur interprete usus currum postulat Strato quidam etc."). Hiermit war zugleich von Anfang an jene Schwierigkeit *vermieden*, welche Hr. H. gefunden hat, dafs es unglaublich sei, Pindar habe einen geringen Menschen, der bei Hieron nach empfangenen Maulthieren auch um einen Lastwagen gebettelt habe, der Erwähnung werth gefunden. Wie kommen wir aber auf den Wagenführer? Zuerst wird dabei aus den oben entwickelten Gründen vorausgesetzt, das Bruchstück sei aus dem Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω*; sodann, das letztere habe sich auf einen Sieg des Hieron in den heiligen Spielen bezogen. Dieses Urtheil über das Hyporchem theilt auch der Hr. Vf., und sind wir mit seiner nähern Bestimmung dieser Ansicht auch nicht einverstanden, so ist doch schwerlich abzusehen, wie dasselbe vom Schol. für das in Pyth. II. erwähnte ned damit angeblich übersandte Kastoreion hätte gehalten werden können, wenn es nicht wenigstens auf eben eine solche Feierlichkeit wie Pyth. II., also auf eine Siegesfeier Bezug hatte. Nach dem Schol. aber hatte Einer den Hieron, nachdem er von ihm Maulthiere erhalten, um einen Wagen (*ἁρμάδιον*, worin doch *ἅρμα* oder *ἁρμάτιον* liegen mufs) gebeten; und darauf bezog sich das erhaltene Bruchstück. Unmöglich kann man annehmen, Pindar erzähle hier ein Geschichtchen, welches nicht in Verbindung mit dem Anlafs der Ode war; wir müssen voraussetzen, diese Bitte habe sich an diesen Gegenstand selbst angeschlossen: und *ἡμίονοι* und *ἅρμα* sind eben auch agonistische Dinge.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Schluſs.)

Wir vermuthen also sachgemäſs, Einer, der zum Anlaſs der Ode, dem Siege, in Verhältniſs war, habe diese Bitte gethan, natürlich im Gedichte selbst, durch des Dichters Mund. Wer könnte aber in einem Verhältniſs zu dem Siege gestanden haben, welches eine damit zusammenhängende Bitte begründete, als der siegende Wagenführer? Es entsteht nun die weitere Frage, was gebeten worden sei. Ref., eine würdige Vorstellung suchend, glaubte sonst, die kurze und wie es scheint unvollständig erhaltene Andeutung des Schol. erlaube die Auslegung, der Bittende habe früher, nicht zum Geschenk sondern zur Führung, ein Maulthiergespann erhalten; damit siegreich habe er durch Pindar die Führung eines Wagens (ἅρμα) für die nächsten Spiele erbeten, weil Maulthierrennen anerkannt geringeres Ansehen hatten. Es führte ihn dahin gerade das Wort ἅρμα oder ἁρμάτιον im Schol. und eine Beziehung auf jenes geringere Ansehen des Maulthierrennens schien in dem ἀκλεὴς ἔβα des Bruchstückes zu liegen. Man könnte zwar diese Beziehung für unanständig halten; aber sie konnte durch einen besondern Umstand bedingt sein, etwa durch eine gerade zu der Zeit erfolgte Aufhebung der Maulthierrennen bei dem in Rede stehenden Feste, da gewiſs ist, daſs dieselben an mehreren Festen, nahmentlich an den Pythien, die uns zunächst hierher zu gehören scheinen, nicht lange bestanden haben: ja man kann überhaupt nur aus Fragm. Hyporch. 3., jedoch mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit, ermitteln, daſs sie daselbst damals bestanden (vergl. zu Fragm. Hyporch. 1.). Daſs das Lob des Sikelischen Maulthierwagens, welches in dem dritten von uns auf dasselbe Hyporchem zurückgeführten Bruchstücke vorkommt, hiermit nicht in Widerspruch steht, bedarf kaum der Erinnerung. So wäre der Sinn der Pindarischen Stelle: „Wie bei den Skythen derjenige, welcher kein Wagenhaus besitzt, verlassen irrt, so Straton unter den curulischen Kämpfern, wenn er nicht ein Viergespann von Rossen mit einem Wagen (ἅρμα) erhält". Indessen ist das bisher Gesagte allerdings dem Zweifel unterworfen, daſs es nur auf dem Festhalten an dem Worte ἅρμα oder ἁρμάτιον beim Schol. beruht, in dem Bruchstücke aber davon keine Andeutung enthalten ist, und die Vergleichung überhaupt eine sehr allgemeine wäre, da auch das Maulthiergespann einen Wagen (ἀπήνη) hat. Hr. H. war daher vollkommen berechtigt zu verneinen, daſs „de curru pro rheda mulari postulato" ersichtlich die Rede sei (S. 27). Unmöglich ist freilich die gegebene Erklärung nicht, aber sie ist nicht wahrscheinlich. Schon Dissen hat daher S. 632 dasjenige, was wir über diese Sache andeutungsweise bemerkt hatten, umgestaltet, und seine Vorstellung liegt beim Folgenden zum Grunde. Es ist nehmlich nicht undenkbar, daſs in dem Gedichte, welches in einem dem Hyporchem angemessenen sehr leichten Tone, ja sogar wie Manches im Pindar scherzhaft gehalten sein konnte, die Bitte vorkam, dem, welcher schon Maulthiere *geschenkt* erhalten hatte, dazu auch einen Wagen zu *schenken;* aber die Bitte muſste mit dem Gegenstande, dem Siege, zusammenhängen; das Geschenk muſste dem siegenden Wagenführer gemacht sein. Hatte er mit Rossen gesiegt, so wird ihm Hieron, sollten wir denken, nicht Maulthiere geschenkt haben. Zwar kann man einwenden, über solche Dinge lasse sich nichts feststellen: doch wird jeder zugeben, daſs ein Ehrengeschenk, welches nicht in Geld besteht, der That, für welche dasselbe gegeben wird, entsprechend gewählt werde, und daſs es keine Wahrscheinlichkeit hat, Hieron habe das nicht gethan oder dafür keinen Sinn gehabt. Für einen Sieg mit Rossen ist aber ein Maulthiergespann kein passendes Ehrengeschenk, und für einen Sieg mit Maulthieren wiederum nicht ein Roſsgespann.

Folgt man also der Wahrscheinlichkeit, welche auf der Annahme, es sei das Schickliche und Passende geschehen, beruht, so müssen wir zu derselben Voraussetzung wie oben zurückkehren, der Wagenführer, ein stattlicher Stallmeister, habe für Hieron einen *Maulthiersieg* erlangt, den das Hyporchem besang; Hieron hatte dafür dem Wagenführer ein Maulthiergespann, vermuthlich das siegreiche, verehrt, und der Dichter bittet in seinem Nahmen auch um eine Sikelische ἀπήνη, die einem ἁμαξηφόρητος οἶκος um so vergleichbarer war, da wenigstens manche ἀπῆναι ein Verdeck hatten (*Scheffer de re vehic.* II, 17. vergl. *Ginzrot Wagen und Fahrwerke der Gr. und Röm.* Bd. I, S. 457, welcher jedoch der Berichtigung bedarf). Es ist hierbei aber nicht an eine ἀπήνη zum Kampf, die gewifs unbedeckt war (vgl. *Scheffer* II, 11.), sondern an einen prachtvollen Staatswagen zu denken. Uebrigens leidet das Bruchstück unter dieser Voraussetzung noch eine dreifache Erklärung. Erstlich konnte der darin enthaltene Gedanke, so wie ihn Hr. H. gefafst hat, als ein allgemeiner hingestellt sein. Zweitens konnte es, wie Dissen annimmt, eine Erzählung von einem Griechen Straton geben, der zu den Skythen gekommen verachtet wurde, weil er keinen ἁμαξηφόρητος οἶκος hatte: ein Syrakuser brauchte dies nicht zu sein; unter andern steht frei einen allernächsten Nachbar der Skythen, einen Olbiopoliten anzunehmen, wie ein späterer Straton in Olbia vorkommt (Corp. Inscr. Gr. N. 2077.). In beiden Fällen war die Anwendung auf den Wagenführer leicht zu machen. Drittens, da Pindar häufig das Bild unmittelbar statt dessen setzt, was damit verglichen ist, wie besonders kühn Isthm. II, 39 ff., so konnte er, wenn Straton der Bittende war, auch gleich sagen: „Unter den nomadischen Skythen schweift irrend Straton, welcher kein Wagenhaus hat". In allen drei Fällen bleibt der wesentliche Sinn derselbe.

Das Ergebnifs dieser Betrachtung ist: nach Aristophanes und seinem Schol. ist das Bruchstück Νομάδεσσι κ. τ. λ. (Fragm. Hyporch. 2.) höchst wahrscheinlich aus dem Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω; jenes aber ist nach einer auf die vorhandenen Andeutungen gebauten, den Verhältnissen angemessenen, das Bruchstück erklärenden Voraussetzung aus einem Gedicht, welches auf einen Maulthiersieg bezüglich war; folglich gilt letzteres auch von jenem Hyporchem, nicht mit Gewifsheit, aber mit Wahrscheinlichkeit. Dafs beide Bruchstücke aus Einem Gedichte seien, läfst sich aber noch auf folgende Weise zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit bringen. Bei weitem der gröfste Theil der Lieder, welche sich auf Siege in den heiligen Spielen bezogen, mufs in den vorhandenen Epinikien enthalten sein; in den übrigen Theilen der Pindarischen Werke konnten *wenig* solche vorkommen, und der Natur der Sache nach fast nur in den Hyporchemen, Skolien, Enkomien. Unter so *wenigen* können nach den Grundsätzen der Probabilität, wie sie etwa für einen mathematischen Calcul gültig sind, noch wenigere gewesen sein, in denen Vieles gleich oder übereinstimmend war: je gröfser die Uebereinstimmung, welche zwischen zwei Bruchstücken stattfindet, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, dafs sie aus zwei verschiedenen Gedichten waren unter den *wenigen*, von welchen die Rede sein kann. Die Uebereinstimmung der beiden in Rede stehenden Bruchstücke ist aber wahrlich grofs. Das erste (Σύνες ὅ τοι λέγω) ist sicher, das zweite, da es eine den Hieron betreffende Sache enthielt, und nach untadelicher Combination, mit höchster Wahrscheinlichkeit aus einem für Hieron geschriebenen Gedicht, und zwar sind sie beide nach eben solchen Combinationen auf einen Sieg in den heiligen Spielen bezüglich; in beiden ist nach hoher Wahrscheinlichkeit eine Bitte an Hieron enthalten, und so, dafs sie in dieser Beziehung zusammenstimmen; beide sind, wie auch Hr. H. zugiebt, in Aeolischen Rhythmen geschrieben. Hr. H. bemerkt zwar sehr wahr (S. 26), dafs Pindar viele Gedichte in Aeolischer Rhythmenform geschrieben habe; dies thut jedoch dem eben angestellten Probabilitätscalcul keinen bedeutenden Eintrag.

Es ist noch übrig in ähnlicher Art nachzuweisen, dafs der Maulthiersieg, worauf das Hyporchem sich wahrscheinlich bezieht, ein *Pythischer* war. Diese Behauptung beruhte darauf, dafs es schien klar zu sein (satis liquere), ein drittes Bruchstück sei aus demselben Gedicht, aus welchem das zweite; und diese Verbindung beider Bruchstücke findet auch Hr. H. der Beistimmung nicht ganz unwürdig. Doch betrachten wir die Sache genauer. Das dritte Bruchstück, wie es nach den *jetzigen* Hülfsmitteln bei Athenaeos, Eustathios und Schol. Aristoph. Pac. 73. Bekk. zu lesen scheint,

> Ἀπὸ Ταϋγέτοιο μὲν Λάκαιναν
> ἐπὶ θηρσὶ κύνα τρέφειν πυκινώτατον ἑρπετόν·
> Σκύριαι δ' ἐς ἄμελξιν γάλακτος
> αἶγες ἐξοχώταται·
> ὅπλα δ' ἀπ' Ἄργεος, ἅρμα Θηβαῖον, ἀλλ' ἀπὸ τᾶς ἀγλαοκάρπου
> Σικελίας ὄχημα δαιδάλεον ματεύειν,

endet mit einem sichtbar auf die Sikelische Maulthierrheda gelegten Gewicht, und die ganze Aufzählung der übrigen vortrefflichen Dinge ist blofs dazu gemacht, um jene als die beste Maulthierrheda zu heben; das ist es also, wohin der Dichter zielte, und daraus ist zu schliefsen, dafs von Maulthierrennen gehandelt wurde. Die Ode, worin dies vorkam, ist aber nach Athenaeos ἡ εἰς Ἱέρωνα Πυθικὴ ᾠδή: folglich bezog sich das Gedicht, woraus dies Bruchstück entlehnt ist, höchst wahrscheinlich auf einen *Pythischen Maulthiersieg des Hieron*. Jetzt stelle man wieder den Probabilitätscalcul an, um zu ermessen, ob man berechtigt sei mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, das dritte Bruchstück sei aus demselben Gedicht wie das zweite und erste. In den verlorenen Theilen der Pindarischen Gedichte, und zwar fast allein in den Hyporchemen, Skolien und Enkomien, waren gewifs nur wenige auf Siege in den heiligen Spielen bezügliche Lieder; unter diesen wenigen konnten noch wenigere sein, in denen vieles gleich oder übereinstimmend war; je gröfser die Uebereinstimmung zwischen zwei Bruchstücken, zumahl in selten vorkommenden Dingen, desto unglaublicher ist es, dafs sie aus zwei verschiedenen verlorenen Gedichten seien: das hiefse unter wenigen Gedichten gleichsam Doubletten annehmen. Welche Uebereinstimmung finden wir aber zwischen dem dritten

Bruchstück und den beiden vorigen! Das erste (Σύνες ὅ τοι λέγω) und dritte ist nach sichern Zeugnissen, das zweite nach höchster Wahrscheinlichkeit aus einem für Hieron bestimmten Gedicht, und zwar beziehen sich alle drei nach mehr oder minder einleuchtenden ungezwungenen Combinationen auf einen im Wettkampfe errungenen Sieg; das zweite und dritte beziehen sich nach wahrscheinlichen Combinationen auf einen Maulthiersieg des Hieron: die Wettstreite mit Maulthieren sind aber überhaupt in den heiligen Spielen sehr selten und nur vorübergehend eingeführt gewesen; alle drei Bruchstücke sind in Aeolischen Rhythmen geschrieben, zum Theil in sehr ähnlichen (wie Vs. 1 des zweiten u. Vs. 1 des dritten); das erste ist sicher aus einem Hyporchem, und wer den Inhalt des dritten mit seinen Rhythmen vergleicht, wird zugeben müssen, dafs sich diese Verse fast eben so gut zur hyporchematischen Nachahmung eigneten, als die gelungensten Parthien aus den Simonideischen Hyporchemen (Plutarch Qu. sympos. IX, 15.), worin nahmentlich auch, wie hier, der Amykläische oder Spartanische Hund vorkommt. Alle bedeutenden Vergleichungspunkte stimmen demnach zusammen, das zweite und dritte Bruchstück auf das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω zurückzuführen; dies ist aber sicher nicht älter als Olymp. 76, 1.; es ist nach Wahrscheinlichkeit auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich gewesen, eben weil die beiden andern Bruchstücke nach Wahrscheinlichkeit dazu gehören: folglich ist nach Wahrscheinlichkeit jenes Hyporchem nicht älter als Olymp. 76, 3.

Der Hr. Vf. pflegt bekanntlich Anderer Ausführungen in eine syllogistische Gestalt zu bringen, um ihre Unhaltbarkeit zu zeigen. Er hat S. 27 diesen Mafsstab auch an die vorgenommene Vereinigung der drei Bruchstücke gelegt. In der Form des Schlusses ist keine Unrichtigkeit nachgewiesen; der Tadel betrifft nur das, worin auch bei des Hrn. Vfs. Behauptungen das Mangelhafte zu liegen pflegt, die Beschaffenheit der Prämissen: Eine der Prämissen, dafs das zweite und dritte Bruchstück aus Einem Gedichte sei, habe nehmlich nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewifsheit; die andere, das erste und zweite Bruchstück sei aus Einem Gedicht, habe, wie gezeigt worden, gar keine Begründung. Vielmehr verhält es sich aber so: Die Prämisse, welcher Hr. H. jede Begründung abspricht, hat eine so bedeutende, dafs nur der Zweifelsüchtigste dabei noch ein Bedenken haben kann; jene dagegen, welche Hr. H. als wahrscheinlich anerkennt, das zweite und dritte Bruchstück sei aus Einem Gedicht, ist weniger unterstützt als die von ihm bestrittene. Denn die Beziehung des zweiten Bruchstücks auf einen Maulthiersieg, worauf seine Verbindung mit dem dritten unmittelbar beruht, ist am ersten der Anfechtung unterworfen. Sind übrigens beide Prämissen wahrscheinlich, so ist es auch das ganze Ergebnifs; mehr will Ref. nicht behaupten, und giebt gerne zu, dafs er Expl. S. 249 sich zu stark ausgedrückt hat, wenn er einen auf der Verbindung der drei Bruchstücke beruhenden Grund „argumentum certissimum" nannte; ganz gewifs ist nur dieses, dafs das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω nicht vor der Gründung der Stadt Aetna, und dafs es auf einen andern Gegenstand als Pyth. II. geschrieben war: und dies genügt schon.

Wir haben jetzo noch die oben bei Seite gelassene Betrachtung anzustellen, wie die Meinung entstanden, das Pyth. II. genannte Kastoreion sei das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω. Ref. hat an verschiedenen Orten Verschiedenes hierüber vermuthet; zuerst Expl. S. 249: „Nempe interpres putabat Καστόρειον et ὑπόρχημα idem esse." Der Hr. Vf. sagt dagegen (S. 25): „Interpretatur quidem scholiastes Καστόρειον isto modo; sed tamen si putabat hoc nomine hyporchema significari, non potuit scire, quod illud esset Pindari hyporchematum." Dieser Einwurf ist ohne Belang; der Schol. konnte nur ein an Hieron gerichtetes, auf einen Sieg in den heiligen Spielen bezügliches Hyporchem für das Pyth. II. vorkommende Kastoreion halten; es ist aber nicht nur nicht erwiesen, sondern sogar sehr unwahrscheinlich, dafs in der Sammlung der Pindarischen Hyporcheme mehrere solche waren. Der Hr. Vf. fährt fort: „Immo, quoniam carmen illud, cuius initium posuit, hyporchema esse videbat, id significari Castorei appellatione opinabatur." Ref. überläfst es Andern, ob sie diese Entstehung der Meinung in dem Scholiasten finden, wenn er sagt, Pindar nenne jenes Hyporchem Kastoreion, weil nach Einigen die Dioskuren die ἔνοπλος ὄρχησις erfunden hätten; uns ist hieraus nur soviel gewifs, dafs nach der Vorstellung des Scholiasten, welche er aus der mythischen Geschichte der Orchestik begründet, ein hyporchematisches Lied in dem Zeitalter des Pindar Kastoreion heifsen könne, und dafs ihm folglich Kastoreion und Hyporchem als *lyrische Kunstwerke* für dieses Zeitalter nicht verschieden sind. Eine zweite Vermuthung über die in Rede stehende Sache haben wir zu Fragm. Hyporchem. 1. S. 598 geäufsert: Pyth. II. galt nehmlich nach der herkömmlichen Anordnung der Pindarischen Gedichte für ein Pythisches Lied; ein solches ist das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω nach unserer Darstellung; was lag näher, als dieses Hyporchem für das zu Pyth. II. gehörige Kastoreion zu halten? Hr. H. hat diese Aufstellung nicht berücksichtigt, weil er die eine ihrer Grundlagen in Abrede stellt; ist aber jene Grundlage wahrscheinlich gemacht, so hat auch diese Vermuthung einige Berechtigung. Ref. ist jedoch bei wiederholter Ueberlegung des Gegenstandes noch auf etwas Anderes gekommen, und dieses hält er für das Richtige. Es scheint ihm allerdings nichts Zufälliges, dafs das Gedicht Pyth. II. für ein Pythisches gegolten hat, und dafs eine davon völlig unabhängige Verbindung von Bruchstücken dahin leitet, auch das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω sei ein Pythisches Lied gewesen. Die erstere falsche Ansicht und letztere wahrscheinlich gemachte Thatsache scheinen in einer Verbindung zu stehen, welche dadurch bedingt war, dafs man das Pyth. II. erwähnte Kastoreion für jenes Hyporchem hielt. Es dafür zu halten, dazu genügte die Ueberzeugung von der Einerleiheit eines Pindarischen Kastoreion und eines Hyporchems; es bleibt aber noch zu erklären, wie die falsche Ansicht entstanden, das Lied Pyth. II. sei ein Pythisches. Man könnte zwar sagen, es müsse überdies noch erklärt

werden, warum es für ein Olympisches, Nemeisches, Panathenaisches gehalten worden; aber diese Meinungen dürften wenig Schein gehabt haben, da man sie fallen liefs. Dagegen die, es sei ein Pythisches, wurde schon frühzeitig in der Anordnung der Gedichte befolgt; sie mufs also irgend einen scheinbaren Grund gehabt haben, der jedoch nicht als entscheidend galt, indem nachher dennoch wieder gesagt wurde, es sei unklar, auf was für einen Kampf sich das Lied beziehe. Der Urheber jener Ansicht, das Gedicht sei ein Pythisches, war Apollonios der Eidograph (Schol. Pyth. II. im Anfang, nach der Göttinger Handschrift). Dieser sortirte die lyrischen Gedichte nach den Tonarten, wobei er natürlich auch auf den Rhythmus aufmerksam sein, und diesen nach den Tonarten unterscheiden mufste. Der Schol. Pyth. II, 127. erklärt nun das Pindarische τὸ Καστόρειον ἐν Αἰολίδεσσι χορδαῖς durch τὸ Καστόρειον μέλος ὑπορχηματικόν, Αἰολικῷ ῥυθμῷ συντεταγμένον, und Aehnliches kommt wieder in einem andern Scholion vor: τὸ δὲ μέλος Αἰολικῷ ῥυθμῷ συνέταξεν. Es ist hierin ein Bewufstsein von den aus der Aeolischen Tonart entspringenden Rhythmen enthalten, welches nicht jedem Grammatiker nahe lag: dem Apollonios lag es nahe. Von ihm waren auch andere dem Musischen verwandte Bemerkungen zu Pindar, wie man aus Schol. Pyth. I, 3. schliefsen kann (vgl. Vorr. zu den Scholien S. 14), und eidographische Bemerkungen auf ihn zurückzuführen, ist gewifs nichts Gewagtes. In den Scholien zu Pyth. II, 127. liegen nun unter anderen diese drei völlig eidographischen Sätze, erstlich das schon Angeführte über den Aeolischen Rhythmus, zweitens dafs das Kastoreion hyporchematischer Art sei, drittens das Pyth. II. genannte Kastoreion sei das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω. Nichts ist glaublicher, als dafs diese aus dem Eidographen entlehnt seien. Gerade seine eigenthümlichen Forschungen mufsten ihn dahin leiten, nachzuspüren, was für ein Gedicht denn jenes Aeolische Kastoreion sei, welches Pyth. II. genannt ist: war er aber überzeugt, ein Pindarisches Kastoreion müsse ein Hyporchem sein, so wird er jenes in den Hyporchemen gesucht haben. Unter diesen fand er das Aeolisch rhythmisirte Pythische Hyporchem auf Hieron, und aufser ihm kein passendes. Darum hielt er dieses für das Kastoreion in Pyth. II. Er schlofs nun, denken wir, weiter: Bezieht sich dieses Hyporchem auf eine Pythische Siegesfeier, so wird auch das gleichzeitige Hauptgedicht, in welchem jenes erwähnt wird, auf einen Pythischen Sieg geschrieben sein, so dafs beide für dieselbe Feierlichkeit bestimmt waren; also ist der Pyth. II. vorkommende Sieg des Viergespanns von Rossen ein Pythischer. Dafs das Hyporchem von einem Maulthiersieg handelte, brauchte von diesem Schlufs nicht abzuhalten: denn das Hyporchem soll ja nicht das eigentliche Siegeslied sein, sondern wird diesem vom Schol. ausdrücklich entgegengesetzt; es wird als ein Nebenwerk angesehen: und ein Gedicht, welches einen dem Hauptgegenstande der Feier so nahe verwandten Stoff betraf, als ein Pythischer Maulthiersieg dem Pythischen Wagensiege verwandt ist, konnte füglich für ein Nebenwerk des Siegesliedes gehalten werden. Bedenkt man, dafs das Lied Pyth. II. wegen der Worte κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὰν für ein von Hieron bestelltes galt, das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω aber der Bitte eines Dritten diente und von diesem veranlafst scheinen mochte: so wird noch begreiflicher, dafs man dies Hyporchem für ein dem Hieron gratis geschriebenes Nebenwerk der Ode Pyth. II. hielt. So lösen sich aus unserer Ansicht, dafs das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω ein Pythisches Lied war, alle Aufgaben, welche in dieser schwierigen Untersuchung liegen; und alles ist in schönste Uebereinstimmung gebracht, während die Vorstellung, jenes Hyporchem habe den Pyth. II. vorkommenden Sieg besungen, die gröfsten Verwickelungen erzeugt.

Am Schlufs erklärt der Hr. Vf. kurz, was das Kastoreion eigentlich sei: Pindar selbst zeige Isthm. I. „Castoreum vocari carmen, quo victoria curru parta canatur." Dies sagt aber Pindar nicht, sondern nur: er wolle den Herodotos als Wagensieger entweder einem Kastoreion oder einem Iolaos-Hymnos einfügen, weil Kastor und Iolaos zu Lakedaemon und Theben die trefflichsten Wagenlenker erzeugt seien. Es pafste also und war wol gebräuchlich, *in einem Kastoreion* Wagensieger zu besingen; aber darum sind die Ausdrücke „Siegeslied für einen Wagensieger" und „Kastoreion" nicht gleichbedeutend. Schon der Gegensatz ἢ Ἰολάου ὕμνῳ bei Pindar zeigt, dafs Kastoreion ein gewisses εἶδος sei, welches eine besondere Eigenthümlichkeit hatte; wohin auch die bekannten Stellen über dasselbe als ein bestimmtes μέλος führen, welches zu Sparta mit Blaseinstrumenten zum Marsch aufgespielt, und wozu wenigstens zuweilen der embaterische Päan gesungen wurde. Plutarch nennt es sogar τὸ καλούμενον Καστόρειον μέλος (de mus. 26.). Dafs man dies nachher in Tonart und Instrumentirung variirte, ist natürlich; ja es konnte von den Lyrikern in der Blüthezeit des chorischen Stils, in welche auch die Blüthe der hyporchematischen Weise fällt, dem Charakter des Hyporchems sehr genähert worden sein, und so könnte in Bezug auf die Lyrik dieses Zeitalters die Angabe des Schol. über die hyporchematische Natur des Kastoreion einigen Gehalt haben. Eine solche Annäherung an den hyporchematischen Charakter kann man dem zweiten angeblich Pythischen Gedichte auch gar wohl zuschreiben. Aber in irgend einer Beziehung mufs doch in jedem Kastoreion etwas von der ursprünglichen Grundlage übrig geblieben sein. Dafs sein Wesen im *Inhalte* bestand, ist schon nach dem Gesagten nicht glaublich: und überdies müfste nach derselben Folgerung, wonach behauptet wird, ein Lied, worin ein Wagensieg besungen wird, sei ein Kastoreion, auch jedes solche Lied ein Iolaos-Hymnos sein; wollte man dies aber auch glauben, so begriffe man nicht, wie Pindar sagen könne, er wolle Herodots Lob entweder dem einen oder dem andern einfügen.

A. Böckh.

№ 17.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Januar 1835.

XIV.

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Herausgegeben von Dr. A. L. J. Michelsen, Prof. der Geschichte in Kiel, und J. Asmussen, Subrector an der Gelehrtenschule daselbst. Ersten Bandes erstes Heft. Kiel 1833. *X. und* 266 *S. in* 8.

Archiv u. s. w. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Michelsen u. Asmussen. Erster Band. Altona 1833. *XLI und* 425 *S. in* 8.

Die Neigung zur geschichtlichen Untersuchung eigenthümlicher Verhältnisse, welche sich bei den einzelnen Völkern und Volksstämmen in so verschiedenem Grade zeigt, steht im engsten Zusammenhange mit der Gestaltung der Gegenwart. Denn wenn auch allenthalben, wo sich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Richtung kund giebt, das Besondere in den Kreis der Betrachtungen aufgenommen wird, so geschieht dies doch meistens mit Rücksicht auf allgemeinere Beziehungen, welche dann auch mehr oder weniger den Umfang und die Bedeutung der auf das Einzelne gerichteten Forschungen bestimmen. Anders wird es sich aber da verhalten, wo eine gewisse Abgeschlossenheit vorliegt, wo sich viel Eigenthümliches, Particuläres entwickelt oder erhalten hat, und nun ein reger Sinn auf dieses sich richtet, nicht um modisch zu verhöhnen und zu zerstören, sondern um mit Liebe den Gang der Entwicklung zu verfolgen, mit Besonnenheit das Verhältniſs zwischen den Zuständen der Gegenwart und dem, was ihr Noth thut, zu erwägen. Hier hat das Einzelne an sich, eben weil es eigenthümlich ist, seinen Werth, und bietet den Stoff zu erfreulichen Untersuchungen.

Die zuletzt angedeutete Lage findet sich in Schleswig-Holstein. Kräftige Volksstämme stoſsen hier zusammen, welche mehr als anderswo in Deutschland, sich althergebrachte Einrichtungen erhielten. Die abgeschlossene Lage des Landes, eine groſse Anhänglichkeit der Bewohner an den Gewohnheiten ihrer Vorfahren und eine milde und nicht sehr kräftige Regierung, die ungerne ändernd eingriff, lassen sich als Ursachen dieses Zustandes anführen. Daher zeigt sich hier ein eifriger Anbau der heimischen Geschichte. Das rüstige Streben vortrefflicher Männer hatte die Theilnahme für sie rege erhalten, wie denn, was Neocorus, Westphalen, der ältere Hegewisch und Andere in verschiedener Weise geleistet haben, nie vergessen werden darf. Und noch in der neueren Zeit erhielt diese Richtung einen besonderen Antrieb dadurch, daſs freisinnige Bestrebungen auf die alten Landesrechte begründet wurden, und namentlich Dahlmann und Falik mit Würde und Gelehrsamkeit in dieser Sache die Feder führten.

Die Herren Michelsen und Asmussen konnten daher auf groſse Theilnahme rechnen, als sie mit der oben angeführten Zeitschrift hervortraten, deren Zweck es war, den Transalbingern Belehrungen über ihre Staats- und Kirchengeschichte und Gelegenheit zur leichteren Mittheilung darüber zu geben. Unterdessen bildete sich in demselben Jahre zu Kiel unter dem Protectorat Sr. Majestät des Königs eine Gesellschaft zur Erweiterung und Verbreitung vaterländischer Geschichtskunde, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat: 1) für die Sammlung und Erhaltung von Urkunden, Chroniken und ähnlichen Aufzeichnungen Sorge zu tragen; 2) genaue Regesten über alle gedruckten und eine Sammlung von ungedruckten Urkunden zu veranstalten; 3) Mittheilungen für Staats- und Kirchengeschichte herauszugeben. — Mit der Erfüllung der letzten Aufgabe hat die Gesellschaft den Anfang gemacht, und durch die Herausgeber des zuerst angeführten Buchs unter demselben Titel

den ersten Band ediren lassen. — Wir haben diesen beiden Schriften eine kurze Anzeige bestimmt, nicht so sehr, um den ganzen Inhalt prüfend durchzumustern, als vielmehr, um einiges Interessante heraushebend, auf die ganze Unternehmung aufmerksam zu machen.

Wir fangen mit dem Privatunternehmen der Hrn. Herausgeber an. Hier hat Michelsen zuerst die ältere Geschichte des adeligen Guts Rundhof in Angeln geliefert. Diese Aufgabe erscheint auf den ersten Blick ein wenig sehr particulär, ist aber doch von allgemeinem wissenschaftlichen Interesse. Es ist nämlich die Entstehung der exemten, geschlossenen Gütermassen, welche sich fast längs der ganzen deutschen Ostseeküste hinerstrecken, und einen so grofsen politischen und nationalökonomischen Einflufs auf die Lage dieser Länder haben, noch so wenig erforscht, dafs Einer der gründlichsten Kenner dieser Verhältnisse sogar die Hoffnung auf bedeutende Resultate aufgeben konnte. Denn die Unterjochung der wendischen Einwohner mag häufig den Erwerb so grofser Gütermassen erklären; dieser Grund reicht gewifs nirgends ganz aus, natürlich nicht in den Gegenden, wo keine Wenden safsen. Aber folgende Züge führen zu neuen Aufschlüssen. In dem Zeitalter der Waldemare kannte man in Dänemark, wozu für diese Periode auch Schleswig gerechnet werden mufs, die grofsen exemten Herrenhöfe noch nicht. Erst vom 14ten Jahrhundert an haben sich die Familien des Ritterstaats solchen ausgedehnten Grundbesitz auf verschiedene Weise allmälig zusammengebracht und arrondirt, indem sie die Immunität und andere Standesvorrechte mit einem dinglichen Charakter darauf übertrugen. Dieses Streben nach grofsem Grundbesitz ward sehr erleichtert durch die häufigen Veräufserungen, ja Verschleuderungen der landesherrlichen Kammergüter. Den angedeuteten Gang nun hat Hr. Prof. Michelsen durch die Geschichte Rundhofs belegt. Noch im Erdbuche Waldemar 2. (*Scriptores rerum Dan. VII.*) findet es sich als fürstliches Kammergut aufgezeichnet, wohl 6 Hufen grofs; später kam es durch Verpfändung in die Hand adeliger Familien, und von dieser Zeit an wird durch zum Theil ungedruckte Urkunden, welche einen schätzbaren Anhang zur Abhandlung bilden, gezeigt, wie durch klugen Verkehr, durch Niederlegung mehrerer Dörfer zu Hoffeld das Gut seinen jetzigen Umfang erhalten habe. — Es wäre sehr zu wünschen, dafs diese Untersuchungen fortgesetzt, und auch in den Gegenden aufgenommen würden, welche den schleswigholsteinischen ähnliche Verhältnisse haben. Die Geschichte würde dadurch wichtige Aufschlüsse über die Zustände der Vergangenheit, und so über die Stellung der Gegenwart gewinnen; die allmälige Umbildung der Volkswirthschaft würde dann in ein viel helleres Licht treten. Es ist schon in dieser Abhandlung angedeutet worden, dafs die Niederlegung alter Dörfer zu Hoffeld sich später wiederholte, als die Schweinemast mit den Waldungen abnahm, der Kornbau sich vermehrte, die Milchwirthschaft im Grofsen getrieben ward, und so eine durchgreifende Veränderung in der Stellung des Gutsherrn und seiner Untergehörigen eintrat, welche sich jetzt fast dem Fabrikwesen nähert. —

Die folgende Abhandlung des Hrn. Doctor Behr in Lübeck handelt von Lübeckischen Luxusgesetzen und Hochzeitsordnungen aus dem Mittelalter. Der Vf. hat diese Art der Gesetzgebung mit Recht als eine wichtige Quelle für die Geschichte des deutschen Bürgerthums bezeichnet, indem wir durch sie in den geselligen Verkehr, in die ganze Lebensweise der damaligen Zeit eingeführt werden. Nur darf man nicht übersehen, dafs sie schon auf den Verfall der alten städtischen Ehrenhaftigkeit hinweisen, und dafs eben die Bestrebungen, durch solche äufsere Mittel sie fest zu halten oder zurückzubringen, keine erfreuliche Meinung von der legislativen Weisheit jener Zeiten geben können. — Der Verf. theilt die genannten Ordnungen in zwei Klassen, je nachdem der Aufwand bei Lustbarkeiten, häuslichen Einrichtungen u. s. w. nach der Gröfse des Vermögens oder nach den Ständen bestimmt wird. Die erste Klasse, wovon das erste sichere Beispiel vom Jahre 1410 ist, geht bis auf 1566, wo die zweite beginnt. Aufer den Aufzählungen der einzelnen Ordnungen wird Mancherlei aus ihrem Inhalt angegeben, wobei wir jedoch, indem wir gerne den darauf verwandten Fleifs anerkennen, eine schärfere Sonderung des Interessanten vom Unwichtigen und von Jenem ein gröfseres Detail gewünscht hätten. So scheint uns die Bestimmung sehr merkwürdig, dafs die Frau zwar ihre kostbaren Gewänder und Kleinodien zur Deckung der Schulden des entwichenen Ehemanns nicht herzugeben brauche, aber dafs sie dieselben doch unter diesen Umständen nicht tragen dürfe; im Uebertretungsfall findet Confiscation zum Besten des Aerars statt. Wir hätten gerne darüber Aufschlufs gefunden, wann dies verordnet, ob

auf den Unterschied der beerbten und unbeerbten Ehe Rücksicht genommen, und ob Etwas über das andere Vermögen der Frau festgesetzt sei. —

Zum dritten hat Hr. Asmussen eine kritische Untersuchung über den Umfang der hamburger Diöcese und Archidiöcese in älterer Zeit, mit Rücksicht auf benachbarte Bisthümer geliefert. Der Verf. sah die Lücke, welche die Vernachlässigung der äufsern, rechtlichen Seite in der Kirchengeschichte fühlbar macht; namentlich berührte ihn störend die Ungewifsheit über die örtlichen Verhältnisse der Kirche im Mittelalter. Er hat sich daher an eine Untersuchung des Umfangs der so wichtigen hamburger Diöcese gemacht, wobei er, um sicher zu gehen, die älteren Quellen einer genauen Kritik unterwerfen mufste. Wir bedauern, ihm nicht in die, ihrer Natur nach sehr speciellen Forschungen, folgen zu können. —

Den Schlufs dieses Heftes macht eine publicistische Erörterung über das Wahlrecht der schleswig-holsteinischen Stände zur Zeit Christians I. von Michelsen. Als Graf Christian von Oldenburg 1448 zum Könige von Dänemark war erwählt worden, hatte er auf die Lande Schleswig und Holstein, welche sein Mutterbruder, Herzog Adolf 8. beherrschte, verzichten müssen. Dieser starb 1559, ohne Kinder zu hinterlassen, und nun fragte es sich, wer sein Nachfolger sei. Holstein mufste nach Successionsrecht und Erbverbrüderung an die in Schauenburg regierende Linie fallen; Schleswig erschien nach dem Aussterben des Mannsstammes als ein eröffnetes Lehen der dänischen Krone. Aber einer Consolidation stand, abgesehen von andern Gründen, die Waldemarische Constitution entgegen, als deren Bestätigung die Entsagung Christians von 1448 anzusehen ist. Der Lehnsherr sollte nicht zugleich zugleich Landesherr sein können. Es war also für den dänischen König keine Aussicht vorhanden, der Nachfolger Herzogs Adolf zu werden.

(Der Beschlufs folgt.)

XV.

De la richesse, sa définition et sa génération ou notion primordiale de l'économie politique par M. Flury, ancien chef de division au ministère des affaires étrangères etc. Paris, Le Normant 1833, 8. XI u. 272 S.

Einige Blätter haben auf diese Schrift die Aufmerksamkeit gerichtet, indem sie von derselben als von einer höchst merkwürdigen Erscheinung sprachen. Ihre Bedeutung ist aber grofsentheils nur eine literarhistorische. Wenn schon in Deutschland und England eine bedeutende Gährung auf dem Gebiete der politischen Oeconomie sich ankündiget, so mufs natürlich der chemische Procefs der Wissenschaft in Frankreich den höchsten Punkt erreichen. Während jedoch in England und Deutschland vorzüglich der dogmatische Theil in neue Durcharbeitung gebracht wurde, hat sich der französische Geist mehr in den praktischen Theil geworfen, wie das selbst an S. Simon's und Fourier's Bestrebungen sichtbar ist. In Flury tritt endlich ein Schriftsteller auf, der sich den theoretischen und scholastischen Bemühungen des Auslandes anschliefset. Dafs es gerade ein höherer Beamter ist, darf nicht befremden. Man findet öfters, dafs gerade Geschäftsmänner auf abstracte Schemata, auf Definitionen, Distinctionen und anderes Schaalwerk der Schule ein gröfseres Gewicht legen, als Gelehrte von Fach es thun, die zuweilen über dem täglichen Aufbauen und Einreifsen von Gedanken-Kartenhäusern oder Systemen eine Geringachtung des Systematisirens überhaupt sich zu Schulden kommen lassen. Der Verfasser ist durch die kläglichen Widersprüche der staatswirthschaftlichen Schriftsteller in Bezug auf die Grundbegriffe von Werth, Vermögen, Produktion bewogen worden, eine kritische Entwickelung derselben zu versuchen. Er widmet ein Buch von zwei Kapiteln der Frage: was unter *Richesse* zu verstehen sei? Die Antwort fällt dem Franzosen, in dessen Sprache *richesse* so Vielerlei bezeichnen mufs, schwerer als dem Deutschen, dessen Sprache Werth, Vermögen, Reichthum unterscheidet. Herr Flury strengt sich ordentlich an, das Proteische Wort zu fesseln. Zuerst nimmt er *richesse* in der Bedeutung eines ökonomischen Gutes und schreibt das Wort mit einem kleinen *R*. Nachdem er mehrere falsche Definitionen hervorgehoben hat, stellt er eine neue und eigenthümliche auf, der zufolge ein Gut ein *produit immédiatement ou médiatement consommable* wäre (S. 11). *Produit* ist etwas Hervorgebrachtes, das zu einer gewissen Bestimmung dient. *Consommabilité*, Geniefsbarkeit, ist die Fähigkeit verzehrt zu werden oder doch zur Hervorbringung eines Verzehrungsgegenstandes zu dienen, weswegen etwas entweder *immédiatement* oder *médiatement* konsumabel ist. Güter sind demnach alle Waaren und Werkzeuge, und das Wesen jedes Gutes gründet sich auf das *Erzeugt sein* und *zum Genufs bestimmt sein*. Die Masse von Gütern, die eine physische oder moralische Person besitzt, heifst *Richesse* mit einem grofsen *R*, Vermögen. Je nach der Beschaffenheit der Person ist das Vermögen *Richesse générale* — wenn keine bestimmte Persönlichkeit unterlegt ist — *Richesse individuelle*, *Richesse nationale* und endlich *richesse publique* d. h. der Regierung. Das zweite Buch beschäftigt sich nun mit der *Génération de la Richesse* in allen Gestaltungen. *Richesse* im Allgemeinen (*générale*) entsteht nur durch ein Zusammenwirken (*concours*) von Produktion und Konsumtion, denn ein Gut ist ja nur ein konsumables Produkt. Die besten Schriftsteller haben aber nur die Produktion beachtet, nur von *Valeur* und *Utilité* der Produkte gesprochen und die Konsumabilität übersehen. Lauderdale (von dem ein ganzes Kapitel S. 227—271 mitgetheilt ist) er-

kannte zwar die Unzulänglichkeit der bloſsen Produktion, vermochte aber nicht die Konsumtion als ein inhärirendes Merkmal des allgemeinen Vermögens anzusehen. *Richesse individuelle* wächst durch bloſse Produktion, ja sogar durch Beschränkung der Konsumtion d. h. durch Sparsamkeit. Da eine Nation theils eine mystische Person ist, theils ein Individuum gegen andre Nationen, so ist klar, daſs die *Richesse nationale* wie die *Richesse générale* nur durch *Concours* von Produktion und Konsumtion sich vermehrt, theils im Verkehr mit dem Auslande, wie die *Richesse individuelle*, durch vorherrschende Produktion sich vermehrt. Betrachtet man ein Volk an sich, untersucht man, wie es durch *Concours* von Produktion und Konsumtion sich bereichert, so muſs man fünf Menschenklassen unterscheiden. Ein Theil verzehrt, was er einnimmt, ein zweiter Theil producirt nur, so viel er braucht, ein dritter Theil will viel verzehren, wenig erzeugen, ein vierter will viel erzeugen und wenig verzehren und nur der fünfte und letzte Theil denkt daran, Vermögen und Genuſs zugleich zu erweitern. Durch die vier ersten Klassen vermehrt sich das Nationalvermögen nicht, es vermehrt sich nur durch die fünfte Klasse, indem bei dieser allein ein *Concours* von Produktion und Konsumtion obwaltet, der die Erweiterung der Unternehmungen und die Unterbringung neuer Vorräthe möglich macht (S. 84). Damit aber durch eigne Erzeugung und Verzehrung ein Volk sich bereichre, wird stets ein freundschaftlicher Verkehr mit dem Auslande nothwendig sein; denn nur auf diesem Wege entwickelt sich die Civilisation, die durch immaterielle Bedürfnisse Reize zur Produktion giebt und eine gedeihliche Konsumtion gewährt. Untersucht man, wie ein Volk durch vorherrschende Produktion im Verkehr mit dem Auslande sich bereichert, so findet man, daſs es sich nur mittelst eines Gutes bereichern kann, welches nicht verzehrt wird und in dem Grade, als es sich anhäuft, stärker angewendet werden kann. Ein solches Gut sind die edlen Metalle, die man nicht verzehrt und zum Umlaufe in desto gröſserer Menge braucht, in je geringerm Preise sie ihres Ueberflusses wegen stehen. Die Handelsvölker müssen edle Metalle nothwendig als die Basis ihrer Bereicherung betrachten und A. Smith veranlaſste grobe Irrthümer, weil er dem Geldmetalle keinen Platz unter den Reichthümern einräumen wollte. Die Bereicherung durch vorherrschende Production ist keineswegs die günstigste und setzt immer eine besondere Lage des Landes und eine geringe Bevölkerung voraus. Daher ist es ganz absurd, wenn jedes Volk dem Merkantilsystem nachstrebt. Die *Richesse publique* ist nur ein Ausfluſs des Nationalvermögens und wächst nur mit dem Nationalvermögen; daher reducirt sich die ächte Finanzkunst auf die Geschicklichkeit, das Nationalvermögen zu steigern.

Dieses ist der Inhalt der vorliegenden Schrift, und sie würde als eine wohlgeschriebene Dissertation über einige Fundamentalsätze der National-Oeconomie beifällig angesehen werden können, wenn nicht der Verfasser mit so groſsen wissenschaftlichen Ansprüchen sie einführte. Wenn man ihm glaubt, so hat er in dieser Abhandlung dem Gebäude der National-Oeconomie Grundstein und Giebel zugleich gewährt. *Pour qu'une science soit créée, il faudra le concours d'un grand nombre d'hommes. Quelques rapports observés entre des faits ou entre des idées forment par leur association ce qu'on appelle un système; il est acceuilli d'abord avec enthousiasme puis examiné, critiqué et abandonné. D'autres systèmes se succèdent, qui présentent de nouveaux appercus et de nouvelles inductions; les notions se multiplient, elles s'épurent et l'on est ainsi conduit à decouvrir enfin la notion primordiale, à laquelle se doivent coordonner toutes ces notions éparses et qui constituera la science en lui conferante le caractère de l'évidence. L'économie politique n'est encore que l'assemblage de diverses systèmes. Livrée à la fluctuation de doctrines diverses elle attend cette notion primordiale, qui la fixera sur une base solide. L'économie politique recherche, comment peut s'accroître la Richesse . . . . la vérité sur ces points est encore inconnue, nous essayons dans cet écrit de la mettre au jour* (*VI—VIII*). Die Schrift ist so weit davon entfernt, die Nationalöconomie zu fördern, daſs sie vielmehr nichts ist als eine plane Variation über einige Themata von Lauderdale und Ganith. Noch dazu ist die eigentliche Aufgabe, den Begriff und die Entstehung des Vermögens ins Klare zu setzen, nicht ganz erreicht. Die wichtigsten Fragen, z. B. ob auch unkörperliche Güter zum Vermögen gehören, ob der Accent mehr auf den Tauschwerth oder auf den Gebrauchswerth der Güter zu setzen sei, bleiben ganz unbeantwortet. Sogar ist der Concours der Produktion und Konsumtion nirgend deutlich gemacht worden. Geht man den vom Vf. aufgeworfnen Fragen nach, so findet man eine ganz andre Auflösung, und zwar folgende. Güter sind alle Mittel zu Menschenzwecken; wirthschaftliche Güter sind aber nur Erwerb- und Besitzobjekte. Weder immaterielle Güter, noch freistehende Güter (Luft, Licht) sind also wirthschaftliche Güter. In der isolirten Oeconomie oder bei obwaltender Gütergemeinschaft ruht der Accent auf dem Gebrauchswerth der Güter; in der reingeselligen Oeconomie ruht er auf dem Tauschwerthe. In der bürgerlichen Gesellschaft schätzt der Einzelne auch die Güter nur nach dem Tauschwerth, aber die Gesammtheit muſs den Gebrauchswerth beachten. Der Nationalreichthum ist daher eine Summe von Lebensnothwendigkeiten und Bequemlichkeiten und der Wohlstand gründet sich nicht blos auf die Produktion, sondern eben so sehr auf die Vertheilung und Verzehrung der Güter. Die Gütervertheilung geschieht nach dem *Tauschwerthe* der Leistungen, Nutzungen u. s. w. Die Einkünfte werden von den Producenten nicht blos zur Befriedigung physischer, sondern auch geistiger Bedürfnisse angewendet, und so entsteht ein Umsatz körperlicher und unkörperlicher Güter, der von dem wohlthätigsten Einflusse ist, indem er die Producenten zu gröſserer Hervorbringung treibt und zugleich eine geistigere Population begründet. Dieses Thema, dessen Ausführung hier nicht am Platze wäre, löset die herrschenden Zweifel viel besser und erweiset zugleich das Getriebe der Volkswirthschaft als keinen Mechanismus, sondern Organismus. Joh. Schön.

Druckfehler: S. 101 Z. 13 v. o. lies Sieges statt Liedes.

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Herausgegeben von Dr. A. L. F. Michelsen und J. Asmussen.

Archiv u. s. w. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Michelsen und Asmussen.

(Schlufs.)

Aber er wandte sich an die schleswig-holsteinischen Stände, und diese, vor Allem die Einheit des Landes erstrebend, seiner Person günstig und einem Kriege abhold, erhoben ihn durch freie Wahl zu ihrem Landesherrn, nachdem die andern Prätendenten abgefunden verzichtet hatten. Damals wurden zuerst die ständischen Rechte und Landesfreiheiten der Herzogthümer verbrieft, wozu bald nachher noch eine „tapfere Verbesserung" hinzukam. Unter Anderem wurde rechtsgültig festgesetzt, dafs in Zukunft nicht kraft einer besonderen Successionsordnung, sondern durch ständische Wahlbestimmung die jedesmalige Succession deferirt werden sollte, und zwar so, dafs die Wahl unter den Kindern des Verstorbenen, und wenn diese fehlten, unter den rechten Erben freigestellt ward. — Die Bestimmung dieser Wahlfreiheit der Stände lag offenbar im Interesse des Königs, indem er so den einzigen Rechtsgrund der erlangten Landeshoheit sanctionirte. Dennoch hat man gegen diese Anordnung Mancherlei eingewandt, und neuerdings noch hat Hr. Director Estrup zu Saron sie deswegen angegriffen, weil der König nach der dänischen Reichsverfassung und seiner Wahlcapitulation zu diesem Schritte nicht befugt gewesen sei: es liege darin eine Veräufserung Schleswigs, wofür die Beistimmung des dänischen Reichsraths fehle. — Hiergegen nun ist des Verfs. Deduction hauptsächlich gerichtet, indem er einmal zeigt, dafs keine Veräufserung vom dänischen Reiche stattgefunden habe; dann aber noch die Geneigtheit und den Beitritt des dänischen Reichsraths zu der erwähnten Bestimmung urkundlich darthut. —

Der erste Band des Archivs, der im Namen der historischen Gesellschaft herausgegeben ist, enthält zuerst einen Vorbericht über die Stiftung und bisherige Wirksamkeit derselben. Die grofse Zahl der ordentlichen Mitglieder (173) zeigt, welche Theilnahme das Unternehmen gefunden hat; zugleich ergiebt sich aber daraus, dafs der Zweck desselben nicht blofs darauf gerichtet ist, Einzelne zu wissenschaftlichen Leistungen heranzuziehn; sondern dafs dem Ganzen auch die Absicht unterliegt, die Neigung für die Geschichte der Heimath zu beleben, rege zu halten, und ihre Kunde zu verbreiten. Diese Aufgabe wird sich auch hoffentlich immer mehr in den Mittheilungen der Gesellschaft geltend machen. Stoff zu Abhandlungen, welche einen grofsen Kreis gebildeter Männer anziehen könnten, fehlt nicht. Die politische Geschichte des Landes, wenn auch im Ganzen kleinlich und betrübend, kann doch einzelne Perioden aufzeigen, in denen sich eine ungewöhnliche Kraft und ein fast romantischer Schwung entwickelt haben, wovon man, zumal im Dithmarschen, noch Anklänge findet. Die Reformation ist weder in ihrer innern, noch in ihrer äufsern Bedeutung gehörig erforscht: wir glauben, dafs sich hier besonders rücksichtlich der Vertheilung der Kirchengüter manches Eigenthümliche nachweisen liefse. Die agrarischen Verhältnisse und die Gerichtsverfassung einzelner Landestheile sind sehr interessant: hier sieht man noch Volksgerichte, in alterthümlicher Weise gehegt, welche nach den Rechtsbüchern des Mittelalters die Urtel finden; es giebt grofse, freie Bauergemeinden mit sehr ausgebildeter Communalverfassung, zu denen nie die Hörigkeit hingedrungen ist, und auf ungetheilten Hufen sitzt ein kräftiger Stand, der sich durch eigenthümliche Successionsordnungen und

durch eigene Tüchtigkeit Würde und Wohlstand bewahrte. Hamburg und Lübeck, welche Städte in den Wirkungskreis dieser Gesellschaft gezogen sind, geben Gelegenheit zu grofsartigen Forschungen über Handel und Bürgerthum des Mittelalters, und selbst für die Kunstgeschichte läfst sich Manches erwarten, zumal wenn es dem Hrn. von Rumohr, dem Ehrenmitgliede der Gesellschaft, gefallen sollte, bei dieser Veranlassung das Resultat seiner Forschungen auf dem in Norddeutschland fast ganz vernachläfsigten Gebiet dem Publicum mitzutheilen. — Aber nicht blofs die schwachen Ueberreste der Kunst des Mittelalters; auch vieles Andere von den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes wird bald verschwinden, der Zeit, dem wahren Bedürfnisse oder der Mode weichend. Darum mögen die, welche zu wissenschaftlichen Leistungen befähigt sind, jetzt noch die vortheilhafte Stellung benutzen, welche die eigene Anschauung bei der Untersuchung alterthümlicher Einrichtungen gewährt. Denn das gesunde Auge sieht mehr im Leben, als auf dem Papier.

Man verzeihe diesen Abweg. Der Inhalt der gesellschaftlichen Mittheilungen ist dieser. Zuerst hat Hr. Prof. Michelsen eine Geschichte der haseldorfer Marsch im Mittelalter geliefert. Dieses am rechten Elbufer belegene Ländchen hat deswegen seine eigene Geschichte, weil es früher nicht zum Territorium des Herzogthums Holstein gehörte, sondern einen Bestandtheil der Grafschaft Stade ausmachte, mit der es 1062 durch eine Schenkung Kaiser Heinrich 4. an den Erzbischof Adalbert von Bremen kam. Doch den Einwohnern brachte der entfernte Sitz ihres Landesherrn kein Heil. Wie anfangs erzbischöfliche Ministerialen im Lande walteten; wie es später als Pfand in die Gewere von Adeligen kam; welche Unbill die Einwohner erlitten durch eigene Aufsätzigkeit, Anfeindungen von der Nachbarschaft und rohes Fehdewesen: das hat der Verf. in lebendiger Auffassung aus urkundlichen Belegen mitgetheilt. Eine ruhigere Zeit begann, als die Grafen von Holstein in Folge geschlossener Verträge 1375 und 1378 die Pfandschaft einlösten und an sich brachten. Zwar blieb das erzbischöfliche Reluitionsrecht bestehen; dies hielt aber den König Johann von Dänemark, der bei einer Theilung der schleswig-holsteinischen Lande Haseldorf zu seinem Antheile erhielt, nicht ab, es 1394 an einen Holsteiner von Adel zum unwiderruflichen Eigenthum zu verkaufen. Seitdem ist es, in adelige Marschgüter zerlegt, in den Besitz verschiedener Familien gekommen. Bremen aber verzichtete im Rothschilder Frieden 1658 auf jeden staatsrechtlichen Anspruch. — Der Hr. Verf. hat sich nicht mit diesem Abrifs der äufsern Schicksale des Landes begnügt; wie schon früher bei andern Gelegenheiten, hat er auch hier die Ausbildung und Bewahrung freien Gemeindewesens und ehrenhaften Bauernthums hervorgehoben. Denn diese Gegend, in deren Bevölkerung wir Friesische Elemente gefunden zu haben glauben, gehört zu den wenigen, wo sich der Bauernstand frei hielt von jeglicher Hörigkeit, und, mit den Wellen um seinen Besitz kämpfend, ihn selbst unter ungünstigen Verhältnissen vor anderem Andrang bewahrte. —

In der zweiten Abhandlung hat Hr. Doctor Dittmer die Geschichte und die Einrichtung des heil. Geist Hospitals in Lübeck beschrieben. Die ziemlich weitläufige Arbeit zerfällt in vier Abschnitte: zuerst wird vom Ursprung des Hospitals gehandelt und von dessen Güterbesitz, welcher hauptsächlich aus Grundstücken in Mecklenburg und Holstein und aus einem Antheile an der lüneburger Saline besteht. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der innern Einrichtung und Verwaltung; das genaue Detail wird hier jedem, der sich mit dem Zustande einer solchen Anstalt bekannt machen will, erwünschte Belehrung bieten. Der dritte Abschnitt behandelt das Verhältnifs der Hauswirthe auf dem Grundbesitz des Hospitals in ihren verschiedenen Beziehungen zu dem Hospital als Gutsherrschaft, zu ihren Landstellen und zu dem Gemeindewesen, welches letztere sich aber wohl nur in Kirchen- und Schulangelegenheiten wirksam zeigt. Zuletzt ist noch Einiges über die Justizverwaltung mitgetheilt, indem namentlich zur frühern Criminaljustiz einige recht interessante Beiträge geliefert sind. Was von dem Verfahren und dem Ausspruch des Dinggerichts im Fall eines unverschuldeten gewaltsamen Todes erzählt wird, erinnert lebhaft an den englischen Coroner, für dessen hohes Alter schon die Art seiner Wahl spricht. —

Das folgende Stück enthält eine Untersuchung des Hrn. Asmussen über die Kriegszüge der Ottone gegen Dänemark. Der Hr. Verf. hat es versucht, die sehr unbestimmten und schwankenden Nachrichten über die Zeit dieser Ereignisse festzustellen. Er hat dazu hauptsächlich die isländischen Sagen, namentlich die Jomsvikingasage und die deutschen Quellen benutzt. Erstere

scheinen aber eben keine grofse Ausbeute gegeben zu haben; ja, wenn man ihnen grofsen Werth beilegen will für chronologische Bestimmungen, so könnten sie eher das gefundene Resultat schwächen, als befestigen. Dieses ist nun folgendes. Der Verf. nimmt an, dafs während der langen Regierungszeit Harald Blaatands von den drei Ottonen drei verschiedene Kriegszüge gegen Dänemark unternommen sind. Den Zug Ottos des Grofsen setzt er in das Jahr 958, indem er mit Scharfsinn und Kunde das Zeugnifs des Mönchs Eckehard in den casus *St. Galli* benutzt, und Adams von Bremen Bericht damit vereinigt. Für Otto 2. ist das Jahr 975 angenommen nach den von einander unabhängigen Aufzeichnungen des Dithmar von Merseburg und des drontheimischen Mönchs Theodorich; bei Otto 3. ist aber der Verf. zu keinem bestimmten Resultat gekommen; er scheint mit Suhm zwischen 986 und 89 zu schwanken. — Obgleich wir gerne die Gründlichkeit dieser Untersuchung anerkennen, so müssen wir doch gestehen, dafs wir durch sie selbst die Vorfrage, ob alle drei Ottone Dänemark bekriegt haben, noch nicht als erledigt ansehen. —

Aufser dem Angeführten enthält dieser Band noch historische Nachrichten über die Diakonate in Schleswig-Holstein von dem Hrn. Pastor Jensen, welcher am Schlufs des Buchs auch einige Beispiele von niedergelegten Dörfern in Angeln aufgeführt hat; eine Abhandlung über das ratzeburgische Wappen von dem Hrn. Rector Masch; den Anfang einer von dem Hrn. Prof. und Bibliothekar Ratjen mitgetheilten Autobiographie des Samuel Rachel, welcher als Prof. in Kiel bei der Stiftung der dortigen Universität thätig war, und namentlich über seine Schuljahre Ergötzliches berichtet, was zur Charakteristik der damaligen Zeit dient. Den Schlufs machen Miscellen verschiedenen Inhalts. — Wir glauben uns der Anzeige dieser zum Theil kürzeren Aufsätze entheben zu können, und schliefsen mit dem Wunsche, dafs die Gesellschaft den Zweck ihrer Stiftung erreichen, und auch über des Landes Grenze hinaus die Theilnahme finden möge, welche sie durch die Wahl correspondirender Mitglieder zu erregen gesucht hat. —

Georg Beseler.

XVI.

Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde von Dr. Joh. Nep. Rust, Ritter des königl. preuss. rothen Adlerordens 2ter Classe mit Eichenlaub, desgl. des eisernen Kreuzes und des kaiserl. russ. St. Annen-Ordens 2ter Classe, Leibarzte Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preufsen, etc. etc. etc. Erster Band. Berlin 1834. *XII.* 475.

Die innige Vereinigung der Medicin und Chirurgie als ein geschlossenes Ganze zu einem von der Wissenschaft, so wie von den Staaten auf gleiche Weise geheiligten Gesetze zu erheben, ist in der neueren und neuesten Zeit das rastlose Bestreben einer grofsen Anzahl der ausgezeichnetsten und hochgefeiertsten Aerzte gewesen, und wir sehen die Realisirung desselben täglich durch die glänzendsten Erfolge gekrönt. Ohne nun dem Verdienste jener Männer, deren Namen uns Allen bekannt sind, zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch bekennen, dafs es keinem von ihnen gelungen ist, die genannte Vereinigung in einer solchen Ausdehnung in's praktische Leben einzuführen, als dem Verf. obigen Werkes. Wenn nun ein so ausgezeichneter Mann uns aus dem reichen Schatze seiner vieljährigen Erfahrung Mittheilungen macht, so sind wir demselben den gröfsten Dank zu zollen schuldig — ein Tribut, den ihm vor allen Andern auch die Kritik darbringen mufs. Eine solche aber, die Kapitel für Kapitel einzeln durchgeht, hier zu geben, kann nicht unsere Absicht sein, da das Werk schon gedruckte Aufsätze enthält und über Rust's hier niedergelegte Ideen und Behandlungsweisen die Kritik so wie die Erfahrung schon längst entschieden haben. Wir erlauben uns deshalb nur durch ein Paar Bemerkungen anzudeuten, welche Aufmerksamkeit wir dem Werke geschenkt haben.

Der Verf. hat sich aus doppelten Rücksichten zur Herausgabe desselben entschlossen (laut Vorrede), einmal, damit die Aufsätze nicht späterhin als *opera posthuma* von fremder Hand dem Drucke übergeben würden; zweitens weil der Verf. es der ärztlichen Welt schuldig zu sein glaubt, noch während seines Lebens ihr sein Vermächtnifs zu überliefern.

Das Werk beginnt mit des Verfs. *Verfahren am Krankenbette im Wiener allgemeinen Krankenhause*; (bereits im ersten Bande des Magazins abgedruckt). Der Leser soll (laut Vorrede) hier aber mehr darin finden, als in dem bereits bekannt gemachten, welches

sich auch durch eine Vergleichung bestätigt. Eine Menge von geistvollen, interessanten Bemerkungen, so ganz aus dem praktischen Leben genommen, fesseln den Leser, wobei derselbe zugleich in den Berichtigungen früherer Meinungen und Ansichten den geraden wahrheitsliebenden, von seinem hohen Berufe durchdrungenen Mann erkennt. Aber warum wählte der Vf. eine solche Uebersicht von Beobachtungen, die bereits vor zwanzig Jahren gemacht wurden, und zog es nicht lieber vor, einzelne Kapitel der gesammten Medicin herauszuheben und mitzutheilen? Die Gründe, warum dies nicht geschah, scheinen uns nicht ganz genügend. Wenn wir an ein Paar Beobachtungen, z. B. Entzündung der Beinhaut 3 Fälle; innere Brustabscesse 2 Fälle, Abscesse der Leber 3, Milchversetzung 1, Hasenscharte 3 u. s. w., Behandlungsweisen geknüpft finden, die als Norm dienen sollen, so würden wir doch wahrlich, wenn wir nicht wüfsten, wie reich aufserdem die Erfahrungen des Verfs. sind, denselben eine sehr geringe Bedeutung zuschreiben. Wir können hier unser Bedauern nicht unterdrücken, dafs Rust durch seine vielfältigen Geschäfte abgehalten ist, sein Versprechen, welches er im ersten Bande seiner Chirurgie uns gab, nicht erfüllen konnte.

Erste Abtheilung. Primär-dynamische Abweichungen von der normalen Organisation. 1. *Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der vegetativen Thätigkeit.*

A. Entzündungen. Der Verf. hebt hier deutlich und klar die Grundsätze hervor, die als Leitstern des therapeutischen Verfahrens bei Entzündungen dienen können, und wenn gleich Physiologie und Pathologie hier durch nichts Wichtiges und Neues bereichert werden, ja sich sogar manches dagegen einwenden liefse, z. B. dafs die Entzündung nicht immer im arteriellen Systeme vorwalte, dafs eine asthenische Entzündung nicht so ganz ein Unding sei u. s. w. (p. 12), so wie auch das gröfsere ärztliche Publicum nicht genügend genug durch die Ansichten des Verfs. befriedigt sein wird, so bleibt der Aufsatz doch als klinischer Vortrag für angehende Aerzte von entschiedenem Werthe. Der Verf. thut übrigens den Wundärzten Unrecht, (S. 24) wenn er meint, dafs dieselben die Mercurialsalbe bei Entzündungen membranöser, tendinöser und knochiger Gebilde zu wenig anwenden. Wir können versichern, dafs dies überall häufig, ja selbst zu häufig geschieht. Die Bestimmungen der Anwendung von warmen Fomenten, Breiumschlägen, Pflastern u. s. w. sind vortrefflich. Nach dieser allgemeinen Einleitung, folgen die speciellen Formen der Entzündungen.

Phlegmonöse Entzündung an verschiedenen Theilen des Körpers.

Rothlaufartige Entzündung. Der Verf. hat das Verdienst die eigenthümliche Form der rothlaufartigen Entzündung, welche die älteren Aerzte als phlegmonöses Erysipelas (Wiseman, Sydenham), die Engländer (Thomson, Hutchinson, Duncan) als *diffuse inflammation of the cellular tissue*, und die Franzosen (Dupuytren) als *phlegmon diffus* schildern, in einer klareren Darstellung uns mitgetheilt, und es in der Praxis nachgewiesen zu haben, wie nothwendig dort Fomentationen, Einschnitte, innerlich nach Umständen *tonica*, u. s. w. (Fordyce, Wells, Gilbert, Blane u. s. w.) sind. Es folgen dann Bemerkungen über *Furunkeln, Verbrennungen* u. s. w.

Entzündungen der Augen. Der Verf. ist auch jetzt noch überzeugt, dafs die sogenannte ägyptische Augenentzündung eine catarrhalische *blepharoblennorrhoe* und *ophthalmoblennorrhoe* sei, die aber durch das aus Aegypten herübergetragene Contagium einen eigenthümlichen Charakter erhalten habe.

Entzündung der Leistendrüsen, bubones. Rust widerräth die Bubonen, namentlich die idiopathischen zur Zertheilung zu bringen, da er in der Regel nach der Zertheilung derselben allgemeine *lues* und namentlich Rachengeschwüre habe erfolgen sehen (S. 63). Nach unseren vielfältigen Erfahrungen halten wir es jedoch immer für das Angemessenste und Zweckmäfsigste, alle möglichen Mittel anzuwenden, um die Zertheilung der Bubonen, sie seien primär oder sekundär, zu versuchen. Es läfst sich auch kein physiologisch-pathologischer Grund nachweisen, weshalb durch die Zertheilung einer Entzündungsgeschwulst, sie sei entstanden, wodurch sie wolle, als Folge dieser Zertheilung eine andere Krankheitsform (hier Geschwüre) herbeigeführt werden sollte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde von Dr. Joh. Nep. Rust.

(Schluſs.)

Ganz etwas anderes wäre es, wenn der Vf. behauptet hätte, daſs, wenn Bubonen sich leicht zertheilen lassen, man Verdacht auf eine bereits stattgefundene allgemeine Infektion haben könne, da es unter solchen Umständen wahrscheinlich sei, daſs, indem das ganze Lymphsystem mit dem syphilitischen Gifte imprägnirt wäre, ein erhöhtes Leben in den Lymphgefäſsen und so auch häufigerer und stärkerer Stoffwechsel in den Lymphdrüsen vorhanden sein könne; doch hat sich auch dies Letztere durch die Erfahrung bei uns keineswegs bestätigt, und wir sehen weit häufiger nach in Eiterung übergegangenen Bubonen sekundäre *Syphilis* entstehen, als in andern Fällen.

Entzündung der Hoden. Der Verf. warnt hier mit Recht vor kalten Umschlägen.

Entzündung der Venenhäute. Wir müssen bei diesem Kapitel unser Bedauern abermals wiederholen, daſs der Verf. sein Verfahren im Wiener Krankenhause zur Basis seiner Mittheilungen machte. Wie haben sich seit 20 Jahren die Beobachtungen über Phlebitis gehäuft und welchen Aufschluſs könnte uns Rust über diese Krankheitsform geben, während hier nur *ein* Fall mitgetheilt wird! Dasselbe gilt von der Unterbindung der Mutterpolypen (S. 262), wo Rust Siebold's Verfahren tadelt, dieselben mit der Scheere wegzunehmen, und es ferneren Beobachtungen anheim stellt, ob dies Verfahren besser, als die Unterbindung sei, während in der neuesten Zeit uns so viele Beobachtungen über das Abschneiden der Mutterpolypen von Dupuytren, Lisfranc u. s. w. vorliegen. Dasselbe gilt von der *amputatio colli uteri* (S. 290). Einige 90 Fälle, die z. B. Lisfranc hierüber mittheilt, sind doch wahrlich der Beachtung werth.

Eiterungen, mit den verschiedenen Arten von Abscessen. Des Verfs. Bemerkungen über das Empyem (er räth nach der Operation eine Röhre in der Wunde liegen zu lassen), seine Behandlung der Psoasabscesse, seine Bemerkungen über Geschwüre, über Mastdarmfisteln, über *Syphilis* u. s. w. enthalten so viele Eigenthümlichkeiten, daſs wir sie mit dem gröſsten Interesse und der gröſsten Belehrung gelesen haben.

Lymphabscesse. Rust erklärt sich auch jetzt noch für die Existenz von wahren Lymphgeschwülsten, d. h. wirkliche Lymphe enthaltenden Geschwülsten (S. 144). Der Streit darüber ist allgemein bekannt, und wird auch noch so lange fortdauern, als selbst noch über die Struktur der Lymphgefäſse, wie neulich Mojon nachgewiesen hat, manche Zweifel herrschen.

Blasensteine (332). Rust ist der Lithotritie nicht günstig, und setzt ihren Nachtheil durch mehrere Gründe auseinander. Sehr interessant wäre es gewesen, wenn Rust auch die Erfahrungen Souberbielle's über den hohen Steinschnitt, Dupuytren's Bilateralschnitt, wodurch bekanntlich der Blasenhals und die *prostata* ohne Gefahr weiter geöffnet und die Extraktion voluminöser Steine gestattet wird, einer strengen Kritik unterworfen hätte. Den Vorwurf übrigens, daſs durch die Lithotritie der Stein zerbröckelt werde (S. 337), was man beim Steinschnitte als Unglück ansähe, möchten die Anhänger der Lithotritie doch gewiſs dadurch beseitigen, daſs sie einwenden, daſs hier ja von einer unverletzten Blase die Rede sei. Heurteloup glaubt allerdings dem Civiale (S. 339) nachzuweisen, daſs von 48 durch die Lithotritie Operirten 8 gestorben seien; Double und Larrey geben das Verhältniſs selbst noch ungünstiger an; die Steinzermalmung scheint aber ein günstigeres Resultat zu liefern; von 28 Kranken verlor nach dieser Methode Leroy 3, von 38 Heurteloup nur einen — und so bedarf

auch diese Modifikation der Lithotritie noch einer genaueren Kritik nach dem Mortalitätsverhältnisse. Der Procefs darüber schwebt noch unentschieden vor dem *Institut de France*; übrigens giebt ja Dupuytren von 356 seit 10 Jahren in Paris und der Umgebung vollzogenen Operationen *des Steinschnittes* ein Sterblichkeits-Verhältnifs von 1 zu 5 : 6 an.

Brand der Gliedmafsen. Rust räth bei bestehendem Brande nie zu amputiren. Ob nicht in der Militairpraxis hier eine Ausnahme gemacht werden mufs? Die ausgezeichnetsten Militairchirurgen Hennen, Guthrie so wie Larrey, Dupuytren sind wenigstens ganz der entgegengesetzten Meinung. Wohl zu berücksichtigen ist der Brand, welcher auf Verletzungen von grofsen Blutgefäfsen folgt, und wo doch wohl die Amputation indicirt wäre. Die übrigen Aufsätze dieses Werkes als: *„Ueber Magnetismus und das magnetische Treiben in Wien"*. *„Ueber den Einflufs der Diät und des diätetischen Regimens auf Kranke"*. *„Ueber den klinischen Unterricht"* sind an verschiedenen Orten abgedruckt.

Mit grofser Sehnsucht sehen wir dem Erscheinen des 2ten Bandes entgegen, womit uns der Verf. recht bald erfreuen möge. Fricke.

XVII.

Giorgio Vasari, Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J. 1567, *aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben, von Ludwig Schorn. Erster Band, enthaltend der Originalausgabe ersten Theil. Mit* 30 *lithographirten Bildnissen. Stuttgardt und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.* 1832. 8.

Georg Vasari behauptet noch immer die erste Stelle unter den Schriftstellern, welche von den Kunstbestrebungen der neueren Zeiten melden, deren Principien zu entdecken, deren Maximen aufzustellen versucht haben. Mag man immerhin berichtigen, worin er gefehlt hat; allein, was als bewährt und wahrscheinlich zurückbleibt, wird man einräumen müssen, ist so bedeutend und weitumfassend, dafs es unerklärlich bleibt, wie dieser arbeitsame und vielbeschäftigte Künstler die Mufse habe gewinnen können, mit den verschiedenartigsten Stufen und Schulen der Kunst, mit den abweichendsten Eigenthümlichkeiten sich wohl bekannt zu machen, in deren allgemeinen Charakter tief einzugehn, eine Unermefslichkeit von Einzelnheiten aufzufassen und seinem Gedächtnifs tief einzuprägen. Auch erhöhen die wohlangebrachten Reflexionen, die Winke und Maximen des thätigen Künstlers den Werth seines Werkes, dessen poetische Seite, wenn auch minder geschichtlich, immer doch gefällig einschmeichelnd und mindestens voll allgemeiner Wahrheit ist. Ein solches Werk dem deutschen Leser zugänglich zu machen, war vormals ein (längst schon aufgegebener) Wunsch des Referenten, den er nunmehr durch fremden Fleifs in's Leben treten sieht und freudig begrüfst. Durch eigene Versuche mit den Schwierigkeiten bekannt, welche der höchst eigenthümliche Styl des Vasari dem Uebersetzer entgegenstellt, möchte er um so mehr das Verdienst vorliegender Leistung zu würdigen vorbereitet sein.

Die Eigenthümlichkeit der Schreibart des Vasari beruhet auf einer sehr ausgedehnten Anwendung von Participialconstructionen, Relationen und Partikeln. Kein anderer toskanischer Schriftsteller hat, meines Erinnerns, von diesen besonderen Vortheilen des italienischen Idiomes jemals in gleicher Fälle Gebrauch machen wollen. Nicht allein häuft Vasari die Zwischensätze in's Endlose, nein auch verbindet und knüpfet er, nach Art geschwätziger Berichtgeber und nach alleiniger Mafsgabe eben ihm aufsteigender Bilder und Erinnerungen, ohne Aufhören den einen Satz an den anderen. Bei minderer Biegsamkeit unserer Zeitwörter, gröfserer Armuth an Partikeln und vieler Schwerfälligkeit in den vorhandenen, werden deutsche Uebersetzer in Fällen dieser Art nicht immer so leicht sich zu helfen wissen, als der Verf. der uns vorliegenden Arbeit. Freilich scheint es dem Uebersetzer nicht alsobald durchaus gelungen zu sein. Er beginnt etwas schwerfällig, was indefs seinem Original, dessen erste Sätze ebenfalls ungelenkig sind, im allgemeinen Eindrucke ihn nur um so näher bringt.

„Durch die endlosen Verheerungen (eröffnet der Uebersetzer die erste Lebensbeschreibung, die des Cimabue), welche im Mittelalter das unglückliche Italien zu Grunde gerichtet hatten, waren nicht nur alle Kunstdenkmäler zerstört, sondern, was noch schlimmer war, es gab auch gar keine Künstler". — Wenn der Ueber-

setzer einmal sich entschlofs, von dem Bilde des Originales abzuweichen und für *infinito diluvio di mali*, Verheerungen zu setzen, so durfte er auch dem schwerfälligen, *zu Grund richten*, ausweichen, welches seine *Verheerungen* schon impliciren. Er hätte dafür sagen können: welche das arme (*misera* ist ganz unser Beileid bezeugendes *arm*, nie unglücklich, wofür *disgraziato*, *miserabile*, gebraucht wird) Italien betrafen. Auch war kein Grund vorhanden, in den Satz eine gedoppelte Construction einzuführen, um so mehr, da: *es gab auch gar keine Künstler*, das *speuto affatto il numero degli artefici* des Originales nicht richtig wiedergiebt. Vasari wollte ausdrücken, dafs jene Unglücksfälle (*mali*), welche im Mittelalter das arme Italien betrafen, nicht allein die Zerstörung vorhandener Kunstwerke zur Folge hatten, sondern auch eine gänzliche Unterbrechung der Kunstübung; welches letzte seine bekannteste Ansicht ist und aus dem Worte *numero*, für *serie*, ganz unzweideutig erhellt.

Vielleicht hätte der Uebersetzer, nach im Fortgang der Arbeit erlangter gröfserer Gewandtheit, die ersten Zeilen des Buches noch einmal hindurchnehmen sollen. Indefs ist er auf seinem Wege dem Original im Ganzen nur ähnlicher geworden; denn auch des Vasari erster Satz ist schwankend und sehr unregelmäfsig.

Ohne viel umher zu blättern, fast zufällig, fällt dem Ref. (S. 184 f. der Uebersetzung) eine Stelle in die Hand, welche beinahe wörtlich dem Original sich anschliefsend, doch zugleich im besten Sinne deutsch bequem, und ohne irgend einigen Sprachzwang abgefafst ist. „Während (heifst es dort) die beiden Meister (Agostino und Agnolo von Siena) zu Bologna arbeiteten, trat der Po zu gröfstem Verderben des Gebietes von Mantua und Ferrara ungestüm aus seinem Bette, wobei mehr als zehntausend Menschen umkamen, und das Land viele Meilen umher verwüstet wurde. In solcher Noth (glücklich für das: *è che perciò* des Or.) fragte man Agostino und Agnolo um Rath und sie fanden Mittel, jenen furchtbaren Strom in seine Grenzen zurückzuführen, indem sie durch Dämme und andere zweckmäfsige Schutzwehren ihn einschlossen; *da*durch (hier möchte *wo* mehr im Charakter sein) erwarben sie sich vielen Ruhm und Nutzen (Vortheil?); denn sie wurden nicht nur sehr gepriesen, sondern erhielten auch von den Herrn zu Mantua und Este reichliche Belohnungen". Nichts kann der Schreibart des Vasari ähnlicher sein, als diese Stelle, welche übrigens nicht etwa sich auszeichnet, und blofs in der Absicht ausgehoben ist, den allgemeinen Ton der Uebersetzung anschaulich zu machen.

(Der Beschlufs folgt.)

XVIII.

Samachschari's Goldene Halsbänder. Als Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch von Joseph v. Hammer. Wien. Gedruckt bei A. Straufs's sel. Wittwe. 1835. *X S. Zueignung und Vorrede*, 54 *S. Uebers.* 27 *Blätter arab. Text* 8.

So wie der zierlichen Lesewelt als Neujahrsgeschenke Taschenbücher und Kalender von mancherlei Form und Inhalt dargeboten werden: so beschenkt der rastlos thätige Hr. v. Hammer seine orientalischen Zunftgenossen mit einem Almanach (richtiger *Almanah*) d. i. Geschenk im eigentlichen Sinne, ermahnt in einer poetischen Zueignung die Orientalisten als „Glieder der goldnen Kette von Ostens Wiege bis zu Westens Bette" zur rüstigen Thätigkeit in dem Schachte der Wissenschaften des Orients, woher „das Licht quillt, defs wahrer Morgen uns vor dem falschen lügnerischen rette", und bietet ihnen auf dem zierlichen Umschlage als eine Aufmunterung, solche seltene Auszeichnung gleichfalls zu erstreben, die Abbildung der Decoration des persischen Löwen- und Sonnenordens, so wie des osmanischen Ehrenzeichens, dar. Bekanntlich hat der kürzlich verstorbene Persische Schah durch die Verleihung seines Ordens sich dankbar erwiesen für die ihm von Hrn. v. Hammer gewidmete persische Uebersetzung der Betrachtungen des Marcus Aurelius über sich selbst (gedruckt Wien 1831. 8.); und das merkwürdige Diplom über diese Verleihung ist kürzlich in den Wiener Jahrbüchern persisch und deutsch mitgetheilt worden, so wie auch Hr. v. H. das persische Schreiben, mit welchem jene Uebersetzung dem Schah überreicht worden ist, in zierlichen Abdrücken vermittelst der neuen Wiener Nesthalikschrift (7 Seiten 8.) bekannt gemacht hat. Mit eben dieser gefälligen Schrift ist der arabische Text der أطواق الذهب des Samachschari gedruckt, und wir haben an dieser sonst sehr schönen Schrift nur auszusetzen, dafs sie hin und wieder durch überflüssige Linien das Lesen erschwert. So wird man Bl. 2 *recto* Z. 10 auf dem ersten Anblick lesen وفكسكت, was وفككت heifst, indem die krumme Linie zwischen den beiden كك ein س anzudeuten scheint; und Bl. 26 *recto* Z. 8 wird man versucht, statt التخيير zu lesen التحيير.

Von den 25 Werken des Samachschari, eines Dichters, welcher zu Samachschar, einer Stadt von Chowarism, im Jahre d. H. 467 (Chr. 1074) geboren wurde und im J. 538 (Chr 1144) zu Dschurdschanieh oder Kurkåndsch am Oxus starb, ist bis jetzt aufser einigen Versen, welche Ibn Challikan in der von Hamaker (*Specimen Catalogi codd. mss. orient. Biblioth. Lugd. p.* 118 ff) herausgegebenen Biographie des Dichters mittheilt, nur die von Samachschari mit Scholien versehene Sentenzensammlung gedruckt, welche den Titel führt: *Elkelimu Ennewabigu*, d. i. die

aufquellenden (oder wie es der Scholiast erklärt, beredten) Worte, und von Heinrich Albert Schultens (Lugd Bat. 1772. 4.) mit lateinischer Uebersetzung und jenen arabischen Scholien ans Licht gestellt worden ist. Um so verdienstlicher ist diese zierliche Ausgabe der goldnen Halsbänder jenes berühmten Dichters, welcher von den Arabern mit dem ehrenvollen Beinamen „der grosse Imam (*Elimâm Elkebir*)" bezeichnet wird. Früherhin hatte Hr. v H. in den Fundgruben des Orients einige Bruchstücke dieses kleinen Werks mitgetheilt.

Die Vorrede giebt eine kurze Nachricht über die Werke des Samachschari und die Handschriften und Hülfsmittel, welche dem Herausgeber für diese Ausgabe zu Gebote standen, so wie eine Rechtfertigung der beigefügten deutschen Uebersetzung, in welcher der Reim, die Allitterationen und Wortspiele des arabischen Originals, so weit als es möglich war, nachgeahmt worden sind; ein Unternehmen, welches um so schwieriger ist, als in den arabischen Werken dieser Art der Reim und die Allitteration den Gedanken beherrschen, statt demselben nur sich anzupassen, und den Uebersetzer veranlafst hat, seinen Text mit einer sehr ausgedehnten Freiheit zu behandeln. Hr. v. H. setzt, indem er S. 9 der von Hamaker herausgegebenen Biographie des Samachschari erwähnt, hinzu: „es sei dieselbe von diesem Herausgeber nicht ohne ein Paar wichtige philologische Irrthümer übersetzt worden." In der beigefügten Note wird als Einer dieser Irrthümer das Wort جاون (*dschâwin*) angeführt, welches von Hamaker durch Krücke übersetzt und mit dieser Bedeutung von Freytag in sein arabisches Wörterbuch aufgenommen worden ist, weshalb auch dieser eine Zurechtweisung erhält. Hr. v. H. meint, dafs dieses Wort nichts bedeute, und will معاون (d. i. Hülfe, was doch wohl richtiger اعانة, معانة oder عون heifsen würde) gelesen wissen; wir können aber versichern, dafs in den beiden Handschriften des Ibn Challikan, welche die hiesige Königliche Bibliothek besitzt, جاون ganz deutlich gelesen wird; und eben so stimmen diese beiden Handschriften mit den von Hamaker gebrauchten drei Leidener Manuscripten in der Lesart مقدمة الاداب zusammen, welche Hr. v. H. gleichfalls als einen Irrthum rügt und in مقدمة الادب zu verbessern räth.

Die 99 Sprüche (مقالات), aus welchen die goldnen Halsbänder bestehen, enthalten Ermahnungen zur Ausbildung des Geistes durch Unterricht, zur Demuth, Sanftmuth, Selbstverleugnung u. s. w., so wie überhaupt Lebensregeln, gegründet auf Betrachtungen über die Vergänglichkeit der sichtbaren Welt und Beobachtungen über den Gang des menschlichen Lebens. Wir wählen als Proben Spruch 1 und 36, welche wir in einer wörtlichen Uebersetzung mittheilen und daneben zur Vergleichung die gereimte Uebersetzung unsers Herausgebers stellen.

Wörtliche Uebersetzung.	Uebers. des Hrn. v. H.
1. Nicht erniedrigt den Mann seine Dürftigkeit und Verwaisung, wenn ihn erhöht seine Frömmigkeit und Weisheit. Nicht erhöht ihn sein Reichthum und Geschlecht, wenn ihn erniedrigt seine Ruchlosigkeit und Unwissenheit. Die Weisheit, sie ist der Vater, ja vielmehr sie ist dem Verwundeten (statt der) Hände. Die Gottesfurcht, sie ist die Mutter, ja vielmehr sie ist bis zur Milch anhänglich. Darum bewahre deine Seele in ihrer beider Bewahrung, und kräftige deine Hände sie beide festzuhalten. Dann wird Gott dich tränken mit reichlicher Gnade und dich beleben mit seligem Leben.	Der Mann ist nicht erniedrigt, welcher arm und eine Waise, sobald er hoch steht, weil er fromm und weise, und es erhöhen ihn nicht Reichthum und gutes Haus, wenn ihn erniedriget des Lasters und der Unwissenheit Graus. Die Wissenschaft ist der Vater, der die Wunden heilt, die Tugend ist die Mutter, die von der Milch auf Verwandtschaft theilt. Behüte deine Seele, um beide zu behüten, und strecke deine beiden Hände aus, um beide mit der Nadel zu treffen. Gott wird dich mit seinen reichsten Gaben tränken und dir seliges Leben schenken.

Wir bemerken bei diesem Spruche, dafs uns der Satz وفي الي اللبان اضم, welchen Hr. v. H. übersetzt: „die von der Milch auf Verwandtschaft theilt", sehr erheblicher Schwierigkeit zu unterliegen scheint. Der Ausdruck بغرزهما ist mit allzu grofser Berücksichtigung der von Golius mitgetheilten Glosse „*punxit acu*" übersetzt; das Verbum غرز bedeutet überhaupt *einstecken*, z. B. ein Schwert, eine Nadel, oder *einschlagen*, z. B. einen Nagel, und dadurch fest machen.

36. Gott möge niederstürzen auf seine Nase (eigentlich Nasenlöcher) denjenigen, welcher sich grofs macht mit seinen rühmlichen Thaten, weil oft es sind Gaukeleien, was die Menschen achten für rühmliche Thaten. Es spricht ein Mann: mein Grofsvater war ein gewisser (nehmlich groiser Herr) und ich bin Einer derer, die der Sultan (zum ersten Rang) erhob; und dennoch war sein Vater ein Knecht, einem der Rebellen zu niedrigem Dienste verpflichtet. Und derjenige, welchen der Sultan (zum ersten Rang) erhob, ist (dennoch) der zuletzt gestellte. Der von edlem Geschlechte — wer ausharrt im Staube (d. i. auf dem Kampfplatze) des Gehorsams (gegen Gott) überwindet ihn; und der Erhöhte — wer befestigt die Burg des Guten, kömmt ihm zuvor.	Gott stürzt den auf seine Nasenlöcher mit Gewalt, der mit seinen rühmlichen Eigenschaften prahlt; vielleicht ist jener, der vor den Menschen rühmlich gleifst, nur einer, welcher Possen reifst. Es sagt ein Mann: N. N. ist mein Ahn, ich gehe her vor dem Sultan, sein Vater war aber ein Rebellen-Unterthan, und wer der erste geht vor dem Sultan, ist oft der letzte; Mann; der wahre Adelige ist, dessen Schweifs in den Staub des Gehorsams fliefst, und dem gebühret des Vorritts Würde, welcher statt der Nase hochträgt des Guten Bürde.

Rec. mufs gestehen, dafs er den gröfsten Theil der gereimten Uebersetzung dieses letzten Spruchs nicht mit den arabischen Worten in Uebereinstimmung zu bringen vermag. In dem letzten Distichon vergleicht der arabische Text offenbar den Gehorsam gegen Gott und den tugendhaften Wandel mit einem Kampfe und einer Belagerung, in welchen der Gottesfürchtige und Tugendhafte den Sieg gewinnt und den Vorrang erstreitet vor dem, welcher nur durch Adel und Rang hochgestellt ist; in der gereimten Uebersetzung aber ist diese Vergleichung gänzlich verschwunden. Das Schlufswort des ersten Hemistichs, عرقة, welches Hr. v. H. übersetzt: „dessen Schweifs", scheint verschrieben zu sein, und wir schlagen vor, عركة zu lesen, wodurch, wie unsre Uebersetzung zeigt, ein leichter und natürlicher Sinn und ein vollkommener Parallelismus der beiden Hemistichen bewirkt wird. Die Anfangswörter der beiden Hemistichen والاصيل und والمقدم nehmen wir für *nominativi absoluti*. Das im letzten Hemistich vorkommende Wort قصبة ist das bekannte Kassabeh (gewöhnlich Kassaubah), d. i. Burg. Wir legen diese Erklärung jenes Distichon dem kundigen Uebersetzer zur Prüfung vor.

Auf die Genauigkeit des Drucks ist zwar grofse Sorgfalt gewandt worden; doch findet sich Blatt 2 des arabischen Textes *recto* زحرف für زخرف.

Wilken.

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Giorgio Vasari, Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J. 1567, *aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben, von Ludwig Schorn.*

(Schlufs.)

In seiner Vorrede verbreitet sich der Herausgeber über den Plan, den er befolgt hat. In der, mir scheint es, richtigen Voraussetzung, „dafs für deutsche Leser nur der historische Theil des Werkes eigentlichen Werth habe" schlofs er sowohl die allgemeine Einleitung, als die Abhandlungen über das Technische, endlich auch einige theils erst in den späteren Ausgaben hinzugekommenen Monographieen von seinem Werke ganz aus. Freilich dürfte man die erste, allgemeinste Einleitung wohl historisch nennen können. Allein in compilatorischen Arbeiten, denen nur das Urtheil Werth giebt, besafs Vasari bekanntlich seine Stärke nicht; und jene anderen mehr technischen Abhandlungen möchten nur etwa durch eine fortgehende Zusammenstellung mit älteren und neueren Kunden derselben Gattung diejenige Brauchbarkeit erhalten haben, welche den Schriften dieser Art allein Werth giebt. Einer solchen Arbeit aber, welche eigene Erfahrungen voraussetzt, durfte der Herausgeber sich entziehen wollen. Ihr möchten in unserem Zeitalter wenige gewachsen sein. Unter dem Weggelassenen aber schien dem Ref. nichts entbehrlicher, als jener Brief des Adriani an Vasari, welcher nur in sofern einiges Interesse anregt, als er den niedrigen Stand damaliger Kunstarchäologie in gewissem Sinne allein noch uns vor Augen bringt.

Vom Style des Vasari sagt der Herausgeber treffend: „ein gleichförmiger enthusiastischer Schwung geht durch seinen ganzen Vortrag, belebt durch die Wärme für die Sache u. s. f." Der Verdienste des Uebersetzers erwähnt er mit bescheidener Achtung und Werthschätzung. Seinen eignen kritischen Standpunkt drückt er in folgenden Worten aus.

„Als Vasari an die Besorgung der zweiten Auflage ging, war, wohl durch die vielleicht ihm selbst unerwartete Wirkung, die seine Arbeit hervorgebracht hatte, sein historisches Gewissen erwacht, weshalb er, in seiner Zueignung an Cosmus von Medicis, über seinen früheren Leichtsinn durch die Bemerkung sich zu rechtfertigen sucht, dafs er selbst nicht wisse, wie manche Dinge in jene erste Ausgabe sich eingeschlichen haben. Das Werk aber zu einem völlig historischen umzuarbeiten, alle die anmuthig erfundenen Einleitungen und Entwicklungsgeschichten, welche der Künstlernovelle nun einmal nicht fehlen durften, hinwegzulassen, und die Anführung der Werke eines Künstlers genau nach der Zeitfolge zu ordnen, lag weder in seiner Absicht, noch in seinem Vermögen, und so behielten seine Lebensbeschreibungen auch in dieser erweiterten und verbesserten Gestalt den romantischen Charakter und jene Mischung von Dichtung und Wahrheit, welche sie dem Unterhaltung suchenden Leser, ja besonders dem Künstler, der die Phantasie gern über die Geschichte walten sieht, so angenehm, dem Historiker aber zur schwierigsten Aufgabe macht".

Dieser Aufgabe nun, in wiefern und in wie weit der Herausgeber ihr habe genügen wollen, erklärt er auf den folgenden Seiten (XII. f.), deren Anführung Ref. entsagt, weil darin seiner eigenen Mitwirkung mit Gunst und Nachsicht erwähnt, er demnach in dieser Sache gleichsam Partei ist. Auf seinen Rath hatte der Herausgeber die breiten Anmerkungen der ital. Ausgaben gesichtet, die aufgenommenen abgekürzt, hingegen aus eigner und fremder Erfahrung Manches hinzugefügt, was theils für den Vasari überhaupt den Standpunkt feststellt, theils ihn im Einzelnen ergänzt, bestätigt, oder berichtigt. —

warmer Zuneigung und Ueberzeugung ergriffen hätten; wie es nicht anders sein konnte, da die Lehren, meistens in griechischer oder syrischer Sprache vorgetragen, die Bücher in diesen abgefafst, dem Volke dunkel blieben. So hing denn Volk und Adel noch an den alten Sagen, und eben das sieht er als Grund der Verderbnifs an. §. 33: „Und da sie sich ihrer Sagen- und Mährchenlieder zu Besorgung des Unterrichts bedienten, und an eben dies (den Inhalt derselben) Glauben hatten und sich beständig damit beschäftigten, mit Hafs und Neid in wechselseitiger Mifsgunst, grollender Feindschaft, wie man sich einander zerreifst und Jeder seinen Genossen und Bruder betrügt — so gaben Aergernifs die Geliebten den Geliebten, die Angehörigen den Angehörigen, Freunde den Freunden, Blutsverwandte den Blutsverwandten, Verschwägerte den Verschwägerten". Aber gerade aus diesen Sagen war das erste Buch entstanden und so enthielt Faustus das, was er den Griechen ohne Gefahr mittheilen konnte, weil es bei ihnen keine Wurzel fand, den Armeniern vor, um sie nicht in Versuchung zu führen.

Nachdem wir so Faustus den Griechen vindizirt, wollen wir hier nur kurz andeuten, welch Gewicht er als Quelle habe, weil wir ihn alsbald übersetzt und erläutert herauszugeben gedenken. In der Geschichte der armenischen Herrscher von Tirdats Tode bis zur Theilung des Reichs zwischen Persern und Griechen (384 n. Chr.) umfafst er eine der bedeutendsten Perioden der allgemeinen Geschichte Asiens. Interessante Verhältnisse treten in Armenien wie in Persien auf. Dort überwindet das Christenthum die letzten äufsern Spuren des frühern Glaubens. Aber innerlich wüthen die heidnischen Leidenschaften fort. Der Lehnsadel erneuert seinen alten Kampf gegen das Königthum, darin meistentheils von dem, fast erblich gewordenen, Patriarchenstuhl unterstützt, dem freilich die grauenhaften Laster der Herrscher geeigneten Vorwand zur Opposition geben. Noch ist das Land kräftig genug, den Anfall des grofsen hunnisch-mafsgothischen Völkerbundes im Kaukasus abzuschlagen, wodurch vielleicht dem Drange dieser Stämme die westliche Richtung gegeben wird. Doch die Perser werden verletzt, da zu dem alten Grolle der Arsaziden gegen die Sassaniden noch der neue der Christen gegen die Feuerdiener tritt; die Griechen nicht gewonnen; beiden Völkern dienen zu ihren Zwecken die innern Partheiungen. Mehrere Male wird das Land von dem jähen Abgrunde des Verderbens durch gewaltige Helden aus dem Feldherrnstamme der Mamikonier zurückgerissen; mit deren Tod endlich geht es als selbstständiges Reich unter. Diesem greisen Reiche gegenüber wird Persien indefs von seinem grofsen Könige, Sapor II., dem Zeitgenossen acht römischer Kaiser, dessen Regierung unser Schriftsteller ziemlich in ihrer ganzen Ausdehnung umfafst, mit neuem Jugendmuthe belebt. Es betritt den verlafsnen Eroberungspfad; nach allen Weltgegenden wird Fehde erhoben, gen Ost namentlich gegen die Chuschanen *) in Balch; das Christenthum, früher wohl gar begünstigt, mufs jetzt, als Staatsreligion des Feindes, Verfolgungen erleiden; zwei Hauptzwecke endlich gelingen, die an Diokletian abgetretenen Provinzen werden zurückgewonnen, Armenien unterjocht. Alle diese Verhältnisse berichtet unser Autor, bald kürzer, bald ausführlicher, doch, wie es seine Zeit mit sich bringt, vermischt mit mancherlei Fabeln, oft auch mit Fehlern. So z. B. wenn er den Krieg des Galerius gegen Narseh, in dessen Details er jedoch genau mit den Römern übereinkommt und sie gut erläutert, (vergl. p. 55. mit *Eutrop. IX*, 15. und *R. Fest. breviar. C. XVII.*) vierzig Jahre später setzt.

Aber noch in einer andern Rücksicht ist Faustus von der gröfsten Wichtigkeit. Die Chronologie der armenischen Geschichte liegt nämlich gewaltig im Argen; so sehr, dafs derselbe König, Arschak II., nach *Mos. Chor.* von 364—394 n. Chr., nach Tschamtschean, dem neuesten Historiker Armeniens, von 363—380, nach St. Martin von 341—370 regiert. Dies rührt vorzüglich daher, dafs Moses, dem die späteren Armenier vorzugsweise gefolgt sind, von der Wurzel an dadurch zu einer falschen Chronologie verleitet ist, dafs er die Thronbesteigung der Sassaniden um 20 Jahr zu spät setzt. Dieser Meinung pafst er alle Data an, vergleicht sie ihr gemäfs mit den Jahren der römischen Kaiser, oft sogar, wo er aus Faustus Fakta entlehnt, schiebt er ihnen ganz falsche Motive unter, um sie mit Ereignissen, die nach seiner Theorie gleichzeitig sind, in Verbindung zu setzen. Schlagend beweist das *Mos. III*, 14. mit *Faust. III*, 12 verglichen. Faustus nun, obgleich an chronologischen Daten arm, giebt uns doch die wichtigsten Aufschlüsse über die Zeit, weil er die Thatsachen unbefangen von einer Theorie niedergeschrieben, so dafs die Uebereinstimmung mit den Occidentalen, namentlich Ammianus, klar hervortritt. Von diesen chronologischen Resultaten in einem Excurs zur Uebersetzung des Faustus.

Otto Wilmans.

*) Diese Chuschanen sind gewifs die Euseni (vielleicht Cuseni zu lesen) des Ammianus (XVI, 9. vergl. mit XIV, 3. und XVII, 5.), vielleicht die Usuns der Chinesen. Sie benutzten die Minderjährigkeit Sapors II, um sich Balchs zu bemächtigen (s. auch Mirchond und die andern Perser), blieben fortan furchtbare Gegner der Sassaniden und wurden in der Mitte des 5ten Jahrhunderts von den Zephthaliten überwältigt, deren Fürst daher auch Chuschnowaz heifst, d. i. Chuschenzwinger, nicht, wie Malcolm aus dem Neupersischen erklärt, *the Bountiful Monarch*. Die *Chionitae* bei Ammian erklären sich dadurch, dafs auch die Chuschanen bei den Armeniern als Hunnen betrachtet werden.

№ 21.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XX.

Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri, Rect. u. Prof. am Gymn. zu Bern. Vierte durchaus verbesserte u. grofsentheils umgearbeitete Ausgabe. Zürich, 1832. *bei Orell Füfsli u. Comp. VIII.* 444. *Fünfte unveränderte Ausgabe* 1834. 8.

Mit dem Inhalte des vorliegenden Buches bekannt zu machen, Einzelheiten lobend oder tadelnd herauszuheben und seinen Werth im exegetischen und dogmatischen Gebiete anzugeben, ist nicht mehr nöthig, da dasselbe durch mehrjährigen Gebrauch sich bereits rühmliche Anerkennung verschafft und eine gute Probe bestanden hat. Nach einer solchen Bewährung bleibt für die Beurtheilung nur noch die Frage übrig, ob das Werk in seiner neuen Ausgabe wirklich eine wesentliche Umgestaltung erfahren, und wenn das der Fall ist, in welchem Principe es gegenwärtig wurzelt, wie vermittelst desselben der Gegenstand sich entwickelt und in wie weit die gewählte Form dem aufgenommenen Inhalte entspricht? Die äufseren Hülfsmittel sind, wenn man von den beachteten Leistungen einiger neuer Exegeten absieht, der Hauptsache nach dieselben geblieben, so dafs von dieser Seite her keine bedeutsame Umänderung geschehen sein kann, höchstens eine theilweise Erweiterung und genauere Berücksichtigung des äufseren Materials, welches indefs nicht sowohl in qualitativer als in quantitativer Hinsicht bemerkbar ist. Einige exegetische Verbesserungen und gelehrte historische Bemerkungen mehr oder weniger können den inneren Charakter nicht ändern, wie es auch Vorr. p. VI. heifst, dafs „die äufsere Vergröfserung an sich nur etwas Zufälliges und Unwesentliches" sei. Vielmehr mufs die wesentliche Umbildung des Buches in einem Fortschritte des theologischen Bewufstseins, in einem höheren wissenschaftlichen Standpunkte, von welchem aus der Gegenstand betrachtet und dargestellt wird, sich kund thun, und in der That nach dieser inneren Seite hin unterscheiden sich die früheren Ausgaben und diese letzte unverkennbar von einander. Der verewigte Verf. hat in dieser mit unbefangener Freiheit geschehenen Fortentwicklung bewiesen, dafs er, unbekümmert um den Beifall der parteiischen Menge, gewissenhafte Bestrebungen hegte und dafs es ihm im Dienste der Sache mit wahrhafter Selbstverläugnung nur um Förderung derselben zu thun war, wodurch er dem Geiste der Wissenschaft ein treues objectives Zeugnifs abgelegt und sich selbst das schönste unvergängliche Denkmal gesetzt hat. Allein von Seiten des gelehrten Publicums hat es an solchen nicht gefehlt, welche den geschehenen Fortschritt sehr übel aufgenommen und wenn gleich nicht öffentlich doch bei anderen Gelegenheiten das Werk in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit mit blinder Parteisucht zu verketzern gesucht haben. Und worin liegt wohl der Grund davon? Jene Stufe der theologischen Einsicht, auf welche sich der Hingeschiedene zuletzt erhoben hatte, ist diesen parteiischen Anfeindern ein im Grunde völlig unbekanntes Gebiet, weil es sich auf demselben nicht um Notizenkenntnifs, sondern um wissenschaftliche Gotteserkenntnifs handelt; sie kennen aber die Theologie nur in begriffloser Zerrissenheit und flacher Aeufserlichkeit, bleiben mehr oder weniger in den Gegensätzen des Rationalismus und Supernaturalismus stecken oder agiren als Parteigänger zwischen beiden, und wo sie über diese Gegensätze hinaus ein ernstes Streben nach dem Begriffe der Sache wittern, da sehen sie mit unglaublicher Selbstverblendung in dem Gegner ihrer Einseitigkeiten einen Feind der Wahrheit, von der sie doch, da dieselbe als unbegreiflicher Schatz im unmittelbaren Gefühle verschlossen bleiben soll, nichts an-

zugeben vermögen. Im Grunde wollen sie auch weiter nichts als recht ausführliche Sachregister, welche Jeder nach seinem beliebigen Gutdünken so oder so einrichten kann, und wer ihrem lieben Ich diese behagliche Willkür, diesen subjectiven Kitzel zu nehmen sucht, indem er den Gegenstand auf naturgemäfse Weise sich frei entwickeln läfst, gegen den ziehen sie augenblicklich mit lieblosem Fanatismus zu Felde. Doch reden sie viel von wissenschaftlicher und systematischer Durchdringung des Gegenstandes, die aber gerade nur bis zu dem Punkte sich erstrecken darf, wo das Wissen mit dem Nichtwissen, die Nothwendigkeit mit der Willkür, das Begreifen mit dem unbegriffenen Wesen noch vollkommen identisch ist und bleibt, ja was über diesen geistigen Null- oder Gefrierpunkt hinausgeht, um wo möglich dem Begriffe der Theologie und Wissenschaft zu genügen, das wird, bei allem sonstigen gelehrten Interesse und trotz der christlichen Liebe, nicht nur mit Gleichgültigkeit ignorirt, sondern sogar mit Ignoranz aus Herzensgrunde gehafst und mit Gehässigkeit nach Kräften verunglimpft. Wäre es dem seligen Verf. um den Beifall solcher Theologen zu thun gewesen, so müfste er vor allen Dingen nicht auf innere Umbildung, sondern lediglich auf äufsere Bereicherung bedacht gewesen sein, von dem einmal betretenen Standpunkte ja nicht abgehen und am allerwenigsten den speculativen Geist als Princip seines theologischen Wissens durchleuchten lassen; denn von einem in der Theologie, wie in der Religion, lebendigen absoluten Principe, welches Object und Subject, Sein und Denken als eigne innere Momente in sich begreift und daher vollkommen aussöhnt, wollen sie überhaupt nichts wissen, weil mit demselben die getrübten Vorstellungen ihres subjectiven Gefühls und die einseitigen Reflexionen ihres abstracten Verstandes, auf welche die Laune und Willkür ihre begrifflosen Producte stützt, sich nicht vertragen. Wenn nun aber schon in der Exegese zur gerechten Würdigung der biblischen Wahrheiten ein durchgebildetes theologisch- dogmatisches Bewufstsein neben den sprachlichen und geschichtlichen Kenntnissen erfordert wird, um wie viel mehr ist die durch das Wissen vermittelte Gewifsheit der offenbar gewordenen Wahrheit da von Nöthen, wo das Ganze eines reichhaltigen Lehrbegriffs in seinem unendlichen Gehalte und innerem Zusammenhange genetisch dargestellt werden soll? Wenn freilich die biblischen Lehren, gleichviel, ob unter rationalistischen oder supernaturalistischen Voraussetzungen, nur wie historische Data betrachtet und höchstens mit kritischen Seitenblicken, aber ohne wahrhafte wissenschaftliche Ergründung, so nach Lust und Belieben neben einander aufgestellt werden, wie kann da von einem in der organischen Selbstbestimmung der Sache sich entfaltenden Principe, von einer nothwendigen Methode noch die Rede sein? Soviel wird indefs dem unbefangenen Menschenverstande schon einleuchtend sein, dafs die christlichen Glaubenspunkte und Lehrbestimmungen, wenn es ihnen an dem für die Erkenntnifs nothwendigen eben so objectiven als subjectiven Principe, d. h. an dem die Wahrheit seienden und wissenden absoluten Geiste fehlt, auch nicht mehr Bedeutung haben als andere historische Thatsachen oder Meinungen, ja noch viel weniger, wenn sich von diesen letzteren eine für die Gegenwart wie für die Vergangenheit allgemeine Gültigkeit aufzeigen läfst, wenn sie also begreifliche und begriffene Wahrheit enthalten. — Der verewigte Verf. bezweckte von Anfang an nicht nur eine historisch-exegetische Zusammenstellung der einzelnen Paulinischen Lehrbestandtheile, sondern gleich sehr eine dogmatische Entwicklung des inneren Verbandes derselben sowohl unter sich als auch überhaupt mit dem christlichen Gottesbewufstsein, und deshalb hatte sein Buch schon in den früheren Ausgaben einen dogmatischen Grund und Boden, auf welchem die ganze Darstellung beruhte. Aber es blieb da zwischen dem Objecte und Subjecte ein mit selbstloser Wahrheitsliebe tief gefühlter herber Widerspruch, dessen Ueberwindung erst in dieser letzten Ausgabe geschehen ist. Der frühere dogmatische Standpunkt war nämlich empirisch-psychologischer Natur, da gewisse Erfahrungen, welche das Ich im religiösen Abhängigkeitsgefühle von seinen Gemüthszuständen gemacht zu haben vorgiebt, oder Reflexionen über die durch Gott angeregte Frömmigkeit, kurz sogenannte Thatsachen des frommen Selbstbewufstseins das Princip ausmachten und zum normalen Bestimmungsgrunde der biblischen wie der kirchlichen Lehre dienten. Gegen Supernaturalismus und Rationalismus verhält sich dieser Standpunkt zwar negativ, ist aber keineswegs darüber erhaben, sondern bleibt zwischen beiden in steter Schwebe, indem er den ersteren seines objectiven biblischen Inhaltes entledigt und den letzteren durch dialektische Reflexionen überragt, aber andererseits doch nur das unmittelbare Gefühl mit Rücksicht auf Bibel oder Kirche

zum Gegenstande und Inhalte seines reflectirenden Verstandes macht und diesen in verstandesmäfsige Reflexionen eingekleideten Inhalt für den allgemein christlichen ausgiebt, wodurch das im göttlichen Geiste wurzelnde absolute christliche Princip in ein durchaus subjectives umgewandelt wird. Die Subjectivität bildet stets den Ausgangs- Mittel- und Endpunkt; von ihr aus wird über die einzelnen Glaubenspunkte reflectirt und das endliche Sein des Menschen auf das in unbegreiflicher Substanzialität abgeschlossene unendliche Sein Gottes bezogen, so dafs beide Seiten ungeachtet der gegenseitigen Beziehung doch stets von einander geschieden bleiben. Gott und der Mensch schliefsen im innersten Grunde ihres Wesens einander aus; beide sind in dem Abhängigkeitsgefühle des Menschen als verschiedene, jeder für sich gesetzt und während dieser über die Schranken seiner Individualität und Subjectivität nicht hinaus kann, bleibt jener hinter aller Objectivität und Subjectivität ruhig in sich verborgen und kann daher im eigentlichen Sinne eben so wenig sich selbst wie der Menschheit Gegenstand sein, sondern wirkt nur aus seinem fernen dunklen Urgrunde auf diese ein, welches im Abhängigkeitsgefühle empfunden und in den Reflexionen darüber gewufst wird. Hierbei bleibt aber stets die fixe Voraussetzung, dafs wir von Gott in seiner unendlichen Wesenheit oder Substanzialität nichts wissen können, weshalb z. B. die göttlichen Eigenschaften nicht als in Gott wirklich seiende unendliche Bestimmtheiten, sondern nur als Beziehungen betrachtet werden, welche wir in unserem subjectiven Abhängigkeitsgefühle von ihm machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXI.

Stuttgartiae et Tubingae, sumptibus I. G. Cottae: Flora Brasiliensis, seu Enumeratio plantarum in Brasilia tam sua sponte quam accedente cultura provenientium, quas in itinere auspiciis Maximiliani I. Bavariae Regis annis 1817 — 1820 *peracto collegit, partim descripsit, alias a Maximiliano Ser. Principe Widensi, Sellovio aliisque advectas addidit, communibus amicorum propriisque studiis secundum methodum naturalem dispositas et illustratas edidit C. F. Ph. de Martius. Vol. I. Pars prior. Algae, Lichenes, Hepaticae. Exposuerunt Martius, Eschweiler, Nees ab Esenbeck.* 1833. *IV und* 390 *S. gr.* 8.

Ein Werk, wie das hier anzuzeigende, durfte bei seinem Erscheinen auf eine gewisse Theilnahme rechnen. Der berühmte Herausgeber, der selbst Brasilien auf Geheifs und mit Unterstützung seiner Regierung bereist und eine reiche Sammlung von Pflanzen zurückgebracht hat, will in demselben die erste vollständige Aufzählung und Zusammenreihung dessen versuchen, was bisher von der fast überschwänglichen Pflanzenfülle Brasiliens bekannt geworden. Durch die Gnade des Hohen Ministerii der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin und unter freundlichem Mitwirken der Vorsteher des Königl. Herbarii, durften die höchst bedeutenden Vorräthe brasilischer Pflanzen, welche dieses Herbarium besitzt, und worunter vorzüglich die Selloschen Sendungen von grofser Wichtigkeit sind, bei dieser Arbeit benutzt werden; das Herbarium Sr. Durchlaucht des Prinzen *Maximilian von Wied*, jetzo im Besitze des Herrn *von Martius*, lieferte viele, bisher nur von diesem Reisenden aufgefundene Pflanzen; von andern Privaten wurden anderweitige Beiträge theils zugesichert, theils freundlichst dargebracht; ja, man durfte sich sogar auf die wichtigsten Mittheilungen aus den Kaiserlichen Sammlungen zu St. Petersburg Hoffnung machen, und von dem K. K. Brasilischen Herbarium zu Wien eine in *dem* Maafse vorrückende systematische Bekanntmachung erwarten, dafs auch dieser Theil in die *Flora Brasiliae* eingehen könnte, wodurch dann eine ziemliche Uebersicht gewonnen und künftigen Reisenden, wie den inländischen Botanikern selbst, eine Grundlage weiterer Forschungen vorbereitet werden konnte. Gleichgesinnte Freunde hatten sich zur gemeinsamen Bearbeitung des Werks verbunden, und der Unterzeichnete darf sich rühmen, nicht der Trägste unter den Mitarbeitern gewesen zu sein. Während der erste Band, durch Umstände im Fortgange gehemmt, einige Zeit stockte, erschien der, bis auf einen Anhang, ganz von ihm bearbeitete zweite Band, auch unter dem besondern Titel einer *Agrostologia Brasiliensis* (1829, 608 S.); und zwar dieser, die Gräser abhandelnde Theil in gröfserer Ausführung, als dem Werke überhaupt zugedacht war, weil manche wichtige, an neuen Entdeckungen besonders reiche Grasgattung nicht ohne vergleichende Beziehung auf andere, noch nicht hinlänglich geprüften, Gräser anderer Länder gehörig verstanden werden konnte.

Vier Jahre verflossen, ehe die Hemmungen, welche dem ersten Theile in den Weg getreten waren, hinweggeräumt werden konnten, und es erschien endlich im Jahr 1833 die *erste Abtheilung* desselben, welche die *Algen*, die *Flechten* und *Lebermoose* enthielt. Die *zweite Abtheilung* wird die *Moose* und die *Farenkräuter* Brasiliens beschreiben.

Was sich aber zwischen diese beiden Abtheilungen in Bezug auf die Art der Herausgabe einschob, will ich kurz berühren, ehe ich der vorliegenden ersten Abtheilung des ersten Ban-

des selbst näher trete. Die Verlagshandlung findet so wenig den erwarteten Ersatz ihrer auf dieses Werk verwendeten Auslagen, dafs sie keine Neigung bezeigte, weiter damit fortzufahren, es sei denn auf gemeinsame Kosten und auf getheilte Gefahr in Verbindung mit dem Herausgeber. Dazu ist denn auch Hr. v. Martius entschlossen, und so dürfte, wenn sich nicht noch andere vortheilhaftere Aussichten darbieten, die *Flora Brasiliae* künftig durch dieses, der Wissenschaft gebrachte Opfer einen sicheren und ungehemmten Fortgang gewinnen. Der Unterzeichnete hat eine Ehre darin gesucht, sich für die Herausgabe in gleichem Verhältnisse mit seinem Freunde verpflichten zu dürfen. Vielleicht hat auch der Absatz nur durch das langsame und in der Folge der Bände von Anfang an unregelmäfsige Erscheinen des Werkes gelitten.

Die erste Ordnung der Zellenpflanzen, *Algae*, von Herrn v. Martius bearbeitet, S. 1 — 50, von *Mertens* durchgesehen, kann, den Verhältnissen gemäfs, keinen besondern Reichthum entfalten; aber ein Botaniker, wie Hr. v. Martius, beachtet auf seinen Wegen Vieles, was Andern entgangen wäre; davon liefern die Land- und Süfswasser-Algen, — wie Flechten und Lebermoose, — den schönsten Beweis. Die geistreiche Einleitung zur Algenfamilie verdient gelesen zu werden. Eine *Observatio geographica* macht den Beschlufs. Beschrieben sind 79 Algenarten, nämlich 3 *Gelatinosae*, 17 *Filosae* und 59 *Frondosae*.

Es folgt nun die zweite Ordnung, *Lichenes*, von S. 51 — 293, von dem der Wissenschaft zu frühe entrissenen Dr. Eschweiler beschrieben. Die neuen, zum Theil sehr richtigen Ansichten, nach welchen der Verfasser diese Familie bearbeitete, und welche zunächst durch diese Arbeit in ihm angeregt wurden, sind unsern Lesern schon aus dessen *Systema Lichenum* bekannt. Nach denselben wird der Bau der Flechten in der Einleitung von S. 53 — 64 weiter dargelegt; eine auf S. 292 folgende Tabelle gewährt einen Ueberblick der Gattungen. *Manche* Gattungen und die *meisten* Arten sind neu und hier ausführlich beschrieben; auch enthält das erste Heft der *Icones selectae plantarum cryptogamicarum* von Herrn v. Martius schon eine Reihe der interessantesten Flechten Brasiliens in sehr schönen Abbildungen. Die *Observatio geographica*, von S. 281 bis zum Schlusse des Abschnitts, verfolgt die Flechten in allen Rücksichten, von ihrem verschiedenen Standorte an, nach den organischen oder unorganischen Massen, auf denen sie wachsen, bis zur allgemeineren Verbreitung über die Erde nach Höhen und Zonen. Im Ganzen finden wir 166 Arten verzeichnet, nämlich: *Graphideae* 48, *Verrucarinae* 30, *Trypethelinae* 20, *Parmelinae* 42 (worunter 29 *Frondosae*) und *Lecidinae* 26 (worunter 19 *Frondosae*).

Die dritte Ordnung, *Hepaticae* (S. 293 — 390) hat Nees v. Esenbeck bearbeitet, und sich dabei unter anderm gar mancher Beihülfe seines Freundes, Herrn Dr. Lindenbergs, des jetzigen Besitzers des Weberschen Herbarii, zu erfreuen gehabt. Die Arbeit war übrigens schon im Jahr 1826 vollendet und zum Druck abgeliefert; eine spätere nur für kurze Zeit vergönnte Revision konnte nur hie und da nachhelfen, nicht aber vollständig nachtragen, was dem Vf. bis dahin aus dieser Ordnuug an brasilischen Produkten weiter zugekommen war. Als neu darf man in diesem Abschnitte den Versuch betrachten, die Gattung *Jungermannia* in mehrere natürliche, habituell leicht aufzufassende Gruppen einzutheilen, — einen Versuch, der bei Kennern der Familie Beifall gefunden hat, und, wie fortgesetzte Untersuchungen lehren, die typischen Grundlagen zu naturgemäfsen Gattungen liefert, in welche diese frühere Gattung, — vielleicht die artenreichste des ganzen Gewächsreichs, — künftig aufgelöst werden wird. Unter 79 hier aufgezählten Lebermoos-Arten befinden sich 39, die bis dahin noch unbekannt gewesen, und unter diesen sind viele von ausgezeichneter Gröfse und Schönheit.

Zu den in dem geographischen Anhange mitgetheilten Betrachtungen will ich hier eine kleine Anmerkung machen. Die Zahl der Lebermoose ist, seitdem die vergleichende Zusammenstellung derselben mit anderen Familien in jenem Anhange von mir versucht worden, durch zahlreiche Entdeckungen, besonders unter den Tropen der alten und neuen Welt, *im Ganzen* sehr gestiegen, aber das Resultat der *wichtigsten* Verhältnifs-Zahlen ist dennoch sowohl innerhalb der Familie selbst, als in Bezug auf diejenigen Familien, welche eine gewisse Beziehung zu den Lebermoosen verrathen, fast unverändert geblieben, weil überall die Entdeckungen in den entsprechenden Gegenden Schritt hielten. Dieses leuchtet insbesondere bei den Farenkräutern ein, die bekanntlich in ihrem Keimacte den tieferen laubigen Lebermoosen ähnlich sind, während nicht nur manche gröfsere, höher entwickelte Lebermoose im ganzen Aussehen den zärteren Faren sich nähern, sondern auch überhaupt im Gebiete der Lebermoose eine Tendenz zu *spiraliger Aestivation* nicht selten ist, z. B. bei der Gattung *Herpetium*, (wohin unsre *Jungermannia trilobata* gehört,) bei manchen *Jungermanniae asplenioideae*, bei der Gattung *Mastigophora* u. s. w.

Nun hat sich bei den gedachten Zahlenveränderungen, als Summen, das Verhältnifs der Lebermoose zu den Faren, = 1:5, nicht nur im Ganzen erhalten, sondern das *Resultat* ist auch dasselbe geblieben: dafs nämlich unter den Tropen, wo die *Filices* gegen die anderen Zonen vorherrschen, auch die Lebermoose dem erwähnten allgemeinen Verhältnisse zu denselben, wie 1 zu 5 am nächsten kommen oder es ganz erreichen; dafs das Verhältnifs jener zu den Faren im Fortschreiten durch die gemäfsigten Zonen beider Hemisphären, mit dem Sinken derselben, *nicht* aber in *absoluter Menge*, wächst, — gleichsam als könne die Erde sich im Produciren des Farenkrauts nicht mehr vollkräftig über die ins Gebiet der Lebermoose versunkenen Elementarkeime derselben erheben — bis sich endlich in der kalten Zone und auf Gebirgshöhen das Verhältnifs ganz umkehrt und die *Filices* zu den *Hepaticae* nur noch wie 1 : 2 oder 1 : 3 erscheinen. In Brasilien, wo Faren und Lebermoose, wie auf heimathlichem Boden, wohl gedeihen, steht auch das Verhältnifs der Lebermoose zu den Faren auf der hohen Stufe wie 1:2,5, welches beinahe einer Umkehrung des Verhältnisses beider Familien in den kältern Zonen der Erde entspricht.

Nees v. Esenbeck.

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri.

(Fortsetzung.)

Er ist über alle Bestimmtheiten und Unterscheidungen seines Wesens, wie über alle Gegensätze unendlich erhaben und doch soll er in mannigfacher Weise sich thätig erweisen; denn er ist die letzte Ursächlichkeit von Allem und wie er die Welt erschaffen hat und stets erhält, so erregt er in uns die frommen Gemüthszustände, durch welche wir unser endliches Sein von seinem unendlichen Wesen abhängig fühlen und unsere Bestimmung darin finden, daſs das Bewuſstsein allem Endlichen und Vergänglichen immer mehr entfremdet und lediglich von dem Abhängigkeitsgefühle durchdrungen werde, widrigenfalls wir der Sünde ergeben sind. Der Mensch ist nach diesem dogmatischen Systeme Gottes freies Geschöpf, und zu ihm in der ungetheilten Totalität seiner Eigenschaften, Aeuſserungen und Bestrebungen bleibt Gott in einer ursächlichen Beziehung stehen, aber ungeachtet seiner vernünftigen und sittlichen Anlagen ist er doch nichts weniger als Gottes Ebenbild, weil ja sonst Gott menschliche beschränkte Eigenschaften oder Kräfte und umgekehrt der Mensch eine göttliche Zuständlichkeit besitzen müſste, welches beides unmöglich ist! Auch von Christo kann man nicht sagen, daſs er in seinem Wesen und Wirken das vollkommne göttliche Ebenbild gewesen sei; denn er war in seinem Dasein wirklicher Mensch und die sogenannte Vereinigung der beiden Naturen oder gar die Communication der göttlichen und menschlichen Idiome in ihm gilt für eine sich selbst widersprechende Einbildung. Doch unterscheidet sich Christus dadurch von allen übrigen Menschen, daſs Gott ihn auf wunderbare Weise mit dem ungetrübtesten Gottesbewuſstsein ausgerüstet hat, so daſs man mit Bezug hierauf wohl sagen kann, sein innerstes Selbst sei ein Wohnen Gottes in ihm gewesen. Durch seine darin begründete göttliche Urkräftigkeit und sündlose Vollkommenheit ist er der Mensch, wie er nach dem göttlichen Schöpfungsplane eigentlich sein soll, ein unendliches Vorbild für alle Zeiten und Völker und hat als solcher auf die an ihn Glaubenden den segensreichsten Einfluſs. Diese von Liebe beseelten Gläubigen machen in ihrem durch Christum bedingten frommen Zustande die Kirche aus, werden von dem Bande einer höheren geistigen Gemeinschaft, von dem das kirchliche Leben durchdringenden Gemeingeiste oder heiligen Geiste umschlossen, und sind so in einem fortwährenden Streben begriffen, sich nach dem erhabenen Vorbilde Christi von der Welt immer mehr frei zu machen und nur von Gott abhängig zu fühlen, welches jedoch in seiner vollkommnen Realisirung der dereinstigen Verwirklichung einer ersehnten jenseitigen Zukunft anheimgestellt wird. — Wie nun ein aus solchen Grundelementen bestehendes System, demgemäſs Gott als die allerhöchste Abstraction trotz aller mannigfaltigen Thätigkeit in sich unterschiedslos verschlossen bleibt, der Sohn Gottes und der heilige Geist ihres absoluten Gott gleichen Wesens und Gehaltes entledigt erscheinen, der Mensch ungeachtet seines höheren Ursprunges und trotz der Versöhnung nicht in Identität, sondern nur in relativer wesenloser Beziehung zu Gott steht, das Ich mit dem subjectivem Inhalte seines Abhängigkeitsgefühles die Quintessenz des Ganzen ausmacht und was diesem subjectiven Gefühlsinbegriffe nicht entsprechen, den darüber angestellten dogmatischen Reflexionen nicht einleuchten will, ohne Weiteres schwinden muſs — wie ein solches System zu dem biblischen Principe und der darin begründeten Lehre sich verhält, darüber mag man vorläufig das Urtheil des seligen Verfs. anhören, der Vorr. p. VI. von dieser letzten Ausgabe im Vergleich mit den früheren sagt: „In der ersten Ausgabe war die Paulinische Theologie, na-

mentlich die Erlösungslehre, zu sehr aus dem Standpunkte der neuern, besonders der Schleiermacherschen Dogmatik beherrscht und daher der nationalen und persönlichen Eigenthümlichkeit des Paulus, überhaupt der damaligen Stufe der Entwicklung der christlichen Idee zu wenig Rechnung getragen. Zur Befreiung von dieser Einseitigkeit nun wurden schon in den folgenden Ausgaben einige Schritte gethan, indem das Besondere der dogmatischen Vorstellungen des Paulus mehr und mehr hervorgehoben wurde. Aber was erst dem Ganzen die rechte wissenschaftliche Haltung giebt, nämlich die Nachweisung des Allgemeinen im Besondern, des bleibenden Inhaltes in der zeitlichen Form, der Ideen, die den Vorstellungen und Bildern zum Grunde liegen, dies war noch immer zu wenig in's Licht gestellt worden. Die Aufgabe war nämlich nicht die, über die dogmatischen Vorstellungen der Apostel aus dem Standpunkt unserer Vorstellungen Reflexionen aufzustellen und jene etwa einer negativen Kritik durch diese zu unterwerfen, sondern an dem Faden der positiven Einheit der Idee festhaltend, jene subjectiven Formen der Auffassung als nothwendige Entwicklungsmomente der Idee zu erkennen. Für die biblische Dogmatik, in welcher Exegese und Dogmatik vereint sind, ist dies der einzige wissenschaftliche Standpunkt. Jedem Theile wird dadurch sein Recht gesichert. In der Exegese nämlich haben wir überwiegend die Richtung, die Subjectivität und Individualität der (ursprünglichen) Form zu erkennen, in der Dogmatik suchen wir die Identität und Wahrheit des Inhaltes; die Einheit beider Richtungen mit stetem Bewufstsein ihres Unterschiedes mufs also die leitende Idee in der biblischen Dogmatik sein". Neben der Mangelhaftigkeit des früheren Standpunktes wird in diesen gehaltvollen Worten zugleich das Charakteristische des gegenwärtigen bezeichnet und aus dieser letzteren Charakterisirung erhellt deutlich, dafs es dem seligen Verf. bei der vorliegenden Ausgabe vornehmlich darum zu thun war, den Paulinischen Lehrbegriff ohne alle fremdartige subjective Zuthaten oder klügelnde Reflexionen objectiv darzulegen, aber zugleich vom wissenschaftlichen Standpunkte des christlichen Geistes aus den darin begriffenen absoluten Gehalt herauszuheben, und so zwar die der bestimmten Zeit eigenthümliche Form schwinden, aber das aller Zeit angehörende Wesen in dem Begriffe oder der Idee unverletzt zur Erkenntnifs kommen zu lassen. Auf dem Grunde des früheren Principes wurde dagegen der biblische Lehrbegriff unter Kategorien des reflectirenden Verstandes kritisirt, nicht selten durch dialectische Winkelzüge in wesentlichen Bestandtheilen verflüchtigt, durch mikrologische exegetische Spitzfindigkeiten, angestellte Vergleiche, aufgedeckte anscheinende Widersprüche beeinträchtigt und mit vorausgesetzten dogmatischen Bestimmungen durchwebt; aber die aus solchen Vorkehrungen gewonnenen Resultate waren dann doch im Durchschnitt, je tiefer den eigenthümlichen Thatsachen des subjectiven Bewufstseins einverleibt, desto mehr dem objectiven biblischen Inhalte und absoluten geistigen Gehalte entfremdet, was jedoch der letzten Ausgabe nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, wie sich bei einer genaueren Beachtung der wichtigsten Lehrpunkte ganz augenscheinlich darthun wird.

Die Einleitung ist p. 9—12. durch einen Zusatz erweitert worden, der die Rechtfertigung des gewonnenen Ganges der Darstellung enthält, und schon hieraus ersieht man, dafs sich dem seligen Verf. die Nothwendigkeit einer nicht durch das Subject, sondern lediglich durch die Sache bestimmten Entwicklung aufgedrängt hatte, wenn gleich die äufsere Eintheilung noch der früheren gleich geblieben ist. Eine solche vorausgesetzte Eintheilung kann überdies ihre volle Rechtfertigung erst in der ausführlichen Sachentwicklung finden und nach derselben läfst sich auch erst ein gesichertes Urtheil über den willkürlichen oder nothwendigen Entwicklungsgang fällen. In dem zweiten Abschnitte des ersten Theils p. 24—35. wird nach der Schilderung des vorchristlichen in allgemeine Sündigkeit ausgearteten Zustandes das Verhältnifs der Adamitischen Sünde zur Sündhaftigkeit aller Menschen dargestellt, wobei zuerst das dogmatische Bewufstsein zum Vorschein kommt. In den früheren Ausgaben kam es über jenen Punkt unter exegetischen Erörterungen zu den Hauptbestimmungen, dafs die παράβασις oder das παράπτωμα des Adams eine Folge seiner Sündhaftigkeit war, dafs ferner seine göttliche Ebenbildlichkeit in der durch Verstand und Willen bedingten κυριότης bestand, sodann dafs der Tod, obwohl als Strafe für Adam, doch zugleich als natürliches Ereignifs betrachtet werden müsse, und dafs endlich die sogenannte Erbsünde in der Identität der menschlichen sündhaften Natur mit der des Adams wurzle. Hierin ist unverkennbar die besonders Röm. V, 12—19. ausgesprochene Vorstellung des Apostels nach der eig-

nen vorgefafsten Ansicht zu sehr modificirt, wogegen durch die in der letzten Ausgabe geschehenen Aenderungen die Lehre des Apostels reiner hervortritt und in ihrer individuellen Besonderheit dem Begriffe gegenüber schärfer bezeichnet wird. Der Sündenfall setzt als wirkliche Sünde oder Uebertretung nothwendig die Möglichkeit zum Sündigen voraus, welche in der Bestimmung des Menschen, frei zu werden oder sich selbst in Gott zum Wissen des Wahren und Wollen und Thun des Guten zu bestimmen, mit eingeschlossen ist; aber anderseits weiset auch die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur stets auf die wirkliche Sünde zurück, da jene ohne diese eine blofse Abstraction wäre und eben darin erweiset sich die Vorstellung, dafs die in der Menschheit nistende Sündhaftigkeit oder Erbsünde von dem Sündenfalle oder der Uebertretung des göttlichen Willens abhängig sei, als wahr. Was übrigens in dem Begriffe der Menschheit ein qualitatives Moment ausmacht, das wird in Adam, der die Menschheit bis auf Christum repräsentirt, als geschichtliche Thatsache vorausgesetzt. Die Sünde begreift nun als äufserste Spitze der dem Unendlichen sich entgegensetzenden Endlichkeit überhaupt die Seite der Beschränktheit, Nichtigkeit, Hinfälligkeit oder Sterblichkeit in sich, steht daher mit Rücksicht hierauf in innerer Beziehung zum Tode und spricht als gewufster und gewollter Gegensatz gegen das allein Ewige und Absolute gleichsam selbst das Todesurtheil über das abgefallene Endliche oder die sündige Egoität aus, welches in der typischen Person des Adams auf eine den Formen oder Anschauungsweisen der Vorstellung entsprechende Art ausgedrückt ist. Das Wesen des Menschen beruhet indefs keineswegs nur auf dieser negativen Seite der Endlichkeit und Sündigkeit, sondern im Gegentheil auf der positiven der göttlichen Ebenbildlichkeit, welches allerdings wohl in der κυριότης zusammengefafst werden kann, wenn anders diese in der Identität mit dem sie bedingenden Principe der Wahrheit und Heiligkeit, also in der Einheit mit dem göttlichen Geiste begriffen wird, welches in der letzten Ausgabe p. 32. geschehen, während in den früheren Ausgaben, gemäfs den damaligen dogmatischen Voraussetzungen, der Mensch, selbst in seinem ursprünglichen Wesen oder an sich, von Gott nicht blofs unterschieden, sondern gleich geschieden erscheint. Eben so wird dort das Böse, die wirkliche Sündenthat, nur durch die äufserlichen Reflexionskategorien der Lust und Unlust erklärt p. 32., wovon hier der tiefere Grund in der selbstischen Richtung des Willens, in der durch die Freiheit möglichen Eigenwilligkeit der Ichheit erkannt ist p. 48. Die frühere Darstellung des Verhältnisses zwischen dem νόμος und der δικαιοσύνη p. 34—42. wurde der Hauptsache nach darauf beschränkt, dafs der νόμος in seinen auf bestimmte Handlungen abzweckenden Geboten durch den Reiz der sündhaften Sinnlichkeit die Sünde vermittle und keine sittliche Gesinnung, keine freie Lust und Liebe zum Guten bewirken könne, sondern nur zur Erkenntnifs der Sünde führe und den Menschen stets unter dem Fluche lasse, weil er nämlich das Gesetz nie vollständig zu erfüllen vermöge. Die wissenschaftliche gründliche Erfassung dieser und anderer damit zusammenhängender Punkte sieht man in der neuen Umarbeitung p. 51—65., wo zunächst überhaupt der Standpunkt des Mosaismus dargethan, der Begriff des νόμος entwickelt und als erfüllt in dem πνεῦμα nachgewiesen wird, welches nämlich die wahre δικαιοσύνη in der Liebe realisirt. Das Innewerden des Widerspruches zwischen dem Gesetze oder Willen Gottes und dem selbstischen Willen oder Gott entgegengesetzten Treiben des Menschen hat reuige Zerknirschung und Erlösungsbedürftigkeit zur Folge, worin von Seiten des Menschen die Möglichkeit und Nothwendigkeit der wirklichen Erlösung begründet ist. Der hierauf folgende Abschnitt über die Erlösung durch Christum enthält das beste Zeugnifs von dem bedeutenden inneren Fortschritte des theologischen Bewufstseins im Verhältnisse zur Paulinischen wie überhaupt zur biblischen Lehre. In den drei ersten Ausgaben wurde durchweg nur eine negative Kritik an der Versöhnungslehre ausgeübt, um sie wo möglich nach Annullirung inhaltsschwerer Glaubenspunkte dem Verstande recht plausibel zu machen; als geschichtliche Thatsache trat die Erlösung wie die Menschwerdung gar sehr in den Hintergrund; zwar wollte Gott durch Christum die Menschheit sich versöhnen; aber das Thun und Leiden, Leben und Sterben hat doch nur eine relative, keine absolute Bedeutsamkeit, da er trotz seines liebreichen Wesens und Wirkens in fixirter subjectiver Einzelheit weder die Menschheit noch die Gottheit in ihrer unbedingten Allgemeinheit repräsentirt. Die Begriffe der Stellvertretung und Genugthuung sind „unbiblische Ausdrücke und beruhen auf Vorstellungen, die sich von den Meinungen der Juden von einem leidenden Messias herschreiben" (p. 68.); in gleicher Weise wird auch der

Versöhnungstod unter mancherlei Reflexionen dem christlichen Grunde entrückt. Denn von einem Opfertode soll nirgends die Rede sein, sondern die Bedeutung des Todes Christi ausschliefslich darin bestehen, dafs in Folge desselben, als der höchsten That der göttlichen Liebe, die Gläubigen zur Gegenliebe bewogen und durch ein ernstes Insichgehen in der Umwandlung ihres Herzens der Vergebung der Sünden versichert werden (p. 71—114.). Demnach wird alles Gewicht auf die subjective Seite der Gläubigen gelegt; Christus ist nicht das vermittelnde Versicherungsprincip, sondern gleich anderen welthistorischen Individuen lediglich ein Vorbild für seine Anhänger, und wenn gleich die besonders urgirte Liebe und Gegenliebe wesentliche Momente der Versicherung ausmachen, so fehlt es ihnen doch nach jener Darstellung an dem wahren inneren Einigungsbande, da ja Christus mit seinem aufserordentlichen Gottesbewufstsein, durch welches er sich als Sohn Gottes soll kräftiglich erwiesen haben, eine isolirte Stellung zur Menschheit hat und behält. Dafs hingegen der Gottmensch die Versöhnung in der That und Wahrheit objectiv vollbracht habe, und dafs dieselbe subjectiv gleichfalls nur durch ihn ihre ewige Verwirklichung in der Menschheit finde, diese christliche Centrallehre kommt zur vollen Anerkennung erst in der letzten Ausgabe. Denn hier wird auf biblischem Grunde wissenschaftlich dargethan, wie die Erlösung oder Aufhebung des bisher bestandenen sündigen Gegensatzes nur durch das Einswerden Gottes und des Menschen in dem Gottmenschen Jesu Christo zu Stande kommen konnte, und wie die erlösende Thätigkeit dieses Gottmenschen ihren Culminationspunkt in dem blutigen Kreuzestode erlange, wogegen Lehre und Beispiel, auf welche dort ausschliefslich das Augenmerk gerichtet wurde, zurücktreten müssen (p. 84 u. 85.). Der Paulinischen Lehre gemäfs ist von Gott der Tod Christi zu einem Sühnmittel gemacht, weil in demselben die göttliche Gnade und Liebe ihr Theuerstes dahingab, und eben darin die heilsbedürftige, reuige und gläubige Menschheit das sicherste Pfand der Vergebung der Sünden und der Aufhebung der Schuld und Strafe empfängt (p. 97—109.). Denn im Sinne des Apostels ist jener Tod Strafe der Sünde; da nun der Sohn Gottes, der Sündlose und Gerechte, am Kreuze gestorben ist, so kann er nicht für seine Sünden, sondern mufs für unsere Sünde gestorben sein, weshalb durch diesen die überschwänglichste Liebe Gottes beweisenden stellvertretenden und genugthuenden Tod Christi die Schuld und Strafe unserer Sünden aufgehoben ist, und die für Alle geschehene Genugthuung auch in der That den Einzelnen angerechnet wird, wenn sie in ihrem Denken, Wollen und Thun mit dem Erlöser eins, durch den Geist des Glaubens und der Liebe ihm eingepflanzt werden oder, vermittelst seiner, dem alten sündigen Menschen durch den Tod in der Sünde absterben und in dem neuen Leben der Heiligkeit und Gerechtigkeit an der Auferstehung des verherrlichten Sohnes Gottes wahrhaften Antheil erlangen (p. 110—131.). Somit ist die Versöhnung als objective Genugthuung für die gesammte Menschheit in dem, durch den Tod vollendeten, leidenden Thun und thätigen Leiden des Sohnes Gottes, in seinem unendlichen Gehorsam bis zum Tode vollbracht, und subjectiv wird sie in den einzelnen Menschen dadurch verwirklicht, dafs diese im Glauben und in der Liebe von Christo, dem versöhnenden Lebensprincipe sich durchdringen lassen und eben dadurch die geschichtliche Thatsache der Versöhnung ihrem innersten Wesen zu eigen machen (p. 133—135; vgl. p. 145. 215. und über den concreten Begriff der Versöhnung im Abendmahle p. 299 u. 300.). Nach diesem Begriffe der Erlösung und Versöhnung mufste natürlich die in den ersten Ausgaben der Paulinischen Lehre untergeschobene verstandesmäfsige Vorstellung von Christi Wesen und Würde bedeutende Modificationen erfahren. Es bedurfte früher aller kritischen und dialectischen Kunstgriffe, um wenigstens scheinbar den Leser glauben zu machen, dafs nach der Lehre des Apostels Christus ein mit höherem Gottesbewufstsein ausgerüsteter zur Stiftung des göttlichen Reiches bestimmter Mensch sei, dafs ihm ferner eine schöpferische Vermittlung zugeschrieben werde, da er und sein Reich die leitende Idee Gottes schon bei der Schöpfung gewesen sei, und dafs, wenn man von einigen aus Philonischen Ansichten erklärbaren Stellen absehe (Col. I, 13. f. Eph. III, 9.), sonst nirgends der Sohn Gottes mit dem Vater identificirt werde, da bei den Ausdrücken εἰκὼν τοῦ θεοῦ, ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων, εἶναι ἴσα θεῷ, ἐν αὐτῷ κατοικεῖ πᾶν τὸ πλήρωμα τῆς θεότητος u. ähnl. die Idee der Menschwerdung und Gottgleichheit unlösbare Schwierigkeiten erzeugen würde (p. 182—191.).

(Der Beschlufs folgt.)

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri.

(Schlufs.)

Der Grund hiervon lag indefs nur in dem damaligen Gesichtspunkte, mit dessen Aenderung auch die Paulinische Lehre in einem ganz anderen Lichte und natürlichen Zusammenhange sich dem unbefangenen Blicke darstellte. Es sind allerdings in der Paulinischen wie in der Johanneischen Lehre vom Sohne Gottes deutliche Anspielungen auf Philonische Logosansichten enthalten; aber im christlichen Lichte erhalten diese statt des abstracten Gewandes eine concrete Geistesform, der gemäfs alle frühere numerische Subordination schwindet und an deren Statt in verschiedenen Ausdrücken Christo eine „substantiell göttliche Natur" beigelegt wird, weil in ihm das verborgene Wesen Gottes als offenbares sich ungetrübt abspiegelt und sein Geist mit dem Geiste Gottes sich vollkommen identisch erweiset (p. 307—310.). An sich ist Gott ein der Menschheit verborgenes unbegreifliches Geheimnifs, welches jedoch in Christo für Alle enthüllt oder offenbar geworden; und demgemäfs wird nun der Kern der Paulinischen Lehre vom Sohne Gottes eben darin begriffen, dafs in demselben sich Gott erniedrigt hat, dafs seine Person mit dem Begriffe des ewigen λόγος identisch ist und dafs daher zwischen der göttlichen und menschlichen Natur in ihm eine wahrhafte Einheit besteht, wenn gleich er κατὰ σάρκα (aber nicht κατὰ πνεῦμα) auch von Gott unterschieden wird und werden mufs (p. 310—335.). In dem ewigen göttlichen Sein greift das Leben des Sohnes Gottes über den bestimmten Anfang und das Ende seines individuellen Daseins hinaus und was er in diesem für Alle möglich gemacht, das kommt vermittelst jenes zu seiner ewigen Verwirklichung oder subjectiven Aneignung in der Gemeinde, deren Haupt er ist und die er als solcher in allen, ihm wirklich angehörenden, Gliedern mit dem heiligen Geiste erleuchtend und beseligend durchdringt. Der Begriff des Geistes macht zwischen den früheren Ausgaben und der letzten noch einen vorzüglich bemerkenswerthen Differenzpunkt aus. Dort wurde das πνεῦμα mit beliebiger Abwechslung in den vagen Reflexionskategorien der geistigen Willenskraft (p. 30 u. 39.), des christlichen Gemeingeistes (p. 117.), einer abstracten Spontaneität (p. 140.) oder der wahren Richtung des menschlichen Lebens (p. 178.) u. a. gleichsam zersetzt, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sollte als Gemeingeist derer, welche in die Gemeinde Christi aufgenommen sind, die Identität der praktischen Gesinnung in dem durch Christum gestifteten und auf dem Glauben und der Liebe zu ihm beruhenden Gesammtleben sein (p. 177.), so dafs also in der formellen menschlichen Seite des πνεῦμα die absolut göttliche gänzlich darauf gehen mufs. Man behält da nur noch eine abstracte leere Form vom πνεῦμα übrig, wogegen hier in der letzten Ausgabe der christliche Inhalt und göttliche Gehalt in dem Begriffe desselben zur Erkenntnifs kommt; denn es ist der von dem göttlichen Geiste gestärkte menschliche Geist (p. 45.), das positive in dem Glauben und der Liebe wirksame Princip der Erneuerung und Beseligung, der die Gläubigen durchdringende Geist Gottes und Christi (p. 193. 194. 254 u. 255.) und die κοινωνία τοῦ ἁγίου πνεύματος ist die Identität des heiligen Geistes in dem durch Christum gestifteten und auf dem Glauben und der Liebe zu ihm beruhenden Gesammtleben (p. 295.). Demnach ist das πνεῦμα wahrhaft und wirklich der in der Gemeinde des Herrn wohnende, sie zur Wahrheit führende Geist Gottes, und hierbei ist noch besonders die p. 335. u. 336. folgende Beweisführung zu beachten, dafs nämlich der heilige Geist, ungeachtet seiner relativen Verschiedenheit vom Vater und Sohne, doch gleich sehr als identisch mit ihnen dargestellt werde, worauf als-

dann die dogmatische Rechtfertigung der christlichen Trinitätslehre gegen die deistische Reflexions- oder abstracte Verstandesansicht von Gott gestützt wird (336—341). Früher wurde so beiläufig bemerkt, dafs „in der Liebe, Erlösung und Heiligung das Eigenthümliche des Christenthums und das Wesen der richtig verstandenen Lehre von der Dreieinigkeit" liege (p. 138.), welches „für die populäre Darstellung" in der neuen Ausgabe zwar gebilligt wird (p. 228.), aber davon ganz abgesehen in seinen drei absoluten Grundformen wahrhaft theologisch an dem bezeichneten Orte entwickelt wird. Mag der Verstand immerhin all' seinen kritischen und dialektischen Scharfsinn gegen die Trinitätslehre aufbieten, soviel lehrt schon der oberflächlichste Blick in die biblischen Schriften, dafs daselbst Gott der Vater, der Sohn Gottes und der heilige Geist die drei mächtigen Träger des christlichen Glaubens und Lebens, der evangelischen Lehre und Liebe ausmachen, und dafs ihnen bei aller unleugbaren Unterscheidung doch eine gleich absolute Wesenheit und Wirksamkeit zugeschrieben wird. — Hätte der selige Verf. in den ersten Ausgaben seines schätzbaren Werkes mit eben so unbefangenem, freiem Blicke, wie in der letzten die Lehre des Paulus im Auge gehalten, so würde sicher durch jenes dreieinige christliche Princip auch die äufsere Eintheilung oder Methode mehr bestimmt sein, welches nun aus Rücksicht gegen die frühere Form nicht geschehen ist. In der Anschauung und Darstellung des Apostels fallen als steter Refrain drei umfassende Beziehungen in die Augen, nämlich Gott in der vorchristlichen Zeit den Heiden und Juden gegenüber, Jesus Christus als Versöhner der Gottheit und Menschheit, und drittens er in seinem verherrlichten Sein und die Gemeinde oder der Geist Christi und die Kirche, wonach also gleichsam von selbst aus dem Gegenstande heraus die vorchristliche Zeit, sodann das Christenthum in der Persönlichkeit des Erlösers, endlich dasselbe in seinem kirchlichen von dem göttlichen Geiste beseelten Dasein sich als besondere Theile der Entwicklung darbieten. Wie aber diese Theile für das Ganze der Darstellung den einen Alles umfassenden Rahmen bilden, so finden in ihnen auch die einzelnen Abschnitte ihre naturgemäfse Stellung, indem in dem ersten Theile das Verhältnifs des Menschen vorerst zu Gott und seiner ursprünglichen Bestimmung, sodann zum νόμος und der δικαιοσύνη, darauf zur Erfüllung der Zeit und zur Erlösung, ferner in dem zweiten Theile der Erlöser in seiner unendlichen Wesenheit, versöhnenden Wirksamkeit und ewig lebendigen verklärten Persönlichkeit, endlich im dritten Theile die Gemeinde in ihrem göttlich-geistigen Urgründe und Principe, in ihrem von Glauben und Liebe erfüllten Dasein, in ihren Verheifsungen und Erwartungen — den Gegenstand der Entwicklung ausmachen. Doch diese äufsere Seite nebst einigen exegetischen Controverspunkten oder sonstigen in Frage stehenden Einzelnheiten kann füglich dahingestellt bleiben; das Werk zeugt augenscheinlich von einem wahrhaft biblisch-christlichen Gottesbewufstsein, umfassender Gelehrsamkeit und gründlicher theologischer Wissenschaftlichkeit. Um so mehr ist der schmerzliche Verlust seines Verfs. tief zu betrauern!

Steph. Matthies.

XXII.

Taschenbuch für die vaterländische Geschicht. Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang. München, 1833. Druck u. Verlag von Georg Franz. LIX u. 340 *S.* 12. *Desselben fünfter Jahrgang. Ebendas.* 1834. 392 *S.* 12.

So wie das von Hrn. von Raumer herausgegebene „historische Taschenbuch" das Band für Darstellungen und Abhandlungen bietet, welche, anziehende Stoffe verarbeitend, hinter gefälligeren Formen die wissenschaftliche Strenge verdecken; wie das „Taschenbuch für die neueste Geschichte" von Wolfgang Menzel den Uebergang bildet zu umfassender Schilderung der Zeitgeschichte, dergleichen uns in der fortgesetzten Bredow-Venturinischen Chronik des XIX. Jahrh. gegeben wird; haben die unter wechselnden Schicksalen des Herausgebers seit einer Reihe von Jahren erschienenen „Taschenbücher für die vaterländische Geschichte" des Hrn. von Hormayr ein nahes Verhältnifs zu den poetischen Leistungen des Tages, während sie doch zugleich für die allgemeine Geschichte des älteren Deutschlands und der früh in dessen Verband eingetretenen Länder ein Magazin eröffnen, dessen Reichthum kaum durch das mustergültige „Archiv für Geschichte, Statistik" u. s. w. desselben Gelehrten übertroffen wird. Diese Doppelheit der Interessen, „die Vaterlandsgeschichte durch die redende und

„bildende Kunst mehr und mehr zu popularisiren und „zu nationalisiren, aus dem Gedächtnifs in die Herzen „zu verpflanzen, auf den Toiletten nicht minder als auf „den Studierpulten einheimisch zu machen, durch die „Frauen auch der Jugend einzuflöfsen, und vorzugsweise „vaterländische Begegnisse, Grofsthaten und hervorra-„gende Männer durch die Ballade, Legende und Ro-„manze, in epischer und dramatischer Form, in der Hi-„storienmalerei und im Basrelief zu verewigen," und andererseits „das Quellenstudium durch Herausgabe neu „entdeckter Urkunden, Archivalacten, diplomatischer Cor-„respondenzen, Memorienbücher und Chroniken zu er-„weitern", erschwert die Beurtheilung des so heterogen Zusammengesetzten, und war wohl die Ursache, dafs die überraschende Fülle darin zu Tage geförderter historischer Züge dem wissenschaftlichen Leser in Norddeutschland weniger sich kund that. Ref. fühlt sich nicht berufen, über die dichterischen Bestandtheile des Taschenbuchs eine Stimme abzugeben; obwohl kein Feind der Muse, wünscht er doch seinerseits, dafs aus dem „vaterländischer Geschichte" gewidmeten, Werke die poetische Beimischung um so mehr ausgeschieden und eigenen Sammlungen zugewiesen werde, da er das Zeitbedürfnifs für erledigt erachtet, welches vor einigen und zwanzig Jahren die Vermittlung der Dichtkunst für die vaterländische Geschichte forderte. Die zweite Folge des Taschenbuchs begann nämlich im J. 1810, als die jüngsten Trauerereignisse nicht allein in jedem Oesterreicher, sondern in jedem Deutschen überhaupt einen Bankerutt des Nationalbewufstseins herbeizuführen drohten, und Kleinmüthige bereits sogar am Werthe vergangener That zu zweifeln anfingen. Nur damals konnte die Frage sich aufdrängen, ob denn Oesterreichs Geschichte so arm an wahrhaft poetischem Stoffe sei? was an und für sich kein Gebrechen wäre, wenn nicht in dem *einen* Zweifel ein *anderer* an dem würdigen Inhalte der Geschichte des Kaiserstaats überhaupt involvirt würde. Damals gereichte es den beiden Freiherrn von Hormayr und von Mednyanszky und ihren vornehmen dichtenden Mitarbeitern zu hohen Ehren, durch eine schöne Saat volksthümlicher Poesieen diesen niederdrückenden Wahn widerlegt und zur Wiedererweckung eines österreichischen Nationalgefühls geholfen zu haben. Dieser Erziehungszweck ist jetzt vollkommen erreicht: Oesterreich hat sich selbst wieder, und darf in ruhiger Beschaulichung vergangener Thaten und Leiden sich erinnern, ohne geflissentlich durch poetischen Farbenschimmer die geschichtliche Wahrheit zu trüben. Ja, Ref. ist der Meinung, dafs gegenwärtig die Geschichte Oesterreichs und mancher süddeutschen Länder aus dem *Herzen* und der *Phantasie* recht *prosaisch* in den *Gedanken* aufgenommen werden müfste, weil jene beliebte romantische Verklärung, jene nibelungenartige Auffassung der Babenberger, Habsburger, Wittelsbacher, Zähringer u. s. w. einen kräftigen geschichtlichen Sinn, wie er noth thut, verhätscheln und an Genufssucht gewöhnen, welcher der Ernst des Lebens und der Wissenschaft nicht behagt. Das wahrhaft Grofse und Erhebende in der Geschichte wirkt in nackter Einfachheit, und bedarf nur für Verzärtelte und Flache eines erborgten Schmucks; gewaltige Schicksale, wie das Kaiserhaus sie erfahren hat, sind Poesie in sich selber, und wir verhehlen nicht das Mifsbehagen, welches uns Verse, in Werke ungebundener Rede eingestreut, erregen, selbst wenn, wie in Hrn. v. H. „neuester Geschichte", die Begeisterung den Verfasser fast unbewufst in Rhythmus fortreifst.

Wünschen wir nun die Poesie, ihren Werth ungekränkt, aus dem Taschenbuche f. v. G. verwiesen, so wollen wir das doch nur von den *modernen Barden* verstanden wissen, indem wir es als eins der schönsten Verdienste des Hrn. von H. preisen, so manches *alte, historische Lied* mit treuer Liebe bewahrt zu haben.

Den Jahrgang 1833 eröffnet uns eine „fortgesetzte Kriegsgallerie der Baiern", welche uns die Deutung giebt, den Begriff vaterländische Geschichte zunächst auf die bairischen Staaten zu beziehen. Vier tüchtige, ehrenhafte Militärs werden uns mit kurzer Erzählung ihrer Thaten vorgeführt; aber die Zeit ihres Kriegsruhms und ihrer Siege fällt in eine Epoche, von welcher der gröfsere Theil der Deutschen mit Trauer sich abwendet. Es sind die Heldenthaten der Heere des Rheinbundes gegen Oesterreich, so ehrwürdig und grofs im Kampfe gegen Frankreichs Alleinherrschaft; es sind Siege ohne Freude, deren Erzählung auch Hrn. von H. keine Erhebung gewährt haben wird. Schneidende Ironie eines politischen Geschicks oder übermenschliche Selbstverleugnung, wenn Hr. v. H. im Jahre 1833 mit Erwärmung die Thaten des Grafen Deroy und seiner Baiern im Tiroler Volksaufstande des J. 1809 berichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Ὑπομνημα περι της νησους Ὑδρας. Ἀπο τον καιρον καθ' ὃν ἐκατοικηθη ἑως περι τα 1821. *Ὑπο Ἀντονιου Μιαουλη. Ἐν Μοναχῳ της Βαβαριας και ἐν Ναυπλιῳ της Ἑλλαδος. Παρα τῳ Ι. Ιακιτῳ.* 1834.

Denkschrift über die Insel Hydra. Von der Zeit der ersten Bewohnung bis zum Jahre 1821. Von Anton Miauli. München und Nauplia. 1834. 4. V. Dem Hrn. Hofrathe v. Thiersch gewidmet.

Die literärischen Erzeugnisse des wiederauflebenden Griechenlands wolle Teutschland schonend beurtheilen, und bei den irren Schritten des Wiedergenesenden, wo es nöthig, liebevoll die leitende Hand ihm bieten. — Mit solcher Gesinnung mögen wir an die Betrachtung eines Werkes schreiten, welches als Versuch der Bearbeitung heimischer Ortsgeschichte der Aufmunterung um so mehr bedarf, als Griechenland bis jetzt in diesem Felde seine Kräfte fast noch unversucht liefs. — Ueberdies ist uns aufser den auf Selbstanschauung gegründeten Bemerkungen des Dr. Koray (in seinem *Mémoire sur l'état actuel de la civilisation de la Grèce. Paris* 1803. *p.* 23.) und dem vorliegenden Werke bis jetzt kein anderes, von einem Eingebornen mit Sachkenntnifs und Liebe geschriebenes über die Insel Hydra bekannt; — für sich allein schon hinreichender Grund, das vorliegende nicht unberücksichtiget vorübergehen zu lassen. —

Der geschichtliche Theil des Werkes, und namentlich jener über die früheren Jahrhunderte, gründet sich nach des Vfs. eigener Aeufserung in der Vorrede gröfstentheils auf die Forschungen bereits anerkannt gediegener Geschichtschreiber, die in Werken gröfseren Umfangs auch der Insel Hydra gedenken; — die Nachrichten über das 18te und 19te Jahrhundert aber verdankt derselbe der mündlichen Ueberlieferung seiner Landsleute, und theilt sie, zwar nur bis zum Ausbruche der griechischen Revolution im J. 1821 mit, sie bilden aber dennoch den anziehendsten Theil des ganzen Heftes. —

Nach einer kurzen Untersuchung über den Namen der Insel, den die Alten Hydrea schrieben, berichtet der Verf. (S. 2), dafs nach der allgemeinen Ueberlieferung Hydra erst seit dem Jahre 1470 bewohnt sei, was uns jedoch, wenn man an die so nahe und so besuchte Küste der grofsen, fast übervölkerten Halbinsel denkt, kaum glaublich scheinen dürfte. — Alterthümliche Ueberreste von Tempeln, Säulen u. s. w., welcher Zeit angehörend, wird nicht erwähnt, finden sich noch zwei Stunden westwärts der Hauptstadt. —

Die Erzählung der einzelnen Ereignisse ist einfach, chronikenartig, nach der Zeitfolge geordnet, in prunkloser Sprache mit beschreibender Genauigkeit manches angenehme Bild unseren Augen vorführend, manche alte Sage redselig mittheilend. — So z. B. S. 3 von jenem Greise, den sein Sohn nach alter Landessitte in einem Korbe an den Rand des Ufers trug, um ihn, der nimmer arbeiten, nimmer wirken könne, als unnütze Last in's Meer zu stürzen, wo dann der Alte dem Sohne den bittern Rath ertheilte, den Korb sorgfältig zu bewahren, damit sein Kind einst Gleiches ihm erweise, worauf jener kühn der unmenschlichen Sitte trotzend, den Grund zu ihrer Abstellung legte; und S. 4 jene vom Marienbilde am Meeresstrande, das Seeräuber als Beute mitnahmen, bei einem bald darauf ausgebrochenen Sturme aber, als vermeinten Grund des Unwetters in Stücke hieben und den Fluthen preisgaben, das jedoch Tags darauf an der alten Uferstelle, von den Wellen geschaukelt, anlangte, weshalb jene Kapelle heute noch zur „Wiedererscheinenden" heifst, u. d. m. — In den ersten Jahrhunderten sehen wir die Bewohner Hydras von algierischen Seeräubern, wie z. B. 1656 viel erdulden, sich gegen türkische Raubsucht durch jährliche Gaben schützen, nach und nach aber ihren Handel zunehmen, der sich freilich anfänglich nur auf den Peloponnes beschränkt, und gleichsam in ihm lebend, jede seiner Wunden mitfühlt, bis endlich der Friede von Kainartschi 1774 den Drangsalen ein Ende setzt. — Gröfsere Schiffe werden nun gebaut, die weitere Bahnen zurücklegen, einzelne Stämme beginnen zu blühen in Handel und Schifffahrt, wie jener der Lasareer und in diesem namentlich Lasar Kokini, so wie Johannes Surmbas, ein Mann von bedeutenden geistigen Anlagen, und „zu jener Zeit der Aufgeklärteste unter den Hydrioten". — Das Verhältnifs zur Pforte gestaltet sich jetzt immer freundschaftlicher, ja es werden jährlich 50 Matrosen gleichsam als eine Huldigungsgabe derselben dargebracht. —

Im Jahre 1779 konnte Hydra schon 32 lateinische Schiffe als Hülfsmacht der Pforte senden. — In den Kriegen der letzteren gegen Rufsland ward eine ähnliche periodische Absendung von Streitkräften zur Regel, die lange Jahre hindurch sich forterhielt. — Um das Jahr 1787 segeln Hydrioten bereits nach Livorno, Genua, Sicilien, ja Demeter Christophilos der Erste nach Amerika. — Aber auch manches Unglück hemmte diese Fortschritte, der Seeräuber Maggior-Lambro Katsony und Wilhelm der Maltheser, so wie 1792 eine verheerende Seuche brachten die Einwohner Hydras endlich fast zur Verzweiflung, so dafs sie sich, wie man noch erzählt, damals entschlossen, ihre unglückliche Heimath ganz zu verlassen, um sich zu Athen anzusiedeln, was jedoch von den Einwohnern dieser Stadt ihnen nicht gewährt wurde. —

Die Abgaben an die Pforte waren auch nicht unbedeutend, 3000 Grossia jährlich, doch die unermüdlichen Handelsleute wufsten sich anderwärts wieder schadlos zu halten, der Verkehr mit Spanien nämlich in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts brachte bedeutende Summen ein, man liebte die gewandten Seeleute mit ihren kleinen, pfeilschnellen Schiffen.

Anziehend ist die Weise, nach welcher der Gewinn einer glücklich beendigten Seefahrt vertheilt zu werden pflegte. — Nach Abzug von fünf Procent desselben, welche für die Gemeindeauslagen und den Tribut an die Pforte bestimmt waren, fiel die eine Hälfte des Restes dem Eigenthümer des Schiffes zu, die andere ward in durchgehends gleichen Beträgen vertheilt, dabei jedoch selbst kleine Kinder nicht ausgenommen, die heilige Jungfrau, Beschützerin Hydras, erhielt ebenso ihren Antheil. — Dafs auch Kinder bedacht wurden, geschah aus dem Grunde, damit sie, wenn ihre Väter plötzlich stürben, eine Summe vorräthig fänden, um ihr Haus noch ferner aufrecht zu erhalten, so wie auch, um ihnen die Mittel zu einer frühen Verehelichung zu bieten, die bei Jünglingen gewöhnlich vom 18—20, bei Mädchen im 12. oder 13. Jahre vollzogen ward. — Früh schon wurden sie in der Schifffahrt unterrichtet, Inseln, Sandbänke und Untiefen ihnen *einmal* nur gezeigt und benannt, kamen sie dann ein zweites Mal an die Stellen und wufsten deren Namen nicht wieder zu nennen, half körperliche Züchtigung ihr Gedächtnifs schärfen. —

Solche und ähnliche Züge finden sich fleifsig in dem besprochenen Werke aufgezeichnet, die jedoch der Raum alle hier anzuführen nicht erlaubt. — Die Ausstattung des Heftes ist überdies gefällig, wenn auch nicht ohne häufige Druckfehler.

Th. G. v. Karajan.

№ 24.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr.

(Fortsetzung.)

Haben wir diese politische — Palinodie möchten wir fast sagen, wenn wir anders nicht von hoher Achtung gegen Hrn. v. H. erfüllt wären —, so wie einige Romanzen des verstorbenen J. J. Sendtner hinter uns, so thun die reichsten Fundgruben deutscher Vorzeit sich uns auf; die Fahrten alter Baiern in ferne Lande, Ulrich Schmiedels aus Straubing, welcher 1535 Buenos Ayres erbauen half; des Grafen von Löwenstein Pilgerzug nach Palästina, 64 Jahr nach des starken Bogislav X. Odyssee, zwar nicht so streitbar und abentheuerlich, aber doch gleich ergötzlich wie des Pommernherzogs. Wiewohl Alles hier Gegebene die deutsche Spezial- und besonders die Cultur-Geschichte bereichert, heben wir aus der Mannigfaltigkeit historischer Dokumente nur Einzelnes hervor. Heinrich III. Reise nach Polen, schimpfliche Flucht, sein Aufenthalt in Wien und in Heidelberg, wo Kurfürst Friedrich III. ehrlichen Sinnes den Valois, den Beschöniger der Bluthochzeit, beschämte und ängstigte, ist, fast gleichzeitig mit der Bekanntmachung durch das T., schon in Raumers neuere Geschichte übergegangen; die Hussitenschlacht auf der Bihanie i. J. 1426 noch unbenutzt in den charakteristischen Details; dagegen der „Schiffbruch Peter Ernsts von Mansfeld" schon anderweitig aus einer Handschrift der Königl. Regierung zu Merseburg bekannt und in Niemanns Geschichte der Grafen von Mansfeld angezogen. Ein stehender Artikel im Taschenbuche ist der Beschreibung alter Burgen gewidmet, und zwar vorzüglich des lange noch nicht ausgebeuteten, in Werken der Natur und der Menschenhand so anziehenden Böhmens; Bürglitz (Burglein, slawisch Krziwoklat), zwischen Rakonitz und Beraun, wird uns in Form eines Reiseberichts an F. H. von der Hagen anmuthig und lehrreich geschildert, und die Schaudergeschichte eines ehrwürdigen Geistlichen, des Bischofs der böhmischen Brüder, Johannes Augusta, welcher 16 Jahr auf Befehl des römischen Königs und Kaisers Ferdinand I. im dortigen Staatskerker schmachtete, erzählt. Es soll dem neusten Biographen des Kaisers, Hrn. von Bucholtz, schwer werden, dieser nächtlichen Partie der Geschichte seines Helden, welche an das berüchtigte Torturmandat Giovan Galeazzos erinnert, einiges versöhnende Licht zuzuwenden. — So ergeht sich das Buch in unermüdlichem Wechsel über die verschiedensten Zeiten und Länder Süd-Deutschlands; bald in alterthümlich sprechenden Berichten, Briefen, Actenstücken, in Schilderung besonderer kirchlicher Zustände, wie der Deisten in Böhmen, welche, (auch von Dohm erzählt es) auf Josephs II. Befehl, mit Stockschlägen bekehrt wurden; bald in Aufdeckung mönchischer Bosheit (Verschwinden eines Franciskaners im J. 1770), bald in einer bunten Reihe historischer Anekdoten, welche, als stehender Artikel, Sitten, Gebräuche, Luxus des bürgerlichen und ritterlichen Lebens der Vorzeit charakterisiren. Erfreut der Leser sich an dem fröhlichen öffentlichen Leben unserer Vorfahren, so wird ihm wieder unheimlich, sieht er unter der Aufschrift: „Untreue schlägt den eigenen Herrn" die unerbittliche Strenge der Bürger Nürnbergs gegen ungewissenhafte, diebische Rathsglieder mit drei Beispielen belegt. — Der Abschnitt: „Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder", deutet hie und da durch romanhafte Einkleidung auf einen Nebenzweck des Buches „Unterhaltung der lieben Frauen" hin; die letzte Erzählung St. Helena ist dagegen ein fast urkundlicher Beitrag zur Geschichte des beschämenden Verhältnisses Josephs I. zu Karl XII. im J. 1707, und paſst nicht unter die Rubrik. — Aber auch an wissenschaftlichen, gelehrten Arbeiten geht dieser Jahrgang nicht leer aus: dahin gehören „Stibor Vajda und seine Macht", ferner gediegene

Leistungen des Archivar-Rath Oesterreicher, „älteste Verhältnisse zwischen Böhmen und Baireuth", „Gustav Adolfs Güterschenkung von dem Fürstbisthum Würzburg", „die Burg Schaumberg", und „actenmäfsige Darstellung der Juden in Iglau"; gelehrte Monographieen, wie wir sie in Ledeburs Archiv für die Geschichtskunde des preufsischen Staates, welches sich Hrn. von H. Sammlungen zum Muster genommen zu haben scheint, immer zu finden wünschen.

Zu dem besondersten Danke sind dem geehrten Hrn. Herausgeber die Freunde alter deutscher Geschichte für die Sorgfalt verpflichtet, welche derselbe zeither auf Entdeckung und Mittheilung alter historischer Lieder gerichtet hat. Rege Theilnahme unserer Vorfahren am öffentlichen Leben wird durch nichts überraschender bezeugt als durch die Fülle der Lieder, welche jedes öffentliche Ereignifs im Reiche hervorrief, und welche gewissermafsen die Stelle der Zeitungen vertraten, da sie von Mund zu Mund schnell verbreitet oder als Flugblätter gedruckt wurden. Dichterischen Werth besitzen nur wenige, aber desto mehr Wahrheit und unmittelbare Anschauung; in kernhaft-verständiger Weise sprechen sie die öffentliche Meinung, die *vox populi* aus, enthüllen verdeckte Triebfedern der Handlungen, bringen in der Menge mitwirkende Personen an's Licht und sind um so glaubhafter, da die „Spruchmacher" in der Regel Augenzeugen des Geschehenen waren. O. L. B. Wolfs Versuch, die historischen Volkslieder der Deutschen zu sammeln, ist sehr ungenügend ausgefallen, wie denn die Poeten diesem Unternehmen fern bleiben müssen. Das südliche Deutschland begünstigt Sammlerfleifs mehr als der Norden und darum hat auch diesmal Hr. v. H. sieben Lieder mittheilen können. Das erste gehört mit Hans Rosenplüts des Schnepperers „vom Kriege zu Nürnberg" zusammen; zwei betreffen böhmisch-deutsche Händel; zwei die bairische Geschichte; das sechste besingt den Sieg Max I. bei Terouanne, die Sporenschlacht v. J. 1513; das letzte die Schlacht bei Pavia, welches Ref. für verloren gab, und es daher mit um so gröfserer Freude in seine Geschichte G. von Frundsberg aufnahm. —

Im fünften Jahrgange übergehen wir, als unseres Berufs nicht, die modernen Dichtungen (König Emmerich, im Versmafs der Nibelungen, einen „Sang vom Pappenheimer", Fuggers Feuerwerk, zwei Balladen „Franziscus von Sickingen" von Duller und ein Bruchstück des historischen Trauerspiels von Gerle, Udalrich, und wenden uns, Verwandtes an einander reihend, zum geschichtlichen Inhalte. Eine projectirte Ehestiftung zwischen dem Erbprinzen von Baireuth und der Tochter Peters I. und Katharinas ist unseres Wissens ein noch unberührter Punkt in der russischen Geschichte, wenigstens wird desselben nicht im „veränderten Rufsland" (von Weber) erwähnt. Katharina hatte testamentlich die Verbindung Elisabeth Petrowna's mit dem Herzoge von Holstein, Bischof von Lübeck, anbefohlen, mit einem Brautschatze von 300000 Rubel und einer nach und nach zu zahlenden Million; der verlobte Bräutigam war am 1. Juni 1727 v. st. an den Blattern gestorben und mithin war die Hand der reichen Czarewna frei geworden. Im Januar 1729 bemühete sich der Wiener Hof, dieselbe dem gedachten Erbprinzen zuzuwenden; bedächtig wurden diplomatische Unterhandlungen angeknüpft; da aber der junge Kaiser, in den Händen der Dolgorukkoi, die Herausgabe jener Million, um welche es dem verschuldeten Markgrafenhause besonders zu thun war, verweigerte, zerschlug sich die Sache (auch andere Gründe mögen gewaltet haben) und Elisabeth blieb nach dem Tode Peters II. und bei der Thronbesteigung Annas Joanownas unvermählt. Friedrichs II. Schwester ward im November 1731 die Gemahlin des Markgrafen; Elisabeth dagegen die erbitterte Feindin des Königs, nachdem sie die Joansche Linie verdrängt. — Im Gleichen zur Geschichte des XVIII. Jahrhunderts gehört: „Abwendung des Sturzes der ungarischen Verfassung durch zwei edle Frauen", und eine Reihe von Actenstücken und Notizen, die ungarischen Unruhen während des spanischen Erbfolgekriegs betreffend. Der erste, etwas apokryphische Beitrag zur Politik des Hauses Habsburg lehrt, wie es zweien hochherzigen „*geliebten*" Frauen, der Gräfin Althann-Pignatelli, Freundin Karls VI., und Eleonore Batthianyi-Strattmann, Vertrauten Eugens von Savoyen, gelang, durch Thränen und feurige Beredsamkeit den Herrscher zu bewegen, abzulassen von dem zur Zeit des Passarowitzer Friedens entworfnen Plane, Ungarn durch Gewaltmittel „auf böhmischen Fufs zu setzen."

(Der Beschlufs folgt.)

XXIV.

Experiments and Observations of the Gastric Juice and the Physiology of Digestion. By William Beaumont, M. D. Surgeon in the U. S. Army. Platts-

burgh, Allen 1833. 280 S. 8. *Auch ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Neue Versuche und Beobachtungen über den Magensaft und die Physiologie der Verdauung von Dr. W. Beaumont. Aus dem Englischen von Dr. Bernhard Luden, prakt. Arzt in New-York. Leipzig* 1834.

Der Vf. hatte Gelegenheit bei einem starken und gesunden jungen Mann von 18 Jahren, der durch zufälliges Losgehen einer mit Hühnerschrot und Pulver geladenen Flinte eine Magenwunde erhielt, nach welcher eine grofse Fistelöffnung des Magens zurückblieb, Beobachtungen über den Zustand des Magens in verschiedenen Digestionsperioden, über krankhafte Affectionen und die Bewegungen desselben, besonders aber über die Digestion von Speisen, welche entweder verschluckt oder durch die Fistelöffnung, welche durch eine Hautverlängerung in Form einer Klappe verschlossen werden konnte, eingebracht waren, anzustellen, indem er diesen Menschen zu sich in Dienst nahm, und ihn mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen vom Jahr 1825 bis 1833 zu seinen Versuchen benutzte.

Wie schon der Titel der Schrift besagt und der Verf. an mehreren Orten nachdrücklich wiederholt, liegt diesen Versuchen die Spallanzanische Verdauungstheorie, nach welcher die Speisen im Magen durch einen Magensaft chemisch aufgelöst werden, zum Grunde, und der Vf. gelangt im Wesentlichen zu denselben Folgerungen wie Spallanzani oder hat seine Versuche vielmehr ganz nach dem Vorbilde von Spallanzani angestellt, nur mit der Abweichung, dafs er die Wirkung des Speichels auf die Digestion, welche Spallanzani als nothwendig erkannte, gänzlich leugnet und dem Speichel blofs eine mechanische Wirkung beim Kauen und Schlingen zuschreibt. Indessen erlaubte die seltene Eigenthümlichkeit der Magenwunde (man kennt nur wenig ähnliche Fälle, von denen einer vor mehreren Jahren zu Paris nach einer Wunde durch das Horn eines Ochsen von Dupuytren beobachtet und zu Versuchen benutzt wurde) dem Vf. auch nebenher andere Beobachtungen zu machen, die wir wegen ihres Interesses zuerst anführen wollen. Es gehört dahin 1) dafs die innere Fläche des Magens bei krankhafter Digestion auch ein krankhaftes Aussehen bekam, sich röthete und trocken, manchmal blafs und feucht wurde, sich mit Exanthemen oder dunkelrothen Pocken bedeckte, die sich häufig mit Eiter füllten. Auch kleine schwammige Krusten in Verbindung mit unregelmäfsigen rothen Flecken entstanden zuweilen, und Abschälen der inneren Haut war keine ungewöhnliche Erscheinung. 2) Dafs der pylorische Theil des Magens bei seiner Bewegung sich durch eine ringförmige Einschnürung absondert, um den gebildeten Speisebrei aufzunehmen, eine Beobachtung, welche das, was man bei fleischfressenden Thieren sieht und schon längst auch beim Menschen nach Analogie annahm, entschieden beim Menschen bestätigt. 3) Dafs unverdaute, besonders Fleischspeisen im Magen leicht alle Erscheinungen von Fieberkrankheiten erzeugen, indem sie stinkend und scharf werden. 4) Dafs die Auflösung der ganzen Speisemasse nicht vom Umfang nach der Mitte schichtenweis geht, wie es zuerst Wilson Philipp bei Kaninchen bemerkte, sondern dafs in der Mitte des Magens die Auflösung gleich wie an den Wänden stattfinde; was sich auch bei carnivoren Thieren findet.

Von den einzelnen Verhältnissen, auf welche der Vf. seine Aufmerksamkeit bei den Versuchen richtete, erwähnen wir zuerst die Verdaulichkeit der Speisen und die Zeit der Digestion verschiedener Mahlzeiten. Die meisten Versuche beziehen sich hierauf, und die Zeit, binnen welcher die Speisen verdaut wurden, ist überall genau angeführt. Leider aber geben diese Versuche kein bestimmtes neues Resultat. Der Vf. beobachtete in verschiedenen Mahlzeiten die Zeit der Digestion von Fleisch sehr verschiedener Thiere (Rind, Hirsch, Schwein, Huhn etc.) und zwar gebraten und gekocht; aber da er nicht die Menge der Nahrung, die in einer bestimmten Zeit digerirt wurde, bestimmte, so liefs sich, wenn einmal eine Mahlzeit gebratenes Rindfleisch in 2½, das anderemal in 3, das drittemal in 3½ Stunde und so ähnlich bei den übrigen Fleischsorten verdaut wurden, daraus nichts Sicheres entnehmen, als dafs die gewöhnliche Zeit, binnen welcher eine Mahlzeit verdaut werde, 3 bis 3½ Stunde sei. Sicherer wäre der Weg gewesen, verschiedene Nahrungsmittel, die zugleich genommen waren, in der Folge ihrer Chymifikation zu beobachten, worauf der Vf. aber nur, wie es scheint zufällig, in einem Versuch (dem ersten) kam, den der Vf. nicht als einen sichern Mafsstab der Kräfte des Magens ansieht.

Die meiste Aufmerksamkeit hat der Vf. auf die Beschaffenheit und die Wirkungen des sogenannten Magensaftes verwendet. Wie alle andern Beobachter hat auch der Vf. gefunden, dafs der nüchterne Magen durchaus leer ist und dafs sich keine Flüssigkeit darin angesammelt findet. Doch hat er die Reactionen der Magenwände nicht genau untersucht und überhaupt nur mittelst Geruch und Geschmack die Eigenschaften unterschieden. Er sagt nur, dafs sich durch Geruch und Geschmack keine Säure darin erkennen lasse, während doch in der That die Reaction bei allen Carnivoren nicht nur nicht sauer ist, sondern sogar positiv alkalisch wird. Nun entstand aber, sobald Speisen oder ein fester unverdaulicher Körper in den Magen kam, Ansammlung einer sauern Flüssigkeit, die um so saurer erschien, je mehr die Speisen verdaut wurden (*p.* 76). Von dieser Flüssigkeit konnte der Vf. durch Einbringen einer elastischen Röhre, wodurch die Flüssigkeit abflofs, Portionen von ℥ij bis höchstens 2 Unzen sammeln. Er macht aber gar keinen Unterschied zwischen dem so durch Speisen im Magen erzeugten und dem aus dem leeren Magen gesammelten Saft, indem er aus dem leeren Magen oft durch den blofsen Reiz der elastischen Röhre nichts erhalten konnte und dann Brodkrumen einbrachte (*p.* 93. 94.), um sich Saft zu verschaffen. Nun ist aber die nach dem Genufs von Nahrung sich bildende Flüssigkeit wahrer Chymus, dessen Eigenschaften mit dem Inhalt des nüchternen Magens nicht zu verwechseln sind. Auch sammelte der Verf. zuweilen sogleich nach der beendeten Digestion der festen Speisen von gröfseren Mahlzeiten gastrische Flüssigkeit, die ebenfalls wahrscheinlich nichts als Ueberreste von Chymus

war, in Verbindung mit nachgeflossenem Speichel. Denn der Vf. erzählt in vielen Versuchen (*p.* 163 u. a.), dafs sein Magensaft trübe war, Schleimflocken und sogar kleine Theilchen von den Tags zuvor genossenen Austern, Brot u. dergl. enthalten habe! Alles dieses hielt der Vf. für denselben Magensaft. Der Vf. ist gar nicht aufmerksam darauf gewesen, dafs beständig Speichel secernirt wird und allmählig in den Magen fliefst, von welchem in nüchternem Zustande die wäss'rigen Theile eingesaugt werden, während die festen zurückbleiben. Bei einigen Personen ist der Speichel immer sauer, und in diesem Falle wird es auch der in den Magen geflossene sein, und es ist natürlich, dafs durch eine in den Magen gelegte Röhre, so lange deren Reiz im Magen vertragen wird, die langsam einfliefsende Flüssigkeit abfliefst, die dann (auch von Spallanzani) für Magensaft gehalten worden ist. Auch sagt der Vf. selbst, dafs sein Magensaft häufig mit Speichel vermischt war. (S. 156. 158.) Nach den Untersuchungen der Prof. Dunglison und Silliman zeigte salzsaures Silber in der sauren Flüssigkeit auch nach der Destillation starke Niederschläge, woraus sie auf freie Salzsäure schlossen. Da aber in den Sekreten der Digestionswerkzeuge und besonders im Speichel sehr viel salzsaures Ammonium enthalten ist, welches sich auch überdestilliren läfst, so folgt die Gegenwart *freier* Salzsäure aus diesen Versuchen keinesweges, sondern offenbar rührten die Niederschläge durch Höllenstein von Salmiak her. Hieraus ist klar, dafs die Meinung: der Magen sondere einen eigenen sauren Saft ab, welcher die Speisen auflöse, keinesweges durch jene Beobachtungen zu beweisen ist, in welcher saurer Speisebrei und in den Magen fliefsender Speichel für identische Dinge gehalten wurden, blofs wegen der vorgefafsten Theorie von saurem Magensaft, während doch dasjenige, was man mit diesem Namen belegt hat, einen ganz verschiedenen Ursprung hat. Ueberhaupt zeigen sich in den Versuchen viele Widersprüche, welche selbst die Beobachtungen zum Theil unzuverlässig machen. An vielen Orten behauptet der Vf., dafs Nahrungsmittel ungekaut und ohne Speichel im Magen verdaut würden, blofs durch den Magensaft, während er an andern Stellen übereinstimmend mit Spallanzani und allen späteren guten Beobachtern erzählt, dafs ungekautes Fleisch nicht im Magen verdaut wird (*p.* 103 u. a.). S. 142 wird erzählt, der mit Alkohol vermischte Magensaft bilde ein milchweifses trübes Fluidum, während der zu anderer Zeit gesammelte Magensaft (S. 94) mit Wein und Weingeist vermischt ganz klar blieb. Wie konnte beides einerlei Flüssigkeit sein? S. 155 wird erzählt, dafs eine künstliche Digestion von Speisen mit Speichel (der durch Ausspeien erhalten war, also wohl viel Mundschleim enthielt) bald faule, während die mit Magensaft digerirten Speisen aufgelöst würden und süfslich röchen; aber *p.* 89. 208 u. f. wird angeführt, dafs mit Magensaft digerirtes Ochsenfleisch auch in Fäulnifs übergegangen sei, und hinwiederum *p.* 176, dafs mit etwas Essig gesäuerter Speichel (der also mit dem sauren Speichel vieler Menschen übereinstimmen mufste) eine künstliche Digestion bewirken konnte. An vielen Orten erzählt der Vf., dafs der Magensaft lange, selbst jahrelang, aufbewahrt werden könne, ohne zu faulen, sogar die Fäulnifs verhindere, dagegen wieder an andern Orten (S. 202), dafs derselbe kurz nach dem Herausnehmen schon verdorben und nach 40 Stunden beinahe stinkend war, und dennoch soll er eine künstliche Verdauung bewirkt haben! Ein andermal soll der verdorbene Magensaft wieder nichts aufgelöst haben. Hieraus geht nur hervor, dafs die künstlichen Digestionen mit Magensaft und Speichel überhaupt keine Verdauung, sondern Prozesse von Gährung und chemischer Zersetzung, selbst von wahrer Fäulnifs sind, die durch Schütteln und Wärme begünstigt werden. Dafs der Speichel im natürlichen, ganz verdünnten Zustande eine verschiedene Wirkung von dem durch Einsaugung im Magen concentrirten haben mufs, ist natürlich, und dafs eine im Magen begonnene Digestion durch Bildung von Speisebrei eine Zeit lang aufser dem Körper in der Blutwärme sich fortsetzt, widerspricht den sonstigen physiologischen Gesetzen nicht, ist aber kein Beweis für die chemische Auflösung der Speisen in einer chemischen Flüssigkeit. Am leichtesten hätte der Vf. die Irrthümer in seinen Folgerungen einsehen können, wenn er einen Blick auf die von ihm selbst angegebenen quantitativen Verhältnisse seines Magensaftes zu den aufzulösenden Speisen geworfen hätte. An sehr vielen Orten erklärt er, durch die stärkste künstliche Reizung nie mehr als zwischen zwei Drachmen bis höchstens zwei Unzen Saft in einer oder zwei Stunden haben erhalten zu können. Nun führt er aber eben so oft an, dafs, um einen Theil Fleisch oder andere Nahrung im Magensaft aufzulösen, wenigstens 4 bis 6 Theile Magensaft gehören; denn wo weniger Magensaft sei, trete eine Sättigung ein, und die Digestion höre sogleich auf. Es würde also eine Mahlzeit von 4 bis 6 Unzen Fleisch, die man in Zeit von einigen Stunden im Magen verdaut, zur Auflösung wenigstens 24 bis 36 Unzen Magensaft, also im Mittel 48 Mal mehr als nach des Vf. Theorie vom Magen abgesondert werden könnte, erfordern. Da nun fast alle Versuche des Vfs. darauf hinaus lauten mit Vernachlässigung aller lebendigen Verhältnisse dennoch solche chemische Auflösung zu zeigen, so mufs man bekennen, dafs diese Seite der Versuche den Anforderungen, welche die Wissenschaft in ihrem jetzigen Zustande an sie zu machen berechtigt ist, keinesweges genügt, wenn gleich nicht zu übersehen ist, dafs sehr dankenswerthe Einzelnheiten, die oben angeführt sind, mit unterlaufen. Selbst die chemischen Verhältnisse sind nicht mit der Genauigkeit und Kenntnifs dargestellt, dafs sie rein als solche im Mindesten befriedigen könnten, und man wird durch die geringen, den bekannten nicht wesentlich Neues hinzufügenden Resultate so weitläuftiger Bemühungen auch hier sehen, wie nothwendig es ist, den lebenden Organismus auch mit lebendigen Augen anzusehen, wenn unsere Kenntnisse von ihm seiner wahren Natur entsprechen sollen. Die Uebersetzung ist fliefsend und die Ausstattung derselben ansprechend. Warum überall *coagulae* statt *coagula* gesetzt ist, wissen wir nicht.

Dr. C. H. Schultz.

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von ***Hormayr.***

(Schlufs.)

Durch allegorische Bildwerke soll die That im ehemals Althannschen Schlofs zu Csàktornya verewigt und noch sonst durch Familienpapiere und mündliche Ueberlieferung verbürgt sein. — Es folgt eine begeisterte Proklamation des Fürsten Franz Rakoczy vom J. 1703, welcher das auf seinem Vaterlande lastende Joch Oesterreichs zu brechen versuchte, und jenen mehrjährigen furchtbaren Bürgerkrieg anfachte. Der Stil erinnert hie und da an die berühmten Mahnbriefe Dantes an Arrigo und die Römer, so der Anfang: *„recrudescunt inclytae gentis Hungarae vulnera"*, zählt aber auch in Deductionsform die Unbilden auf, welche die kraftvolle Nation unter Habsburgs Scepter erduldet. Die übrigen sieben Stücke, mit zum Theil gräſslichem Lichte jene Periode beleuchtend, gewähren jedenfalls dankenswerthe Beiträge für die Geschichte des neuen Ungarns, dessen Schicksale, aus dem Gedächtnisse des Volkes verdrängt, wohl nicht leicht genügend zur Kenntniſs gelangen werden. — Die Monographie Leupolds von Egloffstein, Bischofs von Bamberg, voll brauchbarer Notizen über Frankens Special-Geschichte, stützt sich auf urkundlichen Reichthum. Möchte doch von rheinischen Gelehrten gleicher Fleiſs auf das Wirken Balduins von Trier, des Zeitgenossen Leupolds, gewandt werden. — Von Burgen erhalten wir eine mahlerische Beschreibung von Konáthkoe, in der Neutraer Gespanschaft; die „Schildereien" der böhmischen Königsburg Karlstein, für deutsche Kunstgeschichte im Mittelalter von hohem Interesse; Burgstein unweit Böhmisch-Leipa; den Tollenstein, wo nach Balbin eine *alba Domina* aus den Fenstern dem Wanderer sich zu zeigen pflegte; Ralsko bei Niemes. Ueberall finden wir die geschichtlichen Momente gefällig zusammengestellt. Am anziehendsten ist Ref. die Rubrik „deutsche Städte im Mittelalter, Sitten" u. s. w., in diesem Jahrgange wiederum sehr reich bedacht. Wir erhalten eine Chronik des inneren Lebens Augsburgs vom Jahre 1290 bis in's XVI. Jahrh. hinein, voll köstlicher Züge des reichsstädtischen Treibens. Wir heben aus der groſsen Mannigfaltigkeit „das Schieſsen zu Augsburg i. J. 1470" hervor, ein Volksfest in wahrster Bedeutung, welches die Bürger von nahe und fern mit Fürsten und Herrn in der löblichen Kunst des Stahlschieſsens vereinigte und in seinen humoristischen Beimischungen und Zwischenspielen den lebensfrohen Sinn jener glücklichen Gemeine aussprach. Wie 420 Schützen, auf Kosten der Stadt wohl verpflegt, 13 Tage hindurch in der mit Zelten geschmückten Rosenau nach guten Kleinodien geschossen, und auch der aus Ungarn gekommene Gesell, weil er *überhaupt gekommen*, mit einem Ringe bedacht war, warf man noch allerlei Preise für Leibesübungen und lustige Spiele auf: Herzog Christoph von München gewann im Laufen, so wie im Weitspringen auf einem Fuſse; ein Ritter im Steinstoſsen; Herzog Wolfgang im Wettrennen zu Pferde; ein Bauer dagegen war Meister im *Kegeln*. Wer das Beste im Gesichterschneiden gewonnen (denn auch über Leistungen der Grimaciers pflegten bei solchem Volksjubel in schwäbischen Städten erwählte Rathsherren ernsthaft zu richten), ist hier nicht erzählt; dagegen trug, nach dem Rennen der jungen Burschen, im Laufe der „gemeinen Frauen" eine Hure von München den Preis davon. Solche obrigkeitliche Ermunterung dieser unehrbaren Zünftlerinnen auf ihrer Laufbahn ist lombardischen Ursprungs: zu Pavia liefen am Tage des h. Syrus die H. nach „gesalzenem Fleische" (*Laudes Papiae* bei *Muratori cah* 28.); auch des Wettlaufs der Männer wird am frühesten in Italien erwähnt (*Dante Infern. c. XV. v.* 121.). — Aehnliche Züge einer originellen Volkslust bietet auch Abschnitt XIX., meist aus Nürnbergs Vor-

zeit. Da finden wir im „Schempartbuch" nebst zwei getreuen Abbildungen den Ursprung des Schönbartlaufs im J. 1349, eine fröhliche Sitte, welche im Ernst des Kirchenstreits i. J. 1539 erstarb. Das ergötzlichste Geschichtlein, „wie die tanzlustigen Frauen Nürnbergs i. J. 1489 den röm. König Max. zwangen, noch ein Tänzchen zu machen, indem sie dem eilfertigen Reichsoberhaupte Stiefel und Spornen versteckten", ist auch andern Orts bezeugt. *Non capit hoc aevum gaudia prisca patrum!* Wie das damalige Leben an gleich grell heraustretende Aeufserungen der Lust und des Grauns gewöhnt war, lehren 361 Hinrichtungen, welche der Freimann zu Nürnberg während seines Amtes vollzog, seine Gewerksgenossen in Stralsund und Lübeck mochten mit derselben Thätigkeit prunken können. — Geselliges Zusammenleben der Fürsten mit den Bürgern vermittelte im XV. u. XVI. Jahrh. die Armuth, in welche die ersteren nach gebräuchlicher Zersplitterung des schon getheilten Vatererbes gerathen waren. Viele, oft widerwärtige, Beispiele fürstlichen Elends bietet die Hausgeschichte, besonders der jüngeren pfälzischen Linie, und der schlesischen Herzoge, eine fast bettelhafte Dürftigkeit, welche der Einmischung französischer Könige in deutsche Reichsangelegenheiten Thür und Angel aufthat. Damit nicht schlechte Wirthschaft auch den Hessen-Casselschen Stamm in so unwürdige Abhängigkeit stürzte, unterwies der sparsame Landgraf Wilhelm V. seinen Stiefbruder Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels mit der Autorität des Senioren in der Haushaltungskunst durch einen Brief, den wir mit Vergnügen hier aufgenommen finden. Wie weit in ächt protestantischen Ländern der lächerlichste Aberglauben selbst noch in's Jahrhundert der *Philosophie* hineinreichte, lehrt der Befehl Herzog Ernst August von Weimar v. J. 1743, „in allen Gemeinden einen hölzernen Teller, mit mystischen Zeichen versehen, als Löschmittel bei Feuersbrünsten bereit zu halten"!

Wir übergehen die „Sagen, Legenden u. s. w.", welche mindestens unterhaltend sind, so wie den Bericht über eine Rede: „Baiern und Griechenland", am Stiftungsfeste der Akademie zu München 1832 vorgetragen, und schliefsen mit der Angabe historischer Lieder, deren dieser Jahrgang sich erfreut. Drei betreffen des „bösen Fritz" (Kurfürsten von der Pfalz) Kriege und Siege; Hans Glaser von Auren singt die Thaten Ulrichs von Würtemberg im Erbfolgestreite nach dem Tode Georgs, des Reichen von Baiern-Landshut, im fünften preist uns Peter Weiglein, „ein Beckerknecht" von Rotheburg, wie die Bürger i. J. 1439 das Schlofs Ingelstatt stürmten und verbrannten.

So sehen wir das Feld der älteren süd-deutschen Geschichte nach allen Richtungen auf das erfreulichste erweitert und können nur wünschen, dafs gleich verständiger Fleifs und gleiche Liebe die nord-deutschen Archive ausbeuten möge, die zwar spärlichere, aber immer dankwerthe, Funde versprechen.

F. W. Barthold.

XXV.

1. *Dobrowsky's Slawin. Bothschaft aus Böhmen an alle slaw. Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, zur Kenntnifs ihrer Mythologie, ihrer Geschichte und Alterthümer, ihrer Literatur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten. Zweite verb. berichtigte u. verm. Aufl. von W. Hanka. Prag* 1834, *C. v. Mayregg.* 496 S. *in* 8. *Mit sechs zum Theil kolorirten Kupfertafeln, drei Facsimile's und vier Tabellen.*
2. *Dobrowsky's Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur u. s. w. Ein Anhang zum Slawin. Zweite verb. u. viel vermehrte Aufl. von W. Hanka. Prag* 1832, *v. Mayregg.* 86 S. *in* 8. *Mit drei Schrifttafeln.*

Diese beiden neu aufgelegten Schriften Dobrowsky's bildeten früherhin ein einziges Werk, indem die Abhandlung über die glagolitische Litteratur der ersten Ausgabe des Slawin (Prag 1806, 479 S. 8.) als Beilage diente. Wir können daher beide Werke schon deshalb, und noch mehr ihres korrespondirenden Inhalts wegen, hier gemeinschaftlich zur Anzeige bringen.

1. Die vielseitigen slawistischen Forschungen des verewigten D., von ihm immer mit der geistigen Ueberlegenheit eines Entdeckers betrieben, liefsen ihn schon frühzeitig das Bedürfnifs eines Magazins für die slawische Litteratur fühlen. D. gründete ein solches zuerst 1779, mit der Einschränkung auf Böhmen allein; hierauf 1780 und abermals 1786, mit gleichzeitiger Berücksichtigung Mährens; endlich in gröfster Ausdehnung auf

die slaw. Gesammtlitteratur 1806, wo das eben anzuzeigende Werk entstand, das anfangs als Zeitschrift, unter Buchstaben geordnet, bogenweise ausgegeben wurde. Auch später noch führte D. dieses Unternehmen unter dem Titel „Slowanka" fort, so dafs abermals zwei Bände (Prag 1814—1815, 8.) herauskamen, deren erneuerte Auflage wegen des theilweisen Zusammenhanges mit dem „Slawin" ebenfalls sehr wünschenswerth wäre.

Der Name Slawin auf dem Titel des vorliegenden Werkes soll, nach S. 118, das Andenken eines frühe verstorbenen Schülers von D., A. Pischeli, verewigen; worauf zugleich die litterarischen Gespräche zwischen Slawin und dem Meister, im Anfange des Buches, zu beziehen sind. Die Tendenz des Buches überhaupt ist auf dem Titel weitläuftig genug angegeben. Etwa die Hälfte des Ganzen ist Original-Arbeit. Den übrigen Raum füllen Auszüge aus älteren und neueren Werken und ein altböhm. Spruchgedicht, welches letztere, nebst ungefähr einem Fünftheil des gesammten Materials, Zugabe des neuen Herausgebers ist.

Die Anordnung des „Slawin" kann übrigens nur daraus begriffen werden, dafs derselbe, wie gesagt, zuerst als Zeitschrift erschien. Bei dieser neuen Ausgabe hätte daher von dieser etwas unbequemen Form füglich abgewichen werden können. D. stellt hier nämlich zweierlei Abtheilungen oder Rubriken auf. Die *erste* Abtheilung enthält D's. eigene, meist polemische, Untersuchungen und wurde mit den fortlaufenden slaw. Buchstaben: 1. *az*, 2. *buki*. 3. *wjedi*. 4. *glagol* u. s. f. bezeichnet; mit Einschlufs der neuen Zugaben erschöpfen diese Artikel gegenwärtig das ganze slaw. Alphabet von 37 Buchstaben. Die *andere* Abtheilung umfafst hingegen alle jene Aufsätze, welche von D. aus fremden Werken entlehnt und zum Theil mit Bemerkungen versehen worden sind; sie sind mit römischen Zahlen überschrieben und in dieser vermehrten Ausgabe bis auf 20 angewachsen. Die Artikel beider Abtheilungen laufen nun freilich ganz planlos durcheinander, wie sie gelegenheitlich unter dem beständigen Fortschreiten der damaligen slaw. Litteratur entstanden sind. Dafür aber hat der Herausgeber einen Blattweiser beigegeben, der das Gleichartige zweckmäfsig und genau zusammenstellt und uns natürlich willkommen sein mufs, als ein blofser Index.

Wir wollen nun diese „Beiträge", so wie sie auf dem Titel nach einander aufgeführt sind, kritisch durchgehen. I. *Zur Charakteristik der slaw. Völker* dienen hier wörtliche Auszüge aus historischen und ethnographischen Werken. An Herders schöne Schilderung der Slawen (Ideen, IV. Th.) und an Prokopios klassische Stelle (B. G. III, 14.), welche letztere mit lehrreichen Noten versehen und auch S. 102 in serbischer Uebersetzung mitgetheilt ist, schliefsen sich die Charakterschilderungen der Südslawen: Kroaten, Illyrier, Morlaken, Kärnthner und Krainer, wozu zwei, die Tracht einer „*Cunalese*" und einer „*Morlacca*" darstellende, gut ausgemalte Kupfer gehören. Diese Mittheilungen sind nebst denen über die Russen und ukrainischen Kosaken (S. 172. 183 ff.), insgesammt aus älteren bekannten Werken, Hacquet, Taube, Engel u. s. w. geschöpft; dahingegen sind die Artikel XVII—XX. „Volksthümliches der Russen" (nach E. Dupré *Observations etc. à Paris* 1829, *III. V.*) von neuerem Interesse. S. 353 ff. ist abgedruckt, was Schaffarik in s. Gesch. der slaw. Litteratur (Ofen 1826) über Charakter und Cultur der Slawen im Allgemeinen ausgesprochen hat. An mehreren Orten finden sich zwar Censurlücken, einigemal aber auch wieder Anmerkungen des Censors — beides ohne grofsen Eintrag für das Buch. Man sieht, dafs die ethnographische Abtheilung sehr berücksichtigt worden ist. Noch weniger aber gebricht es den übrigen Theilen an reichem und mannigfaltigem Interesse. II. *Zur Kenntnifs der slaw. Mythologie*; wobei eine Beurtheilung der sogenan. slawischen Mythologie von A. Kayssarow (Gött. 1804) benutzt wird. „Nichts — sagt D. hier S. 264 — bedarf einer kritischen Revision und Musterung im Gebiete der slaw. Alterthumskunde so sehr, als die Mythologie". Seit dem J. 1806 sind nun freilich auch in dieses dunkle Gebiet einzelne erhellende Strahlen gedrungen.

(Der Beschlufs folgt.)

XXVI.

Johann Wolfgang Goethe. Vortrag, gehalten in der feierlichen Versammlung der Kaiserlichen Universität Dorpat, den 20. November 1832, *von Dr. Karl Morgenstern, Russ. Kais. Staatsrathe und Ritter, ordentl. Prof. und Bibliothek-Director zu Dorpat etc. etc. St. Petersburg*, 1833. *Gedruckt in der Buchdruckerei der Kais. Akademie der Wissenschaften.* 52 S. *gr.* 8.

Die deutsche Kritik über Goethe ist noch nicht für geschlossen zu erachten. Dies gilt nicht blos in Bezug auf einzelne Werke, wie der zweite Theil des Faust noch ungelöste Räthsel bietet, sondern auch in Bezug auf den ganzen Goethe, wie denn in letzter Zeit durch Göschel ein noch ganz neuer

Standpunkt gewonnen ist, von wo aus die Tendenzen des Dichters in verwandtschaftlicher, ungesuchter Beziehung zum wissenschaftlichen Leben der Gegenwart übersichtlich geworden sind. Eine vollständige Geschichte der deutschen Kritik über Goethe müſste einen höchst wichtigen Beitrag geben zur Geschichte der deutschen Civilisation und Geistescultur überhaupt. Seit 1773 läuft ein rother Faden durch die Bildungsepochen der deutschen Nationalität, der Goethisch ist. Wie vielfach auch anderes Geäder dazwischen kreuzte, das sich selbstständig erwies, und wie oft Goethe's Wirksamkeit in ihrer Stetigkeit durch andere Erscheinungen aufgehoben und unterbrochen wurde, jener rothe Goethische Faden blieb immer eine Hauptblutader des deutschen Lebens. In der ersten Nicolaischen Opposition hatte sich die deutsche Barbarei ein nothwendiges Tummelfeld eröffnet. Zum Gegensatz gegen die damalige bürgerlich-banausische Spieſsgesinnung bemächtigte sich ein eben so groſsartiger wie feinsinniger Fürst der Person des Dichters. Daſs Goethe's Licht zuerst am Hofe leuchten muſste, charakterisirt schlagend die Zustände der Zeit und bedingt auch des Dichters weitere innere Geschichte. Der Groſsherzog Carl August gehört unter die Reihe der Kritiker Goethe's. Bewunderung und Liebe für den Genius gingen von Weimar aus langsam auf Deutschland über; die dorische Härte des spröden deutschen Korns wurde allmälig jonisch weicher. Barbarisirt wurde dabei immer noch weidlich in Deutschland, der alte Nicolai kann eigentlich in Deutschland nie aussterben, und in Pustkuchen machte er auf seiner Seelenwanderung ein neues Stadium, in Menzel ward er später abermals *redivivus*. In Kotzebues Freimüthigen war der alte Nicolai gelegentlich Franzose geworden; es war nur gelegentlich, daſs die Opposition gegen die romantische Schule auch gegen Goethe sich richtete. Die kritische Schule der damaligen deutschen Romantik stellte des Dichters Eigenthümlichkeit zum ersten Male in hellglänzendes Licht; im Grunde suchte sie ihn aber sich zu assimiliren, für sich zu gewinnen, und später dehnte sich Goethe's Genius doch über die christlich mittelalterlichen Schranken mit freier Brust hinaus. Allgemein ward damals jedoch zuerst sein Ruhm; er wurde jetzt Mittelpunkt der Kritik, und das Verständniſs seines vielverzweigten Wesens wurde nach und nach auch intensiver. Man fing an, eine neue Offenbarung in ihm zu finden, man construirte aus den Ideen, die ihn trugen und leiteten, eine vollendete Philosophie des Lebens. Das Excentrische dieser kritischen Richtung trat in Schubarth hervor, der aus dem Dichter das System eines Weltweisen deducirte. Er fand die Bedingung und die Nothwendigkeit der Opposition, welche der Poesie gegen die Philosophie eignet, aber er sah die Poesie selbst als in Goethe's Wesen geschlossen, Goethe's Person wurde ihm der Complex für gesammtes Denken und Dichten. Mit diesem Vertiefen in Goethe's Individualität begann die starre Bewunderung des Dichters, in der sich der deutsche Sinn eine Zeit lang gefiel; Müllner war eine Weile der einzige bissige Kläffer. Dieser Periode einer lähmenden Starrsucht muſste sich die Kritik jedoch wieder entwinden. Irgend wie muſste die Bewunderung wieder flüssig werden. Dies geschah durch Menzel. *Daſs* es geschah, schien nothwendig, wie es geschah, nämlich auf brutale Weise, gehörte zu Menzels Persönlichkeit, die denn auch bald bei Seite geschoben wurde. Was von Schiller, Fichte, Wolf, Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen v. Ense über den Dichter gesagt ist, stellt sich in der Geschichte der Kritik über Goethe als einzeln und als dauernd für das Bewuſstsein heraus, weil es keiner Einseitigkeit der abgedachten Richtungen angehörte.

Seit Menzel schien der alte Nicolai sich in Paris niederlassen zu wollen, er setzte sich in Börne's Gehirn, fühlte es aber nicht recht geheuer in diesem brennenden Schädelkasten, fuhr alsbald von hinnen und man weiſs nicht, treibt er sich im deutschen Kleinstädterleben, in Provinzial-Ressourcen herum, oder ist er vor der Hand zu seinen Vätern gegangen. Bei Menzels Anhang konnte er keinen Anhang finden; Wienbarg (in seinen „ästhetischen Feldzügen") und Laube, die ein vorzugsweise „junges" Deutschland etabliren wollten, haben sich absichtlich von ihm losgesagt. Wir lassen es dahingestellt sein, ob nicht das Gefühl einer inneren Haltungslosigkeit dies absichtlich „junge" Deutschland zur Anerkennung Goethe's nöthigte, da die Skepsis, die sich sonst von hier aus über die Erscheinungen des Lebens verbreiten möchte, sonst keiner positiven Richtung sich zu erfreuen hat. Wienbarg hat sogar überschwänglich in Goethe den absoluten geistigen Befreier Deutschlands feiern wollen, Laube schrieb (im zweiten Theile seiner „Reisenovellen") eine interessante Lebens-Skizze des Dichters. In Heinrich Laube herrscht meistens die Absichtlichkeit vor, die Gegenstände, die er unter die Hände bekommt, zur Burleske zu machen, und zu der Absicht gesellt sich auch ein glückliches Talent zum Burlesken. Bei alle dem ist das Lebensbild, das er von Goethe entwirft, rühmlich hervorzuheben. Freilich konnte es jetzt einer gewandten Feder auch nicht mehr schwer sein, ohne Ermattung und ohne Ueberhitzung das zusammenzustellen, was sich in Goethes Natur als das Treibende, Nöthigende und Bedingende erwies. Die tiefern Bezüge einer Verwandtschaftlichkeit in des Dichters Bestrebungen mit dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart hat, wie gesagt, schlieſslich Göschel aufgezeigt, wovon in den Jahrbüchern (s. December-Heft 1834. No. 120.) bereits Erwähnung geschah.

Sollen wir nun sagen, in welches Verhältniſs die obgenannte Abhandlung des um die Alterthumswissenschaften wohl verdienten Staatsrathes Morgenstern zu diesen kurz entworfenen Geschichte der deutschen Kritik über Goethe tritt, so haben wir sie als eine in jeder Hinsicht vorurtheilsfreie, geschmackvolle Auffassung der ganzen Erscheinung des Dichters zu bezeichnen. In Form einer akademischen Rede, die zur Tagesfeier der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus in der Aula der Universität zu Dorpat gehalten wurde, konnte ein erschöpfendes Lebensbild weder gegeben noch erzielt werden. Dennoch ist alles angedeutet, was hauptsächlich wirksam in Goethe und für Goethe war, und besonders ist auf die einzelnen Personen mit Geschick hingewiesen, welchen der Dichter im Leben begegnete und deren Eigenthümlichkeit sich als beziehungsreich für ihn selbst ergab. Die akademische Rede ist eine würdige Feier der ganzen persönlichen Erscheinung des Dichters.

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

1. *Dobrowsky's Slawin. Bothschaft aus Böhmen an alle slaw. Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, zur Kenntnifs ihrer Mythologie, ihrer Geschichte u. Alterthümer, ihrer Literatur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten. Zweite verb. berichtigte u. verm. Aufl. von W. Hanka.*

2. *Dobrowsky's Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur u. s. w. Ein Anhang zum Slawin. Zweite verb. u. viel vermehrte Ausgabe von W. Hanka.*

(Schlufs.)

D. selbst hat an mehreren Orten (z. B. Wiener Jahrbb. XXVII, 88 f. XXXVII, 4.) nachträgliche Meinungen hierüber geäufsert; Mone, Legis, Karamzin und nach ihm Rakowiecki (*Prawda ruska, w Warsz.* 1820, I. 21—45), Lelewel (Ossolinsky's Kadlubek, Warschau 1822, S. 561—65), Kollar (*Rozprawy etc. w Bud.* 1830, a. m. O.), wie auch einige Andere, haben mitunter ausführlich hierüber gehandelt, und erst neuerlich lieferte Schaffarik (*Časopis česk. Mus.* 1833, *III.* 257 *ff.*) eine meisterhafte Monographie über die Russalky, die slaw. Nymphen. Billigerweise hätten wir daher von dem kundigen Herausgeber einige litterar. Nachweisungen erwartet, und dazu um so lieber die zerstreuten Noten mitgenommen, welche hier S. 266, 269 gegeben werden. Die slaw. Volkslieder und Sprüchwörter, zumal die russischen und slowakischen, sind voll von heidnischen Anklängen; eben so kommen in dem ältesten böhm. Glossar vom J. 1102 „*Mater verborum*" (s. *Vetust. vocabularia bohem. ed. Hanka, Pragae* 1833, *p.* 3—24.) mehrere slawische Götternamen vor, z. B. *Suantouyt* ares, *Belboh* baal idolum, *Siua* ceres, *Lada* cytherea, *Bessi* demones, *Morana* ecate, *Perun* jupiter, *Radikost* der Enkel, *Kirts* mercurius, *Velefs* pan etc. Was D. hier beibringt, ist zum Theil mit grofser Unsicherheit ausgesprochen. Am wichtigsten ist seine Meinung über die oberste Gottheit der Slawen, welche *Wit* geheifsen hat; wovon *witez* der Sieger, und die zusammengesetzten Formen: *Swatowit*, der heilige Wit (nicht Veit, nach Helmold *Chron. Sl. I*, 6.), *Rugewit* der Wit von Rügen u. s. w. Hieraus wird auch der Ausdruck „*uiescby uit*zowe", Geheimlehren des Wit, in dem muthmafslich ältesten böhm. Gedichte, Libussa's Urtheil (v. 50), verständlich. Noch macht D. bei den slaw. Gottheiten *Siva* und *Morana* auf indische Analogien aufmerksam; es lassen sich aber auch Perun, slowak. Barom mit *Brama*, Triglaw mit *Trimurti*, ja selbst der Volksname Wend, Winde mit *Hindu* vergleichen. III. *Zur Geschichte der Slawen.* Wir vermöchten nur einen einzigen dahergehörigen Artikel aufzufinden, nämlich S. 370—76 den Wiederabdruck einer Stelle über die Wohnsitze der Slawen aus Tzschoppe's und Stenzels Urkundensammlung zur Gesch. der Städte (Hamb. 1832, 4.), welcher ganz Hanka's besonnene und glückliche Wahl beurkundet und wobei man allenfalls nur wünschen mufs, dafs es dem Herausgeber gefallen hätte, die offenbar überladene ethnographische Abtheilung gegen die historische mehr auszugleichen. Da übrigens aus dem gesammten Inhalte des Slawin viele historische Wahrheiten und Berichtigungen sich ergeben, so ist gegen das, was auch in dieser Hinsicht der Titel verkündigt, nichts einzuwenden. IV. *Zur Kenntnifs slaw. Alterthümer* liefert der neue Herausgeber S. 418 ein kleines Erzbild in Kupfer, das (nach *Calmet Diarium helvet. Eins.* 1756, *p.* 141.) in zwei Exemplaren in der Schweiz ausgegraben wurde, und das einer in Böhmen gefundenen, schon in der ersten Ausg. des Slawin abgebildeten, Bronzefigur bis zur Verwechselung ähnlich ist. D. war geneigt, aus der nicht slawischen Tracht des Bildes auf einen slaw. Götzen zu schliefsen; Hanka bringt zur Vergleichung ein ähnliches Denkmal bei, ohne sich über beider Bestimmung zu entscheiden. Es fehlt

auch wirklich an allen Abzeichen. Die Figur steht auf einem dreibeinigen Schemel und hält beide Arme ausgebreitet; gerade als ob diese bestimmt gewesen wären, Schmuck, Ringe oder sonst etwas daran aufzuhängen. Von den wendischen Bildern zu Rhetra und allen jenen Idolen, welche Mone und Büsching für Tyr- und Thorsbilder erklärten, Dorow aber für „spanische Kriegsknechte, italienische Bajazzo's und Nachahmungen des Herkules" ausgab, sind die vorliegenden Bronzebilder durchaus verschieden. Sie sind unstreitig alt; ob aber heidnisch, und dann ob deutsch oder slawisch, dürfte kaum je entschieden werden. S. 154 ff. wird das slaw. Evangelienbuch besprochen, über welchem die ehemaligen Könige von Frankreich den Krönungseid abzulegen pflegten. Wahrscheinlich ist dasselbe zwischen den Jahren 1250—1270 unter Ludwig d. H. nach Frankreich gekommen, etwa als Geschenk der serbischen Königin *Helena* (Jelena), die eine französische Prinzessin war. Dieses Evangelium war auf zwei Columnen, u. zwar wie D. S. 156 beweis't, *cyrillisch* und *glagolitisch*, sehr schön geschrieben; die Deckel waren mit Goldblech überzogen und mit ungeschliffenen Edelsteinen besetzt. Man hat es in der Kathedralkirche zu Rheims immer wie eine Reliquie bewahrt und *text du sacre* genannt; in der Revolutionszeit wurde es sammt der Kathedrale ein Raub der Flammen. Merkwürdig is nur, dafs die Franzosen, bei der hohen Bestimmung dieses Evangelienbuchs, nach wenigen Jahrhunderten nicht mehr wufsten, in welcher Sprache und Schrift dasselbe abgefafst war. Erst als Zar Peter I. im J. 1717 das Msc. besah, erklärte er ihnen, es sei — slawonisch. V. *Zur slaw. Litteratur und Sprachkunde nach allen Mundarten.* Hierher gehören zuvörderst die Fragmente zur slaw. Litterargeschichte, nämlich S. 188—211 die mit Porträts versehenen Biographien der beiden kroatischen Uebersetzer aus dem XVI. Jahrhundert: Stephan Consul und Anton Dalmata; des Beförderers glagolitischer und cyrillischer Drucke, Freih. Joh. Ungnad († 1564); endlich des Stators der slaw. Litteratur, Primus Truber aus Krain (geb. 1508, † 28. Junius 1586 bei Tübingen). Alle diese Nachrichten sind, so wie jene über slawischen Bücherdruck in Tübingen, S. 75—91, mit wenigen Veränderungen aus dem schätzbaren Werke: „Slawischer Bücherdruck des XVI. Jahrhdts. in Würtemberg" von Chr. Fr. Schnurrer (Tüb. 1799, 8.) entlehnt. Die seit 1550 beginnenden Tübinger Drucke gehören sämmtlich der dalmatisch-kroatischen (gemeinen) Mundart an, sind theologischen Inhalts und haben theils cyrillische, theils glagolitische, theils lateinische Lettern. Doch ist das erste slawische Druckwerk, nämlich das böhmische neue Testament, bereits vom J. 1475; hierauf erst folgte 1483 ein *glagolitisches* Missal in altslaw. Kirchensprache (ohne Angabe des Orts), und acht Jahre später der erste Kyrillische Psalter (Krakau 1491). Die Denkmäler der *altslawischen Sprache*, welche D. S. 145 u. a. die „slawenische", Schaffarik (Gesch. d. slaw. Litt. p. 61) lieber den „Kyrillischen Kirchendialekt" nennt, gehen nicht über das XI. Jahrh. hinaus. Das älteste bekannte Denkmal ist das sogen. Ostromirische Evangeliarium vom J. 1056, woraus Hanka hier S. 376 eine Sprachprobe mittheilt. Ostromirs Evangeliarium soll etwa die dritte oder vierte Abschrift der im IX. Jahrh. von Cyrill übersetzten Evangelien sein. Als die Sprache Cyrills giebt aber D. (s. Cyrill u. Method, Prag, 1823, S. 133) „den alten noch unvermischten serbisch-bulgarisch-macedonischen Dialekt" an, dessen Verhältnifs zu der Kirchensprache in Rufsland also hiernach bemessen werden müfste. Neuere Forscher weichen nun von D's. Ansicht: die Kirchensprache der Slawen griech. Ritus sei noch im IX. Jahrh. allgemeine Redesprache der meisten Slawenstämme gewesen, darin ab, dafs sie annehmen, die Sprache aller Slawen müsse sich schon im *fünften* Jahrh. in mehrere bestimmte Mundarten aufgelös't haben (vgl. Schaffarik serb. Lesekörner, Pesth 1833, S. 3—7). Dann aber bliebe neuerdings auszumachen, in welcher Sprache oder Mundart Cyrills liturgische Bücher geschrieben waren, dafs sie von Serviern, Bulgaren, Russen, Mährern und pannonischen Slawen zugleich verstanden werden konnten? — S. 295, 300 spricht sich D. über die slawisch-*griechische* Liturgie in Böhmen wie gewöhnlich dahin aus, dafs dieselbe ausschliefslich in dem von dem h. Prokop († 1053) errichteten Sazawer Kloster von Priestern, die aus Ungarn kamen, gepflegt worden sei. Die Priester des von Karl IV. gestifteten slaw. Klosters Emaus zu Prag hatten dagegen den slawisch-*römischen* Ritus aus Kroatien mitgebracht und bis zur Hussitenzeit fortgesetzt. — Zu den kritischen Bemerkungen über slaw. Handschriften, S. 146 ff., liefert H. S. 376—405 interessante Sprachproben nebst mehreren theilweise illuminirten Facsimile's; für beides verdient der thätige Herausgeber den Dank der Gelehrten. S. 391 bemerkt H., dafs die Sarosspataker poln. Bibel, angeblich vom J. 1455, nicht

nach der Vulgata, sondern unmittelbar aus der *böhmischen* Leskowezischen Bibel des XIV. Jahrhdts., welche zugleich die älteste slawische *ganze* Bibel ist, übersetzt worden sei. S. 283 wird das glagolitische Alphabet erklärt, das zugleich auf einer Beilage in Kupfer gestochen ist. Für die altslaw. Grammatik giebt es hier ebenfalls Beiträge, und zu S. 145 zwei Tabellen der altslaw. Deklination und Konjugation; S. 275 ff. Exkurse über einige altslaw. Wörter. Von Sprachproben finden sich außerdem folgende: S. 306—317 hundert russische Sprüchwörter mit der deutschen Uebersetzung; S. 300 ein serbisches Vaterunser; S. 68, 124 ff. Bruchstücke im windischen Dialekte mit reichen Noten. An der Spitze des Buches steht der Kyrillische, den historisch *ältesten* Sprachstand aufweisende Wahlspruch:

Slava v vyschnih Bogu,
i na zemli mir,
v tschloviecieh blagovolenije!
(Luk. II, 14).

Schätzbar sind auch die Anzeigen älterer slawischer Bücher, wie z. B. S. 13—22 *Adami Bohorizh Articae horulae* (*Witebergae* 1634), welches die erste Krainische Grammatik ist, zugleich ein ehrwürdiger Vorläufer der bis jetzt unübertroffenen vergleichenden Grammatik von Kopitar (Laibach 1808, 8.); S. 73 die Anzeige von J. L. Frischens sehr seltenen Programmen über die slaw. Mundarten (*Berol.* 1727—1736, *VI. PP.* 4., mit Schrifttafeln). Die übrigen *vier* an mehreren Orten zerstreuten Recensionen D's. hat Hanka, S. 405—417, mit *sieben* ohne Zweifel selbstverfafsten Bücheranzeigen vermehrt, worin mehrere neue Leistungen gelehrter Russen und Polen nach Verdienst, wenn auch nur kurz, gewürdigt werden.

Einen besondern Anhang bildet S. 419—469 ein Spruchgedicht „der böhm. Cato", aus einer Hs. des XV. Jahrh., wieder abgedruckt nach der früheren Ausgabe Hanka's (in *Starobyla Skládanie*, *w Praze* 1818, *III.* 174—250.). D. hatte früher im Slawin nur Bruchstücke von diesem Gedicht gegeben, welche in dieser neuen Ausgabe wohl auch genügt haben würden. Denn es scheint uns sehr unpassend, dieses 50 Seiten starke, weder durch sprachlichen noch poetischen Werth sich auszeichnende und längst edirte Spruchgedicht gerade *hier* einzuschalten, wo der kostbare Raum, und schon der Titel des Buches, eine ganz andere Wahl erheischt hätten.

Nachdem wir uns so durch die gesammte Inhaltsmasse des „Slawin" durchgearbeitet haben, freilich nicht ohne Einzelnes nur kurz zu berühren oder ganz vorbeizulassen; wollen wir einen prüfenden Blick auf das Verdienst des neuen Herausgebers werfen. Nebst den wesentlichen Vermehrungen, welche wir schon oben namhaft zu machen suchten, hat Hanka diese neue Ausgabe auch noch mit zahlreich angebrachten Bemerkungen ausgestattet, die das Verständnifs des Buches erleichtern sollen, aber auch an sich schätzbar sind. Weggeblieben sind aus der alten Auflage einige literar. Correspondenzen und andere Nebendinge, die zusammen nicht über zwei Druckbogen ausmachen. Ingleichen ist das Register vervollständigt und brauchbarer gemacht worden. Dafs Hanka die Anlage des Ganzen, so wie die Darstellungsweise, nicht mit erneuerte, hat seinen Grund vielleicht in der frommen Anhänglichkeit an den Urheber des Buches, Hanka's „unvergefslichen" Lehrer und Meister; welcher Umstand zugleich dem Herausgeber einzelne Mängel der Sprache, wie auch mehrere Druckfehler (z. B. S. 146 Alters Misz. st. Beiträge; S. 59 Ἱστοριῶν?) übersehen liefs, welche mit in die neue Ausgabe übergingen. Gleicherweise hätte man erwarten dürfen, dafs der Herausgeber aus D's. späteren Schriften die dahergehörigen, mitunter abweichenden Meinungen anführen und bei so häufigen Anlässen der Nachweisung der wichtigsten neueren Literatur nicht widerstehen werde. Ueberhaupt hätte H. aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse verhältnifsmäfsig mehr mittheilen, die ergänzenden, oft in eine unverständliche Kürze gefafsten Notizen weiter ausführen, und so in höherem Mafse die Erwartungen, zu denen die Nennung seines Namens auf dem Titel berechtigt, erfüllen können. Anstatt daher auf solche Weise den Ruhm mit D. selbst zu theilen, theilt ihn diesmal der würdige H. mit dem Verleger; indem der Letztere wahrlich Alles geleistet hat, was dem Werthe des Buches, so wie der neuen Ueberarbeitung förderlich sein konnte. Nicht nur, dafs der Druck viel anständiger und korrekter ist, als vorher, so sind auch für die slaw. Sibilanten: *sch*, *tsch* und *ž*, ingleichen für das *jer*, eigene Typen gegossen, und es ist durch schönes Papier, saubere Kupfer und Schrifttafeln eine Ausstattung erzielt worden, wie sie Werken von gelehrtem Interesse in Böhmen selten zu Theil wird.

2. Die vorliegende kleine Schrift über glagolitische Literatur erschien im J. 1807, so wie jetzt, als ein polemischer „Anhang zum Slawin" (96 S. 8., und 2 Schrift-

tafeln); ohne jedoch in viele Hände zu kommen. Hanka, nachdem er bereits mehrere grammatische Schriften D's. *böhmisch* bearbeitet hatte, eröffnete mit der gegenwärtigen Ausgabe der „Glagolitica", nach S. IV. d. Vorr., die Reihe derjenigen Werke von D., welche einer Wiederauflage bedürfen. Gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen, das wohl würdig wäre, sich auch in Deutschland einer immer größeren Theilnahme zu erfreuen.

Eines von den einflußreichsten literarischen Verdiensten D's. ist unstreitig die *Begründung der slawischen Paläographie*, welcher D. vieljährige und fruchtbare Bemühungen widmete. Die betreffenden Ergebnisse liegen zunächst vor: in dem eben anzuzeigenden Buche, ferner in D's. Gesch. d. böhm. Sprache (S. 38 ff. d. zweiten A.) und in Cyrill u. Method (Prag 1823, S. 38—54) — welche Untersuchungen nachmals durch Köppen, Kalaidowitsch, Strojew u. A. nur weiter ausgedehnt und dem Abschlusse näher gebracht worden sind. Es fehlt nicht an Männern, die (wie z. B. Schaffarik a. a. O. 18, 116.) den Slawen eine aus Indien mitgebrachte Buchstabenschrift, oder (wie *Rakowiecki Pr. ruska, I. 57 ff.*) eine schon in früher Heidenzeit gebrauchte Runenschrift beilegen, aus welchen Uralphabeten vielleicht sogar etwas auf das Cyrillische überging. D. selbst begnügte sich blos, den Ursprung der slawischen Schriftzüge in's achte Jahrhundert hinauf zu führen; indem er ihre Erfindung mit unwiderlegbaren Gründen dem Philosophen Constantin, oder wie er gewöhnlich hieß, Cyrill, zugeschrieben hat. Den ältesten Beweis für diese Thatsache schöpft D. aus einem Briefe des Papstes Johann VIII. an den mährischen Fürsten Swatopluk vom J. 880, wo es heißt: *Literas denique sclavonicas a Constantino Philosopho repertas — jure laudamus etc.* Ueber die muthwillig in Zweifel gezogene Echtheit der Briefe Johanns, der jene Nachricht aus dem Munde Methods selbst haben mochte, s. D's. mähr. Legende von Cyrill u. s. w. Prag, 1826) S. 115 ff. Das cyrillische Alphabet ist dem griechischen nachgebildet und mit einigen koptischen und armenischen Buchstaben vermehrt; es wurde seit 860 von allen Slawen *graeci ritus* angenommen. Eine unkenntliche Abart davon ist das *glagolitische* Alphabet, welches erst im XIII. Jahrh. für die dalmatischen Slawen, die ihre Liturgie nach dem römischen Ritus verrichteten, erfunden, dem Kirchenlehrer St. Hieronymus untergeschoben, und nach ihm anfänglich das *hieronymische* genannt wurde. Die Böhmen und Polen als Katholiken *latini ritus* haben jedoch keines von den beiden slawischen Alphabeten angenommen, sondern nach eigener Combination die lateinischen Schriftzüge ihren slaw. Lauten angepaßt. Der älteste glagolitische Codex ist ein Psalter vom J. 1222, der erweislich aus einem mit cyrillischen Buchstaben geschriebenen geflossen ist (Glagolitica S. 19 ff.). In Dalmatien nannte man dieses Alphabet auch *Bukvica* (von bukva, Buchstab), um es von der *Cyrulica*, d. i. von der cyrillischen älteren Schrift zu unterscheiden. In neueren Zeiten ist dieses Alphabet auch das *ruthenische* oder *bulgarische*, jenes (vom dalmat. *glagoli:* Wörter, Wortzeichen, Lettern; vgl. *Kopitar* in den Wiener Jahrbb. XVII, 68.) das *glagolitische* geheißen worden. Auch pflegt man diejenigen Priester in Dalmatien und Istrien, welche aus glagolitischen Missalen nach dem römischen Ritus die Messe lesen, *Glagoliten* zu nennen. Die glagol. Schrift ist im XIV. Jahrh. bis nach Böhmen gedrungen; indem Kaiser Karl, wie oben bemerkt, einigen geflüchteten Mönchen aus Kroatien das Kloster Emaus (seit Ferdinand II. ein Benediktinerstift, genannt Montserrat) einräumte, woselbst der Gottesdienst *slawonisch* gesungen wurde. Da bei dem allmäligen Absterben der kroatischen Priester eingeborene Böhmen in den Orden traten, so verlor sich hier zwar zu Anfange des XV. Jahrh. die slawonische, d. i. altslawische Sprache; die glagolitische Schrift jedoch wurde in den nunmehrigen *böhmischen* Kirchenbüchern noch eine geraume Zeit fortgebraucht. Auch beweis't ein von Hanka entdecktes glagolitisches Fragment, welches die allg. Weltgeschichte in böhm. Sprache enthält (s. S. 24, 80), daß man die glagol. Schrift auch zu weltlichem Gebrauch zu verwenden versucht hatte. Es hat aber die slaw. Liturgie, die auch bereits seit dem J. 1029 in dem böhm. Kloster Sazawa, obwohl nicht ohne Unterbrechung, bestand, auf die Cultur der böhm. Sprache durchaus keinen Einfluß geäußert; nach wie vor blieb die latein. Schrift die herrschende und kaum hat je ein Böhme die Anwesenheit der slawonischen Mönche einer literarischen Berücksichtigung werth gehalten.

Noch sei hier bemerkt, daß die drei, den Glagoliticis beiliegenden Kupfertafeln zwar das vollständige glagol. Alphabet nebst Majuskeln und zwei zusammenhängenden Schriftproben darstellen; daß aber eine Probe der alten cyrillischen Schrift, worauf sich der größte Theil jener Untersuchungen gründet, ungern vermißt wird. Da die II. Tafel auch im „Slawin" und die III. Tafel bereits schon in D's. Gesch. d. böhm. Sprache von 1818 vorkommt, so wäre nichts nothwendiger gewesen, als eine derselben z. B. gegen die cyrillische Schrifttafel auszuwechseln, welche D. seiner Abhandlung „Cyrill und Method, der Slawen Apostel" (Prag, 1823) beigelegt hat. —

Glückselig, in Prag.

№ 27.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Februar 1835.

XXVII.

1. *Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichts-Gebrauch und Particular-Gesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem englischen und französischen Straf-Prozesse, von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrath und Professor. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Heidelberg in der akadem. Buchhandlung von J. C. B. Mohr. Erste Abtheilung* 1832. *VIII u.* 440 *S.* 8. *Zweite Abtheilung* 1833. *IV u.* 482 *S.* 8.

2. *Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozesse nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des englischen u. französischen Strafverfahrens von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrath u. Professor in Heidelberg. Darmstadt* 1834. *In Johann Wilhelm Heyer's Verlagshandlung. VIII. u.* 504 *S.* 8.

In den beiden Werken verwandten zum Theil gleichen Inhalts, der aber in jedem wieder eigenthümlich bearbeitet ist, begegnen wir den Ergebnissen eines ununterbrochen fortgesetzten Studiums des um die Wissenschaft verdienten Verfs., durch welche er den erfreulichsten Beweis seines Strebens, den fortschreitenden Anforderungen der Zeit zu genügen, abgelegt hat. Beide Werke nämlich, das eine schon in einer frühern Auflage, sind an die Stelle von zwei andern vor langer Zeit herausgegebenen Büchern desselben Verfs. getreten, die, für ihre Zeit nicht ohne Werth, doch nicht vor dem Urtheile des thätigen Herausgebers länger bestehen konnten und die er daher nicht in neuen, nur etwa umgearbeiteten Auflagen, mit Verbesserungen wieder erscheinen liefs, sondern durch ganz neue, denselben Gegenstand behandelnde Schriften ersetzte. Für diesen Entschlufs und dessen gelungene Ausführung sind alle Freunde unserer Wissenschaft ihm dankbar. Waren auch jene frühern Arbeiten von der Art, dafs sie, und zwar die ersten, fast Jugendversuche des nachher so berühmt gewordenen Verfs., ihm eine ehrenvolle Stelle in der Reihe der Criminalisten sicherten und als Verheissungen dessen gelten konnten, was seitdem in Erfüllung gegangen ist, so durfte doch ihre Unzulänglichkeit am wenigsten ihm entgehen, der durch eine grofse Zahl bedeutender Abhandlungen die einzelnen Lehren so sehr gefördert hatte, dafs deren Zusammenfassung und organische Darstellung in einem vollständigen System ihm selbst Bedürfnifs und Pflicht werden mufste. So trat denn das erste der jetzt anzuzeigenden Werke an die Stelle des 1810 erschienenen *Handbuchs des peinlichen Verfahrens*, das zweite an die Stelle der im Jahre 1821 herausgegebenen, aber schon 1809 gedruckten *Theorie des Beweises vom peinlichen Prozesse. Habent sua fata libelli.* Der erste Verleger war, so heifst es in der Vorrede, durch unverschuldete Unglücksfälle verhindert, die Schrift in den literarischen Verkehr kommen zu lassen, „die als die erste Schrift eines zwanzigjährigen Schriftstellers vielleicht auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen durfte". So erschien sie denn 12 Jahre später, wo denn freilich eine neue Bearbeitung des Gegenstandes eine genügendere Leistung zu Tage gefördert haben würde. Der Verf. macht zwar nicht unbillig Anspruch, dafs man das Werk nach dem „Standpunkte seines Geburtsjahres 1809" betrachte, aber es bleibt dann immer die Frage, warum nach so langer Zeit, nach so bedeutenden Fortschritten der Wissenschaft und Gesetzgebung, ein Werk des ältern Standpunkts eingeführt wurde, dessen Mifsverhältnifs zu dem neuern Bedürfnifs niemand weniger, als dem Verf. ent-

gehen konnte. Sagen wir es, um durch Wahrheit die Verehrung zu bekunden, die wir unserm Mittermaier so aufrichtig widmen, es war längst zu wünschen, und es ist gut, dafs eine neue gediegene Arbeit jene andere überflüssig mache; und wir freuen uns, in mehr als einer Hinsicht, dafs es gerade die des Verfs. selbst ist, welche jenen Erfolg gehabt, und durch die er das in jener Vorrede gegebene Versprechen erfüllt hat.

Dies schicken wir als Einleitung über die Geschichte der Werke voraus, deren Betrachtung wir uns jetzt zuwenden. Einer, dem Berichterstatter begegnenden Schwierigkeit ist zuvor noch zu erwähnen, um darauf die Bitte um Nachsicht zu gründen und den Vorwurf abzulehnen, als sei den vorliegenden Schriften nicht die, in der Ausführlichkeit der Anzeige sich kundgebende Aufmerksamkeit gewidmet, welche denselben gebührt. Wir sind nicht berechtigt, in alle Einzelnheiten so reichhaltiger Werke einzugehen, jegliche durch ihre Eigenthümlichkeit hervorragende Bemerkung, billigend oder zweifelnd, mit Darlegung wissenschaftlicher Gründe hervorzuheben und dem Zwecke dieser Jahrbücher entgegen, vorzugsweise das zum Gegenstand der Kritik zu machen, was nur für eine Klasse von Lesern, für die eigentlichen Juristen, ein besonderes Interesse zu gewähren vermag. Und doch scheint es eine gerechte Forderung zu sein, dafs die Werke eines Verfs. gerade nach ihrer eigenthümlichen Seite und ihrem Zweck beurtheilt werden. In dieser Hinsicht wird es erlaubt sein zu bemerken, dafs der Ref. in einer ausschliefslich der Rechtswissenschaft gewidmeten kritischen Zeitschrift eine ausführliche Anzeige der ersten Ausgabe des Strafverfahrens geliefert habe, auf die hier um so mehr verwiesen werden darf *), als sie im Ganzen auch in Beziehung auf die neue Ausgabe ihre Bestimmung noch immer erfüllt und wohl einiges Interesse in Anspruch nehmen darf. Denn da die neue Ausgabe in der Anlage, in der Anordnung der Abtheilungen, der Zahl und den Ueberschriften der §§ unverändert geblieben ist (nur nach § 5. ist ein neuer § 5a eingeschaltet), so ist die allgemeine Charakterisirung desselben, die Betrachtung über System und Methode und was bei Gelegenheit einzelner Lehren und Sätze bemerkt ist, aus jener Anzeige auch hier noch anzuwenden. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe heifst es: „Der Verf. hat sich bemüht, in der Darstellung der einzelnen Lehren mehr die historische Einleitung von der praktischen Entwicklung abzusondern, und bei der letzten mehr als es in der ersten Auflage geschehen ist, das wirklich Geltende von den Forderungen der Criminal-Politik und der Kritik des Bestehenden zu trennen, und das gemeinrechtliche System von demjenigen abzusondern, was in einzelnen Particulargesetzgebungen vorkömmt. Auf vielfache Bemerkungen von Freunden ist geeignete Rücksicht genommen." Eben das, was nunmehr geändert und gesondert erscheint, hatte der Ref. in der frühern Ausgabe vermifst und seine Bedenken offen darlegen zu müssen geglaubt. So darf er denn jetzt und hier über Manches hinweggehen, ohne seine Pflicht zu verletzen und sich nach der Art, wie seine Kritik von dem Verf. aufgenommen und beachtet ist, so wie seiner Gesinnung nach unter die hier verstandenen Freunde rechnen.

Allein damit sind noch nicht alle Bedenken erledigt. Soll an die Stelle einer speciell juristischen Kritik eine andere mehr allgemeine treten, wie sie der Gegenstand, der für jeden Gebildeten Interesse hat, und die vorzügliche Art der Bearbeitung von Seiten des Verfs. gar wohl zuläfst, so wird es fast unvermeidlich Manches zu wiederholen, was der Ref. schon in diesen Jahrbüchern bei andern Gelegenheiten gesagt, und bei Ausführung abweichender Ansichten in wesentlichen Punkten auf das Bezug zu nehmen, was er in eigenen, diesen Gegenständen gewidmeten Schriften — namentlich in seinem mit dieser zweiten Ausgabe erschienenen und darum in ihr nicht, sondern erst in dem zweiten Werke des Verfs. und auch da mehr nur in dessen letzten Bogen benutzten „Lehrbuche des Criminalprozesses" und den „historisch praktischen Erörterungen aus dem Gebiet des strafrechtlichen Verfahrens" vorgelegt hat. Es soll nun, mit Hinweglassung aller Bemerkungen, die der Rechtsgelehrte vom Fache aus der Vergleichung der Werke neuerer Zeit mit einander, und so auch der hier genannten entnehmen kann, der Versuch gemacht werden, in gröfsern Umrissen das allgemein Wissenschaftliche aus jenen Schriften anzudeuten. Wir gedenken uns hierauf in Ansehung des No. 1. genannten Werkes zu beschränken, und aus diesem nur, um doch eine Lehre besonders zu betrachten, gerade die hervorzuheben, welche den Inhalt des No. 2. gedachten Werkes ausmacht — die Theorie des Beweises, bei der es gestattet sein

---

*) Jahrbücher der gesammten deutschen juristischen Literatur Bd. VIII. Heft 2. S. 120—158.

möge, etwas länger zu verweilen, ohne jedoch eine erschöpfende Kritik zu liefern.

(Der Beschlufs folgt.)

XXVIII.

Ueber das Wesen und die Form der christlichen Predigt. Für gebildete Nichttheologen. — Vernunft und Schrift sind im Grunde Einerlei: Sprache Gottes. Dieses Thema in eine Nufs zu bringen, ist mein Wunsch und das Punctum saliens meiner kleinen Autorschaft (Hamann). — Bremen 1834. *Druck und Verlag von Johann Georg Heyse.* 202 S. 8.

Es wäre ein Irrthum, wenn man glaubte, dafs populaire Schriften in dieser für wissenschaftliche Kritik ausschliefslich bestimmten Zeitschrift nicht mit Recht zur Beurtheilung gebracht werden könnten, da es gerade für solche vorzugsweise Noth thut, den allgemeinen wissenschaftlichen Forderungen gemäfs geprüft zu werden, indem sie den Mafsstab ihrer Beurtheilung in der Regel nicht in sich selbst, sondern in einem Andern, nämlich ihrem Zwecke, haben. Diese Schrift verdient aber, ihres wahrhaft wissenschaftlichen Gehaltes und des ernsten Geistes wegen, mit welchem wichtige, vielfach übersehene oder verkannte Wahrheiten zur Sprache gebracht werden, um so mehr Berücksichtigung, als über die Gegenstände, welche sie behandelt, gewöhnlich entweder blofs im Interesse der christlichen Frömmigkeit, oder nach hergebrachten rhetorischen und praktischen Satzungen ohne tiefere Einsicht ins Wesen der christlichen Wahrheit gesprochen wird. Diese nun findet sich bei dem umsichtigen und gelehrten und dabei von tiefem christlichen Streben geleiteten Verf. in ausgezeichnetem Grade, und Ref. kann sich gleich im Eingange den Wunsch nicht versagen, dafs diese Schrift in die Hände und Herzen recht vieler junger Theologen kommen möge, so wie er glaubt, dafs auch manche ältere, die sich mit der neueren Philosophie nicht beschäftigt oder doch nicht befreundet haben, daraus mannichfache Belehrung und eine richtigere Einsicht in das Verhältnifs derselben zum thätigen Christenthum und zur Kirche schöpfen können.

Der Vf. ist nämlich ein entschiedener Anhänger der neuern Philosophie, wie sie, von Hegel ausgegangen, jetzt schon in vielen Schülern mannichfach modificirt erscheint. Er spricht diefs zwar nirgends aus, enthält sich auch jeder Terminologie, welche nur den mit jener Schule näher Vertrauten verständlich ist; geht aber von dem Standpunkte derselben aus, wie sich jedem Kundigen bei Lesung des Buches leicht offenbart. Zuerst „zur Einleitung" (S. 1—19) wird gezeigt, wie in dem nothwendigen Parteikampf unter den Menschen die Vernunft als der unsterbliche Genius der Menschheit versöhnend eintrete und wenn nicht endlichen Frieden, so doch den ewigen Fortschritt derselben vermittle und verbürge. Nicht die Ideen als solche, sondern nur die falschen Vorstellungen habe man zu fürchten, die aber nicht aus Nachdenken, sondern aus geistiger Trägheit hervorgingen, die Oberflächlichkeit und Einseitigkeit erzeuge. „Das Heilmittel für alle diese Kranken, das Lösungsmittel für alle diese Befangenen ist aber kein anderes, als die Wahrheit", ohne die keine Gesundheit des Geistes, keine Freiheit. Nun giebt es zwar einen ganz sichern Weg zur Wahrheit, und somit auch zur Genesung von Sünde und Elend, zum Frieden mit sich selbst: *Christus, den Sohn Gottes*; der Einzelne mufs ihn aber auch als die Wahrheit in sich aufnehmen, dafs Natur, Weltgeschichte, Kunst ihm nicht verschlossen, sondern vielmehr aufgeschlossen werden. Diefs ist besonders zu bemerken, weil das Christenthum, wie es gegenwärtig von so Vielen gehofft wird, in einem ganz verschrobenen Verhältnisse zur Welt steht; nicht nur in dem ihm eigenen Gegensatz zur Sünde, sondern auch zu Natur und Geist in ihrem organischen Zusammenhange. Der Verf. erklärt sich damit gegen die pietistische Beschränktheit, welcher die Welt *nur* in den Banden des Teufels liegt, von der sie nicht auch in ihrem Verhältnisse zu Gott erkannt wird, welcher das Christenthum nicht als die Religion des Geistes und der Wahrheit aufgegangen ist. — Die so gegen die Fortschritte des Menschengeistes gleichgültig sind, mögen *Christum* wohl *haben*, aber *nicht den von ihm verheifsenen Geist, der in alle Wahrheit leitet.* Die Forderung das Glauben mit dem Denken auszugleichen, ist vorzugsweise Aufgabe unsrer Zeit; in diesem Interesse, mit diesen Grundsätzen hat der Vf. sich, wie er selbst bezeugt, frei und mit Eifer, aber nie ohne Liebe, über das Wesen und die Form der christlichen Predigt ausgesprochen: er wendet sich dabei vorzugsweise an *die*, welche eine Umgestaltung, eine Wiedergeburt der christlichen Predigt verlangen; und er thut es, „mit dem zuversichtlichen Glauben, dafs die Wahrheit, wenn ihre Zeit da ist, auch die Kraft in sich habe, sich Bahn zu brechen und sich trotz aller Anfeindungen ihrer Widersacher, nicht blofs Geltung zu verschaffen wisse, sondern auch das Vermögen in sich trage, in That und Leben überzugehen." Dieser Geist, in welchem diese Schrift verfafst ist, tritt durch eine edle, klare, oft beredte Sprache, nur um so erfreulicher hervor.

Der Vf. handelt nun in einem ersten Abschnitt *„über das Verhältnifs der Predigt zur Religion und zur Theologie im Allgemeinen."* (S. 21—48.) Das Wort, die Predigt, ist Hauptbestandtheil des christlich protestantischen Gottesdienstes: mit Recht, da es selbst das Denken, im höchsten idealen Sinne der sich producirende und manifestirende Gedanke (Joh. I, 1.), das Christenthum aber eben die Religion des Geistes und der Wahrheit ist. Allerdings heifst das religiöse Denken in der heiligen Schrift Glaube: ist dieser aber „die gewisse Zuversicht, die lebendige Ueberzeugung des Geistes von seinem in Gott ruhenden Wesen, und ist der Geist ein *denkendes* Wesen: so mufs diese Zuversicht, diese Ueberzeugung selber ein Denken sein." Dadurch beabsichtigt der Verf. nicht auszuschliefsen, dafs der Inhalt des Glaubens zuerst im Gefühl zum Bewufstsein kommt, dann weiter in der Richtung des gesammten Lebens, also namentlich im Handeln sich bethätigt. Denken ist nicht eine blofse Thätigkeit des Erkenntnifs- oder irgend eines einzelnen Vermögens des Menschen für sich genommen, sondern vielmehr der Mittelpunkt, die Grundthätigkeit des Menschen als solchen, die als Vermögen Vernunft heifst. Diese nun drückt sich allerdings am lebendigsten und unmittelbarsten im Worte aus. Dasselbe soll denn auch vorzugsweise Träger des christlichen Gei-

stes in der Kirche sein; diefs ist es zunächst im Evangelium und überhaupt im neuen Testamente. Der Inhalt desselben mufs aber verstanden und begriffen werden. Darin liegt die Nothwendigkeit der christlichen Dogmatik, „welche nichts anders ist, als der Versuch, das Wesentliche und Eigenthümliche des Christenthums in wissenschaftlicher Form darzustellen." Nachdem der Vf. bemerkt, wie das wissenschaftliche Denken sich überhaupt von dem gewöhnlichen Denken dadurch unterscheide, dafs jenes der Versuch ist, vermittelst des Verstandes sich selbst zu begreifen, stellt er ein dreifaches Verhältnifs des Verstandes zur Vernunft als möglich auf: 1) beide sind in unmittelbarer Einheit, oder 2) im Gegensatz, oder 3) der Verstand unterscheidet sich von der Vernunft, ordnet sich ihr aber unter; dann giebt er eine kurze, recht gelungene Geschichte der Dogmatik, die sich in jener dreifachen Stellung entwickelt hat. Nach einem näheren Blick auf die jetzt noch so allgemein herrschenden Gegensätze der rationalistischen und supernaturalistischen Dogmatik, frägt der Vf.: „Welches nun aber ist das Verhältnifs der Theologie zur praktischen Wirksamkeit des Predigers, des Seelsorgers?" Er antwortet: „Die Theologie ist und soll ihrem Begriffe nach sein die wissenschaftliche Erörterung und Begründung der Vorstellungen und Begriffe, welche im Evangelium, und in traditioneller Weise in der christlichen Kirche als die Elemente unsrer Religion aufbewahrt sind. Der christliche Seelsorger soll diese Durchbildung des gegebenen Stoffes zur Klarheit des Begriffs in sich vollzogen haben, er soll eine lebendige Anschauung von dem Wesen und Gehalte der christlichen Religion, er soll dieselbe als die Religion des Geistes und der Wahrheit, als die vollkommene Religion auch in wissenschaftlicher Weise begriffen haben." Mit Recht bemerkt er zum Schlusse dieses Abschnitts, die sogenannten Kanzelgaben wären sicher nicht so selten, als die Bildung und tiefere Wissenschaft, welche jenen erst die Richtung geben müssen.

Der zweite Abschnitt betrachtet die *christliche Predigt in ihrem Gegensatze als supernaturalistische und rationalistische* (S. 49 — 110). Auf anziehende Weise wird gezeigt, wie beide entgegengesetzte Arten, jetzt da der Gegensatz einmal erkannt und im Geiste gelöst sei, nicht mehr zeitgemäfs, wie auch in sich einseitig seien, indem die erste immer blofs in die Vergangenheit schaut und auf den historischen Zusammenhang des neuen Testaments mit dem alten das Hauptgewicht legt, das Christenthum nur zu einem vollendeten Judenthum macht, letztere von der Vergangenheit, kurz von der historischen Entwickelung des Christenthums gar nichts wissen will. Der Inhalt dieses Abschnitts ist durch mancherlei Beispiele belegt, namentlich Menkens, für den der Vf. im Vorbeigehen ein schönes Zeugnifs ablegt, obwohl er seine Hinneigung zur alttestamentlichen Richtung misbilligt. Auch die Stunden der Andacht werden eben so besonnen und milde, als treffend gewürdigt. Doch darf Ref. in den reichen Inhalt dieses Abschnitts nicht näher eingehen, ohne für diese Blätter zu weitläuftig zu werden.

Der dritte, der Hauptabschnitt, behandelt *die Predigt vom Standpunkt der wissenschaftlichen Theologie*, wozu der vorige Abschnitt die negative Vorbereitung war. „Wie der Cultus durch die Liturgie auf das Gefühl wirkt, so macht sich die Katechese die Erleuchtung des Verstandes zum Augenmerk"; die Predigt dagegen vereinigt beides, ihr Zweck ist *Erbauung*: „sie will durch die Anschauung der ewigen Wahrheit, durch die Erkenntnifs des an und für sich Nothwendigen den Menschen zugleich über sich selbst und die Schranken des Irdischen erheben." Soll die Predigt den Gedanken des Ewigen und Göttlichen zur Empfindung, diese zur Gesinnung und Ueberzeugung erheben, also den *Glauben* wecken: so steht sie damit zur Wissenschaft nur in einem *mittelbaren* Verhältnifs. Der Prediger hat „für sich selbst allerdings die Verpflichtung, den Inhalt des christlichen Glaubens nach seiner Nothwendigkeit in wissenschaftlicher Weise sich zur Anschauung zu bringen; aber alle Schulphilosophie und die Sprache der Schule bleibe der Kanzel fern." Eben so sollen aber auch alle geistreichen Einfälle, die nicht zur Sache gehören, fern bleiben, die Predigt soll dagegen voll des heiligen Geistes sein. Bei dieser Selbstverleugnung und Entäufserung seiner selbst, die nicht *sich* reden hören will, sondern die *Sache* reden läfst (worauf auch vorzugsweise das Geheimnifs der Popularität ruht), giebt der Prediger seine Eigenthümlichkeit nicht auf, sondern bewahrt sie eben am sichersten. Nun beleuchtet der Vf. näher *A.* die Predigt als rhetorisch-homiletisches Kunstgebilde (S. 117 — 128), *B.* in ihrer geschichtlichen Entwickelung und Gestaltung (bis S. 139), *C.* nach ihren drei nothwendigen Elementen (bis S. 190): *a*) dem exegetischen, *b*) dem dogmatischen, *c*) dem paränetischen oder praktischen. Die Grundsätze, die oben entwickelt wurden, finden in diesem Abschnitt ihre Anwendung im Einzelnen; auch ist hier das Gesagte öfters durch zweckmäfsige Beispiele näher ins Licht gesetzt. Beachtenswerth ist hinsichtlich des Ersteren, was der Vf. *für* die Theorie der Beredsamkeit, über das Maafs und das Freireden sagt; hinsichtlich des Zweiten, was gegen den steifen Schematismus der üblichen Eintheilungsweise beigebracht ist; auch werden hier Einfachheit, kernige Gediegenheit und Popularität (Reden mit Zungen nach Harms, lebendige Sprache des Volks, nicht Büchersprache) kräftig empfohlen. Am meisten liegt aber mit Recht das Dritte dem Vf. am Herzen, welcher seine Forderungen darin concentrirt: die Predigt soll ihrem Gehalt nach ein *organisches Ganze* sein. Was er über die einzelnen Elemente sagt, ist in Folgendem zusammengefafst: „Das exegetische erfordert eine sprachlich-geschichtliche, das dogmatische eine logisch-dialektische, das paränetische Element vorzugsweise eine psychologische Entwickelung." Hier ist der Vf. am eigenthümlichsten und namentlich in seiner Kritik oft recht glücklich. — Schliefslich wird noch vom *Gebet* und vom *Eingang der Predigt* gehandelt. Treffend sagt er hier (S. 192): „Da die christliche Predigt nicht blofs zu Christen im Geist und in der Wahrheit, sondern auch zu Unbekehrten, zu blofsen Namenchristen redet; da ferner auch der wiedergeborne gläubige Christ noch immerfort das weltliche Element in sich zu bekämpfen hat, da ihm, obwohl erlöst und entsündigt, der Zustand vollendeter Freiheit und Kindschaft dennoch zugleich als ein noch nicht erreichtes Unendliches vor Augen steht: so mufs auch das christliche Gebet jenen doppelten Charakter, den allgemein-menschlichen und den eigenthümlich-christlichen, den der Abhängigkeit und den der Freiheit, an sich tragen." Hinsichtlich des Eingangs wird mancherlei guter Rath gegeben, nachdem bemerkt worden, wie die Homilie dessen gar nicht bedürfe.

Wenn der Verf. zuletzt sagt, dafs nach seiner Ansicht die Hoffnung der Wiedergeburt des kirchlichen Lebens einzig und allein darauf beruht, dafs die engherzige alttestamentliche Glaubensansicht unsrer neuevangelischen Pietisten, eben so wie die blofs verständige Betrachtung der Religion endlich in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit erkannt werde: so ist diefs Ref. zu negativ gestellt. Die beiden angegebenen Gegensätze müssen geistig in einander gelebt und dadurch in ihrem Innersten vermittelt werden; das blofse *Erkennen* der Einseitigkeit genügt nicht; es mufs die Einsicht derselben das innerste Wesen des Menschen durchdringen, was nur dadurch geschehen kann, dafs der göttliche Geist in ihm herrschend wird. Wir erwarten, dafs aufs Neue die Fülle desselben sich auf die Gemeinen der Gläubigen ergiefse und sie alle zur Freiheit der Kinder Gottes führe. So meint der Verf. es aber auch eigentlich; denn das rechte Denken Gottes ist zugleich Wirken Gottes in dem Menschen.

L. Pelt.

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

1. *Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particular-Gesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem engl. und franz. Straf-Prozesse von Dr. C. J. A. Mittermaier.*
2. *Die Lehre vom Beweise im deutschen Straf-Prozesse nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des engl. u. franz. Strafverfahrens von Dr. C. J. A. Mittermaier.*

(Schlufs.)

Es giebt eine Seite, nach welcher das Recht noch im andern Sinn, als sonst ein allgemeines Interesse Aller in Anspruch nimmt, und diese äufsert sich fast nirgends mehr als im Strafrecht und Strafverfahren; es ist die *politische.* Nicht blofs wo die Richter der That, die Geschwornen aus der Mitte des Volks gewählt werden, auch noch in andern Rechtsverfassungen wird der nahe Zusammenhang erkannt, der zwischen dem strafrechtlichen Verfahren mit dem ihm eigenthümlichen Princip und den übrigen organischen Einrichtungen des Staats besteht. Eine Betrachtung von diesem Gesichtspunkt aus, die sich über den blofs dogmatisch-praktischen Inhalt erhebt, ist von besonderer Wichtigkeit für die geschichtliche Auffassung, die erst dadurch für die Würdigung der rechtlichen und sittlichen Bildung der Völker einen sichern Leitfaden erhält, wie für die Gesetzgebungspolitik und die Kritik des Bestehenden. Diesen Gesichtspunkt durchgängig festgehalten und besonders im Wege eines umfassenden comparativen Gesetzesstudiums nachgewiesen und auf diese Weise eine Menge wichtiger Resultate für die Wissenschaft gewonnen zu haben, ist eines der mehrern Verdienste, die wir dem Verf. zuschreiben: und wir dürfen dieses um so zuversichtlicher thun, als dessen Vertrautheit mit dem positiven Rechte und praktischer Sinn ihn vor den Mifsgriffen bewahren mufs, die sonst zu leicht im Gefolge jener glänzenden Methode sich zeigen. Es ist darauf bei der Anzeige der ersten Auflage aufmerksam gemacht, und es sind wie gesagt, jetzt durch gehörige Absonderung der verschiedenen Gesichtspunkte diese vermieden worden. Eine andere Aufgabe ist die eines Lehrbuches des Strafverfahrens in Ländern des gemeinen Rechts und mit Beziehung auf Particularrechte, eine andere die eines praktischen Handbuches, wo der Geschäftsmann für jeden schwierigen Fall in der Anwendung eine besondre Auskunft findet, eine andre endlich, jene beiden zum Theil umfassende, zum Theil voraussetzende, oder auch in den letzten Einzelnheiten mit Recht nicht überall beachtende, ist die, welche sich hier der Verf. gesetzt hat, nämlich die Wissenschaft des Strafverfahrens *überhaupt*, nach ihren verschiedenen Seiten und nach dem Standpunkte und den Forderungen der Zeit darzustellen. Zwar ist auf dem Titel nur *deutsches* Strafverfahren angekündigt, das englische und französische nur als das verglichene bezeichnet, zwar ist neben der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particularrechte, die *Wissenschaft*, der die gröfsten Fortschritte verdankt werden, besonders wenn man eben den hier bezeichneten Gesichtspunkt verfolgt, gar nicht genannt, aber in *jener Hinsicht* ist ein tieferes gemeinsames Princip vorhanden und danach eine Methode denkbar, die ein Erheben über jene Beschränkung nothwendig machte, und *in dieser* Hinsicht würde der Mangel an Bestimmtheit auf dem Titel nicht berechtigen, gegen den Inhalt des Werkes, und den Gesammteindruck, den es bei dem Leser hinterläfst, anzunehmen, dafs dem Verf. diese Seite minder wichtig erschienen sei, deren Berücksichtigung vielmehr das ist, was sein Werk nach Anlage und Ausführung vor andern ähnlichen auszeichnet. Die Kritik hat vielmehr gerade davon auszugehen, um den Werth des-

selben anzuerkennen, und um danach Manches zu erklären, was von einem der andern Standpunkte oder Zwecke aus, zum Tadel Anlafs geben könnte. Um erst den gemeinen oder Landes-Criminalprozefs kennen zu lernen, um für jeden Fall, wie nach den Grundsätzen der Casuistik, eine in Bereitschaft gehaltene Belehrung und praktischen Rath zu finden, dazu ist ein Werk nicht bestimmt, welches, die Theorie und Dogmatik des praktischen Rechts voraussetzend, mehr *über* die Sache von der wissenschaftlichen Seite zu den mit ihr vertrauten Lesern spricht, als dafs es den ersten Unterricht in derselben zu ertheilen beabsichtigte. Eben so wenig sind hier die Regeln der Führung der Untersuchung, der sogen. Inquirirkunst zum Mittelpunkt gemacht, wie es nicht selten besonders in älteren Werken geschehen ist in Verbindung mit einer Ansicht, welche die Schuld und das Unrecht präsumirt, und als die höchste Aufgabe des Untersuchungs-Richters betrachtet, in allen Fällen das Ergebnifs einer Verurtheilung möglich zu machen, welches, da der Zweck der Untersuchung lediglich auf unparteiische Herstellung der Wahrheit, des materiellen Rechtes gerichtet ist, als abstracte Regel durchaus nicht, als solche für den concreten Fall aber nur unter der Voraussetzung gelten darf, dafs überhaupt nicht ohne genügenden Grund zur Untersuchung geschritten, dafs insbesondre ein bestimmtes Individuum nicht eher in den Anklagestand versetzt worden sei, als nachdem mindestens so viel dasselbe beschwerende Wahrscheinlichkeit und Verdacht vorhanden ist, dafs es nothwendig wird, ihm die Gelegenheit zu geben, aber auch die Pflicht aufzuerlegen, sich zu rechtfertigen oder dasselbe seiner Schuld zu überführen, wenn es nicht freiwillig diese in ihrer Wahrheit auf sich nehmen, sich gewissermafsen sein eignes Urtheil sprechen will.

Vermifst man nämlich gleich in dem Werke keinen der Punkte, die ein wissenschaftlicher Geschäftsmann hier suchen wird, ist insbesondere die praktische Rücksicht nirgends bei Seite gesetzt, so besteht doch weder hierin, noch in der geschichtlichen Betrachtung die eigenthümliche Auszeichnung desselben, die wir vielmehr in die Fülle geistreicher Bemerkungen setzen, mit welchen jede Lehre besonders nach dem Standpunkte der Gesetzgebungspolitik und der vergleichenden Prozefs-Rechtswissenschaft ausgestattet ist, und vor Allem in die edelste Freimüthigkeit und die Aeufserung einer gerechten Gesinnung, welche sich ohne Scheu jeglichem Mifsbrauche, der in diesem Gebiete leicht möglich wäre, jeder verwerflichen oder auch nur nicht ganz lautern Mafsregel widersetzt, und die mögliche Unschuld, so wie die nicht auf rechte Weise verfolgte oder behandelte wirkliche Schuld, jene materiell und formell zugleich, diese nach der formellen Seite allein, die bekanntlich aber im strafrechtlichen Verfahren selbst auch eine wesentliche ist, in dem Geiste der Gerechtigkeit in Schutz nimmt, der sich in des Verfs. trefflicher, in mehreren stets verbesserten Auflagen dem Publicum vorliegender, Anleitung zur Vertheidigungskunst so erfreulich kund giebt. Vielleicht ist hier zuweilen zu weit gegangen, dem von mehreren Gegnern des deutschen strafrechtlichen Verfahrens gehegten Vorurtheil zu viel Nahrung gegeben, das Fremde auf Kosten des Einheimischen zu sehr gepriesen, mancher nicht zu leugnende Mangel zu bedeutend geschildert, um so mehr als der Grund nicht selten keineswegs in unserm regelmäfsigen Verfahren, sondern in Abweichungen liegt, die, sie mögen in nicht zu billigenden verfügten Ausnahmen oder in der Willkür von Individuen beruhen, eben so gut — dieses lehrt die Geschichte auch der neuesten Zeit, besonders in Frankreich — an andern Orten vorkommen können, wie denn überhaupt einem Uebelstande dadurch noch nicht abgeholfen ist, dafs man neue Gesetze und Vorschriften erläfst, indem es um so mehr auf die Individuen ankommt, die mit der Ausführung und Anwendung beauftragt sind, als ja das Gesetz dem freien Ermessen derer, durch welche erst dem Worte das Leben verliehen werden soll, stets eine zweckmäfsige nicht in zu enge Grenzen gebannte freie Bewegung gestatten mufs, ohne welche vielleicht noch gröfsere Uebel entstehen würden, als die sind, welche möglicherweise durch eine Ueberschreitung herbeigeführt werden können; es wird dabei auf die gute und doch wohl auch geprüfte und bewährte Gesinnung der Beamten gerechnet, die ihre Ehre und subjective Befriedigung in ihrer Pflichterfüllung haben und gegen die im Allgemeinen unwürdiges Mifstrauen in geradem Widerspruche mit dem Vertrauen steht, welches sie zu dem wichtigen Amte beruft und welches in sie nothwendig gesetzt wird. Immer wird es eine der schwierigsten Aufgaben bleiben, hier von Seiten der Gesetzgebung und der Justizoberaufsicht die rechte Mitte zu treffen, den Schutz individueller Freiheit mit dem Interesse des Ganzen und dessen Sicherheit, die Autorität des Richteramts mit der erforderlichen Beschränkung und der möglich-

sten Entfernung, auch selbst der Gelegenheit und Veranlassung des Mifsbrauchs, ins rechte Gleichgewicht und in Uebereinstimmung zu setzen. Aber wer sollte es mifsbilligen, wenn der Vf. gerade hierauf sein besonderes Augenmerk richtet, wenn er, gerade da wo auf das Individuum gerechnet, wo ihm so viel Verantwortung Herbeiführendes auferlegt wird, sich mit eindringlicher Rede vorzugsweise an dasselbe wendet und auf dessen Gesinnung und Willen einzuwirken sucht? Wenn er bei den meisten Lehren, wie gleich in der *ersten* Abtheilung, welche der Einleitung folgt „von dem obersten Grundsatze des Strafprozesses und den Hauptfolgerungen *daraus*" (d. h. aus denselben) bei der Angabe des Verhältnisses des Untersuchungs- zum Anklage-Verfahren, bei der Schilderung der Bedeutung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, in der *zweiten*, „von der Gerichtsorganisation und dem Gerichtsstande", in der *dritten* „von der peinlichen Untersuchung überhaupt und den Mitteln des Richters zur Führung derselben" — hier, wo am meisten, freilich bestimmt durch das Gesetz, welches durch das Organ des Richters in Thätigkeit tritt, ein oft die Person drückendes oder beschwerendes Benehmen, eine Mafsregel der Gewalt und Strenge eintritt — wenn er bei diesen Lehren, sagen wir, vorzugsweise von jenem Gesichtspunkte ausgeht, und diesen gewissermafsen den durch die ganze Abhandlung sich überall mehr oder minder sichtbar hindurchziehenden Faden, der das Ganze verbindet, sein läfst? In der That wird dadurch auch die *fünfte* Abtheilung „von dem Gange des Strafprozesses" (mit Unterscheidung der Vor- und Hauptuntersuchung), die *sechste* „von der Urtheilsstellung und der hiezu nothwendigen Prüfung der Beweise" bestimmt, nebst dem, was sich sonst nach des Verfs. nicht streng logisch geordnetem System daran knüpft, wovon wir aber nur, mit Uebergehung des sonstigen Inhalts, die *vierte* Abtheilung „von der Erforschung der Gewifsheit der Thatsachen im peinlichen Prozesse" und die *erste Unterabtheilung* der sechsten Abtheilung „von dem Beweise in Strafsachen" hervorheben, um dem früher angegebenen Plane gemäfs, hievon in Verbindung mit dem andern „der Theorie des Beweises" ausschliefsend gewidmeten Werke zu handeln. Dieses letzte folgt im Wesentlichen der Anordnung der eben erwähnten Unterabtheilungen aus dem ersten Werke, und kann als eine weitere Ausführung, als ein Commentar derselben betrachtet werden, jedoch enthält wieder jede der beiden Abhandlungen manches wenigstens durch die Art der Ausführung Eigenthümliche, so dafs beide einander zur gegenseitigen Ergänzung dienen. Erwägt man, wie schwierig es ist, denselben Inhalt in zwei rasch auf einander gefolgten, und neben einander bestehenden Werken darzustellen, ohne mehr Wiederholungen zu machen, als die unvermeidlichen, und dafs auch die erste Schrift den Gegenstand nicht in compendiarischer Kürze, sondern in der Ausführlichkeit eines Handbuches vorträgt, so kann man nicht umhin den sich hier zeigenden Reichthum der Kenntnisse des gelehrten Verfs. anzuerkennen.

Das Beweisverfahren ist nicht nur einer der wichtigsten Theile des Strafprozesses, sondern es umfafst und bestimmt denselben beinahe ausschliefsend, und zieht sich von Anfang an, bis zum Schlusse der Untersuchung und zur Beurtheilung fast durch das ganze System, während es im bürgerlichen Verfahren nur an einer bestimmten Stelle hervortritt, auch wohl in manchen Fällen, wo das Factische unbestritten ist, und nur eine Rechtsfrage vorliegt, entbehrt werden kann, was bei der Grundverschiedenheit der Principien beider Arten des Verfahrens, bei dem strafrechtlichen niemals der Fall sein kann. Wenn so von Seiten der mit der Rechtspflege beauftragten Beamten die gröfste Sorgfalt auf Herstellung des Beweises zu wenden ist, so bleibt auf gleiche Weise diese Lehre die würdigste Aufgabe für die Gesetzgebung und Wissenschaft — aber in allen drei Beziehungen auch eine sehr schwierige. Man kann sie füglich zum Mittelpunkte und zur Grundlage des Verfahrens machen und eine Menge praktischer Folgen knüpfen sich daran, wie man diese Grundlage auffafst. Die bedeutendsten Streitfragen für die Gesetzgebungspolitik, die wichtigsten historischen Betrachtungen über das ältere und neuere Verfahren beider Völker im Zustande beginnender Rechtsbildung, die interessantesten Kritiken über das bestehende Recht knüpfen sich an die Beweislehre. Von der Geschichte derselben ist auszugehen, um die Grundbegriffe, besonders des alten germanischen Verfahrens, und so mittelbar des Strafrechts selbst, in ihrer allmäligen Ausbildung und Eigenthümlichkeit darzustellen, wie der Unterzeichnete dieses neulich in besonderer Rücksicht auf den Reinigungseid nachzuweisen und dessen Zusammenhang mit dem ganzen Rechtssystem aus den Quellen darzuthun gesucht hat. Die Fragen über Gewifsheit, Wahrscheinlichkeit, Beweise im eigentlichen Sinn und Indicien, über die Vortheile oder Nachtheile einer ge-

setzlichen Beweistheorie, oder des Gegentheils, über die Entscheidung der factischen Punkte durch rechtsgelehrte Richter, oder durch Geschworne in der technischen Bedeutung, und so mittelbar oder unmittelbar fast Alles, was in unsern Zeiten so vielfach zur Sprache gebracht, worüber neben den Stimmen so vieler Sachkundiger, auch so manche sich haben vernehmen lassen, die von der naiven Ansicht ausgehn, man könne über diese wichtigen Gegenstände mitsprechen und vielleicht um so besser, je weniger man mit eigentlichen Kenntnissen ausgerüstet sei — dieses Alles knüpft sich an jenes grofse Thema. Bekanntlich zeigt sich wieder hier ein grofser Kampf der Vertheidiger des Hergebrachten, der strengsten gesetzlichen Beweistheorie und der Neuerer, die denn oft ungründlich genug unserm Verfahren Unrecht thun, und das Fremde unbedingt auch da loben, wo die Kenner, selbst in den Ländern, wo dasselbe einheimisch ist, dessen Mangelhaftigkeit, ja Gefährlichkeit anerkennen. Den Verf., obschon er sich nicht selten mehr als billig auf die Seite der Ausländer und der einheimischen Partei für dieselben neigt und zu viel Gewicht, namentlich auf die bei weitem mehr glänzenden als gründlichen Werke der Engländer und Franzosen u. s. w. legt, besonders Bentham's und Meyers, mufste doch auch hier sein unbefangener Sinn, unterstützt durch seine tiefe Kenntnifs und eine reiche Erfahrung, im Ganzen auf dem richtigen Wege erhalten, und so finden wir denn die erheblichsten Streitfragen der Zeit meist unparteiisch erörtert, den Werth des Vaterländischen erkannt, aber vom Standpunkt der Kritik, der sich gegen den geschichtlichen und dogmatischen bei weitem überwiegend zeigt, auch hier mit Freimüthigkeit und in der schon oben bezeichneten Gesinnung jegliches gerügt, was in der Art, wie es zuweilen angenommen wird, dem Recht selbst auch nur die entfernteste Gefahr zu drohen scheint. Geht aber hier der Vf. unleugbar nicht selten zu weit, spricht er von gewissen Mifsbräuchen, die hie und da gewifs nicht in Abrede gestellt werden können, als gewöhnlichen und häufig vorkommenden Erscheinungen, wobei wir denn doch mindestens das Princip der Gerechtigkeit, von dem derselbe ausgeht, mit Beistimmung anerkennen, so verhehlen wir nicht, dafs wir eine dieser bis zur Aengstlichkeit getriebenen Sorgfalt einigermafsen widersprechende Richtung mifsbilligen, der zufolge derselbe einen vollen Beweis da zuläfst und annimmt, wo es nimmermehr geschehen darf, dafs er dabei die entgegengesetzt strengeren Ausführungen Anderer für deren individuelle Meinung ausgiebt, während sie auf bestimmten gesetzlichen Quellen beruht, und man kann ihm und allen Neuern, die z. B. auf Indicien allein einen vollen Beweis gründen, und die Behauptung der gänzlichen Unwandelbarkeit des Art. 22. der P. G. O. aufstellen, mit Recht entgegnen, dafs das Verbot der Bestrafung ohne vollständigen Beweis auf eine gediegene Erfahrung einer langen Zeit sich stützt, welche auch neuere Gesetzgebungen nicht zu verlassen wagen, indem sie — wie sie auch der Form nach abweichen, sie mögen eine nur aufserordentliche gelinde Strafe auf Wahrscheinlichkeit gründen oder durch Indicien vollen Beweis entstehen und ordentliche Strafe eintreten lassen, dann aber wieder das höchste Mafs ausschliefsen — stets davon ausgehen, dafs hier nicht die Voraussetzungen da sind, unter welchen die erforderliche rechtliche Gewifsheit angenommen und die ordentliche volle Strafe zuerkannt werden könne. Es würde nicht schwer fallen, mehrere Stellen anzuführen, wo dieser Widerspruch sich zeigt, wenn es unsre Aufgabe hier wäre in das Einzelne einzugehen, und einige Gelegenheit zu suchen, an dem im Ganzen so trefflichen Werke etwas zu tadeln. Nicht einmal das Recht der Vertheidigung will der Ref. hier geltend machen, der seine in dieser Hinsicht abweichende Ansichten, mit vielen Criminalisten übereinstimmend, genügend begründet zu haben glaubt, übrigens aber stets so freundliche Berücksichtigung derselben in diesen Schriften erfahren hat, dafs er sich über des Verfassers stets würdige Polemik um so weniger beschwert, je lieber er, wie früher, so auch jetzt stets von demselben lernt.

Nur um der Wahrheit die Ehre zu geben, möge zu einer unbefangenen Prüfung um so mehr aufgefordert werden, als die nicht selten in lebhafte Beredsamkeit von der ruhigen Betrachtung übergehende Darstellung für Manche etwas Bestechendes haben könnte. Die Lebendigkeit derselben ist angenehm ansprechend, und läfst manche Ungenauigkeiten des Styls und kleine Inconsequenzen übersehen, für deren Wahrnehmung der Ref. möglicherweise zu empfindlich ist. Vielleicht hätte auch hier eine in sich zusammenhängende geschichtliche Darstellung, durchgeführt durch die Dogmengeschichte, die hier nicht als solche, sondern meist gelegentlich bei einzelnen Behauptungen, als Bestätigung oder Abweichung im Wege des Beispiels benutzt wird, ferner eine mehr auf Exegese und Praxis gegründete Ausführung der positiven Theorie, schärfer getrennt von der Vergleichung neuerer fremder Rechte, Gesetzgebungen und Entwürfe — und endlich von der Kritik und der politischen Seite der Betrachtung manche Verwechslungen vermeiden lassen, auf jeden Fall die Uebersicht für den theoretischen und praktischen Gebrauch erleichtert. Doch, da wir schon bemerkten, dafs der Vf. nicht zu Anfängern spricht, sondern zu denen, die mit der Sache bekannt sind, so mögen wir vertrauen, dafs er nicht ohne bestimmte Gründe diesen Plan grade bei einem Werke befolgt, welches die Wissenschaft auf der Höhe der Zeit in der würdigsten Weise repräsentirt und dessen Studium nicht dringend genug empfohlen werden kann.

J. F. H. Abegg.

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXIX.

1. *Grundriſs der Physiologie. Ein organisirter Entwurf zu Vorlesungen mit Ausführung der allgemeinen Physiologie von C. H. Schultz, Prof. d. Med. an d. K. F. W. Univ. Berlin,* 1833. *Hirschwald.* 137 S. 8.
2. *De alimentorum concoctione experimenta nova, instituit, exposuit, cum adversa digestionis organorum valetudine comparavit atque locum in facultate medica universitatis litterariae Fridericiae Guilelm. rite auspicatus edidit C. H. Schultz, med. D. etc. cum tabul. aeri incisa. Accedit oratio de Physiologia veterum et recentiorum comparatis deque methodo physiologiae ipsius organismi substantiae congrua. Berol.* 1834. *Hirschwald.* 109 S. 4.

Die kleine Schrift No. 1. möchten wir lieber eine Methodologie der Physiologie als einen Grundriſs dieser Wissenschaft selbst nennen. Von dem Grundrisse einer Wissenschaft erwartet man bloſs eine scharfe und klare Zeichnung der wesentlichen Wahrheiten hierhin gehöriger Lehren, und nur mit wenigen Zügen soll bestimmt angedeutet sein, in welcher Richtung die weitere Ausführung dieser Lehren fernerhin gegeben werden könne, dahingegen die Bezeichnung des Fachwerks und wie Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Lehren zu ziehen seien, weniger für einen Gegenstand des Grundrisses als den einer Methodologie zu halten ist. — Ueberhaupt räumen wir aber in wissenschaftlichen Vorträgen der Spaltung und Sonderung in Abtheilungen und Unterabtheilungen wohl groſsentheils noch zu viel Feld ein; wir zerpflücken den Gegenstand gern in eine Menge Abschnitte, und der Lernende hat dann nicht selten Noth genug, sich aus diesen Stücken das Ganze wieder herauszufinden, und wohl ihm, wenn er eben nur noch dazu gelangt! — Die schöne freie Art der Mittheilung, wo der Lehrer sich betrachtend ergeht, wo er, reich an eigener Erfahrung, klar und gern sich aussprechend in *einem* Flusse der Rede oder der Schrift alle Seiten seines Gegenstandes allmälig heranbringt und dabei nie das Bewuſstsein der Totalität desselben verliert, — sie wird immer seltner und, wie wir überzeugt sind, zu wahrem Nachtheil ächter Wissenschaftlichkeit. — So ist uns ein sonst in vieler Hinsicht lobenswerthes gröſseres Werk über Physiologie bekannt, wo eine solche Menge von scharfsinnigst ausgedachten Abtheilungen und Unterabtheilungen, nach *I, A, a, aa, α* u. s. w. vorkommen und eine solche Menge verschiedenartiger Ansichten und Erfahrungen neben einander gehäuft sind, daſs es oft wirklich recht schwer wird beim Nachschlagen gerade das zu finden, worüber man eben Auskunft zu haben gewünscht hatte. Die Art wie dieser „organisirte" Entwurf einer Physiologie sich gliedert, ist kürzlich folgende: Nach einleitenden Betrachtungen über Interesse und Umfang, Verhältniſs und Quellen der Physiologie, wird die Methode der Untersuchung nach ihren verschiedenen Formen aufgeführt. Rec. gesteht, daſs ihm auch bei diesem letztern für den Lernenden so wichtigen Kapitel eine zu weit getriebene Sonderung obzuwalten scheint, ja, daſs er es für gefährlich halte, dem Angehenden die Empirie so untergeordnet, und die positiv vernünftige oder speculative Betrachtung so hoch vorzustellen, denn die Versuchung wird zu groſs, die mit mancher Unbequemlichkeit und Mühseligkeit verbundene Erforschung des Sinnlichen bald zu überspringen und in das *scheinbar* freiere und leichtere Feld der Speculation sich zu retten, dahingegen es doch gewiſs erwünschter ist, zunächst die recht innige Liebe zu immer erneuter Erforschung und Betrachtung der Natur zu erwecken, dabei aber die Seele des Schülers in sich selbst in ihrer Entwicklung und Fortbildung

zu fördern, damit er allmälig lerne im Alltäglichen und im scheinbar Gemeinen das höhere Geheimnifs der darin waltenden Idee erst zu ahnen und dann nach und nach deutlicher zu vernehmen. Was die Eintheilung der Physiologie betrifft, so sondert der Verf. allgemeine und besondere Physiologie. Die erstere soll mit der „Entwicklungsgeschichte des Begriffs vom Organismus" beginnen, dann die Betrachtung der Gebilde des thierischen und menschlichen Organismus, der Formen des Pflanzen- und Thierreichs, des Menschen und seiner Varietäten folgen lassen, und mit der Betrachtung des menschlichen Organismus im Verhältnifs zum Makrokosmus schliefsen. Was die besondre Physiologie betrifft, so ist sie nach dem Verf. bestimmt, die Analyse des Lebensprocesses der organischen Systeme des Individuums und der Gattung zu geben. — Zuerst wird hier der Lebensprocefs des Individuums in vegetatives, animales und humanes Leben unterschieden (letzteres soll die Seele und das Bewufstsein umfassen; die Seele kommt indefs doch auch andern Geschöpfen als dem Menschen zu) und eine Menge Unterabtheilungen jedes Abschnittes werden gleichsam als Verzeichnifs dessen, was hier die Physiologie im Besondern zu lehren habe, mitgetheilt. Den Beschlufs machen die verschiedenen Momente, welche unter den Lebensprocefs der Gattung gehören, d. i. die Zeugung und die Entwicklung des Keimes, wobei unerwarteter Weise auch auf die abnormen Entwicklungen (welche doch Gegenstand der Pathologie sind) Rücksicht genommen ist. — Jedem Hauptabschnitte ist eine Auswahl dahingehöriger Literatur beigegeben und der Entwicklungsgeschichte des Begriffs vom Leben und vom Organismus eine etwas ausführlichere Angabe der vorzüglichern Lehrmeinungen älterer und neuerer Zeit beigefügt. — Warum wir nun gerade mit manchen der hier aufgestellten Abtheilungen nicht übereinstimmen können, und warum wir in einzelnen Abschnitten eine andere Ordnung befolgt wünschen möchten, dieses auseinander zu setzen würde den Raum überschreiten, welcher der Anzeige einer Schrift dieses Umfanges in diesen Blättern bestimmt werden kann; es sei daher nur noch hinzugefügt, dafs das Büchlein in sofern vollkommen seinen Zweck erfüllt, als es den Schülern, welche sich der Lehrweise des Verfs. nun überhaupt angeschlossen haben, unleugbar einen nützlichen und präcisen Leitfaden zum Verfolgen der Vorträge desselben gewähren kann.

Die Schrift No. 2. beginnt mit einer Rede über den Unterschied älterer und neuerer Physiologie, welche im Ganzen ohngefähr dieselben Gedanken ausspricht, wie sie sich in der historischen Entwicklung des Begriffs vom Leben des vorher erwähnten Grundrisses aufgeführt finden. Wenn jedoch der Verf. sagt: „*Veteres vero medici ad veram physiologiam pervenire non potuerunt, quippe qui essentialem inter organismum et mundum differentiam non cognossent, sed vitae corporis humani elementorum et qualitatum universalium principia subesse crederent, neque id in sanitate tantum sed etiam in morbis*": so können wir ihm freilich hierin keinesweges beistimmen, wir sind vielmehr der Ueberzeugung, dafs die wahre Physiologie [illegible] dadurch möglich werde, dafs man das All-Leben der gesammten Natur als Grundwesentliches in der Idee erfasse und nun jede der einzelnen Lebensformen in ihren mannigfaltigen Zuständen und Aeufserungen mit treulichster und ausdauernder Beharrlichkeit durch geschärfteste sinnliche Wahrnehmung und zwar möglichst auf dem genetischen Wege verfolge. Gerade also, dafs die Alten die urwesentliche Gleichheit von höchstem organischen Einzelleben und allgemeinem Weltleben erkannten, beweist, wie so vieles andere, ihren einfachen gesunden Sinn, und wir zweifeln gar sehr, ob ihre Aerzte die schöne Einsicht in den Organismus der Krankheit, und seine Entwicklung nach bestimmten Lebensstadien so deutlich gewonnen hätten, wären sie nicht gerade von der Idee jener urwesentlichen Gleichheit ausgegangen. — Auf diese übrigens sehr wohl geschriebene Rede folgt sodann, als Einleitung zu den später zu erwähnenden Versuchen, die eigne Krankheitsgeschichte des Verfs. mit Angabe der an sich selbst gemachten besondern Wahrnehmungen hauptsächlich in Beziehung auf den Verdauungsprocefs. Ueber dergleichen Wahrnehmungen, welche Jemand an sich macht oder zu machen glaubt, läfst sich nun eigentlich von einem Andern gar wenig sagen und Rec. erlaubt sich nur zweierlei zu bemerken: erstens, dafs er als Arzt es nicht gut heifsen kann, ein Wechselfieber in einem Körper, welcher durch häufige vorausgegangene Erkältungen und Durchnässungen prädisponirt war, zuerst mit einer Lösung von Quassien-Extrakt, dann durch eine Abführung von *Calomel* und *Sapo jalappinus*, und hierauf sogleich mit schwefelsaurem *Chinin* zu behandeln (das Fieber dauerte denn auch mit oft erneuerten Anfällen gegen drei Mo-

mate); zweitens, dafs es ihm doch problematisch erscheint, ob aufser einem wahrhaften Hellsehen (wo dergleichen vorgekommen sein soll) es möglich sei, dafs Jemand theils die Bewegungen von Magen, Dünndarm, *Coecum* und *Colon*, einzeln zu unterscheiden, theils das Hinabfliefsen der Galle in das *Duodenum* und dann weiter hinunter bis zum *Coecum*, durch bestimmte subjective Gefühle verfolgen könne. Mindestens ist es gewifs, dafs in solchen Dingen unendlich leicht Täuschungen Statt finden. — Ohne auf alle die Bemerkungen des Verfs. einzugehen, indem dieses gröfsern Raum erfordern würde als auf die Anzeige einer Schrift dieses Umfanges zu wend[illegible] sein dürfte, fassen wir lieber die Experime[illegible] etwas näher in's Auge, welche von dem Verf. anges[illegible] würden, besonders um den Gegensatz zwischen Magen- und *Colon*- oder *Coecum*-Verdauung in ein helleres Licht zu stellen. In der Einleitung zur Aufzählung der einzelnen Experimente ist eine Bemerkung enthalten, welche nicht uninteressant ist und die wir hier ausheben. — Nachdem nämlich erwähnt worden ist, wie im zarten kindlichen Alter der Darmkanal mit dem fleischfressender Thiere, besonders durch geringe Entwicklung des *Colon* und *Coecum* mehr übereinstimme, wenn er hingegen im vorgerückten Alter durch starke Ausbildung dieser Gegenden mehr dem der Pflanzenfresser ähnlich werde, bemerkt der Verf., dafs diese Entwicklung auch wohl durch Krankheit beschleunigt werden könne, indem er bei zwei scrophulos verstorbenen Kindern eine weit beträchtlichere Entwicklung von *Coecum* und *Colon* gefunden habe, als sie sonst diesem Alter eigen zu sein pflege. — Es folgt dann zuvörderst die Angabe der in Katzen und Hunden angestellten Versuche, welche die Leicht- oder Schwerverdaulichkeit gewisser Speisen auszumitteln bestimmt sind. Es kann hier auffallend scheinen, dafs der gewöhnlichen Annahme entgegen, gekochtes Fleisch sich leichter und schneller verdaut zeigte, als gebratenes, allein man mufs hierbei freilich fragen, auf welche Weise das Fleisch gebraten worden war? — *Gut* gebratenes Fleisch nämlich ist sicher leichtverdaulicher, als gekochtes, aber hierüber mufs man sich aus des Hrn. v. Rumohr Geist der Kochkunst des weitern unterrichten lassen. — Den Gourmands zu Liebe wollen wir übrigens erwähnen, dafs Austern mit Brod und Käse genossen, bedeutend schneller verdaut wurden als Austern und Brod allein. — Es werden hierauf die mikroskopisch wahrnehmbaren Veränderungen an verschiedenen Fleischarten während der Verdauung beschrieben und durch Abbildungen erläutert, und dann die bei Pflanzen- und Fleisch- fressenden Thieren angestellten Versuche, welche die zweite Verdauung im *Coecum* erläutern sollen, mitgetheilt. Es finden sich hier aber besonders die saure oder alkalische Natur der *Contenta* des Blinddarms beachtet und es wird die Wahrnehmung gemacht, dafs die zuerst dort wieder erzeugte saure Beschaffenheit des Speisebreies in alkalische Natur umgewandelt zu werden pflegt, wenn, bei längerem Fasten, nach aufgenommener Nahrung, die Galle, anstatt zur ersten Verdauung verwendet zu werden, durch den Dünndarm dem Blinddarm zufliefsen könne; auch wird durch besondre Experimente der Grad anfänglicher Säuerung im *Coecum* bei mehreren Pflanzenfressern erörtert. Es folgen nun noch eine Menge anderer Versuche und Reflexionen über die Verdauung der Wiederkäuer, über die Natur der Galle, des Speichels u. s. w., worüber wir jedoch den Leser bitten müssen in der Abhandlung selbst nachzusehen, als welche, wenn wir auch ihren Resultaten nicht überall beistimmen können, die genauere Beachtung aller Physiologen und Aerzte immerhin in vollem Mafse verdient.

Carus.

XXX.

Fr. Holl's Wörterbuch deutscher Pflanzen-Namen, oder Verzeichnifs sämmtlicher in der Pharmazie, Oekonomie, Gärtnerei, Forstkultur und Technik vorkommenden Pflanzen- und Pflanzentheile nach ihren Provinzial- und systematischen Namen, nebst Angabe der lateinischen, wie auch der Stellung im künstlichen und natürlichen System. Erfurt 1833. *gr.* 8. 434 *Seiten.*

Das vorliegende Werk, dessen leicht verständliche Tendenz und Einrichtung schon vollständig auf dem Titel angegeben ist, füllt eine Lücke aus, auf die man erst aufmerksam wird, wenn ein solches Buch vorhanden ist. Ref. weifs sehr wohl, dafs es an Werken der Art nicht gänzlich fehlte, aber der Umfang derselben und die Schwierigkeit, sie zu erlangen, machte sie so selten, dafs sie für Viele als gar nicht vorhanden betrachtet werden mufsten. Es gehört dahin z. B. *Nemnich's* treffliches *Polyglottenlexicon.* Es umfafst aber drei starke Quartbände (die vielleicht gar nicht einmal mehr auf dem Wege des Buchhandels zu

haben sind), indem es sich auf *alle* Naturkörper der Erde erstreckt und auch in mehreren Sprachen als der deutschen und lateinischen redet, dürfte also wohl kaum mit dem *unseres* Verfassers concurriren, welcher noch dazu, da er sein Hauptaugenmerk allein auf die *deutschen* Namen der *Gewächse* richtete, diese in einer Vollständigkeit geben konnte, wie wir sie bisher noch nicht kannten. Ueberdiefs findet sich in letzterem noch eine sehr dankenswerthe Zugabe, die für Anfänger in der Botanik wenigstens einen grofsen Vortheil haben kann. Diese besteht darin, wie auch aus dem Titel schon zu ersehen ist, dafs den Namen der Pflanzen auch ihr Stand im Systeme beigefügt ist, so dafs man die in Rede stehende Pflanze sogleich in allen übrigen Büchern ihren Eigenschaften nach aufsuchen kann, was um so nöthiger ist, als derselbe Provinzialname öfters ganz verschiedenen Pflanzen beigelegt wird und es nun darauf ankommt, welche derselben am besten in dem vorliegenden Falle pafst. Der Vf. hatte daher selbst schon daran gedacht — wie er in der Vorrede sagt —, Beschreibung und Vaterland jedesmal hinzuzufügen, er wurde aber durch die Unzugänglichkeit davon abgehalten, welche das Werk dadurch erlangt haben würde, dafs es nun voluminöser und theurer wurde.

Zwei Dinge sind es besonders, welche wir bei der Prüfung des Buches, dessen Erscheinen wir eben genugsam gerechtfertigt haben, zu berücksichtigen finden: *die vorkommenden Gegenstände und ihre Benennungen.*

Was die vorkommenden *Gegenstände* betrifft, so ist der grofse Reichthum an aufgeführten *Pflanzen* nicht zu verkennen. Der Vf. hat, wie sich Ref. aus vielen einzelnen Beispielen überzeugte, mit gröfstem Fleifse Alles gesammelt, was der vorgesteckte Zweck erfordert. Man findet in dem Buche alle pharmakologisch wichtigen Pflanzen, die gewöhnlichsten in den Gärten vorkommenden, die den Forstmann und Oeconomen angehenden, letztere besonders mit einer Umsicht zusammengetragen, die man bewundern mufs, wenn man das nur allein durch Erfahrungen festzustellende Heer der Unkräuter kennt. Hier hat sich der Vf. wahrscheinlich durch das „Lieber zu viel als zu wenig" gesichert, denn es kommen auch Sachen vor, die keines der berührten Fächer angehen. Der letzteren deutsche Namen kennen zu lernen, wird wenigstens den Botaniker interessiren, der einmal beim Durchsuchen einer Gegend beim Volke Belehrung suchen sollte.

Wie der Titel ferner lehrt, hat der Vf auch die *Pflanzentheile* zum Gegenstande seiner Onomatologie gemacht, aber — wie der Inhalt zeigt — in einer viel geringeren Ausdehnung, als es der Titel zu versprechen scheint; denn wir finden *nur bei den officinellen Gewächsen* die gebräuchlichen Theile benannt. Wir wollen ihm diefs jedoch keineswegs zum Vorwurf machen, denn es ist einleuchtend, welche neue Schwierigkeiten es herbeigeführt haben würde, wenn die Pflanzentheile, welche dem Forstmann, Gärtner und Oeconomen wichtig sind, nach ihren Volksbenennungen hätten erörtert werden sollen, denn es hätte hier nicht blofs von den äufseren Theilen, sondern auch von den anatomischen Systemen — Rinde, Bast, Holz, Spiegelfasern (wie viele Benennungen giebt es für diese!), Mark —, ja selbst von den Behufs der Fortpflanzung vom Gewächs getrennten Theilen u. s. f. die Rede sein müssen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der *Namen*, so erblicken wir hier den rühmlichen Fleifs wie bei der Aufführung der Pflanzen. Die meisten Artikel sind reicher in dieser Hinsicht ausgestattet, als irgend ein anderes Buch. Im Speciellen darüber etwas zu sagen, würde natürlich schwer sein. Wer nicht darauf gesammelt hat, kennt höchstens nur die in seiner Gegend üblichen Ausdrücke. Gerühmt mufs hier nur noch die sorgsame alphabetische Vertheilung aller Namen werden, denn man findet sie nicht allein bei dem bekanntesten Namen beisammen, sondern auch unter die gehörigen Buchstaben vertheilt.

Allerdings fehlt eine gewisse Zahl von deutschen Benennungen, welche in neueren Zeiten in Bücher übergingen. Diese sind die von *Oken* gebrauchten. Allein der Verf. verwahrt sich selbst gegen diesen Mangel in der Vorrede, und es ist ihm dies daher auch wohl nicht zur Last zu legen, weil diese Ausdrücke, mehr der wissenschaftlichen Welt als dem Volksleben angehörig, auf dem *foro*, auf welchem das Buch gebraucht wird, nicht zur Sprache kommen.

Ein lateinisches Register, welches der Verf. in der Vorrede selbst wünscht, ist zwar vorläufig entbehrlich, würde aber dereinst als 2ter Theil dankbar anzunehmen sein. Denn, wenn man *alle* deutsche Namen einer Pflanze beisammen haben will, so mufs man entweder den gebräuchlichsten kennen, bei welchem man dann die übrigen findet, oder, wenn man nicht so glücklich ist, mufs man sie sich mühsam zusammen lesen. Indessen steht dies, wie gesagt, zurück, und der Hauptzweck des Buches ist erfüllt: Jede deutsche Benennung einer Pflanze, die im gemeinen Leben etwa vorkommen möchte, sogleich auf lexicographischem Wege deuten zu können. Dadurch ist schon ein gröfserer Nutzen gestiftet, als auf den ersten Blick erkannt werden möchte. Nicht allein in vielen Fällen wird die Verständigung mit dem Volke (wie oft müssen z. B. Leute in Apotheken abgewiesen werden, weil man sie nicht versteht!) dadurch befördert werden, sondern hier und da wird sogar der Nichtbotaniker im Stande sein, sich einen kleinen Vorrath der nöthigsten Kenntnisse zu sammeln, indem ein Oeconom z. B. nur die deutschen Benennungen der Leute hier nachzuschlagen braucht, um sich in den Besitz des lateinischen zu setzen und mittelst derselben Eigenschaften auf die Spur zu kommen, die ihm noch nicht bekannt waren.

Ratzeburg.

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXI.

Bhartriharis Sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad Codicum Mstt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen. Berolini, impensis Ferdinandi Duemmleri. MDCCCXXXIII. Typis academicis. (XXIX. 247.).

Von den beiden Werken, welche v. Bohlen in dem vorliegenden Bande vereinigt hat, erscheint das eine, das Gedicht des Chaura, hier zum ersten Male; das andere, die Gedichtsammlung des Bhartrihari, wurde schon vor 30 Jahren in Serampure mit dem Hitopadesa zusammen gedruckt, ist aber bis jetzt fast ganz unbeachtet geblieben. Wir berichten zunächst über das letztere, als das in jeder Rücksicht wichtigere. — Ueber den als Verf. genannten Bhartrihari wissen wir aus Sanskrit-Quellen wenig Näheres. Der Tradition zufolge war er Bruder des Königs Vikramâditya, verbrachte seine Jugend in Ausschweifungen, entschlofs sich aber am Sterbebette seines Vaters, als er dessen Betrübnifs über seinen Lebenswandel sah, den Freuden der Welt zu entsagen. Nicht weit von der Stadt Ujjayinî, am Ufer des Flusses Siprâ, zeigt man noch heutiges Tages eine Höhle, welche ihm in seinen letzten Jahren zum Aufenthalt gedient haben soll. Diese Nachrichten stimmen vollkommen zu dem Inhalte der ihm zugeschriebenen Gedichte, wie aus einer näheren Darlegung desselben hervorgehen wird. — Die Benennung Sententiae scheint uns dem Inhalte nicht zu entsprechen. Es sind vielmehr lyrische Ergiefsungen eines vielfach bewegten Gemüthes, Ausdrücke verschiedener Stimmungen und Lebensperioden; jede Strophe bildet ein abgeschlossenes lyrisches Gedicht, und die ganze Sammlung ist in eine sachgemäfse Ordnung gebracht. Sie zerfällt zunächst in drei Centurien; die erste derselben handelt von der Liebe (s'ringâra), die letzte von der Freiheit von Leidenschaften (vairâgya). Zwischen beide, als die Ausdrücke einer im Sinnengenufs schwelgenden Jugend, und eines aus Unbefriedigung gegen jeden Genufs verzweiflungsvoll sich abstumpfenden Alters, tritt eine Centurie von Gedichten, welche die *Nîti*, das kluge Betragen im Verkehr mit anderen Menschen zum Gegenstande haben. Dafs Bhartrihari von der Tradition nur der Sammler dieser Gedichte genannt werde, wie v. B. aus der französischen Uebersetzung von Abraham Roger's *) „Offener Thür zu dem verborgenen Heidenthume" anführt, scheint auf einem Irrthume des französischen Uebersetzers zu beruhen. In der deutschen Uebersetzung dieses Buches heifst es: „dieweil der Bücher unzählig „viel waren, hab' er das Mark, oder den Kern, daraus „gezogen, und in kurzen Lehrsprüchen vorgestellet." Nach v. Bohlen's Ansicht hat das zweite Buch den höchsten Werth, „cuius sententiae et argumenti elegantia et „dictionis suavitate reliquis longe praestant, et quem „multis de caussis antiquissimum puto, cui postea sese „adiunxerint libri Sringâra et Vairâgya." Aber von diesen vielen Gründen für das höhere Alter der zweiten Centurie, führt v. B. keinen an, sondern äufsert auf derselben Seite (p. VIII), worin wir ihm beistimmen, dafs die sämmtlichen Gedichte sehr gut von Einem Vf. herrühren können; und so sehen wir keinen Grund, der allgemeinen Tradition der Inder zu widersprechen. Fassen wir das Ganze als von Einem Verf. herrührend auf, so tritt der darin herrschende psychologische Zusammenhang klarer hervor, und das Einzelne gewinnt eine

*) Abr. Roger ging 1630 als Missionär von Holland nach Indien, hielt sich über 10 J. in Paliacatta, und 5 J. in Batavia auf, kam 1647 nach Holland zurück, und starb 1649. Nach seinem Tode erschien das angeführte Werk in holländischer Sprache; später deutsch von Christoph Arnold, Nürnberg 1663, und französisch von Thom. de la Grue, Amst. 1670. Wir haben nur die deutsche Uebersetzung benutzen können.

tiefere Bedeutung für die Auffassung des indischen Lebens, als ihm v. B. giebt, wenn er z. B. sagt, dafs in der dritten Centurie „repetita semper, imaginibus fre„quenter putidis et pingue quiddam sonantibus, sordida „illa Yoginum devotio describitur." — Ein Theil dieser Gedichte wurde vor beinahe 200 Jahren in Europa bekannt, durch Abr. Roger's Uebersetzung in dem obengenannten Werke. Ein Brahmane, Namens Padmanâbha, hatte ihm in portugiesischer Sprache die beiden letzten Centurien erklärt, „ausgenommen die Liebessprüche, „die er um einer oder der andern Ursachen willen, wie „es das Ansehen hatte, mir nicht verteutschen wollte." (Roger a. a. O. p. 462). Das Original erschien im J. 1804 zu Serampure, die letzte Centurie mit einem Commentare versehen, aber das Ganze unkritisch bearbeitet und nachlässig gedruckt. Doch können wir nicht immer in den Tadel einstimmen, welchen v. B. so vielfach über diese Ausgabe ausspricht. Einige Lesarten derselben halten wir für besser, als die von ihm aufgenommenen; andere, welche ihm unverständlich blieben, bezeichnet er mit Unrecht als corrumpirt. Mit diesem Abdrucke verglich v. B. während eines kurzen Aufenthaltes in London, im Sommer 1831, mehrere Handschriften, schrieb einen Commentar zu der ganzen Sammlung ab, und giebt uns nun nach diesen Hülfsmitteln nicht nur einen an manchen Stellen berichtigten Text, sondern theilt auch noch werthvolle Varianten mit. Ueber seine Anmerkungen, welche allein über 100 Seiten füllen, sagt er: „Animadversiones nostras ad archaeolo„giam magis spectare et eo tendere ut sensum eruant, „locisque similibus, vel aliunde ex aliarum gentium poesi „petitis confirment, quaestionibus grammaticis intrica„tioribus, quae minus arriserunt, omissis, libere profi„teor." Auch uns scheint ein ausführlicher Commentar, in welchem das Einzelne aus dem inneren und äufseren Leben der Inder heraus erklärt wird, hier um so mehr an seiner Stelle zu sein, je mehr dieses Werk vermöge seines Inhaltes auf eine allgemeinere Theilnahme Anspruch machen darf. Was aber die Citationen von Parallelstellen aus griechischen, römischen, persischen, hebräischen, arabischen und andern Dichtern betrifft, so müssen wir gestehen, es kommt uns vor, als seien sie nicht genug auf das Bedürfnifs der Leser berechnet. Gerade diejenigen Vorstellungsweisen, welche sich bei Dichtern aller Nationen und Zeiten wiederholen, werden auch uns am wenigsten fremd sein; und wir glauben nicht, dafs Ausdrücke wie: „das Feuer der Liebe", oder „der Nektar des Kusses" und ähnliche, für einen Leser des Bhartrihari noch der Bestätigung durch Stellen aus Theokrit, Ovid u. a. bedürfen. Die erste Pflicht des Herausgebers eines Dichters bleibt immer die Erklärung desselben aus der Sprache und Denkweise des Volkes, welchem er angehört; und erst wenn er diese erfüllt hat, mag er durch Vergleichung anderer Dichter die Eigenthümlichkeiten verschiedener Nationen schärfer hervortreten lassen. Bei v. B. aber scheint uns die gründliche Erklärung des Dichters aus ihm selbst zu sehr zurückzutreten gegen ein blofses Aneinanderreihen von Parallelstellen; wodurch wirkliche Schwierigkeiten nirgend gehoben, und gewifs sehr wenige Ausdrücke klarer gemacht werden, als sie den Lesern schon von selbst sind. — Bei der Untersuchung hatte v. B. mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem er sich gröfstentheils mit dem Amarakosha und Carey's kleinerem bengalischen Lexicon behelfen mufste, und von Wilson's Sanscrit Dict. erst gegen das Ende seiner Arbeit Gebrauch machen konnte. Diesem Mangel an Hülfsmitteln sind manche der Ungenauigkeiten zuzuschreiben, welche sich in der Uebersetzung finden; nicht wenige derselben aber hätte der Herausg. schon vermeiden können durch eine strengere Berücksichtigung der Grammatik. — Wir versuchen jetzt, den Inhalt der Sammlung in dem Zusammenhange darzulegen, welchen wir darin wahrgenommen haben, und zeigen durch Vergleichung weniger Stellen aus v. B's. Uebersetzung, welcher Art die Mängel derselben sind.

Der Dichter beginnt sein Buch der Liebe mit einer an den Liebesgott gerichteten Strophe: „Preis sei dem „Gotte mit dem Blumenbogen, durch welchen Siva, „Brahma und Vischnu zu Hausdienern rehäugiger Frauen „gemacht wurden, ihm, dessen wunderbares Treiben „keine Worte beschreiben können." Der letzte Satz heifst wörtlich: „welcher wunderbar ist durch ein von „Worten nicht zu erreichendes Treiben," und nicht: qui in sermonum varietate imperceptibili mirandus est. — In den Strophen 2—21 wird die Schönheit der Frauen gepriesen, und die Gewalt geschildert, welche sie über die Männer ausüben. Wir heben einige der eigenthümlichsten Strophen hervor, in welchen der Dichter mit doppelsinnigen Wörtern spielt. v. B. hat keines dieser Wortspiele bemerkt, und seine Uebersetzung dieser Strophen ist daher sehr matt. Wir fügen bei den ein-

zelnen Wörtern die andere Bedeutung, auf welche der Dichter anspielt, in Klammern hinzu. Str. 12 spricht er zu einem Mädchen: „Deine Haare sind aufgebunden „(sind Leute die sich kasteien), deine Augen reichen „bis zum äufsersten Ende der Ohren (der Vedas); dein „Mund ist angefüllt mit Reihen von Zähnen (von Brahmanen), die von Natur rein sind; deine beiden Brüste „glänzen durch die beständige Nähe von Perlen (von „Seligen): obwohl dein Körper, o Schlanke! so ruhig „ist, erregt er uns doch Bewegung." — In der folgenden Str. spielt der Dichter mit dem Worte *gun'a*, welches „schöne Eigenschaft" und „Bogensehne" bedeutet. „Was für eine beispiellose Bogenträgerin, o Liebliche! „wird hier erblickt? Du tödtest wirklich die Herzen „durch Bogensehnen (deine schönen Eigenschaften), nicht „durch Pfeile." Die Seramp. Ausg. hat ganz richtig *yathâvad dhansi* (aus *yathâvat* und *hansi*); v. B. trennt unrichtig hinter *yathâ*, und schlägt dann vor, statt *vaddhansi* zu lesen *bandhasi*, eine Form, die sich wohl nicht im Sanskrit nachweisen läfst. — Str. 16. heifst es von einem Mädchen: „Durch die schwere Last des „Busens, durch den glänzenden Mond des Antlitzes, „durch die langsam wandelnden Füfse, strahlen sie wie „aus Planeten gebildet." v. B. übersetzt: enitet illa idoli instar, und beruft sich auf Chand. 12, 15. wo aber das Wort *graha* unrichtig durch simulacrum erklärt wird. Auch hat v. B. das Suffix *maya* ganz übersehen. Die Strophe ist deutlich, sobald man weifs, dafs *guru*, *gravis*, auch den Planeten Jupiter, und *s'anais'chara*, lente incedens, auch den Planeten Saturn bezeichnet. — Aehnlich ist Str. 20. „Durch das mondliebliche Antlitz, durch die sehr dunkeln Haare, durch „die lotusfarbigen Hände, strahlte sie wie aus Edelsteinen geformt." In v. B's. Uebers. „splenduit tanquam „gemma", ist wieder das Suffix *maya* nicht ausgedrückt, und übersehen, dafs die adj. „mondlieblich, sehr dunkel, „lotusfarbig" zugleich Benennungen verschiedener Edelsteine sind. — Die letzte Strophe dieses Abschnittes übersetzen wir: „Sie bethören, sie berauschen, sie ver„stellen sich, sie schelten; sie entzücken, sie setzen in „Schrecken: sachte in's Herz der Männer sich schlei„chend, was beginnen nicht die Schönäugigen?" Für *nibhartsayanti* verlangen Metrum und Sprachgebrauch *nirbhartsayanti*; *sadayam* nehmen wir als adv. „mit „Zartheit, leise, sachte." — Im zweiten Abschnitte der ersten Centurie (Str. 22—32.) schweigen die Klagen über die Gewalt der Frauen, und den Hauptinhalt bilden Schilderungen der Liebesfreuden. In Str. 23. lesen wir mit Cod. A. *drishtvâ* und setzen ein Visarga hinter *lolâ*, so dafs das in *âs'âsmahe* liegende *vayam* das Subject des ganzen Satzes wird. „Wenn wir sie nicht se„hen, wünschen wir nur, sie zu sehen; erblicken wir „sie, so sehnen wir uns nur nach einer Umarmung; hal„ten wir aber die Langäugige umfangen, so wünschen „wir ewige Vereinigung der beiden Körper." Einen Tadel der Frauen können wir weder in den Worten finden, noch scheint er uns zu dem Inhalte dieser Abtheilung zu passen; wir wagen es auch, uns in der Erklärung des Wortes *vigraha* vom Scholiasten zu entfernen, welcher es, nach v. B's. Note, durch *kalaha* „Zank" wiedergiebt. —. Str. 24. „Auf dem Haupte „Jasmin, der eben die Knospen öffnen will, auf dem „Körper Sandelholz, mit Safran vermischt; an der Brust „eine herzentzückende Geliebte: da ist der ganze Him„mel genahet." v. B's. Uebersetzung ist gänzlich verfehlt; *unmukha* „aufblickend nach etwas" heifst sehr häufig „im Begriff etwas zu thun." (Haughton's Beng. and Sanscr. Dict. about to do a thing). — In Str. 26. ist *sveda* wohl nur Druckfehler der Seramp. Ausg., da es das Metrum stört. Es sollte uns wundern, wenn keine Handschrift das so nahe liegende *kheda* darböte. — Str. 31. ist bekannt durch Schlegels meisterhafte Uebersetzung:

„*Wohn an der Ganga Stromfluthen, Sündentrückenden, quellenden,*
„*Oder an zarter Brust Hügeln, Sinnentzückenden, schwellenden.*"

v. B.: Domicilium paretur ad Gangem, aquam illam etc. Warum nicht genau: ad aquam Gangeticam, da doch *gânge* Adj. zu *vârin'i* ist? — Str. 33—50 folgen Schilderungen der Jahrszeiten, anmuthige, lebendige Bilder aus der reichen indischen Natur, durch welche das Hauptthema, die Liebe, sich hindurchzieht. Bald erfüllen die duftigen Südwinde und der Gesang des Kokila den Dichter mit Sehnsucht nach der Geliebten; bald sucht er mit ihr durch frische Kränze oder kühlende Salbe gegen die Hitze sich zu schützen; bald verhindert ihn auf der Reise der Regen, zu ihr zu eilen, oder er hält ihn bei ihr im Hause zurück; bald erfreut er sich mit ihr auf dem Dache des Hauses der mondhellen Nächte; bald sucht er in ihren Armen Schutz gegen die Kälte. Der ganze Abschnitt ist für den Alterthumsforscher wichtig durch mannigfache Beziehungen auf einzelne Sitten und

Gebräuche. — Str. 33. liefse sich das Metrum herstellen, wenn man *udgárá* statt *udgamá* schriebe. — Str. 41. ist wahrscheinlich zu lesen: *tarun'tveshoddi-pitakâmâ*, und *jâtipushpa* mit der Seramp. Ausgabe, so dafs *prâvrit'* das Subj. des ganzen Satzes ist, und die vorhergehenden Composita Adj. sind: *Pluviae tempus, puellarum vestitu amorem accendens, expansis Jasmini floribus fragrans, turgidarum pinguiumque mammarum onere praeditum, cui non excitat gaudium?* — Mit der Schilderung der Jahreszeiten endet auch des Dichters Begeisterung für die Frauen: in der zweiten Hälfte dieser Centurie erscheinen sie nur als die Ursache alles Unglücks, welches die Männer trifft, er überhäuft sie mit Tadel, und preist zuletzt nur die Männer glücklich, welche ihr Herz den weiblichen Reizen völlig verschliefsen. Es bereitet sich also schon hier jene Stimmung vor, welche wir in der dritten Centurie so gesteigert finden, dafs der Dichter endlich jede Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke verdammt, und nur durch eine völlige Gleichgültigkeit gegen die äufsere Welt zur inneren Zufriedenheit und zur Vereinigung mit der Gottheit gelangen zu können glaubt. — Str. 55. „Nur so lange scheint selbst bei Weisen die klare Verstandes-Lampe, als sie nicht durch „den flatternden Augen-Schleierzipfel der Rehäugigen „geschlagen wird." Weiter ausgeführt heifst dies: Wie die Lampe durch den flatternden Zipfel eines Schleiers verlöscht wird, so der Verstand durch die beweglichen Augen der Frauen. Dafs zwei dergestalt mit einander verglichene Gegenstände, wie hier der Verstand mit der Lampe und die Augen mit dem Schleierzipfel, zu einem Compositum vereinigt werden, ist im Sanskrit sehr gewöhnlich, und v. B. hat mit um so mehr Unrecht die Lesart der Seramp. Ausg. *anchalâih* in *âchalâih* verwandelt, als es ihm schwer werden möchte, die Existenz des Wortes *âchâlaih* in der Bedeutung admotis nutibus nachzuweisen. In der Bestimmung des Metrum dieser Strophe hat der Herausg. einen Irrthum begangen. Er scheint übersehen zu haben, dafs im ersten Hemistich die zweite Silbe von *api* durch Position lang ist, führt deshalb in der Vorr. ein neues Schema auf, in welchem der dritte Fufs des ersten und dritten Hemistiches ein Dactylus sein soll, und hält nun in der Note das Metrum für gestört, weil er im dritten Hemistich statt des Dactylus einen Amphimacer findet. Das Metrum ist aber ein ganz richtiges Rathoddhata, und v. B's. neues Schema (Vorr. p. XXI) ist gänzlich zu streichen. — Aehnlich ist Str. 61: „So lange dauert Gröfse, Gelehrsamkeit, Adel, Verstand, als nicht das Feuer des Gottes mit fünf Pfeilen von selbst in den Gliedern auflodert." *pân'd'itvam* ist wohl nur Druckf. statt *pân'd'ityam; pancheshu*, der Gott mit fünf Pfeilen (*ishu*), ist mit *pâvakah* zu verbinden; der Locativ von *panchan* würde *panchasu* heifsen. — In der letzten Strophe dieser Centurie schlagen wir vor, statt v. B's. Emendation zu lesen: *yad yasya nâsti ruchiram na tatra tasya sprihâ manojne 'pi.* In der zweiten Zeile mufs wohl *manahkâmah* als Compos. genommen, und das Ganze übersetzt werden: „Was einem nicht gefällt, das begehrt er nicht, auch wenn es „schön ist. Nach dem Monde, so reizend er ist, trägt „die Nymphaea kein Verlangen."

Die zweite Centurie zeigt uns den Dichter in einem reiferen Alter. Die Leidenschaft, welche ihn im vorigen Abschnitte bewegte, schweigt hier, er selbst tritt mehr aus sich heraus, und gefällt sich in ruhigern, unbefangenern Betrachtungen über den „Wandel der Menschen," wie Roger das Wort *niti* passend übersetzt. Der Charakter und das Betragen der Thoren und der Weisen, der Werth des Reichthums, die Standhaftigkeit, das Schicksal und ähnliche Gegenstände bilden die Themata dieser Strophen, welche sich durch ihren Inhalt mehr als die beiden anderen Centurien der sententiösen Poesie nähern, aber sich durch die Breite der Ausführung von derselben unterscheiden, und jedenfalls die Benennung Sententiae für die ganze Sammlung nicht rechtfertigen. Mehrere der hier vorkommenden Strophen, so wie eine grofse Anzahl ähnlicher, dieselben Gegenstände berührender, sind schon aus dem Hitopadesa bekannt und wir begnügen uns daher, einzelne Ungenauigkeiten in v. B's. Text und Uebersetzung zu berichtigen. Str. 4. schreibt v. B. *chapalat* für *chapulam*, und hält ersteres für ein Particip. Eine solche Participial-Bildung auf *at* von einem Adj. auf *a* ist wohl etwas sehr Ungewöhnliches, und wir würden nicht dem Cod. B. hierin gefolgt sein. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Bhartriharis Sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad Codicum Mstt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen.

(Schlufs.)

Str. 20. Von dem wohlthätigen Einflusse des Umgangs mit guten Leuten sagt der Dichter: *sinchati vâchi satyam* wörtl. „er träufelt Wahrheit auf die Rede," d. h. wahrscheinlich: er gewöhnt den Menschen, die Wahrheit zu reden. Dafür hat v. B. (bonorum consortium) in oratione verum profert, was uns nicht deutlich ist. — Str. 37. hätte die Lesart der Seramp. Ausg. *anekântâ* (auf *avasthâ* zu beziehen) aufgenommen werden sollen; *anaikântyâ* ist wohl Druckf. und *anekântyâ* (in der Note) ist eine unmögliche Form, da das Fem. nicht *anekânti* heifst. — Str. 52. ist *yatra* s. v. a. *yeshu* scil. *nareshu*, „den Männern, in welchen diese reinen Tugenden wohnen, sei Preis;" und nicht: tales ubi commorantur candidis virtutibus ornati. — In der Note zu Str. 62. nimmt v. B. Gelegenheit, sich über Chézy's Sakuntala sehr hart zu äufsern, wozu wenigstens hier kein Grund war; denn in Chézy's Ausg. steht nicht *dûrivilambino*, wie v. B. anführt, sondern *dûravilambino*, was gewifs der von v. B. gebilligten Lesart *bhûrivilambino* vorzuziehen ist, und durch eine ganz besonders correcte Londner Handschr. der Sakuntala unterstützt wird. — Str. 64. der wahre Freund „hält zurück vom Bösen und treibt „an zum Guten," und nicht: *vitiosos abalienat, saluti incumbit etc.* — Str. 89. *lalât'a* heifst nicht: *ludendo instituit*, sondern „die Stirne," und ist mit *likhitam* zu verbinden. — Str. 90. hat v. B. eine falsche Lesart *yady asti* aufgenommen, und die richtige Lesart der Seramp. Ausgabe *yad yasya* nicht einmal in der Note erwähnt. — Str. 98. *tilakhalin* (vergl. die Note) heifst: „Derjenige „kocht Oelkuchen in einem Kessel aus Edelsteinen, mit „angezündetem Sandelholz" u. s. w. Das Wort in Carey's Beng. Dict., welches v. B. falsch *khalika* gelesen hat, ist das Arabische *khalipha* „Nachfolger", welches im Bengal. noch verschiedene andere Bedeutungen hat.

In der dritten Centurie endlich begegnet uns der Dichter als Greis, im höchsten Zwiespalte mit der Welt, in welcher er vergebens nach Befriedigung gestrebt hat. Das Gefühl der Unbefriedigtheit erwacht in ihm auf's neue, der durch Alter geschwächte Körper erlaubt ihm nicht mehr, dem Drange nach aufsen zu folgen, und nach einer Uebergangsperiode, in welcher er mit erschütternder Verzweiflung gegen diesen Drang ankämpft, sehen wir ihn allmälig hinabsinken zur völligen Gleichgültigkeit gegen alle Dinge; er wird ein Sannyâsin. — Wir erinnern uns nicht, in irgend einem anderen Werke eine so lebendige, innerliche Erklärung dieser noch jetzt in Indien so häufigen Erscheinung gefunden zu haben, und gerade dies ist es, was dem vorliegenden Werke einen besonderen Werth für den Forscher des indischen Alterthums verleiht. Bhartrihari legt uns aber auch die allmälige Entwickelung seines inneren Lebens mit einer solchen Wahrheit dar, dafs, wer ihm durch seine verschiedenen Stimmungen aufmerksam folgt, beinahe ein persönliches Interesse für ihn gewinnen kann, und gewifs auch die letzte Centurie mit Theilnahme lesen wird. Es hat uns daher befremdet, und ist uns fast hart vorgekommen, dafs v. B. bei Gelegenheit einer Strophe voll ganz guter moralischer Vorschriften, wie man sie bei allen Völkern antrifft (2, 70: „Vertilge die Begierde, „übe Geduld, lafs den Stolz fahren, habe keine Lust am „Bösen; rede die Wahrheit," u. dgl. m.), in der Note sagt: versus aureus, integro Vairâgyo libro, nugis bullatis referto, facile anteponendus. — Die erste Strophe ist an Siva gerichtet. Der Dichter nennt den Gott eine Erkenntnifs-Lampe; der Mond, welchen Siva auf dem Haupte trägt, ist die Flamme derselben; der Gott Kâmas ist die Mücke, welche sich an der Flamme verbrennt; die Frommen sind der Docht (*das'â*); die Bethörung ist die

Finsternifs, welche durch den Schein der Lampe vertrieben wird, und der Geist der Andächtigen ist das Haus, in welchem die Lampe brennt. Der Herausg. hat diesen durchgehenden Vergleich nicht bemerkt, und seine Uebers. ist meistens unrichtig. Der Abschnitt Str. 2—11. zeigt uns den ergrauten Dichter in der schrecklichsten innern Zerrissenheit. Die Hoffnung auf endliche Befriedigung seiner Begierde, nicht aber die Begierde selbst, ist mit der Jugendkraft geschwunden, und er müht sich ab, alle ferneren Wünsche zu unterdrücken. Er sagt Str. 5.: „Aufgegraben habe ich, Schätze suchend, „den Boden der Erde, geschmolzen des Berges Metalle, „überschifft den Gebieter der Ströme, Herrschern müh„sam gedient; den Sinn auf Beschwörungen gerichtet, „habe ich Nächte auf dem Begräbnifsplatze zugebracht, „aber nicht eine durchlöcherte Muschel habe ich gefun„den. O Begierde! jetzt lafs mich los!" v. B. übersetzt zu frei: neque minimum quidem hilum assecutus sum. Ueber *kân'a* „durchbohrt" vergl. den Schol. und Carey's und Haughton's Beng. Dict. — Str. 9. „Mit Falten ist „das Gesicht bedeckt, mit weifsem Haar das Haupt be„zeichnet, die Glieder sind kraftlos, die Begierde allein „ist jugendlich!" — Und diese Klagen eines trostlosen Greises nennt v. B. nugae bullatae! — Es folgt noch ein leidenschaftlicher Abschnitt (Str. 12—21), in welchem der Dichter mit schneidendem Hohne die Menschen verlacht, welche die vergänglichen Dinge mit hohen Worten benennen, und, um daran ihre Freude haben zu können, in Unwissenheit und Täuschung über die wahre Beschaffenheit derselben dahinleben. Der Verständige aber, so schliefst der Dichter, sieht ihre Nichtigkeit ein, und wirft sie von sich. Und in diesem Vonsichwerfen der Gegenstände (*sannyâsa*) findet er endlich die traurige Befriedigung und Ruhe, welche er in den letzten Abschnitten dieser Centurie ausspricht. — St. 22—31. schildert er, wie drückend es sei, sein Wort von hochmüthigen Leuten zu erbetteln, und ermahnt die Armen, lieber von den Früchten des Waldes sich zu nähren. — Str. 32—41. Ueber die Vergänglichkeit der Freuden. Bei jedem Genusse mufs man fürchten, ihn zu verlieren; nur das Vairâgya, die völlige Indifferenz, ist frei von aller Furcht. — Str. 42—51. Ueber die Gewalt der Zeit. Str. 43. „In einem Hause, wo Viele waren, bleibt spä„ter nur Einer; und wo nur Einer war, und darauf Viele, „da ist am Ende auch nicht Einer. So, den Tag und „die Nacht wie zwei Würfel werfend, spielt Kâlas mit „der Kâli auf dem Schachbrette der Erde mit Menschen„figuren." Str. 51. „Der Mensch ist einen Augenblick „ein Kind, einen Augenblick ein liebeslustiger Jüngling; „bald von Reichthum verlassen, bald wieder mit Schätzen „überhäuft. Die Glieder von Alter entkräftet, den Kör„per mit Falten geschmückt, tritt er am Ende des Le„bens wie ein Schauspieler hinter die Coulissen der „Wohnung Yama's." — Str. 52—61. Reden eines Sannyâsin an einen König, in welchen ersterer sehr selbstgefällig das Glück seiner Genügsamkeit dem Ueberflusse des Königs entgegenstellt. Str. 61. sagt er, der Stand der Sannyâsis (oder Avadhûtas) sei durch Siva selbst geheiligt, und die Reichen haben deshalb keine Ursache, jene zu verachten. Roger bezieht die Strophe in einer Note, welcher v. B. folgt, auf eine Sage, nach welcher Siva dem Brahma ein Haupt abgeschlagen, und sich dasselbe aufgesetzt haben soll. Die Worte des Textes aber, welche der Scholiast noch zum Ueberflusse deutlich erklärt, heifsen: „Es war Jemand geboren (Schol. ein „Avadhûta), welchem Siva oben auf das Haupt einen „weifsen Schädel zum Schmucke setzte:" *ko 'pi* heifst „Jemand"; v. B. übersetzt es falsch: quis tandem ille natus fuit? und fügt sogar hinzu, durch die Frage, welche negativ zu nehmen sei, werde ausgedrückt, dafs Brahma unsterblich sei. — Str. 62—71. ermahnt der Dichter sein Gemüth zur Ruhe. Str. 64. „Lafs ab von „dem ermüdenden Tauchen in die Dinge, wende dich „auf den Weg der Besseren, welcher alle Schmerzen „augenblicklich zu lindern vermag" u. s. w. v. B.'s Emendation *âs'raya* ist gewifs richtig; aber *âyâsaka* von *ayas* „Eisen" abzuleiten, erlaubt die Grammatik nicht; es ist von *âyâsa* „Anstrengung, Ermüdung." — In Str. 7[illegible] hätte die Erklärung des Commentators, welche v. B. selbst anführt, ihn warnen können vor der Verwechselung des Pronom. Interrog. und Relat., welche er auch an anderen Stellen begangen, z. B. 1, 76. 2, 71. 3, 99. — Str. 72—81. Betrachtungen über das Beständige und Unbeständige. — Str. 82—91. Ueber die Verehrung Siva's. — Im letzten Abschnitte endlich (Str. 92—100., das Leben der Avadhûtas) preist der Dichter die Genügsamkeit dieser Klasse von Menschen, welche von Almosen lebend, ohne Obdach, dem leidenschaftlichen Treiben der Welt entsagt haben, und in einer stets ruhigen Stimmung des Gemüthes ihrer Vereinigung mit der Gottheit entgegen sehen. Str. 99. „Ihr theilt Schmähreden aus; „thut es! denn ihr seid reich daran. Wir aber können

„keine austheilen, da sie uns fehlen. Es ist weltbekannt, „dafs man nur geben kann, was existirt: niemand kann „ja einem anderen ein Haasenhorn geben." v. B. findet in dieser Strophe den Sinn: mundus vult decipi, ergo decipiatur. Er übersetzt: Verba danti talia reddant qui nugis adsueti sunt! nos vero a fuco immunes verba dare non possumus: insignis potius in mundo scientia distribuatur, neque leporis cornu: quis enim alteri hoc praebeat? Aber *gâli* heifst „Schmähung, Grobheit" (das engl. *scurrility* ist nicht durch *scurrilitas* zu übersetzen), und die Bedeutung verba obscura et confusa scheint der Herausg. dem Worte nur unterzulegen, um das Sanskr. *gâlinatvam* mit dem Worte Galimathias vergleichen zu können. Durch den Ausdruck „Haasenhorn" bezeichnen die Inder eine Sache, an deren Existenz kein Mensch von gesundem Verstande denken kann. So heifst es eben, 2, 5. „man könnte eher ein Haasenhorn antreffen, als den Zorn eines Thoren besänftigen." Vergl. auch Kullûka zu Manu 8, 56. — Der Herausg. hat noch 25 Strophen, welche bei den einzelnen Centurien überzählig waren, in einem Anhange zusammengestellt, so dafs in seiner Ausg. alle Gedichte vereinigt sind, welche in der Seramp. Ausgabe und in den Londner Handschriften dem Bhartrihari zugeschrieben werden. Gegen die willkürliche Umstellung einzelner Strophen liefsen sich manche Einwendungen machen; im Ganzen aber scheint der Herausgeber dem Cod. A. und der sehr passenden Anordnung in Rogers Uebersetzung gefolgt zu sein.

Wir wenden uns jetzt zu der Panchâsikâ (Gedicht in 50 Strophen) des Chaura, welche v. B. den Centurien des Bhartrihari vorangestellt. Die Veranlassung dieses Gedichtes war, dem Scholiasten zufolge, diese. Ein angesehener Mann, Namens Chaura, hatte mit der schönen Tochter eines Râjâ längere Zeit hindurch ein Liebesverständnifs gepflogen, welches endlich entdeckt, und dem Râjâ verrathen wurde. Er sprach das Todesurtheil über Chaura aus, und während dieser von den Henkern zum Richtplatze geführt wurde, dichtete er die vorliegende Elegie in 50 Strophen, deren jede anhebt mit den Worten *adyâpi* „Noch heute." Der Gedanke, welcher sich durch das ganze Gedicht zieht, ist die, den Dichter bis zum letzten Augenblicke seines Lebens erfüllende Erinnerung an das genossene Glück, und am Schlusse fordert er den Henker auf, durch die Erfüllung seiner Pflicht dem Schmerze der Trennung von der Geliebten ein Ende zu machen. Wir haben nicht Raum, den Inhalt näher anzugeben, und beschränken uns auf einige Bemerkungen. Str. 11. ist der Herausg. nicht im Stande gewesen, aus dem corrumpirten Texte einen Sinn herauszubringen. Wir verbessern *kshutavati* (Schol. *chhikkâm kurvati*) und *parihritya* statt *paridûtya*, und im Comm. lesen wir statt *kasamandapaniya* (das Mscr. hat nicht *pânîya*, wie v. B. schreibt) *karn'âd apaniya*. Dann ist der Vorfall, welchen der Dichter erwähnt, folgender: Er hatte sich mit seiner Geliebten erzürnt (der Zank darf bekanntlich bei den Indiern zwischen Verliebten nicht fehlen); sie warf im Zorne ein Goldblatt, womit er sie geschmückt, zur Erde. Später nieste er, was, wie aus dieser Stelle hervorgeht, auch bei den Indiern für eine üble Vorbedeutung galt; sie erschrak darüber, ihr Zorn erlaubte ihr noch nicht, das Unheil durch das Segenswort *jîva* (*vivas*, zur Gesundheit) abzuwenden, sondern um ihre Versöhnung anzuzeigen, schmückte sie nur ihr Ohr wieder mit dem hingeworfenen Goldblatte. — Str. 2. u. 40. finden sich zwei Composita mit *âdya*, welche v. B. auf dieselbe Weise erklärt, wie Bopp das Wort *uttamagandhâdya*, Nal. 5, 39. Diese Erklärung ist von Schlegel bestritten. Wir können hier nur kurz erwähnen, dafs wir, nach Vergleichung der einzigen Handschrift des Chaura und einer Handschrift des Mahabharata, überzeugt sind, dafs an allen drei Stellen statt *âdya* gelesen werden mufs *âd'hya* „reich", welches der Comm. zu Chaura durch *yukta* „begabt" erklärt. In dem Comm. zu Chaura 2. schreibt v. B. falsch *tasya âdyâ*; die richtige Lesart der Londner Hdschr. *tena*, welche auch in Lassens Abschrift steht, hätte wenigstens in der Note erwähnt werden müssen. — Str. 22. emendiren wir die dritte Zeile: *he 'ja tvayâ kusumagâtrivyogavahnih*, und Str. 28, 6. *vâcham madîyam uditâm gamanam pratîti*. Die Worte des Schol. scheinen uns beide Emendationen nothwendig zu machen. Im Schol. zu Str. 28. steht nämlich *uditâ janaih kathitâm*, was v. B. in *janair uditâm kathitâm* verwandelt hat.

In der Vorr. giebt der Herausg. nach Anleitung des kleinen, dem Kalidasa zugeschriebenen Gedichtes Srutabodha, eine Uebersicht aller, im Bhartrihari u. Chaura vorkommenden Metra. Ueber die Worttrennung sagt er kurz, er sei Schlegels Grundsätzen gefolgt. Dagegen spricht aber der Text, in welchem sehr häufig von den-

selben abgewichen ist, ohne dafs sich in diesen Abweichungen eine Consequenz nachweisen liefse.

Stenzler, in Breslau.

XXXII.

Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich; nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Fr. Wilh. Carové, Dr. Philos. und Licenc. en droit. Leipzig 1834. *gr.* 8. *XVI und* 368 S.

Es ist wohl anzuerkennen, dafs Hr. C. für diejenigen, welche mit den Erscheinungen unbekannt sind, deren Beschreibung er in vorliegender Schrift liefert, die Mühe dieser Sammlung unternommen hat, auch ist es selbst für diejenigen, welche die Kenntnifs der Hauptsachen aus den öffentlichen Blättern noch im Gedächtnifs haben, erwünscht, nähere Details zu vernehmen, auch die Ansichten der berührten Männer aus den Quellen zu erhalten; gleichwohl hätte er sich die Dankbarkeit in weit höherem Grade erwerben können, wenn er nicht rein collectivisch verfahrend, die einzelnen Erscheinungen nur einander aggregirt hätte, sondern vielmehr ihre Gesammtheit in einem Einheitspunkte erfassend, auf ein Prinzip zurückgeleitet, und die unförmliche Masse von fast 400 Seiten also ermäfsigt und dadurch geniefsbarer gemacht hätte. Denn wenn auch hier und da der Gegenstand selbst Interesse genug weckt, so können doch für die Dauer so viele Einzelheiten nicht im Stande sein zu fesseln, und es werden viele Stücke ungelesen bleiben. Nun ist das Werk nur eine Fortsetzung von den Schriften: „Relig. u. Philos. in Frankreich. Göttingen 1827. 2 B. 8." und „der St. Simonismus und die neuere franzüs. Philos. Leipzig 1831. 8." auch ist mit diesen Mittheilungen das Ganze noch nicht geschlossen, die Vorrede macht noch eine Anzahl von Erscheinungen namhaft, welche in einer nächsten Schrift hierüber nachzuholen sein müfsten. Dies Alles legt hinreichend an den Tag, dafs selbst wenn die Sammlung einmal sollte geschlossen sein, nichts mehr geschehen ist, als Materialien aufgehäuft, welche einer vernünftigen Bearbeitung harren. Was ist leichter, als eine Anzahl von Schriften, die im Ganzen einen Charakter haben, aus einer fremden Sprache zu übersetzen und hin und wieder Raisonnements über sie nach Belieben hinzuzufügen? Das Wesentliche derselben richtig erfassen und ihnen den Standpunkt anweisen, der ihnen in der Geschichte des Geistes zukommt, ist eine höhere Aufgabe, welcher sich der Hr. Vf. freilich lieber überheben mochte. Denn was im Vorworte zur Bezeichnung des Gesichtspunktes gesagt ist, von welchem die Auswahl vorliegender Mittheilungen soll getroffen worden sein, pafst doch auf die wenigsten hier aufgeführten Auszüge, und viele derselben schweben doch nur in der Luft. Die oberste Benennung des Buches, „der Messianismus", welche man wohl als eine Gesammtbezeichnung aller einzelnen Erscheinungen zu nehmen geneigt ist, ist auch nirgends näher erläutert, und man mufs sich am Ende wundern, wie das Buch zu diesem Namen gekommen sein könne, da er sich nur auf die eine Richtung No X. zu beziehen scheint. Die „neuen Templer" nehmen auch nur eine Nummer ein, alles Uebrige fällt also unter die Rubrik „der merkwürdigen (merkwürdigeren oder merkwürdigsten, denn aller dieser Grade bedient sich der Vf an verschiedenen Orten) Erscheinungen", welche in regelloser Anordnung auf einander folgen, und theils nur Uebersetzungen, theils Auszüge, theils kritische Aufsätze sind. Die Nmmern enthalten Folgendes: *I. Fabre d'Olivet. Histoire philosophique du genre humain.* 1824 enthält eine Inhaltsanzeige dieser Schrift. *II.* Das System der positiven Politik von Auguste Comte, ehem. Zögling der polytechn. Schule, Schüler von Heinrich St. Simon, B. I. Abth 1. Paris 1824. ebenfalls ein Auszug dieser Schrift *III. Essais sur les rapports primitifs qui lient ensemble la philosophie et la morale; par le Chevalier Bozelli. Paris* 1825. Ist auch ein Auszug. *IV.* Brief des Satans und Antwort auf denselben. Giebt einen Inhalt beider Schriftchen und eine Aufdeckung der Inconsequenz beider Schriftsteller. Hierauf folgt ohne Nummer „Aufruf Chateaubriand's an die Christen", genommen aus desselben Vorwort zur Schrift *Note sur la Grèce,* 3te Aufl. *V.* Damiron über Offenbarung und Philosophie aus dessen *Essai sur l'hist. de la philos. en France au* 18*e siècle Paris* 1828 Ist ein Auszug. *VI.* Eine Probe französischer Schrifterklärung „Der Geist und das Fleisch", übersetzt aus Vincents Zeitschrift: *Religion et Christianisme, Recueil périodique, publié sous la direction de MM Fontanés et Vincent, pasteurs à Nismes. VII* Ueber die St. Simonistische Secte und das in ihr ausgebrochene Schisma (1831). Nachschrift 1834. Ist gröfstentheils basirt auf einem Sendschreiben des Jules Lechevalier vom 24. Dec. 1831, welches dem Ref. vom Vf. mitgetheilt worden. Die Nachschrift berichtet die wahrscheinliche Auflösung der ganzen Secte. *VIII.* De la Mennais und seine Schule 1832. Nachschrift 1834. 1) *de la réligion, considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil. Paris* 1825. 2) *Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église. Paris* 1829. 3) *Melanges catholiques extraits de l'Avenir, publiés par l'Agence générale pour la défense de la liberté réligieuse P.* 1832. 2 *voll.* 8. *Avec l'épigraphe: „Dieu et la liberté."* Die *Paroles d'un Croyant* sind noch nicht berührt; wir verweisen auf die Controversschriften, welche in der Berliner literar. Zeitung 1834. No. 40. unter 3830 angegeben sind. *IX.* Die neuen Templer in Frankreich. 1832. Betrifft 2 Hirtenbriefe von Templerbischöfen: 1) Die ursprüngliche Kirche Christi, Hirtenbrief des Hrn. Bischofs von Nanzig, Primas-Coadjutor Lothringens. Nanzig und Strafsburg ohne Angabe des Jahrs (1832). 2) Hirtenbrief des Bischofs Jac. Brand von Limburg bei dem Anfange der heiligen Fastenzeit 1832. Frankfurt a. M. und enthält die Geschichte der neuen Templer nebst Nachrichten von ihren Dogmen, ihrem Johannes-Evangelium und ihrem Leviticon oder ihrer Verfassungsurkunde. X. Hoëné Wronski und der Messianismus (1832) enthält 1) eine Einleitung, 2) Nachrichten von den Lebensverhältnissen, Schriften und dem merkwürdigen Prozesse Wronski's mit Arson, 3) die Grundzüge seines Systems, des Sehelianismus oder Messianismus, 4) eine Kritik desselben. *XI.* Von der menschlichen Wiedergeburt und von der Wiederauferstehung von Karl Nodier (1832) und Sendschreiben an H. K. Nodier über jene Abhandlung von de Balzac (1832). Beides in Uebersetzungen. *XII.* Zeitstimmen aus und über Frankreich; sind Auszüge aus verschiedenen Schriften von Ballanche, de Stendhal, Ponpot, de Balzac, Jules Janin, de la Mennais, Lerminier, F. de Champagny, P. Leroux, Léon Gozlan, Victor Hugo. Ein Anhang endlich liefert eine Abhandlung „über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Italien von Maniani della Rovere in 3 Artikeln", welche für die Zeitschrift *Europe littéraire* geschrieben und ins Französische übersetzt, nun hier ins Deutsche übertragen mitgetheilt werden, und eine kurze Uebersicht der Philosophie seit ihrem Entstehen in Italien bis auf die neueste Zeit liefern.

№ 32.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXIII.

Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Von Jg. Fr. Edlen v. Mosel, k. k. wirkl. Hofr. u. erstem Custos d. Hofbibl. Wien, 1835. Fr. Beck'sche Univ. Buchhandl. Vorr. VIII S. 397 S. 8. (Mit zwei Lithographien, welche die zur ersten Säcularfeier des k. k. Hofbibliothek-Gebäudes im J. 1826 auf Kosten des jetzigen Präfecten Hrn. Gr. v. Dieterichstein geprägte schöne Medaille und den Grundrifs des grofsen Saales der Hofbibliothek und seiner Nebengemächer darstellen).

In den beiden letzten Jahrzehenden haben mehrere der gröfsern deutschen Bibliotheken in ihren Vorstehern auch ihre Geschichtschreiber gefunden, welche nicht, wie die Verfasser früherer Werke über die Geschichte der Büchersammlungen, auf die Darstellung der äufsern Geschichte sich beschränkt, sondern auch die Verwaltung, die Benutzung, überhaupt die Wirksamkeit solcher Anstalten seit ihrer Entstehung bis auf die neueste Zeit darzustellen sich bemüht haben. So wie solche Mittheilungen höchst belehrend sind für den Bibliothekar vom Fache: so verdienen sie auch als wichtige Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Bildung überhaupt und der preiswürdigen eifrigen Bemühungen, durch welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst vermittelst der Begründung und Vermehrung bedeutender Büchersammlungen die Regierungen wissenschaftliche Bestrebungen förderten, gerechte Anerkennung.

Für die Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien waren bisher aufser den zerstreuten Materialien, welche die literarischen Werke ihrer ehemaligen Beamten Lambecius, Kollar und Denis darbieten, keine andre Quellen vorhanden als die zum Theil nach Mittheilungen des ehemaligen Bibliothekpräfecten zu Wien Gentilotti bearbeitete kurze Geschichte derselben von dem Bibliothekar Reichard zu Jena (*Historia Bibliothecae Caesareae Vindobon. Jen.* 1712. 8.) und des ehemaligen Custos Gottfr. von Leon kurzgefafste Beschreibung der k. k. Hofbibliothek in Wien (Wien 1820. 8.). Die erstere enthält nur eine sehr mangelhafte mit vielen zum Theil überflüssigen Anmerkungen überladene äufsere Geschichte der Anstalt, und die letztere ist nur füs das Bedürfnifs wifsbegieriger Fremden berechnet. Um so verdienstlicher war es, dafs Hr. v. M., dem als ersten Custos und eigentlichen Geschäftsführer dieser Anstalt, die in dem Archive derselben befindlichen handschriftlichen Materialien nicht minder als gedruckte Quellen zu Gebote stehen, es übernahm, vollständigere Nachrichten mitzutheilen. Wir glauben zwar nicht, dafs die Mittheilungen des Hrn. v. M. aus den seit dem J. 1575 vollständigen Acten der k. k. Hofbibliothek ganz erschöpfend sind; und die Vergleichung der Nachrichten, welche über die Verhältnisse von Johannes Müller, der bekanntlich in den Jahren 1800 bis 1804 erster Custos der Hofbibliothek war, in dem vorliegenden Werke (S. 215. 216) mitgetheilt werden, mit den eignen Aeufserungen des berühmten Geschichtschreibers in den damaligen Briefen an seinen Bruder (J. v. Müller's Werke, besonders Th. 6. S. 422. 462. 463) läfst nicht daran zweifeln, dafs manches nicht unwichtige Verhältnifs übergangen worden ist, wozu Hr. v. M. seine guten Gründe gehabt haben mag. Auch möchte die Auswahl der Erwerbungen, welche namhaft gemacht werden, nicht tadelfrei sein, und der Bibliograph die unterlassene Mittheilung der Preise, für welche wichtige und seltene Werke von der k. k. Hofbibliothek erworben wurden, ungern vermissen; indem Hr. v. M. in dieser Bezie-

hung seine Mittheilungen nur auf einige Handschriften und ganze auf einmal erworbene Sammlungen beschränkt. Gleichwohl enthält das vorliegende Werk sehr viele höchst dankenswerthe Nachrichten.

Der Verf. hat sein Werk in sechzehn Zeiträume abgetheilt, indem er in der vorangehenden Einleitung der Verdienste des Kaisers Friedrich III. um die Beförderung des wissenschaftlichen Studiums erwähnt und in den ersten zwölf Zeiträumen die Schicksale der k. k. Hofbibliothek unter den Kaisern von Maximilian I. an bis zum Tode Leopold's II. berichtet, die Regierungen der Kaiser Matthias und Ferdinand II. in Einen Zeitraum zusammenfafst, jede der übrigen Regierungen aber als einen besondern Zeitraum annimmt, und der Regierung des jetzt regierenden hochverehrten Kaisers die letzten vier Zeiträume widmet. In jedem Zeitraume werden die wichtigsten Erwerbungen aufgezählt, die dafür ausgesetzten Geldmittel angegeben, Nachrichten über die Beamte der Bibliothek und deren Leistungen mitgetheilt und mit den Nachrichten von ihrem Tode oder Abgange kurze Berichte über ihr Leben und ihre wissenschaftliche Thätigkeit verbunden. Für die Geschichte einer Hofbibliothek, deren gröfseres oder geringeres Gedeihen ganz und gar von den besondern Neigungen und Ansichten eines jeden Regenten abhängt, ist ohne Zweifel die von unserm Verf. gewählte Anordnung die zweckmäfsigste.

Keine andre Bibliothek kann sich in solchem Mafse als die Hofbibliothek zu Wien der fortwährenden höchst freigebigen Begünstigung einer langen Reihe von Fürsten rühmen, welche selbst durch gründliche gelehrte Bildung jeder nach dem Mafsstabe seiner Zeit sich auszeichneten und eben deswegen wissenschaftliche Sammlungen nach ihrem Werthe und ihrer Wichtigkeit zu schätzen wufsten. Daher wurden die Anschaffungen selbst in den bedrängtesten Zeiten und während der vielen und kostbaren Kriege, welche in den letzten drei Jahrhunderten alle Hülfsmittel der östreichischen Monarchie in Anspruch nahmen, nur selten und immer nur auf sehr kurze Zeit unterbrochen; selbst in dem unglücklichen Jahre 1809 fanden, als schon die Franzosen der Hauptstadt sich näherten, noch Bücheranschaffungen Statt, und kaum waren die Feinde abgezogen, als die Erwerbungen von Neuem begannen.

Schon der Kaiser Friedrich III. besafs eine Sammlung von Handschriften, welche er im J. 1440 durch den berühmten Aeneas Sylvius und den Astronomen Georg v. Purbach oder Peuerbach ordnen liefs; als der Begründer der kais. Hofbibliothek ist aber Kaiser Maximilian I. anzusehen, welcher im J. 1497 den unstäten Conrad Pickel, bekannter unter dem gelehrten Namen Celtes, den ersten gekrönten kaiserlichen Dichter, aus Ingolstadt an die Universität zu Wien als Professor der Beredsamkeit, Dicktkunst und Philosophie berief und mit dem Auftrage, Handschriften für die deutsche Geschichte aufzusuchen in Deutschland umher reisen liefs, auch die übrigen Gelehrten, mit welchen er sich umgeben hatte, aufmunterte, „Handschriften zu suchen, welche vor fünfhundert Jahren geschrieben wären." Seit dieser Zeit bietet die Regierung fast jedes Kaisers wichtige Erwerbungen, zum Theil von zahlreichen Büchersammlungen im Ganzen und für sehr bedeutende Preise dar; wir erwähnen davon nur der Erwerbung vieler Handschriften und gedruckten Bücher aus der Bibliothek des Bischofs zu Wien Johannes Faber (im J. 1541), der ganzen zahlreichen Bibliothek, welche Johann Dernschwamm von Hradiczin auf seinen weitläufigen Reisen mit Unterstützung von Anton Fugger gesammelt hatte (um dieselbe Zeit), der Fuggerischen Bibliothek zu Augsburg von 15000 Bänden für eben so viele Gulden (im J. 1655) und der von Tycho de Brahe hinterlassenen Bücher (zu derselben Zeit), der Kinskischen Bibliothek von 8000 Bänden (im J. 1704), der Büchersammlung des Generaladjudanten des Prinzen Eugen, Freiherrn von Hohendorf, von 6800 gedruckten Werken und 252 Handschriften für 60000 Gulden (im J. 172[illegible]), der fast 4000 Bände starken Sammlung des Erzbischofs von Valencia aus dem Hause Cordona für 8000 Ducaten (im J. 1724), und der Bibliothek des Prinzen Eugen, welche aufser einer sehr beträchtlichen Kupferstichsammlung 15000 prachtvoll gebundene Werke und 23[illegible] Manuscripte enthielt für eine jährliche Rente von 10000 Fl. an die Erbin des berühmten Feldherrn, Prinzessin Victoria von Savoyen geborne Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen (im J. 1738). Aufserdem wurden die von den Bibliothekaren Hugo Blotz, Tengnagel und Petrus Lambecius hinterlassenen beträchtlichen Büchersammlungen unmittelbar nach dem Tode der Besitzer für die Hofbibliothek angekauft. Aufser diesen grofsen Ankäufen erhielt dieselbe beträchtliche Bereicherungen

aus der Bibliothek des Schlosses Ambras, indem Petrus Lambecius, welcher den Kaiser Leopold auf dessen nach dem Anfall von Tirol dahin unternommenen Reise (im J. 1665) begleitete, aus jener Bibliothek 1489 Bände gedruckter Werke und 560 Handschriften (darunter die eignen Werke des Kaisers Maximilian I.) für die k. Hofbibliothek auswählte, so wie durch mehrere Manuscripte aus dem zu Ofen befindlichen Reste der berühmten Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, welche der aus der Türkei zurückkehrende Oestreichische Gesandte, Graf Walter von Leslie, im J. 1666 nicht ohne grofse Schwierigkeiten von dem zu Ofen damals gebietenden Türkischen Pascha als Geschenk erlangte (vgl. J. v. Hammer Osman. Gesch. Th. 6. S. 173. 174); worauf im J. 1686, nachdem Ofen durch den Herzog Carl von Lothringen wieder erobert war, auch der Rest jener Bibliothek mit der kais. Hofbibliothek vereinigt wurde. Aus aufgehobenen Klöstern vornehmlich des Jesuiterordens erhielt dieselbe ebenfalls wichtige Bereicherungen; und als durch den Utrechter Frieden Oestreich den Besitz von Neapel erhalten hatte, so bewiesen die dortigen Klöster für die ihnen von dem damaligen Präsidenten des neapolitanischen Senats, Fürsten Gaetan Argenti, erwirkten Begünstigungen ihre Dankbarkeit durch die Schenkung von 97 werthvollen Handschriften an die Hofbibliothek, unter welchen der berühmte sogenannte neapolitanische Codex des Dioscorides, bis dahin Besitzthum des Augustiner Convents della Carbonaria zu Neapel, sich befand. Auch die Vereinigung der städtischen Bibliothek zu Wien von 5037 Bänden gedruckter Bücher (darunter 351 Incunabeln), und 76 Manuscripten mit der kaiserlichen im J. 1780 war eine wichtige Bereicherung der letztern. Wenn man neben diesen ansehnlichen Erwerbungen und manchen einzelnen hier übergangenen Schenkungen noch erwägt, dafs eben seit dem Jahre 1575 die oftmals, zuletzt im J. 1811 bestätigte Verbindlichkeit aller östreichischen Buchhändler zur Ablieferung von Pflichtexemplaren ihrer Verlagswerke an die Hofbibliothek angeordnet war und so lange das deutsche Reich bestand, auch von den Büchern, welche durch kaiserliche Privilegien begünstigt wurden, Freiexemplare durch den Reichshofrath eingesandt werden mufsten, dafs endlich die k. Hofbibliothek von ihrem Ursprunge an einer bedeutenden jährlichen blofs zu Bücheranschaffungen und zur Vermehrung der mit der Bibliothek vereinigten sehr beträchtlichen Kupferstichsammlung bestimmten Dotation sich erfreute, welche nach verschiedenen von Hrn. v. Mosel angegebenen allmäligen Erhöhungen endlich im J. 1820 zu 19000 Gulden Conv. M. festgesetzt wurde: so wird man es sehr begreiflich finden, dafs diese Bibliothek des herrlichen Schatzes von fast 300,000 gedruckten Bänden und 13,946 Handschriften gegenwärtig sich rühmen kann. Wenn auch manche der eben angeführten Erwerbungen sehr kostbar waren: so wurden dagegen andre unter glücklichen Umständen mit geringen Mitteln bewirkt; und der berühmte sogenannte byzantinische uralte Codex des Dioscorides wurde unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I. von Andreas Busbecke, damaligem östreichischen Gesandten bei der Pforte, für die Hofbibliothek um den Preis von 100 Ducaten zu Constantinopel gekauft, wo ihn der Sohn des jüdischen Arztes Hamon Suleiman besafs.

Die k. Hofbibliothek war anfänglich eine Privatbibliothek der Kaiser, und erst Maximilian II., als er im J. 1575 den Holländer Hugo Blotius (Blotz) als Bibliothekar anstellte, den ersten welcher zu Wien diesen Titel führte, öffnete sie zum Gebrauche des gelehrten Publicums, indem er dem neuen Bibliothekar in der ersten Audienz auf dessen Anfrage erklärte, dafs es sowohl erlaubt sei die Bibliothek besehen zu lassen, als Bücher aus derselben zu gelehrter Benutzung jedoch mit Anwendung gehöriger Vorsicht zu verleihen. „Denn", fügte der Kaiser hinzu, „eine auch noch so wohl versehene Bibliothek, die nicht zum Gebrauche offen steht, gleicht einer brennenden Kerze unter einem darüber gestürzten Scheffel." Die Hofbibliothek befand sich damals in dem Minoritenkloster, dem jetzigen Locale der niederöstreichischen Landesregierung, wurde aus demselben bald nach dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand II. in die k. Hofburg gebracht, und erhielt unter Carl VI., mit dessen Regierung die glänzende Periode der k. Hofbibliothek beginnt, ihr gegenwärtiges prachtvolles Local, über dessen Unzulänglichkeit jedoch schon seit dem J. 1811 Klagen erhoben wurden, welche noch jetzt nicht vollständig beseitigt sind.

Die k. Hofbibliothek zu Wien wurde von ihrer Entstehung an bis auf die neueste Zeit von einer glänzenden Reihe hochberühmter und tief gründlicher Gelehrten verwaltet, unter welchen wir nur aus der frühern

Zeit Sebastian Tengnagel (den Mezzofanti seiner Zeit, welcher in 15 Sprachen sich ausdrücken konnte), Petrus Lambecius, den trefflichen und arbeitsamen Gentilotti von Engelsbronn, Adam Kollar, die beiden van Swieten, Vater und Sohn, hier nennen wollen. An der Aufmunterung der Bibliothekare fehlte es niemals; der gelehrte Kaiser Leopold I. gewährte bekanntlich dem Petrus Lambecius selbst seine Freundschaft, und mehrere von Hrn. v. M. mitgetheilte merkwürdige Briefe jenes Kaisers an diesen Gelehrten sind in einem höchst vertraulichen Tone geschrieben. Besonders seit der Zeit Carl VI. wurden die Bibliothekare oftmals durch ansehnliche Geschenke oder durch Auszeichnungen geehrt und genossen eines hohen Gehaltes; Kollar bezog seit dem J. 1774, in welchem er zum Director der Hofbibliothek ernannt wurde, ein Gehalt von 4000 Gulden, und wurde für eine gelungene historisch-diplomatische Arbeit mit dem Gute Kereztén in Ungarn beschenkt; und Gottfried van Swieten war außer 1000 Gulden Quartiergeld mit 7000 Gulden besoldet. Auch gebrach es niemals an einem zahlreichen Amtspersonal, indem im J. 1781, in welchem die gröfste Zahl von Beamten vorhanden war, außer dem Präfecten 1 Director, 2 Custoden, 5 Scriptoren, 1 Scriptorsadjunct, 3 Bibliothekdiener (d. i. solche, welche ausschliefslich mit der Bedienung und Beaufsichtigung der Leser beauftragt waren, S. 212 *amanuenses* genannt) und 2 Hausknechte (bei uns Bibliothekdiener) angestellt waren, und noch jetzt außer dem Präfecten 4 Custoden, 4 Scriptoren und 1 Beamter an der k. Hofbibliothek arbeiten, auch für die Bearbeitung der Cataloge Gehülfen angenommen wurden. Gleichwohl klagte seit Lambecius jeder neu angestellte Bibliothekar über Unordnung und Verwirrung; und wenn gleich Hr. v. M. die Klagen jenes sehr verdienten Bibliothekars mit der Bemerkung abweist, dafs demselben nur die Absicht zum Grunde gelegen habe, die eignen Verdienste durch Herabwürdigung der Vorgänger in ein helleres Licht zu stellen; so werden diese Klagen doch durch die gleichlautenden Aeufserungen der nachfolgenden Bibliothekare bestätigt; Lambecius und seine Nachfolger beschäftigten sich lieber mit ausführlichen Recensionen der Handschriften, als mit der beschwerlichern Anordnung und Catalogisirung der Bibliothek; und Hr. v. M. selbst bemerkt, dafs erst seit dem J. 1816 an eine zweckmäfsigere Anordnung gedacht und ein neuer vollständigerer alphabetischer Catalog ausgearbeitet wurde, zu dessen Förderung die Regierung 6204 Gulden bewilligte, dafs erst der jetzige verehrte Präfect die völlig verwahrloste Registratur ordnen liefs und die regelmäfsige Führung eines Journals (oder wie Hr. v. M. es nennt Protokoll) verfügte, und dafs es noch jetzt an einem Realcataloge fehle, auf dessen Nothwendigkeit schon J. v. Müller drang, ohne jedoch dafür etwas erhebliches zu leisten, und ohne, wie Hr. v. M. bemerkt, irgend ein Denkmal seiner von ihm selbst (in den Briefen an seinen Bruder) hochgerühmten bibliothekarischen Thätigkeit in der k. Hofbibliothek bei seinem Abgange zu hinterlassen. Dem gegenwärtigen höchst achtbaren Amtspersonale der k. Hofbibliothek, an dessen Spitze jetzt der Hr. Graf Moritz von Dieterichstein steht (indem seit dem Tode des als Orientalisten bekannten Freiherrn v. Jenisch im J. 1807 die Stelle des Bibliothekpräfekten zu Wien von einem vornehmen Hofbeamten verwaltet wird), ist daher ein weites Feld verdienstlicher Thätigkeit geöffnet.

Obwohl diese Anzeige bereits einen gröfsern Raum einnimmt, als ihr billiger Weise zugestanden werden kann: so können wir uns doch nicht die Mittheilung der nachfolgenden Stelle aus einem unter den Beilagen des vorliegenden Werks abgedruckten Briefe des Bibliothekars Blotz an den Kaiser Maximilian II. versagen: *Laudantur horti variis flosculis aspectu odoratuque jucundis referti. Sed horum cultura gravis et sumptuosa est. Stipendium herbarum profecto magnum, merces operarum et hominum conductitiorum multiplex. Et cum labor omnis est adhibitus, supervenientes imbres, gelu, pruina et tempestates uno saepe die totius anni laborem frustrantur . . . . . Hic vero quem colo hortus bibliothecarius semper amoenus, semper viret, semper utilis et jucundus est etc.*

Wilken.

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXIV.

Victor **Cousin** *über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr.* **Hubert Beckers**, *Professor der Philosophie am Königl. Lyceum zu Dillingen. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimeraths von* **Schelling**. *Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.* 1834. *Vorr. XXVIII S. Text 62 S.*

Endlich ist die lange gehegte Erwartung, und der seither von Vielen still genährte Wunsch in Erfüllung gegangen. Schelling hat über Hegel, seinen alten Freund und Geistesverwandten öffentlich geurtheilt. Die Erwartung war um so mehr gespannt, als man schon im Voraus wufste, dafs Schelling sich gegen Hegel erklären werde. Denn selbst als Hegel noch lebte, verlautete es hin und wieder im Publicum, dafs Schelling mit dem Wege, welchen Hegel eingeschlagen, sich nicht befreunden möge. Wie dem auch sei, dachte Ref., einen gewichtigern Gegner kann die Hegelsche Philosophie nicht begrüfsen. Hat doch Hegel selbst immer grofse Verehrung für Schelling gehabt; ein Kampf mit dem Stifter der Naturphilosophie kann der Philosophie des Geistes nur willkommen sein.

Ref. mufs gestehen, mit Herzklopfen nahm er vorliegende kleine Schrift in die Hand, und verschlang gleichsam die Schellingsche Vorrede. Denn das glaubte er sicherlich, Schelling werde seinem alten Freunde wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er werde mit Liebe der schönen Jugendzeit gedenken, wo Beide vereint, als ein glänzendes Doppelgestirn am Horizont der Wissenschaft aufstiegen, und mit jugendlicher Lust und Kraft das in den Zauberkreis des subjectiven Idealismus gebannte Zeitalter zur wahren Heimath des Geistes zurückführten. Er werde dem nun dahin geschiedenen Freunde einige Worte liebevollen Andenkens weihen. Aber die Zeit ist vorüber, wo Schelling seinen Freund Hegel einen *kategorischen* Menschen nannte, und auch die Erinnerung an den ehemaligen Freundschaftsbund scheint in Schellings Seele erloschen zu sein. Denn nicht mehr giebt ihm die schöne Neigung der Freundschaft Worte in den Mund, sondern die Abneigung, welche es nicht einmal zuläfst, dafs er seinen Namen nenne. Kalt und gemessen nennt er Hegel „einen später Gekommenen."

Für die Wissenschaft selbst ist es zwar gleichgültig, ob Schelling des alten Freundes liebevoll gedenke, oder nicht. Auch ist Schelling dafür bekannt, dafs er im Dienst der Wahrheit Niemanden schont, weder Freund noch Feind. Wenn indefs die Wahrheitsliebe auch höher ist, als jede andre Liebe und Neigung, so schliefst sie doch darum diese nicht aus. Sie hat, thut sie dieses wirklich, sich nicht ganz rein erhalten, die Neigung der Selbstliebe hat sich ihr beigemischt, welche, wenn sie verletzt wird, die Abneigung herbeiführt.

Nicht als wenn Hegel darauf ausgegangen wäre, Schelling zu verletzen, sondern die Umstände haben es so mit sich gebracht, dafs Schelling selbst Veranlassung genommen hat, sich verletzt zu finden. Denn vor Hegels Streben und Wirken in der Wissenschaft war Schellings Feiern und Schweigen gar sehr in den Hintergrund getreten. Dem hätte er am sichersten dadurch begegnen können, wenn er zugleich neben Hegel, und sollte es doch so sein, demselben gegenüber Werke von gleicher Wichtigkeit würde zu Tage gefördert haben. Dies ist aber wenigstens bis jetzt nicht geschehen.

Fürs erste kann daher nur vorliegendes Urtheil Schellings über Hegel in Betracht gezogen, und ermittelt werden, ob dasselbe wirklich begründet ist, oder nicht. Indem Ref. dies versuchen will, sieht er sich genöthigt, sich ganz genau an Schellings Urtheil zu halten, wie es motivirt ist, buchstäblich *an die Worte,*

damit es nicht den Schein haben möge, als fehlte ihm der Muth, Rede zu stehn, und sich durchaus in Allem auf die Sache einzulassen, worum es sich handelt.

Uns Jüngeren würde es gar nicht geziemen, Schellings hohe Verdienste um die Wissenschaft je verkennen zu wollen. Wie viele Andre, hat auch Ref. sich nicht weniger an Schellings als an Hegels Werken grofs gezogen. Er hat von Beiden gelernt, dafs die Wahrheit über Alles gehen mufs, und die Kritik nur im Zeugnifs der Wahrheit berechtigt ist. Darum kann er auch nur der Wahrheit die Ehre geben, er glaubt sowohl in Schellings als Hegels Sinn zu handeln, indem er dies zu thun unternimmt.

Schelling gesteht nun durch diese seine Erklärung gegen Hegel öffentlich ein, dafs die Hegelsche Philosophie ein andres System ist, als das seinige. Dies kann insofern nur erwünscht sein, als Manche wirklich nun erst glauben werden, dafs zwischen der Schellingschen und Hegelschen Philosophie selbst dem Princip nach ein Unterschied obwalte. Freilich war schon die Zeit zum Bewufstsein darüber gekommen, dafs die Hegelsche Philosophie über die Schellingsche hinaus ein *neues* System sei, doch hatte Schelling selbst, wenigstens öffentlich sich noch immer nicht darüber erklärt. Dies ist nun geschehen, und es frägt sich, wie, auf welche Weise? Doch gewifs in einer wissenschaftlichen Beurtheilung der Hegelschen Werke, sowohl dem Inhalt als der Form nach. Aber nein, er geht auf sie gar nicht ein, es hat ihm nur gefallen, im Allgemeinen seine Meinung über Hegel auszusprechen. Wenigstens hat Ref. die Empfindung nicht unterdrücken können, dafs Schelling diese Uebersetzung der Cousinschen Vorrede zu den Fragmenten, weil sie weiter von keinem wissenschaftlichen Belang ist, nur deswegen habe fabriziren lassen, damit er eine Veranlassung habe und nehmen könne, der Welt etwas über Hegel zu sagen, und sich gegen ihn zu erklären.

Schelling beurtheilt die Cousinschen Fragmente, aber diese Beurtheilung scheint blofs um Hegels willen vom Zaun gebrochen; er lobt Cousins Person, da er dessen Fragmente nicht loben kann; was um sein selbst willen nicht wohl angeht. Nur Cousins Ansicht über die Geschichte der Philosophie streicht er gewaltig heraus, womit er aber wider Willen Hegel lobt, da es allgemein bekannt ist, dafs Cousin mit dieser Ansicht erst durch Hegel in Berlin befreundet worden ist. Wir glauben fest, dafs wenn ein Deutscher diese Cousinschen Fragmente würde geschrieben haben, Schelling sie weiter keines Blicks gewürdigt hätte. Er will sich nur von *einer* Seite, von Seiten des *Empirismus*, der französischen Philosophie zuneigen und anschliefsen, indem er auf ein Mittel künftiger Verständigung hofft (S. XIX).

Die speculativen Keime der der Schellingschen Lehre vorhergehenden kritischen Philosophie waren durch den öden Verstandesformalismus derselben fast ganz verdeckt, und den Geistesblicken entzogen worden. Fichte zog den Kernpunkt an's Licht, und suchte die speculative Idee von solchem Formalismus zu entkleiden. Er vermochte aber der Idee nicht die subjective Form zu benehmen, und den Gegensatz gegen das Object zu tilgen, erst in Schellings Seele ging sie in ihrer Absolutheit auf, wie die Morgensonne, und fing an, mit ihren Strahlen die Welt zu beleuchten und kenntlich zu machen.

Doch blofs nach und nach wurde es Licht in Schellings Geist, denn wir finden ihn noch zunächst auf Kantischem und Fichteschem Boden, aber in rasch aufeinander folgenden Schriften entwindet er sich der subjectiven Form, die im Bruno in tiefe Nacht zu versinken *schien*, um die lange genährte Sehnsucht nach Erkenntnifs absoluter Wahrheit zu befriedigen. Während Schelling die Reflexion nur allmälig überwindet, aber nie ganz abstreift, und von Grund aus tilgt, sehen wir Hegel gleich fertig zum speculativen Anfang sich über alle Reflexion erheben, und sie besiegen. Während Hegel stark und fertig war, *anzufangen*, nämlich in der Erkenntnifs von nichts auszugehen, konnte Schelling es nie dahin bringen, einen reinen Anfang zu gewinnen, er konnte sich zum Anfang nicht entschliefsen. Darum gefällt es ihm auch, in den anfänglichen Gedanken der Hegelschen Logik, im Sein und Werden (und blofs von diesen ersten dürftigen Bestimmungen redet er) nur „Schaal- und Leerheiten" zu sehen. Kant und Fichte möchten zu stolz gewesen sein, von nichts anzufangen, nämlich sich nichts und der Wahrheit alles zuzutrauen. Und Schelling ist, und war von jeher zu ungeduldig, er kann nicht erst von Allem abstrahiren, weil er gewohnt ist, sich unmittelbar in den Besitz des Absoluten zu setzen. Er wird zu sehr von der Phantasie und Vorstellung beherrscht, als dafs er alle Bestimmungen des Gedankens mit Ruhe durchgehen, und sich ihrer strengen Zucht unterwerfen möchte. Er verschmäht es, wie so Viele, Alles zuvor aufzugeben, er kann sich nicht los

machen von der Unmittelbarkeit der Wahrheit, und erkennt nicht, dafs der aufgenommene Stoff eben deswegen nicht von der Idee vollkommen durchdrungen, und nicht durchaus verstanden wird. Er will sich nicht dem seinen, ersten Gedanken hingeben, um diesen sich selbst in seinem Denken entfalten zu lassen, damit er erkenne, dafs derselbe zwar im Anfang noch nichts ist, aber sich selbst bestimmt und bildet, überhaupt in unaufhaltsamer Selbstentwickelung begriffen ist, nicht blofs um zu *sein*, sondern die *Fülle des Seins*, die Vollendung in sich selbst auszumachen. Kurz, er will nicht erkennen lernen, wie das Begreifen genetisch vor sich geht. Darum erklärt er S. XVIII gerade heraus: „Ich will nicht das *blofse* Seiende (das reine Sein); ich *will* das Seiende, das Ist oder *existirt*, womit er gegen Hegel das Allerwichtigste gesagt zu haben meint. Hegel will aber das reine Sein eben so wenig, *es ist ihm Nichts*, er will ebenfalls nur das Seiende, aber nicht, wie Schelling, dasselbe als fertig und gegeben aufnehmen, sondern er will vielmehr wissen, wie es sich macht, indem er es nach Anfang, Mitte und Ende, im Entstehen sowohl als in der Vollendung zu begreifen sucht.

Wir lesen S. IV: „Es liegt tief in der Eigenthümlichkeit der Philosophie, dafs die Wahrheit selbst nicht eher mit Hoffnung auf Erfolg hervortreten kann, als bis ihr vorausgehenden Möglichkeiten erschöpft, zur Sprache gebracht und beseitigt sind." Dies ist ein wahres Wort, und in Betreff der Lehre Schellings sind diese Möglichkeiten theils die Entwickelung und Ausbildung der *Substanz* bei Cartesius und Spinoza gewesen, theils die des *Subjects* bei Kant und Fichte. Solche Möglichkeit ist aber die Schellingsche Philosophie selbst für die Hegelsche, in Betreff des Anfangs und der Methode. Wir sehen Schelling deshalb die Spinozistische Substanz wieder aufnehmen, aber sie erfüllend und bereichernd mit dem Subjectiven der Kantischen und Fichteschen Lehre, indem er das *Object* und *Subject* in unendlicher Einheit erkennt, und diese Einheit als die absolute Vernunft ausspricht. So tief und wahr dieser Gedanke ist, nämlich dem Inhalt nach, so unwahr ist die Form, der Unmittelbarkeit wegen. Was absolute Einheit unterschiedner Bestimmungen ist, wie hier des Objects und Subjects, kann nicht unmittelbar als eine Anschauung (intellectuelle Anschauung) gebildet sein. Solche Anschauung und Form der Erkenntnifs ist, weil sie der Vermittelung ermangelt, dem absoluten Inhalt und Gegenstand nicht gleich. Davon war die Folge, insbesondre bei den Anhängern Schellings, dafs wie Hegel sich darüber ausspricht „die jugendliche Lust die Morgenröthe des verjüngten Geistes mit Taumel begrüfste, dafs man ohne tiefere Arbeit gleich an den Genufs der Idee ging, und in den Hoffnungen und Aussichten, welche sie darbot, eine Zeit lang schwelgte." Schelling und seine Schule construirte jene Anschauung, anstatt sie innerlich mit dem Inhalt vereint sich selbst fortbilden zu lassen, damit sie als Form der Erkenntnifs der Wahrheit auch dieser gemäfs sei. Deshalb setzte er die Form als gegeben voraus, erfafste sie nicht in ihrer wirklichen Form und Gestalt, wodurch sie sich selbst bewiese und rechtfertigte. Die Construction wurde bei vielen Anhängern Schellings zuletzt so willkürlich und lose, dafs Hegel wieder ausdrücklich glaubte, die Wissenschaft dagegen verwahren zu müssen, wenn er sie von einer in philosophischen Gegenständen gewöhnlichen Manier unterschieden haben will, „welche ein Schema voraussetzt, und damit die Materien eben so äufserlich als willkürlich parallelisirt, und durch den sonderbarsten Misverstand, der Nothwendigkeit des Begriffs mit Zufälligkeit und Willkür der Verknüpfung Genüge geleistet haben will." Doch ist nicht zu leugnen, dafs trotz des Taumels und aller Ausschweifungen auch mitunter Geistreiches und Lehrreiches zu Tage gefördert worden ist.

Schelling spricht zu Cousin, man müsse die Tiefe in den Gedanken suchen. Da er seinen französischen Freund in dieser Hinsicht eben nicht empfehlen kann, hebt er dessen Darstellungsweise hervor, um uns zu sagen, dafs wir Deutsche lange Zeit unter uns philosophirt, und uns allmälig in Gedanken und Worten immer mehr vom allgemein Verständlichen entfernt hätten, und der Grad dieser Entfernung zuletzt beinahe zum Mafsstab philosophischer Meisterschaft geworden wäre. Schelling will doch wenigstens den Franzosen ein Compliment machen.

Wenn aber das allgemein Verständliche Mafsstab philosophischer Meisterschaft sein soll, dürften die gröfsten Philosophen am wenigsten auf diese Meisterschaft Anspruch machen. Schelling hofft auf eine gar zu günstige Rückwirkung französischer Darstellungsweise auf die deutsche. Denn wenn er mit Recht verlangt, dafs die Tiefe in den Gedanken gesucht werden solle, nicht im Gefühl, wozu nur die Gedankenlosigkeit heruntersinken konnte, so frägt es sich aber, ob auch wirklich die Gedanken des Auslandes die Tiefe sind, die Natur

der Sache, wie sie die deutsche Philosophie erfordert? Sonst würde die gehoffte Rückwirkung am Ende auf blofses Raisonnement hinauslaufen, auf gut stylisirte Redensarten, wie bei Hrn. Cousin, die auf der Oberfläche treiben. Um wirklich zu erkennen, thut es Noth, dafs der Inhalt als die Form selbst erfafst werde, dafs der Gedanke die Tiefe, die Natur der Sache sei, eine Weise, der es genug ist, wenn sie schmucklos hervortritt. Wer freilich nicht in die Tiefe zu steigen vermag, dem können die tiefsten Gedanken nackt und wunderlich erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXV.

Zbjrka neydáwněgšjch Slownjků latinsko-českých. Vetustissima Vocabularia latino-boëmica etc. wydána od W. Hanky. w Praze 1833. XVI u. 439 SS. in 8. Mit zwei Facsimile's.

Die Sprachdenkmäler der böhmischen Vorzeit übertreffen an Werth und Anzahl leicht jene aller übrigen Slawen. Wenn sich auch bis zum XI. Jahrhundert nicht viel mehr aufweisen läfst, als einzelne Eigennamen, die in der Chronik des Cosmas, in mehreren kirchlichen Stiftungsurkunden und in den fränkischen Annalen enthalten sind; so nehmen gleich vom XII. Jahrhundert die Sprachdenkmäler so sehr zu, dafs wir den Wortvorrath und den grammatischen Bau des Altböhmischen ziemlich vollständig übersehen und daraus zugleich auf den früheren, vorhistorischen Sprachstand zurückschliefsen können. Zu der Entdeckung der fünfhundert Jahr alten Königinhofer Handschrift (1818), zu dem Funde eines noch älteren Bruchstücks vom Evangelium Johannis (hier abgedruckt S. 186—208) und mehrerem Andern, kam in neuerer Zeit noch die glückliche Erwerbung eines mit mehr denn 1500 böhmischen Glossen versehenen Codex der bekannten „*Mater verborum*" des Constanzer Abt-Bischofs *Salomon*, welcher (nach *Ildefons v. Arx* Gesch. d. Kl. St. Gallen, I. 83 ff) als ein Zeitgenofs Notkers im Jahr 920 gestorben ist. Der erwähnte Codex, der zugleich gegen 500 noch unedirte althochdeutsche Glossen enthält, wurde nun von *Hanka* auf das sorgfältigste excerpirt und nebst den übrigen vorhandenen böhmischen Glossenbüchern und Vokabularien des XIII. bis XV. Jahrhunderts unter obigem Titel herausgegeben; so dafs uns hiemit ein Schatz von mehreren tausend altböhmischen Wörtern und Sprachformen übergeben wird, woraus alle künftigen böhmischen Wörterbücher Gewinn ziehen können. Die wichtigste Mittheilung bleiben natürlich jene böhmischen Glossen der *Mater verborum*, worin sehr viele Sprachüberreste aus der böhmischen Heidenzeit, Götternamen u. s. w. vorkommen; wie denn auch schon auf der ersten Seite dieses Mspt. die slawische Göttin *Siwa* abgebildet erscheint, die hier als „ESTAS SIVA" erscheint, im Texte selbst (S. 409, 683) hingegen als *Ceres dea frumenti* bezeichnet wird. Die 457. Seite des Codex giebt uns auch die Namen des Schreibers und Illuminators, nebst der Jahrzahl 1102 an. In einem grofsen Initialbuchstab sieht man nämlich Maria mit dem Kinde; darunter kniet *Wacerad* der Schreiber mit dem Spruchbande: ORA P. SCRE. VACEDO (d. i *ora pro scriptore Wacerado*); neben an steht der Maler *Miroslaw*, mit dem Spruchbande: ORA. P. ILLRE MIROZLAO. A. MCII (d. i. *ora pro illuminatore Miroslao. Anno MCII*). Es ist also diese Bilderhandschrift kaum fünfzig Jahre jünger als das älteste Schriftdenkmal der Slawen, nämlich Ostromirs Evangeliarium vom Jahr 1056. Hanka giebt hier S. VII ff. auch eine Beschreibung der darin enthaltenen Malereien nach Schottky (s. dessen Karolin. Zeit, Prag 1830, S. 312—316), und vermuthet S. IX, wiewohl mit geringer Wahrscheinlichkeit, dafs die Handschrift in dem böhmischen Sazawer Kloster, wo es slawische Mönche und mehrere kunstsinnige Aebte gab, verfertigt worden sei. Diesen Waceradischen Glossen folgen nun noch zwölf andere Vocabularien, Glossen, Dialogen etc., denen der Herausgeber S. 325—336 eine kleine Sammlung altböhmischer Rechtsausdrücke beifügte, welche er aus lateinischen Urkunden des XI. bis XV. Jahrhunderts gesammelt hat. Um dieses sehr ansehnliche altböhmische Glossar desto brauchbarer zu machen, übernahm *Hanka* die beschwerliche Mühe, einen *böhmischen* alphabetischen Index dazu zu liefern, welcher 7[illegible] Seiten einnimmt und das Denkmal verherrlicht, das der verdienstvolle Herausgeber sich durch die Bekanntmachung dieser slawischen Glossen gestiftet hat. Die böhmisch geschriebene Vorrede hätte wohl auch zugleich lateinisch gegeben werden können; doch ist das Buch, der durchgehends lateinischen Ueberschriften wegen, auch für Nichtslawen zugänglich genug. Die beiden Fascimile sind gut gerathen und noch besser gewählt, indem sie sich auf die drei interessantesten Stücke dieser Sammlung beziehen.

Hanka beschäftigt sich gegenwärtig mit den Vorbereitungen zu einer polnischen Grammatik nach Dobrowsky's System; welche Arbeit auch schon den zu früh verstorbenen *Puchmaier*, den Verfasser der *besten* russischen Sprachlehre (Prag 1820, 8.) beschäftigt hat. In Gemeinschaft mit *J. Jungmann*, dem Herausgeber eines bald erscheinenden grofsen und gediegenen böhmischen Nationallexikons, so wie mit *Schaffarik*, der seit 18[illegible] sich ebenfalls in Prag befindet, wo er u. a eine böhmische Zeitschrift „Swietozor" herausgiebt — in Gemeinschaft mit diesen beiden Gelehrten fördert *Hanka* unermüdlich die alte und neue böhmische Literatur, die einer Vereinigung tüchtiger Kräfte auch wirklich bedarf, um zuerst auf die gesammte Slawenwelt, und demnächst — gleich der polnischen und russischen Literatur — auf Deutschland und Europa überhaupt einwirken zu können.

Glückselig, in Prag.

№ 34.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers.

(Fortsetzung.)

Aber wir müssen diesen Vorwurf gänzlich zurückweisen. Nach Hegel braucht man am allerwenigsten ein Sonntagskind zu sein, um zur Philosophie befähigt zu werden. Keiner dringt mehr darauf, als Hegel, dafs man anerkenne, dafs die Philosophie allgemeines Eigenthum sein und werden könne. Vielmehr trifft der Vorwurf Schelling selbst, indem er den Menschen zumuthet, die intellectuelle Anschauung, oder eine Anschauung zu haben, die gar nicht allgemein verständlich ist. Es bedarf nach Hegel keines besondern Talents, nicht eines eigenthümlichen Zustandes des Bewufstseins, wie die Schellingsche intellectuelle Anschauung ein solcher Zustand ist. Die Erkenntnifs geht aus der innerlich zwingenden Nothwendigkeit und der Vernünftigkeit der Sache selbst hervor, ist nicht, wie bei Schelling, dem Zufall des Talents Preis gegeben. Die Tiefe in den Gedanken suchen, ist ohne Zweifel Hegel viel mehr eigen, als Schelling, der sie nur zu häufig in Bildern und Symbolen gesucht hat. Wenn gleich solche Darstellungsweise glänzend ist, so ist sie darum noch nicht die Natur der Sache selbst, welche die wahre Tiefe ist. Die Phantasie und Vorstellung hat wohl den Gedanken und die Idee im Bilde, aber drückt noch keineswegs dieselbe nach Inhalt und Form zugleich aus. Während Hegel sich frei im Gedanken bewegt, und der innerlichsten Natur der Sache nachgeht, um diese von sich selbst den Beweis führen zu lassen, schweift Schelling gar nicht selten, wenn auch wohl in grofsen und kühnen Bildern, ganz von der Sache ab, womit der Flug seiner Phantasie häufig unsicher, und der sonst geniale Blick von den Nebeln der Vorstellung und Einbildung getrübt und schwach zu werden anfängt.

Hegel verschmäht die Schellingsche intellectuelle Anschauung ganz und gar, denn sie ist ihm mit Recht eine Form, welche dem Inhalt nicht gemäfs ist. Daraus darf aber nicht gefolgert werden, wie es wohl geschehen ist, dafs Hegel aller Unmittelbarkeit überhaupt in der Philosophie abhold sei. Nach Hegel besteht die Philosophie wesentlich in der Vermittlung, indem sie bestimmt ist, die Unmittelbarkeit aufzuheben, die also sein mufs, um aufgehoben, oder vermittelt werden zu können. Damit der Mensch erkenne, mufs er das vorher unmittelbar haben, wozu er die Vermittlung sucht, indem seine Bestimmung ist, eben das zu wissen, was er unmittelbar hat, und anschaut. Dies hat seit Aristoteles keiner so organisch in sein System aufgenommen, als Hegel, aber dieser hat auch eben so bestimmt erkannt, dafs dabei nicht stehen zu bleiben ist. Zu diesem wirklichen Wissen der Unmittelbarkeit hat es Schelling nie bringen können.

Betrachten wir nun das Urtheil Schellings über Hegel etwas näher. Schelling ruft nämlich Cousin zu: „in Ihrer Methode ist das wahre Wesen der deutschen Philosophie (S. XXV)." Diese mache den Begriff des Processes aus, welcher der eigentliche Fortschritt (seit Spinoza durch Schelling) in der neuern Philosophie sei. Er (Schelling) meine aber nicht „den Begriff des Processes in der uneigentlichen und mifsbräuchlichen Anwendung aus dem logischen Begriff (womit er die Hegelsche Logik meint), sondern den *realen* Procefs jener Philosophie (Schellings), die den Begriff des Processes überhaupt zuerst einführte." Ferner gehört hieher, was er S. XIII. bemerkt: „diejenige Philosophie, welcher man in neuerer Zeit am bestimmtesten ihre Uebereinstimmung mit dem Spinozismus vorgeworfen (die Schellingsche), hatte in ihrem *unendlichen* Subject-Object, d. h. in dem absoluten Subject, das seiner Natur nach sich objectivirt (zum Object wird), aber aus jeder Objectivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor- und nur in eine

höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objectiv zu werden) *als* über Alles siegreiches Subject stehen bleibt; an diesem also hatte jene Philosophie (die Schellingsche) allerdings ein Princip nothwendigen Fortschreitens. Wenn aber das *rein* Rationale, nur nicht nicht zu Denkende (wie die Spinozistische Substanz), *reines* Subject ist, so ist jenes *Subject* (das Schellingsche), *welches* auf die angenommene Weise sich steigernd von jeder Objectivität nur zur höheren Subjectivität fortschreitet, das Subject *mit dieser Bestimmung* ist nicht mehr das blofse nicht nicht zu Denkende, rein Rationale, sondern eben diese Bestimmung war eine durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit, oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, dieser Philosophie (der Schellingschen) aufgedrungene *empirische* Bestimmung. Dieses Empirische hat ein später Gekommener (womit Schelling Hegel meint), den die Natur zu einem *neuen* Wolfianismus, für unsre Zeit, prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinctmäfsig dadurch hinweggeschafft, dafs er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere Philosophie (die Schellingsche) die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Object) über- und aus diesem in sich selbst zurück- zu gehen, den logischen Begriff setzte, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb."

Ref. kann und will es nicht verhehlen, dafs lange nichts so sehr sein Innerstes aufgeregt, und sein ganzes Gemüth empört hat, als diese Worte Schellings. Es ist zwar nichts Neues und etwas Menschliches, dafs ein Vorgänger in der Philosophie sich gegen seinen Nachfolger erklärt hat. Plato übergab Aristoteles die Academie nicht, und Kant sprach gegen Fichte. Aber ungerechter, unwürdiger ist wohl nie ein grofser Mann behandelt worden, als Hegel in diesen Schellingschen Phrasen. In denselben ist so zu sagen, die Hegelsche Philosophie auf den Kopf gestellt. Wir dürfen wohl fragen, wie Schelling jetzt mit einem Mal dazu kommt, sich das über Alles siegreiche Subject zuzuschreiben, und dasselbe seiner absoluten Einheit zu vindiciren? Denn dazu gehört, dafs er, wie Hegel, den Geist als die Wahrheit der Natur wirklich erkannt habe. Sonst bleibt auch dies Subject wieder eine ungerechtfertigte Annahme, und blofse Versicherung, wie wir dergleichen von Schelling schon gewohnt sind. Die Welt soll sich nun erst von Schelling versichern lassen, was ihr von Hegel zum Erkennen längst dargelegt worden. Was bei Hegel sich als Resultat ergiebt, was der Kernpunkt seiner ganzen Lehre ist, macht Schelling nun zur Voraussetzung, und scheut sich nicht, gerade dies der Hegelschen Philosophie abzusprechen und, blofs empirisch aufgenommen, sich zuzuschreiben, was in ihr allein sich als die Wahrheit selbst *beweist.* Schelling eignet sich das über Alles siegreiche Subject von Hegel an, während er schnöder Weise Hegel beschuldigt, die absolute Subjectivität von ihm entlehnt zu haben. Aber in der ganzen Schellingschen Philosophie findet sich keine Spur von einer Deduction derselben, welche von ihr unzertrennlich ist. Was daher Schelling in dieser Beziehung vorbringt, ist lediglich aus Hegel entnommen; ohne dafs er das wahre Princip der Subjectivität verstanden hätte, weil diese bei ihm nicht als übergreifende Subjectivität vermittelt ist, sondern unmittelbar gelten soll. Wenn er sie wahrhaft begreifen würde, könnte er sie nicht als gegeben annehmen.

Hiemit hängt die eben so hämische als grundfalsche Bemerkung zusammen, dafs Hegel einen *neuen* Wolfianismus begründet habe, worin unmittelbar liegt, dafs Schelling sich selbst für den *neuen* Leibnitz hält. Es ist gar nicht schön, und sogar verdächtig, wenn man Andre erst herabsetzen mufs, um sich dadurch selbst zu heben. Der alte Wolf ist zum Sprichwort alles verkommenen und verknöcherten Philosophirens geworden. Um dies Hegel so herabwürdigende Urtheil von Schelling eben so ungerecht als unwahr zu finden, müssen wir kurz das Verhältnifs Wolfs zu Leibnitz mit dem Verhältnifs, was Hegel zu Schelling hat, vergleichen, woraus sich das gerade Gegentheil von Schellings Behauptung ergeben wird.

Nach Leibnitz ist der menschliche Geist der Erkenntnifs ewiger Wahrheiten fähig, durch die Sätze des Widerspruchs und des Grundes, insofern diese sowohl die eigne Natur des Geistes constituiren, als auch die wesentliche Bestimmung der Dinge sind. Indem Alles kraft ihrer in lebendiger Einheit ist, fallen sie selbst aber als Gesetze der Erkenntnifs *auseinander*, der Geist stimmt daher in der Erkenntnifs der Dinge mit sich selbst nur durch Gott überein, Gott ist diese Einheit und Harmonie vorherbestimmt, prästabilirt. Hierin liegt schon, dafs, weil Leibnitz die Einheit und Vermittlung jener beiden Sätze nicht verstand, der Wolf kommen mufste,

welcher, was bei Leibnitz eine lebendige Einheit war, aus einander zerrte, und in die demonstrative Form umgoſs. Indem Wolf die lebendige Verknüpfung Gottes, der Natur und des Geistes disciplinarisch auseinander fallen lieſs, und das Vernünftige und Ewige durch die endlichen Verstandesprädicamente zu erkennen wähnte, beschenkte er die Welt noch dazu mit dem leeren Gedanken eines Inbegriffs aller Realitäten.

Von diesem leeren Gedanken hat uns erst Hegel und nur Hegel wieder befreit, der *neue* Wolf, wie Schelling ihn zu nennen und zu schmähen beliebt. Und derselbe Hegel hat erst die wirkliche Einheit und Vermittlung erkannt, die Leibnitz nicht faſste, und deshalb sein großes Princip der Individuation dem Wolf zur Beute überlassen muſste. Was übrig blieb, war wenigstens noch der Glaube, daſs der Gedanke das Princip der Erkenntniſs sei; und zur Erkenntniſs der Dinge, wie sie an sich sind, führen könne. Aber nur der Glaube, denn Inhalt und Form waren in der Wolfischen Disciplin in Widerspruch mit einander. Diesen Glauben hat gleichfalls erst wieder Hegel zur Gewiſsheit erhoben, und hat dem Gedanken die endliche Form genommen, welche er in der Wolfischen Metaphysik hatte. Er hat ihn in seiner Unendlichkeit gefaſst, als mit dem Inhalt identische Form, als speculative, unendliche Form. Auch Jacobi bestritt die endliche Form der Wolfischen Lehre, aber vermochte nicht, wie Hegel, dem unendlichen Inhalt die angemessene Form zu geben, er sah den Gedanken nur als die Macht zu verendlichen an, womit das Unendliche und Ewige dem Gefühl und dem unmittelbaren Glauben anheimfiel. Kant warf sogar den Inhalt weg, indem er die Ansicht geltend zu machen versuchte, daſs das Ewige und Wahre nicht erkannt werden könne. Jacobi und Kant kommen im Grunde so wenig über jene alte Metaphysik hinaus, daſs sie vielmehr ihre Bestimmungen bloſs ins Gefühl und Bewuſstsein übersetzen und verwandeln. Auch Fichte hat sich von dem Gedanken eines Inbegriffs aller Realitäten noch nicht frei zu machen gewuſst, da er doch sonst Ernst macht mit dem Discursiven und Endlichen, denn sein Ich-Ich ist nichts anders als dieser Inbegriff. Und selbst Schelling huldigt dem Inbegriff des alten Wolf, Schelling, der wohl am allerwenigsten glaubt, auch nur im entfernten die geringste Aehnlichkeit mit dem alten Wolf zu haben.

Dieser Wolfische Inbegriff ist nämlich bei Schelling die absolute Indifferenz und Einheit des Objectiven und Subjectiven, ein trotz seiner Absolutheit abstracter Gedanke. In der absoluten Einheit ist beides zufällig bald in diesen bald in andern Formen des Gegensatzes. Wie sie aber zu diesen Gegensätzen oder Bestimmungen kommt, ist bei Schelling nirgends zu sehen. Sie wird bloſs durch äuſsere Reflexion damit erfüllt, weshalb sie ihr nicht wirklich zu eigen gehören, ein ihr fremder Schmuck und Reichthum sind, welchen sie nicht innerlich in sich begreift. Von dieser Schellingschen Einheit und Indifferenz zeigt Hegel, daſs sie Nichts als ein leerer Gedanke, daſs sie jener Inbegriff aller Realitäten ist. Hegel fängt von dieser leeren Einheit an, als dem Sein gleich Nichts, um sie sich durch sich selbst an der wirklich absoluten Einheit als Nichts aufheben zu lassen. Hegel geht, damit alle Abstraction aufhöre, auf die äuſserste Abstraction zurück, um nicht, wie Schelling *selbst im Absoluten der Abstraction und Unmittelbarkeit zu verfallen*. Nur bei Schelling hat die absolute Einheit und Vernunft als Indifferenz das Lebendige und Wirkliche auſser sich, ihn trifft der Vorwurf, welchen er Hegel macht. Denn dieser erkennt nicht, wie Schelling, die Bestimmungen und Gegensätze in der absoluten Einheit nur als *an sich* eins, sondern zeigt die lebendige Entwickelung und Entfaltung der Gegensätze als die eigne Energie und Selbstbewegung der Einheit auf. Hegel zeigt, wie die Bestimmungen durch ihren Unterschied und Gegensatz nothwendig eins werden, wie sie aus sich selbst diese Einheit hervorbringen, und die Einheit sich in sie dirimirt, damit sie wirkliches Leben und Bewegung habe. Hegel muſste kommen, dieser neue vermeinte Wolf, um die Schellingsche Einheit und Vernunft von ihrer Abstraction, von dem leeren Wolfischen Gedanken des Inbegriffs aller Realitäten zu befreien.

Es hat seine Richtigkeit, wenn Schelling sagt, daſs seine Lehre ein nothwendiger Fortschritt der Philosophie des Spinoza sei. Denn die Spinozistische Substanz ist ohne alle Fülle des Lebens, sie ist unbewegt und todt, ist nicht, wie die Schellingsche, lebendige selbstbewuſste Substanz, welche letztere nur den Mangel hat, daſs sie durch äuſsere Reflexion erfüllt wird. Darum nennt Schelling die Substanz Spinozas das „rein Rationale, reines Subject", um sie von dem Subject seiner Lehre, dem Subject mit *empirischer* Bestimmung, als dem realen Subject zu unterscheiden. Auch ist es wahr, wenn Schelling sagt, daſs der Begriff des Processes der eigentliche Fortschritt in der neuern Philosophie sei

(S. XXV). Nun soll Hegel das Empirische (Schellings Subject mit empirischer Bestimmung, das reale Subject) dadurch hinweg geschafft haben, dafs er an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den „logischen Begriff" gesetzt, und zum rein Rationalen, als dem alles Empirische ausschliefsenden Begriff zurückgekehrt sein.

Hier kommt Alles auf den Begriff des Processes an. Fürs erste ist zu bemerken, dafs Schelling der Hegelschen Logik das Princip der Selbstbewegung nicht abspricht (S. XIV), und doch den logischen Begriff Hegels, wie die Spinozistische Substanz, als rein rational oder reines Subject bezeichnet, da doch jene Substanz aller Selbstbewegung, des Processes ermangelt, und darum gerade reines Subject sein soll. Alsdann ist schon erörtert worden, dafs die Schellingsche absolute Einheit alles Wirkliche und Lebendige aufser sich hat, weil sie davon nicht durch sich selbst erfüllt ist. Daraus folgt, dafs sie auch den realen Procefs aller Wirklichkeit aufser sich hat. Es hilft nichts, mit Schelling zu sagen, dafs das unendliche Subject-Object, das absolute Subject oder die absolute Einheit das über Alles siegreiche Subject sei. Denn der Procefs ist nicht die Bewegung des absoluten Subjectes selbst, welches vielmehr als jene Einheit indifferent dagegen ist, trotz aller Bewegung, die in ihm vorgehen soll. Zwar sollen die Unterschiede und Gegensätze in der Einheit aufgehoben sein, aber man sieht sie sich nicht aufheben, nirgends wird erwiesen, wie sie die bewegenden und lebendigen Momente der Einheit sind. Deshalb ist die absolute Einheit, das absolute Subject wirklich nicht das, wofür Schelling es ausgiebt, ein realer Procefs, es ist gar nicht reales Subject; sondern reines, von welchem er sagt, dafs nur Hegel sich damit zu thun mache. Schelling kennt nicht blos das empirische, reale Subject, das Lebendige und Wirkliche, oder den realen Procefs, sondern auch das reine Subject. Und sein empirisches Subject ist das siegreiche Subject nur in so fern, als dasselbe mit der Objectivität und Endlichkeit im perennirenden Kampf ist. Weder Schellings empirisches, noch reines Subject ist wahrhaft unendlich. Kurz, ihm fehlt die Erkenntnifs dessen, was Hegel als absolute Negativität bezeichnet, der wahrhaft unendliche Puls der Bewegung, wodurch das Subject allein das über Alles siegreiche Subject ist, indem es sich selbst als solches auch beweist.

Dagegen ist bei Hegel das reine Subject (der logische Begriff) und das empirische, reale Subject, das er weggeschafft haben soll, in lebendiger Einheit; Beides fällt bei ihm nicht, wie bei Schelling, aus einander. Im Gegentheil schafft Schelling das Lebendige und Wirkliche, das reale Subject aus der Hegelschen Philosophie hinweg, um ihr Princip als reines Subject, als rational und unwirklich bezeichnen zu können. Darum sieht er die ganze Hegelsche Philosophie als blos logische Philosophie an, welche er noch dazu als abstracten Gedanken versteht, da sie doch der erfüllte Gedanke ist. Nach Hegel ist die logische Idee, wenn gleich das innerste Wesen des Empirischen und Realen, doch nicht schon das Ganze selbst, wie Schelling irrig meint. Hegel abstrahirt vom Empirischen so wenig, dafs er in der Erkenntnifs mit dem Empirischen in der Phänomenologie des Geistes als der *Erfahrung* des Bewufstseins in die Erkenntnifs anfängt. In der Encyclopädie redet er dem Empirischen gleichfalls das Wort, wenn er sagt: „wie der *Empirismus*, erkennt auch die Philosophie nur das was ist; sie weifs nicht solches, was nur sein *soll*, und somit nicht *da ist*." Der Vorwurf, als ob Hegel die Erfahrung verschmähe, und sich einbilde, eine begreifende Erkenntnifs der natürlichen und geistigen Welt könne ohne vorangegangene Empirie zu Stande kommen, ist wirklich ungereimt, und ganz aus der Luft gegriffen. Damit aber das Empirische nicht blos der Endlichkeit und Aeufserlichkeit verfalle, glaubt Hegel an das Wesen desselben erforschen, oder die Tiefe in den Gedanken suchen zu müssen, welche Tiefe die speculative Logik ist. Schelling macht sich's gar zu leicht damit, indem er die absolute Einheit als reales, empirisches Subject voraussetzt, und sein innerstes Wesen Hegel zu erkennen überläfst. Dies Wesen, das reine Subject tritt bei Hegel in der Natur- und Geistesphilosophie als reales oder empirisches Subject hervor, aber nach seiner wesentlichen Natur verstanden, und nicht blos, wie von Schelling, nur ausgesprochen, und versichert.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers.

(Schlufs.)

Wenn Schelling die Hegelsche Logik ein wenig näher angesehen hätte, als blofs die ersten und ärmsten Bestimmungen des Seins und Werdens, so würde er gefunden haben, dafs seine Erkenntnifs der absoluten Vernunft und Idee in der Weise blofs reflectirenden Verstandes und sonstiger Darstellung nicht hinreicht für die speculative Methode, dafs die Bilder und Vorstellungen, auch Gedanken Schellings ganz unzuläfsliche Kategorien sind, welche jener Vernunft und Idee nicht entsprechen. Ferner, dafs die Unterschiede und Gegensätze, welche an der absoluten Einheit hervortreten, im Fortschreiten keine abstracten Unterschiede bleiben dürfen, und die Natur des Unterschiedes nicht ist, äufserlich und gleichgültig zu sein, sondern dafs die Vernunft und Idee die Bewegung des Uebergangs der entgegengesetzten Bestimmungen in sich selbst haben mufs, und diese dadurch nothwendig erkannt wird.

Es beliebt Schelling S. XIV noch Folgendes zu bemerken: „das Letzte (nämlich dafs Hegel an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den logischen Begriff gesetzt) war ganz *seine* (Hegels) von dürftigen Köpfen, wie billig bewunderte Erfindung, wie auch, dafs eben dieser Begriff in seinem Anfang als das reine Sein bestimmt wurde. Das *Princip* der Bewegung mufste er beibehalten, denn ohne ein solches war nicht von der Stelle zu kommen, aber er veränderte das *Subject* derselben. Dieses Subject war, wie gesagt, der logische Begriff. Weil also dieser es war, der sich angeblich bewegte, nannte er die Bewegung eine dialektische, und weil im früheren System (Schellings) die Fortschreitung allerdings in diesem Sinne *keine* dialektische war, so hatte dieses System, dem er das Princip der Methode d. h. die Möglichkeit, ein System auf seine Weise zu machen, ganz allein verdankte, nach ihm *gar keine Methode*; die einfachste Art, die eigenthümlichste Erfindung desselben *sich* anzumafsen."

Oben ist schon bemerkt worden, dafs die Hegelsche Philosophie sich nicht nur auf die logische Idee beschränkt, auf das blofse Wesen der Natur und des Geistes, als auf das reine Subject, wie Schelling versichert. Und ferner hat sich ergeben, dafs die Selbstbewegung in der Hegelschen Logik eine ganz andre ist, als Schellings Procefs, weil sie den Beweis der Sache durch sich selbst enthält. Hegel behält das Schellingsche Princip der Bewegung gar nicht bei, wie Schelling wähnt, er verändert in der Logik nicht blofs das Subject der Schellingschen Lehre, so dafs er aus dem realen Subject ein reines machte, sondern er verändert das Schellingsche reale Subject von Grund aus, und die ganze Schellingsche Methode. Aber Hegel sagt nirgends, dafs Schellings Methode keine dialektische sei, sondern giebt nur zu verstehen, dafs sie nicht für die speculative Erkenntnifs ausreiche, weil sie sich blofs in disjunctiver Form bewegt. Es konnte Hegel gar nicht einfallen, sich die Schellingsche Methode und Erfindung anmafsen zu wollen, denn er deckt alle ihre Blöfsen und Schwächen auf, und verschmäht sie durchweg. Hegel verdankt Schelling die Methode so wenig, dafs er vielmehr *die* Methode erst hat schaffen und erfinden müssen, welche nach Inhalt und Form die Natur der Sache selbst ist. Es ist nicht allein anmafsend von Schelling, so etwas zu behaupten und zu sagen, sondern diese Meinung und Versicherung ist auch der factische Beweis, dafs er die Hegelsche Methode gar nicht zu fassen vermocht hat. Bei Schelling ist die Methode *seine* Reflexion, denn sie ist dem Princip seiner Lehre äufserlich, er macht sie, bei Hegel aber macht die Methode sich selbst, indem sie die

immanente und lebendige Natur der Sache ist. Nach Schelling fällt das Ganze der Philosophie in die absolute Einheit (weil indifferent und unmittelbar) und den Procefs dualistisch auseinander, trotz der vorausgesetzten und geforderten Einheit, wogegen sie nach Hegel unmittelbar durch unendliche Vermittlung mit sich ist. Die Schellingsche Methode ist noch nicht die Methode in der Vollendung, sie ist nicht wahrhaft unendlich, wie die Hegelsche, sondern geht nur ins schlechte Unendliche, oder Endlose, fort. Daraus erhellt wohl zur Genüge, was von diesem Schellingschen Gerede zu halten ist, nämlich dafs Hegel das Empirische hinweggeschafft habe, und anstatt des Wirklichen, den logischen Begriff gesetzt, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zugeschrieben haben soll. Nichts gar nichts.

„Die erste Voraussetzung, fährt Schelling S. XV weiter fort, der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie (Hegels) war, dafs der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft, oder Natur hat, *von selbst* in sein Gegentheil umzuschlagen, und dann wieder in sich selbst zurückzuschlagen, was man von einen Lebendigen, Wirklichen denken, von dem blofsen Begriff aber weder denken, noch imaginiren, sondern nur eben *sagen* kann. Das Abbrechen der Idee d. h. des vollendeten Begriffs von sich selbst war eine *zweite* Fiction, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein andrer, für den es schwer sein möchte, einen Namen zu finden, für den es in einem *rein rationalen System* keine Kategorien giebt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat. Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Realphilosophie (an einer solchen war seit Cartesius gearbeitet worden) auf den Standpunkt der Scholastik zurückzugehen, und die Metaphysik mit einem *rein* rationalen, alles Empirische ausschliefsenden Begriff anzufangen; wiewohl selbst dieser nicht gefunden oder richtig erkannt war, und das vorne abgewiesene Empirische durch die Hinterthür des Anders- oder sich-untreu-Werdens der Idee wieder eingeführt wurde; diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie also, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens dazu gedient, auf's Neue zu zeigen, dafs es unmöglich ist, mit dem *rein* Rationalen an die Wirklichkeit zu kommen."

Schelling nennt es eine Voraussetzung, dafs nach Hegel, wie er sich ausdrückt, der logische Begriff die Eigenschaft habe, von selbst in sein Gegentheil um- und wieder in sich selbst zurückzuschlagen. Aber Hegel kann diese Voraussetzung nicht machen, weil er zeigt, und nicht blofs, wie Schelling, versichert, wie der Begriff dazu kommt, die lebendige Einheit seiner unterschiedenen Bestimmungen zu sein. Sonst müfste Hegel, wie Schelling, mit der absoluten Einheit und Idee *unmittelbar* selbst dem *Inhalt nach* anfangen. Aber Hegel fängt nicht, wie Schelling, mit dem Absoluten an, sondern von Nichts, um das Absolute nicht vorauszusetzen, und was es nicht ist, als ein Unmittelbares zu bestimmen. Der Uebergang der logischen Idee zur Natur soll kein dialektischer, sondern eine blofse Fiction sein, und Hegel in seinem System dafür keine Kategorie haben. Seltsam, was negative Beziehung bei Hegel ist, scheint Schelling ganz übersehen zu haben. Nach Schelling macht Gott sich zum Grunde zur Natur, um den Anfang seiner selbst als Intelligenz zu sein. Nach Hegel aber ist es nicht die Natur (das Aeufserliche), sondern das innerliche Wesen der Idee, woraus Gott die Welt erschafft, und der Geist von Ewigkeit her ist. Nach Schelling *wird* Gott nur der Geist, Intelligenz, nach Hegel *ist* Gott der Geist, Intelligenz, in und durch sich selbst. Die logische Idee, das reine Subject, wie Schelling sagen würde, ist bei Hegel nur der Grund, das Wesen Gottes, nicht der wirkliche Gott, oder das reale Subject im Schellingschen Sinne. Nach Hegel ist Gott erst der wirkliche Gott, indem er der Geist, das reale Subject ist. Gott ist nach Hegel als Geist die Wahrheit der Natur, der Geist ewig an und für sich selbst, nicht wie nach Schelling blofs von der Natur auf dem Weg zu sich oder zur Intelligenz sich reinigend und erhebend. Nach Hegel schreitet das absolute Subject nicht, wie bei Schelling, blofs von jeder Objectivität oder Endlichkeit zur höheren Subjectivität fort, sondern ist die höchste Subjectivität von Anfang an, indem es alle Objectivität frei entläfst, die aber zugleich durch sich selbst über sich zu Gott hinausgeht.

Schelling fafst das Verhältnifs der logischen Idee zur Natur so auf, als wenn nach Hegel jene Idee wirklich in die Natur als in ein Andres und Fremdes überginge, als wenn die Natur nicht *ihr* Andres wäre, und der logische Gedanke als das Wesen der Natur nicht schon das Sein an sich hätte. Die Idee ist nicht erst

für sich, und läfst sich dann erst in ihre Momente aus einander fallen, damit die Natur entstehe, wie Schelling meint. Sondern die Natur entsteht gleich von Anfang mit der Idee, die Natur oder das Empirische und die Erfahrung hat die Idee zu ihrem Wesen, wodurch in der Empirie Gedanke, Vernunft ist. Schelling setzt die logische Idee und die Natur oder das Empirische einander nur entgegen, da sie doch nach Hegel das innerste Wesen der Natur ist. Dadurch macht er sie zu etwas Formellem, und das ganze Hegelsche System zu einem blofs Rationalen, was es gar nicht ist. Nach Hegel haben wir in der logischen Idee die Tiefe in den Gedanken, in der Vernunft, oder innerlich, welche wir in der Natur und im Geist äufserlich haben, zum Beweis, dafs der Gedanke nicht blofs Gedanke, sondern auch empirisch ist.

Darum ist die Folgerung, welche Schelling daraus für die Hegelsche Philosophie zieht, dafs nämlich mit dem rein Rationalen nicht an die Wirklichkeit zu kommen sei, nicht weniger unbegründet, als seine Versicherung, dafs der Uebergang der logischen Idee zur Natur eine blofse Fiction ausmache. Hegel will gar nicht mit dem *rein* Rationalen an die Wirklichkeit kommen, er weifs kein Rationales, das die Wirklichkeit aufser sich hätte, sondern er kennt nur das *Rationale im Wirklichen* oder den *Gedanken im Empirischen*, nicht den blofsen Gedanken, welcher nur an die Erfahrung heran kommt, sondern von Haus darin ist. Aber er kennt auch eben so wenig das nur Empirische, wie Schelling, dessen Wesen nicht vom Gedanken aufgeschlossen wird, und welches sich nicht durch sich selbst beweist.

Schelling wagt es, und was hat er nicht schon gewagt, die Hegelsche Philosophie eine Episode zu nennen, welches das Aergste ist, was man von einer Wissenschaft nur behaupten und sagen kann. Da er dies insbesondre in Betreff der Logik sagt, so müssen wir ihm eröffnen, dafs in ihr zuerst das Speculative nach seinem wahren Gehalt erkannt, das Objective und Absolute nach seinem wahren Wesen gefafst worden ist. Die Hegelsche speculative Logik enthält nichts weniger als die Sache in ihrer immanenten Vernunft und Wesenheit vom Denken durchdrungen. Nirgends, von keinem Philosophen in der Welt, und von Schelling am allerwenigsten ist vor Hegel der Gedanke und die Idee, oder sind die Gedankenbestimmungen selbst gedacht und begriffen worden. Erst Hegel hat sie durch das Denken vermittelt und aufgeschlossen, hat ihr inneres Verhältnifs zu einander aufgezeigt, und sie auseinander entwickelt, insofern sie in ihrer dialektischen und speculativen Bewegung ihr inneres Leben, Haltung, Mafs und Gestalt haben. Diesen Gedankenbau, worin der Gegenstand nach seiner Wesenheit erkannt wird, von seiner ewigen Vernunft durchdrungen, in welchem derselbe erst wahrhaft begriffen, eingesehen und verstanden wird, eine Episode zu nennen, heifst am Ende so viel, als alle Erkenntnifs und Wissenschaft überhaupt als Episode betrachten, um nicht mehr die Tiefe in den Gedanken zu suchen, aber dafür sich der Unmittelbarkeit und dem absoluten Nichtwissen in die Arme zu werfen. Gegen solche Werke der Erkenntnifs und des Geistes sind alle Schellingschen Werke Stückwerk geblieben, und Flickwerk, Versuche, Skizzen ohne Ausführung. Nie hat Schelling einen durchaus fertigen Bau geliefert, und nach solchen Expectorationen wird es auch schwerlich je dazu kommen.

Zuletzt, meint Schelling (S. XVIII) mit jener Episode im Kopf, soll der Philosophie „noch eine grofse, aber in der Hauptsache letzte Umänderung bevorstehen, welche einerseits die positive *Wirklichkeit* gewähren werde, ohne dafs andrerseits der *Vernunft* das grofse Recht entzogen würde, im Besitz des absoluten Prius, *selbst des der Gottheit* zu sein; ein Besitz, in den sie nur spät sich setzte, der allein sie von jedem realen und persönlichen Verhältnifs emancipirte, und ihr die *Freiheit* gab, die erforderlich ist, um selbst die *positive* Wissenschaft als *Wissenschaft* zu besitzen. Hierbei werde auch der Gegensatz des Rationalismus und Empirismus in einem viel höheren Sinn als bisher zur Sprache kommen. Empirismus werde dabei in dem höheren Sinne genommen werden, in welchem man sagen könne, dafs der wahre *Gott* nicht blofs das allgemeine Wesen, sondern selbst zugleich ein besonderes und empirisches ist. Eben so werde dann auch die *Vereinigung* beider, in einem Sinne, wie sie bisher nicht zu denken war, zu Stande kommen, in einem und demselben Begriff, von welchem als gemeinschaftlicher Quelle, das höchste Gesetz des Denkens, alle secundären Gesetze und die Principien aller negativen oder sogenannten reinen Vernunftwissenschaften eben sowohl, als von der andern Seite der *positive* Inhalt der höchsten, allein eigentlich (*sensu proprio*) so zu nennenden Wissenschaft sich herleitet.

Es wundert uns gar nicht, wenn Schelling es in der Leere seines Absoluten von früherhin nicht mehr aushalten kann, wenn er den Drang hat, sich dem absoluten Formalismus zu entwinden. Aber Alles, was er will, die Einheit des Rationalismus und Empirismus, und dafs die *positive* Wissenschaft zur *Wissenschaft* verklärt werde, ferner, dafs der wahre Gott nicht blos das allgemeine Wesen sei, und das höchste Gesetz des Denkens mit dem positiven Inhalt von einem und demselben Geiste hergeleitet werden soll, — Alles das hat die Hegelsche Philosophie zu vollbringen angefangen, und schon zum grofsen Theil vollbracht. Wenn man aber nicht mit ihr die Vernunft und Wirklichkeit in speculativer, oder dem Inhalt gemäfser Form erkennen will, wie Schelling, sondern sich dem Empirismus absoluter Thatsache auf Gnade ergiebt, so ist man auf der Flucht vor dem, was man sucht. So geht es Schelling, er ist auf der Flucht vor dem ewigen, göttlichen Gedanken, den er zugleich empirisch als absolute Thatsache anspricht. Er ist auf der Flucht vor der Hegelschen Philosophie, welche die von ihm geforderte Einheit des Rationalismus und Empirismus zu ihrem speculativen Inhalt hat, indem jeder in ihr sich durch sich selbst in Einheit mit dem Andern, und diese Einheit als seine innerste Natur hervorbringt. Sie ist und enthält, was nach Schelling sein und erst kommen soll; weil er *sie* verschmäht, wird er nimmer erreichen, was er als sein Ziel vor Augen hat. Schelling möchte den Inhalt ohne die Form, Philosophie ohne ihre Form, die der Gedanke ist, wodurch sie erst zur Philosophie wird. Darum können wir nur mit Wehmuth niederschreiben, dafs Schelling nicht blos gegen Hegel ein *Zurückgebliebener*, sondern in seinem Streben gegen ehemals selbst ein *Zurückgekommener* ist. Denn sein Empirismus, wenn er auch nicht der gemeine, sondern hohe Empirismus, der Empirismus absoluter Thatsache und Offenbarung sein soll, bleibt doch immer Empirismus, absoluter Empirismus, der die unendliche Selbstvermittelung, welche das Princip wahrer Absolutheit ist, gänzlich abschneidet. In Schellings jugendlicher Philosophie war doch ein Streben, absoluter Empirismus leidet aber kein Streben mehr, weil die Wurzel des Strebens, der Gedanke, das *fer mentum cognitionis* verschmäht, am Ende wohl gar ve achtet wird.

Nach allen dem kann es wohl nicht zweifelhaft sei ob Hegel die Philosophie auf eine höhere Stufe erhob hat, als Schelling, oder nicht. Wenigstens ist es ei Factum, dafs Schelling zwar die Naturphilosophie ange fangen, aber nicht vollendet, und die Geistesphilosophi so gut wie unberührt gelassen hat, deren Durchführun Hegels grofses Werk ist, indem er die wahrhaft unendlich Methode erfand. Hegel hat erst den Geist erkannt, wie e die Wahrheit der Natur, und als diese Wahrheit der lebend ge Gott, der absolute Geist ist. Während Gottes Wesen nac Hegel die logische Idee, und seine Schöpfung die Natur is und der menschliche Geist, aber Gott selbst der Gei von Ewigkeit her ist, bleibt der Geist bei Schelling m den Schlacken der Natürlichkeit und irdischer Geschich behaftet, mit der Zeitlichkeit und Creatürlichkeit, u ins Unendliche Intelligenz blos zu werden. Diese grof Lücke in der Erkenntnifs des Geistes hat Hegel ausge füllt, um den christlichen Anforderungen zu genüge gegen welche die Schellingsche Philosophie, aber noc mehr die Kantische zurückgeblieben ist. Das christlich Princip, für welches das Subjective und Objective n durch ihre Vermittlung, und wahre Einigkeit des *Ge stes* und der *Natur in Gott* einen Werth haben, fi det den starren Gegensatz beider in der Kantisch und Fichteschen Philosophie eben so wenig, als d blofs wechselseitige Aufheben derselben in die Sche lingsche *leere* Indifferenz als in einen endlosen Sche und fortgehende Täuschung; vielmehr will es, dafs d Subject in Harmonie mit dem Object sei, und dafs de Geist durch den Begriff und die Beherrschung der Na tur, und die Natur durch den Gehorsam gegen de Geist sich bewähre in der Idee, damit der *göttlich* Gedanke, welcher Alles in Allem ist, der Alles in Be wegung setzt, belebt und ordnet, in der Natur de Geiste *vernehmlich*, im Geist dem Geiste *offenbar* se und so die Wahrheit in Allem verherrlicht werde.

Hinrichs.

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXVI.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von *A. Kretzschmer. Stralsund* 1833.

Der Inbegriff der Ansichten, welche der Verf. des obengenannten Werkes in dessen 4 Büchern vorträgt, in denen er handelt: von dem Princip der Tonlehre und dessen allgemeiner Entwicklung; von der Musiktheorie der alten Griechen; von der Musik der Aegypter, Chinesen und Gaelen; von der neuern Musik; — läfst in folgenden, gedrängten Auszug sich zusammenfassen.

Unsere Tonlehre ist ein blofses, zusammengewürfeltes Aggregat von Regeln und Ausnahmen; sie soll aber eine festgegründete, fortdauernder Verbesserung fähige Wissenschaft werden. Dazu wird sie nimmer gelangen, sofern nicht Alles, was sie vorschreibt und verwirft, aus einer allgemeinen Grundlage sich entwickelt. Diese Grundlage, deren sie bis jetzt entbehrte, ist eine ganz einfache: die fortgesetzte Theilung einer Saitenlänge nach Hälften und Vierteln: die aus ihr sich entwickelnde, *naturgemäfse* Tonleiter.

Die Hälfte einer Saite giebt uns die Oberoctave ihres Grundklanges, welche mit demselben zu völliger Einheit verschmilzt; ein gleiches Tonverhältnifs gewährt die, in eben der Art fortgesetzte Theilung jener Hälften, wenn wir die ihrigen mit ihnen vergleichen. Stellen wir aber von 4 Theilen einer ganzen Saitenlänge deren 3 ihr gegenüber; so bilden diese ein neues Tonverhältnifs, die *Quarte* ihres Grundklanges, welche nicht mehr unbedingt in ihn aufgeht; die Vergleichung dieser 3 Theile aber mit der Hälfte jener Saitenlänge, welche die Oberoctave ihres Grundklanges darstellt, gewährt uns die Ober*quinte* jener neugewonnenen Quarte.

So, durch eine fortgesetzte Theilung und Gegeneinanderstellung dieser Art, entwickelt sich eine Reihe Octaven zunächst, dann aber auch aneinanderhängender Quarten; weil aber jeder von den Klängen, auf denen diese Tonverhältnisse ruhen, bei solcher Theilung auch seine Oberoctave findet, nicht minder die Oberquinte einer jeden Quarte.

Das gesammte Tonreich erschliefst sich uns allgemach auf diesem Wege, wenn wir die Klänge, aus denen jene Quartenreihe besteht, in den Raum einer Octave zusammenstelleu. Als Grundklang dieser Reihe nehmen wir *H* an. Erschien bei der ersten jener Theilungen die Octave ($H - h = 2:1$), bei der zweiten Quarte und Quinte ($H.e.h; 4:3; 3:2$): so geht bei der 3ten das Verhältnifs des Ganztons hervor ($a - h = 9:8$), bei der 5ten der harte Dreiklang ($g - h - d$), die Theilung der Quinte in die grofse Terz ($81:64$) und die kleine ($32:27$); bei der 6ten der kleine Halbton, Limma ($H.c = 256:243$); bei der 7ten die diatonische Leiter. Nach der Anzahl der Theilungen, durch welche diese Verhältnisse hervorgehen, benennen wir die Tonreihen, denen sie angehören; so die *Drei*-, die *Fünf*-, die *Sieben*-Tonreihe u. s. w. Nun zeigt sich bei der 8ten Theilung auch der grofse Halbton, Apotome ($b:h = 2187:2048$), und mit ihm die Theilung des Ganztons in 2 ungleiche Hälften; bei der 12ten die, durch die eingeschalteten Klänge *des, es, ges, as, b*, zur *chromatischen* umgestaltete Tonleiter; bei der 13ten der Klang *ces*, der gegen die Octave des Grundklanges, *H*, das *enharmonische* Comma bildet ($531441:524288$). Ein gleichmäfsiges, nur umgekehrt angewandtes Verfahren führt uns durch eine abwärts gehende Quartenreihe eben so zu dem doppelt geschärften *a*, das nicht minder um das enharmonische Comma von dem Grundklange *H* abweicht; wie denn (die durch die fortgesetzte Theilung immer nebenher mit entstehenden Octaven jedes neuen Klanges ausgenommen) die stetig entwickelte Quartenreihe nicht wieder einen Klang erzeugt, der ihrem Grundklange abermals verschmölze, sondern, aller Annäherung

ungeachtet, an ihren beiden Enden in das Unendliche hinausstrebt.

Auf dieser Grundlage der $\frac{3}{4}$ Theilung beruhte zweifellos das gesammte Tonsystem der *Griechen*: durch die *That* zeigt es sich darauf gegründet, wenn allerdings auch *kein* griechischer *Tonlehrer* einer solchen Construction desselben gedenkt. In Bruchstücken wohl nur empfingen die Griechen ihre Tonwissenschaft aus ägyptischer Geheimlehre; und diese selbst mag nur in Ueberbleibseln einer Kunde bestanden haben, welche, auf die Aegypter übertragen, früher in dem Besitze eines vorhistorischen, sehr aufgeklärten Volkes sich befand. Die stehenden Saiten des gröfsesten und unabänderlichen Tonsystems der Griechen zeigen uns die Klänge *H*, *e*, *a*, *h*, *e*. Fünf *Tetrachorde*, Reihen von 4 Klängen, fügt jenes System aneinander; die eben genannten Saiten bilden deren Anfangspunkte. Es sind diejenigen, die wir gewinnen, wenn wir eine Saitenlänge zum 3*ten Male* nach Hälften theilen, und 4 Theile ihrer ganzen Länge und ihrer Hälfte mit deren 3 vergleichen. Jede dieser Reihen oder Tetrachorde, ist durch das Verhältnifs eines kleinen Halbtons und zweier Ganztöne gegliedert; die Klänge, durch die jene Verhältnisse sich bilden, entwickeln sich nach dem beschriebenen Gesetze der Quartenfolge aus den 5 nächsten, aus dem Grundklange des Systems entstandenen Klängen *e*, *a*, *d*, *g*, *c*, indem jeder derselben neben seiner Oberoctave auch seine Oberquarte aus sich hervorbringt. Unter ihnen aber bildet der Klang *a* den Mittelpunkt des gesammten Systems, die Mesé; an ihn knüpfen sich auf doppelte Weise die Tetrachorde. Bei den ersten beiden ist der Endpunkt des tiefsten (*e*) auch der Anfangspunkt des zweiten; an dem Endpunkt dieses letzten nun, *a*, wird entweder auf gleiche Art die Verbindung weiter geknüpft (*a*, *b*, *c*, *d*), oder es beginnt eine neue, die beiden tieferen Tetrachorde in der Oberoctave nur wiederholende Reihe. Das Verhältnifs der 3ten Reihe zu dem Klange *a* also entscheidet über die Eigenthümlichkeit der Verknüpfung; deshalb wurde derselbe mit Recht als der Mittelpunkt des Systems angesehen. Dieses System schliefst, wie der Augenschein lehrt, 2 diatonische Leitern in sich, eine jede aus 7 Klängen bestehend, die durch geschärfte Wiederholung ihres Grundklanges eine vollständig gegliederte Doppeloctave bilden. Siebenmal läfst sich der Anfangspunkt des Systems verändern, und mit ihm das Verhältnifs der Mesé (*a*) wie des ihr folgenden *diazeuktischen* Tones (*a* — *h*) zu dem neuen Anfangspunkte des Systems. Dadurch entstehen 7, charakteristisch verschiedene *Octavengattungen* oder Tonsysteme. Die 12te Theilung der Saitenlänge aber bildet, wie wir gesehen, 12 (grofse und kleine) Halbtöne, innerhalb des Raumes einer Octave. Jeder der 12 Klänge, aus denen dieser bestehen, kann nun wiederum Anfangspunkt eines, in gleicher Art, wie zuvor beschrieben, geordneten gröfsesten, unabänderlichen Tonsystems werden. Ja, die Griechen beschränkten sich nicht auf die Klänge allein, als Anfangspunkte solcher Tonsysteme; der 3 tiefsten Klänge der so gegliederten Octave bedienten sie sich (wenn gleich selten, und meist nur für hohe Flöten) auch in der oberen Octave in gleichem Sinne. So entstanden neben 7 *Octavengattungen*, ihnen noch 15 (*wesentlich* allerdings nur 12) *Tonarten*; jene, *charakteristisch* durch die Stellung ihrer Tonverhältnisse zu dem Grundklange, diese, nur nach *Höhe* und *Tiefe* verschieden; deshalb aber nicht mit einander zu verwechseln, wie leicht auch eine solche Verwechslung dadurch möglich wird, dafs in beiden die Benennungen des Lydischen, Phrygischen, Dorischen, so wie des Hypolydischen u. s. w. (wenn auch in verschiedenem Sinne) vorkommen. Konnte nun eine jede *Octavengattung* in jeder Tonart dargestellt werden: so standen den Griechen im Ganzen 84 Tonleitern zu Gebote, wie die Chinesen sie noch haben. In jeder *Octavengattung* blieb der Mittelpunkt des Systems, die Mesé, nothwendig unverändert, denn eben ihr Verhältnifs zu dem wechselnden Anfangspunkte des Systems bildete die Eigenthümlichkeit der Gattung. Der Wechsel der *Tonart* aber zog erklärlicher Weise auch den Wechsel der Mesé unmittelbar nach sich, weil der sie darstellende Klang mit der veränderten Tonhöhe des Systems ein anderer werden mufste. Eine 3fache Art der Veränderung war also den Griechen bei ihren Tonweisen vergönnt: der *Wechsel* der *Gattung* bei bleibender *Mesé*; der *Wechsel der Tonart* bei *veränderter Mesé*; *beides* endlich, so weit der Umfang der Weise es als angemessen darstellte.

Auf solche Weise gestaltete sich in ihnen die *Melodik* innerhalb der Grenzen des *diatonischen* Klanggeschlechts. Was aber die, ihre Tonweisen begleitende *Harmonie* betrifft; so war diese auf Einklänge, Octaven, Quarten und Quinten beschränkt. Denn andere Verhältnisse entstehen nicht bei der 2ten Theilung der Saite und der durch sie dargestellten Tonentwicklung;

auf diese aber gründete sich das gesammte griechische Tonsystem, das 6 solcher, durch Quarte und Quinte getheilten Octaven, deren Grundklänge in ihrer Folge jederzeit zu denen der vorangegangenen in dem Verhältnisse der Oberquarte standen, aneinanderfügt; das auf solche Weise die diatonische Leiter fand, und durch deren Tonverhältnisse die Tetrachorde wiederum gliederte, aus denen es dieselben von neuem aufbaute. Die Anfangs- und Schlufstöne ihrer Tetrachorde dienten daher in den wohlstimmenden Verhältnissen des Einklanges, die Octave, die Quarte und Quinte den Tonweisen der Griechen zu harmonischer Begleitung. Ihr *chromatisches* und *enharmonisches* Klanggeschlecht endlich änderte an den stehenden Saiten ihres Systems, und der *Verknüpfung* der Tetrachorde nichts, wohl aber an der *Gliederung* dieser letzten. Das *chromatische* beruht bei ihnen auf der, bei fortgesetzter Saitentheilung nach den ausgesprochenen Grundsätzen, hervortretenden Theilung des Tones in einen kleinen und grofsen Halbton: ihr chromatisches Tetrachord wurde demnach durch die Folge eines kleinen, eines grofsen Halbtons, und einer kleinen Terz gegliedert: das *enharmonische* gründete sich auf der Theilung des Halbtons in 2 enharmonische Diesen, welcher zufolge es 2 Tonverhältnisse dieser Art und eine grofse Terz innerhalb seines Tetrachordes darstellte. Eine melodische Biegsamkeit war den griechischen Tonweisen hiernach gewährt, die für uns längst verloren gegangen, für die unser Ohr gänzlich abgestumpft ist.

Wir übergehen die verschiedenen Abschattungen bei diesen Klanggeschlechtern, wie der Hr. Vf. nach Plutarch, Aristexenos und Euklides sie darstellt, und sie auf seine Grundsätze zurückzuführen sucht; eben so dasjenige, was er auf 5 Blattseiten flüchtig über die Tonkunst der Aegypter, Chinesen und Gaelen berichtet, und eben hier auch eine Bewährung seiner Grundansichten findet. Wichtiger ist uns der Inhalt seines 4ten Buches: über *Neuere Musik*.

Wir sind *zurückgeschritten* gegen die Griechen (sagt er dort) in der praktischen Auffassung des kleinen Comma, und der übrigen, ihrem enharmonischen System zu Grunde liegenden Tonverhältnisse: *ungeheuer vorgeschritten* aber, indem wir, statt, wie jene, bei der *2ten* Tonentwickelung stehen zu bleiben, die *5te*, bei welcher der (harte) Dreiklang entsteht, zur harmonischen Grundlage unserer Tonkunst gemacht haben. Bei der *5ten* Tonentwicklung zuerst tritt der harte Dreiklang mit dem Tone *g* hervor, und dieser bildet dessen Grundklang. In 3 Formen erscheint uns derselbe: in dem Raume einer kleinen Sechste, die in der Tiefe durch die kleine Terz, in der Höhe durch die Quarte gegliedert wird (*H.d.g*); einer grofsen Sechste, die in der Tiefe die Quarte, in der Höhe die grofse Terz in sich schliefst (*d.g.h*); endlich als die, durch die grofse und kleine Terz ungleich getheilte Quinte (*g.h.d*). Bei jeder dieser Formen, die 3te ausgenommen, ist die Verdoppelung des Grundklanges in der Tiefe vorausgesetzt. Die 7te Tonreihe, mit welcher die *diatonische* Leiter entsteht, können wir nur denken als eine Zusammenstellung dreier *Fünftonreihen*, so, dafs der aus dem Grundklange (als dessen Oberquarte) zunächst entwickelte Klang zum Grundklange der nächstfolgenden Reihe wird. In diesem Sinne werden uns die 3 Klänge *g*, *c*, *f*, als Grundklänge der 3, in der Siebentonreihe beschlossenen harten Dreiklänge erscheinen müssen; da jeder derselben in 3 Formen in ihr enthalten ist, so begreift sie neun Dreiklangsformen in sich. Stellen wir nun die Siebentonreihe, sie mit dem Grundklange *H* beginnend, als diatonische Leiter zusammen; so können wir die 3 Grundtöne ihrer Dreiklänge ihr unterlegend, und mit deren Formen allezeit wechselnd, sie durch eine Reihe von Dreiklängen begleiten: $\begin{bmatrix} H.c.d.e.f.g.a \\ G.c.g.c.f.c.f \end{bmatrix}$. Bei dieser Begleitung erscheint allein der Dreiklang von *C* in allen seinen 3 Formen: in zweien dagegegen nur die Dreiklänge von *G* und *F*. Sein Grundbafs liegt in der Mitte der beiden andern, sie verbindend: mit Recht nimmt der Klang *C* daher in unserer Tonkunst die Stelle ein, welche die Mesé in der griechischen behauptete. *G* und *F* dagegen stellen sich neben ihn, [die Tonica] als Dominante und Subdominante. Dieser Hauptstelle ungeachtet, welche *C* in der diatonischen Leiter einnimmt, müssen wir dennoch naturgemäfs sie mit dem vorangehenden *H* beginnen, und mit *a* schliessen. Nur in dieser Stellung zeigt sie 2 Tetrachorde, deren jedes mit einem Limma beginnt, dem 2 gleiche Ganztöne folgen, und deren zweites an den Schlufspunkt des ersten wiederum anknüpft: nur so wird es möglich, sie mit allezeit wechselnden Formen der 3 in ihr beschlossenen Dreiklänge zu begleiten; wogegen bei dem Fortschritte von *a* nach *h*, der Oberoctave des Grundklanges, zwei *gleiche* Dreiklangsformen und mit ihnen 2 Quinten, Octaven und grofse Terzen nebeneinandergestellt werden müfsten.

Hierin erkennen wir auch den Grund des Verbotes solcher Fortschreitungen in gleicher Bewegung; denn sie widerstreben dem Grundverlangen der Natur nach Wechsel, als Bedingung alles Lebens, und sind daher überall widerwärtig und anstöfsig. Bei diesem naturgemäfsen Wechsel der Fortschreitung der einzelnen Glieder der, die Tonleiter in ihrer rechten Folge begleitenden Dreiklänge nehmen wir nun die Regel wahr: dafs Tonverhältnisse, die *kleiner* sind als die *Hälfte* der Octave, zu anderen, ebenfalls kleineren fortschreiten; *gröfsere* als jene Hälfte wiederum zu gröfseren; ein Gesetz der Fortschreitung und Auflösung, das wir als *allgemeines* anzuerkennen haben, da es sich überall bewähret.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXVII.

Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae, genera europaea et spec. illustrantes, scrips. Ch. G. Nees ab Esenbeck, Dr. acad. C. L. C. nat. cur. praes. prof. bonn. Vol. I. Stuttg. et Tubing. sumpt. I. G. Cotta. 1834. 8. *XII et* 312 *p.*

Wenn in der vorliegenden Arbeit der Vf. zwar nicht überhaupt zuerst, doch zuerst in dieser Ausführlichkeit und Ausdehnung, einen neuen Gegenstand seiner geschickten Behandlung unterwirft, so können seine älteren gediegenen botanischen Werke nur ein günstiges Vorurtheil erwecken für die Beseitigung von Schwierigkeiten und Umständen, wie sie die Auseinandersetzung der den *Ichneumonen* verwandten Hymenoptern-Familien mit sich bringen mufs. Erfreulich wird es daher allen Entomologen im besondern sein, wenn sie dieselbe geübte Hand des verdienten Botanikers auch in dieser Arbeit wieder erkennen, und im Vergleich mit Hrn. *Gravenhorst's Ichneumonologia europaea* zugeben müssen, eine ungleich mehr gelungene, also werthvollere Arbeit als Fortsetzung jenes, den schwierigen Gegenstand keineswegs erschöpfenden Werkes in dieser Schrift geliefert zu sehen. Schon die Art und Weise der Behandlung zeichnet Hrn. *Nees* Arbeit vor der des Hrn. *Gravenhorst* aus, denn während in der Ichneumonologie Alles in die Breite gezogen und am Ende mit Verschwendung unsäglichen Fleifses der fragliche Gegenstand nur noch ungewisser gelassen ist, eine Behauptung, deren wiederholter Beweis keinem mit der Ichneumonologie Vertrauten schwer fallen kann; so erscheint uns bei Hrn. *Nees* Alles bestimmt und bündig, kein unnöthiger Ballast, keine endlose Synonymenreihe, die mehr erwogen doch nicht einer kritischen Genauigkeit Stand hält. So hat auch Hr. *Nees* die Gattungscharaktere auf wenige Zeilen beschränkt, während sie im Werke seines Vorgängers Seiten anfüllen, wohl bedenkend, dafs nach Hervorhebung des Unterscheidungsmerkmal[s] kein Zweifel mehr bleiben könne, wenn nur die Charaktere au[s]schliefsend und unabänderlich sind; während im anderen F[alle] der Charakter in der Summe von Aehnlichkeiten und Uebere[in]stimmungen sich verliert und dem Suchenden keinen Haltpu[nkt] mehr darbietet.

Was nun den Inhalt betrifft, so sollen die fünf Familien *Braconoidea*, *Alysioidea*, *Evanialia*, *Pteromalina* und *Procto[tru]pina* hier behandelt werden, von welchen der vorliegende B[and] die ersten *drei* umfafst. Eine synoptische Tabelle der Unt[er]schiede zwischen allen fünf ist nicht gegeben, indefs liefern [die] jeder Familie vorgesetzten bündigen Charaktere ihre Unt[er]schiede hinreichend. Nach einer ausführlichern Beschreib[ung] des gemeinsamen Baues in jeder Familie folgt dann die Tab[elle] der Gattungen, deren bestimmende Merkmale gröfstentheils v[on] den Frefswerkzeugen hergenommen sind. Dies hat aber für [das] Aufsuchen der Gattung grofse Unbequemlichkeit, da es meist[en]theils nicht angeht, das einzige vorliegende Exemplar für [die] blofse Bestimmung einer Analyse zu unterwerfen, und de[s]halb wäre eine zweite Uebersicht nach mehr äufseren Charak[te]ren wünschenswerth gewesen. Von den *vierzehn* Gattungen [der] *Braconoidea* waren nur fünf bisher bekannt, die übrigen [neun] hat Hr. Nees aufgestellt, doch ist die längst bekannte Gatt[ung] *Bracon* noch immer die zahlreichste, indem sie *achtzig* Ar[ten] enthält. Nichts desto weniger fehlen auch hier noch, und [be]sonders bei Aphidius *Nees*, mehrere Arten, die Ref. vorlie[gen], wie es denn bei der grofsen Anzahl der Insecten und des jetzt noch immer nur dürftigen Hülfsmitteln nicht anders s[ein] kann. Dasselbe gilt von Microgaster *Latr.*, obwohl Hr. *Nees* [...] Arten beschrieben hat. In der zweiten Familie, *Alysioidea*, w[el]che durch *sechs*gliedrige Kiefertaster von den mit *fünf*gliedri[gen] Kiefertastern versehenen *Braconoideis* abweicht, führt der Hr. [Vf.] 7 Gattungen auf, wovon nur 2 bei *Jurine* und *Latreille* vorko[m]men. Besonders reich an Arten ist unter diesen die Gatt[ung] *Alysia* selbst mit 41. — Die dritte Familie *Evanialia*, von [den] anderen beiden durch die nicht über *sechszehn* Glieder halt[enden] Fühler verschieden, begreift nur die drei bekannten euro[päi]schen Gattungen *Aulacus Jur.*, *Foenus Fabr.* und *Evania F[abr.]*, in welchen keine neuen Arten aufgeführt werden. Jede G[at]tung, eine jede Art, hat ihre bestimmende ausschliefsende Diag[nose], ihre Synonymie, so weit sie nöthig oder vorhanden, und e[ine] ausführliche, kunstgemäfse Beschreibung. Kurze, oft sehr sch[ätz]bare und neue Bemerkungen über die Lebensweise und Auf[ent]haltsorte sind vielen Artbeschreibungen hinzugefügt, ebenso [bei] bekannteren Arten die zum Theil zahlreichen Abänderungen. Auch die äufsere Ausstattung empfiehlt die Schrift, besond[ers] mufs der kleinere, compresse, doch hinlänglich deutliche D[ruck] dem Leser, im Vergleich mit der Ichneumonologie, angen[ehm] sein.

Burmeister.

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretzschmer.

(Fortsetzung.)

In jeder Siebentonreihe, sofern wir sie in der angegebenen Art aus 3 Fünftenreihen zusammengesetzt denken, müssen wir den Grundklang der ersten dieser Reihen (mit dessen Veränderung die Tonreihe ihr ganzes Wesen einbüfsen würde) und die Schlufstöne der 3 sie bildenden Reihen, die Grundbässe der in ihnen beschlossenen Dreiklänge, als *unveränderliche*, *stehende* Saiten annehmen: *H. g. c. f* also. Die Anfangstöne der 2ten und 3ten Fünftenreihe aber hat die 9te und 10te Tonentwicklung, welche die Klänge *es* und *as* entstehen läfst, uns *beugen*, um einen grofsen Halbton erniedrigen gelehrt. Durch sie entsteht der *weiche* Dreiklang, die *Molltonleiter*, das *chromatische* Geschlecht unserer modernen Dreiklangsmusik, die wir eben wie die harte Tonleiter, und aus gleichen Gründen, zu beleiten haben; wie uns denn auch ein leichter Uebergang freisteht von der einen zur andern.

Allein die Siebentonreihe gewährt uns nicht allein die diatonische Leiter, und die 3, in ihr beschlossenen Dreiklänge der Tonica, Dominante und Unterdominante: mit ihr tritt auch der, in unserer Tonkunst so wichtige *Septimenaccord* hervor, der jedoch auf einer ganz anderen Grundlage beruht als die Dreiklangsharmonie. Gründet sich diese auf der Fünftenreihe, so erscheint jener als Ergebnifs der Siebentonreihe. Der letzte Ton derselben, *f*, theilt nunmehr die Octave *H—h* in die kleine Quinte, und die übermäfsige Quarte (Tritonus), aber bezeichnender, in die kleine und grofse Halboctave: jene strebt, dem zuvor angedeuteten Gesetze zufolge, in die grofse Terz zurück, diese in die kleine Sechste hinaus, und bedingt dadurch die regelmäfsige Auflösung des Septimenaccordes, wie er auf der ersten Dreiklangsharmonie der Siebentonleiter mit dem Grundbasse *G* als *Vierklang* sich aufbaut, wenn auch seine wesentlichsten Bestandtheile schon in der, durch den 7ten Ton getheilten Octave auf gleichem Grundbasse enthalten sind. Durch diesen Accord wird es nur möglich, ohne Verletzung des Ohres, von dem 7ten Tone der mit *H* beginnenden diatonischen Leiter, *a*, zu der Oberoctave ihres Grundklanges in harmonischer Begleitung fortzugehen. Denn an die Stelle der Oberoctave des, den Ton *h* sonst begleitenden Grundbasses, *G*, tritt nun dessen Oberseptime, *f*, eine wesentliche Harmonieverschiedenheit einführend, und die Stockung in dem, von der Natur gebieterisch erheischten Wechsel beseitigend. —

Wir begnügen uns mit diesem gedrängten Auszuge des vorliegenden Werkes; die Grundansicht des Hrn. Verfs., seine daraus hergeleiteten Folgerungen zu Begründung einer wissenschaftlichen Tonlehre, scheinen genügend durch ihn dargelegt. Dafs aus der hier versuchten Construction der Tonleiter Manches, den bisherigen Annahmen Widersprechende folge, ist nicht zu leugnen: so der gröfsere Umfang der übermäfsigen Quarte gegen die kleine Quinte, die Unrichtigkeit der bisherigen Benennungen des grofsen und kleinen Halbtons, da vielmehr dieselbe zu wechseln, und z. B. *e—f* als *kleiner*, *f—fis* als *grofser* zu bezeichnen sei; so endlich eben deshalb die Thatsache, dafs *dis* höher als *es*, *fis* als *ges*, *ais* als *b* sei. Alles dieses geht folgerecht aus den angenommenen Grundsätzen hervor, und wenn wir diesen beipflichten, können wir uns den Folgen dieses Beitrittes nicht entziehen.

Allein eben diese Grundansichten kann der Berichterstatter *nicht* theilen.

Unseres Verfs. Lehrgebäude, es ist wahr, empiehlt sich durch eine (wie es scheint) die Tonleiter auf allen Stufen in *gleichen* Verhältnissen und *gleich brauchbar* darstellende Construction, durch innre Folgerichtigkeit, durch sinnreiche Zusammenstellungen. Allein der Vf. irrt, wenn er es auf die *Natur* unmittelbar ge-

gründet hält, nicht minder, als wenn er von demselben einen neuen Aufschwung für die Tonkunst erwartet, oder vielmehr erst eine wahre Blüthe derselben, da wir, ihm zufolge, in Harmonie und Melodie erst am Eingange des Musiktempels stehen.

Die bisherige Ansicht des Tonreiches ruht wesentlich auf dem *Dreiklange*, als einer, überall wo die Bedingungen der Erzeugung eines Klanges gegeben sind — eine geschnellte Saite, eine schwingende Luftsäule — in der Natur hervortretenden Thatsache. Mit dem Grundklange der schwingenden Saite ertönen dessen Oberoctave, deren Oberquinte, die Oberquarte dieser letzten, und über dieser wiederum deren, durch grofse und kleine Terz getheilte Oberquinte. Als nächstes, selbständiges *Erzeugnifs* eines jeden Klanges — da seine Oberoctave zu völliger Einheit mit ihm verschmilzt — erscheint die Quinte: jeder Klang aber ist wiederum nur als *Erzeuger* seiner Oberquinte, so in gleichem Sinne als *Erzeugnifs* seiner Unterquinte zu denken. Entwickelt nun Tonica, Ober- und Unter-Dominante, die uns hiernach entstehen, eine jede ihren Dreiklang, und ordnen wir die einzelnen, diese 3 Dreiklänge bildenden Töne, in eine Reihefolge zusammen: so entsteht uns die diatonische Leiter: in unveränderter Gestalt freilich auf allen Stufen nicht brauchbar, wegen des in ihr vorherrschenden Wechsels der Verhältnisse des grofsen und kleinen Ganztones. Wir haben indefs gelernt, durch eine *Temperatur* — Tonausgleichung — diesen Uebelstand zu beseitigen, und unsere, durch Einschaltung von 5 Hülfstönen, die in verschiedenen Beziehungen uns wechselnde Namen führen, und immer andere Verhältnisse darstellen, erweiterte Tonleiter zu einem *geschlossenen Tonkreise* zu gestalten. Hierin findet unser Verf. Unnatur und Willkür: seine Theilung der Saite soll beides beseitigen. *Seine* Tonleiter indefs ist keineswegs *unmittelbar*, sondern nur *mittelbar* auf eine Thatsache in der Natur gegründet. Sie beruht nicht auf einer, von der Natur mit einem Grundklange zugleich erzeugten, zu ihm einstimmenden, Folge von Klängen, und daraus hervorgehenden Tonverhältnissen: seine Theilung der Saite vielmehr schreibt durch ein, allerdings einfaches, doch willkürliches Verfahren, dem klingenden Körper die zu erzeugende Tonreihe vor, beruht daher nicht sowohl auf einer Thatsache in der Natur, als auf einer *mathematischen Construction.* Diese gewährt freilich Quarte, Quinte und Octave, den mittönenden, gleichnamigen Verhältnissen übereinstimmend; *nicht* so aber die grof[se] und kleine Terz: jene (die grofse) ist um das Verhä[lt]nifs 81 : 80 zu *scharf*, die kleine um ein gleiches [zu] *matt*, beide sind für die Ausübung unbrauchbar. U[n]möglich fällt es also, das gesammte Gebäude unserer To[n]kunst, die ja wesentlich auf der Dreiklangsharmonie b[e]ruht, auf eine solche Tonleiter und ihre Verhältnisse [zu] gründen. Unser Vf. könnte einwenden, er wolle au[ch] eine solche Begründung durch seine Lehre nicht gew[äh]ren. Eine künftige, tiefere, glänzendere Ausübung d[er] Tonkunst sei vor der Thür, welche beides in sich ve[r]einen werde: die Vorzüge der *griechischen* Musik ei[n]mal, eine feinere, zartere melodische Gliederung, d[ie] auch das enharmonische Comma wieder unmittelbar da[r]stellen werde, nachdem unser Ohr für dessen Auffassu[ng] und Anwendung auf's Neue geschärft worden; das Prei[s]würdige unserer *neuen* Tonkunst sodann, die so ma[n]nigfach ausgebildete, harmonische Vielstimmigkeit. Di[e] könne und müsse auf *seiner* Grundlage ruhen. Alle[in] mit dieser Grundlage wären doch immer, dem zuvor G[e]sagten zufolge, nur die Vorzüge der *griechischen* To[n]kunst vereinbar, nicht die unserer *neuern*, weil sie u[ns] keine brauchbare Dreiklangsharmonie gewährt. Zw[ar] sollen die Griechen, die bei ihrer harmonischen Begle[i]tung mit dem Wechsel von Einklängen, Octaven, Quart[en] und Quinten sich begnügten, unserm Vf. zufolge, dieser Ei[n]schränkung nur deshalb unterworfen geblieben, und nie im Stande gewesen sein, den Dreiklang zu finden, we[il] die Construction ihrer diatonischen Leiter aus 6, um d[as] Verhältnifs einer Quarte in ihren Grundklängen ausei[n]anderliegenden, in ihren gleichnamigen Tönen aneina[n]der geknüpften Zweitonreihen, ihn in deren Element[en] nirgends dargestellt habe. Allein, entstand ihnen a[uf] ihrem Wege doch einmal die diatonische Leiter, ja, w[a]ren ihre *Tonarten* auf 12 chromatische Töne gegrü[n]det, um welche ihr gröfsestes System hinauf- und hi[n]abrückte; so ist nicht wohl abzusehen, warum — wen[n] doch in jeder ihrer Tonleitern auf jenen, verschiedene[n] Stufen eine dreifache Form des Dreiklangs beschlosse[n] war — sie ihn nicht sollten gefunden und angewend[et] haben; zumal bei ihren Tonlehrern (nach dem Zugeständ[]nisse unsers Verfs.) die Construction der Tonleiter nac[h] der 4 und 3 Vierteltheilung, wenn auch ihrer Tonkuns[t] zu Grunde liegend, doch nirgend mit Worten bestimm[t] ausgesprochen war, die *Lehre* also dem Fortschritte de[r] Kunstübung, war er bei den gegebenen Mitteln mög-

lich, um so weniger hemmende Fesseln anzulegen vermochte. Allein die Griechen fanden den Dreiklang deshalb nicht, weil sie ihn nicht finden *konnten*, weil ihre Tonleiter in ihren zu scharfen grofsen, zu matten kleinen Terzen — die eben darum als Mifsklänge gelten mufsten — dessen Bestandtheile ihnen nicht bot; unsere Tonkunst ist nicht *deshalb* vorgeschritten, weil sie die *Fünftenreihe* zu ihrer Grundlage gemacht hat, denn diese bot ihr eben so wenig die Elemente ihrer Vervollkommnung, sondern weil sie zu der *Naturanschauung* des Dreiklangs zurückgekehrt, oder diese *ihr* zuerst aufgegangen ist.

Angenommen aber auch, jener Mifsstand wäre nicht vorhanden, oder durch Gewöhnung an jene zu scharfen oder matten Tonverhältnisse — wie denn das Ohr so manchem Mangel und Uebermafse sich endlich bequemt — noch zu beseitigen: so würde die zu hoffende neue Tonkunst, wollte sie auf unsers Verfs. Grundlage sich aufbauen, wenn nicht das gesammte bisherige Modulationssystem, doch ohne Zweifel alle Clavierinstrumente, unter ihnen die Orgel, aufgeben müssen, deren handgerechter Bau bei einer solchen Grundlage durchhin unmöglich wird. Denn dieser beruht nothwendig auf einem, in sich geschlossenen Tonkreise, wie unsere Tonausgleichung ihn darstellt. Sollte unsers Verfs. Quartenreihe, und deren Ergebnisse diesen Instrumenten zu Grunde gelegt werden, wie er doch folgerecht fordern müfste: so würde, da eine solche Reihe, nach Höhe und Tiefe hin, auf- und abwärts, nimmer sich zu schliefsen vermag, und nach beiden Richtungen in das Unendliche hinausstrebt, dadurch eine unendliche, die räumliche Darstellung solcher Instrumente durchhin unmöglich machende Einschaltung von Tönen bedingt werden: eine Einschaltung, der nur willkürlich, und niemals ohne Tonausgleichung, eine Grenze gesteckt werden könnte, also durch ein Verfahren, das unser Vf. nach seinen Grundsätzen für ein *widernatürliches* erklären müfste.

Wären wir aber bereit, jene Instrumente der Hoffnung einer neuen Blüthe der Tonkunst aufzuopfern, die ohne sie nicht bestehen könnte; was wäre der Preis eines solchen Opfers? Die unmittelbar-sinnliche Darstellung des enharmonischen Comma für die Melodik! Sollte in der That dieser Preis ein solches Opfer lohnen? Wissen wir doch seit lange um dieses Tonverhältnifs, vermögen wir durch ein leichtes Theilungsverfahren es doch dem Ohre darzustellen; und dennoch hat seit dem Untergange der altgriechischen, und dem Emporblühen unserer Tonkunst, deren frühere Förderer es wahrlich nicht haben fehlen lassen an Rückblicken auf jene, ja, an vergötterndem Hochhalten derselben — dennoch hat seit jener Zeit, trotz allen Versuchen, jenes Tonverhältnifs wieder einzuführen in unsere Musik, es nicht gelingen wollen, demselben in ihr das Bürgerrecht zu verschaffen. Ausgeschlossen freilich ist damit nicht die Möglichkeit, dafs einem Späteren gelingen könne, was Früheren versagt blieb; soll aber jener Preis, den zu erringen wir aufgefordert werden, um den wir früher Gewonnenes dahingeben müssen, uns des Erringens werth erscheinen, so begnüge man sich nicht damit, uns nur zu *sagen*, dafs wir mit ihm *Mehr* besitzen werden, als zuvor; man *zeige* uns, dafs wir damit auch ein Preiswürdiges, ein wahrhaft *Mehres* erlangen werden! Und endlich: besitzen wir nicht schon in höherem Sinn wirklich dasjenige, zu dessen Erringen wir erst aufgefordert werden? Wir könnten glauben, mit unserer Tonausgleichung es aufgegeben zu haben; allein auch in unserem geschlossenen Tonkreise ist es uns geblieben. Vereint nicht unser, aus 3 kleinen Terzen aufgebauter, verminderter Septimenaccord (*cis*, *e*, *g*, *b*) in seinen äufsersten Grenzen, Klänge, die in verschiedenen Reihen der Tonentwicklung liegen, Erzeugnisse einer auf- und absteigenden, auf demselben Grundklange beruhenden Quarten- oder Quintenfolge: und können wir nicht nach Willkür dieselben durch die Art ihrer Auflösung als der einen, oder der andern dieser Reihen angehörend bezeichnen, oder beide Reihen in ihr verschmelzen? wird nicht eben durch die diesen Grenzklängen verliehene, verschiedene Bedeutung jenes enharmonischen Comma, um das beide Reihen auseinandergehen von dem Grundklange, und das wir, eines geschlossenen Tonkreises wegen, in seiner unmittelbaren, sinnlichen Erscheinung aufgeben mufsten, als dennoch *nicht* eingebüfst bewährt? Empfinden wir es nicht *harmonisch* auf das lebhafteste, darum aber auch *melodisch*, weil die verschiedene *Auflösung*, durch die jene Empfindung in uns erzeugt wird, nur durch einen *melodischen* Fortschritt erfolgen kann? Sollten wir es aber minder besitzen, wenn ein geistiges, als wenn das leibliche Ohr es vernimmt? Oder sollte das Preiswürdige allein nach seiner *Mefsbarkeit* zu bestimmen sein?

Nicht auf die Natur, wir sahen es, sondern auf eine *mathematische* Construction hat unser Verf. sein Lehr-

gebäude gegründet: es ist unzureichend, weil eine solche überall da aufhört zu genügen, wo das *organische* Leben beginnt, und dort in unendlicher Annäherung nur eine bedingte Gültigkeit bewahrt. Die bestehende Tonlehre wie Kunstübung ist zwar ursprünglich auf eine Thatsache in der Natur gegründet, hat jedoch die natürlichen Tonverhältnisse in ihrer mathematischen Reinheit nicht bewahrt, weil sie eines geschlossenen Tonkreises bedurfte, der mit derselben nicht bestehen kann. Sie ist damit aber nicht *unnatürlich* noch *naturwidrig* geworden. Denn sie hat an die Thatsache sich gehalten, dafs nur *ein* Tonverhältnifs, das nächste Erzeugnifs der Klangentwicklung, die *Octave*, *unveränderlich* feststehe, weil es seinem Grundklange zu völliger Einheit verschmelze: dafs mit dem Fortgange der Entwicklung, mit wachsender Selbständigkeit der allgemach erzeugten ferneren Tonverhältnisse aber auch ihre Geschmeidigkeit wachse, die Zulässigkeit ihrer Veränderung innerhalb bestimmter Grenzen, ohne dafs ihrer Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit Eintrag geschehe: eben, wie bei fortgehender organischer Entwicklung zwar nicht das *Gesetz* der Formbildung, doch deren *engere Schranke aufhört*, und bei anscheinender Willkür ein Reich geordneter Freiheit beginnt. Bei den Tönen hat ein solches Reich in deren geschlossenem Kreise sich offenbart: in ihm, durch ihn, haben alle Wunder unserer Tonkunst sich entfaltet.

Diese Ueberzeugung haben in dem Berichterstatter die Bruchstücke unsers Verfs. auf's neue belebt. *Beistimmen* also kann er demselben nicht, weder in seinen Grundsätzen, noch seinen Hoffnungen für die Zukunft. Allein, möge entschieden werden zwischen diesen widerstrebenden Ueberzeugungen, wie da wolle; niemals doch wird unser Verf. vergebens gearbeitet haben. Jenes Reich wunderbarer Ordnung, unerschöpflichen Wechsels und Fortschreitens, ein Werk des allmächtigen Schöpfers aller Dinge, das er in den Tönen erblickt, von dem er mit edler, gewinnender Wärme redet, wird ihm nicht verloren gehen, auch wenn seine Ansicht als eine irrige dahinfällt; unzweifelhaft aber wird ihm das Verdienst bleiben, wichtige Aufschlüsse über die Fortschritte und Ausbildung der Kunst zum ersten Male gegeben, sie veranlafst zu haben.

Dahin gehören zunächst seine Andeutungen über Tonlehre und Kunstübung der *Griechen*. Die ganze Beschaffenheit der Systeme und Klanggeschlechter, der *Tonarten* und *Tongattungen* dieses merkwürdigen Volks, wie sie uns hier dargestellt sind, macht es allerdings wahrscheinlich — wenn auch dessen Tonlehrer davon schweigen — dafs seine Tonleiter auf einer mathematischen Construction, wie die unsers Verfs. beruht habe. Ist aber dieses der Fall: so findet auch die oft wiederholte Frage genügende Antwort; ob die Griechen der *Harmonie* in unserem Sinne kundig gewesen: denn sie *konnten* bei dem Mangel brauchbarer Terzen diese Kunst nicht besitzen, und *mufsten* sich auf die von unserm Vf. beschriebene, rohe harmonische Begleitung nothwendig beschränken. Mochte nun auch zum Theil die Abhängigkeit ihrer Tonkunst von ihrer Poesie der selbständigen Entwicklung derselben hinderlich sein; so stand ihr doch mehr noch ihre streng mathematische Begründung entgegen, und diese hat Jahrhunderte noch die Entfaltung der späteren, auf ihre Tonlehre gegründeten Tonkunst beschränkt, bis die Anschauung der Dreiklangsharmonie gewonnen wurde. Auch da noch vermied man am Anfange und Schlusse der Tonstücke die Anwendung der Terz mit offenbarer Aengstlichkeit, wie man denn auch lange noch fortfuhr die Tonleiter nach Tetrachorden zu construiren. Schwer dürfte es wohl immer bleiben, den Zusammenhang der christlich-kirchlichen und der griechischen Tonkunst genauer darzulegen, wenn nicht eine spätere Zeit vielleicht bedeutendere Ueberreste jener hochgefeierten alten Kunst uns entdecken läfst, als diejenigen sind, deren wir bisher uns zu erfreuen hatten. Eine Ahnung dieses Zusammenhanges indefs gewährt uns die unleugbare Beziehung der griechischen *Octavengattungen* zu den christlichen *Kirchentonarten*; in jenen — so abweichend von ihnen dasjenige sein möge, was in diesen unter gleichen Namen sich später gestaltet hat — erkennen wir Lebenskeime, welche erst die Folgezeit (die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts) zu höherer Bedeutung zeitigte. Es geschahe in ihrer *harmonischen* Entfaltung; diese aber leitete wiederum zu dem Streben hinüber, neben den *Tongattungen* der Griechen auch deren *Tonarten* wieder zu gewinnen, der Möglichkeit theilhaft zu werden, die charakteristische Verschiedenheit jener ersten auf jeder beliebigen Tonstufe darzustellen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von *A. Kretzschmer.*

(Schlufs.)

Am bedeutsamsten spricht diese Richtung in den Werken des grofsen venedischen Tonmeisters, J. Gabrieli, sich aus, indem dieser, um seine Werke völlig umzugestalten, eigenthümliche Züge kirchlicher Tonarten oft auf Stufen einzuführen bemüht ist, auf denen, bei der bis dahin fortgeschrittenen Ausbildung des Tonsystems, der darauf gegründeten Uebung der Tonkunst, man sie nicht erwarten dürfte. Dabei sollte also keinesweges die *Tongattung* (die in der Folge ihrer Tonverhältnisse versetzte Leiter) in die *Tonart* (die nach Höhe und Tiefe versetzte) untergehen, sondern ein neues Leben vielseitiger entfalten. Neben dieser Richtung war man aber auch eifrig bemüht, das *chromatische* und *enharmonische* Klanggeschlecht der Griechen wieder in das Leben zu rufen. So vereinzelt, so wenig eingreifend aber auch die damaligen Darstellungen beider auf Clavierinstrumenten sein mochten, die wir, wenn auch als vollkommenste Erfindungen gepriesen, doch bald wiederum vergessen sehen; so waren doch eben Clavierinstrumente die Mittel, durch welche die Ordnung und Gestaltung des gesammten Tonsystems allgemach herbeigeführt wurde. An ihnen überzeugte man sich von der Nothwendigkeit einer Tonausgleichung, sobald eine jede der Klangstufen, auf denen die Kirchentöne beruhten, in welchen sie ihre Anfangspunkte fanden, den ihr zukommenden Dreiklang in der diatonischen Leiter finden sollte, sofern die, durch die veränderlichen Tonstufen jedes Kirchentones bedingten, der Modulation und harmonischen Entfaltung dienenden, wahren gemeinschaftlichen Hülfstöne, zu allen wohl einstimmen, ihrem Zwecke genügen sollten. Doch blieb damals diese Tonausgleichung nur eine *bedingte*, die, in dem eng geschlossenen Kreise des Kirchensystems möglicherweise vorkommenden Verhältnisse *allein* berücksichtigende. Ja, auch das Streben, die Eigenthümlichkeit der Kirchentöne auf beliebigen Stufen darzulegen, ohne an die bis dahin üblichen unwiderruflich gebunden zu sein, führte nicht sofort zu *Erweiterung* der Temperatur, sondern zu *Einschaltung* einiger neuen Hülfstöne, wie man ihrer eben bedurfte. Waren doch die vorhandenen nur in *einer* Beziehung brauchbar: *gis* nur als grofse Oberterz von *e*, eben so *cis* von *a*, nicht als grofse Unterzen von *c* und *f*: wo man dann *as* und *des*, in diesen Verhältnissen einstimmend, durch Theilung der oberen Tasten der Orgeln und Claviere hier und da einschaltete. Damit war denn die *enharmonische Diesis* unmittelbar sinnlich zur Anschauung gebracht, doch ohne, dafs man sie weiter beachtete: sie blieb ein nur zufälliges Ergebnifs eines Verfahrens, das einen ganz andern Zweck hatte als eben *sie* darzustellen. Ja, man verschmähte ihre Anwendung, man suchte die Darstellung des enharmonischen Klanggeschlechtes in der Kunstübung auf einem ganz anderen Wege: eben in den theilweise *falschen* Beziehungen jener, durch die Entfaltung des diatonischen Geschlechts in den Kirchentönen herbeigeführten Hülfstöne, sobald man sie zu anderen, als den auf sie ursprünglich bezogenen Klängen in ähnliche Verhältnisse bringe, wo denn in Mangel und Uebermafs die enharmonische Diesis auf das Lebhafteste empfunden, und wenn auch nicht *unmittelbar*, doch *mittelbar* vor das Gehör gebracht werde, und der Erreichung leidenschaftlichen Ausdruckes diene. Diese endlich mit Uebermacht hervortretende Richtung der Tonkunst auf das Leidenschaftliche, Bewegte, welche das Entfernteste in dem Reiche der Töne zu verknüpfen trachtete, führte endlich die *allgemeine* Tonausgleichung herbei: allerdings, bei dem immer mehr verschwindenden Sinne für kirchliche Tonkunst, zunächst unter Beseitigung der bisherigen, auf den Octavengattungen beruhenden Kirchentonarten, ohne jedoch deren Darstellung für immer

auszuschliefsen. Die neu erwachende Kenntnifs der kirchlichen Tonkunst des 16ten Jahrhunderts und ihrer Muster wird es bewähren, ob auch ihnen eine Blüthe vergönnt sein könne. Zu grofsem Vortheile der Tonkunst aber, wurden damals, sowohl jene, die Behandlung der Instrumente so sehr erschwerenden Einschaltungen beseitigt, als jene falschen, mehr dem Ohre widrigen, als irgend einem wahren Kunstzwecke dienenden Verhältnisse. In jener *dreifachen*, harmonischen Bedeutung des verminderten Septimenaccords aber, stellte das nunmehr vollständig geordnete Tonsystem, die, in ihrer sinnlichen Erscheinung aufgeopferte, enharmonische Diesis dennoch dar, ahnungs- und geheimnifsvoll; die auf- und absteigende, auf einen gemeinsamen Grundton bezogene Quinten- und Quartenreihe als einen geschlossenen Kreis offenbarend, aber auch als eine selbständige, sich entgegenstrebende, und dennoch nimmer erreichende Doppelbahn.

So haben wir denn in unserer Darstellung der Tonleiter, und der auf sie gegründeten Kunstübung, eben durch die Temperatur, welche deren organische Entwicklung vorbereitete und in das Leben rief, nicht allein Alles, in dessen Besitze die griechische Tonkunst sich befand, sondern Alles dieses in höherer, reicherer Entfaltung, bei der kein wahrhafter Lebenskeim verloren gegangen ist. Warum also sollten wir einen neuen Weg einschlagen, um dessentwillen wir den ganzen Gewinn späterer Jahrhunderte aufopfern müfsten, um endlich doch nur zu unvollkommnen Anfängen zurückzukehren, statt vorwärts zu dringen? Hüten wir uns, Gesetze unseres Bildens zu ersinnen und zu erfinden: das Sinnreichste, das scheinbar Treffendste was wir auf diesem Wege erringen, wird allezeit zu nichte werden vor dem geheimen Gesetze, das Alles regelt, was wir bilden und schaffen, und das wir *erkennen* sollen, nimmer aber ein Genügenderes *erfinden* werden. Wollen wir diese Erkenntnifs erlangen, so mögen wir die Gesammt-Entfaltung unserer Kunst zu Rathe ziehen, denn ohnfehlbar hat diese solchem Gesetze gehorcht, das sich in ihren Bildungen verkörperte. Was sich auf ihrem Wege als Grundlage dieser Bildungen entwickelte, das ist sicherlich nicht Unnatur noch Widerspruch, und so ist es auch nicht der geschlossene Tonkreis unserer heutigen Musik. Sie beruht vielmehr auf einer sicheren, naturgemäfsen Grundlage, und der Tonlehre, wenn sie dieser getreu bleibt, wird es nicht schwer fallen, was sie gebietet und verwirft als im Einklange mit ihr stehend, immer mehr zu bewähren, wenn sie es auch bisher noch nicht erreicht haben sollte.

v. Winterfeld.

XXXVIII.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, in welchem nicht nur zur Aufstellung der ursprünglichen Form und Bedeutung der heutigen hochdeutschen Wörter und zur Erklärung der althochdeutschen Schriften alle aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrhundert uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter unmittelbar aus den handschriftlichen Quellen vollständig gesammelt, sondern auch durch Vergleichung des Althochdeutschen mit dem Indischen, Griechischen, Römischen, Litauischen, Altpreufsischen, Gothischen, Angelsächsichen, Altniederdeutschen, Altnordischen die schwesterliche Verwandtschaft dieser Sprachen, so wie die dem Hoch- und Niederdeutschen, dem Englischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen gemeinschaftlichen Wurzelwörter nachgewiesen sind, etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff. Erste und zweite Lieferung. Berlin, 1834.

Es gewährt uns grofses Vergnügen die ersten Lieferungen eines Werkes anzeigen zu können, welches von allen Freunden der deutschen und vergleichenden Philologie lange mit Sehnsucht erwartet worden ist, und welches, wenn es vollendet sein wird, eine der störendsten Lücken in unserer sprachwissenschaftlichen Litteratur rühmlichst ausfüllen wird. Schon vor zehn Jahren hat Hr. Graff diesem Werke durch seine althochdeutschen Präpositionen einen Vorläufer vorangeschickt, der bei allen Einsichtigen gerechten Beifall gefunden und seinem Vf. einen ehrenvollen Platz unter den denkenden Sprachgelehrten angewiesen hat. Auch hat diese, von J. Grimm in den Wiener Jahrbüchern als Muster lexicalischer Behandlung begrüfste und durch sinnreiche sprachvergleichende Bemerkungen unterstützte Schrift seitdem zu

ähnlichen Untersuchungen vielfach und erfolgreich angeregt, wie dies die treffliche, aber jetzt bei der rastlosen Thätigkeit in diesem Gebiete in mancher Beziehung schon veraltete Schrift von Lisch (Beiträge zur allgemeinen vergleichenden Sprachkunde, 1stes Heft, die Präpositionen) und C. G. Schmidt's gediegene Forschungen *„de praepositionibus graecis"* genügend beurkunden. Hr. Graff selbst hat sich in gedachtem Werke hauptsächlich auf das Althochdeutsche beschränkt, und bei einem so fruchtbaren Gegenstande wie die Präpositionen, wo jede Sprache, wo nicht sich selber genügt, aber doch dem Denker des Stoffes zum Nachdenken die Fülle darbietet, konnte eine solche Beschränkung in vielfacher Beziehung auch dem jetzigen Standpunkte der Sprachwissenschaft Genüge leisten. Bei der gewöhnlichen Schaar der Wörter aber, zumal in einer Sprache oder Sprachperiode, die weniger durch ihre Litteratur als durch den in ihr noch sehr vollkommen erhaltenen Organismus der grammatischen und lexicalischen Bildungen unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, läfst sich ein wissenschaftlicher Boden vorzüglich nur dadurch gewinnen, dafs man, so weit es möglich ist, einem jeden Worte die Gesetzmäfsigkeit seiner Bildung nachweist, ihm gleichsam seinen Lebenslauf zur Seite stellt, sein Aussehen in früheren Perioden d. h. in älteren stammverwandten Sprachen beschreibt, und durch die Zusammenstellung der sich wechselseitig aufklärenden Formen die echteste, ursprünglichste von allen ermittelt und hierdurch häufig den Benennungsgrund eines Gegenstandes aufdeckt, und so einerseits die der Sprache inwohnende Philosophie, die Sinnigkeit ihrer Uranschauungen, und andererseits die Regelmäfsigkeit und Natürlichkeit ihrer physischen Einrichtung, so wie die einfachsten Elemente ihres Ganzen an das Licht zieht. Eine Sprache, welche wie die Deutsche vor dem 12ten Jahrhundert hauptsächlich als Mittel zum wissenschaftlichen Begreifen unseres gegenwärtigen Sprachzustandes von Wichtigkeit ist, ist hierdurch auch vor allen dazu berufen, sich erst selber durch Zuziehung des noch Aelteren aufzuklären, und wie sie Licht nach unten auf jüngere Sprachperioden wirft, so auch die Lichtstrahlen zu sammeln, die ihr von oben aus älteren Schwestersprachen zuströmen. Wir müssen es daher dem Verf. sehr zum Ruhme anrechnen, dafs er sich, obwohl auch dies schon dankenswerth gewesen wäre, nicht darauf beschränkt hat, den Schatz althochdeutscher Sprachformen so genau und vollständig in diesem Buche niederzulegen als es ihm durch die mühevollste und sorgfältigste Benutzung aller Bibliotheken des In- und Auslandes, wo altdeutche Denkmäler zu erwarten waren, möglich geworden ist; sondern dafs er mit dem Verdienste eines gewissenhaften und gelehrten Sammlers das eines besonnenen und umsichtigen Forschers zu vereinigen gewufst hat.

Gleich die ersten Artikel des vorliegenden Werkes geben demselben als Lexicon ein eben so originelles als wahrhaft wissenschaftliches Gepräge, und zeigen, wie tief der Verf. seine Aufgabe als Lexicograph aufzufassen und Grammatik und Wörterbuch zu identificiren gewufst hat, dadurch, dafs er die Endungen der Wörter von ihren Stellen ablöst und als für sich selbst etwas Geltendes nach ihrer alphabetischen Ordnung abhandelt. Auch was im Innern des Wortes vorgeht, findet seinen Platz und seine über das gewöhnliche empirische Sprachverständnifs sich erhebende Aufklärung, indem Hr. Graff bei jedem in den vorliegenden Heften abgehandelten Buchstaben nicht nur seine Verhältnisse zu den zunächst verwandten germanischen, wie zu den älteren Schwestersprachen auseinandersetzt, sondern auch seine grammatischen Funktionen erklärt und die Stellen angiebt, an welchen er in dem Sprach-Organismus seinen Sitz hat. Wenn es der Grammatik nachtheilig werden kann, wenn sie zuviel des Lexicalischen in sich aufnimmt, weil ihr, hauptsächlich die Bestimmung der den Sprachschöpfungen zum Grunde liegenden Gesetze zum Ziel habender Gang durch Einflechtung zu vieler Einzelnheiten mehr gehemmt als gefördert, und was dem Lexicon im Voraus gegeben, leicht der tieferen Begründung und lichtvolleren Ausführung der Grammatik entzogen wird: so kann das Lexicon, dessen Bestimmung es ist, die Gesammtheit des Sprach-Materials aufzuführen, nur gewinnen, wenn auch die einfachsten Urstoffe des Sprachkörpers in demselben ihren Platz und ihre Erklärung finden, und das Bedürfnifs nach einem wissenschaftlichen Begreifen der Sprach-Operationen immer rege gehalten und nach Kräften vom Verf. befriedigt wird. Dies thut Hr. Graff in hohem Grade in seinen Erörterungen über die verschiedenen Vocale, indem er von einem jeden zuerst als Laut in seinen grammatischen und sprachgeschichtlichen Verhältnissen, dann als Suffix, und endlich, insofern der Fall vorkommt, als Wurzel handelt. Bei dem a als Laut durfte natürlich nicht unterlassen werden zu bemerken, dafs es häufig,

auf ähnliche Weise wie im Sanskrit, den Wurzelvocalen i und u zur Verstärkung vorgeschoben wird, und an welchen Stellen der Grammatik dies geschieht. Wir sind durchgehends in dieser Beziehung mit dem Verf. einverstanden, nur möchten wir nicht S. 4 mit demselben den Dativ **scatawe**, Gothisch **scadau** (*umbrae*) und den adjectiven Nominativ **garawer** (*paratus*) durch Guna aus SCATU, GARU als Thema ableiten, obwohl wir glauben, dafs der entsprechende Gothische flexionslose Dativ **skadau**, der von seinem Thema sich blofs durch das vorgeschobene a unterscheidet, ursprünglich **skadav-a** mufs gelautet haben. Diesem vorausgesetzten **skadav-a** würde nun zwar das althochd. **scatawe** analog sein: wir rechnen aber diese Form zu des Verfs. Wortklasse „mit schliefsendem w", die derselbe hier ausdrücklich ausschliefst. Wir setzen SCATAWA als Thema — wie alle Stämme von Grimms erster starker Declination Masc. und Neutr. auf a enden, — und aus diesem SCATAWA ist durch Unterdrückung der das w umgebenden Vocale, und durch Vocalisirung des w (erst zu u und dann zu o) die flexionslose Form des Nom. **skato** entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Corani Textus arabicus ad fidem librorum mstorum et impressorum et ad praecipuorum interpretum lectiones et auctoritatem recensuit indicesque triginta sectionum et suratarum addidit Gustavus Flügel. (Auch mit dem arabischen in orientalischem Geschmacke nach der Vorschrift des Hrn. Anton v. Hammer, Zöglings der orientalischen Akademie zu Wien, schön verzierten Titel: القران وهو الهدي والفرقان) *Lipsiae typis et sumtib. C. Tauchnitii* 1834. *VIII S. Dedic. und Vorr.* 341 S. 4.

Da gedruckte Exemplare des Koran bekanntlich sehr selten geworden sind, indem die Ausgaben von Maraccius und Hinckelmann nur noch von Bücherantiquaren für hohe Preise feil geboten werden, von den in Indien und zu Schirâs besorgten Ausgaben, wovon die letztere lithographirt ist, nur sehr wenige Exemplare nach Europa gekommen sind, und die in Rufsland erschienenen Ausgaben bei uns zu den literarischen Seltenheiten gehören und selbst in sehr wenigen grofsen deutschen Bibliotheken sich finden: so beschlofs der treffliche und berühmte Typograph und Schriftgiefser Hr. Tauchnitz in Leipzig, auf den Rath des auch die morgenländischen Musen seiner Gunst und Förderung würdigenden Böttiger, eine neu geschnittene und gegossene schöne arabische Schrift durch eine zweckmäfsige und wohlfeile Ausgabe des Koran einzuweihen und die Besorgung dieser Ausgabe dem Hrn. Prof. Flügel zu Meissen (einem Schüler der Hrn. Silv. de Sacy und Jos. v. Hammer, denen auch diese Ausgabe gewidmet ist) zu übertragen.

Um zuerst von der neuen arabischen Schrift, von welcher diese Ausgabe die erste öffentliche Probe ist, zu reden, so ist sie sicherlich eine der schönsten arabischen Schriften, welche wir kennen; sie ist sehr vollständig in den Ligaturen, welche ganz frei sind von den falschen Linien, die in den bisherigen arabischen Typen vorkommen (nur die Ligaturen von م, س und ح, so wie ف, س and ح und das س in andern ähnlichen Verbindungen ist ungefällig); sie ist eben so zierlich durch zweckmäfsige Vertheilung von Licht und Schatten, als durch ihre angemessene Fettigkeit wohlthätig für das Auge; und einen besondern Vorzug hat diese neue Schrift durch die sehr verständig angeordnete Stellung der Vocale und übrigen grammatischen Zeichen, so wie durch die sehr deutliche und kräftige Ausprägung der diakritischen Punkte. Bei der übrigen Zierlichkeit und Regelmäfsigkeit, durch welche der Druck dieser Ausgabe sich auszeichnet, wie es von der berühmten Officin des Hrn. Tauchnitz nicht anders erwartet werden konnte, ist der Uebelstand, dafs S. VI der Vorrede zwischen der fünften und sechsten Zeile der Durchschufs fehlt, sehr auffallend.

Was den Text betrifft, so bemerkt der Herausgeber in der kurzen Vorrede, dafs er sich zu bedeutenden Abweichungen von den bisherigen Ausgaben veranlafst gesehen, und zur Constituirung des Textes, indem er die von den Hanefiten als gültig angenommene Recension desselben zum Grunde legte, aufser sämmtlichen bisher gedruckten Ausgaben, die schönen Handschriften des Koran, welche in der Königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt werden, so wie die arabischen Commentare von Beidhawi und Imâdi, benutzt habe. Ueber den letztern Commentar wird S. VII aus Hadschi Chalfa's berühmtem Hauptwerke der arabischen Literargeschichte, woron gegenwärtig Hr. Flügel auf Kosten des englichen *Oriental Translation Fund* eine Ausgabe mit lateinischer Uebersetzung besorgt, eine kurze Nachricht mitgetheilt. Da der Herausgeber den von ihm angenommenen Text in *Prolegomenis*, welche abgesondert erscheinen sollen, zu rechtfertigen verspricht: so müssen wir unser Urtheil über den Text bis zu deren Erscheinung aussetzen. So weit derselbe von uns verglichen worden ist, haben wir ihn sehr correct gefunden. Wir wünschen, dafs dieses verdienstliche Unternehmen gerechte Anerkennung und die wohlverdiente Theilnahme finden, und das Studium der arabischen Sprache, für welche nicht minder als für die moslemische Glaubenslehre und Moral der Koran als Richtschnur gilt, befördern möge.

Wilken.

№ 39.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, u. s. w., etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff.

(Fortsetzung.)

Dafs es im Gothischen nur ein SKADU giebt, hindert nicht, dafs später dieser Wortstamm durch einen vocalischen Zusatz, neben Gunierung des Endvocals, von Grimm's dritter in die beliebtere erste Declination einwandern konnte. Wünschenswerth und der strengen, tiefdurchdachten Methode dieses Buches angemessen wäre es gewesen, dafs der Verf., wenn auch nicht, wie es in Sanskrit-Wörterbüchern üblich ist, das Thema statt des Nominativs als Ausgangspunkt oder als die wahre Wortgestalt angesetzt hätte, doch wenigstens dem Nom. das Thema zur Seite gestellt hätte, weil man dadurch am schnellsten, und zwar mit einem Blick in die wahre Naturlehre des Wortes eingeführt wird; denn wenn z. B. dem obenerwähnten scato sein Thema SCATAWA zur Seite gestellt wäre, so erführe man dadurch mehr über das Wesen dieses Wortes, als durch die Hersetzung aller Casus, die sich davon in den erhaltenen Quellen finden mögen, indem man von einem Genit. scatawes (wenn dieser vorkommt) und dem Dat. scatawe auf ein Thema scataw schliefsen könnte, zumal da der Verf. selbst von einer Wortklasse auf w spricht, und man glauben könnte, es sei hiermit das Thema gemeint, weil in dem wirklichen Sprachleben, d. h. unter allen bestehenden Casus, keine Form auf aw sich zeigt. Es hat uns Mühe gekostet, zu der Einsicht zu gelangen, dafs gothische Wörter, wie dags, balgs, Gen. dagis, balgis, nicht so aufzufassen sind, wie etwa im Lateinischen lex, legis, und dafs ihr Thema nicht, wie man glauben sollte, mit g, sondern von ersterem mit a, von letzterem mit i endet (DAGA, BALGJ, weshalb wir im Genit. nicht mit Grimm dag-is, balg-is theilen, sondern dagi-s, balgi-s, indem wir bei ersterem eine, zumal vor schliefsendem s, so überaus häufig eingetretene Schwächung des ursprünglichen a zu i annehmen, in welcher Beziehung wir uns der Beistimmung des Verfs. zu erfreuen haben. Derselbe stellt aber in der Vorrede (S. XXVI) unserer Analyse der germanischen Declination Einwendungen entgegen, die zum Theil auch die Möglichkeit oder Zweckmäfsigkeit der Aufstellung des wahren Wortstammes betreffen, und die von Seiten eines so erfahrenen Meisters seines Faches nur gewichtvoll sein können. Wir glauben aber demungeachtet behaupten zu müssen, dafs jedem Worte, welches mit Recht und mit Sicherheit zu irgend einer von Grimm's vier *starken* Declinationen gezogen werden kann, auch nothwendig ein vocalischer Ausgang seines Thema's zugestanden werden mufs. Wenn aber das Germanische schon in seiner ältesten, gothischen Gestalt nach dieser Theorie fast ganz ohne consonantisch ausgehende Wortstämme — die zahlreiche Klasse auf n, d. h. Grimm's schwache Decl. abgerechnet — gelassen wird, und hierin in einem merkwürdigen Contrast gegen das Griechische und Lateinische steht, so müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs in der indisch-europäischen Sprachfamilie die Fähigkeit oder die Neigung einen consonantischen Stamm mit Casus-Endungen zu verbinden, überall zuerst verschwunden ist. Das Gothische steht hierin noch im Vortheil gegen das sonst dem Sanskrit so nahe stehende Pali, welches jedoch keinen consonantischen Stamm mehr durch alle Casus durchzudecliniren versteht, sondern den Stamm meistens, vorzüglich im Plural, durch ein unorganisches a bereichert, und so unter andern seine N-Stämme gleichsam von Grimm's schwacher in dessen 1ste starke Declination eingeführt hat. Im Part. Präs. begegnet das Althochdeutsche dem Pali in so weit als z. B. die Form kepantêr *gebender* ein gothisches Thema GIBANDA voraussetzt, wie im Pali der Nom. c'arantô

(neben dem echteren c'aran) und der Gen. c'arantassa (neben dem echteren c'aratô) auf ein Thema c'aranta für c'arant sich stützt. Das Pali könnte uns in seiner Uebereinstimmung mit germanischen Sprach-Entartungen noch manche andere interessante Vergleichungspunkte liefern, die wir hier unterdrücken müssen, wie auch die Beleuchtung durch das Altslawische, von welchem man glauben könnte, dafs es für das Masc. vorzüglich nur consonantisch endigende Stämme besitze, während in der That das Umgekehrte der Fall ist.

Der Verf. bemerkt S. XXVII, dafs, wenn uns zu dem gothischen Accus. thaursjana, in Marc. XI. 20, nicht durch eine einzige andere Stelle (Luc. VI. 6) der, wenn gleich dort weibliche Nom. thaursus überliefert wäre, so würde man durch erstere Form versucht worden sein, ein Thema THAURSJA aufzustellen. Dies wäre aber auch, wie uns scheint, kein Fehler gewesen, denn in der That entsprang der Acc. thaursja-na aus keinem anderen Stamme als aus THAURSJA, und wir wollen hier beiläufig daran erinnern, dafs auch im Sanskrit manche Wortklassen, zwei, einige auch drei Themata haben, wenn gleich die indischen Grammatiker immer nur eins und zwar dasjenige anführen, welches am Anfange von Compositen erscheint, also beim Part. Präs. — at und nicht — ant, welches das ursprüngliche ist. Die männlichen Accusative auf ja-na im Gothischen, und die Neutralformen auf ja-ta, bei Adjectiven, die im Nom. Masc. Fem. auf us ausgehen, sind uns darum von besonderer Wichtigkeit, weil wir durch das Slawische und Litthauische zur Ueberzeugung gelangt sind, dafs die sogenannte starke Declination der Adjective, eben so wie die definite oder emphatische, demonstrative, in den genannten Sprachen, wirklich ein mit dem Adjectivstamme verwachsenes Pronomen enthält, und zwar dasselbe, welches im Litthauischen die emphatische Declination bildet und im Nominativ jis (*er*) lautet, euphonisch für jas (Dativ ja-m, Locat. ja-mè). Zu diesem JA (im Sanskrit das Relativum) stimmt nun das Gothische ja in thaurs-jana, thaurs-jata, so dafs also das u von THAURSU vor dem pronominalen Zusatz unterdrückt worden, ungefähr wie im Ssk. von lag'u *leicht* der Compar. lag'îyas kommt, für lag'vîyas. Wir erwarten also im Dat. Accus. von hardus die Formen hard'-jamma, hard'-jana, nicht hardvamma, hardvana, wie Grimm vermuthet. Bei Grimm's erster Decl. mag man annehmen, dafs den Formen wie blindamma, blindana von dem angetretenen Pronomen nur die Casus-Endung übrig geblieben, also blinda-mma, blinda-na (vgl. i-mma *ihm* i-na *ihn*) zu theilen sei, oder dafs von dem Pronominalstamme JA nur das j verschwunden, der Adjectivstamm aber seinen Endvocal eingebüfst habe, wie in thaurs'-jana für thaursu-jana. In ersterem Falle würde blindamma, dadurch, dafs das angetretene Pronom. nur die Flexion übrig behalten hat, mit unseren Zusammenziehungen wie *im*, *am*, *beim* auf gleichem Fufse stehen, indem hier der angetretene Artikel nur durch seine Endung vertreten ist, das Haupt-Element aber, nämlich das Pronominal-Thema, nur geistig, vom Geiste hinzugedacht, nicht körperlich darin enthalten ist. Wir ziehen aber jetzt vor das a dem Pronom. einzuräumen, damit blind'-(j)ana, blind'-(j)ata mit thaurs'-jana, manv'-jata parallel laufen. Wir wären also auf einem früher nicht geahnten und erst durch die Behandlung der slawischen Declin. aufgefundenen Wege zu Grimm's Abtheilung blind-amma, blind-ana zurückgekehrt, nur dafs wir dann amma und ana noch einmal theilen und somit tha-mma, tha-na, i-mma, i-na in Analogie bringen. Welche Abtheilung aber auch die richtige sein möge, so haben uns das Litthauische und Slawische, die dem Germanischen näher als andere Schwestersprachen stehen, die wichtige und wie uns scheint untrügliche Lehre gegeben, dafs unsere sogenannten starken Adjective aus keinem anderen Grunde in ihrer ältesten Gestalt in nicht weniger als neun Formen von der substantiven Declin. sich ab und der durch das Sanskrit aufgeklärten pronominalen sich zuwenden, als weil sie wirklich ein mehr oder weniger vollständig erhaltenes, vielleicht aber niemals in alle Casus eingedrungenes Pronom. zu ihrem letzten Bestandtheil haben, welches natürlich seiner eigenen uralten Flexionsweise folgt. Es ist wichtig, hier daran zu erinnern, dafs im Sanskrit auch der unserem Artikel entsprechende Pronominalstamm ta sich mit dem Relat. ya verbinden kann, wodurch meiner Meinung nach das Pronom. tya entseht, Nom. m. f. sya, syâ, Acc. tyam, tyâm. Wir gewinnen hierdurch Aufschlufs über das i in analogen althochdeutschen Formen, welches wie Grimm (I, 791) richtig bemerkt, auch als j genommen werden könnte. Man vergleiche nun:

Sanskrit.	Althochdeutsch.
syâ (= sjâ *haec*)	sju, dju
tyâm *hanc*	dja *)
tyê *hi*	djê
tyâs *hae*, has	djô
tyâni *haec*	dju

Wir werden anderwärts auf diesen Gegenstand zurückkommen und wenden uns nun von den Grundformen der Nomina zu den allgemeinen Wurzeln, wobei wir uns freuen, in den meisten Beziehungen, vorzüglich was den wahren Wurzelvocal anbelangt, mit dem Verf. im Einverständnifs zu sein, und Vieles was wir zuerst in der Rec. über Grimm's Grammatik in diesen Blättern niedergelegt und später in einigen Punkten modificirt haben, durch die Ergebnisse des vorliegenden Buches unterstützt zu sehen. Will man einwenden, für das Germanische sei die von Grimm gelehrte dynamische Bedeutung des Ablauts eine wesentliche Eigenthümlichkeit, und wenn auch z. B. das a von *band* durch die Sprachgeschichte sich als älter ausweise, denn das i von binde (Goth. binda), so sei doch nichts desto weniger dem Germanischen schon in seiner ältesten, gothischen Gestalt das a von band ein Ablaut des i von binda oder *binde*, und für uns Träger oder Merkmal der Vergangenheit: so mufs man auch im Neudeutschen dem Umlaut dynamische Bedeutung geben, der uns das „waren" zu „wären" gemacht hat und den Apfel zu Aepfel, und so einmal das conjunctive und dann das plurale Verhältnifs hervorzurufen fähig scheint; denn wir merken nicht, dafs hinter dem l von Aepfel früher ein i gestanden, was assimilirend auf das vorhergehende a eingewirkt hat, und dafs das e von *wären* in älterer Zeit ein *i* gewesen, und zwar der wahre mit dem Sanskrit und Griechischen in Einklang stehende Repräsentant des Modusverhältnisses, dem sich das vorhergehende a nur phonetisch, ohne an grammatische Bedeutsamkeit zu denken, hat anbequemen wollen. In jedem Falle hat bei uns der Umlaut viel mehr Scheinbedeutung in der Grammatik, ist uns hülfreicher für die Nominal- und Verbalverhältnisse als im Gothischen der Ablaut, in dem Sinne wie Grimm diesen Ausdruck fafst, eben weil sich im Gothischen, wie auch im Althochdeutschen, ein viel mannigfaltigerer Vocalwechsel zeigt, der das Gefühl, als sei dieser oder jener Vocal für dieses oder jenes grammatische Verhältnifs berufen, noch nicht hat recht aufkommen lassen. Wir sagen *ich band* und *wir banden* und behalten so Zeit, uns an das a als mit der Vergangenheit vertraut zu gewöhnen; im Althochdeutschen aber sind die Vocale viel unsteter, und treiben ihr Spiel mit dem Grammatiker, wenn er ihnen nicht ihre Gesetze und ihren wahren Werth abzugewinnen weifs. Das althochdeutsche pant wird in der zweiten Person zu punti, und der ganze Plural, und im Gothischen noch der Dual, zeigt ein u für das a der einsylbigen Form band, pant, so dafs dieses *a* durchaus als unschuldig an der Vergangenheit, und als seine Existenz oder seine Erhaltung nur der Einsylbigkeit des Wortes verdankend erklärt werden mufs. Erkennen kann man auch das Präter. in seinem äufserlichen Gegensatz zum Präsens an seiner Abwesenheit aller Personal-Endung in der ersten und dritten Person Sing. und in der gothischen zweiten durch das *t* in bans-t, gegenüber dem is von bindis; im Plural aber unterscheidet sich bundUM auch durch das u der Endung von dem Präsens bindAM; und somit zeigt sich der Vocalwechsel im Inneren der Wurzel auch für die äufserliche Unterscheidung der Tempora eben so wenig wesentlich, als im Griechischen der Wechsel zwischen *ε*, *α*, *ο*, z. B. in *τρέπω*, *ἔτραπον*, *τέτροπα*. So wie hier das *ε* und *ο* nur Entartungen sind von dem im Aor. erhaltenen ursprünglichen *α*, so verhält es sich mit dem i und u des Goth. binda, bundum, gegenüber dem a von band (Sanskr. baband'a *ich* oder *er band*. Blofs zum Colorit aber nicht zur Zeichnung, zum Wesen der griechischen und germanischen Grammatik trägt es wesentlich bei, dafs das alte kurze a im Griech. sich in die Formen *ᾰ*, *ε*, *ο* gespalten und im Gothischen häufig zu i, an anderen Stellen zu u geworden ist; im Althochdeutschen gesellt sich hierzu noch ein kurzes e und o, und dadurch gewinnt es ein ihm eigenthümliches, buntes Farbenspiel, das einen Theil seiner Individualität ausmacht, aber nicht von langer Dauer war, indem wir z. B. für wirfu, werfamês, warf, wurfumês sagen: ich werfe, wir werfen, ich warf, wir warfen. Zu diesen Bemerkungen hat mir vorzüglich Hr. Dr. Lepsius Anlafs gegeben in seiner interessanten Schrift „Pa-

*) Das a im Gegensatze zu dem u des Nom. mag von dem ursprünglich dagewesenen Nasal geschützt worden sein; so hat das Gr. oft hinter einem verlorenen Nasal ein altes *α* bewahrt, welches vor anderen Consonanten zu *ε* geworden ist, denn z. B. *ἔτυψα* steht für *ἔτυψαμ(ν)* und *ἔτυψε* für *ἔτυψατ*.

läographie als Mittel zur Sprachforschung" S. 29; Hr. L. erklärt übrigens S. 69 ff. den germanischen Ablaut ganz nach der von mir aufgestellten Theorie, indem er z. B. das i von Grimm's Conj. X. XI. XII. als eine Abschwächung des im Prät. Sing. erhaltenen wurzelhaften a ansieht, bei VII. VIII. IX aber im Sing. Prät. eine Gunierung des im Plur. rein gebliebenen oder wieder in seine Reinheit hergestellten Wurzelvocals annimmt. Nur ist es unrecht hier die Gunierung als einen Ersatz der Reduplication anzusehen, da sie nur ein Ueberrest der im Sanskrit die Reduplication mit der Gunierung vereinigenden, durch erstere aber die Vergangenheit ausdrückenden, und die letztere bei dem Wachsthum der Endungen im Dual und Plural wieder aufhebenden Form ist.

(Der Beschlufs folgt.)

XL.

Excursions in the holy land, Egypt, Nubia, Syria etc., including a visit to the unfrequented district of Haouran by I. Madox. 2 *Vll.* 8. *London* 1834.

Der Verf. dieses Werkes bereisete in den Jahren 1821 bis 1826 die Länder der Erde, die wir gewöhnlich mit dem Gesammtnamen der *Levante* bezeichnen. Er beginnt seine Erzählung mit dem Berichte seiner Abreise von Neapel im April 1821 nach Malta, giebt dann die Schilderung mehrerer einzelnen von dieser Insel aus unternommenen Reisen nach Griechenland, Konstantinopel, Smyrna, Unterägypten und dem östlichen Sicilien, und geht (in der Mitte des ersten Theiles) auf seine grofse Reise nach Aegypten über, das er im September 1823 besuchte. Hier befuhr er den Nil bis zu den Fällen von Wadyhalfa in Nubien, den folgenden Winter über verlebte er in den Ruinen des alten Theben. Im zweiten Theile schildert er seine Reisen in Syrien, wohin er von Alexandria aus im Juli 1824 kam; von Beirut aus unternahm er mehrere theils kleinere Reisen in die umliegenden Gebirge, theils gröfsere, über Baalbek nach Aleppo und Antiochia, über Damascus nach dem Hauran und nach Jerusalem; auch eine Reise nach Cypern wird uns geschildert. Das Buch bricht plötzlich ab mit des Vfs. Aufenthalt im alten Sidon (Juni 1826); er hat noch andere Reisen in Syrien unternommen, die er dem Publikum nicht vorenthalten will, wenn dasselbe die vorliegenden Bände gütig aufnehmen sollte.

Das wäre ziemlich alles, was sich von seinem Buche sagen läfst. Was der Zweck oder die Veranlassung dieser Unternehmungen gewesen sei, verräth Madox im ganzen Werke mit keiner Sylbe. Zwar will er manchmal Inschriften copirt, Ruinen aufgenommen und ausgemessen haben, allein alles hat er für sich behalten, und das Publikum wird darüber einem Manne nicht sehr zürnen, der den einer Schilderung der Ruinen von Mycenae gewidmeten Raum zu grofsem Theile mit der Beschreibung eines schlechten Mittagsmahles in einem neugriechischen Dorfe ausfüllt. Kurz wir müfsten sehr irren, wenn der Vf. einen andern Zweck gehabt, als sich die Langeweile zu vertreiben; das Bedürfnifs nach Veränderung treibt ihn, wie so viele seiner Landsleute, aus Altengland in die Ferne, und zwar, seitdem sie lange genug die Schweiz und Italien durchzogen sind, jetzt in den fernen Orient, blofs weil es seit Byron Mode geworden ist. Madox ist das, was die Engländer mit dem Worte *Tourist* bezeichnen.

Was Reisende der Art, wenn sie, wie unser Vf., als Schriftsteller auftreten, der Wissenschaft leisten, denn darauf kommt es hier allein an, pflegt bekanntlich sehr dürftig und mangelhaft zu sein. Sie sollten über viel besuchte und durchforschte Länder gar nichts schreiben, da sie doch nur Längstbekanntes oder ganz Unnützes sagen können; dafs Madox daher über Griechenland, die Türkei, selbst über Aegypten nichts zu sagen weifs, als höchst überflüssige Dinge, das fiel uns gar nicht auf. Treibt aber Zufall oder Laune solch einen Reisenden in Gegenden, die wenig bereiset, und von besser unterrichteten Männern nicht untersucht sind, so können ihre Schilderungen Werth erhalten, als vorläufige Berichte, vorausgesetzt, dafs sie treu das Gesehene schildern. Und so versprachen wir uns wenigstens einigen Gewinn aus den Nachrichten über Nordnubien, manche Theile Syriens, besonders des Gebirgslandes des Libanon, vor allem aus dem Bericht der Reise nach Hauran. Aber diese Erwartungen wurden sehr getäuscht.

Denn es ist uns selten ein Mann vorgekommen, der so durchaus unfähig ist, etwas anderes zu schildern, als seine eigene Subjectivität. Allenthalben sieht er nur sich, die Objecte der Aufsenwelt kümmern ihn nicht, aufser wo sie seine Neigungen berühren; dann fafst er sie auf nach den Ansichten eines Engländers, manchmal selbst nach denen eines Bewohners von Westend. Daher die behagliche Breite, mit der er nie verfehlt, ausführlich seine Mittagsmahlzeiten, seine Nachtlager zu beschreiben; das Werk ist voll von Dingen, die für den Vf. selbst, vielleicht noch für seine vertrautesten Freunde anziehend sein mögen, sonst aber für niemand. Höchstens lernt man durch die Vergleichung erst recht kennen, wenn man das noch nicht wissen sollte, wie schätzenswerth Seetzen, Belzoni, vor allen andern aber der treffliche Burkhardt ist. Der Verf. würde sich, käme ihm dies anders zu Gesicht, nicht wenig wundern, wenn wir als das Wichtigste in seinem ganzen Werke die Erzählung von dem Aufstande der Araber in Oberägypten gegen die Regierung des Pascha erklären müssen, welcher Vorfall in vieler Beziehung sehr lehrreich ist.

Meinicke.

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, u. s. w., etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff.

(Schlufs.)

In Ansehung des Ausgangs der Stammsylben sind wir der Meinung, dafs Wurzeln mit doppelter Consonanz im Germanischen wie im Sanskrit müssen zugelassen werden, wenn gleich der erste oder zweite einem älteren Zustande der Sprache mag fremd gewesen sein; denn wie die Nominalstämme im Laufe der Zeit anschwellen und wir z. B. oben das Sanskr. c'arant im Pali zu c'aranta angewachsen gesehen haben, und wie das Indische s'un (schwaches Thema), Gr. *KYN*, *κυν-ός*, im Gothischen zu HUNDA geworden ist, so haben auch die allgemeinen Wurzeln oft einen Zuwachs erhalten, den man dann als Wurzel-Eigenthum anerkennen mufs. Es mag sein, dafs die althochdeutsche Wurzel AND zelare dieselbe sei, welche im Sankr. an lautet und hier *wehen* bedeutet, wovon das Goth. uz-an *exspirare* und das Gr. *ἄνεμος* Lat. animus; wir möchten aber demungeachtet nicht mit dem Verf. für das Althd. eine Wurzel AN annehmen (S. 267) und dieser die Substantive ando Masc. und anda Fem. *Zorn*, *Eifer* und das Verbum and-ôn oder ant-ôn unterordnen. Sollte das Substantiv ando (auch anto) von einer Wurzel AN abgeleitet werden, so müfste man im Germanischen an Wörtern von einleuchtendem Ursprung ein Wortbildungssuffix nachweisen können, dessen Thema mit einem T-Laut anfienge und mit n schlösse. Nun giebt es zwar im Germanischen viele Wörter, deren Ableitungssuffix dem Sanskr. an z. B. in snêhan *Freund* (Nom. snêhâ von snih *lieben*) entspricht, z. B. im Goth. STAUAN, Nom. staua *Richter* von STAU, wovon stauja *ich richte* (vgl. Sskr. stu *preisen*, stâumi *ich preise*), im Althd. TRINCHUN Nom. trincho *Trinker*, VÂHUN Nom. vâho *Fänger* *); aber bei keinem etymologisch erklärbaren Worte finden wir ein Suffix, dessen Thema im Gothischen TAN, THAN oder DAN wäre. Grimm zerlegt zwar, um zu unserem ando oder anto zurückzukehren, dieses Wort in an-to (II. S. 228); wir können aber in Grimm's vortrefflicher Grammatik gerade die Wortbildungs- und Wurzellehre am wenigsten billigen, indem hier unendlich viel Unerklärbares dennoch äufserlich erklärt und überall ein Theil des Wortes der Wurzel, der übrige der Ableitung zugetheilt wird. Bei dunkelen Wörtern giebt es aber weder Wurzel noch Suffix, weil man nicht wissen kann, wo die eine aufhört und das andere anfängt, und darum besser das Ganze als unzerlegbar hinnimmt. Was hilft uns z. B. die Zerlegung des Goth. hunds *Hund* in hun-ds (l. c. S. 226), und von blinds *blind* in blin-ds? Wir haben im Germ. weder eine Wurzel hun, noch blin, und wenn wir wüfsten woher das bl sich erklären liefse, so würden wir blinds (Th. BLINDA) in bl-inda zerlegen und inda mit dem Sskr. and'a *blind* vergleichen, wofür die Grammatiker eine Wurzel and' *blind sein* aufstellen; das Verb. ist aber ein Denominativum. Das erste Wort ist bekanntlich mit dem Sskr. s'van (in den schwachen Casus s'un) und dem Gr. *κύων*, *κυνός* verwandt, allein auch dem Griech. und Sanskrit fehlt es an einer Wurzel, d. h. an einem Wort-Häuptling, an dem Mittelpunkt einer Wortfamilie, wodurch uns der Benennungsgrund des Hundes aufgeschlossen würde. Wir wollen uns daher einer vielleicht zu kühnen aber doch nicht ganz unhaltbaren Vermuthung hingeben und annehmen, im Indischen s'van sei van das Wortbildungssuffix, und die Wurzel sei der Sylbe da verlustig

*) Da das Althd. für das a des gothisch-sanskritischen Suffixes entweder u setzt, oder auch, und zwar im Nom. allgemein, o; so kann man zweifelhaft sein, ob man im Th. UN oder ON ansetzen soll; zu einem aber mufs man sich entscheiden, oder auch zwei Themata aufstellen.

gegangen, ungefähr wie das Sskr. yakan *Leber* (Neben-Thema zu yakṛt) im Lettischen, wo es Pott scharfsinnig wieder erkannt hat, durch den Verlust der ersten Sylbe zu kenis geworden ist. Auch erklären wir s'ati in viṅs'ati 20, trins'ati 30 (Littauisch: dwideszinti, trideszinti) etc. für eine Verstümmelung von das'ati aus das'an io, und s'ata-m hundert für entartet aus das'ata-m. Es kann darum gar nicht befremden, wenn wir s'van zu das'van herstellen und den Hund vom Beifsen benannt wissen wollen. Da es nun, um zu unserem ando zurückzukehren, im Althd. kein Suffix DUN oder DON giebt, so müssen wir ANDUN in AND-UN zerlegen und AND (auch ANT) als Wurzel anerkennen, die zuweilen noch, wahrscheinlich zur Bequemlichkeit der Aussprache, ein a zwischen den Nasal- und T-Laut einschiebt, in welcher Beziehung man aber auch eine ähnliche, wenn gleich auf einem anderen Princip beruhende Einschiebung im Sanskrit vergleichen mag in Formen wie banag'mi *ich breche* von bang'.

Der Vf. stellt auch unnan *favere* unter die Wurzel AN; wir leugnen nicht, dafs es damit verwandt sein könnte, glauben aber, dafs, wie die Sachen vor uns liegen, man dem Germanischen eine Wurzel ANN zugestehen darf, die auslautend und vor Consonanten einen ihrer beiden Nasale aufgiebt; sie stimmt darin mit der Wurzel CHANN, Goth. KANN *wissen* überein, über deren doppeltes n ich anderwärts Auskunft zu geben versucht habe (Vergl. Gr. S. 123).

Da im Althochdeutschen nach Verschiedenheit der Quellen sowohl die sämmtlichen Vocale als auch die Consonanten eines und desselben Organs (Tenues, Mediae, Aspiratae) gar vielfach mit einander wechseln, so dafs z. B. S. 76 die Formen nibu, nibi, nipi, nipa, nipo, noba, nobe, nuba, nupa, nupi, nupe, nube, nib, nub nur verschiedene Schreibarten eines und desselben Wortes sind (*wenn nicht*, *sondern*, aus n + ibu), so konnte, wenn das zusammen Gehörige auch zusammen abgehandelt werden sollte, unsere gewöhnliche alphabetische Ordnung unmöglich beibehalten werden. Die vom Verf. gewählte Anordnung scheint beim ersten Anblick in mancher Beziehung verwickelt, beruht aber in der That auf sehr reiflicher Erwägung, nur mufs jeder der das Buch gebrauchen will, um nicht beim Nachschlagen zu oft Zeit und Geduld zu verlieren, sich recht genau mit dem bekannt machen, was darüber in der Vorrede S. XXIX ff. gesagt wird. Ueber die Erhaltung oder Verschiebung der germanischen Consonanten im Verhältnifs zu denen der stammverwandten Sprachen giebt Hr. Gr. S. VIII ff. höchst schätzbare Beiträge, die ihm zu vielen sinnreichen Wortvergleichungen Anlafs geben. Ganz am Tage liegende Verwandtschaften bedürfen hier keiner Erwähnung, wohl aber Vergleichungen wie urfur (ur-fur) mit Sanskr. apuṅs (a-puṅs) *Unmann*, *eunuchus*; die Vergleichung gilt blofs zwischen fur und puṅs (S. XVIII), oder wie lebar *Leber* mit Sanskr. yakṛt. Diese letztere Vergleichung könnte manchem ganz aus der Luft gegriffen scheinen, wenn nicht das Gr. ἧπαρ und Lat. jecur als vermittelnd zur Seite stünden. Nun hat man es nur noch mit der Vertauschung zwischen den zwei indischen Halbvocalen l und y (= j) zu thun, wobei wir uns jetzt nicht aufhalten wollen. Mehrere von den S. XVII ff. als fraglich aufgestellten Laut-Uebergängen würden wir jedoch lieber ganz unterdrückt haben, weil die zusammengestellten Wörter, die zu der Frage Anlafs gegeben haben, für uns zum Theil aller Beweiskraft entbehren. Dagegen würden wir die Verwandtschaft des f mit m nicht als *muthmafslich*, sondern als zuverlässig hinstellen, denn da die Nasale leicht mit Mutis ihres Organs wechseln, oder umgekehrt, und so z. B. das Gr. βροτός mit mṛta-s und mortuus, das neutrale Suffix ματ mit man z. B. *ONOMAT* mit nâman, und das Littauische dewyni *neun* mit navan, novem, neun verwandt ist: so zweifeln wir nicht an der ursprünglichen Identität des althd. fûst (Th. FUSTI) mit dem Sskr. mus'ti *Faust*, ebenfalls weiblich.

Im Buche selbst giebt der Verf. bei jedem aufgeführten Worte zuerst die Ableitung, wenn sie nicht durch die Stellung des Wortes unter einer Wurzel von selbst einleuchtet, dann die entsprechende Form im Gothischen oder anderen germanischen Dialekten, die zuverlässigen oder mehr oder weniger wahrscheinlichen Schwesterformen der älteren stammverwandten Sprachen, die verschiedenen Schreibarten nach Verschiedenheit der Quellen; bei Substantiven, Adjectiven und Pronominen die sämmtlichen Casus, und bei Verbis die Tempus- und Modusformen, die sich in den erhaltenen Denkmälern nachweisen lassen, mit zahlreichen Belegstellen zur Aufklärung von Bedeutung und Gebrauch vorzüglich der Verba. Die Grammatik ist somit in diesem Werke ganz vollständig enthalten, und in Bezug auf Dialekt-Unterschiede übersichtlicher, als dies bei der in Gram-

matiken üblichen Methode der Fall ist. Wir wählen als Probe absichtlich ein im Althochdeutschen nur sparsam erhaltenes Wort, welches zwar aus diesem Grunde von dem bei vielen anderen Wörtern sich zeigenden Reichthum an Formen und Belegen keinen Begriff geben kann, aber doch die Methode des Verfs. anschaulich machen wird. Wir erlauben uns einige Einschaltungen eingeklammert beizufügen, und unterdrücken daher die Klammern des Verfs. „ohso (S. 140, Thema OHSUN oder OHSON) — Sskr. uks'an (Nom. uks'â) von vah, Lat. veh-o Gr. ὀχ-έω, also ohso und wagan zu einer Wurzel, Goth. auhsn (Th. AUHSAN Nom. auhsa *), Nord. oxi, Angels. oxa, Litt. jautis (ich rechne das Litt. nicht hierher, sondern mit Poſt zur Wurzel ju *binden*, vgl. jumentum). In l. sal. III. 11 steht schon si quis bovem furaverit. *malb.* ocxino — cod. paris. 252 — läſst auch in l. sal. III. 2. die Glosse *ochsaiora*, in cod. paris. 252. ocsteorci sich aus ohso und stior erklären? — M. Ochse, bos. Nom. ohso. Ib. Rd. Rb. T. 110. Sg. 242. Mcp. oxsso. Is. 9, 4. — ochse Wn. 460. — Ac. ohson. T. 103. ohsen. Mcp. — N. Pl. ohsun. C. Rb. ohsen. Fr. G. ohsono. (Sskr. uks'an-âm) Rb. T. 125. Ac. ohsun N. II."

S. 176 wird das indische Feuer agni, Lat. ignis, Litt. ugnis mit unserem deutschen *Ofen*, Althd. ofan (Th. OFANA), Gr. ἴπνος zusammengestellt, wie denn Feuer und Ofen gewiſs zusammengehören; ihre wahrscheinliche sprachliche Verwandtschaft aber könnte ohne das Goth. auhns (Th. AUHNA wo nicht AUHNI, welchem der erhaltene Acc. auhn ebenfalls angehören könnte) kaum geahnet werden, nun aber beruht sie auf dem bekannten Wechsel zwischen Gutturalen und Labialen (ὄκως, ὅπως, βαρύς = Sskr. guru-s für garu-s Compar. garîyas). Die goth. Aspir. für die indische Media ist zwar nicht ganz in der Ordnung, aber doch nicht unerhört, da der Verf. wie mir scheint mit Recht anderwärts hôrs (Th. HÔRA) *Ehebrecher* mit dem gleichbedeutenden Sskr. g'âra zusammenstellt.

S. 177 wird von der Conjunction afar (unser aber) unter andern gesagt, daſs sie wie das Lat. at wahrscheinlich zum Ortsadverbium a *) gehöre. Wir würden uns hier lieber an das Sanskrit. apara *der andere* gewendet haben; denn in Sätzen wie „er ist nicht groſs aber stark" wird eben durch das *aber* dem was er nicht ist, als *anderes* das was er ist entgegengestellt. Zudem bedeutet afar auch *wieder* und verhält sich so zu dem Sanskr. Schwesterwort wie das Lat. iterum zum Sanskr. itara (Acc. itaram) *der andere*. Wir hätten über einzelne Wörter noch manche Bemerkungen beizufügen, sowohl zur Unterstützung als hier und da auch in Abweichung von den Ansichten des Verfs., müssen dies aber aus Mangel an Raum zu einer anderen Gelegenheit versparen, und schlieſsen mit dem Wunsche, daſs der Druck dieses, der altdeutschen Philologie wahrhaft zum Ruhme gereichenden Werkes nun ungestört und ununterbrochen seiner Vollendung entgegen gehen möge. Uebrigens ist ein Wörterbuch wie das vorliegende, welches nicht bloſs zu gelegentlichem Nachschlagen, sondern zum Lesen und Studium bestimmt ist, für diejenigen, die für Analyse und Geschichte der Sprachen Interesse haben, auch in jedem seiner Theile schon ein Ganzes.

Bopp.

*) Ich erkläre den belegbaren Gen. Pl. auhsnê, der auch einem Th. AUHSNA oder AUHSNI angehören könnte, aus AUHSAN mit Unterdrückung des a, wie im Sskr. râg'nâm *regum* von râg'an und wie im Goth. abnê *maritorum* von ABAN. Die regelmäſsige Form wäre auhsan-ê, aban-ê (vgl. Maſsmann's Glossar unter aba und auhsa).

*) Wer mit früheren in dieses Gebiet einschlagenden Untersuchungen nicht bekannt ist, wird schwerlich wissen, wo ein Ortsadverbium a existire; ich würde auch lieber sagen „Pronominalstamm"; einen solchen giebt es im Sanskrit, und es entspringt daraus unter andern a-smai *diesem*, a-smin in diesem, a-tas *von da*, a-d'as *unten*, und ich erkläre aus solchen Pronominal-Wurzeln die ältesten und echtesten Präpositionen und Conjunctionen (vergl. C. Gottl. Schmidt's treffliche Schrift „*de praep. graecis*" und meine Abhandl. über diesen Gegenstand).

XLI.

Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. Mit stäter Hinsicht auf Physiologie ausgearbeitet und durch 20 *Kupfertafeln erläutert von Carl Gustav Carus. Der zweiten durchgängig verbesserten, umgearbeiteten, vermehrten und mit durchaus neuen Tafeln versehenen Auflage erster und zweiter Theil. Leipzig, bei Ernst Fleischer*, 1834.

Sicherlich hat in Deutschland kein Buch so viel gewirkt zur Weckung der Lust am Studium der vergleichenden Anatomie, als die erste Auflage der Carus'schen Zootomie, in welcher

der Vf. einerseits das Wichtigste des damals vorhandenen Materials den Leser kennen lehrte, und andererseits den Versuch machte, das Einzelne zu einem wohlconstruirten Ganzen zu verarbeiten. Auf einer Reihe von Kupfertafeln wurden die Hauptformen thierischer Organisation dem Auge vorgeführt. — Dieses Werk nun, das, wie in Deutschland, so auch im Auslande, einer ehrenvollen Aufnahme und Anerkennung sich zu erfreuen hatte, erscheint gegenwärtig, wo bei tieferem Eindringen in die Morphologie des Thierreichs mit sehr erweiterter Kenntnifs von den Formen auch die Einsicht in deren Bedeutung eine andere geworden ist, etwas veraltet und mehr historisch wichtig, als für das Studium brauchbar. Daher denn die Nothwendigkeit einer neuen Bearbeitung, „die aber die frühere Form und den früheren Umfang nicht wesentlich überschreiten mufste, wenn sie den dem Buche vom Anfang bestimmten Standpunkt nicht verlieren sollte; also nur das Bedeutungsvolle, das Wichtigste neuester Untersuchungen hinzuzufügen, nur die Fehler, wesentlichsten Auslassungen und Irrthümer der früheren Arbeit zu verbessern, war die immer sehr verwickelte Aufgabe."

Diese neue Auflage beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der Literatur für vergleichende Zootomie, welche in Bezug auf Anordnung und Aufzählung vielleicht die weniger bedachte Partie des Werkes ausmacht. Es folgen in einem allgemeinen Theile Andeutungen über Ziel und Zweck aller Naturwissenschaft, dann der Anatomie und der vergleichenden Zootomie. Aufgabe dieser letztern ist es: „nachzuweisen die Geschichte der stufenweise sich vervollkommnenden thierischen Organisation in der Beschreibung und Vergleichung des verschiedenartigen inneren Baues der bedeutungsvollsten einzelnen thierischen Geschöpfe." Sie mufs belebt werden von der wichtigen Erkenntnifs, „dafs das Thierreich nur die in Raum und Zeit auseinander gelegte Idee der Thierheit sei, so dafs in jeder einzelnen Gattung, ja Art des Thierreiches eine gewisse Seite, eine gewisse Eigenthümlichkeit der Thierheit mit besonderer Entschiedenheit hervortritt und gleichsam als einzelnes Organ im grofsen Ganzen seine Bedeutung erhält." Den Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierwelt will der Vf. nicht zu schroff und unbedingt aufgefafst wissen, denn eben so wenig, als diese Organismen etwas total Verschiedenes sind von dem Organismus der Erde und der Gestirne, eben so wenig ist auch der Organismus der Pflanze etwas absolut Verschiedenes von dem des Thieres; beide unterscheiden sich nur durch ein mehr und weniger, durch ein so oder so potenzirt-sein gleicher Elemente; ja es giebt eine ganze Reihe organischer Phänomene, in welchen Pflanzen- und Thiernatur noch so wenig geschieden sind, dafs der am Ende doch nur conventionelle Name von Thier oder Pflanze ihnen noch keinesweges unbedingt beigelegt werden kann, sondern dafs man am besten thut, dieselben unter dem Namen der ursprünglich lebendigen oder Protorganismen in einem Mittelreiche zwischen Pflanzen- und Thierreich zusammenzufassen. — In Betreff der Anordnung und Eintheilung des Thierreiches ist der Vf., die genetische Methode befolgend, seinen frühern Ansichten treu geblieben. Eithiere, Rumpfthiere und Kopfthiere sind die drei gröfsten Kreise des Thierreiches. Verwandtschaft zu dem und Anklang von dem, was aufwärts oder abwärts liegt, begründen die Ordnungen und Sippen.

Der erste Theil der vergleichenden Zootomie umfafst die Geschichte der zur animalen Sphäre gehörigen Organe und zwar 1) die Geschichte des Nervensystems, 2) die des Scelets, 3) der Bewegungsorgane und 4) der Sinnesorgane. Etwas kurz ist in Verhältnifs zu den übrigen Theilen die Geschichte des Nervensystems abgehandelt. Auffallend war es uns zu finden, dafs der Vf. (S. 41) annimmt, die Bauch-Ganglienkette der Würmer habe „für diese Thiere dieselbe Bedeutung, wie für den menschlichen Körper Rückenmark und sympathischer Nerv zugleich." Der auch vom Vf. als solcher anerkannte sympathische Nerv der Eingeweide bei den Insekten (s. S. 47) ist bei mehren Würmern: Hirudo, Amphinome, Aphrodite und bei Crustaceen ebenfalls nachgewiesen. — Am ausführlichsten und trefflich in aller Rücksicht ist die Geschichte der Entwickelung des Scelets in der Thierreihe abgehandelt. Eben so läfst die Geschichte der die Bewegung vermittelnden Gebilde nichts zu wünschen übrig. Unter der Aufschrift: „Organe, welche den Uebergang von den Bewegungsorganen zu den Sinneswerkzeugen bilden", wird hierauf von den elektrischen Organen und den Leuchtorganen gehandelt. Bei Darstellung der Geschichte der Sinnesorgane sind die neuesten Untersuchungen berücksichtigt.

Der zweite Theil des Werkes behandelt die Geschichte der zur vegetativen Sphäre gehörigen Organe. Sein erster Abschnit umfafst die Organe, welche der Vermittelung individueller Reproduction bestimmt sind. Hier werden zunächst die Verdauungswerkzeuge trefflich dargestellt. Alsdann gelangen wir zu den Athmungs- und Absonderungswerkzeugen: Hautorgan, Athmungs- und Stimmorgane, Absonderungswerkzeuge. Die dritte Abtheilung begreift das Gefäfssystem, das vielleicht etwas specieller hätte behandelt werden können. Namentlich vermissen wir die Beachtung der von Davy, Martin St. Ange und Weber gemachten wichtigen Beobachtungen über das Herz der Amphibien. — Der zweite Abschnitt des zweiten Theiles umfafst die Geschichte der die Reproduction der Gattung vermittelnden Gebilde, so wie der Entwickelung einzelner thierischen Organismen selbst. — In einem kleinen Anhange ist vom Zergliedern und Präpariren der Thierkörper die Rede. — Die ganz neu gearbeiteten Kupfertafeln zeichnen sich durch Treue und Sauberkeit aus; in der Auswahl darzustellender Gegenstände hat der verehrte Vf. die gröfste Umsicht bewiesen. So ist denn diese neue in jeder Rücksicht verbesserte Auflage der Carus'schen Zootomie zum Studium Jedem zu empfehlen, der sich eine Uebersicht der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft verschaffen will.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

XLII.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum. Conspectus astronomiae Aegyptiorum mathematicae et apotelesmaticae. Pantheon Aegyptiacum sive Symbolice Aegyptiorum astronomica. Observationes Aegyptiorum astronomicae hieroglyphice descriptae in zodiaco Tentyritico, tabula Isiaca sive Bembina, Monolitho Amosis Parisino, Sarcophago Sethi Londinensi, Sarcophago Ramessis Parisino, papyrisque funeralibus, annis 1832, 1693, 1631, 1104 *a. Chr.;* 37, 54, 137 *p. Chr. cum corollariis chronologicis, historicis, mythologicis, philologicis, exegeticis, astronomicis et palaeographicis. Lexicon Astronomico-Hieroglyphicum cum permultis figuris hieroglyphicis impressis. Accedunt index universalis atque tabulae X lithographicae cum colorata tituli. Lips.* 1833. *Barth.* 445 S. 4. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav* S e y f f a r t h. *Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *am* 7. *September des Jahres* 3446 *vor Christus, angeblich zu Ende der Sündfluth, wahrscheinlich nach eigenen Beobachtungen Noah's. Erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Culturgeschichte aller Völker. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig* 1834. *Barth.* 48 S. 4. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft* *).

Als Rec. im April 1833 die Erscheinung des ersten Bandes des *Rosellinischen* Werkes über die Denkmä-

*) Der augenblickliche Mangel an koptischen Lettern, welchem jedoch durch die Liberalität der hiesigen Akademie der Wissenschaften binnen kurzem abgeholfen sein wird, zwingt den Rec., sich des lateinischen Alphabetes zur Darstellung koptischer Worte zu bedienen, wie diefs auch schon früher Wilh. v. Humboldt in seiner Abhandlung *über vier löwenköpfige Bildsäulen des hiesigen Antikenkabinets* (*Abhandl. der Berl. Akad. hist. phil. Cl.* 1825) aus gleichem Grunde, und *Bopp*, bei dem Beginne seiner Forschungen über das Sanskrit, in Ermangelung erforderlicher Lettern, zu thun genöthigt waren. Da jedoch Rec. in Bezug auf die Bezeichnung der koptischen Buchstaben von der Darstellung des zuvor erwähnten grofsen Sprachforschers in einzelnen Punkten abweichen dürfte, so möge es ihm erlaubt sein, hier einige Worte über das koptische Alphabet beizufügen. Es ist im Wesentlichen das griechische, dessen 24 Lautzeichen von den Aegyptern angenommen wurden, mit dem einzigen Unterschiede, dafs sie das γ und das ϛ (so bei ihnen genannt) nur als Zahlzeichen gebrauchten, indem beide Laute bei ihnen fehlten (vergl. *Zoëga de usu et origine obeliscor. p.* 436. *La Croze Gramm. p.* 5). Zu welcher Zeit diefs geschehen sei, ist ungewifs. Nach *La Croze* (*Thes. epist.* 1742, *Tom. III. ep.* 13. *p.* 23), *Georgi* (*Fragm. Evangel. S. Johannis etc.* p. XLIII folgd.) u. a. geschah es schon unter Psammetichus, was durch die Inschrift von Rosette und die demotischen Papyrusrollen widerlegt wird, eben so wie die Ansicht von *Montfaucon* (*Palaeogr. gr. p.* 313), *Jablonski* (*Pantheon Aegypt. II. p.* 50), *Valperga Caluso* (*Litteral. Copt. rudiment. p.* 14), dafs es unter den Ptolemäern geschehen. Nach *Zoëga* (a. a. O. *p.* 437), der sich auf die bekannte Stelle des *Aristides* stützt (*Aegypt. Tom. II. p.* 360 *Jebb*; vergl. *Champollion L'Égypte sous les Pharaons, Tom. I. p.* 33 folgd.), dafs den Griechen die Eigenthümlichkeit und geringe Ausdehnung ihres Alphabetes Schwierigkeiten bei der Darstellung ägyptischer Worte in den Weg legte, und *Quatremère* (*Recherches crit et hist. sur la langue et la lit-*

ler Aegyptens und Nubiens in diesen Jahrbüchern anzeigte, versuchte er übersichtlich den Gang anzudeuten, welchen die Entzifferung der Hieroglyphen seit der Entdeckung der phonetischen Charaktere durch *Champollion* genommen hatte, ohne dafs ihm der Raum damals gestattete, näher auf dasjenige System einzugehen, welches sich mit dem *Champollions* im schneidendsten Widerspruche befand — ich meine das von *Seyffarth* aufgestellte *kalligraphische*. Zwar hat es der Urheber in seinem neuesten Werke, welches uns zur Beurtheilung vorliegt, gänzlich verworfen, und ein anderes an dessen Stelle zu setzen versucht, das sich näher an die unabweisbaren Entdeckungen *), welche die neueste Zeit auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, anschliefst: da er aber behauptet (p. 367), dafs sein jetziges System sich von seinem früheren nur in unwesentlichen Nebendingen unterscheide, eine Behauptung, die, wie wir darzuthun hoffen, sich weit von der Wahrheit entfernt, so wird es nothwendig sein, einen Blick auf seine früheren Forschungen zu werfen und so zugleich jene oben erwähnte frühere Darstellung zu ergänzen. Ref. wird sich vorzugsweise auf denjenigen Theil der vorliegenden Arbeit beschränken, welcher die Entzifferung der Hieroglyphen betrifft oder mit ihr in näherer Verbindung steht; da er die Ueberzeugung hegt, dafs nur von einer richtigen Deutung der einzigen von der einheimischen Litteratur Aegyptens auf den Denkmälern übriggebliebenen Fragmente jede fernere Untersuchung über die Alterthumskunde des Nillandes abhängig ist; ohne dafs er jedoch die Grundlage, auf welcher Seyffarth sein wunderliches Gebäude aufgeführt hat, und die abstrusen Resultate gänzlich mit Stillschweigen übergehen wird, zu denen er gelangt zu sein glaubt. Die Wunderlichkeit der letzteren möchte allein schon genügen, jeden besonnenen Kritiker vor diesem Prokrustesbette zu warnen, und es möchten überhaupt manche sich finden, die eine Widerlegung solcher Behauptungen, wie die von *Seyffarth* aufgestellten sind, für überflüssig erachten dürften: aber Leichtsinn und Anmafsung bedürfen ernstere Zurückweisung auf einem so wenig angebauten Felde, als das der ägyptischen Alterthumskunde noch immer ist, damit die ersten Anpflanzungen nicht von der Hand jedes Eindringlinges zertrümmert werden können. Und als einen solchen müssen wir *Seyffarth* bezeichnen, welchen *Spohn's* Tod in einer unglücklichen Stunde zum Hieroglyphiker und ägyptischen Alterthumsforscher machte, da es ihm durchaus an aller und jeder Art von gründlichen Kenntnissen fehlt, die ihn hierzu auch nur einigermafsen befähigen könnten. Eine Behauptung, wie die vorstehende, bedarf vollgewichtiger Beweise, und Rec. glaubt sie in nachfolgender Beurtheilung der neuesten Leistungen *Seyffarth's* zu liefern. Vielleicht wird endlich der Nimbus zerstreut, welchen der Leipziger Gelehrte durch eine Fülle von Citaten und anderweitigen Kunstgriffen um sich her zu verbreiten gewufst hat, vielleicht endlich die Nichtigkeit in ihrer ganzen Blöfse nach Abziehung der erborgten Prunkflittern dastehen.

Fr. Aug. W. Spohn, leider zu früh am 27. Januar 1823 den Wissenschaften entrissen, hat bei seinen Leb-

---

térature de l'Égypte p. 20), welcher sich auf eine Stelle des *Capitolinus* bezieht (*Gordian. p.* 165. *Salm.*), geschah es vor dem Anfange des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, eine Annahme, die sich gewifs nicht weit von der Wahrheit entfernen wird. Genug, das griechische Alphabet ging nach Aegypten über, und zwar mit der Aussprache des *Itacismus*, weshalb wir den koptischen, dem η entsprechenden Buchstaben, stets durch ē, zum Unterschiede von dem *e*, bezeichnen wollen. Das β ist aus demselben Grunde durch *v* wiedergegeben, und zum Unterschiede des ω und ο sind die Bezeichnungen ō und o eingeführt worden. Die Buchstaben, welche hinzugefügt worden sind, um die fehlenden Laute zu bezeichnen, sind das *fei*, das hebräische ו, welches durch *f*, das *chei*, das hebräische ח, welches durch *chh*, zum Unterschiede von dem χ (*ch*), das *schei*, das hebräische ש, welches durch *sch*, das *djenga*, welches durch *dj*, das *skimma*, dem dänischen *sk* entsprechend, welches durch *sk*, das *tei*, welches durch *ti* (ohne Punkt über dem *i*), und endlich das *hori*, dem hebräischen ה entsprechend (der *spiritus asper* der Griechen), welches durch *h* dargestellt werden soll. Das Zeichen ă bedeutet den dem hebräischen *Schwa* in der koptischen Sprache entsprechenden Accent. Wie wenig diese Bezeichnungsweise das koptische Alphabet vollständig wiederzugeben im Stande ist, kann niemand besser als Rec. fühlen.

*) Für die Zweifler, deren es noch immer eine grofse Anzahl giebt, verweise ich auf Auctoritäten, wie *Wilh. v. Humboldt* (*Abhandl. der Berl. Acad.* 1825. *histor. philol. Kl.* S. 146) und *Niebuhr*, welcher die Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen, ihren Werth und Einflufs erkennend, als die schönste unseres Jahrhunderts bezeichnete. Vergl. *Bunsen, Sur l'état actuel de quelques-uns des travaux entrepris par l'institut archéologique de Rome. Paris* 1834, 8. *p.* 93. Beachtungswerth sind die Bemerkungen, welche *Bunsen p.* 83 — 95 über die Forschungen *Rosellini's* mitgetheilt hat.

zeiten nur die kleine Schrift: *Ueber Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegypter*, Erstes Fragment, Leipz. 1820 *) erscheinen lassen, aus welcher über seine Ansichten von der Schrift und Sprache des alten Aegypten Belehrung geschöpft werden könnte. Sein Freund, *Gustav Seyffarth*, übernahm nach seinem Dahinscheiden die Herausgabe der von ihm hinterlassenen, die ägyptische Alterthumskunde, besonders die demotischen Schriftdenkmäler betreffenden Papiere und die weitere Fortführung des von ihm begründeten Systemes. Im Jahre 1825 erschien zu Leipzig der erste Theil des Werkes: *De lingua et literis veterum Aegyptiorum cum permultis tabulis lithographicis literas Aegyptiorum tum vulgari tum sacerdotali ratione scriptas explicantibus atque interpretationem Rosettanae aliarumque inscriptionum et aliquot voluminum papyraceorum in sepulcris repertorum exhibentibus. Accedunt grammatica atque glossarium aegyptiacum. Edidit et absolvit G. Seyffarth.* 4. Erst der zweite, 1831 erschienene Theil brachte eine Darstellung der Grundsätze, nach denen *Spohn* zur Entzifferung der demotischen Schrift gelangt war, nebst den unentbehrlichen Tafeln, welche — zwölf an der Zahl — höchst genaue Nachbildungen der Originale der von *Spohn* erklärten Schriftdenkmäler darstellen. Wenn auch der Herausgeber selbst zugesteht, dafs *Spohn* mannigfache Irrthümer in Deutung der Charaktere, Erklärung der Worte u. s. w. begangen habe **), so müssen wir doch mit ihm dem Urheber dieses Systemes die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er, unabhängig von *Young*, *Champollion* und *Kosegarten* und gleichzeitig mit ihnen, des Wahren viel gefunden hat, und deshalb verdient, neben den ersten Begründern der Kenntnifs von ägyptischer Sprache und Schrift genannt zu werden *).

Die bisher erwähnten, von *Seyffarth* herausgegebenen Papiere *Spohn's* beschäftigten sich fast ausschliefslich mit der demotischen Schrift. Wenig war von ihm für die hieratische, fast nichts für die Hieroglyphen gethan worden. In demselben Kreise bewegen sich noch *Seyffarth's Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie* und *Geschichte des alten Aegypten* Heft I. mit IV lithographirten Taf. Leipz. 1826, 4., welche sich vorzugsweise mit den Papyrusrollen der Berliner Bibliothek beschäftigen. Aber als entschiedener Gegner *Champollion's* und Begründer eines neuen Systemes der ägyptischen Hieroglyphenkunde trat er in dem mit grofser Pracht ausgestatteten Werke auf: *Rudimenta Hieroglyphices. Accedunt explicationes speciminum hieroglyphicorum, glossarium atque alphabeta. Cum XXXVI. tab. lithogr.* Lips. 1826, 4. **). Er unterschied vier von einander abweichende Systeme oder Methoden, nach denen bis dahin die Entzifferung der Hieroglyphen unternommen worden war: die *Symbolik*, nach der den einzelnen Zeichen einzelne symbolische Bedeutungen untergelegt werden können (*Kircher*); die *Ideologie*, welche zwar den einzelnen Bildern ebenfalls symbolische Bedeutungen unterlegt, aber erst durch die Verbindung dieser Zeichen und ihre gegenseitige Beziehung die Entstehung von Begriffen erklärt (*Palin* ***));

*) Vergl. *Böttiger's Amalthea* Th. I, S. 77—91.

**) Ueber den Vorwurf, welchen man *Spohn* gemacht hatte (s. *Champollion Lettre à M. le duc de Blacas d'Aulps, sur le nouveau système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth. Florence* 1826, 8. *p.* 6), dafs eine von ihm angeblich entzifferte und eine Hymne an den Osiris enthaltende Urkunde nichts anders als ein Kaufcontract sei, vergl. *Seyffarth Brevis Def. Hierogl. Lips.* 1827. *p.* 6 *sqq. Spohn's* Erklärungsversuch findet sich *De ling. et liter. vet. Aegypt. I. p.* 37—43: die Abbildung des betreffenden Pariser demotischen Papyrus ebend. *II. Tab. III.* Wie weit übrigens *Champollion's* und *Seyffarth's* Systeme, trotz mancher gemeinschaftlichen Sätze, von einander abweichen, erkennt man, wenn man des ersteren Erklärung sieben nahe mit einander übereinstimmender hieroglyphischer Legenden (*Précis du syst. hiérogl.* Ausg. I. *p.* 138. *pl. VIII.* Ausg. II. *p.* 190. *pl XII.* In letzterer ist die Bedeutung einiger Zeichen anders angegeben) mit der von *Seyffarth* aufgestellten (*Rudim. Hierogl. p.* 63 *sq.*) vergleicht.

*) Vergl. *Spohn de ling. et litt. veter. Aegypt. I. p. XV. II. p.* 31 *folg. Seyffarth Rudim. Hieroglyph. p.* 3. *not.* 5.

**) Vergl. auch die früher erschienene kleinere Schrift: *de hieroglyphica Aegyptiorum scriptura dissertatio, cum IV tabulis. Lips.* 1825, 4.

***) *Analyse de l'inscription en hiéroglyphes de Rosette. Dresde* 1804. *Lettres sur les Hiéroglyphes. Cassel* 1802, 8. *Essai sur les Hiéroglyphes. Weimar* 1804. 4. *Fragmens de l'Étude des Hiéroglyphes. Paris* 1811, 5 *Bde* 12. *Nouvelles Recherches sur l'Inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence* 1830, 8. (Letztere Schrift soll nach anderen, mir minder glaublichen Angaben, von *Graberg de Hemsö* herrühren.) Auch *Palin* fand, gleich dem anonymen Verfasser (*P. Lacour*) des Werkes *Essai sur les Hiéroglyphes égyptiennes* (*Bordeaux* 1821), auf den hieroglyphischen Denkmälern die davidischen Psalme wieder; nur mit dem Unter-

die *Paronomasie*, nach der die Bedeutung jedes hieroglyphischen Zeichens aus der semitischen Bedeutung desselben erhellt (*Sickler* *)); und die *Ikonoprotophonesie*, denen er sein eigenes System anreihte, als deren Princip er die *Kalligraphik* betrachtete, indem er annahm, dafs die Hieroglyphen, gleich den armenischen Majuskeln, aus Verzierung der schon früher vorhandenen demotischen Schriftzüge entstanden seien **). Als Argumente, auf die er sich hierbei stützte, führte er an, dafs dieselben Buchstaben durch verschiedene Bilder ausgedrückt und diese durch verschiedene Zierrathen ausgeschmückt wurden; dafs die einzelnen Theile der Hieroglyphen veränderlich seien; dafs die verschiedenen hieratischen Buchstaben dieselben, oder wenigstens ganz ähnliche Formen annähmen, als die hieroglyphischen Zeichen ***). Zur Begründung seiner Ansicht bezog er sich zuvörderst auf die Worte des *Herodot* (II, 36): *Αἰγύπτιοι χρέωνται γράμμασι διφασίοισι καὶ τὰ μὲν αὐτῶν ἱρά, τὰ δὲ δημοτικὰ καλέεται*, woraus er schlofs, dafs damals zwar schon die Hieroglyphenschrift bestanden habe, ohne jedoch schon so ausgebildet gewesen zu sein, dafs sie eine von der hieratischen vollkommen verschiedene Schreibart gebildet habe. Aber dem *Herodot* sind die *ἱρὰ γράμματα* unzweifelhaft nichts anderes, als die Hieroglyphen *), und die hieratische Schrift war ihm entweder unbekannt geblieben, oder er hatte sie aus ihrem wahren Gesichtspunkte als reine Tachygraphie der Hieroglyphik betrachtet und deshalb mit Stillschweigen übergangen **). Ferner bezog er sich auf die Worte des *Cosmas Indopleustes Cosmogr.* p. 161, ap. *Montfaucon Collect. nov. Patr.* Tom. II.), in denen es heifst, Moses habe gelernt *γράμματα ἱερογλυφικά, μᾶλλον δὲ σύμβολα γραμμάτων*, womit er eine Stelle des *Cassiodorus* ***) verband, in welcher gesagt wird: *Obeliscorum in Circo prolixitates ad caeli altitudinem sublevantur: sed potior Soli, inferior Lunae dicatus est. Ubi sacra priscorum Chaldaicis signis, quasi literis indicantur.* Aus beiden Stellen erhellt nichts anderes, als dafs die Verfasser, was von ihnen auch niemand weder erwarten noch verlangen wird, von den Hieroglyphen nichts verstanden haben ****). Auch beruft sich *Seyffarth* auf Inschriften mit roheren, minder ausgebildeten Charakteren, wie die auf dem Florentinischen Obelisken †), und auf einem von *Cailliaud* entdeckten und abgebildeten Steine ††), in denen er den Uebergang von der hieratischen zur hieroglyphischen Schrift zu erkennen glaubt.

---

schiede, dafs *er* die hebräischen Schriften als Uebersetzungen des ägyptischen Originales ansah, während *jener* auf den hieroglyphischen Denkmälern nur Uebersetzungen aus der Bibel fand. Merkwürdig ist es übrigens, dafs *Palin* sich als Urheber des *Champollion*'schen Systemes ansieht, von dem er glaubt, dafs es nur aus mifsverstandenen Bemerkungen, die er über den tonischen und grammatischen Gebrauch einiger Zeichen gemacht habe, hervorgegangen sei. S. *Nouv. Recherch. p.* 17.

*) *Thoth.* Hildburgh. 1819, 8. *Auflösungs- und Erklärungsversuch der zehn hieroglyphischen Gemälde auf einem ägyptischen Mumienkasten* u. s. w. in *Oken's Isis* 1821. Heft I. *Die heilige Priestersprache der alten Aegypter als ein dem Semitischen Sprachstamme nahe verwandter Dialekt aus historischen Quellen erwiesen.* Th. I. Hildburgh. 1822. II. ebend. 1824. Vergl. besonders *Paulus* Anzeige von *Sickler's* Schrift: *Hermes Hymnus an die Demeter* in den Heidelberg. Jahrb. 1821. No. 35. folgd.

**) Vergl. besonders *Rudim. hierogl.* Cap. I. §. 8. *p.* 15 folgd.

***) Eine ähnliche Ansicht über das Verhältnifs der hieratischen zur demotischen Schrift hatte *Zoëga* ausgesprochen. *De orig. et usu obeliscor. p.* 435 folgd. *Grognet* hielt die Hieroglyphen für kalligraphisch verzierte Majuskeln des hebräischen Alphabetes (*Bibl. analitic. Napolit.* 1810. *Tom. IV. p.* 346 folgd.) und war also von *Seyffarth's* kalligraphischem Systeme nicht weit entfernt.

*) Vergl. *Zoëga* a. a. O. *p.* 431.

**) S. *Letronne* in *Champ. Précis.* Zw. Ausg. *p.* 384.

***) *Variar. ad Theodoric. reg. III*, 51 *p.* 109 (*ed. Paris.* 1583). Vergl. *Zoëga* a. a. O. *p.* 30. Bei S. ist die Stelle wahrhaft korrumpirt und nur ganz unbestimmt angegeben. Er citirt *Cassiodor. Chronic. ad Theodor. reg.*

****) Was hier Stellen, wie *Plato de legg. VII* *p.* 819, h. *Diodor. Sic. I,* 55. *III,* 3. u. a. m. sollen, ist nicht wohl einzusehen.

†) Bei *Kircher Oedip. Tom. III. p.* 348. Vergl. *Zoëga* a. a. O. *p.* 84 *sqq. p.* 599.

††) *Voyage à l'oasis de Thèbes. Tom. III. Tab. III.* Vergl. auch die Abbildung bei *Spohn de ling. et liter. Tab. XI. nr.* 2. mit dem Erklärungsversuche desselben *I, p.* 48.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniſs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Daſs aber die Hieroglyphen aus der hieratischen Schrift hervorgegangen seien, nicht umgekehrt, sucht er daraus herzuleiten, daſs verschiedene Hieroglyphen aus Einem Buchstaben entstanden wären; daſs hieratische Buchstaben, die aus mehreren getrennten Theilen bestehen, durch zwei und mehrere verschiedene Hieroglyphen dargestellt, und zwei getrennte hieratische Buchstaben oft durch *Ein* hieroglyphisches Bild wiedergegeben würden. Abgesehen davon, daſs diese Gründe eine richtige Erklärung der Hieroglyphen schon voraussetzen, beruhen sie überdem auf rein subjectiver Anschauung *). Nach diesem kalligraphischen Systeme unterschied nun S. an den Hieroglyphen drei verschiedene Bestandtheile, aus denen jede einzelne zusammengesetzt ist: die ursprünglichen Züge des hieratischen Buchstabens, welchen die Hieroglyphe ihre Entstehung verdanken soll, die sekundären Linien, welche das Bild abgränzen und bestimmen, und die Verzierungen; obgleich er sich zu der Annahme gezwungen sieht, daſs häufig der eine oder der andere dieser Bestandtheile weggelassen worden sei. Dieser Umstand, über welchen S. leicht hinwegging, war aber von nicht geringer Bedeutsamkeit. Denn wenn Kalligraphik das Grundprincip der Hieroglyphik, und jeder der drei angegebenen Bestandtheile wesentlich war, so konnte auch keiner derselben beliebig übergangen werden.

*) Dies hob auch *Champollion* mit Recht hervor (*Lettre à M. le duc de Blacas p.* 5): *M. Seyffarth a conçu, pour l'interprétation des textes égyptiens, un système tout-à fait arbitraire et qui, comme celui de Kircher, ne repose sur aucune série de faits positifs et n'est fondé que sur des assertions ou des manières de voir purement personnelles.*

Die Unbestimmtheit und Schwierigkeit, welche das *Seyffarthsche* System darbot, erhellt besonders aus folgenden Sätzen: Es konnten nicht allein Vokale, sondern auch Konsonanten ausgelassen, hinzugefügt, mit anderen vertauscht werden: die Auswahl, gegenseitige Stellung, Verbindung, Trennung, Verzierung, Abänderung der hieroglyphischen Bilder war steten Veränderungen unterworfen: kein hieroglyphisches Zeichen hatte nur *Eine* Bedeutung; im Gegentheile gab es nicht wenige, die sechs und mehreren Buchstaben entsprechen konnten. Zu ihrer Unterscheidung sollten sich nach S. die alten Aegypter gewisser diakritischer Zeichen bedient haben, die seiner Meinung nach von denen, welche die ägyptischen Denkmäler abgezeichnet haben, aus Unkunde übersehen worden. So sollte eine Schlange mit einer Schuppe dem *p*, ohne dieselbe dem *th*, mit der Krone dem *f* entsprechen. Ferner nahm S. eine Metathesis der sogenannten emphonischen, d. h. einem Laute entsprechenden Hieroglyphen an, die sich zuweilen auf eines und dasselbe Wort beschränken, zuweilen aber auch durch zwei auf einander folgende, ja selbst durch entfernter stehende hindurchgehen sollte, und sowohl durch Raumersparniſs, als durch Streben nach Eleganz hervorgerufen worden sei. Nicht mindere Unbestimmtheit bedingte die von ihm angenommene Apokope der hieroglyphischen Zeichen, nach der oft so viel Buchstaben ausgelassen werden, daſs ganze Worte mit zwei oder gar nur Einem Zeichen dargestellt wurden *).

*) Wollte man eine solche Apokope wirklich statuiren, so wür-

Endlich gestattete er der Willkürlichkeit der Schreiber oder Maler und ihrer Phantasie einen bedeutenden Spielraum *).

Neben den *emphonischen* Zeichen nahm S. noch *symphonische* und *aphonische* an. Erstere sollten solche sein, welche nur in Verbindung mit einem oder mehreren anderen hieroglyphischen Zeichen Buchstaben bezeichneten, und waren nach ihm entstanden, theils aus denjenigen hieratischen Buchstaben, deren einzelne Theile in keinem gehörigen Zusammenhange mit einander standen, oder durch kalligraphische Veränderungen, welche sie erlitten, in mehrere Theile zerfallen waren, theils aus den Hieroglyphen selbst durch Zersplitterung der einzelnen Bestandtheile. Auch hier sollten Vertauschungen, Veränderungen in Bezug auf Lage, Trennung, Verbindung, Auslassung u. s. w. Statt gefunden haben. Die *aphonischen* Zeichen unterschied S. in *mimetische*, wahre Abbildungen des zu bezeichnenden Gegenstandes, *tropische*, wo durch das Bild eines anderen Gegenstandes verwandte Begriffe ausgedrückt wurden, und in *allegorische*, in denen Begriffe durch fremdartige Gegenstände angedeutet, verschiedene Erklärungen zulassen mufsten **).

---

de sie zur Bestätigung der von *Goulianoff* aufgestellten, von *Klaproth* vertheidigten *akrologischen* Hieroglyphen dienen, indem letztere auf diesem Wege aus dem von *Champollion* vertheidigten akrophonischen Principe hervorgegangen sein könnten. Rec. kann, ohne zu befürchten weitläufig zu werden, hierauf nicht näher eingehen, und mufs daher die Entwickelung seiner Ansichten über die sogenannte *Akrologie*, welche *Letronne* bei *Champoll. Précis.* Zw. Ausg. *p.* 393 *un système absurde d'écriture* nennt, auf eine andere Gelegenheit versparen.

*) Gewifs mit Unrecht. Vergl. *Plato de legg.* VI. *p.* 66 *Bip.* *οὐκ ἐξῆν ζωγράφοις . . . . . καινοτομεῖν.* *P. v. Bohlen, Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten* (Königsberg 1830. 8.) Th. II. S. 200. Die Stabilität der Formen erhellt schon daraus, dafs die Aegypter, um die Hieroglyphen in Ziegelsteine einzudrücken, sich hölzerner Formen bedienten (*Mahn, Lexikograph*, S. 411. *Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit*, II S. 153), gleichwie die Babylonier in Ansehung ihrer Keilschrift (*Münter, Antiquar. Aufsätze* S. 124). Um die Hieroglyphen auf Leder einzupressen, gebrauchten sie metallene Typen. S. *Pettigrew History of Egyptian Mummies* (London 1834. 4.) *p.* 97.

**) Dafs allegorische Hieroglyphen bestehen konnten, selbst bei der Annahme, dafs das Grundelement der ganzen Hieroglyphik ein phonetisches war, erhellt aus ähnlichen Bezeichnungsweisen auf Denkmälern und Münzen der Griechen und Römer, denen sie ein Hülfsmittel für die Kunst, zu den

Dies ist eine kurze Darstellung des *kalligraphischen* Systemes *), wie es der Urheber in seinen Rudimentis Hieroglyphices niedergelegt hat **). Nur im Vorbei-

---

schönsten und geistreichsten Schöpfungen wurden. Man vergl. *Lange's Ideen über die poëtische Ansicht der Natur* in seinen *Vermischten Reden und Schriften* (Leipzig 1832. 8.) S. 220.

*) Man vergleiche über dasselbe noch den lobenden Artikel von *Jahn* in den *Jahrb. f. Philol. u. Pädag.* 1826. Bd. I. Heft I. S. 158 folgd. und die entgegengesetzten Urtheile von *Silvestre de Sacy* im *Journal des Savans* Octbr. 1827. *p.* 589 —604; *Pfaff, Die Weisheit der Aegypter, die Gelehrsamkeit der Franzosen und der Verstand der Deutschen. Zweite Beilage zur Hieroglyphik, worin Bericht gegeben wird, wie Seyffarth den Champollion auf den Kopf stellt*, Nürnberg 1827. 8. (eine Schrift, die S. in seiner *Uebersicht der Aegyptischen Literatur seit Entdeckung der Inschrift von Rosette* 1799 *bis zum Jahre* 1834 in den *N. Jahrb. f. Phil. und Pädag.* von *Seebode*, *Jahn* und *Klotz* Bd. III. S. 186 mit Stillschweigen übergangen hat) und dem Verf. des Artikels im *Edinburgh Review* 1827, *March*, *p.* 528—539. Am entschiedensten spricht sich über das kalligraphische System *Jannelli* aus (*Fundamenta hermeneutica hierogr. cryptic. veter. gent.* Neap. 1830. 8. *p. XVIII*): *Systema huiusmodi est evidenter non falsum tantum, sed prorsus impossibile. Nam si datae inscriptionis alphabeticae ignotum est alphabetum, et ignota est lingua, neque a potestate ulla humana intelligi illa potest et explicari. Atque S. de nihilo condit linguam suam hieroglyphicam, non Copticam, non Hebraicam, non Abyssinicam, non Arabicam, non Chaldaicam, de nihilo eruit mille litteras demoticas et similitudine nihili cum mille schematibus hieroglyphicis confert. Iterum impossibile, quia etsi tum lingua, tum potestas schematum hieroglyphicorum esset data, quum singulis schematibus tribuat S. quatuor, quinque, octo, novem potestates diversas, syngrammata fiant omnino indeterminata et indefinita, neque est aliqua potestas humana, quae ea valeat definire et determinare. Ita si tu vis, ut vocem hanc AMO recepto more intelligam, scio quid dicas: sed si vis, ut in A esset etiam potestas B, C, D, E, in M potestas F, G, H, I, L, in O potestas N, P, Q, R, S, neque ego, neque alius quivis homo natus inveniri potest, qui vim vocis definiat et certo capiat.* — Auf die *Chamische* Sprache, welche nach S. den Hieroglyphen zum Grunde liegen sollte, braucht sich Rec. hier um so weniger einzulassen, als S. jetzt die koptische als identisch mit der altägyptischen anerkennt. — Auffallend ist es, dafs keiner von denen, die sich in neuerer Zeit durch Forschungen in Bezug auf die ägyptische Alterthumskunde hervorgethan haben, S. System angenommen hat, und dafs es nur von solchen gelobt worden ist, denen im Grunde kein Urtheil über dasselbe zustand.

**) S. will durchaus *Spohn* als den wahren Urheber dieses Systems betrachtet wissen. Vergl *Rudim. Hieroglyph.* § 2. *p.* 2 folgd.: *Quod sibi videtur hic libellus rationem tradere, qua hierogly-*

gehen erwähnen wir der Angriffe *Champollion's* gegen dasselbe *), die eine Vertheidigung von Seiten *Seyffarth's* hervorgerufen haben, in der nur eine kurze Wiederholung und Anpreisung der von ihm befolgten Grundsätze, nicht aber eine wahrhaft gründliche Nachweisung der Richtigkeit seines Systemes zu finden ist **).

Bevor wir zu den Modifikationen übergehen, welche S. mit seinem Systeme in dem vorliegenden Werke vorgenommen hat, müssen wir einen Blick auf das apotelesmatische Prinzip werfen, welches er in dem ganzen Gebiete der ägyptischen Alterthumskunde zu verfolgen gesucht hat. Die astronomischen Kenntnisse der Aegypter sind unstreitig nicht von der Art gewesen, dafs man den Ursprung der Himmelskunde bei ihnen zu suchen hat: ein Satz, welchen schon *Heilbronner* aufstellte ***) und mit überzeugender Klarheit *v. Bohlen* dargethan hat ****). Indem Rec. die genauere Erörterung auch dieses Gegenstandes einer anderen Gelegenheit vorbehält, genüge vorläufig hier die Bemerkung, dafs die Bewohner des Nillandes schon deshalb keine grofsen Helden in der Astronomie gewesen sein können, weil der Horizont Aegyptens dunstig und den astronomischen Beobachtungen keineswegs günstig ist, wie *Nouet*, der als Astronom der französischen Expedition beigewohnt hat, ausdrücklich versichert *). Gleich viel, ob die Babylonier **) oder irgend ein anderes Volk Schöpfer der rechnenden Astronomie gewesen, so viel ist sicher, dafs selbst dasjenige, was *Herodot* (II, 82) von dem ersten Ursprunge gewisser astrologischer Ideen in Aegypten sagt, nicht einmal die Berücksichtigung verdient, welche auch *Ritter* (*Erdkunde* Th. I. S. 880) dieser Stelle hat widerfahren lassen, am wenigsten aber die Begründung eines Systemes von solcher Ausdehnung begünstigt, als S. dem seinigen gegeben hat.

phica scripta legenda sint, id cuius nomini adscribi debeat, tacere, maxime impium et invidiosum esset. Scilicet Spohnius, vir immortalis meriti, omnia praeparavit, quae ducunt ad intelligentiam etiam hieroglyphicorum. Quodsi concessum ei fuisset, pergere in via, quam ingressus erat, plura Aegyptiorum scripta inspicere, perlegere, inter se comparare, quod mihi contigit, non potuisset, sed debuisset leges etiam invenire, quibus hieroglyphica scriptura constat. Quae quum ita sint, velim has schedas accipiantur tanquam placita Spohnii, vel tanquam fructus, qui ex segete eius prodierunt, quem instauratorem literarum Aegyptiacarum veneramur. — Rec. ist aber geneigt zu fürchten, dafs *Spohn* den gröfsten Theil der in *Seyffarth's* Werken niedergelegten Ansichten und Hypothesen um keinen Preis, als die seinigen anerkannt haben möchte.

*) *Lettre à M. le duc de Blacas d'Aulps sur le nouveau système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth. Florence* 1826. 8. (erschien zuerst italiänisch in der *Biblioteca italiana Oct.* 1826.)

**) *Brevis defensio Hieroglyphices inventae a Fr. A. G. Spohn et G. Seyffarth. Lips.* 1827. 4. *Difesa del sistema geroglifico dei Signori Spohn e Seyffarth. Turin* 1827. 8. *Réplique aux objections de M. Champollion contre le système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth.* Leipzig 1827.

***) *Histor. mathes. univers. p.* 67: *Omnia de Aegyptiorum Astronomia testimonia fabulosa nominari possunt.*

****) A. a. O. Th. II. S. 238—242.

*) *Mémoire sur les antiquités de Denderah* in den *Oeuvres de Volney, Tom.* 5. *p.* 425. (*Ideler, Handb. d. Chronol.* Th. II. S. 594.), *Cuvier, Urwelt übers. v. Nöggerath.* Th. I. S. 163.

**) *Tatian. Orat. ad Graec.* c. 1.: *ἐξεῦρον ἀςρονομεῖν Βαβυλώνιοι, γεωμετρεῖν Αἰγύπτιοι. Porphyr. Prolegom. ap. Brandis vol. IV. p.* 9, a: *τὴν γεωμετρίαν εὗρον Αἰγύπτιοι διὰ τὸ ἀνιόντα τὸν Νεῖλον συγχεῖν τὰ ὁροθέσια αὐτῶν. τὴν δὲ ἀςρονομίαν εὗρον Χαλδαῖοι ὡς καθαρὸν οἰκοῦντας ἀέρα* u. s. w. *Philo de migrat. Abraham. p.* 415. *Hoesch.* Vergl. meine Anm. zu *Aristot. Meteorol. I,* 6, 9. *p.* 393.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

***History of the british Colonies by R. Montgomery Martin. Vol. II. Possessions in the Westindies. London* 1834. 8.**

Die Geschichte Westindiens, wie die einer jeden Colonie, läfst sich von zwei Gesichtspunkten aus behandeln, indem man theils die Colonie nur als solche betrachtet, als Trabant des Mutterlandes in ihren Verhältnissen zu diesem, eine Behandlungsweise, die wesentlich statistisch werden wird, theils in ihr den Keim eines sich bildenden freien Staates, eines werdenden Volkes erblickt. Die letzte Art der Betrachtung ist die wahrhaft historische, und ihre Anwendung auf Westindien mufs um so interessanter und nothwendiger erscheinen, da so eben die Aufhebung der Sclaverei in den englischen Colonien erfolgt ist, ein Ereignifs von erstaunlicher Bedeutung, das in seinen Folgen unvermeidlich zur gänzlichen Aufhebung des Colonialverhältnisses und zur Selbstständigkeit der Colonieen führen mufs, freilich in einer von der bisherigen ganz verschiedenen Gestalt. Allein das vorliegende Werk steht noch ganz auf dem ersten Standpunkt; Martin sieht in den westindischen Colonieen nichts als Anstalten, dem Mutterlande auf eine bequeme und billige Weise Zucker und Kaffee zu verschaffen, und wie er damit die grofsen Ereignisse unserer Tage verbindet, werden wir weiter unten zeigen.

Das Buch zerfällt nach einer sehr oberflächlichen Einleitung, worin von der Entdeckung der Inseln, ihrer Colonisation, der Sklaverei und dergleichen gehandelt wird, in 15 Kapitel, deren jedes die Geschichte einer Colonie umfafst. Den Anfang macht Gujana, dann folgt Jamaïca, und die östlichen Inseln, der Reihe nach von Süden her, den Schlufs bilden die Bahama, die Bermuden und Honduras. Das 16te Kapitel und ein Anhang sind statistischen und politischen Inhalts. Jede einzelne Colonie wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt, auf die Geschichte folgen einzelne Bemerkungen, theils geographischen, theils statistischen Inhaltes. Daher zerfällt das ganze Werk in einen historischen, einen geographischen und einen statistischen Theil.

Von diesen ist der erste Theil der schwächste und trotz dem Titel des Buches ganz unbedeutend; der Vf. giebt sogar öfter zu verstehen, dafs er ihn für einen ziemlich überflüssigen Zierrath halte. (Siehe *p.* 162, 354 u. and. Stellen.) Man findet nichts als einzelne Facta, sehr sparsam, dazu ohne Einsicht und Kritik, namentlich aus Bryan Edwards, noch immer dem Hauptwerke für das englische Westindien, gesammelt und durch seichtes Raisonnement verbunden. Daher fehlt es nicht an Fehlern; die erste Geschichte von Barbados (*p.* 313) giebt alle Mifsverständnisse früherer Schriftsteller wieder; die beiden Angriffe von Shirley und Jackson auf das spanische Jamaïca stellt Martin in 1605 und 1644 (*p.* 144) statt in 1596 und 1635; den Frieden von Breda setzt er in 1688 (*p.* 354), und dergleichen liefse sich viel zusammentragen. Nur die Schilderung der Geschichte des englischen Jamaïca macht eine Ausnahme; hier hat Martin theilweise Auszüge aus dem Staatsarchiv, auch andre handschriftliche Nachrichten benutzt, und man findet einige sehr interessante Thatsachen mitgetheilt, aber auch hier ohne allen Zusammenhang.

Dagegen sind die geographischen und statistischen Theile des Buches ganz anders behandelt, und dafs der Vf. diese für die Hauptsache gehalten habe, zeigt schon der äufsere Umfang, denn im ersten Kapitel nimmt die Geschichte des mit Vorliebe geschilderten Gujanas 4, die übrigen Abschnitte 130 Seiten ein. Was nun die geographischen Theile betrifft, so finden sich allerdings hier und da auch Dinge, die billig Verwunderung erregen; so wird gleich auf der ersten Seite das Centralgebirge von Gujana die Cordilleren genannt, und dafs diese sich bis zwei Grad Ost vom Aequator ausdehnen, ist eine Absurdität ohne Beispiel. Dennoch aber kann man mit dem geographischen Theile des Buches im Allgemeinen nicht unzufrieden sein. Der Vf. hat sich nämlich bemüht, zahlreiche Nachrichten zu sammeln und neben einander hinzustellen. Er hat dazu die meisten und besten Quellen benutzt, *Coleridge* und das *Westindia sketchbook* für die östlichen Inseln, *Hillhouse* und *Hancock* für Gujana, locale Schriften, die in einzelnen Colonieen erschienen sind (wie bei Trinidad, Grenada, Honduras), endlich handschriftliche Nachrichten verschiedener Art. An eine wissenschaftliche Anordnung des Stoffes ist freilich nicht zu denken, auch darf man das hier Gegebene keineswegs für erschöpfend halten, dennoch giebt es bis jetzt keine so reiche Sammlung geographischer Thatsachen für die Kenntnifs Westindiens, und der wissenschaftliche Geograph wird diesen Theil des Buches wohl benutzen können.

Noch gründlicher und befriedigender sind aber die statistischen Theile des Werkes. Der Vf. hat sich in dieser Hinsicht schon mehrfach versucht; der Titel des Buches nennt seine staatswirthschaftlichen Schriften, und auch aus der Geschichte Westindiens scheint hervorzugehen, dafs das Hauptverdienst Martins in der Behandlung statistischer und öconomischer Gegenstände besteht. Daher findet man hier die reichhaltigsten statistischen Data aus den officiellen Quellen der Parlamentsberichte zusammengestellt, und das Ganze bildet eine höchst schätzenswerthe Fortsetzung der trefflichen Sammlungen, welche die schöne Ausgabe der Schriften von Br. Edwards von 1819 enthält. Es wäre nur zu wünschen, dafs der Vf. die Resultate dem Leser klarer und bestimmter vor Augen gestellt, und ihm nicht so oft überlassen hätte, dieselben sich selbst zu construiren. In dieser Beziehung hat er das glänzende Beispiel, das A. v. Humboldt in dem *Essai politique sur l'île de Cube* gegeben hat, lange nicht erreicht.

Was nun die politischen Ansichten des Vf. betrifft, die hierbei recht sehr in Betracht kommen, so gehört er entschieden der Partei an, die Reformen in der Verfassung und Verwaltung will. Daher preiset er die glorreiche Abschaffung der Sclaverei, unterstützt die Forderungen der westindischen Pflanzer um Vermehrung ihrer legislativen Rechte (s. *p.* 251, 255), und streitet für den freien Verkehr und gegen die Zölle auf Colonialprodukte. Dergleichen Ansichten sind nun allerdings von einem gewissen Standpunct aus ganz richtig, allein Martin hat dabei gar nicht begriffen, dafs die von ihm gerügten Mängel nicht aus der Nachlässigkeit oder dem bösen Willen der Regierung, sondern einzig und allein aus dem Colonialverhältnifs selbst hervorgegangen sind, und mit diesem stehen und fallen werden. Hätte er überhaupt den Begriff einer Colonie recht scharf erkannt, so würde er bei jenen Ansichten in Widersprüche gerathen sein, die auf diesem Wege ganz unauflösbar sind, und sich nur dadurch aufheben lassen, dafs man den Zustand einer Colonie mit allen ihren Beschränkungen als einen nothwendigen Durchgangspunkt zu einer höheren Existenz begreift. Bis zu jenem Widerspruche ist Martin aber nicht gekommen; er scheint vielmehr, wie so manche Liberale unserer Zeit, auf der Oberfläche des Stromes fortzuschwimmen, und kramt wohlklingende Phrasen aus, die doch nichts mehr und weniger sind als Phrasen.

Meinicke.

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung).

Die Ansicht des Rec. über die Astronomie der Aegypter ist in den nachfolgenden Worten enthalten, welche *Stuhr* *) über die der Chinesen und Inder ausgesprochen hat: „*Eine gründliche Untersuchung lehrt, dafs allerdings die Chinesen und Inder seit sehr alten Zeiten ihren Blick der Beobachtung des gestirnten Himmels und der Erscheinungen desselben zugewendet haben, dafs indefs von einem ursprünglichen Zusammenhange und einer ursprünglichen gemeinsamen Quelle der Sternkunde der östlicheren und westlicheren Völker, ja selbst nur der Chinesen und Inder so wenig die Rede sein dürfe, wie davon, dafs Chinesen und Inder durch sich selbst in eigenthümlicher Entwickelung ohne fremden Einflufs von Westen her es auch nur zu einer gewissen Art von wissenschaftlicher Ausbildung der Sternkunde gebracht hätten. Ueberall auf der Erde, unter allen Völkern hat man sehr frühe schon angefangen, die Erscheinungen des gestirnten Himmels zu betrachten. Dies ist indefs überall nach sehr verschiedenen Auffassungsweisen geschehen, und es sind dabei, um die Erscheinungen zu ordnen, sehr verschiedene Verfahrungsweisen in Anwendung gekommen. Anders fafsten in ihrer Betrachtung die Chinesen die Erscheinungen des Sternhimmels auf, als die Inder, und anders wiederum als diese die Aegypter, Chaldäer und Griechen. Zu einer eigentlich wissenschaftlichen Ausbildung der Sterkunde indefs, wodurch eine Berechnung der Bewegungen der Himmelskörper möglich wird, ist es erst in Alexandrien gediehen, und die durch Hipparch geordnete Wissenschaft ist auch den Chinesen und Indern zur Quelle höherer Ausbildung ihrer Sternkunde geworden.*" Dafs dies auch von den Aegyptern gelte, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, dafs weder Hipparch noch irgend ein anderer griechischer Astronom jemals auf ägyptische Entdeckungen eingegangen ist, sondern dafs er im Gegentheile sich der genauen babylonischen Beobachtungen der Finsternisse bediente und ganz den Chaldäern folgte *).

Nichtsdestoweniger hegt S. die Ansicht, dafs ein astrologisches Princip allen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen in dem alten Aegypten zum Grunde gelegen habe und baut zu diesem Zwecke in dem ersten Abschnitte seines Werkes (Heft II) das Gebäude der Apotelesmatik, wie es uns in einzelnen Fragmenten bei älteren und jüngeren Schriftstellern des klassischen Alterthums erhalten sein soll, von neuem auf, und trägt es auf die graue Vorzeit der Pharaonenherrschaft über, welche kaum einen Baum pflanzen durften, ohne Rücksicht auf astrologische Vorstellungen zu nehmen **). Aber bei dem Aufbaue dieses Systemes ist er genöthigt, zu den willkührlichsten Hypothesen, zu

*) *Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indern und über den Einflufs der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung.* Berlin 1831. 8. S. 7 folgd.

*) *Ideler, Histor. Untersuch. über die astron. Beobacht. d. Alten* S. 165 folgd. *Handb. d. Chronol.* Th. I. S. 199—206.

**) Diefs dürfte aus den Worten *p.* 174 folgd. hervorgehen: *Diserte autem tradit Strabo* (*XVII*, *p.* 610), *palmam non nisi in Thebaide crescere; quo innuit,* ♃, *Oecodespotae* ♓ *sacram esse hanc arborem.* Weil nämlich in der Thebais Diospolis lag.

den gewagtesten Erklärungen seine Zuflucht zu nehmen, und Rec. will an einigen Beispielen, auf die er sich hier des Raumes halber beschränken muſs, nachweisen, wie sehr man irren würde, wenn man die Ansicht hegen wollte, daſs das, was *Seyffarth* vorbringt, aus den alten Schriftstellern entlehnt sei, wie falsche Citate, Widersprüche aller Art, Inconsequenzen in der Darstellung, Verstöſse gegen die Logik und ähnliche Vergehen auf einander folgen.

Die Herrscher der drei Jahreszeiten (S. 14 § 7.) beruhen nur auf Vermuthung; denn in der Stelle des *Proclus* p. 56, welche S. anführt, ist nur von den Herrschern der Trigonen die Rede. — Aus den Worten des *Laurentius Lydus* p. 87 (S. 19. § 13.): *τὸν δὲ τέταρτον* [*μῆνα*] *κατὰ τὴν τῶν ϛοιχείων φύσιν τῷ τετάρτῳ ἀριθμῷ ἀνέθεντο, τουτέϛιν Ἀφροδίτῃ· ἡ γὰρ τοῦ παντὸς αἰσθητοῦ φύσις ἐκ τεσσάρων ἐϛὶ ϛοιχείων, αὕτη* (bei Schow steht *αὐτή*) *δ' ἂν εἴη κατὰ τοὺς φυσιολόγους Ἀφροδίτη* — folgt nicht, daſs ♀ das Dominium der Tetragonen mit ☿ getheilt habe, wie S. annimmt. — Woher hat S. die Horokratoren S. 36? Hier führt er als Herrscher der oberen Hemisphäre ☉ auf, während S. 13 ♂ angegeben wurde. S. 40 §. 32., wo des ägyptischen Namens für die Epagomenen *pi abot ànkudji, der kleine Monat*, hätte Erwähnung geschehen müssen, konnte die vierte Kolumne, welche angebliche Etymologien der ägyptischen Monatsnamen enthält, füglich weggelassen werden. Etymologien sind nur dann brauchbar, wenn Worte auf bekannte Stammsylben, aus denen ihre ursprüngliche Bedeutung erhellt, zurückgeführt werden: nicht aber, wie dies hier geschehen ist, auf beliebig angenommene Sylben, deren Werth und Bedeutung gänzlich unbekannt ist. So wird *thòut erklärt* (denn daſs sich die Ueberschrift der Kolumne: *explicatio* nicht bloſs auf die beigefügten römischen Monatsnamen bezieht, erhellt aus p. 82 folgd.) durch *thuots*. Was bedeutet dieses Wort? Kann dies Hr. S. angeben? *thōt* entspricht dem griechischen *εὐκρασία* (La Croze p. 26). *paopi* oder *paōpi* wird *erklärt* durch *pa* und *ōfi* (ersteres heiſst *mein*, letzteres *strafen, züchtigen*) oder durch *pa* und *ōv*, wovon letzteres den *Salat* bedeutet. Vielleicht ist der Name herzuleiten von *phe Himmel* und *ovi dursten*, wofür auch *ive* gefunden wird. Im Sahidischen Dialekte steht *pe* für *phe*. Ferner *athōr* soll heiſsen: *ha ts ōr*. Aber letzteres ist kein koptisches Wort. Auch Rec. kann keine einiger Maaſsen genügende Etymologie des Namens *Athyr* angeben. Doch ist die untrennbare Negation *at* im Anfange des Wortes nicht zu verkennen, und in dem letzteren dürfte man leicht *ri Sonne* sehen, so daſs das Ganze dem griechischen *ἀνήλιος* entspräche, etwa *Wolkenmonat* *). *Choiak* soll bedeuten *chā iok*. *chō* oder *cha* heiſst *stellen, legen:* aber *iok*? In dem Anfange möchte wohl *chhae, der letzte* liegen und in dem übrigen *hōu Regen*. *Tōvi* zerreiſst S. in *ti uve*, was kein koptisches Wort ist. Der Name dieses fünften Monats hängt offenbar mit *tiu fünf* zusammen. *Mechir* oder *àmschir* wird hergeleitet von *mokh* und *ōr*. Letzteres ist, wie schon bemerkt worden, gar kein ägyptisches Wort, und ersteres bedeutet *Traurigkeit*. Was soll dies zur Erklärung des Monatsnamens? Wir geben die von uns mitgetheilten Andeutungen zur Erklärung einiger Monatsnamen für nichts anderes, als was sie sein sollen, für *Vermuthungen*, von denen jedoch die ersten der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürften **): wollen uns aber bei den übrigen nicht aufhalten, obwohl es nicht schwer ist, *bessere*, wenigstens verständlichere und zu einer Bedeutung des Wortes führende Etymologien der Namen zu geben, aus denen S. sich bemüht hat, den in jedem Monate herrschenden Planeten herauszuerkennen. Untersucht man die Namen in dieser Beziehung genauer, so führt folgende Betrachtung leicht auf die Grundlosigkeit der *Seyffarthschen* Annahme. Er sagt: *Domini mensium, quamquam ab Herodoto, qui obiter de iis loquitur, non afferuntur, facile tamen eruuntur ex eorum nominibus*. Aus dem Namen *Athyr*, den er, wie schon bemerkt worden, *ha ts ōr* schreibt,

*) Die Wolken kommen im oberen Aegypten nur im Sommer nicht vor. Vergl. *Meteor. veter. Graec. et Roman. p.* 106, besonders die daselbst angeführte Stelle aus *Aristides Tom. II. p.* 339.

**) Man wird einwenden, daſs die Aegypter ein *bewegliches* Jahr gehabt haben, dessen Monate allmälig alle Jahreszeiten durchliefen, und daher von Andeutungen an die atmosphärische Beschaffenheit der einzelnen in den Monat-Namen nicht die Rede sein könne. Aber sicherlich glaubte der Urheber des äegyptischen Jahres sich genau an die Bewegung der Sonne angeschlossen und eine feste Zeitrechnung aufgestellt zu haben. Erst späterhin erkannte man dann die Beweglichkeit, nachdem die Monate sogleich beim Beginnen dieser Zeitrechnung jene Namen erhalten hatten. Ich hoffe, daſs meine Worte nicht so miſsverstanden werden, als ob ich glaubte, daſs die Aegypter jemals ein festes Jahr gehabt hätten, wie *Rhode* u. a. annahmen. S. *Ideler, Handbuch der Chronolog*. I. S. 174 folgd.

leitet er nun z. B. her, dafs ♂ der herrschende Planet desselben gewesen sei. Aber wenn ein Name heraus zu erkennen ist, so ist es der des Horus ŏr, von dem es p. 106 heifst: *Profecto Horus nunc* ☉, *nunc* ♀, *nunc* ☿, *nunc horum possessiones exprimit*, was p. 107 folgd. durch Stellen belegt wird; und p. 194 wird Horus als Name des ☿ aufgeführt, so wie p. 191 unter denen der ☉, und p. 195 unter denen der ♀. Woher ist nun ♂ der herrschende Planet dieses Monats? Die Zeichen des Thierkreises, denen die einzelnen Monate entsprechen, leitet S. aus der Erzählung bei *Plutarch* her (*de Isid et Osirid.* p. 377), dafs Isis sich im Monate Paophi schwanger gefühlt und zur Zeit des Wintersolstitiums den Horus geboren habe. In dem Monate, welcher dem Paophi vorherging, im *Thoth*, war sie also noch Jungfrau, *folglich* entspricht der *Thoth* dem Zeichen der Jungfrau. Anders sind die Worte p. 41 nicht zu verstehen: *Caeterum mensem Thoth respondere signo* ♍ *ex eo claret*, *quod Aegyptii tradunt*, *Isidem* (☽) *mense Paophi* (♎) *se gravidam vidisse, eamque Horum sive* ☉ *ex solstitio hiberno prodeuntem sub solstitium hibernum peperisse.* Heifst dies aber nicht das alte Aegypten zu einem Tollhause machen? — S. 41 §. 33. Ueber die Planeten, unter deren Herrschaft die 52 Wochen des Jahres gestanden haben, ist nichts bekannt. Also mufs S. wiederum zur Konjectur seine Zuflucht nehmen, und zwar scheint ihm die naturgemäfseste, dafs die Planeten in derselben Ordnung herrschten, in der sie auf einander folgten (☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄), dafs also die erste Woche dem ☽, die 52ste der ♀ entsprochen habe. Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, dafs die erste Woche des nächsten Jahres abermals dem ☽ und die 52ste wieder der ♀ entsprochen, sondern dafs die Reihe der Planeten im nächsten Jahre mit der ☉ begonnen und mit ♃ aufgehört habe: so dafs derselbe Cyklus in je sieben Jahren wiedergekehrt sei, wie auch *Fourier* annahm. — S. 45. Um eine Vermuthung zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu erheben, erhält *Plinius* das Prädikat *diligentissimus antiquitatis scrutator*. So heifst *Eusebius* p. 79 zu gleichem Zwecke: *egregius antiquitatis scrutator*; und *Sextus Empiricus* wird gar p. 56 *venerandus Pater* (d. h., wenn ich es recht verstehe, *der hochwürdige Kirchenvater*) genannt! — Auch die in den verschiedenen Tagesstunden herrschenden Planeten sind S. 44 blofs nach Vermuthung angegeben. — Im § 38, S. 45 wird über die Eintheilung der Stunden in kleinere Zeitabschnitte, Minuten (*ni nau*) und Secunden (*han siu*) gesprochen, und abermals durch blofse Vermuthung der in jedem einzelnen dieser kleineren Zeitpunkte herrschende Planet angegeben. Wozu nun am Ende des § 37 die Worte: *Caeterum coniicere licet, Aegyptios alias quoque diei partes fecisse praeter noctem et diem, trihoria et horas, quas pro more suo diis planetaribus subiicerent; praesertim quum eclipticam in minutas adeo partes diviserint, atque astrorum motus accuratissime cum temporum lapsu cohaereant: sed de his nihil certi a veteribus traditum legitur.* Denn, was in diesen Worten als Vermuthung hingestellt wird, ist in dem folgenden Paragraphen als Gewifsheit gegeben; oder ist vielleicht noch eine andere, abstrusere Zeitabtheilung gemeint? — Von S. 58 bis S. 67 ist ein Verzeichnifs der einzelnen Planetenattribute gegeben. Wie unkritisch dasselbe aus allen Schriftstellern, die diesen Gegenstand behandeln, zusammengetragen ist, geht aus einigen Beispielen hervor. S. 64 werden unter den *eventus*, *actus*, *conditiones* des Planeten ♀ aufgeführt: *liciti et illiciti coitus*, *adulteria*, *stupra*, *coitus*. S. 59 unter *Facultates et affectus animi* des ♄ werden aufgezählt: *malignitas*, *nequitia*, *perfidia*, *vilitas*, und so noch eine ganze Reihe einzelner Untugenden. Directe Gegensätze kommen ebenfalls vor, ohne dafs die Fälle, unter denen dieselben eintreten können, näher bezeichnet wären; z. B. S. 60: *aequitas*, *iustitia*, *ardor crudelitatis*, *ultionis aviditas*. Wiederholungen sind ebenfalls nicht vermieden. S. 62 werden unter den *eventus*, *actus*, *conditiones* des ♂ aufgezählt *gibbosi* und unter der Rubrik: *imperium et patrocinium* finden sich ebenfalls *gibbosi*. Die Diebe gehören zu dem *imperium* des ♄ (S. 60) und zu demjenigen des ♂ (S. 62), ohne dafs diese gemeinschaftliche Herrschaft angedeutet worden wäre. Beispiele letzterer Art sind besonders häufig; z. B. S. 62 unter *imperium* ♂: *epar* (*cum* ♃), und S. 65 unter *imperium* ♀: *epar* ohne weitere Bemerkung. Die *mercatores* stehen S. 65 unter ♀ und unter ☿ (S. 65 unter *opificia et artes* und S. 66 unter *imperium et patrocinium*): ebenso *oratores* S. 64 unter ♀ und S. 65 unter ☿. Unter der grofsen Anzahl von Beweisen, mit wie geringer Sorgfalt dies ganze Verzeichnifs kompilirt worden ist, haben wir nur einige der am meisten in die Augen fallenden ausgesucht, und überlassen es dem Leser diese Beispiele um das zehn- und mehrfache zu vervielfältigen.

Zwar hat der Verf. selbst § 54, S. 67 folgd. einige Bemerkungen und eine Tabelle über die Verwandschaft und gemeinschaftliche Herrschaft mehrerer Planeten gegeben: aber ohne auch nur einigermaſsen auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können, die hier vor Allem zu erwarten war. — Daſs die Götter ursprünglich Repräsentanten der Planeten gewesen seien, und auf diese Weise der Uebergang vom Monotheismus zum Polytheismus erklärt werden müsse (S. 55 § 46), sucht S. durch die Uebereinstimmung der ursprünglichen Annahme von sieben Göttern und anderen Behauptungen und mythologischen Dogmen bei vielen Völkern nachzuweisen. Hierbei bedient er sich unter anderen einer Stelle des *Firmicus* (*Astronom.* I, 4. p. 14), wo der Planet ♃ *habitator rupis Tarpeiae* genannt wird, und schlieſst daraus, daſs also der kapitolinische Jupiter ursprünglich nichts anderes als der Repräsentant des Planeten ♃ gewesen sei. Wenn Rec. ihm auch letztere Annahme für den Augenblick nicht weiter streitig machen will, so ist doch so viel klar, daſs aus den Worten eines so späten und abstrusen Schriftstellers (von dem es freilich S. 67 § 54. heiſst, daſs er wie alle apotelesmatische Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthumes vor Augen gehabt habe *Aegyptios magistros eosque antiquissimos, immo astronomiae auctores, ut ipsi profitentur*, wie wohlweislich hinzugefügt wird), der überall bei Erwähnung des Jupiter den Planeten ♃ zu finden und zu erkennen glaubte, eine solche Schluſsfolge nicht gezogen werden könne. Vielmehr ist es glaublich, daſs der Planet ♃ als Schützer und Beherrscher des Tarpejischen Felsens erst dann angenommen worden ist, als die Astrologie, bei näherer Berührung mit Aegypten, besonders unter den Kaisern, festen Fuſs in Rom gefaſst hatte. Ursprüngliche Deutung des Kultus war dies sicher nicht. Rec. bemerkt bei dieser Gelegenheit, daſs der Verf. an vielen Stellen seines Werkes die heterogensten Gegenstände nach der seit *Creuzer* besonders in Aufnahme gekommenen Methode zusammenmengt und oft aus einzelnen Annäherungen Schluſsfolgen zieht, die er dann als sichere Gewiſsheit hinstellt. Wir rechten deshalb nicht mit ihm. Wer ein System aufbauen *will*, sei es ein neues, sei es, um ein verlorenes wiederherzustellen, muſs zu diesen Annäherungen, zu mannigfachen Kombinationen, als einer der reichsten Quellen für seine Vermuthungen, seine Zuflucht nehmen: und wenn er dann als positive Gewiſsheit dasjenige hinstellt, was in seiner Ueberzeugung positive Gewiſsheit geworden ist, nachdem es ihm gelungen, Harmonie in dem Gebäude durch eine Reihenfolge in einander greifender Konjekturen hervorzurufen, so erkennen wir darin nur die Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes wieder, sich selbst als den Mittelpunkt des Ganzen und die eigene Ueberzeugung als die einzig richtige und wahre zu betrachten; und sind weit davon entfernt, die Täuschungen, denen er wohl selbst unterlegen, als absichtliche und mit Bewuſstsein zur Abründung des Systemes hervorgerufene zu bezeichnen. — S. 76 wird gesagt, daſs das Gestirn des Gottes כִּיּוּן *) der Planet ♄ sei. Aber §. 21, S. 198 folgd. ist dieser Name unter den Benennungen des ♄ nicht erwähnt, auch finden die Worte: *Astrum vero* כִּיּוּן *est* ♄ *planeta* durchaus keine weitere Begründung. Die Vermuthung ist aus Vergleichung der Stelle *Act. Apost.* VII, 43. hergeleitet, wo in ähnlicher Beziehung der Gott Ῥεμφάν erwähnt wird, welcher, nach der koptischen Handschrift L der Königl. Par. Bibl. (vergl. Seyff. S. 12) *rephan* oder *rīphan*, den ♄ bedeutet. — Wie der Verf. sich der Stellen der Alten zur Gewährleistung seiner Behauptungen bedient, geht aus folgendem Beispiele klar hervor. Es heiſst S. 77: *Quid dicam de eo, quod Homerus ipse Oceanum dicit lavacrum Deorum, scilicet planetarum, signorum Zodiaci et reliquarum stellarum* (Iliad. α', 423. Hymn. in Lun. v. 7)? *Quotidie enim sidera caeli ad Oceanum Homericum descendunt eoque lavantur. Annon clarum est, etiam ex Graecorum, quippe ab Aegyptiis doctorum, sententia non esse Deos praeter planetas et Zodiaci partes?* Wenn auch die letzte der beiden angeführten homerischen Stellen allenfalls hieher gezogen werden kann, ob sie gleich nichts anderes enthält, als ein bei den Dichtern aller Völker selbst denen, die an keine Planetengötter glauben, ganz gewöhnliches und nahe liegendes Bild **), was soll in aller Welt hier die Stelle *Iliad.* α', 423, wo es heiſst:

Ζεὺς γὰρ ἐς Ὠκεανὸν μετ' ἀμύμονας Αἰθιοπῆας
Χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα — — —

---

*) *Amos.* V, 26. Was unter den übrigen Stellen *Deuter.* IV, 19. *Hiob* XXXI, 26. 27. *Exod.* VIII, 25. 26. sollen, ist nicht wohl einzusehen.

**) Man vergleiche z. B. die Sage von dem Herthabade bei *Tacit. German.* c. 40.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 44.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniſs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Und nun angenommen, daſs an diesen Stellen und überhaupt bei griechischen Dichtern der Oceanus als Bad der Götter bezeichnet wurde, nach welcher Schluſsfolge soll hieraus hervorgehen, daſs die Griechen keine andern Götter gekannt haben, als die Planeten und die Zeichen des Thierkreises? Könnte man nicht mit Recht die Anführung solcher Stellen *gewissenlos*, die Zulassung solcher Argumentationen *vernunftwidrig* nennen? Und, wie durch Aufdeckung dieser Verfahrungsweise das ganze System über den Haufen stürzen muſs, geht aus *Seyffarth's* eigenen Worten hervor. Denn er fährt fort: *Iam haec gravissima sunt. Ab hoc enim argumento* (der Behauptung, daſs die Aegypter *keine* anderen Götter gekannt haben, als die Planeten und Fixsterne) *tota pendet explicatio scriptorum astronomicorum, quotquot supersunt, Aegyptiacorum.* — Die Zweideutigkeit der Planetenattribute und Götterbezeichnungen, die Unbestimmtheit in Hinsicht auf die Beziehungen, welche zwischen den Götternamen und ihren astronomischen Bedeutungen obwalten, wird von dem Vf. S. 79 mit folgenden Worten aus dem Wege geräumt: *Theologiam in mysteriis habitam fuisse apud Aegyptios quis est qui ignoret? Atque haec est mysteriorum veterum ratio, ut ambiguitate impediat novitios atque profanos. Quod egregie exposuit Meyerus, Vir S. V. (Blätter für höhere Wahrheit V p.* 113). Also nur den Eingeweihten sind alle diese Beziehungen klar? Vielleicht gehört der Vf. zu denselben, will aber die Mysterien nicht den Profanen, zu denen wir uns rechnen, mittheilen. Und dann zum Schlusse die hochtrabende Phrase: *Nulla vero est ambiguitas, quin in se ipsa habeat solutionem suam*, was soll sie hier? was bedeutet sie? Ist sie nicht absichtlich in das Gewand des Dunkels gehüllt, damit der Leser den Zahlpfennig für klingende Münze nehmen soll? Es klingt, als ob in diesem Scheinargumente eine Lösung (*solutio*) der Schwierigkeit liegen solle, und — *fato invido carbonem pro thesauro invenimus.* — Besonderen Scharfsinn hat S. an den Tag gelegt, wo er durch sinnreiche Kombinationen dem Labyrinthe eine astronomische Bedeutung ertheilt. Aber, wie läſst es sich mit einander vereinigen, wenn er äuſsert S. 91: *Longum hoc aedificium cum divisionibus suis et caelestibus et geographicis Aegyptiacis, non ab oriente ad occidentem, ut zodiacus pergebat, sed, ut ipsa Aegyptus a meridie ad septentrionem*, und dann weiter unten sagt: *Ergo Labyrinthus imago zodiaci atque Aegypti.* Auch scheint schon darin ein Widerspruch zu liegen, daſs es den Thierkreis dargestellt habe und dennoch *nur* der ☉ heilig gewesen sei. — Was soll ferner zu den Worten: *Hanc ob causam recte veteres iterum iterumque monuerunt, Aegyptiorum deos quosdam ad Nilum ortos esse* das vage Citat *Homer Il.* 14 in Anm. 75? Uebrigens findet sich in der ganzen Rhapsodie nichts hieher gehöriges. Aber dies ist des Vfs. Art zu citiren. So wird angeführt p. 20 not. 56: *Manilius c.* 8. *p.* 168. — p. 17. l. 2. *Manilius p.* 170. vergl. p. 57. not. 26. u. s. w. — p. 4: *Simplicius de caelo Lib. II. c.* 46. *p.* 123. *l.* 18. — p. 99: *Lucian. Tox. Hom. Od.* k. 277. *Op. II, p.* 75, diplomatisch genau! — p. 146: *ut Ovidii locus docet Met. V. f.* 5. — Andere Beispiele unten. Rec. macht sich anheischig, auf jeder Seite des Buches mindestens fünf falsche Citate nachzuweisen, wenn wenigstens acht Citate überhaupt auf

derselben vorkommen. — Zur Erläuterung der astronomischen Eintheilung Aegyptens (S. 92 folg.) bedient sich S. eines alten Monumentes im Turiner Museum. Rec. bedauert über die Richtigkeit der Auslegung gar nicht urtheilen zu können, da S. anstatt eine getreue Abbildung des Denkmales zu geben, es vorgezogen hat, nur eine Darstellung seiner in dasselbe hineingetragenen Erklärung mitzutheilen, wie sich aus den Worten der Anmerkung 79 ergiebt: *vide infra Tab. II. No. II., ubi periculum fecimus*, 12 *singulas Aegypti provincias ad* 12 *signa referendi.* Man ist also keineswegers berechtigt, in jener Abbildung das zu suchen, was die Ueberschrift erwarten läfst: *Specimen Geographiae Aegypti Mythologico-Astronomicae in altari regii musei Taurinensis repertum*, sondern nur einen Erklärungsversuch *Seyffarth's.* Das Denkmal gleicht in dieser Gestalt dem interpolirten Werke eines alten Schriftstellers. Wie sehr hier noch alles schwankend sei, geht aus Vergleichung dessen hervor, was über dasselbe Denkmal *Champollion* (*Seconde Lettre à M. le Duc de Blacas* p. 111) bemerkt hat. Beide stimmen nicht einmal in Erklärung der Namenskartouche überein; indem ersterer den Namen des Königs *Seth*, letzterer den des Königs *Arthoout* gelesen zu haben meint. Um so nothwendiger erschien eine getreue Abbildung des Monumentes. S. sucht im ferneren Verlaufe die von ihm angenommene Darstellung des Verhältnisses zwischen der Eintheilung Aegyptens in Provinzen und des Thierkreises in Zeichen durch Stellen der alten Schriftsteller zu rechtfertigen und zu bestätigen. Er berücksichtigt die Angaben über Memphis und Theben, welche zunächst lagen, und über die wohl gerade am wenigsten ein Zweifel obwalten konnte, und fügt dann hinzu: *Quae quidem omnia adeo consentiunt cum Geographico Taurinensi, ut vix opus sit, aliarum urbium exempla afferre.* Und doch war es gerade hier von der gröfsten Wichtigkeit, diese Beispiele beizubringen und durchzuführen. Warum verschmähte er den Triumph, sein System durch eine Reihe glänzender Beweise zu bestätigen? Ehe uns die Schuppen von den Augen fallen sollen, müssen wir den Vf. ersuchen, uns mit dieser kleinen Nachlese aus seinem Füllhorne bekannt zu machen. Bei dieser Gelegenheit ein Wort über die ganze Eintheilung Aegyptens nach dem Muster des Thierkreises *), welche der Vf. bis in die kleinsten Einzelnheiten verfolgt. Ist es denkbar, dafs ein Volk so gänzlich seine Selbstständigkeit einer Grille seiner Priester aufopfern könne, wie dies in Aegypten geschehen sein müfste? Zugestanden, dafs die Herrschaft der Priester so unumschränkt gewesen, dafs sie bei den inneren Einrichtungen allein eine Stimme gehabt hätten, ist es glaublich, dafs diese bis in das Kleinliche gehende Eintheilung diejenige so gänzlich verdrängt haben könne, welche nicht sowohl die frühesten Bewohner des Landes, als der Gang der Verhältnisse geschaffen und bedingt hatte? Und wie war, fragen wir, überhaupt ein so verwickeltes System ausführbar? Ja, was noch mehr sagen will, seine Entstehung selbst ist unerklärbar. Sie setzt die vollkommene Ausbildung jenes apotelesmatischen Systemes voraus, was sicherlich nicht das Werk eines Augenblickes, sondern einer langen Reihe von Jahren und Jahrhunderten war. Dies vorausgesetzt, wie ist es denkbar, dafs der Kultus einzelner Gottheiten an Orten, die als Handelsplätze und eben durch diesen an die Oertlichkeit geknüpften Kultus eine hohe Wichtigkeit erlangt hatten, wie dies *Heeren* so überzeugend dargethan und entwickelt hat, durch die Laune eines Systemes, wenn auch nur allmählig unterdrückt worden sei, um dem irgend einer anderen, dem Systeme zufolge an diesen oder jenen Ort hingewiesenen Gottheit Platz zu machen? Vielleicht aber bestand diese ganze Eintheilung nur theoretisch, in den Köpfen der Priester, ohne jemals praktisch in Ausführung gebracht worden zu sein; vielleicht war sie nur ein Theil des astrologischen Systemes zur Berechnung der Nativitäten und anderer Ereignisse; vielleicht glich sie der Eintheilung nach natürlichen Gränzen, wie sie in unseren neueren Geographien dargestellt ist, die, wenn auch in der Natur vorhanden, doch von den Völkern selbst nicht beobachtet und berücksichtigt werden! vielleicht war sie ein Gegenstand des Kultus geworden, als die Priesterkaste sich zur Einheit der Idee erhoben hatte? Alles dies, wenn es auch allenfalls annehmbar wäre, stimmt nicht mit des Vfs. Ansichten überein, der von einer durchgreifenden Ausführung bei allen vorkommenden Gelegenheiten spricht. Aber hierin, wenn es sich um die Annahme von etwas mehr, als einer künstlich systematischen Eintheilung handelt, müssen wir bestimmt

*) Aus der Hauptstelle bei *Diodor. Sicul.* I, 54 geht nichts für ein apotelesmatisches Princip hervor, welches bei der Eintheilung befolgt worden wäre. Vergl. *Champollion, L'Égypte sous les Pharaons*, *Tom.* I, *p.* 70.

dem Vf. widersprechen, indem uns die Möglichkeit einer solchen wirksam in das Leben eines ganzen Volkes eingreifenden systematischen Grille (und weiter war sie denn doch am Ende nichts) nicht einleuchten will. S. geht so weit, dafs er die einzelnen Nomen als durchaus von gleicher Gröfse, die Abstände der gröfseren Städte als vollkommen gleich annimmt (S. 96) und sich in dieser Beziehung auf *Herodot* II, 109 bezieht, wo nichts von *dem* steht, was er gefunden haben will, dafs sich nehmlich die Eintheilung in Nomen auf geometrische Vermessungen gegründet, sondern nur dafs jeder Einwohner des Landes gleiche Antheile Landes zugemessen erhalten habe. Was S. noch hinzufügt: *Hoc autem per se intelligitur, in maximis Aegyptiorum urbibus et dominum aliquem signi vel provinciae, et Decanum aliquem vel Nomarchum cultos fuisse. Quod veteres etiam testantur,* — hätte wohl verdient durch einige Beweisstellen belegt zu werden. — In seinen Etymologien ist der Vf. überaus unglücklich, wie Rec. schon oben an einigen Beispielen nachgewiesen hat. Wir könnten als ferneren Beleg die Zergliederung der Namen der ersten ägyptischen Herrscher, welche *Manetho* angiebt, anführen, die er auf die Planeten zurückzuleiten versucht (S. 83): müssen uns aber der Kürze halber auf einige andere, weniger Raum erfordernde Beispiele beschränken, aus denen zugleich erhellt, wie der Vf. der koptischen Sprache nur in sehr geringem Grade mächtig ist. Er leitet S. 81 Ἑρμῆς von *er — mai, mii, mī, purum, verum esse*, oder von *ŏr* und *mao* (*auro abundare*) her. Aber das Wort *mao* ist Rec. gänzlich unbekannt. *Ueberflufs haben* heifst entweder *schau* oder *er — huo*. Rec. kann, wenn es sich um eine etymologische Deutung handelt, in dem Ἑρμῆς nur den *gerechten Horus ŏr—mii* erkennen. Das lat. *Sol* soll nach S. aus *siu Stern* u. *li* oder *la*, dem memphitischen *ri* oder *ra*, die *Sonne*, bestehen. Und doch sagt Seyff. S. 80: *De nominibus Deorum Aegyptiacorum Jablonskius disputavit in Pantheo suo, quorum multa nimis incerta esse videntur: certiora infra afferantur!* Als Name der ♀ wird S. 11 not. 40 angegeben *surot* oder *surōth*, was durch *Stern des Bären* erklärt wird. Der *Bär* heifst koptisch *laboi* [*Klaproth, Examen crit. des travaux de M. Champollion.* Paris 1832, 8. p. 117) oder *tarex* nach *Zoëga, Catal. Cod. Copt.* p. 530, wovon letzteres nach der sinnreichen Ableitung *Klaproth's* mit dem griechischen ταράσσειν und τάραξις zusammenhängt, also jedes Raubthier bezeichnen kann. Da *rōt* dem griechischen ἐπανατέλλειν entspricht (Ps. LXIV, 10), so möchte wohl *surot, surōth,* [*surōt*] geradehin *Morgenstern* bedeuten, wofür sich Ps. CIX, 3 der Ausdruck *pi siu ănte hanatoui*, ἀστὴρ τοῦ πρωΐ findet *). *djīri* scheint nicht für sich allein eine *Stele* bedeutet zu haben, was S. p. 4. not. 22 annimmt, wie aus dem Ausdrucke *djīri ănschhai* erhellt (*Exod.* XXIII, 24).

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIV.

Die Metrik der Griechen und Römer. Ein Handbuch für Schulen und zum Selbststudium von Dr. Eduard Munk, Inspector der Kön. Wilhelmsschule zu Breslau. Glogau und Leipzig, in der Verlagshandlung von Carl Heymann. 1834.

Als noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts Gottfried Hermann die Metrik zuerst als selbstständige philologische Disciplin einführte, und besonders in den *Elem. doctr. metr.* ausführlicher darzustellen versuchte, regte er nicht sowohl ein specielles Interesse für dieselbe auf, das zu einer selbstständigen Begründung und Weiterbildung ins Einzelne hätte führen können, als er vielmehr durch die reichen Mittheilungen scharfsinniger und geistvoller Vorschläge zur Wiederherstellung der alten Dichter umgestaltend auf die Kritik dieser zu wirken begann. So bedeutend, ja gewissermafsen Epoche machend diese Leistung Hermanns in der Geschichte der neuesten Entwickelungsversuche der philologischen Wissenschaft dasteht, so ist doch nicht zu verkennen, dafs ihn selbst eben mehr der unmittelbare praktische Zweck, durch Ergründung dieser Materie ein neues Mittel zur Emendation der alten Dichter, namentlich der scenischen, zu gewinnen, leitete, als das Bestreben, die Metrik als Erzeugnifs des künstlerischen Geistes, als eine lebendige Kunstform zu begreifen. So war es, um mich des Ausdrucks zu bedienen, mehr die angewandte, als die reine Metrik, auf die seine Bestrebungen sich richteten, denen wir auch eine Fülle feiner Bemerkungen, kritischer besonders, zu verdanken haben. Nur zu bald trat jedoch der Cirkel ein, der, wenn irgendwo,

*) Hr. Prof. *Kosegarten*, berühmt als einer der gründlichsten Kenner orientalischer Litteratur, hat die Güte gehabt, mir eine andere Etymologie des Wortes *surot* mitzutheilen. Er ist nämlich der Ansicht, dafs es mit dem Arabischen زُهَرَةٌ *glänzend* (was auf den *Morgenstern* übertragen worden ist), von der Wurzel زهر *glänzen*, abzuleiten sei. Diefs könnte eine neue Bestätigung für den Zusammenhang der alt-ägyptischen Sprache mit den semitischen abgeben, wenn es derselben noch bedürfte. Jedenfalls hielt es Rec. für seine Pflicht, diese geistvolle Etymologie neben der seinigen hier anzuführen.

auf dem Gebiete der Philologie zu Hause ist. Kritik und Metrik bedingten und beengten sich wechselseitig so, und griffen so die eine in die Sphäre der andern ein, dafs oft genug das eine Element sich dem andern unterordnen und opfern mufste. Manche geistreiche Emendation begründete eine metrische Voraussetzung, und man mufste mit jener, aus anderweitigen Rücksichten gern angenommenen auch diese gelten lassen, so wie umgekehrt mancher metrische Canon eine Emendation hervorrief, die wohl ohne ihn nicht eben wäre gebilligt worden. Immer mehr und ungehöriger drängte sich das, offenbar in diesem Falle nur *dienende* kritische Moment hervor, und bezwang dasjenige, um dessentwillen es geübt ward. — Die fast gleichzeitigen Versuche Vossens und später Apels, obgleich mehr auf jenes *reine* metrische Element hinarbeitend, und bestrebt, ihm eine wissenschaftliche und gemäfse Grundlage zu geben, mufsten, da sie weder historisch sich auf dem Studium der alten Theoretiker basirten, noch die anderweitigen Vorzüge, welche bei Hermann für das Mangelhafte seiner Theorie entschädigten, besafsen, sehr bald zurücktreten, und den ausgezeichneten Philologen im unbestrittenen Besitze des Gebietes lassen. — Da trat Böckh, nachdem er schon vorher in seiner Abhandlung über die Versmafse des Pindarus eine, aus Anschauung der Natur des Rhythmus und seiner Bedeutung als Kunstform gewonnene Ansicht aufgestellt, mit den so reichhaltigen Abhandlungen *de metris Pindari* auf, und gewann zuerst den Boden für eine wissenschaftliche Begründung der Metrik aus einem ihr adäquateren Principe, als dem von der Wechselwirkung. Seine, auf historische Forschung basirten Resultate bewährte er zugleich durch die, ihnen gemäfs durchgeführte Anordnung des Pindarischen Textes, gleichsam in einer Probe. Dafs Thiersch und später Dissen in ihren Bearbeitungen des Lyrikers im Wesentlichen den kritischen, fast ohne Ausnahme aber den metrischen Grundsätzen der Böckhschen Recension folgten, giebt ein vollgültiges Zeugnifs für seine Theorie der Metrik, und insofern dürfen wir allerdings sagen, dafs sie bereits durchgedrungen und anerkannt sei. Aber merkwürdig genug! waltet auch hier, wie wir oben bei Gelegenheit der Hermannschen *Elementa* bemerkt, der praktische Gesichtspunkt vor. Nur in so weit die Textesbeschaffenheit eines Schriftstellers durch die metrischen Untersuchungen Böckhs bedingt ist, haben diese Berücksichtigung oder vielmehr stillschweigende Zustimmung und Eingang gefunden. Was in ihnen rein theoretisch ist, was nicht unmittelbar in Kritik oder Interpretation eingreift, die hochwichtigen, in den Abhandlungen *de metris Pindari* zur Sprache gebrachten Fragen, die für ein Verständnifs der Rhythmik und Compositionstheorie der Griechen so wichtig, und, weiter geführt, so aufschlufsvoll sein würden: Alles diefs liegt noch unbenutzt da, ein todtes Capital. So sehen wir, dafs die Metrik als *Disciplin* keinesweges schon das ihr gebührende Interesse sich hat vindiciren können; denn gewifs, wenn in jenen Böckhschen Abhandlungen nur einige Dutzend Emendationen schwieriger oder corrupter Stellen der Tragiker oder Restaurationsversuche der Torso's alter Lyrik ausgestellt wären, — wir würden die *dissertationes de metris Pindari* so oft, wie Schäfers Gregorius oder Lobecks Phrynichus in den Ausgaben der Philologen citirt finden!

Das vorliegende Handbuch der Metrik ist also schon von vornherein insofern der Beachtung werth, als es überhaupt wieder einmal die Aufmerksamkeit der Metrik zuwendet, noch mehr dadurch, dafs es wesentlich auf der Grundlage der Böckhschen Theorie beruht. Der Vf. spricht diefs selbst unumwunden aus (*p.* IV der Vorrede). Wenn aber der Vf. gegen die Hermannsche Theorie, insoweit sie auf Kantischen Principien basirt ist, Nichts weiter zu erinnern findet, als dafs sie einmal manche Thatsache unerklärt lasse, und dann zweitens, dafs sie dem Schüler weniger zugänglich sei wegen des Mangels philosophischer Vorbildung (Vorr. a. a. O.), so können wir diefs nur als eine Art Reticenz ansehen, aus der Scheu hervorgegangen, dem verehrten Philologen die Unzulänglichkeit seiner Begründung oder gar deren gänzlichen Mangel geradeheraus zu bekennen. Indefs thut das Nichts! Die Parrhesie, die unserem Vf. fehlte, hatte glücklicherweise bereits einer der Ersten Deutschlands, und zwar kein Zünftiger, aber doch wohl ein Spruchberechtigter. Wir meinen die Worte Hegels (Encykl. d. philos. Wissensch. *p.* 70 zw. Ausg.): „Wenn in wissenschaftlichen Schriften damaliger Zeit zuweilen der Anlauf mit Sätzen der Kantischen Philosophie genommen ist, so zeigt sich im Verfolge der Abhandlung selbst, dafs jene Sätze nur ein überflüssiger Zierrath waren, und derselbe empirische Inhalt aufgetreten wäre, wenn jene etlichen ersten Blätter weggelassen worden wären" In der Anmerkung wird diefs dort ausdrücklich auf das Hermannsche Handbuch der Metrik angewendet. — Dafs wir unserem Verf. durch unsere Auslegung seiner Worte kein Unrecht angethan, zeigt er selbst, indem er kurz nach der angezogenen Stelle an der Böckhschen Theorie aufser ihrer historischen Begründung noch ihre *Wahrheit* (also im Principe) und Verständlichkeit (vom Standpunkte der Praxis aus) hervorhebt.

In der Anordnung des Stoffes folgt der Vf. wesentlich der von Böckh selbst befolgten, und die Modificationen, die der Vf. eintreten zu lassen für gut gefunden, werden wohl nur Einzelnes betreffen. Die gegebenen Erklärungen sind klar und verständlich, und machen das Buch zu einem Hilfsmittel für den ersten Anlauf der Belehrung zweckmäfsig. Das Material des Buches ist natürlich und bequem geordnet, so wie die beigefügten Beispiele aus den Dichtern, die Uebersichten der verschiedenen metrischen Gestaltungen der einzelnen Rhythmen dem praktischen Bedürfnisse gemäfs sind. Eben so ist es zu billigen, dafs vor der eigentlichen Abhandlung der verschiedenen rhythmischen Geschlechter eine kurze Uebersicht der Geschichte der Poesie bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die metrische Form voraufgeht. Denn die Einsicht, wie in den herrlichen Gebilden des hellenischen Geistes Form und Stoff sich durchdringen, dieser jene sich anerschaffe, und sie ihm nicht ein Zufälliges, Aeufserliches bleibe, sondern ein Gefordertes, Nothwendiges, kann nicht dringend und oft genug ausgesprochen werden, und durch solche Hilfsmittel, wie die von Hrn. Dr. M. gegebene Uebersicht, dringt sie allmälig in die Kreise des Schulunterrichts; und gewifs wird kein einsichtiger Lehrer eine ihm so gebotene Gelegenheit von der Hand weisen, weitere Erörterungen anzuknüpfen.

Wir hoffen, dafs es dem Handbuche des Hrn. Dr. Munk gelingen wird, den Laien doch auf die Hauptpunkte der metrischen Ansichten Böckhs aufmerksam zu machen, und so ein weiteres Eindringen in die von diesem ausgezeichneten Forscher aufgeschlossenen Gebiete zu fördern. Bekanntlich orientirt sich der Ungeübte leichter an dem Carton, als an der reichen Ausführung des Künstlers, wo er, durch die Fülle des Dargestellten zerstreut, schwer den richtigen Gesichtspunkt für die Betrachtung und Ueberschauung des Ganzen, wie des Einzelnen findet. Gewifs aber dürfen wir darauf rechnen, dafs diefs Handbuch in die Kreise der Schule seinen Weg finden wird, um so mehr, als die metrischen Tabellen desselben Hrn. Verf. unseres Wissens von Gymnasiallehrern mit Anerkennung aufgenommen und benutzt worden sind.

Sachs.

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: ***Beiträge zur Kenntniſs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;*** und: ***Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten*** ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ ***etc.*** Auch unter dem Titel: ***Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.***

(Fortsetzung.)

Ferner heiſst es nicht *ti töter*, wie S. p. 29, §. 23 annimmt, sondern *pi töter*. In der Benennung des *Horoskopes* S. 36, §. 38: *phietnïu e pschöi*, deren Erklärung Seyffarth nicht versucht hat, kann man wohl keinen Augenblick *phit nïu e pischöi arcus veniens ad altum* verkennen, *τμῆμα ἐπανατέλλον*. *phït* ursprünglich *Bogen* (*τόξον*), dann der *Kreisbogen*; daher *phïtte* der *Regenbogen*. S. 93 wird als Name des *Frühlings thynoporon* angegeben, worin man sogleich das griechische *φθινόπωρον* erkennt. Der Frühling heiſst bei den Aegyptern *ha änschöm*, *Anfang des Sommers*. Ps. LXXIV, 17. Gebräuchlicher als *meri* (s. S. p. 43), oder wie ein altes von *Woyde* verglichenes handschriftliches Wörterbuch ergiebt *miri*, war für *Tag hou*, oder nach *Salvolini* (*Des principales expressions qui servent à la notation des dates sur les monumens de l'ancienne Égypte*, *Lettre* I. p. 20. Paris 1832. 8.) *hur*, was er aus hieroglyphischen Inschriften entziffert hat. Für *edjörh* war nach *Salv. sörh* gebräuchlicher, was sich in den Wörterbüchern nicht findet. Wie *hau unöui das groſse Jahr* bezeichnen könne (Seyff. p. 48 §. 41), ist nicht wohl einzusehen. Bei *Hiob* XXIV, 1 bedeutet der Plural *die Folge der Zeiten*. S. 90 wird als Name für Unterägypten *sahït* oder *sachhït* angegeben. Man erkennt darin das arabische صعيد den Namen für Oberägypten. Das untere Aegypten hieſs *κατ' ἐξοχὴν chïmi* (vergl. *La Croze s. v. marïs. Champollion L'Égypte sous les Pharaons* I p. 101 folg.) *mantödjï*, angeblich nach S. p. 143 *der Bock*, ist nichts als eine Korruption des Namens *Μένδης* nach einer Stelle des *Nonnus*.

Doch genug über das Koptische. *Seyffarth's* Kenntniſs des Griechischen möchte nicht bedeutender sein. Belege dafür, die sich bei dem Blättern darbieten, sind *ὑπογην* statt *ὑπόγειον* p. 37. 54. *διαμετρον διοτικον* p. 38, als Nominativ (doch wohl *διάμετρος δυτική*?), *γενεσεος* p. 54. *κατημαρμενος* p. 55. §. 45. *ἀναισθετον* p. 78. *ἐμφανας* p. 81 u. s. w. Lateinische Wörter, wie *disordo* (*désordre*) p. 73 kommen ebenfalls nicht selten vor.

Rec. kehrt zu einem wichtigeren Gegenstande zurück, zu der Art und Weise, wie der Verf. die Logik handhabt und die Stellen der alten Schriftsteller benutzt. Zur Bestimmung der Planeten, auf welche sich die einzelnen leblosen nicht minder als lebenden Wesen, die wir in den Hieroglyphen zur Bezeichnung angewendet finden, beziehen, meint S. p. 142 einmal durch die Angaben der alten Schriftsteller, welcher Gottheit diese Dinge heilig gewesen, indem er von den Göttern auf die Planeten zu schlieſsen sich berechtigt glaubt, dann in vielen Fällen aus der Natur und Beschaffenheit der Thiere und Pflanzen selbst, endlich aus ihrem Vaterlande (*ex patria rerum sacrarum*), den Ansichten gemäſs, die er von der astrologischen Geographie Aegyptens aufgestellt hat, gelangen zu können. Rec. entlehnt aus diesem Abschnitte noch einige Belege für seine Behauptung. Das erste Thier, welches S. vorführt, ist der *Eber*. Dieser ist nach ihm Symbol des ♄, weil alle schädliche Thiere dem ♄ heilig sind und der Eber zu den schädlichen Thieren gehört. Dagegen ist zu erinnern, daſs die schädlichen Thiere p. 59 folgd. nicht unter den Gegenständen aufgeführt sind, die zu dem *imperium et patrocinium* des ♄ gehören, sondern vielmehr die *animalia aërea rationalia* (was dies für Thiere

sind, wird S. gewifs anzugeben im Stande sein), dagegen unter der Rubrik *imperium et patrocinium* des ☉ p. 63 die *animalia silvestria ferocia* aufgeführt werden, wobin nach unserer Ansicht der Eber gehört. Nach der Argumentationsmethode, deren sich S. bedient, ist also der Eber der ☉ heilig. Dafs ferner der Eber Symbol des ♄ sei, geht nach S. aus den Worten des *Macrob. Saturnal.* I, 21 hervor: *Adonin Solem esse non dubitatur. Ab apro autem (♄ Typhone) tradunt interemtum Adonin (☉), hiemis (♑ et ♒, ♄ domiciliorum) imaginem in hoc animali fingentes.* Aber hieraus würde nur erhellen, dafs der Eber Symbol des Winters war; dem Winter aber steht ♃ vor (S. p. 39), *folglich* wäre der Eber dem ♃ heilig gewesen. *Firmicus Prof. Rel.* (sic!) p. 21 sq. versichert, es sei ♂ gewesen, der die Gestalt des Ebers angenommen habe, *also* war der Eber dem ♂ heilig. Aber dies ist nach S. ein Irrthum. *Firmicus*, der gelehrte *Firmicus*, *diligentissimus antiquitatis scrutator*, verwechselte den ♄ mit dem *Mars Typhonius* (S. p. 123), einer neuen Erfindung des Leipziger Gelehrten. Uebrigens, um wie vieles vernünftiger sind doch die Ansichten *Zoëga's* (*de origin. et usu obelisc.* p. 577) über den Sinn, welcher dem Mythos von dem Morde des Osiris durch den Typhon unterzulegen sei, als alle diese mystisch-astrologischen Spekulationen! *Denique Typhon*, fährt der Vf. fort, *aprum persecutus corpus Osiridis invenit* (*Plut. de Isid. p.* 354). *Constat autem, animalia eorum deorum esse simulacra, cum quibus commercium habent. Folglich* war der Eber dem ♄ heilig. Aber wir wollen die Worte etwas anders fassen, und selbst S. wird nichts gegen die Behauptung einwenden können, dafs der Eber Symbol der ☉ gewesen sei, wenn wir schreiben: *Denique Osiridis corpus a Typhone cum aprum persequeretur inventum est. Constat autem, animalia eorum deorum esse simulacra, cum quibus commercium habent.* Auch tödtete ja der Eber den Adonis (☉). Ist dies kein *commercium* mit ☉ in *Seyffarth's* Sinne? — Wir gehen zu dem *Widder* über, bei welchem S. in nicht geringer Verlegenheit sich befindet, da er sich genöthigt sieht, zuzugestehen, dafs er sowohl dem ♃ als dem ♂ heilig war, und zwar dem ♃, weil Jupiter sich *das Haupt eines Widders aufsetzte* (!), um nicht von dem Herkules (☉) gesehen zu werden (vergl. *Herod.* II, 42. Die Stelle war anzuführen). Hier bedeutet Herkules ☉ und nach S. p. 102 den ♂. Vergl. p. 177, wo unter anderen Dingen folgende herrliche Schlufsfolge steht: *Calceus ♂ significare videtur. — — Hinc vestigium pedis Herculis (♂) in saxum impressi apud Scythas* (*Herodot. IV*, 82), *ut apud Aegyptios duas ulnas longum monstrabatur.* Ferner weil der Widder zu Theben verehrt wurde, also dem ♃ heilig war: denn nach der Argumentation S. 94 mufste Theben Domicil des ♃ sein, weil unter andern daselbst auch ein Tempel des Jupiter Ammon war. Endlich aus mehreren anderen Gründen, die aber als überflüssig nicht angeführt werden. Daher ist es denn nun zu erklären, dafs die Wolle und alles, was auf ihre Bearbeitung Bezug hatte, dem ♃ heilig war (vergl. p. 60). Aber p. 59 stehen die *lanarii* und *lanarum textores* unter dem Schutze des ♄. Allein der Widder war auch dem ♂ heilig, denn er wurde auch zu Sais und zu Athen verehrt, wo die *Minerva* oder *Neith* waltete, welche den weiblichen ♂, oder vielmehr den ♂ in seinen weiblichen Attributen bezeichnet (S. p. 136), weil nehmlich ♂ den Krieg bezeichnet, Neith und Minerva identisch sind, Minerva auch den Krieg bezeichnet, und überdem Minerva aus dem Haupte des ♃, d. h. aus dem ♈, dem ersten Zeichen des Thierkreises, entstanden ist. Folglich ist Neith = ♂ und zwar weiblich (*Mars femininus*, wie S. sagt). *Daher* ist nun der ♈ das Haus des ♂: *daher* reitet der indische Mars auf einem Widder (*Kreuzer, Symbol.* Taf. XXXI): *daher* ist nach *Aelian, Hist. anim.* XII, 40 das *Schaf* der *Juno* (♂) heilig auf der Insel *Samos.* Hierbei wollen wir an S. Worte erinnern p. 142: *Caeterum praemonere licet, in animalibus sacris definiendis discernendum esse inter masculina et feminina. Sic catus aliud significat quam felis.* p. 146: *Tenendum autem, quod saepius animadvertimus, discernendum esse inter genus animalium masculinum et femininum.* p. 148: *Denuo observandum, Aegyptios discrimen fecisse inter animalia mascula et feminina.* Dieselbe Bemerkung gilt für *Widder* und *Schaf.* Ferner berufen wir uns auf S. 120, wo gesagt wurde: *Ergo Iuno, seu Urania, ♄ femininum significat*, oder auf S. 133, wo es heifst: *Iuno est ♀ nomen.* Die Insel *Samos* aber soll ihren Namen von *djôm*, dem ägyptischen Herkules haben, den S. p. 125 folgd. in mehreren zusammengesetzten Namen erkennt und gleichsam von neuem geschaffen hat. Doch man fragt, was hier der Herkules *djôm* solle? Man höre S.: *Puto Samum dictum* (so!) *esse a Som, djôm, Aegyptiorum Hercule. Maxima enim*

Samiorum dea Iuno erat. Welche Ideenverbindung! Dachte S. an die Feindschaft zwischen Iuno und Herkules? Doch, bevor wir zu einem andern Thiere übergehen, müssen wir noch mit wenigen Worten berühren, wie S. die Doppelsinnigkeit in den Bedeutungen des Widders entfernt und erklärt. Nämlich der widderköpfige Ammon wurde *blau* und *roth* (*rutilus*) gemalt. Also, da die blaue Farbe dem ♂ zukommt (d. h. auf p. 143, denn auf p. 62 wird ihm zugetheilt *color ruber*, *leucotheus*, *viridis*, wobei Rec. fragt, was für eine Farbe *color leucotheus* ist? und p. 61 wird unter den *viribus propriis* des ♂ *rutilus* aufgeführt), und *rutilus* dem ♃ (auf S. 61 ist als *patrocinium* des ♃ *color ruber seu croceus* angegeben) — so folgt daraus, daſs die *blauen* Widder den ♂, die *rothen* den ♃ bezeichnen. *Blaue* und *rothe* Widder!! *Ἀεὶ Λιβύη φέρει τι καινόν* sagt *Aristoteles, Hist. anim.* VIII, 28. p. 606, 6. *). Die nachfolgende triviale, in hochtrabenden Worten vorgetragene Bemerkung verdient keine Erwähnung. — Der *Esel* war Symbol des ♃ unter andern Gründen, die allerdings nicht ganz verwerflich sein mögen, auch deshalb, weil Typhon (♃, oben ♄, an anderen Orten ♂) *eselfarbig* war (*asini colorem prae se ferebat*), wobei S. sich auf *Plut. Is.* p. 363 bezieht. Aber dort heiſst es: *ἱστοροῦσι Αἰγύπτιοι ...... τὸν Τυφῶνα τῇ χρόᾳ πυῤῥόν, λευκὸν δὲ τὸν Ὧρον* u. s. w. (Vergl. p. 359, E. 364, A. *Diodor.* II, 88. *Jabl., Panth. Aegypt.* P. III, p. 40 sq.). Ist *πυῤῥός* die Farbe des Esels? und ist es nur von des Esels Farbe zu verstehen? — Daſs das *Kameel* Symbol der ☉ gewesen sei, wird durch folgende Argumentation bewiesen: Die Priester waren der ☉ heilig (*Ptolem. Tetrabibl.* I. p. 50 *Bas.*), bei den *Persern* trugen die Priester Kleider aus Kameelhaaren, *folglich* ist das Kameel bei den *Aegyptern* der ☉ heilig. Dazu kommt noch, daſs es nach *Horapollo* II, 100 die *Trägheit* bezeichnete **), die der Sonne zukommen soll, wovon p. 63 unter den Attributen der ☉ nichts bemerkt ist. Wohl aber sind dort aufgeführt *omnes primariae virtutes*, zu denen wahrscheinlich nach S. die *Trägheit* gehört. Im Gegentheil steht die *pigritia, tarditas* unter den Eigenschaften des ♄ p. 59. *Etwas* vom ♂ und zugleich vom ♄ hat überdem das Kameel nach der Angabe von S., *denn* sein Fleisch durfte nicht gegessen werden (*Levitic.* XI, 4). Was hat der Umstand, daſs das Kameel zu den unreinen Thieren gehörte, mit dem ♄ oder ♂ zu schaffen? In der Tafel der Planetenattribute, auf welche uns S. stets hinweist, und welche daher auch von uns vorzugsweise berücksichtigt werden muſs, finden wir hierhergehöriges oder ähnliches nur p. 59: *cloacarum mundatores* und p. 61: *religio nulla*; wagen jedoch nicht zu entscheiden, ob S. diese Beziehungen vor Augen gehabt habe. — Der *Hirsch* war nach *Aelian. Histor. anim.* XI, 7 dem Apollo heilig. *Also* war dies Thier Symbol des ☿, da Apollo dem ☿ entsprach. Aber p. 106 heiſst es: *Graeci Horum constanter interpretantur Apollinem, atque constat Phoebum Apollinem* ☉ *esse*, und p. 150 wird *Apollo Sminthius* (von *djom — ăn — ti Tapferkeit im Kampfe* von S. abgeleitet) für den ♂ ausgegeben, da dessen Eigenschaft die Tapferkeit ist. Ein ferneres Argument soll sein, daſs nach *Aelian* XII, 46 die Hirsche die Musik lieben, und die Musik dem ☿ zukommt. Aber auch der ☉ (p. 63) und der ♀ (p. 64). Auch hat der ☿ nächst dem ☽ die kürzeste Umlaufszeit, und der Hirsch ist ein schnelles Thier. Was überdem die *Schnelligkeit* anbetrifft, so ist sie in der Tafel der Planetenattribute gar nicht aufgeführt: das einzig hieher gehörige ist *fuga, timor*, welche unter den *eventus et actus* des ♂ p. 62 angegeben wird. Daſs aber der Hirsch, oder vielmehr die Hirschkuh, der ♀ heilig gewesen sei, geht nach S. aus vielen anderen Gründen hervor. Apollo und Diana erscheinen in einem Wagen, der von zwei Hirschen gezogen wird (*Kreuzer, Symb.* II p. 180). Dies sind ☿ und ♀ nach S. Hieher zieht er auch, daſs die alten Inder in ihrem Thierkreise dem ♄ als Herren der *Stat.* ☽ 14 einen Dammhirsch zuertheilen!

Diese Beispiele werden genügen. Man erkennt dar-

*) Des Vfs. zoologische Kenntnisse sind, wie man schon an mehreren Beispielen zu bemerken Gelegenheit gehabt haben wird, nicht weit her. So wird S. 148 der *Ichneumon* (*Herpestes Ichneumon*, ein zu den *Viverren* gehöriges Thier) *murium genus* genannt.

**) Nämlich nach der Angabe von S. Bei *Horap.* a. a. O. p. 840 ed. *Pauw* bezeichnet es *ἄνθρωπον ὀκνοῦντα τὴν διὰ τῶν ποδῶν κίνησιν.* *Klaproth* hat dieſs akrologisch durch Vergleichung der Worte *djasi schwach* und *djamūl* nachweisen wollen. Daſs das Kameel wirklich auf den ägyptischen Denkmälern vorkomme, ist jetzt auſser allen Zweifel gesetzt. Vergl. *Minutoli's Reise* S. 293. (Taf. XVI. Fig 1.) *Déscript. de l'Égypte* III. Pl. 33. *Heeren, histor. Werke* Bd. XIV. S. 365. *Walkenaer* (*Journ. des Sav.* 1822. *Févr.* p. 106) hatte behauptet, es sei in Afrika vor der Eroberung durch die Araber nicht einheimisch gewesen. Vergl. *Genes.* XII, 16.

aus, welche endlose Verwirrung und Vermengung ägyptischer, indischer, persischer, griechischer, römischer und anderer Mythologien *) fast aus jeder Zeile uns entgegentritt, wie der Vf. Gegenstände, die kaum die entfernteste Beziehung zur Sache haben, in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht, wie er sich entweder fortwährend widerspricht oder sich in so allgemeinen Ausdrükken ausläfst, dafs seinen Worten jeder beliebige Sinn, jede noch so willkürliche Beziehung untergelegt werden kann, wie er sich in Anhäufung wahrhaft monströser Hypothesen gefällt: kurz, wie sein ganzes Gebäude nichts anderes ist, als eine Rumpelkammer, angefüllt mit einem wahren Wuste sein sollender Gelehrsamkeit. Wird man nach dieser Auseinandersetzung noch nach den angeblichen Resultaten fragen?

Rec. kehrt zu den Modificationen zurück, welche S. mit seinem hieroglyphischen Systeme vorzunehmen für geeignet gefunden hat. Von den sämmtlichen Sätzen, welche wir oben als Grundlage des *kalligraphischen* Systemes angegeben haben, erkennt S. nur noch folgende an (p. 366—378):

1) Die hieroglyphischen Figuren sind nicht sowohl Buchstaben, als Zeichen oder Symbole für die Buchstaben, oder die Laute, denen diese entsprechen.
2) Die hieroglyphischen Figuren beziehen sich sämmtlich auf das altägyptische Alphabet von 25 Lautzeichen.
3) Das ägyptische Alphabet war das hebräische um drei neue Zeichen vermehrt.
4) Zwischen beiden Alphabeten ist kein Unterschied in Bezug auf die Anordnung der Buchstaben.
5) Zwischen dem hebräischen Alphabete und den hieroglyphischen Zeichen läfst sich eine gewisse Aehnlichkeit auffinden.
6) In den meisten Fällen wird durch Ein hieroglyphisches Zeichen irgend ein Laut der menschlichen Stimme ausgedrückt.
7) Nicht selten wird aber auch durch mehrere Zeichen nur Ein Buchstabe wiedergegeben.
8) Jedes hieroglyphische Zeichen entspricht nicht blofs Einem Buchstaben, sondern auch anderen, im Laute von demselben vollkommen verschiedenen.

Diese acht Sätze sollen das gesammte von S. aufgestellte kalligraphische System enthalten *), während sie doch nur nothdürftig und mit Uebergehung sämmtlicher Fundamentalprincipien, einige der minder wichtigen Bemerkungen zusammenfassen, und zwar nur solche, die für das erste System von geringer Erheblichkeit, für das zweite von unumgänglicher Nothwendigkeit sind. War es Unredlichkeit, oder Furcht, durch gänzliche Aenderung seiner Meinung sich in zu hohem Grade zu kompromittiren, welche den Vf. abhielt, eine getreue Darstellung seines früheren Systemes vorzulegen: kurz, er behauptet, nach Vergleichung fast *unzähliger* ägyptischer Denkmäler **) im Ganzen keinen bedeutenden Irrthum begangen zu haben, nur darin habe er gefehlt, dafs er geglaubt habe, das Princip der ägyptischen Hieroglyphik sei kalligraphisch gewesen, während es vielmehr astrologischer Natur zu nennen sei ***), wobei er sich wieder auf die schon oben erwähnte, früher von ihm anders gedeutete Stelle des *Cosmas Indopleustes* bezieht. Dafs aber durch diese, angeblich unbedeutende Meinungsänderung das ursprüngliche System gänzlich über den Haufen gestofsen sei, wird aus nachfolgender Darstellung des angeblichen astrologischen Principes der ägyptischen Hieroglyphik klar hervorgehen.

---

*) *Mythologiam Indicam nemo iam credit differre ab Aegyptiaca* p. 145. *Persarum mythologia non differt ab Aegyptiaca* p. 145. Auf die Chinesen und Japaner wird verwiesen S. 35, auf die mauretanischen Münzen S. 145 u. s. w.

*) Er führt sie S. 366 mit den Worten ein: *Hieroglyphices nam haec fere summa fuit.* Alle diese Sätze gelten *mutatis mutandis* eben so gut für *Champollion's* als für *Seyffarth's* System, ohne dafs eine der beiden Methoden durch sie erschöpfend dargestellt würde.

**) *In his quidem omnibus*, sagt S., *ut etiamnum mihi persuasum habeo, nihil erravi. Quum enim postea mihi contigisset innumera fere literarum Aegyptiacarum monumenta eaque ad instruendam hieroglyphicen aptissima, ut bilinguia, conferre et examinare, intellexi, systema meum hieroglyphicum in genere quidem recte se habere.* Diefs soll wahrscheinlich eine Antwort auf *Champollion's* Bemerkung sein (*Lettre à M. le duc de Blacas* p. 8), dafs *Seyffarth's* System, rein aprioristischer Natur, keine Rücksicht auf die Originaldenkmäler nehme.

***) *Figurae hieroglyphicae omnino sunt imagines rerum septem diis vel planetis consecratarum.* p 371.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Wie alle sichtbaren und unsichtbaren Gegenstände der Schöpfung bei den Aegyptern, nach S., einem der sieben Planeten heilig waren, so auch die Töne der menschlichen Stimme. Er beruft sich hierbei zuvörderst auf die Zeugnisse der Schriftsteller des klassischen Alterthumes, und namentlich zuerst auf die Worte des *Dio Cassius* (XXXVII, 18), in denen es über die Benennung der sieben Wochentage nach den sieben Planeten heifst: *Εἴ τις τὴν ἁρμονίαν τὴν διὰ τεσσάρων καλουμένην (ἥπερ που καὶ τὸ κῦρος τῆς μουσικῆς συνέχειν πεπίςευται) καὶ ἐπὶ τοὺς ἀστέρας τούτους, ὑφ᾽ ὧν ὁ πᾶς τοῦ οὐρανοῦ κόσμος διείληπται, κατὰ τὴν τάξιν, καθ᾽ ἣν ἕκαςος αὐτῶν περιπορεύεται, ἐπαγάγοι, καὶ ἀρξάμενος ἀπὸ τῆς ἔξω περιφορᾶς τῆς τῷ Κρόνῳ διδομένης, ἔπειτα διαλιπὼν δύο τὰς ἐχομένας, τὸν τῆς τετάρτης δεσπότην ὀνομάσειε· καὶ μετ᾽ αὐτὸν δύο αὖ ἑτέρας ὑπερβὰς ἐπὶ τὴν ἑβδόμην ἀφίκοιτο· κἂν τῷ αὐτῷ τρόπῳ αὐτάς τε ἐπιὼν καὶ τοὺς ἐφόρους σφῶν θεοὺς ἀνακυκλῶν ἐπιλέγοι ταῖς ἡμέραις· εὑρήσει πάσας αὐτὰς μουσικῶς πως τῇ τοῦ οὐρανοῦ διακοσμήσει προσηκούσας. Εἷς μὲν δὴ οὗτος λέγεται λόγος· ἕτερος δὲ ὅδε . . . .* Rec. hat die Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung mitgetheilt, um nachzuweisen, dafs man nichts in ihr finden könne *), als die Angabe einer Methode, die Ordnung der Planeten:

☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄

mit der Ordnung der Wochentage:

☉ ☽ ♂ ☿ ♃ ♀ ♄

in Einklang zu bringen; aber nicht, was S. p. 367 in ihr zu finden vermeint: *Ex Dione Cassio constat, septem sonos septem planetis hoc ordine adscriptos fuisse.* Dafs *Dio* des musikalischen Intervalles *διὰ τεσσάρων* gedenkt, ist rein zufällig: er hätte eben so gut sagen können, man solle von der Sonne anfangen und den vierten darauf folgenden Planeten als *δεσπότης* des nachfolgenden Tages nehmen, u. s. w. ohne das musikalische Intervall zu erwähnen, was nur deshalb geschieht, um, wie aus den Worten *ἥπερ που . . . . . πεπίςευται* erhellt, jener Anordnung der Wochentage eine höhere, gleichsam mystische Bedeutsamkeit zu geben. Wenn also S. p. 368 fortfährt: *Quum vero soni vocis humanae musici septem planetis sive diis subjecti fuerint; claret, idem accidisse vocalibus*, so sind wir, da der Vordersatz, wie wir nachgewiesen haben, falsch ist, durch nichts genöthigt, die Richtigkeit des Nachsatzes anzuerkennen. Indessen beruft sich *Seyffarth* auch hier auf das ausdrückliche Zeugnifs der Schriftsteller des klassischen Alterthumes, und wir wollen daher die angeführten Beweisstellen etwas näher betrachten. Die erste ist entlehnt aus der dem *Demetrius Phalereus* fälschlich zuerkannten Schrift *περὶ ἑρμηνείας* **): *Ἐν Αἰγύπτῳ δὲ καὶ τοὺς θεοὺς ὑμνοῦσι διὰ τῶν ἑπτὰ φωνηέντων οἱ ἱερεῖς, ἐφεξῆς ἠχοῦντες αὐτά· καὶ ἀντὶ αὐλοῦ καὶ ἀντὶ κιθαρᾶς τῶν γραμμάτων τούτων ὁ ἦχος ἀκούεται ὑπ᾽ εὐφωνίας, ὥςε ὁ ἐξαιρῶν τὴν σύγκρουσιν*

*) Vergl. *Ideler, Handb. der Chronolog.* I. S. 178 folgd. *Lobeck, Aglaopham.* II. *p.* 941 *sq.* besond. *p.* 946.

**) §. LXXI. *p.* 253 *ed. Gale. p.* 68 *ed. Victor. Florent.* 1594. Die Stelle ist vielfach behandelt worden. Vergl *Jablonski, Panth. Aegypt. proleg. p. LV sq.*; *de Memnone p.* 94 *sq. Schmidt, de sacerdot. et sacrific. Aegypt. p.* 177 *sq. Didymi Taurinensis* (*Valperga-Caluso*) *Rudim. literat. Coptic. p.* 44. *Barthélemy* in den *Mémoires de l'Académ. des inscript. Tom. XLI. p.* 519. folg. *Zoëga, de orig. et usu obeliscor. p.* 435 *sq.* Toelken in *Minutoli's Reise S.* 139.

οὐδὲν ἄλλο ἢ μέλος ἀτεχνῶς ἐξαιρεῖ τοῦ λόγου καὶ μοῦσαν. Mit dieser Stelle verbinden wir sogleich zwei andere, die auch S. in einer lateinischen Uebersetzung mittheilt, und von denen die erste schon *Zoëga*, die letztere schon *Toelken* angeführt hat. *Nicomachus Gerasenus* (*Enchirid. harmon. II, p.* 37 *ed. Meibom.*) sagt: *ὅτ' ἂν μάλιςα οἱ ὀρεινοὶ* *) *τὸ θεῖον σεβάζωνται σιγμοῖς τε καὶ ποππυσμοῖς καὶ ἀνάρθροις καὶ ἀσυμφώνοις ἤχοις συμβολικῶς ἐπικαλοῦνται.* Ferner findet sich bei *Eusebius, Praepárat. Evangel.* XI, 6 das Epigramm (vergl. *Brunck* Analect. vet. poëtar. graec. III. p. 209):

Ἑπτά με φωνήεντα θεὸν μέγαν ἄφθιτον αἰνεῖ
Γράμματα, τὸν πάντων ἀκάματον πατέρα.
Εἰμὶ δ' ἐγὼ πάντων χέλυς ἄφθιτος, ἣ τὰ λυρώδη
Ἡρμοσάμην δίνης αἰθερίοιο μέλη.

Aus diesen Stellen läſst sich bei einer ruhigen vorurtheilsfreien Betrachtung nichts anderes herleiten, als was *Zoëga* darin fand: *Hoc ita accipio, usitatam fuisse sacerdotibus in Aegypto cantus quandam rationem, sola oris dilatatione accentuumque et spirituum intensione modificatam, sine literis syllabisque distincte prolatis,* wobei er auf *Spanheim ad Callimach.* p. 478. 646 verweist, und unter vielen anderen eines besonders ausgezeichneten Steines in der Daktyliothek des Kardinal Borgia zu Veletri gedenkt, der auf der einen Seite den Harpokrates auf einem Lotos sitzend vorstellt, und auf der anderen eine nur aus Vokalen bestehende Inschrift trägt. Etwas anders, aber im Wesentlichen auf dieselbe Weise, dachte sich *Toelken* diesen Gesang mit Vokalen. Er bezieht ihn auf den älteren Hermes, jenes unnennbare Wesen, *quem Aegyptii nefas habent nominare,* wie *Cicero* (*de nat. deor.* III, 22) sagt, welches man sich nach ihm so heilig dachte, daſs die Hymnen, welche man ihm sang, keine Worte enthalten durften, die gleichsam zu irdisch waren, um ihn würdig zu preisen, sondern bloſs in einer rhythmischen Abwechslung der sieben ägyptischen Vokale bestanden, *i ă ō e ā ŏ u,* deren jeder Einer Himmelssphäre geweiht war, so daſs wahrscheinlich aus diesen mystischen Gesängen sich der Glaube an eine Musik der Sphären entwickelte **). Wenn daher bei späteren Schriftstellern allerdings eine Anordnung der Vokale nach den Planeten vorkommt *), so zeigt schon das Schwankende ihrer Ansichten **), daſs sie aus keiner gemeinschaftlichen Quelle geschöpft und nicht die unwandelbaren Elemente eines apotelesmatischen Buchstabensystems der alten Aegypter, wenn ein solches je vorhanden gewesen ist, wiedergegeben haben können; daſs wir es vielmehr mit jenen mystischen Ansichten zu thun haben, welche in einigen gnostischen Sekten so lebhaften Anklang fanden ***). Am wenigsten ist zu begreifen, wie S. hierher die Sphärenharmonie hat ziehen können, von der in einer Anzahl der von ihm angeführten Stellen vorzugsweise gehandelt wird ****).

*) Nach der zuverlässigen Konjektur von *Zoëga*. Andere lesen *οἱ θηρινοί*, andere *οἱ θεοῦργοι*. Letzteres nimmt S. in Schutz.

**) Vergl. jedoch die Entwickelung und Darstellung bei *Arist. de caelo.* II, 9. *p.* 290, *b.*

*) Z. B. bei *Laurent. Lyd. de mens.* II, 1. p. 14: *Πάντας τοὺς ῥυθμοὺς ἐκ τῆς τῶν πλανήτων κινήσεως εἶναι συμβαίνει. ὁ μὲν γὰρ* ♄ *τῷ Δωρίῳ, ὁ δὲ* ♃ *τῷ Φρυγίῳ, ὁ δὲ* ♂ *τῷ Λυδίῳ, καὶ οἱ λοιποὶ τοῖς λοιποῖς κινοῦνται κατὰ τὸν Πυθαγόραν πρὸς τὸν ἦχον τῶν φωνηέντων. ὁ μὲν γὰρ Ἑρμοῦ τὸ ᾱ, ὁ δὲ Ἀφροδίτης τὸ ε̄, ὁ δὲ ἥλιος τὸ η̄ καὶ ὁ μὲν τοῦ Κρόνου τὸ ῑ, ὁ δὲ τοῦ Ἄρεως τὸ ο̄ καὶ σελήνη τὸ ῡ, ὅ γε μὴν τοῦ Διὸς ἀςὴρ τὸν ω̄ ῥυθμὸν ἀποτελοῦσιν. ὁ δὲ ἦχος τῶν ῥυθμῶν ὡς ἡμᾶς οὐκ ἀφικνεῖται διὰ τὴν ἀπόςασιν.* Hieraus ergiebt sich folgende Reihe:

α	ε	η	ι	ο	υ	ω
☿	♀	☉	♄	♂	☾	♃

gänzlich verschieden von *Seyffarth's* Anordnung:

a	ä	è	e	i	o	u
☾	☿	♀	☉	♂	♃	♄

**) S. die bei *Lobeck Aglaopham.* II *p.* 932 *not.* gesammelten Stellen: *Quinctilian de Music.* III. *p.* 158. *Plutarch de Ei apud Delph.* IV. *p.* 419. *Bekker, Anecdot. graec. p.* 796.

***) *Reuvens, Lettres à M. Letronne sur les Papyrus bilingues et grecs etc.* (*Leide* 1830. 4.) *Appendice p.* 154, besonders die dort angeführte Stelle des *Irenaeus* I, 10, 4 *extr. Seyffarth's* Ansicht war schon früher entwickelt worden von *Valperga-Caluso, Rudim. ling. Copt. p.* 44 *sq. not.*

****) *P.* 368. *not.* 18. Uebrigens bietet diese Anmerkung bei näherer Ansicht auffallende Belege für die Art und Weise dar, wie S. seine Citate zusammenstoppelt. Sie lautet folgendermaſsen: *Jablonskii Panth. Aegypt. Prol. p. LVI al.* (?) *Lobeckii Achlaopham.* (*sic!*) *p.* 932 *not.* 941 *sq. et sub finem* (wo nichts weiter, als eine Bemerkung *Struve's* über die Reihefolge der Wochentagsnamen *p.* 1356 steht, auf die sich allein diese unnöthige Hinweisung beziehen kann). *Müllerus in Göttinger gel. Anzeigen.* 1830. *Sept. No.* 144. *Fischerus Rhetores elect. Lips.* 1773. *a. Galaeum.* (Ein in mehrfacher Beziehung merkwürdiges Citat, das über *Seyffarths* Quellenstudium entscheidenden Aufschluſs giebt. Offenbar ist in der Sammlung: *Rhetores selecti ed. Gale. Iterum edidit I. F*

Dafs die von ihm angenommene Anordnung der Vokale nach den Planeten die richtige sei, sucht S. aus folgenden Gründen zu beweisen:

1) Die natürliche Reihenfolge der Vokale sei:

a ä e ē i o u

(was Rec. hier nicht bestreiten will). Da nun der tiefste Ton dem ♄, der höchste dem ☽ zugeschrieben werden müsse — eine deutliche Angabe der Ursache sucht man vergeblich —, so müsse *a* dem ☾, *ä* dem ☿ u. s. w. *u* dem ♄ zukommen.

2) In dem hebräischen Alphabete sei die Reihenfolge der Vokale gewesen: ע י ח ו ה א. Daraus soll nun hervorgehen, dafs bei den alten Aegyptern die Reihenfolge der Vokale keine andere gewesen sei, als:

א *αα* ה *ε(ι)ε* ח *ηê* י *ιί* ע *οο* ו *υυ* *)

(wo ו geblieben ist, wird nicht angegeben). Da dies aber nur sechs Vokale sind, während S. deren sieben gebraucht, so zieht er hieher die Notiz bei *Plutarch* (*de Isid. et Osirid. p.* 374. vergl. *Quaest. Symp.* IX, 3.

Fischer. Lips. 1773. 8., die schon im Texte und gleich nachher in der Anmerkung noch einmal angeführte Stelle aus *Demetr. Phalereus* gemeint.) *Didymi Taurinens. Rudim. ling. Copt. p.* 44 (aus *Zoëga*). *Irenaeus Lib.* 1. *c.* X. (aus dem oben angeführten Werke von *Valperga-Caluso*) *Demetrius de elocutione* §.70. *Quinctilian de Mus. III*, 158. (aus *Lobecks Aglaopham. p.* 932 *not.*) *Lydus de mens. p.* 14 (ebendaher.) *Plutarch de ει Delphico IV*, 219 (ebendaher). *Etymol. Gudian. ed. Sturtz* (*sic!*) *p.* 595. *Kopp Palaeographie p.* 303. (*sic!*) *Gesner de laude Dei per septem vocales in Comment. Götting. I. p.* 245 (wie die vorhergehenden aus *Müller*). *Beckeri* (*sic!*) *Anecd. p.* 796 (aus *Lobeck*). Eine wahre Beleidigung enthalten hiernach die von S. am Ende der Anmerkung hinzugefügten Worte: *Plurima haec loca debeo viro doctissimo, Ben. Gotth. Weiske, Prof. Lips, amico carissimo.* Um S. Arbeit in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen, wäre es erforderlich, den gröfseren Theil seines Werkes auf eben dieselbe Weise zu zergliedern, wie wir es mit dieser Anmerkung gethan haben.

*) Zur Bezeichnung dieses Vocales braucht S. in Heft VI das ף, welches er offenbar aus *Ps.* XXXIV, wo der Schlufsvers:

ףְּדֵה אֱלֹהִים אֶת־יִשְׂרָאֵל מִכֹּל צָרוֹתָיו

eine ähnliche Formel enthält, als die Worte: *Gloria in excelsis Deo* und ähnliche, entlehnt hat. Ueber die Unregelmäfsigkeiten in einigen der alphabetischen Psalme vergl. *De Wette, Komment. über die Psalmen* (Heidelb. 1823. 8.) S. 78 folg. — Es ist übrigens eine kühne Idee, dafs ein Vers mit einem ף *finale anfangen* soll.

p. 738), dafs der erste Buchstabe des ägyptischen Alphabetes *Ibis* geheifsen habe.

(Der Beschlufs folgt.)

XLV.

Geschichte des römischen Staates und Volkes, für die oberen Klassen in Gelehrtenschulen dargestellt von Franz Fiedler, Doctor der Philosophie und Ober-Lehrer am Gymnasium in Wesel. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1832. *XIV u.* 374 S., *nebst* 32 *Stammtafeln.*

Dafs dieses Buch den Bedürfnissen einer Anzahl von Geschichtslehrern entgegenkommt, scheint aus der zweiten Auflage, die es nach zehn Jahren erlebt hat, allerdings hervorzugehen. Die Eigenschaften, welche es diesen Lehrern empfehlen, sind leicht aufzufinden. Sie bestehen in der Kürze, mit welcher eine grofse Menge von Gegenständen im gedrängten Ueberblick erscheinen, und die auf kleinem Raume eine relativ bedeutende Vollständigkeit mit zahlreichen Notizen und Nachweisungen ausgestattet, gewährt; ferner in der Art des Vortrags, welcher diese Fülle aufzunehmen weifs, ohne zum Skelet zusammen zu schrumpfen, vielmehr eines gewissen rhetorischen Anstrichs nicht entbehrt.

Ob diefs Eigenschaften sind, die ein zweckmäfsiges Schulbuch bilden, ob sie die lebendige Wirksamkeit des Lehrers nicht mehr hemmen als fördern und unterstützen, das ist eine Frage, die wir diefsmal unerörtert lassen wollen, weil wir uns sonst über Dinge verbreiten müfsten, welche das vorliegende Buch nicht allein betreffen. Wir wenden uns statt dessen zu dem besondern Gegenstande desselben, und zu dem, was dieser Gegenstand in der Behandlung Eigenthümliches erfordert.

Hr. F. hat den Kreis, für den er das Buch bestimmt, schon auf dem Titel genau umschrieben. Es ist für die oberen Klassen der Gelehrtenschulen geschrieben, also für die Bildungsstufe, die zwischen den ersten Anfängen der Wissenschaft und der streng scientifischen Behandlung, wie sie sich für die Universität eignet, in der Mitte steht. Wenn der Vf. nun in der Vorrede auf Niebuhr und Wachsmuth deutet, und bemerkt, dafs es das Geschäft des Lehrers sei, die Verbreitung neuer und richtiger Ansichten auch unter dem jüngern Geschlecht zu befördern, wenn er hinzufügt, dafs er die verschiedenen Hypothesen und Ansichten neben einander aufgestellt habe, und dann wieder bei der zweiten Auflage anführt, dafs er auch die neueste Ausgabe des Niebuhrschen Werks zwar benutzt habe, aber nur vorsichtig und mit Maafs: so scheint es — so weit sich diese verschiedenen Aeufserungen mit einander in Uebereinstimmung bringen lassen — sein Zweck gewesen zu sein, die Schüler nicht blofs mit verschiedenen Ansichten bekannt zu machen, sondern auch Lehrer und Schüler auf die richtige oder doch wahrscheinlichere unter denselben hinzuweisen. Denn auf eine

blofse Aufzählung der verschiedenen Meinungen, die der Schüler nur als eine Geschichte der Behandlung der römischen Geschichte auffassen könnte, wird er es gewifs nicht angelegt haben. Es liefsen sich nun zwar auch gegen die Zweckmäfsigkeit jener schon ziemlich kritischen Auffassungsart für diese Bildungsstufe noch sehr gegründete Zweifel hegen. Aber es sei dem so, diese Methode sei zweckmäfsig. Wie hat sie Hr. F. durchgeführt? Wie hat er die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, gelöf't?

Zuvörderst vermifst man eine Einführung in das Verhältnifs der verschiedenen Ansichten über die römische Geschichte zu einander. Hr. F. lehrt, dafs die älteste römische Geschichte eben so wie die anderer Völker auf Ueberlieferungen beruht, und giebt dann eine Uebersicht der römischen Historiographie, nach der Art wie man sie für den gelehrten Gebrauch zu entwerfen pflegt, nur kürzer und weniger gründlich. Dann, sagt er, die Neueren hätten Anfangs gläubig den widersprechendsten Erzählungen der Alten getraut, bis allmählig mehr Kritik hineingekommen sei, endlich aber der klassische und das Alterthum aufhellende B. G. Niebuhr eine neue Bahn gebrochen habe. Aber damit ist es nicht abgethan. Wenn der Schüler künftig so viel Einzelnes von diesen neuen Ansichten, und zwar als neue Ansichten kennen lernen soll, so mufs er vorher etwas von der Natur dieses Systems im Allgemeinen erfahren. Freilich ist eine solche für den Schüler und den Kreis, über den er nicht hinausgehen soll, berechnete Einleitung in die verschiedenen historischen Behandlungsweisen schwieriger, als dem gewohnten Geleise folgend zu sagen, wie die Römer in frühern und wie sie in spätern Zeiten ihre Geschichte geschrieben haben, aber eben darum hätte diefs der Ausführung des Lehrers nicht überlassen werden sollen. Denn wenn dieser *hier* mit eignen Kräften durchkommt, so wird ihm auch die eigne Zusammenstellung dessen, was er im Buche findet, noch weit weniger Mühe machen. Und hier zeigt sich schon der Fehler in der Methode, der so ziemlich durch das ganze Buch herrscht. Hr. F. giebt fast immer zu viel und zu wenig, zu viel des Stoffs, um ihn zu bewältigen, d. i. das viele Einzelne über die Fertigkeit stylistischer Verschmelzung hinaus zu beleben; zu wenig an Winken für den Lehrer, den Stoff auf eine der Schule angemessene Weise zu behandeln.

Hr. F. hat seinen Lesern die Vorlegung verschiedener Meinungen und Maafs in der Benutzung der Hypothesen versprochen. Allein was das Letztere anbetrifft, so hat er den Schülern auch die kühneren Niebuhrschen Vermuthungen nicht vorenthalten, wie sie denn §. 14. finden, dafs der alte und ächte Nationalname der Aboriginer *Casci* war, und §. 17. von Quirium lesen, ja dafs „die Aboriginer ringsum auf den Bergen ihre Ortschaften hatten, deren Namen Remuria, Vatica, Aenea oder Antipolis (auf dem Janiculus) gewesen sein mögen", wobei Hr. F. bei seinem zusammendrängenden Bestreben gar nicht einmal bemerkt zu haben scheint, dafs er noch weiter geht als Niebuhr, welcher nur sagt: „auch mag wohl die Sage, welche einen andern Ort auf den Janiculus legt, achtbar sein, wie wenig immer die angeblichen Namen, Aenea oder Antipolis, Aufmerksamkeit verdienen." Dagegen vermissen wir die Anführung der ältern Meinungen in der Regel, auch solcher, welche in den römischen Antiquitäten Jahrhunderte als die allein gültigen betrachtet wurden, wie bei der Plebs, den Clienten, der Verfassung des Servius Tullius. Bei dieser letzteren stellt dagegen der Verf. eine Vermuthung Niebuhrs sogar als Thatsache hin. Dieser Forscher äufsert: „es scheint, der Gedanke jenes Gesetzgebers, den wir Servius Tullius nennen, habe sein müssen, auch im Consulat die beiden freien Stände neben einander zu stellen." Daraus macht Hr. F. geradezu: „Denn diese Verfassung gab Patriciern und Plebeiern gleichen Antheil am Consulat." Eine Aeufserung, welche auch ohnehin, wie sie hier aus dem Zusammenhange der Niebuhrschen Argumentation gerissen ist, dem Unkundigen ganz unverständlich sein mufs. Hält aber Hr. F. das für Mittheilung abweichender Ansichten, dafs er S. 51 in der Note eine Hypothese Eisendechers anführt, die er selbst für unhaltbar erklärt, so scheint uns das ganz unzweckmäfsig; denn wenn solche Hypothesen weder wahrscheinlich sind, noch sich je auf eine bedeutende Weise geltend gemacht haben: was kann ihre Notiz dem Schüler frommen?

Wir haben Hrn. F's. stylistische Fertigkeit gelobt, dennoch ist es ihm zuweilen begegnet, einen Satz niederzuschreiben, der etwas ganz anderes sagt, als er sagen soll. So heifst es in der Auseinandersetzung über das Gründungsjahr Roms, über römische Chronologie und deren Unsicherheit: „Ueberhaupt wird die Richtigkeit unserer gewöhnlichen Zeitrechnung (es ist in diesem ganzen §. durchaus nur von *römischer* Zeitrechnung die Rede) dadurch widerlegt, dafs, nach den genauesten Berechnungen, Christus nicht im Jahre 754 nach Roms Erbauung, sondern 750, also 4 Jahre früher, geboren worden ist." Wie? Die Unsicherheit über das wahre Geburtsjahr Christi brächte Unsicherheit in die römische Chronologie? Was hat es mit dieser zu schaffen? Was hat es überhaupt mit irgend einer Zeitrechnung zu schaffen, da das Geburtsjahr Christi, nach welchem wir rechnen, eine so feste Aera ist, als eine in der Welt? So achtlos und verwirrt also, dafs er diefs hätte sagen wollen, kann Hr. F. nicht geschrieben haben; er mufs etwas ganz anders im Sinne gehabt haben, aber was diefs sei, können wir durchaus nicht errathen, und wir zweifeln nicht, es wird manchen Lesern, welche sich dieses Buches bedienen, eben so gehen.

Vielleicht werden manche unserer Leser denken, der Verf. hat sein Buch nicht dafür ausgegeben, dafs es die Wissenschaft bereichern solle, es ist ein Schulbuch, worüber mit Lady Macbeth zu sagen ist: man darf diese Dinge nicht so gründlich erwägen. Rec. aber meint, gerade weil es ein zum Unterricht bestimmtes Buch ist, verdient es eine solche Erwägung, obschon er wohl weifs, dafs sie diesen Büchern selten zu Theil wird. Er hat es daher nicht für überflüfsig gehalten, diese Bemerkungen niederzuschreiben, sogar auf die Gefahr hin, seine Absicht von Hrn. F. verkannt und der Böswilligkeit beschuldigt zu sehen, wie er den Vf. einer Kritik der frühern Auflage derselben bezüchtigt, welche Beurtheilung übrigens dem gegenwärtigen Rec. ganz unbekannt geblieben ist.

№ 47.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniſs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Schluſs.)

Da nun das hebräische אָלֶף *Stier* heiſst (welcher ☉ und bisweilen ♀, häufiger ☽ bedeutet, vergl. S. p. 153; nie aber ♀), so sei noch ein anderer Vokal anzunehmen, welcher als Zeichen für den Ibis dem ☽ heilig gewesen sei, und zwar wäre derselbe ein *A*-Laut gewesen, was um so wahrscheinlicher sei, als ☿ und ☽ eben so verwandt mit einander wären, als *ä* und *a*. Hiefür könnte sprechen, daſs die gewöhnlich angegebene Form des Ibisbuchstabens augenfällig nichts anderes, als eine kalligraphische Ausschmückung des א ist. (Vergl. die Abbildung bei *Wahl, Allgem. Gesch. der morgenländischen Sprachen und Litteratur, Taf.* IV.) Aber es ist zu bemerken, worauf S. gar nicht geachtet hat, daſs *Plutarch* den Ibisbuchstaben als einen Konsonanten bezeichnet, wenn er sagt: *διὸ καὶ τὸ τῶν γραμμάτων Αἰγύπτιοι πρῶτον ἶβιν γράφουσιν, ὡς Ἑρμεῖ προσήκουσαν, οὐκ ὀρθῶς κατά γε τὴν ἐμὴν δόξαν ἀναύδῳ καὶ ἀφθόγγῳ προεδρίαν ἐν γράμμασιν ἀποδόντες* (S. *Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit* II. S. 365).

3) Damit diese Argumente nicht *nimis incerta et inepta* erscheinen möchten, beruft sich S. auf ein Manuscript in dem Leydener Museum, wo folgende Ordnung der Vokale nach den Planeten angegeben sein soll:

α	εε	ηηη	ιιι (statt ηηη)	οοooo	υυυυυυ	ωωωωωωω
☿	♀	☉	♂	♃	♄	☽

Das in Rede stehende Diagramma widerspricht aber der von S. angenommenen Ordnung geradehin, wie die Darstellung bei *Reuvens* (a. a. O. p. 157) zeigt, wenn man anders in diesem gnostischen Produkte (denn daſs diese Handschrift gnostischen Ursprungs sei, hat *Reuvens* unwidersprechlich nachgewiesen) jene apotelesmatische Weisheit der alten Aegypter finden kann, welche angeblich Laute als Symbole des planetarischen Einflusses darstellte, was andere beurtheilen mögen.

S. schlieſst diese Darstellung mit den Worten: *Itaque 7 vocales 7 planetis adscriptae erant et subiectae*, und sucht nun in dem Folgenden nachzuweisen, daſs auch die Konsonanten nach den Planeten geordnet worden seien, was an sich nun schon so klar sei, daſs es kaum eines ferneren Beweises bedürfe. Da א dem ☿ zukomme, so folge daraus, daſs ב der ♀, ג der ☉, ד dem ♂ u. s. w. angehöre. Daſs dieses ganze System richtig sei, folgert S. aus den Worten des *Etymolog. Gudian.* p. 59. 5 (*Sturz*), wo angegeben wird, daſs δ sich auf den vierten Himmel (die Sphäre des ♂ nach S.), ζ auf den siebenten (die Sphäre des ♄) beziehe. Wer könnte in den Buchstaben an jener Stelle etwas anderes als Zahlzeichen erkennen? Ein fernerer Beweis ist ihm, daſs nach *Aelian* (*Histor. anim.* X, 21), die Zahl 60 dem ♄ heilig gewesen sei. Aber davon ist an jener Stelle gar nicht die Rede, wo es von dem Krokodile heiſst: *κύει δὲ ἄρα τὸ ζῷον τοῦτο ἐν ἑξήκοντα ἡμέραις καὶ τίκτει ᾠὰ ἑξήκοντα, καὶ τοσαύταις ἡμέραις θάλπει αὐτά. σφονδύλους τε ἔχει ἐπὶ τῆς ῥάχεως τοσούτους, νεύροις τε αὐτὸν τοσούτοις φασὶ διεζῶσθαι. λοχεία τε αὐτῶν ἐς τοσοῦτον πρόεισιν ἀριθμόν, καὶ ἔτη βιοῖ ἑξήκοντα (λέγω δὲ ἐγὼ ταῦτα Αἰγυπτίους φήμας τε καὶ πίστεις), πάρεστι δὲ καὶ ὀδόντας ἑξήκοντα τοῦδε τοῦ ζῴου ἀριθμεῖν, φωλεῦον δὲ ἄρα καθ᾽ ἕκαστον ἔτος ἑξήκοντα ἡμερῶν ἀτρεμεῖ τε καὶ ἀτροφεῖ.* Während man in dieser Stelle nichts anderes finden kann, als eine mystische Hervorhebung der Zahl 60, welche auch anderweitig vorkommt (*Iambl. de Myst.* p. 123; vgl. die Anmerkung *Wyttenbach's* zu *Plutarch. de Is. et*

Osirid. p. 381, B. Vol. VII, p. 261), schliefst S. folgendermafsen: Da das Krokodil dem ♄ heilig war *), die Zahl 60 dem Krokodil zukam, Ɔ aber 60 bedeutet, so mufs Ɔ dem ♄ heilig gewesen sein. Ferner kommt nach *Seyffarth's* System der Vokal *α* dem ♄ zu, und auch hier findet er wieder eine glänzende Bestätigung in einer Stelle des *Aelian* (a. a. O. XVII, 15): *Ἀριστοτέλης λέγει, πέρδικα θῆλυν, ὅταν κατὰ νώτου γένηται τοῦ ἄῤῥενος, ἐγκύμονα γίνεσθαι φύσει τινὶ ἀῤῥήτῳ. Διαπλέκει δὲ ἄρα ὁ ὄρνις οὗτος ἐν ἡμέραις τὴν νεοττείαν ἑπτά, καὶ ἐν ἑπτὰ μέντοι τίκτει, ἐν δὲ ταῖς τοσαύταις καὶ ἐκτρέφει τὰ νεόττια.* Nämlich ♄ *sacer est perdix, qui u pronuntiatur atque numerum septenarium significat*, um *Seyffarth's* eigene Worte anzuführen. Ist eine archäologische Kritik dieser Art nicht eine wahre Blasphemie auf die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit?

Nach allen diesen Schlufsfolgen gelangt S. zu zwei Tafeln. In der ersten wird angegeben, welchem Planeten jeder Buchstabe in den verschiedenen entsprechenden Alphabeten zukomme; in der zweiten werden diejenigen Buchstaben aufgeführt, welche einem und demselben Planeten zugehören, da nur sieben Planeten, aber 25 Buchstaben vorhanden waren **). Nachdem er noch zur Unterstützung seines neuen Systemes angeführt hat, dafs *Herodot* (II, 138) die Hieroglyphen *τύπους θεῶν* genannt habe ***), dafs sie in der Inschrift von Rosette (Z. 54.) *ἱερὰ γράμματα* und bei *Syncellus* (*Chronograph.* p. 40, *ed. Goar*) *τῶν θεῶν γράμματα* genannt werden, was nach seiner Ansicht nicht hätte geschehen können, wenn die Hieroglyphen nicht Symbole der Götter und der ihnen geheiligten Gegenstände gewesen wären: nachdem er noch erwähnt, dafs dieselben Hieroglyphen zur Darstellung astronomischer und apotelesmatischer Thesen und zur Aufzeichnung jedweder anderen Notiz

*) Aber auch dem ♂. Vergl. S. 165.

**) Mich wundert, dafs S. nicht jene *apokryphische* Sage benutzt hat, deren *Niebuhr*, *Beschreib. von Arabien* S. 91 gedenkt und deren Berücksichtigung *Wahl* a. a. O. S. 626 empfahl, dafs die Pharaonensprache sieben Hauptbuchstaben und jeder derselben drei Zeichen gehabt habe.

***) Uebrigens ist auch dieses Citat falseh. *Herodot* erwähnt nur, dafs der Tempel des *Bubastis τύποισι ἐξαπήχεσι ἐσκευάδαται ἀξίοισι λόγου* und dafs den Tempel *περιθέει αἱμασιὴ ἐγγεγλυμμένη τύποισι.* Aber von *τύποις θεῶν*, unter denen nach meiner Ansicht die *Anaglyphen* zu verstehen sind (vergl. II, 124 136. 148. 153. 73. 46.), ist nicht die Rede.

gedient hätten, was er nur unter der Bedingung für zulässig hält, dafs die astronomischen Zeichen zur Vertretung phonetischer Laute angewendet worden seien, sucht S. die von *Young, Champollion* und ihm selbst übereinstimmend erklärten phonetischen Zeichen auf ihren astrologischen Ursprung zurückzuführen, die Amphibolie mehrerer anderer nach dem in der zweiten Tafel hervorgehobenen Umstande zu deuten, dafs mehrere Laute des ursprünglichen Alphabetes einem und demselben Planeten zuertheilt werden mufsten (namentlich *l* und *r*, *m* und *sch*, *s* und *sch*), und zu erklären, woher es komme, dafs öfters durch mehrere symphonische Zeichen, wie er sie nennt, nur Ein Laut ausgedrückt werde.

Nach dem, was Rec. oben über die Grundlage dieses Systemes gesagt hat, ist er einer weiteren Untersuchung des von S. aufgestellten apotelesmatischen Principes der Hieroglyphik überhoben, fügt indessen noch folgende Worte des Vfs. bei, welche aus der deutsch geschriebenen, von ihm selbst bearbeiteten Anzeige (Leipz. 1833. 66 S. 8.) seines neuesten gröfseren Werkes entlehnt sind, um zu zeigen, wohin ihn die folgerechte Durchführung seines auf Hypothesen gegründetes Systemes führe (S. 50 folgd.): *Dieses Princip der Hieroglyphik, als nächster Schlüssel zur ganzen Litteratur der Aegypter, darf um so mehr auf Zustimmung rechnen, weil es nicht blofs mit den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten* (?) *und den Beobachtungen* (!?) *übereinstimmt, sondern auch der ganzen Theologie und Mythologie der Alten entspricht. Nur daran könnte man sich stofsen, dafs dieselben Hieroglyphen bisweilen verschiedene Töne, Buchstaben ausdrücken. Dies Geheimnifs wird sich später aufklären. Für jetzt nur so viel. Wenn eine Figur einen Vokal bezeichnet, so wird das Zeichen ☿ hinzugefügt, weil dem ☿ alle Laute zugeschrieben wurden *). Uebrigens entspricht das alte Alphabet von 24 Buchstaben **) den 24 Stunden im Thierkreise, dessen 4 Quadranten 4 Planeten*

*) Man sollte glauben, da die Worte so positiv ausgesprochen sind, dafs einmal die Bezeichnung sich wirklich auf Denkmälern vorfinde, und dafs anderer Seits S. die Auctorität irgend eines alten Schriftstellers für sich habe. Ersteres ist nicht nachgewiesen, und letztere beschränkt sich auf die Angabe, dafs dem ☿ die Singvögel heilig gewesen seien (S. *p.* 66).

**) Nämlich nach beliebiger Weglassung des zuweilen unbequemen, zuweilen gelegenen Ibisbuchstaben.a.

entstanden. Soll daher eine Zweideutigkeit vermieden werden, so wird zur Hieroglyphe der Vorsteher des Quadranten hinzugefügt, in dessen Bereich der auszudrückende Konsonant fällt. Auf demselben Principe beruht nun auch das alte Hebräische oder Phönizische, Chaldäische Alphabet. Uebersetzt man die Namen der Hebräischen Buchstaben, so erhält man Dinge, welche nach derselben Reihe den 7 Planeten zukommen. Das Haupt ראש *bedeutet r und dieser Buchstabe fällt auf die* ⊙, *welcher das Haupt zukommt, u. s. w. Ja sogar die Züge der alten hebräischen Buchstaben entsprechen den einzelnen Hieroglyphen, welche Symbole der Planeten sind. Hierdurch wird der Zweifel beseitigt, ob Moses schon damals* (1908) *habe schreiben können. Dieselben Hieroglyphen, mit denen Moses schrieb, finden wir auf weit älteren Denkmälern, wodurch Hug's Hypothese bestätigt wird. Beruhen die Alphabete der Aegypter, Phönizier, Griechen, Lateiner, Chaldäer und die mit ihnen verwandten auf einem und demselben Principe; so ist höchst wahrscheinlich das Princip aller Schrift kein anderes, als das astronomische. Die Schrift ist nur einmal erfunden worden. Dieselben Hieroglyphen (?) finden wir in Aegypten und Mexico*), in Japan und China (?), wiewohl zusammengezogen. In der Zeit, wo der allgemeine Thierkreis entstand, mufs auch das allgemeine Alphabet entstanden sein. Gewifs nicht ohne Grund haben die Alten selbst Noah die Erfindung oder die Kenntnifs (?) der Schrift zugeschrieben. Man drückte Begriffe durch Bilder aus, so weit es ging. Die übrigen schrieb man alphabetisch und phonetisch nach dem astronomischen Principe.* So weit *Seyffarth.* Rec. kann das, was gegen die Annahme einer *einmaligen* Erfindung der Schrift gesagt werden kann, nicht besser ausdrücken, als es neuerdings *Lepsius* in seiner Schrift: *Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen* (Berlin 1834. 8.) S. 3 folgd. gethan hat, auf dessen Worte er daher verweist.

Vermifsten wir in den vier Heften, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, Kritik und Urtheilskraft, Gründlichkeit und eine gewisse Gesinnung, die jedem Gelehrten erste Pflicht sein mufs, so tritt uns aus dem letzten Hefte, dessen *wunderlichen* Titel (S. nennt ihn selbst so in der Vorrede) wir mitzutheilen uns begnügt haben, gänzlicher Mangel an gesundem Menschenverstande entgegen. Da diese Schrift *Seyffarth's* nur in Bezug auf die Pathologie der Vernunft einiges Interesse haben kann, diese Blätter aber nicht darauf angewiesen sind, die krankhaften Erscheinungen und Verirrungen des menschlichen Geistes tiefer zu verfolgen, so überläfst Rec. es billig dem Leser, die Bestätigung dieses Urtheiles aus der Schrift selbst zu schöpfen. Dr. Jul. Ludw. Ideler.

*) S. dagegen *Heeren's Histor. Werke* Bd. XIV. S. 40 folgd.

XLVI.

Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, weil. Schuldirector in Magdeburg, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse, aufserordentl. Professor an der Universität Berlin. Erster Theil A bis K. Magdeburg 1833.

Das Erscheinen eines Handwörterbuchs der deutschen Sprache wird durch ein allgemeines Bedürfnifs vollkommen gerechtfertigt; Beweises genug ist der Umstand, dafs augenblicklich mehrere Werke der Art im Werden sind. Der Gelehrte von Fach fühlt das Bedürfnifs freilich nicht, kann es zuweilen auch nicht wohl begreifen, sieht vielleicht gar geringschätzig auf sogenannte „praktische Arbeiten" herab. Aber man entferne sich nur ein wenig von den Lehrstühlen der Meister in der Wissenschaft; man sehe sich nur in Oertern um, in welchen keine Universitäten und andere grofse Anstalten wirken, und man wird sich bald überzeugen, dafs, aus vielen nahe liegenden Gründen, die wissenschaftliche Erkenntnifs nicht so weit verbreitet ist, als man gewöhnlich annehmen zu müssen glaubt, — dafs aber viel Tüchtigkeit und Geist in Kreisen herrscht, in denen man beides zu suchen nicht geneigt ist, daneben auch grofser Drang, sich in Besitz von Schätzen zu setzen, von deren Auffindung jede Zeitschrift neue Kunde bringt. Dies ist aber so leicht nicht; nur Wenige führt ein glücklicher Zufall in Verhältnisse, welche es vermögen, die Wege zu den Schätzen zu bahnen.

Die deutsche Litteratur hat in allen Theilen der Wissenschaft aus den verschiedensten Zeiten Meister-

werke aufzuweisen; aber diese, namentlich wenn sie aus alter Zeit sind, zu verstehen und zu verarbeiten, ist oft ein Werk der gesammten Kraft eines wohl gerüsteten Geistes. Wir kennen manchen ausgezeichneten Geschäftsmann, der sich aus wahrer Anerkennung der Forschungen unserer Zeit, z. B. in den Besitz von Grimm's Grammatik, selbst von althochdeutschen Quellen setzte; aber wir haben noch keinen gefunden, der nicht die Klage hätte laut werden lassen, es sei ohne die Leitung eines treuen Führers und geschickten Lehrers unmöglich, Werke dieser Art zu fassen und zu verarbeiten; und doch werde behauptet, nur aus solchen Werken könne man den jetzigen Stand der Sprachwissenschaft begreifen. Es ist der Wissenschaft wahrhaft würdig, das reine Licht der Erkenntnifs in alle Kreise des gebildeten Lebens zu verbreiten. Der einzelne, mit Geist, Kraft und Mitteln reich begabte Mann verdient grofsen Dank, wenn er seine gelehrten Forschungen, die ihn befriedigen und sein Leben füllen, der Welt in Schriften mittheilt; aber auf eben so grofsen Dank kann gewifs auch der Anspruch machen, welcher, selbst Gelehrter, Tüchtigkeit, Einsicht und Entsagung genug besitzt, die Forschungen der Gelehrten von Fach, als Resultat zusammengefafst, in klarer, befriedigender Form der Welt mitzutheilen und den Meistern den Weg zu bereiten. Dabei darf er wahrlich kein Pfuscher sein; er ist in mancher Rücksicht einem Dolmetsch zu vergleichen, ohne welchen ein geistiger Verkehr unmöglich ist.

Wir haben dies vorausschicken müssen, theils um den Verf. zu trösten, der zwar mit Lust und Eifer, aber doch mit dem Schmerze der Entsagung ein Opfer gebracht hat; theils um darauf hinzudeuten, dafs *es jetzt vorzüglich an einsichtsvollen Männern zur Verbreitung der Wissenschaft fehlt*, weil sonst bald die Masse des zu verarbeitenden Materials nicht mehr zu bezwingen sein möchte.

Es darf nicht befremden, dafs wir hier so reden, als sei kein Handwörterbuch der deutschen Sprache vorhanden; die frühern bekannten Arbeiten sind allerdings schätzenswerth und müssen in Ermangelung einer bessern genügen; aber die Wissenschaft hat in allen Theilen so grofse Fortschritte gemacht, dafs die frühern nhd. Wörterbücher eben so wenig befriedigen, als die deutschen Grammatiken und ahd. und mhd. Glossarien, welche vor einigen Jahrzehenden erschienen sind. Uebrigens wird die Zeit darüber richten, welches von den jetzt erscheinenden und angekündigten deutschen Handwörterbüchern das beste sei; bis jetzt scheint das Heyse'sche am meisten anzusprechen und den rechten Weg gefunden zu haben.

Ein Handwörterbuch der deutschen Sprache ist ein schweres Werk. Es soll den ganzen Wortreichthum umfassen, wie er in Sprache und Schrift lebt. Ueberlegt man nur einen Augenblick, was in den letzten fünf und zwanzig Jahren für die Ausbildung der Wissenschaft in Deutschland geschehen ist, so ist diese Ueberlegung wohl geeignet, selbst einen muthigen Mann von der Ueberwältigung des zu verarbeitenden Stoffes zurückzuschrecken. Die neuhochdeutsche Sprache ist für die Gesammtbevölkerung Deutschlands eine Schriftsprache, welche von dem gröfsten Theile derselben wie eine fremde erlernt werden mufs. Sie ist als solche nicht im ganzen Volke lebendig, und ihre Formen und Bildungen tragen Begriffe, welche traditionell geworden sind. Erst jetzt fängt nach und nach, zumal in den Städten, die hd. Sprache an allgemein zu werden; damit entsteht aber zugleich das Bedürfnifs der Erkenntnifs des eigentlichen und ursprünglichen Begriffs der Form, das Bedürfnifs einer historischen Erkenntnifs. Daher haben auch fast alle Wissenschaften in neuerer Zeit dahin gestrebt, in ihrem Bereiche die Begriffe klar und scharf hinzustellen, Unbrauchbares zu verdrängen und das historisch Richtige zu Ehren zu bringen. Man denke nur daran, welchen Einflufs die Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Erd- und Naturkunde, Gewerbkunde, u. s. w. von der einen, und die Sprachkunde von der andern Seite auf einander gehabt haben! Und in der Sprackunde selbst ist vorher nicht Geahndetes geschehen. Die deutsche Grammatik hat, vorzüglich durch Grimm, den sprachlichen Untersuchungen Sicherheit, — die allgemeine Sprachkunde hat ihnen, vorzüglich durch Bopp, Grund und Boden gegeben; die geistreichere Bearbeitung der beiden classischen Sprachen hat von ihrer Seite auch zur Erhellung des Sprachgebäudes beigetragen. Jetzt hilft es nicht mehr, nach Etymologieen und Bedeutungen umher zu tappen; das Rathen und Meinen hat wohl ein Ende erreicht; jetzt soll wieder nach Gesetzen gerichtet werden, welche Völker gegeben haben und denen sie Jahrtausende hindurch treu geblieben sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse.

(Fortsetzung).

Aus diesen Gesichtspunkten müssen wir ein neues deutsches Handwörterbuch beurtheilen. Die frühern Arbeiten nöthigen uns durch ihre Anstrengung, durch ihre Masse, selbst durch ihre Resultate Bewunderung ab; aber sie reichen nicht mehr aus. Grammatik und Etymologie standen zu sehr unter der Herrschaft der Willkür, und die Wissenschaften achteten weniger die Form des Materials, aus welchem sie ihr Gebäude aufzuführen strebten: die Begriffsbestimmung mufste eben so unklar sein, als Grammatik und Etymologie es waren. *Ein deutsches Wörterbuch mufs jetzt ein ganz neues Werk sein.*

Stellen wir in kurzen Andeutungen die Gesichtspunkte auf, welche ein deutsches Handwörterbuch für die Gebildeten des Volks für unsere Zeit haben müfste:

1) Mufs der *Wortvorrath* der deutschen Sprache vollständig aufgenommen sein. Soll ein Wörterbuch der neuhochdeutschen *Schriftsprache* gegeben werden, dann ist der Stoff in den nhd. *Schriftwerken* gegeben. In ein Wörterbuch der *deutschen Sprache* aber, wenn wir darunter die im Munde des Volks und in der Schrift lebende hochdeutsche Sprache verstehen, müssen auch diejenigen Wörter aufgenommen werden, welche der Verkehr in den verschiedenen Formen des Lebens und in den verschiedenen Gegenden Deutschlands als unentbehrlich in die hochdeutsche Sprache aufgenommen hat. Dann ist kein Lebensverhältnifs, kein Gewerbe so arm, dafs es nicht eigenthümliche Ausdrücke bewahrte, welche der hochdeutschen Schriftsprache fehlen und doch zur Verständigung im Leben nothwendig oder in neuern Zeiten wieder zu Ehren gebracht sind. Reine Provinzialismen, d. h. blofs provinzielle Stellvertreter hochdeutscher Formen, bleiben natürlich ausgeschlossen; diese bilden den Hauptbestandtheil der Idiotiken.

2) Mufs die *Form* festgestellt werden, und zwar nicht allein die Form des Begriffs an sich selbst, sondern auch die Form des verbundenen Begriffs im Urtheil: die *Rection*. Die gute *grammatische Behandlung* eines Wörterbuchs ist ein grofses, wenn auch stilles Verdienst; die frühern lexikographischen Arbeiten würden mehr leisten, wenn sie mehr grammatisch wären.

3) Mufs die *Bedeutung* klar und bestimmt angegeben sein, und zwar sowohl die erste, ursprüngliche Bedeutung, sie möge noch deutlich oder verwischt sein, als auch die jetzt geltende und deren *historische Entwicklung*. Hiezu kann man von der einen Seite nur durch ein etymologisches Verfahren gelangen, von der andern Seite nur durch Erkenntnifs der verschiedensten Wissenschaften und Thätigkeiten. Und hiedurch grade wird ein Wörterbuch der neuern deutschen Sprache so unendlich schwierig. Ein Wörterbuch der Sprache eines frühern Zeitraums wird durch den überlieferten Stoff abgegrenzt; dieser mufs in sich selbst die Erklärung seiner Formen tragen. Viel schwieriger bleibt es, das sich stets fortbildende Leben in der Gegenwart zu erfassen.

4) Mufs die Bedeutung durch *Etymologie* begründet werden. Dies verlangt man jetzt nicht weniger, als die bestimmte Angabe der Bedeutung. Beruht diese mehr auf einer philosophischen Thätigkeit, so fordert die historische Begründung der Form und der Bedeutung mehr gelehrte Kenntnifs des gesammten Sprachschatzes deutscher Nation. Nur darf hier der Vf. keinem eignen Gelüste Raum geben. Man kann jetzt hierin von ihm Sicherheit verlangen: denn hier tradirt er meistentheils schon Vorhandenes; in der Angabe der Be-

deutung aber entwickelt er vorzüglich seine eigne geistige Thätigkeit, durch welche er auch den Sprachforscher belehren kann.

5) Dürfen auch *sprachvergleichend* Formen und Begriffe verwandter Sprachen gebraucht werden. Hier aber, wie bei der etymologischen Begründung, ist die Forderung unabweislich, daſs der Verf. Maſs halte und durch unbegründete Speculationen sich nicht das nothwendige Vertrauen raube. Dagegen kann man hierin von ihm schon eine bündige Vollständigkeit erwarten, da bedeutend vorgearbeitet ist.

Ueber das Ziel der Arbeit sind wir mit dem Hrn. Verf. des vorliegenden Werkes, dem Hrn. Prof. Heyse in Berlin, einverstanden. In der gut geschriebenen Vorrede sagt er: „Ein *Wörterbuch der Muttersprache* „kann im Allgemeinen eine zwiefache Bestimmung ha„ben. Es ist zunächst im Interesse der Wissenschaft „unternommen und ausgeführt, oder den weitern Krei„sen des Lebens überhaupt gewidmet. — Das *wissen„schaftliche Wörterbuch* ist seiner Anlage und Bestim„mung nach für den Sprachgelehrten berechnet und aus„schlieſslich der Förderung einer tiefern Erkenntniſs des „Wesens der Spracherscheinungen gewidmet. — Ver„schieden ist die Bestimmung und Anlage des für die „ganze Nation berechneten *praktischen Wörterbuches*. „Allerdings ist die Sprache, so wie ein Erzeugniſs, so „auch ein Eigenthum des Volkes, ein Schatz, den das„selbe frei zu verwalten, lebendig weiter zu bilden und „ungehindert auszubeuten von Natur befähigt und be„rechtigt ist. So könnte es scheinen, als seien Wörter„buch und Grammatik der eignen Sprache etwas dem „Volke völlig Entbehrliches; allein was von der Nation „als eine Gesammtheit gilt, findet keine Anwendung „auf die Einzelnen, welche Glieder derselben sind, und „deren jeder als Element ihres Gesammtlebens nur ei„nen mehr oder weniger beschränkten Antheil an dem „Gesammtvermögen und dessen Verwaltung hat. — Al„lein nicht bloſs diese äuſserliche Erweiterung der „Sprachkenntniſs, sondern vor Allem ein gründlicheres „Verständniſs der Sprache, eine lebendigere Anschau„ung und ein deutlicheres Bewuſstsein von der Bedeu„tung des Wortes und den Gesetzen der Sprache in „ihrem Zusammenhange ist wesentlicher Zweck solcher „für die Nation bestimmten Sprachwerke. Der unmit„telbare Besitz soll, durch den Gedanken vermittelt, zu „einem selbsterworbenen Eigenthume, das bewuſstlose „Sprachgefühl zu einer deutlichen Erkenntniſs der Sprach„gesetze erhöht werden. Und hier ist es nun, wo die „praktische Grammatik und das praktische Wörterbuch „in das Gebiet der reinen Sprachwissenschaft übergrei„fen. Von dem gegenwärtigen Sprachbestande, als dem „unmittelbar Gegebenen und für das Volk allein Vor„handenen, muſs ausgegangen, die wirkliche Erschei„nung aber überall auf ihren wesentlichen Grund zu„rückgeführt und daraus erklärt, das Einzelne als Glied „des organischen Ganzen belebt, das Besondere im Lichte „des Allgemeinen aufgehellt werden."

In diesem Geiste arbeitend setzt sich der Hr. Verf. als Bedingung: äuſsere Vollständigkeit nach festen Regeln und innere Vollständigkeit, vor Allem eine gründliche, erschöpfende und wohlgeordnete Worterklärung nach den Grundsätzen einer besonnenen Etymologik, mit Rücksicht auf Synonymik, Grammatik und Syntax. Diese leitenden Regeln setzt der Hr. Verf. dann weiter auseinander. Er bemerkt dabei, daſs der *Plan zu einem solchen Wörterbuche* schon von seinem verstorbenen Vater gefaſst und mit ihm gemeinschaftlich vorbereitet gewesen sei, als diesen der Tod übereilt habe. Die Ueberzeugung, daſs er seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst leisten werde, habe ihn vermocht, das Angefangene zu vollenden; aber schon bei den ersten Druckbogen sei es ihm klar geworden, daſs der Plan anders ausgeführt werden müsse, als er in der Ausführung angefangen sei; und auf diese Weise sei das Werk ganz und allein das Werk des Herausgebers geworden.

Ob nun der Hr. Verf. sein Ziel erreicht habe, ist eine Frage, welche sich relativ bejahen läſst. Von einem ganz neuen Werke so groſsen Umfanges, welches mit wenigen und bescheidenen Worten so viel geben soll, läſst sich nicht gleich eine absolute Vollkommenheit erwarten, wenn diese überhaupt gedenkbar ist. Der Hr. Verf. hat mit Fleiſs und Geschicklichkeit das Mögliche geleistet, zumal wenn man bedenkt, daſs die Vollendung eines solchen Buches nicht lange auf sich warten lassen darf. Folgende Auflagen werden sicher eine andere Gestalt gewinnen, namentlich in den ersten Buchstaben; aber auch in dieser ersten ist so viel Gutes und Befriedigendes, daſs wir das Streben des Hrn. Verfs. unbedingt anerkennen und seine Arbeit eine gelungene nennen müssen. Die Rechtfertigung dieses Ausspruches ist schwieriger, als wenn das Werk ein Wörterbuch einer todten, abgeschlossenen Sprache wäre, bei

welchem es vorzüglich auf Sammlung, Sichtung und Anordnung des gesammten gegebenen Materials ankommt. Wir müssen unsere Ansicht begründen, und wählen dazu, ohne Rücksicht auf den Hrn. Verf., Beispiele in Wörtern, auf deren Begriffsbestimmung und Behandlung wir begierig waren und welche wir zuerst nachschlugen, als uns das Buch in die Hände kam; wir wollen uns nicht den Schein geben, als hätten wir es schon Zeile für Zeile studiert.

(Der Beschlufs folgt.)

XLVII.

Die Kindertaufe in der evangelischen Kirche aus dem Standpunkte der symbolischen Bücher, der heiligen Schrift und der menschlichen Vernunft. Von D. Lobegott Lange, Prof. an der Universität zu Jena. Jena 1834. 157 *S.* 8.

Um von diesem, weder in seiner Art, die christlichen Glaubenslehren zu behandeln, einzigen, noch über diesen Gegenstand ganz neue, aber glücklicherweise noch immer unerhörte Vorschläge machenden Buche, ein vollständiges Bild zu entwerfen, ist es am zweckmäfsigsten, zunächst die Hauptsätze desselben kurz, wo möglich mit den eigenen Worten des Hrn. Vf. zusammenzustellen, und das Weitere hernach daran zu knüpfen. Das Ganze zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste handelt „über die Kindertaufe nach dem Standpunkte unserer symbolischen Bücher" und sucht den Widerspruch, in welchem die symbolischen Bücher mit sich selbst in dieser Beziehung stehen, zu erweisen. Die Resultate sind diese. Nach den symbolischen Büchern, heifst es S. 12, seien 1) die Sacramente nicht blofs als *notae professionis inter homines*, sondern vielmehr als *signa et testimonia voluntatis Dei erga nos* eingesetzt, damit durch dieselben der Glaube erweckt und befestigt werde in denen, welche daran Theil nehmen; 2) um diesem Zwecke zu entsprechen, sei wesentlich nothwendig, im Glauben die Verheifsungen sich anzueignen, welche durch die Sacramente dargeboten werden; wo demnach 3) dieser Glaube nicht dazu komme, wo weder *fides* noch *bonus modus cordis* vorhanden sei, werde die ganze Feier zu einer unnützen Ceremonie, zu einem blofsen *opus operatum*. Hieraus folge, 1) dafs die Taufe, wenn sie wirksam sein solle, nothwendig den Glauben voraussetze, da es das Wasser nicht allein mache; dafs demnach 2) die Taufe ohne den Glauben dessen, der getauft wird, nichts nütze, ja ohne denselben keine wahre Taufe sein könne, und 3) dafs eine Taufe ohne den Glauben uns durchaus keinen Anspruch auf die Erlangung der Seligkeit gebe. Da aber bei der Kindertaufe diese Bedingungen von Seiten der Kinder hinwegfallen, so könne sie für ein wahres gültiges Sacrament im Geiste der evangelischen Kirche nicht gelten, sondern müsse für ein blofses *opus operatum* angesehen werden, weshalb unsere Kirche, um sich aus ihrem Selbstwiderspruch herauszuwickeln, entweder die Kindertaufe oder ihre Grundlehre vom Nutzen und Gebrauch der Sacramente, so wie den Begriff vom alleinseligmachenden Glauben, aufgeben müsse, von welchen beiden doch das erste rathsamer sei. Der 2te Abschnitt handelt von der Kindertaufe im Lichte der Vernunft und Schrift, und will den Widerspruch der Lehre von der Kindertaufe in den symbolischen Büchern, mit der Schriftlehre beweisen und darthun, wie sehr sie den schriftgemäfsen Begriff, Zweck und Bedeutsamkeit des Sacraments der Taufe von Grund aus aufhebe. Dazu gehöre Glaube und Ueberzeugung, mithin Erkenntnifs und Unterricht im Evangelium, ferner Verpflichtung zu einem den Lehren des Christenthums und dem Beispiele Jesu entsprechenden sittlichen Wandel und drittens Würdigmachung zu der ihnen verheifsenen göttlichen Gnade und ewigen Seligkeit, Zwecke, von denen ein Kind von einigen Tagen oder Wochen nicht den mindesten Begriff haben könne. Der 3te Abschnitt giebt besondere Gründe an, welche in unserer Zeit eine Vorbereitung zur Abstellung der Kindertaufe wünschen lassen. Dahin gehört der hohe Standpunkt unserer evangelischen Kirche, welcher es geeignet mache, dafs sie sich als *wahre evangelische Kirche*, allein im Geiste des reinen biblischen Evangeliums ausbilde und in einem wahrhaft christlichen Leben darstelle, wozu die Abstellung der Kindertaufe eine wesentliche Bedingung sei. Ein gründlicherer Unterricht in der Religion, welche bei so Wenigen die Sache reger und lebendiger Ueberzeugung sei, und dessen Mangel zu einem zügellosen Indifferentismus auf der einen, zu einem ausartenden Mysticismus auf der andern Seite so häufig führe, würde, wenn er der Taufe in reiferen Jahren voranginge, eine gröfsere Kenntnifs der christlichen Religionswahrheiten, einen reineren sittlichen Wandel, ein regeres kirchliches Leben, die Möglichkeit einer gröfseren Wirksamkeit der Geistlichen durch eine wahrhafte Seelsorge, eine würdigere Bedeutsamkeit des geistlichen Standes überhaupt und mit dem Allen die Aufhebung des Indifferentismus und Mysticismus bewirken. Der Taufact müfste dann aber natürlich noch später hinaufgeschoben werden als in die Zeit, wo die Confirmation gewöhnlich geschieht, indem Kinder von 13 und 14 Jahren doch noch nicht im Stande sein könnten, gerade in den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu einer festen, lebendigen Ueberzeugung zu gelangen. Abschnitt 4. endlich soll die Gründe widerlegen, durch welche man die Beibehaltung der Kindertaufe zu rechtfertigen pflege.

Es ist zu verwundern, dafs von diesem Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes aus, nicht auch so weit gegangen wird, ein Institut wie die Taufe überhaupt für zweck- und sinnlos zu erklären, da sie es doch als Kindertaufe sein soll, welche der Begriff der Taufe selbst ist. Doch so weit geht Herr Lange noch nicht; er giebt nicht nur die Nothwendigkeit symbolischer Handlungen in der Religion im Allgemeinen zu, sondern er spricht selbst von der Vollkommenheit, mit der die symbolische Taufhandlung der Idee entspricht, welche sie darstellen soll. Es ist nicht die Taufe, die er abschaffen will, sondern die Kindertaufe nur. Die Hauptschwierigkeit macht ihm der Umstand, dafs das Kind, an welchem die Handlung vollzogen wird, den Endzweck derselben und ihre Bedeutung noch nicht zu erkennen vermag, auch den Anforderungen, die vernünftigerweise an dasselbe gemacht werden müfsten, nicht genügen könne, weil es, seiner selbst nicht bewufst, auch die

Bedeutung des Symbolischen nicht erfassen könne und von der Feier selbst gar nicht innerlich ergriffen würde. Wir halten uns nicht für berufen, die sechs Gründe, welche der Vf. im letzten Abschnitt aus Bretschneiders Dogmatik für die Kindertaufe gezogen und auf seine Weise zurückweist, in Schutz zu nehmen, weil durch ihren Fall die Kindertaufe selbst noch lange nicht fällt; auch kann hier der Ort nicht sein, die symbolischen Bücher gegen seine Verunglimpfungen zu rechtfertigen, noch die Lehre von der Erbsünde gegen ihn zu retten; wir wollen nur einige Gesichtspunkte aufstellen, unter welchen die Kindertaufe, auch ohne eine Bretschneidersche Dogmatik, als durchaus vernünftig erscheint. Die Kirche nämlich oder der Geist Gottes in ihr erklärt durch die Kindertaufe und diejenigen, welche sie verrichten und daran Theil nehmen, dafs die Mittel vorhanden seien, auch in diesem Subject die göttliche Erleuchtung anzufachen und das Leben in Christo zu beginnen. Die Taufhandlung soll nicht dies Mittel selbst sein, sondern nur das Zeichen der Anerkennung, dafs es selbst vorhanden sei. Sie setzt also nicht voraus, dafs der zu Taufende schon vernünftig und frei sei, sie erklärt nur, dafs er künftig zur Freiheit und Vernünftigkeit gelangen werde. Es ist hier ganz dasselbe, ob der Täufling seinen eigenen Glauben erklärt und die Einwilligung zu seiner Weihe giebt, oder ob an seiner Stelle die Kirche dasselbe thut; denn so wie im Voraus anzunehmen ist, dafs der Mensch, der an sich vernünftig ist, auch dereinst der Vernünftige werde, so kann man auch hoffen, der in der Taufe der Möglichkeit nach Glaubende werde es auch in der That werden. Man kann aber die Bestimmung des Kindes durch die Taufe zum Christen nicht vergleichen mit der Bestimmung eines Jeden zu einem bestimmten Lebensberuf, welchen dem neugebornen Kinde aufzuerlegen der Vf. für eben so unnütz und unvernünftig hält als die Taufe. Und doch wird der Mensch nicht um seine Einwilligung gefragt, welcher Familie, welcher Sprache, welchem Volke er angehören wolle: sollte man die Wahl des höchsten Gutes, der Religion, in seine Willkür stellen? Wie sehr täuscht sich aber der Verf. in der Vorspiegelung der Vortheile, welche ihm die Taufe der Erwachsenen verspricht. Abgesehen davon, dafs die Confirmation der Kirche gar so wenig Nutzen nicht stiftet, als der Vf. meint, so bedenkt er die unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht, die einem Unterrichte in der Religion an gänzlich Erwachsene entgegenstehen. Denn ist ihm das 14te Jahr zu früh, so ist es auch wohl das 17te, 18te und nach Umständen ein noch höheres. Mit dem 20sten Lebensjahre aber ist bei weitem die Mehrzahl der Menschen schon zu weit in das bürgerliche Leben verflochten, um sich noch einem Unterricht in der christlichen Lehre mit Erfolg unterwerfen zu können. Ja Manche hätten wohl schon die Ehe angetreten, und sollten noch ungetauft sein! Wenn auch die Begüterten oder die Besseren (diese sehen sich aber ohnehin schon nach gründlicher Belehrung um) sich jeder Bedingung unterwürfen, wie stände es mit den Aermeren, wie mit den Böswilligen? Wie Viele würden sich dem Unterrichte wirklich zu entziehen suchen, ihm ungern beiwohnen, daher keine Fortschritte machen, folglich auch immer ihre Ansprüche auf die Vollziehung der Taufe von dem gewissenhaften Geistlichen zurückgewiesen sehen. Würden dann Manche nicht endlich doch getauft, auch ohne die rechte Erkenntnifs, so würde es ihnen zuletzt gleichgültig sein, auch ungetauft zu bleiben. Mit der Behauptung, dafs dann Indifferentismus und Mysticismus aufhören würden, kann es Hrn. Lange gar nicht Ernst gewesen sein, denn er wird doch wohl durch die Taufe der Erwachsenen nicht etwa alle Menschen einerlei Geistesrichtung unterwerfen, und alle und jede Verschiedenheit der geistigen Natur unseres Geschlechts aufheben wollen? So wenig als dadurch die verschiedenen theologischen Richtungen vereinigt werden würden, so wenig würde auch der verschiedene Einflufs von Theologen entgegengesetzter Richtungen auf die Gemüther gehemmt werden. Der einzige Vortheil dabei wäre nur die Bezweckung eines freilich mehr oder weniger vollkommenen Bewufstseins von der Bedeutung des Taufactes in dem Täufling. Da aber hiervon das Wesen der Taufe nicht abhängt, dieselbe vielmehr die Erklärung ist von dem Anfange der Erleuchtung im Täuflinge, so würde eine Taufe der Erwachsenen gänzlich aufhören eine Taufe zu sein und eine ganz andere Bedeutung haben. In dieser Beziehung war die Taufe der (erwachsenen) Heiden und Juden in der alten Kirche von der Kindertaufe wenig unterschieden; da ihr die Bufse, die Sinnesänderung vorherging, sie ist auch nicht mehr als der Anfang der Besserung und schliefst sich auch an das Unverderbene, das Kindliche, Unschuldige im Menschen an. Die erwachsenen Täuflinge waren eben auch Anfänger im christlichen Glauben und Leben, die geistig Unmündigen, Kinder der Erkenntnifs nach. Diefs spricht sich deutlich aus in den bei der Taufe gebräuchlichen Zeichen der Unschuld: dafs die zu Taufenden weifse Kleider trugen, dafs ihnen als Neophiten Milch und Honig gereicht wurde u. dergl. Hierdurch bewogen, liefs die Kirche die Taufe bald auf die Kinder übergehen. Ist die Taufe das Zeichen dafür, dafs etwas seinen Anfang genommen habe, so ist es auch vernünftig das Zeichen dieses Anfanges der geistigen Geburt, der Wiedergeburt, der leiblichen Geburt so nahe als möglich zu rücken; mit einem absolut Nothwendigen kann der Anfang nicht früh genug gemacht werden. Wird aber ohne Kindertaufe mit der Belehrung im christlichen Glauben angefangen und nach erlangter Erkenntnifs getauft, somit nach dem Anfange ein neuer Anfang gemacht, so war entweder jener Anfang (durch die Belehrung) kein wahrer Anfang d. h. gar kein Anfang und die Belehrung nutzlos, oder die Taufe hat dann ein ihr wesentliches Moment eingebüfst, welche ist die Erklärung Gottes durch die Kirche, dafs das Subject, welches leiblich zu leben angefangen hat, dafs dies Kind der Welt auch nun geistig zu leben begonnen habe, ein Mitglied des Reiches Gottes zu sein, und der Erleuchtung, die der Welt durch Gott in Christo geoffenbart ist, theilhaftig zu werden angefangen habe. Doch alle solche Gedanken werden bei dem Vf. nichts verfangen, der, wie gesagt, noch auf dem Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes steht und in dieser Schrift nichts gesagt hat, was nicht viel besser bereits von den Socinianern des 16 Jahrhunderts gesagt worden wäre, ohne dafs die Kirche dadurch veranlafst worden wäre, davon Notiz zu nehmen.

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse.

(Schlufs.)

Wir vergleichen z. B. das Wort: „*Kunst* (von können; ahd. chunst, schwed. konst, poln. kunszt) überh. „das *Können, die hervorbringende, gestaltende, ausübende Kraft und Fähigkeit des Menschen.*" — Diese Sprachform ist in ihrem heutigen Gebrauche schwer zu definiren, indem die alte, ursprüngliche Bedeutung sowohl in der allgemeinen Verwendung des Worts, als in vielen, besonders modificirten Redensarten und Sprichwörtern hervortritt, und daneben die heutige abstracte Bedeutung oft der sprichwörtlichen entgegensteht. Man gelangt zu einer Definition, wie die vorstehende des Hrn. Verfs. ist, nicht leicht. Die ahd. Wurzel *kunn-an*, sanskr. *dschan* oder *dschnâ*, lat. *gno*-sco, griech. γι-γνώ-σκω (vgl. Bopp's Vergl. Gr. I, 123) bedeutet durchaus: ein subjectives, geistiges Vermögen, ein Verstehen, scire, cognoscere; noch im mhd. heifst *ich kan:* ich verstehe. (Vgl. Benecke's Wörterb. z. Iwein S. 213). Dafs von dieser Wurzel die Form *kun-st* herkomme, ist klar; es ist nur die grofse Frage, was das auslautende — *st* zu bedeuten habe. Bopp Vergl. Gramm. I, S. 91 u. Grimm Gr. III, S. 515 folgd. halten das — *s* — für einen „unwesentlichen, eingeschobenen" Buchstaben. Wir haben uns nie davon überzeugen können. Betrachtet man die Menge der Wortbildungen auf — st und die feste Durchführung dieser Bildung; nimmt man an, was jetzt nicht mehr zweifelhaft sein möchte, dafs alle Wurzeln und die verschiedensten Wortformen der Comparation fähig seien; dafs die Comparation nichts weiter sei, als eine Demonstration nach verschiedenen Graden, und der sogenannte Superlativ eine Demonstration auf Eines im Gegensatz aller Andern und vor allen Andern derselben Gattung; überlegt man dabei die Form und die Bedeutung des adjectivischen und adverbialen Superlativs und eine gewisse Gleichheit in der Bedeutung aller Substantivbildungen auf — st: — so möchte sich kaum bezweifeln lassen, dafs *kun-st*, wie alle übrigen Bildungen dieser Art, eine Superlativform sei. Es möchte sich kaum ein allgemein überzeugender Grund auffinden lassen, welcher sonst die consequent durchgeführte, blofse Einschiebung des — s — rechtfertigte. Ist aber die — *st* — Form ein Superlativ, so läfst sich die Bedeutung derselben schwer mit Worten wiedergeben, da die Comparation nur die Bedeutung der Demonstration in sich trägt, und sich eher zeigen, als aussprechen läfst. Dennoch liefse sich annäherungsweise *kun-st* erklären durch: die höchste Potenz, *die höchste Fähigkeit des Verstehens* eines Gegenstandes in einem Individuum. Man vgl. übrigens die deutsche Form auf — st in Grimm's Gr. II, S. 198 folgdd., S. 367 folgdd., u. a. a. O. Der neuere abstracte Begriff entsteht durch die besondere Anwendung auf das Object dieses höchsten Könnens; als solcher wird betrachtet: die Natur oder die Geistesthätigkeiten als abstracta, als Ideen aufgefafst, abgesehen von ausgeprägten einzelnen Erscheinungen. — Und so scheint der Hr. Verf. den Begriff für ein populäres Wörterbuch treffend und genügend dargestellt zu haben, namentlich wenn er im Verfolg hinzufügt: „*die schönen Künste*, deren Aufgabe „die Gestaltung von Ideen in sinnliche Form ist." — Im folgenden Bande wird der Hr. Verf. wahrscheinlich die verwandten Begriffe feststellen, namentlich erläutern, dafs bis zum Ende des Mittelalters das Wort *list* die Stelle des Wortes *kunst* im abstracten Sinne vertrat; dafs *macht*, von *mugan* herkommend, *ein objectives Vermögen* bedeutet, u. s. w.

Betrachten wir andere Bildungen z. B. *gewehr* und

gewähr. Hier hat der Hr. Verf. im Allgemeinen: „*Gewehr*, womit man sich *wehrt*, was zur *Abwehr* und „*Vertheidigung* dient;" und „*Gewähr* (von *wahr*, *bewähren*), die Bewährung, *Verbürgung der Wahrheit* „einer Aussage; bes. Verbürgung oder Sicherstellung „des ungefährdeten Besitzes; — auch der ungestörte „*Besitz* einer Sache." — Man sieht, dafs der Hr. Verf. die *Bedeutung* dieser Wortfamilie richtig aufgefafst und klar wiedergegeben hat. Aber er hätte hier mehr historisch und etymologisch verfahren sollen; er hätte dabei, ohne Verletzung der Klarheit, mehr genügen können, zumal diese Wortfamilie genügend bearbeitet ist in Grimm's RA. 556 u. 602 und Homeyer's Reg. z. Sachsensp. S. 209 folgd. Wir können drei Wortstämme unterscheiden und auch für ein populäres Wörterbuch bearbeiten:

1) *Gewehr*, *wehr* (arma, munitio) z. B. *wehr* und waffen, sich zur *wehre* setzen, u. s. w.: vom goth. *varjan* (prohibere, defendere), ahd. *werjan*, mhd. *wern*, nhd. *wehren*. Daher mhd. er hat keine *were:* er darf sich nicht vertheidigen, er darf den Beweis nicht führen.

2) *Gewähr* (praestatio, cautio, warandatio): vom (goth. vairan ?), ahd. *wërên* (? Grimm's RA. S. 603), mhd. *wërn*, nhd. *gewähren:* vertreten, beweisen, Gewährsmann sein.

3) *Gewehre* oder *wehre* (possessio) z. B. hofwehre: vom goth. *vasjan* (vestire), ahd. *warjan* oder *werjan* (vestire, investire, tradere), mhd. *wern;* daher: *a*) Einweisung in den Besitz; *b*) Besitz; *c*) Besitzung; *d*) Besitzrecht.

Die letztere Form unterscheidet sich durch die gothische Form und die Geschichte des Wortes deutlich von den beiden ersten; die beiden ersten unterscheiden sich wieder von einander durch den ë Vokal. Verwirrung ist in diese Wortfamilie durch die Gleichheit der drei Formen im Mittelhd. gekommen; in der mündlichen Rede und in den Volksdialekten unterscheiden sich sicher noch alle drei Wörter; und wenn man sie in der nhd. *Form* jetzt nicht mehr scheiden will, wie wir es gethan haben, so lassen sie sich doch in der Bedeutung noch scheiden.

So ungefähr, abgesehen von der ziemlich vollständigen Aufführung aller abgeleiteten Formen, hat der Hr. Verf. die Grundbegriffe behandelt. Die wenigen Ausstellungen, welche wir gemacht haben, sind aus dem Wunsche der Vollendung hervorgegangen.

Andere Wörter sind dagegen mit Sicherheit und Vollständigkeit behandelt, z. B. „*Hexe* (ahd. *hazisa*, „angs. *haegtis*, engl. *hag*, schwed. *hexa*, eine blutsaugende Ohreule, unter welchem Bilde der Volksglaube „sich die Hexen dachte; vgl. das lat. strix, striga), eine „böse Zauberinn, die verderbliche Künste treibt." — „*Heute* (ahd. *hiutu*, *hiuete*, entst. durch Verkürzung von „*hiu-tagu*, goth. *himmadaga*, vgl. *hier*, *heuer*, *heint*, u. „s. w. und das lat. *hodie* = *hoc die*): an diesem, am „gegenwärtigen Tage."

Obgleich das Wörterbuch durch seine Vollständigkeit an Redensarten befriedigt, so hätte doch hin und wieder noch einzelnes Nothwendiges aufgenommen werden können, z. B. unter *gewand*, *gewandschneider* und *gewandhaus* die jetzt auffallenden Formen *wand*, *wandschneider*, *wandhaus*, welche in Niederdeutschland in einzelnen Gegenden noch lebendig sind und deren Erklärung mancher suchen möchte.

Soll das Wörterbuch auch kein Real-Lexicon sein, so können doch unzählige Begriffe nur durch klare Erkenntnifs der *Realien* definirt werden. Am häufigsten hat der Hr. Verf. die Erklärung richtig getroffen, z. B. „*Halm:* der hohle Stengel der Gräser;" jedoch finden wir uns zuweilen nicht befriedigt, z. B. bei „*Hagel:* „Benennung verschiedener rundlicher Körner, insbes. „die aus gefrornen Regentropfen bestehenden rundlichen „Eisstücke, welche aus der Luft fallen, auch Schlossen, „wenn sie gröfser als gewöhnlich sind." Hier scheidet die Natur und jetzt auch die Wissenschaft anders, indem gesondert werden: 1) *hagel: graupeln* = gefrorne Regentropfen, gewöhnlich im Winter fallend; 2) *hagel: schlossen* = Eisbildung durch Electricität, gewöhnlich im Sommer fallend. Ist in der Sprache auch einmal *hagel* der generelle Begriff, so hätte doch wenigstens der Begriff von *schlossen* als besondere Species anders definirt werden sollen.

Besondern Fleifs hat der Hr. Verf. auch auf die Volksdialekte verwandt, z. B. „*jucks:* 1) (verderbt aus „dem latein. jocus) landsch. gem. f. Scherz, Spafs, Possen. 2) niedd. gem. f. Schmutz." So ist der Gebrauch beider Bedeutungen genau im Niederdeutschen. Wir bemerken dabei zu 1) goth. *juks* (animositas) II Cor. 12, 20 (Grimm's Gr. III, 488), und zu 2) Sanskr. *juk* (= *ill.* Wilk.).

Nur Definitionen, wie die von: „*Kufs*: ein sanfter „Druck der zusammengeprefsten und mit einem gewissen Schalle wieder geöffneten Lippen auf eines Andern

„Mund," u. s. w. können wir unter keiner Bedingung gelten lassen.

Doch wir brechen ab, um den Hrn. Verf. zu ermuthigen, auf der betretenen Bahn ohne Bangen fortzuschreiten. Des Volkes bedächtige, gründliche Bildung mufs uns eben so sehr am Herzen liegen, als die Belehrung der Gelehrten. Wir haben am Schlusse nur noch einen Wunsch. Das Sprachliche mufs in einem Wörterbuche vorherrschend sein; daher wünschen wir in der Zukunft mehr Wortgeschichte, noch mehr Geschichte der Aus- und Fortbildung der Begriffe; dabei wäre es gut, die Stellen bekannter und zugänglicher Werke anzugeben, wo die Geschichte eines Begriffs oder einer Wortfamilie vorzüglich gut gegeben ist, um zur Verbreitung und zum Gebrauch der Quellen und Quellenschriftsteller zu leiten. Das grade ist es, was die Gebildetern des Volkes wünschen. Dafür kann eine grofse Menge von Zusammensetzungen und Ableitungen gestrichen werden; dies ist übrigens vom Hrn. Verf. im Verlaufe des Werkes schon aus eigner Einsicht geschehen. Daher kommt unser Rath wohl zu spät.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

XLVIII.

Brandt und Ratzeburg medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben. 2 *Bände in* 4*to.* 1*ster Band mit* 24 *Kupfertafeln.* 1829. — 2*ter Band mit* 39 *Kupfertafeln.* 1833. *Berlin in Commission bei Hirschwald.*

Ein Werk, welches, während es heftweise seit einer Reihe von Jahren erschien, sich des ungetheilten Beifalles der Sachkenner erfreuete, welches sich überdies schon durch stetes Beziehen späterer Schriftsteller auf die in ihm enthaltenen, sorgfältigen Untersuchungen einen klassischen Namen in hohem Grade erworben hat, möchte kaum noch einer weiteren Empfehlung in diesen Blättern bedürfen; höchstens nur der Anzeige, dafs es mit dem, zu Ende des vorigen Jahres erschienenen, zweiten Bande nun völlig abgeschlossen ist. Gleichwohl ist sein Einflufs auf die Förderung der Wissenschaft und auf die Verbreitung zoologischer Kenntnisse zu grofs, als dafs es nicht diesen Blättern zum Vorwurfe gereichen möchte, wenn seiner in denselben nicht Erwähnung geschähe. Es leidet wohl keinen Zweifel, dafs die Zoologie nicht leicht auf irgend eine Weise mehr an sicherer Basis gewinnen kann, als durch Monographien, sowohl einzelner Familien und Gattungen, als auch insbesondere durch Monographien einzelner Arten aus verschiedenen Abtheilungen, wie letzteres bei dem hier in Rede stehenden Werke der Fall ist. Mit jedem Schritte, den man tiefer in die Betrachtung des Speciellen eingeht, erweitert sich die Anfangs eng begränzt scheinende Aufgabe, und mehr und mehr stellt sich das früher Uebersehene heraus. Wie sollte es auch anders sein, da gewöhnlich das ganze Streben der Bearbeiter entweder auf Unterscheidung des Aehnlichen, oder auf Erkennung des Allgemeinen in dem Verschiedenartigen gerichtet ist? In beiden Fällen wird die einzelne Art nur einer, wenn nicht flüchtigen, doch minder ins Einzelne eingehenden Betrachtung unterworfen. Nicht so, wenn sie für sich allein zum Gegenstande sorgfältiger Bearbeitung gewählt, wenn sie nach ihrem gesammten inneren und äufseren Baue geschildert, in ihrer Lebensweise beobachtet wird, und wenn man Jahre lang auf alles Acht hat, was über diesen Gegenstand in den Werken früherer und neuerer Zeit sich gelegentlich vorfindet. Dafs ein Unternehmen der Art, wenn es mehrere Jahre hindurch, zwei Männer von Talent beschäftigt, nur zu gründlichen und höchst befriedigenden Resultaten führen konnte und mufste, liefs sich erwarten. Monographien finden indessen heutiges Tages ein zu kleines Publikum, als dafs sie, bei mäfsigem Preise, die Kosten, welche die Anfertigung der nöthigen Kupfer verlangen, decken können, oder es wird, wenn dies erreicht werden soll, ihr Preis zu hoch und läfst nur Wenige in ihren Besitz gelangen. Es war daher ein höchst glücklicher Gedanke der Verf., dafs sie sich die wenigen, dem jetzigen Arzneischatze anheim fallenden Thiere zum Gegenstande monographischer Bearbeitungen wählten. Dadurch, dafs sie dieses Werk sich an Hayne's Darstellung und Beschreibung der Arzneipflanzen anschliefsen liefsen, gewannen sie demselben gleich bei seinem Erscheinen weniger in den Aerzten, als in den nach wissenschaftlicher Ausbildung strebenden Pharmazeuten ein gröfseres Publikum, welches neben der geringen Zahl kaufender Naturforscher nicht nur dem Werke sein Bestehen sicherte, sondern wodurch es auch trotz der Menge der ausgezeichneten Originalabbildun-

gen möglich wurde, den Preis so beispiellos billig zu machen. Wenn nun auch nicht ganz in Abrede gestellt werden kann, dafs jener Theil des Publikums in dem Werke Vieles erhält, was er für seinen nächsten Zweck nicht gebrauchen kann, so empfängt er dafür auch das, was ihm zu wissen wünschenswerth und nützlich ist, in einer Umständlichkeit und Gründlichkeit, wie es ihm sonst nirgends geboten wird. — Was weiter die Anlage des Werkes betrifft, so wurden die einzelnen Monographien systematisch geordnet, und um den Laien eine Einsicht in die neuere Zoologie zu verschaffen, und ihm zugleich einen Begriff von dem Verhältnisse zu geben, in welchem die officinellen Arten zum gesammten Thierreiche oder dessen einzelnen Abtheilungen stehen, wurden die Charactere der einzelnen Klassen, Ordnungen und Familien, zu welchen sie gehören, vorangeschickt. Es scheint auch, als hätten die Verfasser nebenbei den Plan gehabt, von möglichst vielen Abtheilungen des Thierreichs einzelne Thierarten gleichsam als Repräsentanten ihrer Abtheilung abzuhandeln, und so durch ihr Werk über die Organisation fast aller Thierklassen Licht zu verbreiten. Nur hieraus wird es sich genügend erklären, warum manche Thiere in den Arzneischatz gezogen werden, die in medizinischer Hinsicht nur geringe Wichtigkeit haben. Offenbar hat aber hiedurch das Werk nur gewonnen, sowohl für die Zoologen und Zootomen, insbesondere für die unter ihnen, denen ihr Beruf Vorträge über ihre Wissenschaften zu halten auferlegt, als auch für den, welcher sich mit Hülfe desselben in die Zoologie einzuführen gedenkt. Erstere erhalten in dem Werke, besonders für die untern Thierklassen, einen wahren Schatz anatomischer Monographien und Abbildungen, die sie für den Typus der Klasse mit dem erfolgreichsten Nutzen verwenden können; während der Anfänger zum Selbststudium der Anatomie dieser Thierklassen kaum ein anderes Werk geeigneter finden möchte, indem es mit Ausnahme weniger Klassen Repräsentanten von sämmtlichen Haupttheilungen darbietet, deren äufsere und innere Körperbildung dann mit solcher Umständlichkeit und Genauigkeit geschildert ist, dafs kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Wie Hayne's Abbildungen der Arzneipflanzen neben ihrem eigentlichen Zwecke noch dem Anfänger den grofsen Nutzen darbieten, dafs er sich durch sie in die beschreibende Botanik am leichtesten einführen kann, so möchte Referent auch dieses Werk als ein Haupthülfsmittel denen empfehlen, welche sich von der Verschiedenheit der Organisation in den verschiedenen Thierklassen eine zur weitern Orientirung erspriefsliche Einsicht verschaffen wollen. Noch mehr würde es sich freilich hierzu eignen, wenn die Verf. auch von den Rückgratsthieren die inneren Organe mehr bildlich dargestellt und beschrieben hätten; so wie sie ihren Zweck, durch Charakteristik der betreffenden Familien, Ordnungen und Klassen in die systematische Zoologie einzuführen, vollständiger erreicht haben würden, wenn sie statt in abgebrochenen Sätzen einzelne, kein lebendiges Bild der Klasse und Ordnung gewährende Charaktere vorauszuschicken, in gedrängter Kürze eine allgemeine Schilderung von den anatomisch-physiologischen Eigenschaften der Klasse und Ordnung in gebundener Rede gegeben hätten, was den Umfang des Werkes nur um wenige Bogen vermehrt haben würde. Auf diese Weise würden die Eigenthümlichkeiten der hier in Betracht kommenden Thiere schärfer als solche hervortreten, und der Anfänger weniger Gefahr laufen, diese für Allgemeinheiten der Klasse aufzunehmen.

Doch es möchte unbescheiden sein, weitere Wünsche da zu hegen, wo so Vieles geboten wird, was die dankbarste Anerkennung verdient, und so will sich Ref. auch deren nicht schuldig machen, sondern nur noch in gedrängtester Kürze dessen erwähnen, was die Wissenschaft diesem trefflichen Buche verdankt, wobei er sich freilich nur auf das Wichtigste beschränken kann; denn das Einzelne nur einigermafsen aufzuzählen, würde ihn die Gränzen dieser Anzeige weit überschreiten lassen.

Dafs die Verf. die einzelnen, in der Arzneikunde in Betracht kommenden Thierformen mit einer erschöpfenden Sorgfalt behandelt haben, ist wohl schon dadurch hinreichend ausgesprochen, dafs Ref. die einzelnen Artikel als Monographien charakterisirt hat, welchen Namen sie im strengsten Verstande des Wortes verdienen; denn nichts ist vernachlässigt, was nur irgend von einer Monographie mit Billigkeit verlangt werden kann. Das unter fleifsigen Händen zu einer grofsen Masse angewachsene Material jeder dieser Monographien ist unter schickliche Abschnitte geordnet, und dadurch auch dem, welcher sich über einzelne Punkte in der Naturgeschichte eines dieser Thiere belehren will, das Nachschlagen ungemein erleichtert.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 50.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Brandt und Ratzeburg *medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben.*

(Fortsetzung.)

Nach der vielleicht etwas zu viel Literatur enthaltenden Synonymie — (die Hand- und Lehrbücher, so wie manche andre nichts Wesentliches bietenden Werke hätten wohl ohne Nachtheil wegbleiben können) folgt der specifische Charakter, dann eine überaus umständliche Beschreibung des äufseren Körperbaues, dann das Wichtigste über die Anatomie, die Lebensweise, geographische Verbreitung, öconomische und medizinische Benutzung nebst Angabe der pharmacologischen Eigenschaften des von jedem der Thiere zu gewinnenden Stoffes. Der erste Band enthält Säugethiere, Vögel und Amphibien nebst 24 dazu gehörigen Kupfertafeln. Die darin behandelten Säugthiere sind folgende: von Raubthieren die *Zibethkatzen*, Viverra Zibetha (die asiatische) und V. Civetta (die afrikanische); aus der Ordnung der Nager: der *Biber* (Castor fiber); unter den Wiederkäuern: das *Elen* (Cervus Alce), der *Edelhirsch* (C. Elaphus), das *Moschusthier* (Moschus moschiferus), der *Büffel* (Bos bubalus), das *Rind* (Bos taurus), das *Schaf*; unter den Vielhufern; das *Schwein*; unter den Fischsäugthieren die Gattung der *Pottfische* (Physeter) und der *Wallfische* (Balaena). Die Bearbeitung der Zibeththiere bereichert die Wissenschaft mit einer schönen Anatomie des Drüsenapparates, dessen sorgfältige Abbildung gegeben wird. Die Monographie des Bibers ist gleichfalls durch eine sorgfältige Beschreibung der Geschlechtstheile und Drüsensäcke ausgezeichnet, die noch dazu durch Nachträge und eine Supplementtafel ergänzt wird. Auf eine bisher unbeachtete Verschiedenheit zwischen der Schwanzbeschuppung des europäischen und canadischen Bibers wird p. 15. not. neben andern Unterschieden aufmerksam gemacht, so dafs man vielleicht eine specifische Verschiedenheit beider annehmen könnte. In der Beschreibung sowohl der äufsern Theile, wie des Skelets dieser Thiere wünschte Ref. weniger Vergleichungen. Denn abgesehen davon, dafs Vergleichungen beim Leser die nicht immer zu erwartende Kenntnifs des Verglichenen voraussetzen, so geben sie auch oft einen schielenden, zuweilen gar einen ganz falschen Begriff, wie es z. B. der Fall ist, wenn hier die Zähne des Bibers mit denen des Haasen verglichen werden, da doch jener dentes complicati, dieser dentes lamellosi besitzt, auch überdem die Form beider in nichts zu vergleichen ist. Elen und Edelhirsch werden des Hirschhornes wegen abgehandelt. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung des letzteren möchte sein Vorkommen in China, Siam, Persien, so wie in Guinea sehr in Zweifel gezogen werden müssen, da hier gewifs andere Arten von den Reisenden mit ihm verwechselt worden sind. Beim Moschusthiere wird von dem Absonderungsorgane des Moschus, dem Moschusbeutel, eine vortreffliche Beschreibung und Abbildung nach eigenen Untersuchungen gegeben, welche eine vollständige Einsicht in dessen früherhin immer nicht genügend bekannte Structur gestatten. Die Frage, ob das altaische Moschusthier vom tibetanischen specifisch verschieden sei, wie Eschscholtz behauptete, wird erst in den Nachträgen des zweiten Bandes, denen auch die Abbildung des altaischen Moschusthieres nach einem Exemplare des Petersburger Museums beigegeben ist, zur Sprache gebracht, aber unentschieden gelassen. Bei dem Hausschaafe werden nicht allein dessen zahlreiche Varietäten, sondern auch dessen muthmafsliche Stammarten (Ovis Argali und Musimon) abgehandelt. Von letzterer Art werden zwei Varietäten, die orientalische (nach einem Exemplare des Berliner Museums aus Cypern) und die der Inseln Corsika und Sardinien beschrie-

ben und abgebildet, welche mit vollem Rechte zwei eigene Arten bilden müssen, zu welcher Ansicht sich auch die Verf. hinneigen. Dagegen möchte Ref. den Verf. nicht beistimmen, wenn sie das Hausschaaf theils als eine nur im Culturzustande sich fortpflanzende Ausartung einer jener 3 Arten, theils als Bastard von beiden ansehen wollen. Jedenfalls mufs noch mindestens *eine* langschwänzige Stammart mit im Spiele gewesen sein; denn der Abstand zwischen der Schwanzwirbelzahl des Mouflon, welcher deren 12 besitzt, und dem Maximum ihrer Zahl beim Hausschaafe, 22, ist zu grofs, als dafs er nur dem Einflusse äufserer Umstände zugeschrieben werden könnte. Eher liefse sich ein Verkümmern als möglich denken, wenn umgekehrt die wilden Stammarten langschwänzig wären, so wie die Pferde in England selten mit der regelmäfsigen Schwanzwirbelzahl geboren werden, seit das Coupiren dort üblich ist, und wie bei der *fettsteifsigen* Varietät des Hausschaafes (ovis steatopygos Pall.) wirklich die letzten Schwanzwirbel, durch die abnorme Fettbildung absorbirt, verloren gegangen sind (Vgl. Pallas treffliche Notizen in den Spicil. Zool. XI. p. 68). Indien hat nach Hodgson's neuen Mittheilungen (Proceedings of the Zoological Societ. of London 1833. p. 105) 2 wilde Schaafe, das Ban-bhêra (wilde Schaaf), nach Hodgson eine Varietät von Ovis Ammon, und den Nayor oder Na'hoor, eine Varietät von Ovis Musimon, wahrscheinlich die von den Verf. als var. orientalis beschriebene und abgebildete, welche nach der übereinstimmenden Abbildung des Gehörnes bei Pallas (Spic. Zool. tab. V. f. 1.) von Gmelin auch in den persischen Gebirgen angetroffen wurde. Vielleicht also, dafs wir eine langschwänzige wilde Stammart dereinst aus Afrika zu erwarten haben, dem nur langschwänzige Raçen des Hausschaafes, der Adimain-Raçe angehörig, eigen zu sein scheinen. Wie sich indessen zu diesen die langschwänzigen asiatischen und europäischen Raçen verhalten, ob sie mit den afrikanischen gleiche oder eine verschiedene Abstammung haben, läfst sich bei dem viel verschlungenen Verkehre der Völker ohne historische Data kaum ermitteln. Nichts desto weniger ist das Supponiren mindestens *einer* langschwänzigen Stammart zur Erklärung der Abkunft der verschiedenen Raçen unerläfslich. Beiläufig kann noch bemerkt werden, dafs der κόλος des Strabo, welchen die Verf. auf den Argali beziehen, nicht dahin gehört, sondern vielmehr, wie schon Conr. Gefsner u. Pallas nachgewiesen, zur Antilope Saiga.

Wie hinsichtlich der Abstammung des Hausschaafes, so kann auch Ref. in der des Rindes den Verf. nicht beipflichten, wenn sie noch dessen Ursprung von dem sogenannten Ur- oder Auerochsen (Bos urus) für möglich halten. Die völlig verschiedene Schädelbildung, die verschiedene Insertion der Hörner, die gegenseitige Abneigung, welche beide Arten gegen einander hegen, sprechen zu sehr für ihre specifische Verschiedenheit. Wenn dagegen aus den Stellen des Niebelungenliedes, wie aus Stellen römischer Autoren hervorgeht, dafs es 2 Arten wilder Stiere in Deutschland gab, dafs nicht der heutiges Tages Ur genannte Stier der wahre Ur, sondern der Wisent der Alten ist, wenn dieser unter dem Namen Thur noch im 16. Jahrhunderte in Polen neben dem Wisent (Bos urus L.) lebte, und die auf uns gekommenen Abbildungen des Thures ganz die Formen des Hausstieres erkennen lassen, wenn endlich dieser Thur, dem nur die fossilen rindsähnlichen Schädel des aufgeschwemmten Landes angehört haben können, sich nach Herberstain mit dem Hausrinde fruchtbar begattete, so mufs wohl die Ansicht, dafs der heutige Auerochs oder der Wisent der Alten die Stammart des Rindes sei, völlig aufgegeben werden. Der *Büffel* (Bos bubalus), der neben dem Rinde abgehandelt wird, hätte kaum einer Erwähnung verdient. Die zu ihm citirten Schädelabbildungen von Pallas gehören nicht zum Büffel, sondern sind Auerochsenschädel. Mit besonderem Fleifse sind die hier in Betracht kommenden Cetaceen, Physeter und Balaena, abgehandelt; was um so dankenswerther ist, als gerade in diesen Gattungen die Kenntnifs der Arten sehr im Argen liegt. Die Balaena rostrata möchte Ref. für ein Collectivum mehrerer, mindestens zweier Arten halten, wie dies schon aus den widersprechenden Angaben deutlich hervorgeht.

Aus der Klasse der Vögel wird nur die Naturgeschichte des *Huhnes* mit grofser Belesenheit äufserst vollständig abgehandelt. Es folgt dann die Klasse der Amphibien, welche eben keine bedeutende Bereicherung durch dieses Werk erhält. Aus der Ordnung der Eidechsen, die noch nach der älteren Begränzung genommen ist, werden die *gemeine Eidechse* (Lacerta agilis) und der *offizinelle Stink* (Scincus officinalis) beschrieben. Erstere hauptsächlich nach der Monographie von Ferd. Schulze im Doubletten-Verzeichnisse des Berliner Museums. Ihm folgen auch die Verf. darin, dafs sie Lacerta crocea Wolff nur als Varietät annehmen; in-

dessen ist diese so verschieden, dafs Wagler sich sogar veranlafst sahe, ein eigenes Genus daraus zu machen Die Gaumenzähne geben keinen Charakter der Gattung ab, wenn man diese in dem Sinne der Verf. feststellt; da sie einigen z. B. der Lacerta crocea Wolff fehlen, auch nicht zur Unterscheidung der Lacerten und Ameiven dienen können, indem nach des Ref. Untersuchungen von letzteren mehrere Genera Gaumenzähne besitzen. Die Gallenblase fehlt der Lacerta agilis nicht, wie von den Verf. angegeben wird. Zur Verbreitung des Scincus officinalis kann bemerkt werden, dafs sich noch nicht mit Bestimmtheit ausmitteln läfst, ob sich der offizinelle Scink auch in Arabien findet. Dort giebt es nämlich eine sehr ähnliche Art, Scincus meccensis H. et E., die recht leicht von früheren Reisenden mit ihm verwechselt werden konnte. — Aus der Ordnung der Schlangen wird die gemeine *Viper* oder *Kreuzotter* (Vipera Berus) mit vielem Fleifse abgehandelt; namentlich ist die anatomische Beschreibung des Giftapparates sehr musterhaft. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung dieser Schlange möge die Bemerkung erlaubt sein, dafs das erwähnte, durch Chamisso an das Berliner Museum gekommene, Exemplar schwerlich aus Brasilien stammt. Wahrscheinlich ist damit eine ähnliche Verwechselung vorgegangen, wie mit dem Coluber Chamissonis Hempr., der nach Chamisso's Angabe aus Brasilien stammen sollte, von Meyen aber neuerlich in der Hochebene von Chili gefunden wurde. Aus der Ordnung der Chelonier wird die Beschreibung der *efsbaren Seeschildkröte* (Chelonia Mydas) und der *gemeinen Flufsschildkröte* (Emys europaea) gegeben. Zu letzterer darf nicht Emys lutaria als Synonym gezogen werden, sondern ist eine durchaus verschiedene Art, von Wagler sogar generisch von Emys getrennt. Von den froschartigen Amphibien werden nur Kröten, nämlich Bufo cinereus und Bufo variabilis abgehandelt. Die vorn angeheftete, hinten freie Zunge ist kein allgemeiner Charakter der ungeschwänzten Batrachier, da die Zunge bei einigen wie Pipa, Xenopus ganz fehlt, und bei mehreren Gattungen mit ihrer ganzen Fläche angeheftet und unbeweglich ist. Abgehandelt sind in diesem ersten Bande im Ganzen 29 Arten, von 26 die Abbildungen geliefert.

(Der Beschlufs folgt.)

XLIX.

Die drei Perioden der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften, und: König Friedrich der Zweite als Geschichtschreiber. Zwei akademische Reden von Friedrich Wilken. Berlin, 1835. *Bei Duncker und Humblot.* 40 S. 8.

Von der Bedeutung, dem Werthe und der zweckmäfsigen Gestalt der akademischen Beredsamkeit ist in diesen Blättern schon früher, bei Gelegenheit einer trefflichen Rede Friedrichs von Roth, ausführlich gesprochen worden, und es wäre unnütz, das dort Gesagte zu wiederholen. Bei vorliegender kleinen Schrift dürfen wir uns um so mehr auf jenes Frühere beziehen, als die beiden hier mitgetheilten Vorträge den von uns dort genommenen Gesichtspunkten im vollsten Sinn entsprechen, und durch ihr ausgezeichnetes Beispiel unsre Andeutungen neuerdings bestätigen. Für den Kundigen verbürgt auch schon der Name des verehrten Hrn. Vfs. alle wesentlichen Eigenschaften, welche man von dem Redner gewärtigt, der als gründlicher Gelehrter und wissenschaftlicher Forscher einen Gegenstand des höchsten vaterländischen Interesse's erfafst, und diesen mit reifster Sachkenntnifs und klarer sowohl als gefälliger Behandlung für allgemeine Einsicht und Anregung darlegt.

Die erste der beiden Reden giebt eine gedrängte Uebersicht der wechselnden Gestaltung und Wirksamkeit der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wobei der geschichtkundige Meister besonders auch in der freien Billigkeit zu erkennen ist, womit er das, was einer jeden Zeit gemäfs und in ihren Verhältnissen begründet ist, einsichtsvoll würdigt und gelten läfst, wenn auch für unsre Zeit längst andre und entgegengesetzte Forderungen eingetreten sind. Da diese Rede, so wie die folgende, eine eigentliche Festrede ist, so darf gleich hier für beide gemeinsam auch der würdigen Haltung gedacht werden, mit welcher das dem Anlasse Gebührende warm und eifrig geleistet, alles Ueberschwängliche dagegen vermieden worden.

Die zweite Rede ist durch ihren Gegenstand und Umfang die bedeutendere. Das Andenken Friedrichs des Grofsen lebt herrlich unter uns auf. Immer neue Strahlen beleuchten sein Bild, das immer schöner hervortritt, jemehr der Beschauer sich von dem Unächten und Zufälligen, das seinen Blick verwirren möchte, abwendet, und das Wahre und Wesentliche herauserkennt. Wir sind dahin gelangt, auf einer Stufe geistiger und politischer Entwicklung, die in den meisten Stücken zu der von Friedrich gekannten und gehegten einen entschiednen Gegensatz bildet, den hohen eigenthümlichen Werth dieser letztern vollkommen anzuerkennen, und wenn wir nicht läugnen dürfen, dafs das Gedeihen solcher freien Einsicht grofsentheils dem Geiste zu danken ist, welcher den König beseelte und von ihm ausging, so spricht die Anerkennung grade unsrer Zeit für denselben wohl das gröfste Lob aus, das einem Fürsten dieser Art gezollt werden kann.

Als Feldherr, als Gesetzgeber, als landesväterlicher Walter, hat Friedrich durch die Ereignisse und Beispiele, welche nach ihm die Weltbühne erfüllten, so wie durch die gründlichen Forschungen, die in neuster Zeit über seine Thaten und Wirksam-

keit von den Offizieren des Generalstabs, von Preuſs und andern verdienten Männern angestellt worden, nur stets gewinnen müssen. Zweifelhafter durfte das Ergebniſs dünken, wenn es darauf ankam, sein unmittelbar geistiges Einwirken als Schriftsteller zu betrachten. Die Sprache, das gelehrte Wissen, die Ansprüche an Darstellung, haben unermeſsliche Fortschritte gemacht. Zwar die Poesieen des Königs, offenbar nur als anmuthige Spiele zur eignen Geisteserfrischung gemeint und gegeben, können wir auſser Acht lassen, — wiewohl auch in ihnen viel Herrliches und Denkwürdiges für immer niedergelegt ist, — allein die geschichtlichen Arbeiten, welche wir von seiner Hand besitzen, haben einen zu wichtigen Zweck und sind durch Inhalt und Absicht zu bedeutend, als daſs es für die Beurtheilung Friedrichs gleichgültig sein könnte, welchen selbstständigen Werth wir ihnen beizumessen haben.

Hr. Geheimrath Wilken hat sich diese schöne Aufgabe gestellt, und betrachtet Friedrich den Groſsen als Geschichtschreiber. Wie andre Zweige unsrer Gelehrsamkeit und Litteratur hat auch die Geschichtschreibung in neueren Zeiten einen gewaltigen Aufschwung genommen, und bei vielem Groſsen und Dankenswerthen, das sie geleistet, ihre Ansprüche doch bei weitem höher gestellt, als sie selber solche bisher noch zu erfüllen im Stande war. Denn, wenn wir genauer zusehen und erwägen, so möchte, in Betreff der Darstellung, nur sehr wenig von den gerühmten Geschichtsarbeiten unsrer Zeit denen des achtzehnten Jahrhunderts unbedingt vorzuziehen sein. Gleichwohl haben Dünkel und Einbildung auch in diesem Kreise dem Hange nicht widerstanden, auf das Frühergeleistete, und namentlich auf die Geschichtbücher Friedrichs, mit vornehmer Geringschätzung herabzusehen, und manche Gelehrte wollten diese Werke nur als Versuche gelten lassen, die man einer andern als der Königlichen Hand kaum anrechnen würde. Johann von Müller sprach allerdings den hohen Werth aus, welchen diese Schriften an und für sich haben, und bestand besonders auch auf dem Bezuge, der hier den Schriftsteller und den König ganz unzertrennlich macht; allein Müller ist hinsichtlich des Königs immer in einer gewissen Zweideutigkeit befangen geblieben, die auch seinen gröſsten Lobsprüchen stets etwas Unheimliches läſst. Desto erwünschter vernehmen wir endlich den anerkannten Mann vom Fach, den gründlichen Geschichtsgelehrten, der selber das Schätzbarste geleistet, mit freiem unbefangenen Urtheil das Verdienst Friedrichs auf diesem Gebiet hervorheben und mit Sicherheit aussprechen.

Der Hr. Vf. zeigt, wie der König auch als Geschichtschreiber seinen hohen Königlichen Standpunkt nicht verläugnet, daſs ihm die Wahrheit das Erste und Höchste gewesen, daſs er nicht seinen Ruhm oder seine Rechtfertigung zur Absicht gehabt, sondern die Ehre des Vaterlandes, das Denkmal seiner Kampfgenossen, die Belehrung seines Volks. Wie Friedrich von dem Gefühle der Pflichterfüllung durchdrungen und beseelt gewesen, tritt uns auch hier wieder lebhaft vor Augen, und geistreich wird mit dieser Gesinnung „das so oft gemiſsbrauchte groſse Wort des Königs" verknüpft und aus ihr erklärt: „daſs der Fürst der erste Diener des Staates sei". Seine Geschichtschreibung ging aus derselben Ansicht hervor, die ihm den Anti-Machiavell eingegeben hatte, von welchem Buche hier sehr treffend bemerkt wird, daſs es keinen eingebildeten Feind bekämpft, sondern daſs die Grundsätze, denen es entgegen tritt, doch wirklich in Machiavelli's Buche vom Fürsten, gleichviel in welchem Sinne, ausgesprochen dastehen, und nur durch Mühe und Kunst der Inhalt und die Einkleidung auf eine für Machiavelli ehrenvolle Art sich deuten lassen.

Ueber das Verfahren Friedrichs in Betreff der Quellen, die er bei seinen Geschichtbüchern benutzt hat, und über sein kritisches Eindringen in den Zusammenhang der Ereignisse und Zustände, die er schildert, wird das Erforderliche sehr zu seinem Lobe gesagt. Wenn ihm in Einzelheiten hin und wieder eine Unrichtigkeit nachgewiesen, irgend ein Mangel gerügt werden kann, so ist unser Hr. Vf. so freisinnig, darauf keinen zu groſsen Werth zu legen. In der That ist zu solchen Rügen in des Königs Schriften seltner Gelegenheit, als man gewöhnlich glaubt, und er selbst pflegt strenger und gewissenhafter in seinen Angaben zu sein, als mancher sogenannte gelehrte Geschichtschreiber, dessen ganzer Stolz und ganzes Verdienst in kleinlicher Genauigkeit besteht, und wenn man ihm diese absprechen muſs, durchaus zusammenfällt! In Friedrichs Geschichtbüchern wird mit Recht als die Hauptsache gepriesen, daſs der Autor in der Mitte der Begebenheiten gestanden, als Feldherr und Staatslenker auch die in der Zeit entfernten Ereignisse scharf einzusehen und richtig zu beurtheilen wuſste, und überhaupt durch Stellung und Geist die gröſsten Vorzüge vereinigte, die jemals einem Geschichtschreiber zu Theil werden können.

Es kann nicht verhehlt werden, daſs die Darstellung des Königs, zwar immer lebhaft und kernig, doch in Ton und Ausdruck ungleich ist. Ein hoher edler Fluſs der Rede ist bei ihm oft durch beiſsende Scherze, durch flüchtige Wendungen unterbrochen. Es ist ein König, der schreibt, nach Trieb und Laune, der im Schreiben zugleich sich selber giebt und geben darf, nicht ein Schriftsteller, der sich ängstlich einer Regel fügt, und sich selbst verläugnen oder in angenommener Haltung zeigen muſs. Doch darf der König nichtsdestoweniger auch durch Stil und Vortrag, im Ganzen betrachtet, noch immer den besten Geschichtschreibern nicht bloſs seiner Zeit, sondern aller Zeiten, beigezählt werden, und in einzelnen Schilderungen verdient er, wie hier mit Recht behauptet wird, den gröſsten Meistern des Alterthums, einem Thukydides und Polybios, einem Sallustius und Tacitus, ehrenvoll zur Seite zu stehen. Wir danken es unserm Hrn. Vf., daſs er diese gerechte Anerkennung auszusprechen sich nicht gescheut, die aus eines Andern Munde leicht als enthusiastische Vorliebe gelten könnte, aus dem seinen aber sich als eine auf Kenntniſs und Einsicht gegründete Ueberzeugung verbürgt. —

Varnhagen von Ense.

№ 51.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Brandt und *Ratzeburg medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben.*

(Schlufs.)

Der zweite Band beginnt mit einer höchst wichtigen Monographie der Störarten, welche besonders durch die am Schlusse des Bandes von Brandt gelieferten Nachträge einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. In der Monographie und den Nachträgen werden 7 Arten dieser Gattung: der *Hausen* (Acipenser Huso), der A. Guldenstädtii, der *Stör* (A. Sturio), der *Sterlet* (A. ruthenus), der A. stellatus, A. schypa und eine neue Art A. Ratzeburgii Brandt. beschrieben, welche in den Nachträgen nach der Beschaffenheit ihrer Bärteln in 3 Abtheilungen gebracht werden. Aufser der im Texte selbst gegebenen Anatomie, ist eine allgemeine Anatomie der Gattung von Brandt in den Nachträgen geliefert, der anatomische Bemerkungen über die Besonderheiten der einzelnen Arten folgen. Aus der Abtheilung der Grätenfische werden der *Wels* (Silurus Glanis), die *Asche* (Salmo Thymallus), der *Hering* (Clupea Harengus) und 4 Schellfischarten: *Kabliau* (Gadus Morrhua), *Dorsch* (G. callarias), *Köhler* (G. carbonarius) und *Quappe* (G. Lota) nach ihrem äufseren und inneren Baue und sonstigen Merkwürdigkeiten beschrieben. Aufser dem Wels, dessen Schwimmblase an der Wolga zu Hausenblase verarbeitet wird, und dem Heringe, dessen Hode (Milch) in Halsschwindsucht anempfohlen ist, die übrigen wegen des Fettes (wie Salmo thymallus) oder wegen des Leberthranes, der von ihnen gewonnen wird. Die Verf. folgen Faber in der Annahme, dafs Gadus virens L. nur das Junge von Gadus carbonarius sei; Nilsson im Prodromus Ichthyologiae Scandinavicae sieht diesen dagegen mit Recht als eine eigene Art an.

Es folgen nun die gegliederten Evertebraten, deren Bearbeitung die Wissenschaft, besonders von anatomischer Seite, mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert hat. Aus der Klasse der Crustaceen werden der *Flufskrebs* und die *Asseln* bearbeitet. Die Anatomie des ersteren, obwohl oft genug vorgenommen, hat dennoch durch Brandt's sorgfältige Untersuchungen einige wesentliche Zusätze erhalten, namentlich in der genaueren Darstellung des Nervensystemes mit dem sich auf dem Magen verzweigenden Eingeweidenerven, in der Entdeckung eines jederseits am vordern Theile des Magens sitzenden, mit Flüssigkeit erfüllten Säckchens, dessen Zusammenhang mit dem Gehörorgane am Hummer genauer ermittelt zu werden verdiente, in der genaueren Darstellung der Bildung der Krebssteine, welche sich in eigenen Behältern (Taschen) des Magens bilden, durch deren Form die ihrige bestimmt wird u. s. w. Von den Asseln werden, weil sie unter dem Gesammtnamen Millepedes als Heilmittel angewandt sind, 3 Arten von Porcellio (P. scaber) nebst zwei neuen (P. dilatatus und pictus), Oniscus murarius und Armadillo officinarum und Armadillidium, eine neue von Brandt aufgestellte Gattung mit 2 Arten (A. commutatum und depressum), beschrieben, sämmtlich mit einer ausgezeichneten Gründlichkeit, wie man es nur, da Brandt sich mit einer Monographie dieser Thierformen beschäftigte, erwarten konnte. Die Anatomie der Asseln hat viel gewonnen durch die Entdeckung des mit einem knorpligen Gestelle versehenen, im Kopfstücke liegenden Magens, welcher dem eigentlichen Magen der Krebse entspricht, wodurch sich auch die richtige Deutung der Leber ergiebt, ferner durch genauere Darstellung des Nervensystemes, Entdeckung des Eingeweidenerven, der Hodenanhänge u. dergl. Die Deutung der Mundtheile scheint nicht völlig gelungen zu sein. Das von den Verf. als zweites Kieferpaar angesehene Stück ist schwerlich als ein besonderer Kiefer zu deuten; auch kann die sogenannte

Unterlippe nicht den beiden Kieferfusspaaren des Krebses, sondern nur mit dem, welches gewöhnlich das erste oder innerste genannt wird, verglichen werden, da hier das zweite und dritte Paar wahre Füfse sind.

Aus der Klasse der Arachniden folgen dann die *Kreuzspinnen* (Epeira diadema und calophylla), die *Hausspinne* (Tegenaria domestica) und eine von den Verf. neu entdeckte Art, T. scalaris, unter die Arzneithiere deshalb gerechnet, weil man ihr Gewebe gegen Wechselfieber und Krämpfe in Anwendung gebracht hat. Auch hier hat wieder die Anatomie dieser Klasse durch Brandt's Untersuchungen viel gewonnen. Der mit blinden Anhängen versehene Vormagen, ein gefäfsartig verzweigtes, wahrscheinlich harnbereitendes Organ, ein eigenthümliches Muskelsystem, dem die von Treviranus für Stigmate genommenen vertieften Punkte der Rückenseite, als Insertionspunkte schief von oben nach abwärts steigender Stränge, angehören, eine sorgfältige Darstellung des Spinnapparates, dessen bereitende Schlauchorgane complicirter sind, als man sie früher kannte, endlich der Anfang des Eingeweidenerven möchten vorzugsweise zu nennen sein.

Die Klasse der Insecten, zu welcher Brandt nur die Artikel Meloë und Lytta bearbeitete, hat besonders durch Ratzeburgs Bemühungen viele wichtige Bereicherungen erhalten. Auch die Ordnung der Myriapoden, welche hier, wie gewöhnlich, den Insecten zugezählt wird, hat ihren Repräsentanten in Glomeris marginata, welche, weil sie nach den Untersuchungen der Verf. einen Haupttheil der in Handel kommenden Millepedes ausmacht, hier schicklicher Weise berücksichtigt werden mufste. Aus der Ordnung der Coleopteren sind die *Maiwürmer* (Meloë) und der Pflasterkäfer (spanische Fliege, Lytta vesicatoria) nebst andern Arten der Gattungen Lytta (worunter eine neue Art L. violacea), Lyda und Mylabris, die wegen gleicher Eigenschaften zum Blasenziehen angewandt werden, und endlich mehrere Arten der *Marienkäfer* (Coccinella), weil man sie im frischen Zustande gegen Zahnschmerzen in Anwendung gebracht hat, von den Verf. beschrieben worden. Wie bei den früher abgehandelten Gliederthieren ist auch bei den Gattungen Lytta und Meloë die Anatomie mit einer seltenen Sorgfalt bearbeitet, und gewinnt um so mehr an physiologischem Interesse, als nicht nur das Nervensystem (auch hier wieder mit höchst genauer Darstellung des Eingeweide-Nervensystemes) und die übrige Anatomie des vollkommenen Insectes geliefert, sondern auch die Anatomie der Larve vergleichend daneben gestellt ist. Auch über die Lebensweise und Metamorphose beider wird manches Interessante nach eigenen Beobachtungen gegeben. — Die Gattung Coccinella und die folgenden, den Hymenopteren und Hemipteren angehörigen Insecten, die *Gallwespen* (Cynips), die *Ameise* (Formica), die *Biene* (Apis mellifica), die *Manne-Cicade* (Tettigonia Orni), die *Schildläuse:* die *Cochenille* (Coccus Cacti), die *Kermes-Schildlaus* (C. ilicis), und die *Gummilack-Schildlaus* (C. lacca) sind allein von Ratzeburg mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt abgehandelt, da inzwischen durch Brandt's Versetzung nach Petersburg das gemeinschaftliche Arbeiten unmöglich gemacht war. Als besonders ausgezeichnet möchten hier die Monographien der Gallwespen, der Biene und der Cocchenille hervorzuheben sein. Die Gattung der Gallwespen wurde nicht allein mit 2 von Ratzeburg neu entdeckten Arten bereichert, sondern auch durch eine genaue Darstellung des gesammten Körperbaues in sorgfältigen Beschreibungen und Abbildungen, so wie durch eigene Beobachtungen über das Larvenleben sowohl der abgehandelten Cynips-Arten, wie andrer gleichfalls in Pflanzengallen sich vorfindender Insectengattungen. Die allein 4 Bogen füllende Monographie der Honigbiene liefert noch wichtigere Resultate, besonders hinsichtlich des Baues der Zunge, in deren fleischigem Theile ein sie bis zur Spitze durchziehender Kanal entdeckt wurde, ferner der Darstellung des Nervensystemes, wo wieder besonders der Eingeweidenerv sehr sorgfältig bearbeitet ist, endlich in der Anatomie der Geschlechtsorgane der Arbeitsbienen, wodurch die Schirach-Hubersche Lehre, dafs die Geschlechtslosen nur unvollkommene Weibchen seien, und unter günstigen Umständen sich zu fruchtbaren Weibchen oder Königinnen ausbilden können, gegen Treviranus Einwürfe neues Gewicht erhält. Die dieser Monographie beigegebene anatom. Tafel scheint uns sowohl der Zeichnung, wie hinsichtlich der Ausführung im Kupferstich (von C. E. Weber) eine der gelungensten des Werkes. Die Beschreibung der Cochenille enthält manches Neue über die Structur der einzelnen Körpertheile nach eigenen, und P. F. Bouché's Beobachtungen. Die Unterkiefer-Taster, welche Ratzeburg gegen Latreille's Angabe bei Tettigonia Orni gefunden haben will und auch abbildet, hat Burmeister bei der sorgfältigsten Untersuchung nur als Muskelsehnen

erkannt. — Die Reihe der Gliederthiere schliefst die überaus fleifsige Monographie des Blutegels (Sanguisuga) von Brandt. Sie enthält nicht nur eine höchst sorgsame Zusammenstellung dessen, was bisher in der Naturgeschichte und Anatomie dieser Thiergattung geleistet wurde, sondern auch in letzterer so viel des Neuen, dafs alles Einzelne hier anzuführen, die Gränzen unserer Anzeige weit überschreiten würde. Allein 4 Tafeln und 66 Seiten sind diesem Artikel gewidmet. Zwei Tafeln geben nur die Anatomie nach eigenen Untersuchungen und Zeichnungen. Unter diesen sind besonders wichtig: die Darstellung des Gefäfssystemes in 3 Figuren, die des Nervensystemes nebst dem von Brandt entdeckten Eingeweidenerven-Systeme, ferner die Darstellung der um die Speiseröhre liegenden weifslichen, körnigen Masse und des braunen Gewebes, welches am Nahrungskanale liegt, beide nach mikroskopischen Untersuchungen, nach welchen sich erstere als aus kleinen mit zusammenmündenden Ausführungsgängen versehenen Drüsensäckchen bestehend zeigte und für Speicheldrüsen erkannt wurde, letzteres aus unzähligen, vielfach gewundenen, in mehreren Ausführungsgängen mündenden Schläuchen besteht, und mithin ohne Zweifel als Leber zu nehmen ist.

Aus der Abtheilung der Weichthiere endlich sind die *Dintenfische* (Sepia officinalis und elegans), die *Wegschnecke* (Arion empiricorum), die *Weinbergsschnecke* (Helix pomatia) und die *Auster* (Ostrea edulis) in Untersuchung gezogen. Auch diese Artikel, sämmtlich von Brandt bearbeitet, geben manche Bereicherung zur Anatomie der genannten Thierarten. Bei den Dintenfischen wird nicht nur die Structur der offiziellen Rückenplatte sorgfältig beschrieben, sondern auch die Structur der Hauttasche, in welcher sie sich bildet. Am hintern Theile der untern Wand dieser Kapsel fanden sich kleine gruppenweise stehende, auch in der obern Wand ihrer ganzen Länge nach in Wellenlinien gehäufte Drüschen, denen der Verf. die Absonderung des die Schale bildenden Secretes zuschreibt. Auch hier ist wieder grofse Sorgfalt auf die Darstellung des Nervensystemes gewandt, welches nach des Verfs. Darstellung mehr von dem des Polypus abweicht, als man nach Cuvier erwarten mufste. Auch hier wird wieder ein Eingeweide-Nervensystem nachgewiesen, welches gerade entgegengesetzt dem der Gliederthiere, seine Hauptentwicklung auf der Bauchseite zeigt. In der Darstellung der Hirnnerven vermifst Ref. den Gehörnerven, wenn nicht etwa einer der nach Brandt an den Trichter gehenden Nerven der Gehörnerv ist. Das Gehörorgan ist sehr umständlich geschildert; auch glaubt der Verf. eine nur mit Haut verschlossene Stelle in der über den beiden Gehörorganen befindlichen Grube des Kopfknorpels als Trommelfell ansprechen zu können. Bei der Weinbergsschnecke nimmt Brandt mit Prevost, dessen Abhandlung ihm erst später zukam, das Organ, welches Cuvier und nach ihm Andere für den Hoden erklärten, als Eierstock, und umgekehrt das Organ, welches Cuvier für den Eierstock hielt, als Hoden; eine Deutung, die nach den angeführten Gründen der früheren vorzuziehen ist. Gegen des Verfs. Darstellung vom Verlaufe des vas deferens und der Bildung der Ruthe hat sich J. Müller im Jahresberichte des laufenden Jahrganges seines Archivs erklärt. In der Monographie der Auster, mit welcher das Werk schliefst, finden wir wieder eine höchst sorgfältige Anatomie des Nervensystemes, wie wir sie bisher von keinem Acephalum besitzen, aufserdem die Beschreibung eines eigenthümlichen drüsigen Organes, welches der Verf. für einen Hoden zu nehmen geneigt ist. Die Controverse über die Mündung des Eierstockes, ob derselbe, wie Home sagt, in einem den Darm umgebenden, zwischen den Lippen des Mundes sich öffnenden Eierleiter seinen Ausweg hat, oder nach v. Bär, in gröfserer Uebereinstimmung mit dem Baue anderer Bivalven, in mehreren feinen, in der Wandung des äufseren Kiemenganges sichtbaren Löchern, ist leider nicht zur Entscheidung gebracht, da der Verf. die Abhandlung des letztern (in Meckels Archiv 1830) unberücksichtigt gelassen hat, und selbst den Eierstock im hintern Theile des Thieres in der Gegend der Kloake münden läfst. Auch scheint der Verf. den nach v. Bär vorhandenen, aber sehr kleinen Fufs der Auster übersehen zu haben, da er in seiner sonst sehr genauen Beschreibung des Thieres ihn nicht erwähnt. — Abgehandelt sind in diesem zweiten Bande im Ganzen 74 Thierarten. Unter den Nachträgen zu beiden Bänden ist noch der letzte über die *Wurzelcochenille Armeniens* beachtenswerth. Brandt stellt hierin das sie liefernde Thier mit der polnischen in eine Gattung, welche er Porphyrophora nennt. Die fufslosen Larven dieser Gattung leben in blasenförmigen Auswüchsen am absteigenden Stocke der Gewächse, die der armenischen Art, P. Hamelii: Br., am absteigenden Stocke von Poa (Aeluropus)

pungens, die der anderen, P. Fischii, an Scleranthus perennis.

Dem Werke ist ein ausführliches Register über die darin vorkommenden Namen aus 8 Sprachen beigegeben, wodurch seine Nützlichkeit in hohem Grade gewinnt. Schliefslich kann von den Abbildungen, die sämmtlich, mit wenigen Ausnahmen, nach der Natur, und zwar von den geschicktesten Künstlern gezeichnet, mit der gröfsten Sorgfalt in Kupfer gestochen und mit grofser Sauberkeit colorirt sind, bemerkt werden, dafs sie zu den gelungensten gehören, welche heutiges Tages in den beschreibenden naturhistorischen Werken geliefert wurden. Bei diesen grofsen Vorzügen, mit welchen dies Werk, bis jetzt das einzige in seiner Art, ausgestattet ist, läfst sich nur erwarten, dafs es einen immer gröfseren Eingang in den Kreis von Lesern finden wird, für deren Nutzen es seine thätigen Verfasser bestimmten.

Wiegmann.

L.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 1834. *Heyder.* 436 *S. gr.* 8.

Friedrich Rückert gehört nicht nur ohne Frage zu den vorzüglichsten Dichtern unserer Zeit, sondern er schliefst sich würdig den ersten Lyrikern aller Zeiten an. Wenn im Ganzen und Allgemeinen ihm bis jetzt nur noch die erstere Anerkenntnifs, aber nicht auch die zweite geworden ist, so liegt hieven der Grund darin, dafs er wie jeder wahrhaft grofse Dichter, in einer gewissen Beziehung, und zwar in der, welche den eigentlichen innersten Mittelpunkt seines Dichterstrebens ausmacht, seiner Zeit voraneilte, dafs die Zeit, obgleich mit den Bildungsmitteln, seine Kunst im Einzelnen zu verstehen und zu würdigen, reichlich, ja vielleicht nur allzureichlich ausgerüstet, — nämlich so reichlich, dafs dadurch die Ueberraschung, die dem ersten Eindrucke eines Dichterwerkes so günstig ist, verloren ging, — doch sein Ganzes, den tieferliegenden Kern seiner Dichterindividualität zu fassen bisher noch nicht gereift war. Fast allgemein wird Rückert als ein zwar geistvoller und in staunenswerthem Grade gewandter Kunstdichter, aber doch als ein solcher betrachtet, dem es mit der Poesie vielmehr Spiel als Ernst sei. Er steht zur Gegenwart ungefähr in demselben Verhältnifs, in welchem Goethe zu der Zeit stand, als er aufhörte, mit den Leidenschaften seiner Mitwelt zu sympathisiren, als er den einsamen Weg einschlug, der zu einer gediegenen idealen Bildung führt, als er die Iphigenia, den Tasso, den Meister dichtete. Man blicke in jene Zeit zurück und belehre sich, wie schwer es dem damaligen Publicum, und zum Theil auch noch einem späteren anging, in jenen Dichtungen noch etwas anderes, als nur ein Spiel, eine Kraftübung des gewaltigsten Dichtergeistes zu finden, sich zu überzeugen, dafs der Ernst der Goethe'schen Poesie anders war, als in einer Werther'schen Liebesverzweiflung, oder in einem Berliching'schen Reckentrotze zu suchen sei. Bei Rückert war ein ähnliches Mifsverständnifs seiner eigentlichen Tendenz um so leichter möglich, als die eigenthümliche Natur seines Talents, und der Charakter der Dichtart, der dieses Talent ausschliefslich gewidmet ist, es mit sich bringt, dafs der eigentliche Ernst seines Strebens nur selten unmittelbar an seinen Dichtungen, an der bei weitem gröfseren Masse derselben nur mittelbar, durch leisere und verborgenere Züge, durch ihre Farbe und Haltung im Grofsen und Allgemeinen und durch die gegenseitigen Bezüge der einzelnen Dichtungen auf einander (worauf die Wenigsten aufzumerken gewohnt sind) sich ausdrücken kann. Dennoch ist es ein Mifsverständnifs, und zu dessen allmähliger Beseitigung an unserm Theile mitzuwirken, ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Fassen wir die Stellung, in welcher Rückert zu unserer Zeit steht, etwas näher ins Auge, so bietet sich zur Erklärung jenes obwaltenden Mifsverhältnisses folgender Gesichtspunkt dar. So verbreitet man das Interesse, die lebendige, gemüthliche Theilnahme an Poesie, und zwar an ächter, wahrer Poesie, und ganz besonders an lyrischer, in Deutschland jetzt findet, so hat dasselbe doch, in Folge der geschichtlichen Entwickelung unserer Literatur eine sehr bestimmt ausgeprägte Richtung genommen, eine solche, die von derjenigen Richtung, welche Rückert verfolgt, durchaus abweicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 1834.

(Fortsetzung).

Dessen zwar, daſs noch ein beträchtlicher Theil der Nation in demjenigen Geschmacke der Lyrik befangen sein mag, der in dem auſserordentlichen, wenn gleich nicht rein dichterisch zu nennenden Talente Schillers seine glänzendste Autorität erhalten hat, ein Geschmack, in welchem unstreitig wohl der Genius einer edel empfindsamen und idealen Schwunges vollen Redekunst vor dem Genius der eigentlichen Dichtkunst vorwaltet, wollen wir hier nur vorübergehend gedenken. Aber die eigentlich Herrschenden auf dem Gebiete deutscher Lyrik sind jetzt offenbar diese drei: Goethe, Uhland und Heinrich Heine; und so verschieden diese Dichter auch sonst unter einander sein mögen, so hat sich in Ansehung des unter unsrer Nation verbreitet gewordenen Sinnes und Geschmackes für lyrische Dichtung ihr Vorgang und der Eindruck ihrer Werke, durch den Geist des Zeitalters begünstigt, zu einer gemeinsamen Wirkung vereinigt. Man verlangt von lyrischer Poesie, — und gerade diese Forderung pflegt unter uns diejenigen, welche zu dem wahren Verständniſs der Poesie überhaupt hindurchgedrungen sind, von den noch im sentimental-rhetorischen Geschmacke Befangenen zu unterscheiden, — man verlangt von ihr den Eindruck, den ein unmittelbares Naturproduct gewährt. Das lyrische Gedicht hat vor andern Kunstwerken dies voraus, daſs es, so zu sagen, bewuſstlos entstehen kann, daſs es ganz das Erzeugniſs Eines Augenblicks, Einer dem Augenblicke angehörenden und in der prosaischen Wirklichkeit freilich mit diesem Augenblicke vorübergehenden Gemüthsstimmung sein kann. Alle andern Künstler, mit Ausnahme nur etwa des musikalischen Componisten, und auch dieser nur bei kleinern lyrischen Compositionen, bedürfen, um das dem Augenblick Angehörende, das Gefühl und überhaupt das unmittelbare Seelendasein in ihren Werken auszudrücken, der Vermittelung durch den Geist und das Bewuſstsein, wodurch die in der Zeit vorübergehende Stimmung festgehalten und freilich in anderer Gestalt, als jene unmittelbar war, in Gestalt einer höhern Allgemeinheit, als Glied eines umfassendern Ganzen, frei an ihrem Ort und ihrer Stelle hervorgerufen wird. Der lyrische Dichter allein vermag seine Gemüthsstimmung so rein, so völlig ausgeschieden von aller und jeder Berührung mit der Welt, die auſser ihr liegt, in sein Gedicht niederzulegen, daſs das Gedicht auch völlig nur den Eindruck dieses besondern Zustandes gewährt, ganz eben so, wie alle bewuſstlosen Erzeugnisse der Natur, welchen das Element der Allgemeinheit, das Selbstbewuſstsein des Geistes noch ein jenseitiges ist. Dieses nun, was der lyrische Dichter vermag, ist man in neuerer Zeit gewohnt worden, auch von ihm zu fordern, und ausschlieſslich zu fordern. Wie Goethe von sich erzählt, daſs ihm gleichsam eine neue Welt, ein neues Leben aufgegangen sei, als durch Herder das Bewuſstsein in ihm geweckt ward, „daſs die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer sei:" so ist diese Ansicht, welche von der Dichtkunst mehr die Naturseite, als die geistige, mehr die unbewuſste, von der betrachtet sie den Völkern, den Zeitaltern, ja der Menschheit, als die selbstbewuſste, von welcher betrachtet sie talentvollen und geistreich gebildeten Individuen angehört, vor Augen hat, seit Goethe und Herder immer verbreiteter worden, und wird, wenigstens was die lyrische Poesie anlangt, fast mit ausschlieſslicher Gunst gepflegt. Die Vorliebe für sie ist so groſs, daſs die trefflichsten Forscher zum Theil selbst der alten, insbesondere aber der mittelalterlichen Literaturen sich ganz eigens ein Geschäft daraus machen, alles Groſse und Schöne, was dichterische Erfindung und Kunst, was Sage und sittlich religiöse Weisheit bieten, so weit als nur irgend

möglich aus dem lichten Kreise geschichtlich bekannter, mit selbstbewufster Kunst schaffender und wirkender Individuen in den dunkeln Grund des Volksgemüths und der Urzeit zurückzuschieben. Diesem entsprechend schätzt und geniefst man auch an neuern Dichtern vorzugsweise die Seite, welche der rein gemüthlichen, aber des höhern Bewufstseins entbehrenden Natur- und Volkspoesie verwandt ist. Von Goethe zwar hat sich, was seine gröfsern Dichtungen betrifft, allerdings noch eine Würdigung in anderm Sinne geltend gemacht; wiewohl auch hier die Vorliebe, welche unser Zeitalter fast allgemein dem ersten Theile des Faust, nicht nur vor dem zweiten Theile eben dieser Dichtung, sondern auch fast vor sämmtlichen übrigen Werken des Dichters zuwendet, aus derselben Quelle stammen möchte. Von dem aber, was Goethe als lyrischer Dichter gegeben hat, ist theils in der That wohl das, was jener Seite angehört, das Tiefste und Herrlichste, theils liegt die ungleich mächtigere Wirkung, die Jenes ausgeübt hat, im Gegensatze der selbstbewufsteren, in das Didactische und Allegorische übergehenden Lyrik seiner spätern Tage, offen vor Augen und wird schwerlich von Jemand bezweifelt werden. An jene Lyrik aber, insbesondere an die Balladen- und Romanzenpoesie der frühern Goethe'schen Periode schliefst sich vor allen Andern Uhland an, dessen Dichtung, wie sie der reinste, von allen fremdartigen Elementen, auch dem des höheren philosophischen Selbstbewufstseins der Neuzeit, so gut wie unberührt gebliebene Nach- und Fortklang altdeutscher Volkspoesie ist, so auch mit seltener Schnelligkeit unter dem Volke Wurzel gefafst, und das Volk zum Bewufstsein dessen, was es in lyrischer Dichtung eigentlich zunächst verlangt, erhoben hat. Zu diesen beiden Dichtern und zu der beträchtlichen Anzahl mehr oder minder talentvoller Nachfolger derselben hat sich in den letzten Jahren Heine gesellt, mit einer zwar unreinen, durch bösartige, dämonische Elemente in sich selbst getrübten und zerrissenen und in ihrem Streben irre geführten, aber durch die gewaltigste Intensität der Phantasie und des augenblicklichen Gefühlsausdrucks fast unwiderstehlich hinreifsenden, lyrischen Subjectivität. Dieser letztgenannte Dichter hat nicht nur für sich selbst seine, nicht der höheren künstlerischen Besonnenheit, sondern ganz nur dem unmittelbaren Gefühle und der ungezügelten Leidenschaft angehörende Dichtung, sondern er hat mit dieser zugleich unter einem Theile der Zeitgenossen die Ansicht von dem Wesen und der Bestimmung lyrischer Poesie überhaupt zu einer Spitze hinaufgetrieben, von der man bisher kaum noch eine Ahnung hatte. Und doch möchte diese Spitze in der That nur das Extrem sein, auf das jene Ansicht, welche die Lyrik zur Naturpoesie macht, einseitig und ausschliefslich verfolgt, zuletzt fast mit Nothwendigkeit hinführt. Die Lyrik hört auf diesem Gipfel, auf den sie Heine erhoben hat, ganz auf, Kunst zu sein, in dem Sinne, da man die Kunst der Natur, als die Herrschaft, welche über die Natur der Geist ausübt, entgegenzusetzen pflegt. Zugleich mit ihrer Bedeutung als Kunst entäufsert sie sich (was enger, als man gewöhnlich meint, damit zusammenhängt) aller und jeder Beziehung auf Religion, auf religiöse Sittlichkeit und auf dichterische philosophische Weltweisheit. Sie wird unmittelbarer Ausdruck der zufälligen Subjectivität des Einzelnen, wie sie ehemals der gleich unmittelbare, unfreie und naturnothwendige Ausdruck einer Volksindividualität und eines Volkslebens gewesen war. Ist das Individuum, welches sich in solcher Lyrik ausspricht, wie Heine es unstreitig ist, ein hochbegabtes und geniales, so wird die Kraft, der Zauber, mit dem sie unser Gemüth umstrickt, kein schwächerer sein, als jener ist, den eigentliche Volksdichtung einerseits, wahrhafte Kunstlyrik andrerseits ausüben. Aber ob es einem Zeitalter, einem grofsen Volke zieme, sich von solchem Zauber umstricken, sich aus den goldenen Schaalen der Dichtung statt des gesunden Kernes der Welt- und Völkerseele die wurmstichige Subjectivität eines Einzelnen, statt des reinen Nectars, der aus dem Bronnen eines besonnenen und edel gebildeten, sittlichreligiösen Künstlerbewufstseins quillt, den Gifttrank der Leidenschaft darreichen zu lassen und darin sich zu berauschen, ist eine Frage, auf welche die Antwort wohl kaum zweifelhaft bleiben wird.

Erscheinungen, wie die zuletzt erwähnten haben in unsern Tagen manchen Wohldenkenden auf die Meinung gebracht, dafs das Zeitalter der Poesie und Kunst überhaupt abgelaufen sei, dafs wir in Goethe den letzten Dichter begraben haben, den Dichter, nach welchem aller Poesie und Kunst nur noch die Wahl bleibt, ob sie sich durch Nachbildung des Vorhandenen ein kümmerliches Dasein fristen, oder auf so furchtbare Weise, wie wir es eben andeuteten, ausarten will. Diese Ansicht entspricht, wie man sieht, wenigstens was lyrische Poesie anlangt, und nur von dieser ist uns hier ver-

gönnt zu reden, jenem nur nach einer Seite hin gewendeten Begriffe derselben, den wir als den jetzt unter uns vorwaltenden bezeichneten. Dafs die Lyrik als Natur- und Volksdichtung, als unmittelbarer Ergufs rein menschlicher Zustände betrachtet, in einem Zeitalter von so gesteigertem Selbstbewufstsein, wie das unsrige ist, ihre Endschaft erreiche, dafs Erscheinungen der Art, wie die Lieder unserer schwäbischen Dichterschule, oder wie unter einem Nachbarvolke die hinreifsenden Naturlaute des Schotten *Burns*, nur ein letztes Aufflackern jener Poesie bezeichnen, diese Meinung, die wir unserseits zwar nicht theilen, hat an sich etwas Wahrscheinliches, und erhält durch das Auftreten jener Poesie der Zerrissenheit und der völlig losgebundenen Subjectivität eine allerdings sehr scheinbare Bestätigung. Was aber die Anhänger dieser Meinung vergessen oder übersehen zu haben scheinen, ist, dafs es neben dieser Weise der Dichtung noch eine wesentlich davon unterschiedene und gewifs nicht niedriger zu stellende Gattung der Lyrik giebt, diejenige, die wir jener gegenüber wohl mit dem Namen eigentlicher *Kunstlyrik* bezeichnen dürfen. Die classischen Völker des Alterthums, von denen doch gerühmt wird, wie sie der Natur um so viel näher standen als wir, haben von aller Lyrik entweder nur diese Kunstlyrik gekannt, oder nur die Werke dieser, aber nicht auch die der entgegengesetzten Art, der Aufbewahrung werth geachtet. In den ersten olympischen und pythischen Oden Pindars, in einigen Chorgesängen der Tragiker, und wer will sagen, in wie viel anderen, leider für uns verlorenen Werken, hat diese Kunstlyrik eine Höhe und Herrlichkeit erreicht, von der wir zu behaupten wagen, dafs kein nachfolgendes Zeitalter etwas ihr Gleichkommendes in lyrischer Poesie überhaupt aufzuweisen hat, und deren Charakter, genauer betrachtet, das reine Gegentheil jener volksthümlichen Unmittelbarkeit und Natürlichkeit ist, die man jetzt von solcher Poesie ausschliefslich zu verlangen pflegt. Was die übrige Masse griechischer Lyrik war und wie Treffliches sie leistete, davon ist uns aus spärlichen Fragmenten und aus den Nachbildungen eines Horaz und der römischen Elegiker nur eine schwache Vorstellung zu bilden vergönnt, aber darüber, dafs diese gesammte Lyrik nicht dem bewufstlosen Naturprincipe, sondern einzig dem Principe künstlerischen Selbstbewufstseins folgte, und sich durch dasselbe gestalten liefs, kann nicht der mindeste Zweifel sein. Im Morgenlande scheinen arabische und persische Poesie einen ähnlichen Gegensatz unter einander zu bilden, wie den, welchen wir hier als Gegensatz von Natur- und Kunstlyrik bezeichneten; dafs die letztere wenigstens zum grofsen Theile Kunstlyrik war, würden schon die Namen *Dschelaleddin* und *Hafis* hinreichen zu beweisen. Ueber das Verhältnifs beider Gattungen in der neuern Zeit und unter den christlich germanischen Völkern liefse sich viel sagen. Gewifs ist es eine Thatsache von hoher, weltgeschichtlicher Bedeutung, wenn diese Völker, zugleich mit den Völkern semitischen und slavischen Stammes ihre Volkspoesie zuerst ausdrücklich als solche, und ohne sie zuvor durch das Medium des eigentlich künstlerischen Selbstbewufstseins, wie solches bei den Hellenen vorwaltete, hindurchgehen zu lassen, in die Literatur herübertrugen. Aber bei der Anerkennung dieser Thatsache darf nicht verkannt werden, dafs der Beruf dieser Völker, wenigstens der erstgenannten unter jenen dreien, zur Naturdichtung darum nicht ein ausschliefslicher ist, dafs auch die Kunstlyrik unter ihnen geblüht hat, und zwar in einem langen und inhaltreichen Zeitraume, vom vierzehnten zum achtzehnten Jahrhundert, offenbar vorherrschend vor der andern geblüht hat, so dafs in dieser Periode, die zwar der reicheren Entfaltung lyrischer Poesie überhaupt nicht günstig war, fast alles Vorzüglichere, was dennoch, wenigstens was literarisch aus ihr hervorging, der Kunstlyrik angehört. Eben so wenig darf verkannt werden, dafs jene eigentliche Volksdichtung, die unter uns zuerst durch Herder und Goethe, ungefähr gleichzeitig unter den Britten theils durch Sammler der alten Volkslieder, theils durch einige urkräftige Genien, die in ihrem Geiste fortdichteten, wieder in Anregung gebracht ward, dafs diese bei all ihrer Tiefe, Innigkeit und vielfachen Trefflichkeiten, die wir gewifs trotz ihren eifrigsten Verehrern zu schätzen und zu geniefsen wissen, doch schon in ihrem Ursprunge jenen giftigen Keim in sich trug und in ihrer gesammten Fortentwickelung ihn hegte und pflegte, der zuletzt auf dem höchsten Gipfel jener Entwickelung in die Blüthe einer Poesie der Leidenschaftlichkeit, der Zerrissenheit, ja der Verworfenheit und dämonischen Verruchtheit aufbrechen mufste. Von diesem unreinen Zusatze vermag nur das höhere künstlerische Selbstbewufstsein die Poesie zu reinigen, und es hat sie gereinigt bereits in den Dichtungen Goethe's und Uhland's, die übrigens jenen Charakter der Unmittelbarkeit beibehielten; die Dichterindividualität eines

Burns aber giebt den Beweis, wie auch in einem höher gebildeten Zeitalter die bewufstlose Naturkraft auch der ächten und gediegenen Lyrik dieser Gattung in die traurigste ästhetisch-sittliche Haltungslosigkeit überzugehen Gefahr läuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

LI.

Nachlese zu Friedrich von Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Dr. Heinrich Döring. Zeitz, Webel. 1835. 367 *S. gr.* 8.

Wie der Herausgeber dieser Nachlese vor Kurzem eine Auswahl von Briefen Schillers (s. d Bl. 1834. Zweite Hälfte, no. 53.) besorgt hat (zu welcher er übrigens hier S. 277 ff einige Nachträge liefert), so fand er es nun auch für zweckmäfsig und nothwendig, eine „möglichst vollständige" Nachlese zu Schillers sämmtlichen Werken zu geben. Denn allerdings verdienen die bisherigen Sammlungen dieser Art, wie es auch hier im Vorworte besonders ausgesprochen wird, keineswegs diesen Namen, indem sie weder möglichst vollständig, noch, unter Berücksichtigung wirklich in den Sammlungen der sämmtlichen Werke noch ungedruckter Stücke von Schiller, frei von Irrthümern sind. Dagegen hätte, um einem Mifsverständnisse zu begegnen, auch hier ausdrücklich gesagt sein sollen, welche Ausgabe der sämmtlichen Werke Schillers bei dieser Nachlese zum Grunde gelegt worden; und wenigstens wäre es nicht unzweckmäfsig gewesen, wenn zugleich auf die Ausgabe von 1822 bis 1826 (in 18 Bänden) in den einzelnen Beziehungen Rücksicht genommen worden wäre. — Was die bei dieser Nachlese benutzten Quellen und sonstigen Hülfsmittel anlangt, so spricht sich Hr. D. in dem Vorworte hierüber aus, und er giebt auch bei dem, was er im Einzelnen, in Prosa und in Poesie, nachträgt, die Quelle an, aus welcher er es geschöpft hat, und läfst auch dann, wo es nicht ganz entschieden ist, dafs das Nachgetragene auch wirklich von Schiller herrührt, die Anführungen nicht unerwähnt, die diefs wahrscheinlich machen. Aber ausdrücklich erklärt der Herausgeber S. IV, dafs er sich sorgsam gehütet habe, hier etwas aufzunehmen, was nicht wirklich von Schiller herrühre. Unter dem, was er gleichwohl auch hier ausgeschieden hat, befinden sich nach S. V auch mehrere Stellen aus dem Don Carlos, die in der ersten Ausgabe (Leipzig, 1787) ganz anders lauteten, als in den sämmtlichen Werken, die er denn hier, aus dem Zusammenhange gerissen, nicht hat mittheilen wollen, indem er jedoch im Ganzen der Meinung ist, dafs „eine Mittheilung des Don Carlos in seiner ursprünglichen, durch keine theatralischen Rücksichten beschränkten Form, wegen der vielen Schönheiten dieses Trauerspiels, gewifs wenigstens eben so interessant sei, als der dreifache Abdruck des Götz von Berlichingen in Goethe's Werken, zumal da die Abänderungen dieses Schauspiels bei weitem unwesentlicher seien." Was nun das in dieser Nachlese selbst Aufgenommene anlangt, so kann dieselbe den Verehrern Schillers nur angenehm sein, und sie mufs diefs auch dann sein, wenn Manches darin nicht verkannt werden kann, das Schiller selbst, als seiner und des Publikums unwürdig, gewifs lieber ganz vernichtet und auf diese Weise dem Vergessen preisgegeben gesehen hätte. Aber es mufs dagegen, und für eine möglichst vollständige Nachlese dieser Art, dasjenige mit allem Rechte geltend gemacht werden, was Schiller selbst in der hier S. 257 abgedruckten interessanten Vorerinnerung zu der Ausgabe seiner Gedichte (Leipzig, 1803) sehr richtig aussprach, dafs „bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich gröfstentheils schon in den Händen des Publikums befinden, der poetische Werth nicht allein in Betracht kommen könne, da sie schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers seien, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreifsen lasse, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden sei, und weil selbst das Fehlerhafte wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters bezeichne." Und danach müssen denn auch die, in die vorliegende Nachlese aufgenommenen, aus einer früheren Zeit (meistens aus den Jahren 1776 bis 1790) herrührenden wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantismus und einer kühnen, feurigen Einbildungskraft, so wie die unsichern Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks den Verehrern Schillers willkommen sein. Und dabei finden sie nun auch herrliche Zeugnisse von Innigkeit und Tiefe des Gefühls, von Frömmigkeit und religiöser Begeisterung, die, wie z. B. hier in den „Morgengedanken am Sonntage", aus dem Jahre 1777 (S. 3 ff.), oder in dem Gedichte: „der Abend", aus dem Jahre 1776 (S. 293 ff.), schon in dem sechszehnjährigen Jünglinge die reichen Blüthen des Gemüths ahnen lassen, zu denen später das reifere Mannesalter so schön und so reich sich erschlofs; und nicht minder interessant ist es, schon vor den Briefen über Don Carlos, die, aus einer späteren Zeit, in den sämmtlichen Werken sich finden, hier in einer Selbstkritik über die Räuber vom Jahre 1782 (S. 46 ff.) die philosophische Schärfe des Kritikers zu erkennen. Die Prophezeihung, welche sich z. B. unter dem erwähnten Gedichte: „der Abend" (S. 293), in einer Anmerkung in Balthasar Haug's „Schwäbischem Magazin" von 1776, aus welchem es entlehnt ist, findet: „es dünkt mich, der sechszehnjährige Jüngling, den dieses Gedicht zum Verfasser hat, habe schon gute Autores gelesen, und bekomme mit der Zeit *os magna sonaturum*"; und eine andere zu einem Gedichte von 1777 (S. 297), dafs „wenn einst die Feile dazu komme, der Verfasser mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen werde"; diese Prophezeihungen geben, weil sie in einem so hohen und reichen Grade eingetroffen sind, nun auch den Deutschen das Recht und die Pflicht, jene Produkte selbst, die zu diesen Prophezeihungen auch nicht ohne Grund veranlafsten, nicht mit Geringschätzung, sondern vielmehr mit Interesse, wie diefs alles Werdende, und zumal wenn es dann auch etwas Gewordenes ist, verdient, zu betrachten. Schliefslich erwähnen wir nur noch, dafs namentlich unter den hier mitgetheilten Gedichten manche, in den sämmtlichen Werken ganz fehlende, andere nur bei weitem vollständiger oder verändert, als sie dort sind, sich finden.

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 1834.

(Fortsetzung.)

Die höhere, die eigentlich entscheidende Reinigung der lyrischen Poesie von jenen trüben Elementen, welche ihrer unmittelbaren Gestalt beigemischt sind, und zugleich mit diesem die Gewinnung der eigentlichen Universalität dieser Poesie, die Aufschliefsung jener erhabenen, ätherischen Region, welche aller Naturdichtung ein für allemal unzugänglich bleibt, kann nach diesem allem nur auf dem Wege eigentlicher Kunstlyrik erfolgen, und es ist die schon jetzt als weltgeschichtlich auszusprechende Bedeutung des Rückert'schen Genius, diese hohe Bestimmung seiner Kunst in unserm Zeitalter durch die That bewährt und verwirklicht zu haben. Wenn irgend Etwas für die Tiefe und Unerschöpflichkeit der in dem Schachte des deutschen Volksgemüthes verborgenen Dichtungsader, für die durch keinen noch so bösartigen Krankheitsstoff zu verletzende Integrität und Kernhaftigkeit ihres Inhaltes zeugt: so ist es dies, dafs neben einem Goethe, der durch den Zauber seiner Kunst die Tiefen der alten Volkspoesie wiederaufschlofs und die Kunst in das einfachste Gewand, in die frischeste Unmittelbarkeit der Natur zu kleiden wufste, neben einem Uhland, aus dessen liebenswürdiger Individualität sich der Strom jener Volkspoesie mit fast gleichem Reichthume, und ungleich gröfserer Reinheit, wie ehemals unmittelbar aus dem Volke selbst ergiefst, neben einem Heine, welcher von dem Weltgeist dazu berufen scheint, jene unheimliche Beigabe aller Naturdichtung in wild phantastischen Gestalten aufgähren und damit verschwinden zu lassen, — Deutschland einen Rückert erzeugen konnte, dessen durch Bildung und staunenswerthe Gewandtheit der Form, wie durch überschwängliche Fülle und dieser Fülle entsprechende Tiefe und Reinheit des Inhalts gleich ausgezeichnete lyrische Kunstdichtung den geraden Gegensatz zu jenen Allen bildet. Von diesem Standpunkt aus und in diesem geschichtlichen Zusammenhange mufs unsers Erachtens Rückerts Talent und poetische Richtung gewürdiget werden, wenn über den Werth und die Bedeutung derselben für unser Volk und für die gesammte Gegenwart das richtige Bewufstsein gewonnen werden soll.

Was an Rückerts äufserer Erscheinung zunächst auffällt, und, indem es ihm von der einen Seite zwar zu seltenem Ruhme gereicht, von der andern jedoch das Verständnifs seines eigentlichen Dichtergehaltes Vielen in Etwas erschweren mag, ist seine aufserordentliche Virtuosität, seine Gewandtheit und Vielseitigkeit in dem Technischen seiner Kunst. Es steht nicht zu leugnen, dafs er sich in dem Besitz, dem Bewufstsein und der Ausübung dieser Virtuosität gefällt, dafs er nicht selten, ohne einen tieferen Ernst des Inhalts, mit seiner Kunst nur spielt, und noch häufiger, auch wo ein solcher Ernst im Hintergrunde verborgen liegt, doch den Schein giebt, nur zu spielen, und den Ernst, den er unstreitig hat, geflissentlich zurückzudrängen. Man kann die Gewohnheit solchen Spieles, solcher halb ernsten, halb scherzhaften Kunstübung äufserlich auf Rechnung der gründlichen und umfassenden Studien schreiben, die Rückert, sowohl sprachliche und metrische, als auch geschichtliche und ethnographische, zum Behufe seiner Kunst unternommen hat. Den selbständigen Werth und die Berechtigung dieser Studien sich Denkmahle setzen zu dürfen, in denen zunächst nur sie selbst, aber nicht zugleich, oder nur leise angedeutet, ein Tieferes dem Betrachter entgegentritt, wird schwerlich ein Billigdenkender ihnen absprechen. Allein es giebt einen tieferliegenden Gesichtspunkt, aus welchem mit den Denkmahlen der Studien zugleich die Studien selbst, der Umstand, dafs ein Geist, wie Rückert, durch seinen Genius selbst sich getrieben fand, ihnen sich zu unterziehen und sie spielend und scherzend auch vor der Welt zur

Schau zu tragen, sich erklären läfst, und eine Bedeutung gewinnt. Die der Rückert'schen entgegengesetzte Hauptrichtung lyrischer Poesie läuft auf der Spitze, auf dem Gipfel, zu welchem wir sie in unsern Tagen heraufgetrieben erblicken, Gefahr, dafs das, was eigentlich die ernste Aufgabe, die Arbeit der Poesie, der Kunst als solcher sein soll, in ein liederliches, frivoles Spiel sich verkehre, und umgekehrt, dafs, was die ächte Kunst als Spiel und Kurzweil, als den an sich werthlosen Stoff, mit dem sie frei schalten darf, in ihr zur Sache selbst, zum bittren Ernste werde. Die Arbeit, die der Dichtkunst aufgegeben ist, besteht darin, dafs sie den gesammten Inhalt der Gedankenwelt und ihren Ausdruck, die Sprache, dergestalt bemeistere und beherrsche, dafs sie ihn zum Stoffe ausprägen kann, um darin die höchsten Ideen des Geistes niederzulegen. Ist ihr dies gelungen, so wird sie dann mit dem Stoffe selbst ein heiteres Spiel treiben dürfen; insbesondere wird sie dies mit demjenigen Stoffe, den unmittelbar die endliche, der Idee zwar entgegenstrebende, aber für sich allein noch nicht mit der Idee zu verwechselnde Subjectivität des Dichters bietet, mit seinen Empfindungen und Leidenschaften, seinen Zuständen, Begegnissen und Lebensverhältnissen. Die Naturpoesie aber, wie sie ihrer ursprünglichen, gesunden Anlage nach nie schon jene vollendete Herrschaft über den Stoff, den sprachlichen sowohl als den factischen, erreichen kann, welche allein der Kunstdichtung vorbehalten bleibt, giebt in ihrer Ausartung geflissentlich die Formlosigkeit statt der Form, das üppige Aufwuchern des wilden Unkrautes, welches sie, die hohen Namen mifsbrauchend, Natur und Wahrheit nennt, statt des durch Sittlichkeit, Bildung und Wissenschaft den Naturstoff beherrschenden Geistes. Weil sie sonach vielmehr von der Natur beherrscht wird, als die Natur beherrscht, so gelangt sie nicht nur nicht zu jenem freien Walten der Idee über der endlichen Subjectivität, woraus das Spiel und der Scherz des wahren Dichters hervorgeht; sondern sie legt, das wahrhaft Objective eben so, wie die höhere Reinheit der Idee zu erreichen unfähig, in die zufälligsten Einzelheiten, in die particulärste Persönlichkeit des Dichters einen Ernst und eine Wichtigkeit, die der Idee gegenüber ganz und gar verschwinden sollte. Wo finden wir diese durchaus verwerfliche Ernsthaftigkeit, mit der sich die ungebildete Selbstheit des Dichters aufbläht, und für ihre grillenhafteste Eigenthümlichkeit und ihre ungezügeltste Leidenschaft die unbedingte poetische Geltung in Anspruch nimmt, höher gesteigert, als in den Dichtern der Heine'schen Schule, welche die Welt, statt denkend und betrachtend sie zu bemeistern, lieber mit satanisch-genialem Hohne zerstören wollen, um an ihre Stelle nicht die Idee, sondern sich selbst, ihre wilde Sinnenlust und die tolle Frazze ihres Liebesschmerzes zu setzen? Diesen gegenüber hat Rückert zuerst ausdrücklich und vollständig dem Ernste wieder gegeben, was des Ernstes, dem Scherze, was des Scherzes ist. Wenn ein beträchtlicher Theil seiner Poesien sich nur als Studium, als Uebung in schwierigen, des Studiums und der Uebung bedürfenden Kunstformen giebt, wenn eben dieser Theil in des Dichters kunstfertiger Hand nicht als mühsame Arbeit, sondern als ein heiteres, ja übermüthiges und leichtfertiges Spiel mit der Form eben so sehr, wie mit dem Stoffe der Dicktkunst erscheint: so bringt er dadurch unserer Zeit wieder zum Bewufstsein, was sie schier vergessen zu wollen schien, dafs die Dichtkunst eine Seite hat, von der betrachtet sie als ein bestimmtes, genau abgegrenztes Geschäft und Studium, als ein Handwerk gelten darf, das, wie jedes andere Handwerk, seinen Mann verlangt und ihn im Schweifse seines Angesichts beschäftigt hält; dafs von der andern Seite dieses Handwerk das heitere und fröhliche ist, nicht bestimmt, seinen Inhaber in die Qual der Ichheit hineinzubannen, sondern ihn davon zu befreien. Mag Rückert sein keckes Spiel mit der von ihm in so fast unglaublichem Grade besessenen Kunstfertigkeit im Einzelnen weiter getrieben haben, als bis wohin Manche, die nicht ein ausdrückliches Interesse an dieser Technik nehmen, ihm zu folgen geneigt sind, im Ganzen, in seiner Totalerscheinung bietet diese Richtung und Uebung seines Talentes das heilsamste Gegengift gegen die nur allzu sehr unter uns vorherrschende Neigung, die Poesie mit einer Ernsthaftigkeit zu behandeln oder behandelt zu verlangen, die, genau besehen, nichts anderes ist, als die dichterische Apotheose des Endlichen und Nichtigen, des Sinnlichen und Selbstischen.

Indefs, obgleich wir solchergestalt auch für jenen, dem höhern Dichterruhme Rückerts bisher so bedenklich entstehenden Umstand eine Art geschichtlicher Bedeutung in Anspruch nehmen, so bleiben wir doch weit entfernt, Allem und Jedem, was dieser Dichter gegeben hat, gleichen Werth oder wirkliche Classicität zuzuschreiben. Ein nicht unbeträchtlicher Theil seiner Dich-

tungen ist, bei hoher Vollendung der Form, die nirgends fehlt, doch von so leichtem Gehalte, dafs er auf die höhere Würde der Kunst kaum Anspruch machen kann und von der Nachwelt, als nur von Interesse für das technische und historische Studium, nicht aber für den eigentlichen idealen Genufs der Poesie, wird zur Seite gestellt werden. Nur dürfte es noch nicht an der Zeit sein, solche Scheidung zwischen dem im höhern Sinne Werthvollen und dem minder Bedeutenden schon jetzt zu unternehmen, da Rückerts Poesie von der Art ist, sich gegenseitig durch sich selbst zu erläutern und durch Zusammenreihung auch des Verschiedenartigen und äufserlich Getrennten den Genufs an ihr zu erhöhen, weshalb das Urtheil über manche seiner Leistungen kaum eher abzuschliefsen sein dürfte, als bis die eigene Laufbahn des Dichters abgeschlossen sein wird. Doch bleibt nach allem bisher Gesagten noch eine Bemerkung über die Gesammtheit der Rückert'schen Poesie, auch die tiefsten und trefflichsten Parthien derselben nicht ausgenommen, zu machen, die, wenn sie zwar durch den Zusammenhang, in den wir sie hier einreihen, eine dem Ruhme des Dichters ungleich weniger, als dies unter andern Umständen der Fall sein würde, Eintrag thuende Deutung erhält, zugleich denn doch in letzter Instanz erklären möchte, woher es kommt, dafs Rückert das, was andere grofse Dichter unserer Nation geworden sind, derselben noch nicht geworden ist, und auch wohl nie ganz werden wird. Es läfst sich nämlich nicht verkennen, dafs bei unserm Dichter der Charakter der Kunstlyrik überhaupt, eben wie es die Ausdrücklichkeit seines Gegensatzes zur Natur- und Volkslyrik mit sich bringt, nicht ohne einige Schroffheit und Härte auftritt. Es giebt einen Gipfel der Kunst, wo die Vollendung derselben aufser dem der Kunst eigenthümlich angehörenden Eindrucke auch ganz den Eindruck der unmittelbaren Natur hervorzubringen vermag; wo der Lyriker es versteht, die ganze Fülle der mit selbstbewufster Weltüberschauung schaffenden Kraft, die sonst nur aufgeboten wird, um Kunstwerke von gröfserem Umfange hervorzurufen, in den engen Raum eines lyrischen Gedichtes dergestalt zu concentriren, dafs dadurch der Moment in seiner Vereinzelung von andern Zeitmomenten im höchsten Sinne ausgefüllt wird, so, wie er sonst nicht durch Kunst und Bewufstsein, sondern einzig durch die Unmittelbarkeit der Natur ausgefüllt zu werden vermag. Die wahrhaft Grofsen unter den Lyrikern der Griechen scheinen uns, sofern uns jetzt noch ein Urtheil über dieselben vergönnt ist, fast durchgängig auf diesem Gipfel gestanden zu haben; und hierauf begründete sich der Vorzug, den wir der hellenischen Lyrik vor aller und jeder bisherigen Lyrik der neuern Völker schon vorhin zugestehen zu müssen glaubten. Doch besitzen wir einige Gedichte von Goethe, die uns in ähnlicher Weise von der reinsten Höhe selbstbewufster Kunst herab die volle Innigkeit der Natur wiederzuerzeugen, und so durch Vermählung beider Principien die höchste Stufe, welche die Lyrik überhaupt erreichen kann, darzustellen scheinen. Von Rückert müssen wir uns gestehen, dafs er diesen höchsten Gipfel nicht ganz erreicht hat; aber er theilt diesen Mangel mit allen eigentlichen Kunstlyrikern des Morgenlandes und des neuern Europa ohne Ausnahme. Das durchwaltende Princip des künstlerischen Selbstbewufstseins und der selbstbewufsten, von der gleich selbstbewufst erfafsten Idee geleiteten und erfüllten Weltüberschauung läfst es bei ihm so wenig wie bei Jenen zu jener höchsten Intensität und Innigkeit im Einzelnen kommen, die auf gewisse Weise, innerhalb der Schranken, die ein für allemal dem menschlichen Geiste gezogen scheinen, doch stets wieder eine Entäufserung des selbstbewufsten an das bewufstlose oder das Naturprincip verlangt. Die eigenthümliche Trefflichkeit unsers Dichters besteht eben in jener Tüchtigkeit und vollendeten Durchbildung seines künstlerischen Selbstbewufstseins, in jener wahren, vollkräftigen Männlichkeit, die, treu und beharrlich auf das Höchste, auf die Idee gewandt, durch ihren mächtigen Willen den widerspenstigen Stoff bezwingt und ihn der Idee unterwürfig macht. Um eines solchen Dichters Gröfse zu empfinden, müssen wir ihn kämpfen, ringen sehen, er mufs der Natur gegenüber als Held, als poetischer Drachentödter vor unsern Augen stehen. Hierdurch aber wird jene Harmlosigkeit, jene ungestörte Einheit mit der Natur ausgeschlossen, welche den Reiz der eigentlichen Volksdichtung ausmacht, und welche die Kunstdichtung erst dann wieder wird erreichen können, wenn sie jenen Kampf, der ihr jetzt zunächst aufgegeben scheint, wird ausgekämpt haben, wenn sie als Siegerin aus diesem Kampfe hervorgegangen sein wird.

Wenn bei jedem ächten Dichter seine Individualität, sein Charakter als Dichter mit seiner menschlichen seiner sittlichen Individualität Ein Ganzes ausmacht und beide weder wirklich von einander getrennt werden,

noch abgetrennt voneinander betrachtet werden können, so hat Rückert aufser diesem noch das Eigenthümliche, dafs diese Einheit des Menschen und des Dichters in ihm eine Einheit im Bewufstsein, und durch das Bewufstsein leitendes, bestimmendes Princip seines gesammten dichterischen Thuns und Schaffens ist. Er kämpft in den Tiefen seiner Seele unablässig einen sittlichen Kampf, den Kampf des Geistes gegen die Naturmächte, die sich aus jenen Tiefen nie ganz wollen verdrängen lassen; aber er kämpft ihn nicht nur, sondern er weifs auch, dafs er ihn kämpft, und dafs es sein Beruf ist, diesen Kampf in seinem Kunststreben auszuprägen, und den Sieg des Geistes in seinem Liede zu verkündigen. Von diesem Kampfe, von diesem Bewufstsein des obgleich zum Siege schon entschiedenen, doch im Laufe dieses irdischen Lebens nimmer endenden Kampfes ist ein Zug sanfter Melancholie über die Poesie unsers Dichters ausgebreitet, der zu dem ähnlichen aber in seinem Quell und seinem Charakter unterschiedenen Zuge der Natur- und Volkspoesie einen höchst interessanten Gegensatz bildet. Auch von der Volksdichtung hat man bemerkt, dafs sie vorzugsweise eine Neigung zum Düstern und Tragischen hat, eben so wie von den Volksmelodien, dafs sie fast ausschliefslich in Molltönen einhergehen. Aber dieser Trübsinn volksthümlicher Musik und Poesie entspringt aus dem Mifsverhältnisse, in welchem sich dieselbe zur Idee und zu ihrem Bewufstsein befindet, welchem sie nahe genug steht, um das Ungenügen des Irdischen zu empfinden und das Irdische der Idee zu opfern, aber nicht nahe genug, um in positiver Gestalt die Idee zu sich herabzuziehen und durch die Idee das Irdische zu verklären. Anders Rückerts Kunstdichtung, welche, durch und durch von dem klaren Bewufstsein des Göttlichen, von der sonnenhellen Gegenwart der Idee erfüllt, vielmehr dies schmerzlich empfindet, dafs der Idee gegenüber auch in der Subjectivität des Dichters ein in die Idee noch nicht vollständig aufgenommener, irdischer Rest bleibt, dafs aber die Welt aufserhalb des Dichters sich fast allenthalben und durchgängig von der Idee abgewandt und gegen die Idee widerspenstig zeigt. Theilweise mag dies in dem Bewufstsein des Dichters vorhandene und stets gegenwärtige Mifsverhältnifs der Idee zu der gemeinen Wirklichkeit sich in das Gewand eines Mifsverhältnisses des Dichters zu seiner Mitwelt, einer Verstimmung über die Unempfänglichkeit und den Undank dieser Mitwelt kleiden; gewifs aber würde man irren, wenn man solche äufserliche Verstimmung, als den Quell jener tiefer liegenden und ihrem Charakter nach unstreitig edleren Melancholie ansehen, und demgemäfs meinen wollte, dafs dieselbe durch ein günstigeres Lebensgeschick des Dichters hätte beseitigt werden können. Dafs Rückert sich der Aufsenwelt gegenüber fremd und einsam fühlt, dafs er die Aufsenwelt als eine rauhe und unfreundliche Atmosphäre empfindet, gehört selbst zu der Eigenthümlichkeit seines Dichtercharakters; dieser Charakter hat sich jenes Verhältnifs, aber nicht umgekehrt die äufsern Verhältnisse den Charakter gebildet; man müfste denn unter den Verhältnissen jene tiefer liegenden geschichtlichen Beziehungen verstehen wollen, auf welche wir oben hinwiesen. — Eben diese Ausdrücklichkeit des Gegensatzes aber, welche durch das sittlich-künstlerische Selbstbewufstsein des Dichters zwischen der Idee, die ihn erleuchtet, und dem so innerlichen wie äufserlichen Stoffe, den ihm zu bezwingen aufgegeben ist, herbeigeführt wird, begründet von der andern Seite jenen edlen, von der aufdringlichen Eitelkeit gewisser Dichter unendlich verschiedenen Dichterstolz, der sich über das stoffartige Element durch die Macht der Idee erhoben weifs; jene Klarheit und Freudigkeit des Wirkens und Schaffens in einem Stoffe, über den ihm der Sieg jederzeit gewifs ist, von dem er sich als in keiner Beziehung abhängig weifs; jene kräftige Gesundheit und kernhafte Frische des gesammten von jenen Störungen der Natur, denen sonst Dichter so leicht ausgesetzt sind, völlig unabhängigen Seelendaseins; durch welche Eigenschaften sich Rückert vor der grofsen Mehrheit der Dichter nicht nur, sondern aller Schriftsteller und Künstler unserer Zeit so denkwürdig auszeichnet. Sie begründet, um einer mehr dem Besondern angehörenden Eigenheit zu gedenken, jene strenge Keuschheit der Rückert'schen Muse, für welche selbst in dem Gefühl und dem Ausdrucke überschwänglichen Liebesglückes die Sinnenlust so gut wie nicht vorhanden ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 54.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 1834.

(Schlufs.)

Wir dürfen nicht anstehen zu bekennen, dafs solche Strenge nicht als Norm gelten kann für eine vollständiger, als die Rückert'sche es ist, mit der Unmittelbarkeit der Natur versöhnte und in Eins gebildete Poesie, wohl aber wird sie stets als Norm zu gelten haben für jede solche Poesie, welche die Rechte des Geistes im ausdrücklichen Gegensatze, im Kampfe mit der Natur geltend macht, welche auch durch eine leisere Andeutung des Sinnlichen der Natur einen Sieg über sich einzuräumen Gefahr laufen würde.

Der höhere Gesichtspunkt für die Würdigung Rückerts, den wir in gegenwärtigem Aufsatze festzustellen den Versuch gewagt haben, erhält seine schönste Bewährung durch die kürzlich erschienene Sammlung eines Theils seiner Gedichte. Zwar enthält diese Sammlung ihrem gröfseren Theile nach schon Bekanntes und anderwärts Zerstreutes, aber wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir die Hoffnung fassen, dafs die Aussonderung dieses Bekannten von anderem gleichfalls Bekannten, seine Zusammenstellung unter sich und mit manchem Neuen oder bisher noch Unbekannten die günstigste Wirkung für des Dichters allgemeinere Aufnahme und Werthschätzung nicht verfehlen wird. Was in diese Sammlung aufgenommen ist, ist sämmtlich von fast gleicher Gediegenheit und Trefflichkeit; sie umfafst zwar lange nicht alles, was sich dem Grade seines dichterischen Werthes nach würdig in sie einreihen würde, aber sie ist reich und vielseitig genug, um auch für sich allein betrachtet Jeden, dem der Sinn für die Kunst der Dichtung nicht verschlossen ist, zu überzeugen, dafs Rückert ein wahrer, ja dafs er ein grofser Dichter ist. In ihr finden wir durchgängig den vollen, den reinen Ernst seiner Poesie; was man sonst als Spiel oder als Kunstübung seiner Muse betrachten kann, bleibt entweder ausgeschlossen oder auf ähnliche Weise, wie auch bei andern Dichtern, als flüchtige Beigabe untergeordnet. Das Ganze enthält aufser den eben gedachten Beigaben, welche in fünf köstlich erfundenen Mährlein und einigen heiter und anspruchlos erzählten Volkssagen bestehen, drei Hauptabtheilungen. Die erste trägt den bedeutsamen Titel: *Bausteine zu einem Pantheon*, und erweist sich im tiefsten und vollsten Sinne dieses Titels würdig. Es sind nur Bausteine, die der Dichter giebt, unverbunden unter sich, und die verschiedenen den verschiedensten Theilen des Riesenbaues, dessen Plan und Entwurf in dem hohen Geiste unsers Dichters lebendig ist, angehörend; aber wäre es ihm, oder wäre es irgend einem Sterblichen vergönnt, solchen Bau zu vollenden, so würde derselbe in der That ein Pantheon, eine würdige Wohnstätte der Götter aller Zeiten und aller Völker sein. Aber auch schon in diesen Bausteinen finden wir, und zwar mit einer Klarheit und Unzweideutigkeit, wie unsers Wissens noch in keiner andern Dichtung, selbst in Goethe's nicht, das Räthsel gelöst, wie der wahre Dichter durch kein Dogma, durch keinen Cultus beschränkt, und doch ein Gläubiger, ein Christ im höchsten Sinne sein könne. Noch kein neuerer Dichter, mit Ausnahme eben Goethe's in seinem zweiten Faust, hat die griechische Mythologie mit solcher Tiefe und Wahrheit erfafst, wie hier Rückert in dem eben so sinn- als phantasiereichen Gedicht, „die griechischen Tageszeiten." Aber Goethe war mit Sinn und Gemüth mehr der alten Hellas als „den Göttern des Christenthums" zugewandt; er fühlte sich, wenn auch dem Glauben an ein Jenseits keineswegs abhold, doch auf der schönen Erde heimisch und zog auf diese durch den Zauber seiner, auch von den Gröfsten seiner Nachfolger noch unerreicht gebliebenen Dichtung, noch einmal die Olympier herab. Rückert aber, in welchem ungeachtet seiner gleichfalls grofsartigen und unerschöpflich reichen

Gestaltungskraft, doch das dichterische Bewufstsein noch über die Gestaltungskraft hinausgeht, wird eben durch dieses Bewufstsein, durch die Erfahrung des Mifsverhältnisses, in welchem dessen idealer Inhalt zu der irdischen Wirklichkeit, der von dem Dichter selbst erschaffenen eben so, wie der äufseren, steht, über die diesseitige Heimath hinaus, und dem volleren Bekenntnisse des Christenthums entgegengeführt, welches allerdings nicht ohne Unterordnung des Diesseits unter ein Jenseits gedacht werden kann. An der Aufrichtigkeit solchen Bekenntnisses wird nach Gedichten, wie die in des Angelus Silesius Art und Geist zusammengereihten Perlen (S. 29 ff.), wie das herrliche Adventlied (S. 95), wohl der schönste Choral, den die neuere Periode deutscher Poesie aufzuweisen haben möchte, wie „das Paradies" (S. 83) und das Schlufsgedicht (S. 135), Niemand zweifeln; seine Vereinbarkeit mit des Dichters sonstigem sich Hineinleben in das Heidenthum, in das hellenische und vorzüglich zwar in das morgenländische, wird Manchen ein Anstofs, Vielen schwer begreiflich sein; nur ein wirklich unbefangenes, vollkommen rein und allseitig fühlendes Gemüth wird sie ganz empfinden, nur ein philosophisch Denkender sie ganz erklären können. Als Philosoph nämlich, als Naturphilosoph in höchster Potenz hat sich Rückert uns in diesem Entwurfe zu einem Pantheon der neuen Welt gezeigt; als Philosoph wenn nicht genau in dem Sinne, wie die Schule es verlangt und verlangen mufs, — diesen lehnt er vielmehr, wenn wir nicht irren, anderwärts ausdrücklich von sich ab, — so doch in dem menschlich anmuthigeren, in welchem dieses Wort den bezeichnet, der mit Seele und Intelligenz im Geist und in der Wahrheit lebt. Weder jene poetische Einigung des Heidenthums mit dem Christenthume und Aufnahme des ersteren in das letztere, welche den grofsartigen Hintergund von Rückerts dichterisch-religiöser Weltansicht bildet, noch jene überraschenden nicht selten wunderherrlichen Blicke in die Tiefen des Naturlebens, welche den Inhalt der schönsten unter den übrigen nicht unmittelbar religiösen dieser „Bausteine" ausmachen, wären möglich gewesen ohne einen durch die Oberfläche der Erscheinung nicht blofs ahnend, sondern klar erkennend zu dem Wesen, zu dem eigentlichen Kern der Dinge hindurchdringenden Sinn des Dichters und, dürfen wir hinzusetzen, ohne das ausdrückliche, wenn auch indirecte Mitwirken der erst in unsern Tagen erstiegenen Stufe speculativer Weltbetrachtung und Weltdurchschauung. Soll es in unsern Tagen oder in irgend einer kommenden Zeit wirklich dahin gelangen, dafs, nicht durch einen einzelnen Dichter, sondern durch das Zusammenwirken aller Kunst und Wissenschaft, den Göttern aller Völker und aller Zeiten, oder was gleich viel sagen will, dem Gotte dieser Götter, dem im Geiste und in der Wahrheit erkannten Gotte des Christenthums ein Pantheon erbaut werde, so hat zu solchem Pantheon die Philosophie den Grundstein zu legen, und, die Götter in den hehren Tempel herabzuziehen und ihre bleibende Gegenwart darin zu vermitteln, wird gleichfalls schwerlich ohne ausdrückliches Mitwirken philosophischer Speculation gelingen können.

Ueber die beiden andern Abtheilungen dieser Sammlung können wir, nach allem Bishergesagten, jetzt kürzer sein. Nicht als ob sie an dichterischem Werth hinter den „Bausteinen" zurückständen; vielmehr dürften sie, was rein künstlerische Werthschätzung betrifft, ihnen eher noch voranzustellen sein, schon darum, weil jede von beiden, was dort nicht, wenigstens nicht im strengern Sinne der Fall war, zu einer Einheit in sich selbst zusammengeschlossen ist. Aber die genauere Würdigung derselben würde ein ausführlicheres Eingehen in das Detail der künstlerischen Behandlung erfordern, was wir uns, nachdem unsere Betrachtung eine wesentlich davon verschiedene Wendung genommen, für diesmal nicht mehr vergönnt halten dürfen. Die zweite Abtheilung bildet das bekannte treffliche Gedicht „Edelstein und Perle." Die Idee desselben ist aus den Tiefen jener Naturphilosophie geschöpft, von der wir eben sagten, dafs sie mit dem innersten Geist der Rückert'schen Poesie unabtrennlich verschmolzen ist. Die Form der Terzinen hat der Dichter nicht etwa nur willkürlich von Dante entlehnt, sondern eine Verwandtschaft der Anlage auch seines Inhalts mit der Anlage der „göttlichen Komödie" ist unverkennbar. In beiden Gedichten eine gleiche Seltsamkeit, ja Abentheuerlichkeit der Einkleidung oder des äufserlichen Gerüstes der Handlung, gleiche Gewaltsamkeit der factischen Voraussetzung bei, wenn nicht gleicher, doch entsprechender Tiefe und Universalität der Idee; in beiden der entsprechende Grundgedanke einer Durchwanderung aller Weltregionen von der Hölle an, deren Stelle bei Rückert der grausenvolle ewig schweigende Abgrund einerseits der Erde, anderseits des Meeres vertritt, bis zum Paradies, das heifst bei Rückert, bis zum Antlitz und Busen der Geliebten.

Es versteht sich, dafs Rückerts Gedicht sich nur für einen scherzhaft gaukelnden Nach- und Anklang des grofsen Dante'schen geben kann; aber wenn irgendwo, so sehen wir hier in das Gewand des Scherzes die ganze Tiefe und Fülle der ausdrücklich im Bewufstsein erfafsten Idee gehüllt. — Was endlich die dritte Abtheilung, die fünf Sträufse des „Liebesfrühlings" betrifft, so erblicken wir in diesen allerdings den schönsten und duftendsten Blüthenkranz von allen, die Rückert bisher gewunden, sofern wir nämlich solche nur mit den Augen und dem Herzen des empfindenden und geniefsenden Kunstjüngers betrachten. An Tiefe der Idee und Höhe des Gedankenfluges mögen andere Gedichte unsers Dichters diese übertreffen, an Lieblichkeit und Anmuth, an inniger Seelenwärme und unabsehbarer Fülle des bewegtesten, bilder- und gestaltenreichsten Ausdrucks für den einfachen, aber in dieser Einfachheit eben unendlichen und unergründlichen Inhalt kommt ihnen keines gleich. Ob die Literatur der alten oder der neuen Zeit, des Morgenlandes oder des Abendlandes irgend Etwas aufzuweisen hat, was den gleichen Inhalt in der entsprechenden Gestalt einer durch mehrere Hunderte von Liedern und Gedichten der verschiedensten Formen hindurchgeführten Lyrik mit gleichem oder gröfserm Glück behandelt, ist uns wenigstens nicht bekannt: was sich zunächst, doch schon in wesentlichem Unterschiede des Inhalts und der Form zur Vergleichung darbietet, Petrarcha's Sonnette und Canzonen, bleibt an Wahrheit der Empfindung und an beweglicher Mannigfaltigkeit der Darstellung weit hinter Rückert zurück. Die sittliche Schönheit ist in diesen Liedern unmittelbar Eins mit der dichterischen; nie hat die Treue und die Keuschheit des Gefühls einen trefflicheren, nie einen so unmittelbar mit dem Ausdrucke des Gefühls selbst verschmolzenen und in Eins gebildeten Ausdruck gefunden. Und bei allen diesen, so wesentlich, wie es scheint, der Individualität, der Persönlichkeit angehörenden Trefflichkeiten, bleibt der Dichter auch hier noch Dichter, Künstler, und als solcher über seine Persönlichkeit, die er zum Gegenstande der Dichtung macht, erhaben. Der Genius der Poesie läfst ihn, was noch so wenig Dichtern gelungen ist, was jene Unseligen, die, statt durch Dichtung die Persönlichkeit zu verklären, durch ihre Persönlichkeit die Dichtung beflecken, auch nicht von fern wagen dürfen, mit ganz gleicher Wahrheit und Innigkeit, und mit kaum geringerer Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit für die Gefühle der Geliebten, wie für seine eigenen, Gestalt und Ausdruck finden, und selbst durch das innigste Wechselgespräch der Liebe blickt, wäre es auch in scheinbarer Verleugnung dieses Höheren, das Bewufstsein durch, dafs es noch etwas Höheres giebt, als die irdische Liebe. Zwei Nachträge, in denen der Dichter spätere herbe Lebensbegegnisse berührt, lassen keinen Zweifel darüber, dafs der Inhalt dieser Gedichte ein unmittelbar von ihm erlebter war und dafs so auch im Besondersten und Einzelsten Dichten und Leben für ihn Eines und Dasselbe ist.

C. H. Weifse.

LII.

Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, 1834. Duncker und Humblot. 24 Bogen. 8.

Wer den Dichter von „Ahnung und Gegenwart (1815)" und „Aus dem Leben eines Taugenichts (1824)" und „Viel Lärmen um Nichts (1833)" aus irgend einer dieser eigenthümlichen Novellen kennt, dem genügt es zu sagen, dafs er in der vorstehenden dieselbe Blüthe in Naturbildern und in Scenen menschlicher Geschichten, diese Musik der Stimmungen, diesen Geist wiederfinden wird, der sich in gemüthlichen Anschauungen erklärt. Wer aber den Dichter noch nicht kennt, dem würde auch ein Auszug der Geschichte aus dieser neuen Novelle von ihrem Inhalte nur den kleineren Theil, noch weniger von ihrem Werthe sagen. Soll ich dennoch nach Referentenpflicht aussprechen, was die Dichtung darstellt, so wär' es etwa diefs, dafs es — aller andern Eintheilungen unbeschadet — zweierlei Poesie gebe: eine, die alle Welt so nennt, und eine andere, die gerade Ursache ist, dafs manche Menschen so prosaisch, andere so fruchtlospoetisch oder so seltsam verstimmt sind. Behaupten schon die Poeten oft, von ihrer Poesie nicht eigentlich die Herren zu sein, wie sehr auch mancher bemüht ist, sie zu seiner gehorsamen Dienerin zu machen; so gilt es noch mehr von jener andern Poesie, dafs sie in Solchen am reinsten erscheint, die nichts von ihr wissen, mit Solchen aufs muthwilligste spielt, die nichts von ihr wissen wollen, und Solche, die sich ihrer ganz gewifs glauben, weit vom Ziele irren läfst. Dafs es der Täuschungen viele im Menschenleben gibt, weifs jeder; dafs aber diese Täuschungen im Durchkreuzen und Scheiden, im Vertauschen und Umkehren doch nur das planvolle und sinnreiche Mährchen vom Menschen weben, das läfst der Dichter schauen. Und nicht leicht ist mir eine Dichtung vorgekommen, die aus dem Bilde der poetischen Versuche, wie sie der Mensch für sich macht, und über die Züge ihrer Verwandlung so ungezwungen und klar das Licht jener geheimeren Poesie hervorgehen und, als ein anderes für andere und für Alle das gleiche, in steigender Durchdringung sich verbreiten liefse; nicht leicht eine Dichtung, die in der Bewegung der engeren Kreislinien, wie sie von individueller Phantasie und von

ihrer Stiefschwester, der Einbildung, beschrieben werden, den inneren und durchgreifenden Rhythmus der höheren und leitenden Phantasie so getreu und fühlbar mitführte, wie diese in sich gerundete Novelle. Die Dichter hier, die das Schöne und Schönste erleben möchten, eine Hoffnung, welche überall jedes Dichten meint — sie müssen, anstatt ihre Dichtung zu erleben, vielmehr ihr Leben dichten; und ihre Gesellen, die Halb- und Viertelspoetischen, die auf irgend einen Widerschein der Poesie zusteuern, müssen gleichfalls, wenn auch mit abgewendetem Gesicht und verkehrter Stellung dem Zuge der Macht nachfolgen, die sie zu hassen oder zu entübrigen glauben. Die Phantasie, die wirkliche, welche die grofsen Geschichten der Welt und die kleinen dichtet, ist der Mittelpunkt der Novelle; und dieser Mittelpunkt ist von Anfang gegenwärtig. Er ist gegenwärtig zunächst als der Naturgrund, welcher keinen der suchenden und irrenden Pilgrime aus dem Bereich seiner Unfehlbarkeit entkommen läfst und sie schon äufserlich überall mit seinem grünenden und getrostverblühenden Ring, dem unverstellten Bilde ihres Lebens, umfängt. Er ist gegenwärtig in jedem der Strebenden und Wandernden nach seiner Art, als die ruhige Seele ihrer Anmuth oder als der geheime Magnet ihrer Unruhe, als die Bestimmung, die sie aus der Ferne verbindet oder im Zusammenführen trennt, in Allen als die mühelose Leitung, die das Verschwindende bewahrt und in die Gegenwart die Zukunft legt. Er ist auch im gröfsern Gang und Wandel der Novelle gegenwärtig, als die Anziehung, die im ersten Theile das Interesse sammelt und steigert, durch die Steigerung die Katastrophe herbeiführt, auf welche die Absenkung und Zerstreuung des zweiten Theiles folgt, und dann aus dieser im dritten die Leichtverirrten und die Schwergetäuschten so zurücknimmt aus der Irre, dafs sie, jeder auf seiner Stufe, im Wiederfinden oder im Entsagen, im Erliegen oder im Wiedererstehen, zusammen die Erklärung einer Wahrheit bilden, die als die ursprüngliche und gemeinsame am Schlufs des Ganzen ihr versöhnendes Morgenlicht über Alle ergiefst. Dafs durch die freibewegte Dichtung sich diese Consequenz erhält und vollführt, könnte freilich nur eine Analyse beweisen, die weitläuftiger werden müfste, als das weniggedehnte Gedicht, welches, so scheinbar sorglos, so rasch zum Ziele kommt. Indessen würde auch damit Dem wenig geholfen sein, der das Licht des Ganzen nicht schon aus der durchsichtigen Darstellung selbst, aus den entschiedenen Stimmungen, die immer ganz in Ort und Lage hineingebildet sind, aus den Abschattungen der Physiognomieen aneinander, der Reibung und dem Widerspiel der Scenen, die sich ablösen und fortsetzen, verjüngen und verschmelzen — also aus dem Ganzen, wie es offen vorliegt, in sich zu sammeln vermocht hätte. Nicht heiterer könnten sich Thema und Parodie, nicht ernster Satz und Gegensatz entsprechen. Ja die innern Züge der Dichtung sind so treu in ihrer Gestaltung ausgeprägt, dafs sie ganz als Mährchen erscheinen würde, wäre nicht die thauende Frische der Poesie, die das Bild des Traumes noch im Taglichte der Wirklichkeit klar und wach erhält. Ueberdiefs bricht die Seele des Ganzen immer durch in den doppelsaitigen Klängen der Lieder, in welchen an den lichtesten und an den dunkelsten Stellen die Spielenden mit ihrer Bewegung auch den bewegenden Grund harmonischer, als sie wissen, heraussingen. — Dafs dieser Styl der romantische ist, würde ich nicht sagen, wenn es nicht vor mir Andere gesagt hätten. Ich würde es nicht sagen, weil es mit solchen abgegriffenen Prädikaten eine schlimme Sache ist. Es geht hier der Poesie wie der Philosophie. Die Rubrikentitel: Idealismus, Naturphilosophie, Pantheismus u. s. w. müssen, wie bekannt, dazu dienen, wo sie nur mit Anschein applicirt sind, vom näheren Eingehen mit Fug zu dispensiren. Romantik ist auch so ein Zettel am Registerkasten für Poesie. Was nach ihr aussieht, fällt von selbst unter die Kategorieen des Unplastischen, Verschwimmenden, Lyrisch-Unbestimmten. Es giebt wohl unbestimmte Gedichte, die dann keine mehr sind; aber eine lyrische Unbestimmtheit giebt es nicht. Sagt man, eine Dichtung sei ohne Idee, ohne Motive, ohne Begrenzung, und spricht ihr dann doch die höchste Kraft der Lyrik zu, so widerspricht man sich. Es wäre der Lyrik feierlich zu condoliren, wenn sie — während alle Schönheit und Kunst auf der vollkommenen Bestimmtheit des Gedankens in der Erscheinung und der Erscheinung im Gedanken beruht — sie allein auf die Unbestimmtheit und gar mit ihrer höchsten Kraft, welches in allen andern Verhältnissen die bestimmteste zu sein pflegt, angewiesen und verwiesen wäre. Das nur ist wahr, dafs die poetische Bestimmtheit eine andere ist, als die juridische, die einen Fall constatirt. Auch giebt es poetische *statements*, die der letzteren verwandter; jedoch andere, die dieser Aehnlichkeit überhoben und gleichwohl nicht unbestimmt sind. Mir hat es oft geschienen, als sei jetzt die Poesie Mode, die ihre Darstellung durch alle mögliche Zufälligkeiten aufs genaueste und speciellste bestimmt. Freilich, wenn der Leser Geduld genug hat, entsteht so eine Art Ueberzeugung, dafs die Vorfälle wahr sein müssen, da sie ja so umständlich bis ins Kleinste vorliegen. Aber wer das Schöne sucht, erhält dafür nicht selten ein buntes Gedränge von Localfarben und eine Zeichnung, in welcher Vogel- und Cavalier-Perspective etwas ungenirt abwechseln. Diefs ist die wahre Unbestimmtheit bestimmter Ausmalung, die aber nicht lyrisch ist. In einer andern Darstellungsweise kann das Nicht-Ausgemalte viel bestimmter sein, doch nur für Den, der das Bild ansieht und nicht den Fleck auf der Leinwand. Es sind Gedanken vorhanden, die zwar nicht an sich ausgesprochen, doch für das Ganze und darum *reciproce* durch dieses ausgesprochen sind. Es giebt ferner Fälle in der Kunst, wo ein besonderes Motiv nicht erlaubt ist. So würde ein Maler die Himmelfahrt nicht bestimmter machen durch das Motiv eines Luftballons. — Die Motive in Eichendorffs Novelle sind einfach, und sie mufsten äufserlich ökonomisch behandelt sein, um von innen bestimmt zu bleiben; die Charaktere sind nicht überhaupt geschildert, sondern für ihre Lagen, wo ihr Licht an der jedesmaligen Grenze reflectirt, d. h. auf bestimmte Weise. Es sind Wiederholungen in dem Gedicht, aber so, wie sich das Thema in einer durchcomponirten Musik wiederholt; es sind Verkürzungen darin, aber solche, wie man sie dem Maler zum Verdienst anzurechnen pflegt, weil sie auf der geringeren Fläche die gröfsere Tiefe geben.

A. Schöll.

№ 55.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

LIII.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August* **Warnkönig**. *Erster Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem 14. Jahrhundert und einem Facsimile (S. XXVI. 102) Tübingen bei L. Fr. Fues.* 1835. 8.
2. *Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique, publiée par L. P.* **Gachard**, *archiviste du royaume. Tome I. (livr. 1. et 2. p. XVI. 507) Bruxelles,* 1833. *Tome II. (p. 516) Bruxelles,* 1834. 8.

Nicht blofs in der Geographie ist man auf Entdekkungen und neue Beobachtungen fortwährend gewiesen, sondern auch in anderen Wissenschaften und namentlich in der Historie. Ganz bekannt scheinende Theile der Geschichte werden mit einemmale zu den dunkelsten, weil die Zeit bei der Betrachtung geschichtlicher Verhältnisse Interessen verfolgt und Gesichtspunkte aufstellt, die man früher nicht kannte; — alle Helle, die früher über das Object verbreitet war, wird nun geringfügig, denn die beleuchteten Punkte haben wenig Werth mehr; gerade die noch dunkeln, die vernachläfsigten Partieen erscheinen als das, worauf es allein ankömmt. Wieder aber bei anderen Gegenden des historischen Gebietes sind es Entdeckungen neuen bisher verborgenen Materials, die Alles anders stellen, und auf Felder reges Leben der Arbeiter verpflanzen, die man früher ein für allemal für bestellt hielt.

Wer sich abhalten läfst eine Geographie von Afrika zu schreiben, *blofs* weil doch so wenig von diesem Erdtheile hinlänglich bereist ist, oder *blofs* weil vorhandene Berichte, die aber allen wahrscheinlichen Prämissen nach in langen Zeiträumen noch nicht vollständig von Gelehrten seiner Nation zusammengebracht werden, auch in seine Hände nicht vollständig zusammenzubringen sind, ist, wenn ihn übrigens Neigung, Vorkenntnisse und Beruf dazu treiben, ein Thor, wenn er die Darstellung unterläfst. Neue Entdeckungen, vollständigere Berichte u. s. w. können immer in Nachträge aufgenommen werden, *wenn* sie kommen; und allgemeinere wissenschaftliche Darstellungen sind nun einmal auch vor vollständiger Untersuchung und Berichtigung alles Einzelnen nothwendig in jeder Wissenschaft — ja! *auf dieser Wechselwirkung allgemeiner Darstellungen und besonderer Entdeckungen oder Untersuchungen beruht zum Theil alle lebendige Entwickelung der Wissenschaft, wenigstens der historischen Wissenschaft;* wie dies Hr. von Humboldt in seiner berühmt gewordenen Abhandlung deutlich dargelegt hat.

Diese Bemerkungen mufsten vorausgeschickt werden, um das Verhältnifs des Verfs. des oben vorangestellten Werkes zur historischen Wissenschaft, und wiederum das Verhältnifs des Refer. zu Hrn. Warnkönig deutlich bezeichnen zu können. Hr. Warnkönig hat früher gar nicht oder nur wenig genutzte Quellen und Hülfsmittel für die Geschichte Flanderns ausgebeutet, und was an Quellen und Hülfsmitteln für diesen Theil der Historie aufzubringen war, hat er in einer Vollständigkeit aufgebracht, wie Keiner vor ihm. Zu diesem Reichthum an äufseren Mitteln hat er auch die inneren, die geistigen und gelehrten besessen, und hat uns so ein Werk geliefert, welches als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur betrachtet werden, wofür die gelehrte Welt ihm aufrichtig dankbar sein mufs, da die älteren und ältesten Verhältnisse Flanderns bis jetzt einer strengen und von einem an Ort und Stelle genau unterrichteten Manne angestellten Untersuchung noch in hohem Grade entbehrten.

Ref. dagegen hat vor einigen Jahren eine Geschichte der niederländischen Provinzen im Mittelalter verfafst, und sagte damals selbst in der Vorrede, „dafs es ihm

unmöglich gewesen die Quellen und Hülfsmittel vollständig zusammenzubringen"; „dafs ein diesen Landschaften benachbarter oder in ihnen lebender Gelehrter nothwendig geschickter sei, die Aufgabe zu lösen"; „dafs er aber dennoch die Arbeit übernommen habe, weil eine solche *allgemeine* niederländische Provincialgeschichte in den Niederlanden *nun* nicht zu erwarten, und weil von einem deutschen Gelehrten nicht bekannt sei, dafs er diesem Bedürfnifs (besser unterstützt) abzuhelfen gedenke".

Trotz dieser Erklärungen des Referenten, und trotz dem, dafs Hr. Warnkönig sich *sogar in Lüttich und in Löwen* nicht getraut hat, auch nur für das dort weit benachbartere Flandern Quellen und Hülfsmittel *vollständig* genug zusammenzubringen, macht er Refer. S. 80 den Vorwurf: „Es ist sehr zu bedauern, dafs Hr. Leo sich nicht vorher mit allen den (wie jeder nun sehen wird zahlreichen) Quellen der flandrischen Geschichte, und der gesammten Litteratur bekannt gemacht hat, ehe er sein so schönes Buch unternahm". — Er hat aber selbst auf den Vorwurf geantwortet: *es war in Deutschland unmöglich auszuführen, was er forderte.* Dagegen war eine solche allgemeine Zusammenfassung der niederländischen Provincialgeschichten ein Bedürfnifs, da auch van Kampen wenig Rücksicht darauf genommen hatte, und Berichtigungen (wie sie sich sehr willkommen durch Eine der erschienenen Recensionen und durch Warnkönigs und ähnliche Werke ergeben haben und hoffentlich noch ergeben werden) lassen sich beim Erscheinen des zweiten Bandes, und später auch allein, ebensogut in Zugebebogen nachtragen, wie zu einer Geographie von Afrika die Resultate neuangestellter Reisen. Wenn wir uns mit unseren wissenschaftlichen Bestrebungen erst einer eigensinnigen Holländerei und Kleinigkeitskrämerei ergeben, wird bald alle rasche Lebendigkeit und aller grofsartige Betrieb am Ende sein; durch welchen Ausspruch wir aber keinesweges der Genauigkeit, selbst im Unbedeutenden, wenn sie erreicht werden *kann*, ihren Werth verkümmern wollen; nur soll niemand lieber hungern als an nicht vollständig gedeckter Tafel essen wollen, wenn keine andere Wahl ist.

Diese Erklärung über das Verhältnifs der Arbeit des Ref. zu dem Werke des Hrn. Warnkönig mufste vor allen Dingen vom Herzen, wenn Ref. als Recensent des Letzteren auftreten wollte. Er hofft nun seine Aufgabe mit einer Unbefangenheit und Liebe für die Sache allein zu lösen, die Hr. Warnkönig keinesweges immer bewahrt zu haben scheint; denn wozu das Rügen eines Druckfehlers, den Refer. selbst schon im Druckfehlerverzeichnifs angegeben hat, und wobei die Nemesis Hrn. Warnkönig (es ist S. 93 not. ***)) einen Druckfehler in der Rüge, und obendrein S. 95 in der letzten Zeile des Textes den an Ref. gerügten Druckfehler selbst noch einmal stehen lassen läfst, ohne dafs wir an dem Buche ein Druckfehlerverzeichnifs finden? Wozu das Rügen einer angeblichen Versetzung der Thore von Brügge nach Gent (S. 80 not. *)), die nichts als ein Schreibfehler ist, wie sich ja Hr. Warnkönig im Augenblick überzeugen mufste, da die Textstelle aus Meyerus zum Theil in der gerügten Note abgedruckt und dadurch deutlich erwiesen ist, dafs Ref. die Sache richtig vor Augen hatte und unter dem hundertmaligen Schreiben der Namen Brügge und Gent sie nur einmal verwechselt hat, noch dazu an einer Stelle, wo es darauf ankam, eine allgemeine Richtung durch einzelne Beispiele blofs zu *erläutern*, durch Beispiele, welche als Einzelnheiten für die Zwecke des Ref. gar keine Bedeutung weiter hatten! Dafs der sorgfältigste Schriftsteller vor solchen *Schreibfehlern* nicht sicher ist, läfst die Nemesis Hrn. Warnkönig abermals beweisen S. 35, wo er in Beziehung auf eine Schrift des Meyerus sagt: „Wir theilen das hierauf sich beziehende Capitel im diplomatischen Theile unseres Werkes im Auszuge mit Nro. XX." — während es dann doch Nro. XXXVII ist, was offenbar auf einem Schreibfehler beruht, da nicht leicht ein Setzer für XXXVII blofs XX setzen wird.

Doch lassen wir solche Quisquilien, deren noch gar manche *) zur Sprache gebracht werden könnten, anderen für solche Dinge geschaffenen litterarischen Wesen, und trüben dadurch nicht die Anerkennung, die Hrn. Warnkönigs Arbeit zu finden berechtigt ist, trotz so mancher pedantischer Säuerlichkeiten, zu denen der Verf. sich schwerlich berechtigt gehalten haben würde, wenn er die in der Vorrede des angegriffenen Buches

*) z. B. führt S. 80 Hr. Warnkönig in der Note als einen *schweren* Misgriff die Identification des Bailli und Schultheifsen in der Darstellung des Ref. an; so ganz entfernt lag aber diese Identification doch auch nicht, da sie Ducange, der flämische Verhältnisse sonst *so genau* kennt, sich ebenfalls zu Schulden hat kommen lassen, wie Hr. Warnkönig S. 303 anerkennt; da in Hulst wirklich — wie in *gar manchen* zeeuwischen und holländischen Städten nur *Eine* Person Bailli und Schultheifs zugleich war.

gegebenen Erklärungen berücksichtigt hätte. Wenige werden in Deutschland so vollständig den Werth der vorliegenden Geschichte Flanderns zu schätzen vermögen als Referent, da dieser — wenn er auch nicht vollständig genug über Quellen und Hülfsmittel gebot, um Hrn. Warnkönig ganz zu Danke zu arbeiten, doch mehr als viele andere Historiker von den bisherigen Leistungen in Beziehung auf flämische Geschichte kennt, und also weifs, welche ungeheure Kluft zwischen den Leistungen Warnkönig's und denen seiner Vorgänger liegt.

Er beginnt sein Werk mit einer Einleitung: *„von den Quellen und der Litteratur der älteren Geschichte von Flandern"*, welche eines Auszuges eigentlich nicht wohl fähig ist. Wir übersehen mit einemmale einen trotz aller Verwüstungen der Zeit, besonders der Revolutionszeit, noch erhaltenen aufserordentlichen Reichthum an Urkunden für die Geschichte Flanderns, der bis auf Hrn. Warnkönig nur noch sehr unvollständig benutzt war. Wir erfahren „von den durch die Grafen von Flandern veranstalteten Archiven in Rüpelmonde und Lille" und von dem was von ihnen übrig ist; wie nämlich die Reste des Archives von Rüpelmonde seit 1830 in das Local des Staatsarchives von Ostflandern gebracht sind; das gräfliche Archiv von Lille aber (seit Ende des 14ten Jahrhunderts mit dem Archiv der chambre des comptes in Lille verbunden) das Glück hatte seit der Eroberung des Landes durch Ludwig XIV. bis 1819 einer Reihe gelehrter Männer, alle aus der Familie Godefroi, anvertraut zu werden, welche die vortrefflichsten Inventarien anfertigten. „Dies Archiv ist jetzt im alten Lombard (rue du Lombard) in Lille noch geordnet, wie es zur Zeit des letzten Godefroi war, so dafs man nach dem Inventarium jedes Diplom sogleich erhalten kann". „Im Anfange dieses Jahrhunderts liefs ein Graf de St. Genois (de Grandbeuq), der seiner Liebhaberei für genealogische Studien ein bedeutendes Vermögen opferte, die Godefroidischen Inventarien des Archives der Rechenkammer in Lille bis zum J. 1300 fast von Wort zu Wort, indefs sehr oft mit Abkürzungen und wie es scheint im Geheim, abdrucken, als zweite Abtheilung einer ähnlichen Arbeit über die Archive Hennegaus". „Die erste Abtheilung von 462 S. in Fol. wurde bei Saillant in Paris gedruckt: die zweite S. 463—1071 in Lille bei Leonard Danel (gegen 1804)." „Da Graf St. Genois die Druckkosten nicht ganz zahlte, so behielt der Drucker Danel in Lille den gröfsten Theil der Exemplare, die er nach und nach als Maculatur verkaufte; im J. 1832 besafs er davon nichts mehr." „Dafs diese Monumens Anciens ein *sehr seltenes* Werk sind, kann man sich leicht vorstellen. Der Verf. sah nur *Ein* vollständiges Exemplar, in der Stadtbibliothek zu Brügge."

Weiter erhalten wir Kunde von einem sehr reichen Schatze von Urkunden, die ehemals in den Kloster- und Stiftsarchiven Flanderns bewahrt wurden. Die älteste dem Vf. vorgekommene Urkunde ist aus der Priorei des Klosters von St. Bertin in Poperinghen und vom Jahr 744. „Nur zwei Klöster in Flandern reichen mit ihren Archiven in sehr alte Zeiten hinauf, nämlich die Abtei von St. Peter (coenobium blandiniense) und die von St. Bavo (coenob. gandense) in Gent. Das von St. Peter ist noch vollständig vorhanden wie vor Aufhebung des Klosters; das von St. Bavo ist in drei Orten vertheilt: in der jetzigen Hauptkirche St. Bavo in Gent, im Palaste des Bischofs und im Provincialarchiv von Ostflandern. Andere Klosterarchive sind weniger glücklich gewesen; in Beziehung auf das der Priorei von Poperinghen wird bemerkt: „ein Bäckerknecht verkaufte in Gent die sämmtlichen, sehr alten Diplome einem Buchdrucker; bei diesem sah sie ein Alterthumsfreund, als sie eben zu Bücherdecken zerschnitten wurden, und rettete, was noch zu retten war". —

Am reichsten verhältnifsmäfsig sind die Archive der Städte, Chatellenieen und Landesregierungen, nur gehen die der Chatellenieen und Regierungsdistricte nicht weit zurück. Die meisten Stadtarchive in Flandern sind n o c h erhalten. Der Vf. bereiste alle flämischen Städte, wo er sich einige Ausbeute versprach. „Oft fand er gar nichts Altes mehr, wie in Allost und Theurrout; oft nur Cartularien, wie in Ostende und Termonde; dagegen in andern Städten Originalien in grofser Zahl und viele, zum Theil prachtvoll geschriebene, Copialbücher." „Der Vf. fand leider die meisten Archive dieser Art in grofser Unordnung. Nur zwei waren in sehr lobenswerthem Zustande, nämlich das von Ypern, dem seit 30 Jahren ein trefflicher Mann, Hr. Lambin, vorsteht, und Nieuport, wo früher de Brauwer und seit 1826 ein Stadtsecretär das Archiv ordnete."

Unter den gedruckten Sammlungen flämischer Urkunden wird natürlich zuerst das von Aubert le Mire begonnene, und von Jos. Fr. Foppens fortgesetzte Werk besprochen, welches unter dem Titel Miraei opera diplo-

matica bekannt ist. Unter den übrigen werden besonders zwei Werke des Andrée Duchesne hervorgehoben; histoire généalogique des Maisons de Guines, d'Ardres, de Gand, d'Allost, de Coucy etc. Paris 1631 (1 vol. fol. von 455 pag. und preuves 687) und histoire généalogique des Maisons de Bethune u. a. m. (1639.) „Das erste Werk ist ein wahrer Schatz für die Geschichte von Flandern"; das letztere betrifft mehr das Land Artois. Jenes ist *so selten, dafs die darin enthaltenen Documente als inedita angesehen werden müssen.*"

Aus der Zahl der anderen flämische Urkunden mittheilenden Werke, welche Hr. Warnkönig in vollständiger Reihe recensirt, heben wir noch die Werke des Chevalier Diericx hervor, weil sie in Deutschland noch so gut wie nicht bekannt sind; es heifst von ihnen S. 29: „Zwischen 1814 und 1823 erschienen die verschiedenen Werke des Chevalier Diericx über Gent; seine mémoires sur la ville de Gand; die mémoires sur les lois des Gantois und sein Charterboekje; obgleich dieselben nur Gent und die Umgegend betreffen, so sind doch viele darin abgedruckte Urkunden für die allgemeine Geschichte Flanderns wichtig, und können als Quellen des flandrischen Rechts im Mittelalter angeführt werden. Dies gilt namentlich von mehreren Diplomen, die im Appendice aux mémoires sur la ville de Gand (1815) abgedruckt sind, und auf den Zustand der Leibeigenschaft des Landes seit dem frühen Mittelalter sich beziehen; ferner von dem Charterbüchlein, das als ein Auszug der Cartularien von St. Peter und St. Bavo in Gent gelten kann. *Leider darf man sich auf Diericx Genauigkeit nicht verlassen.*" —

An die gedruckten Urkundensammlungen reiht der Hr. Verf. auch noch eine Nachricht an, über die unter dem Namen Placaethoeken bekannte Sammlung, und über die Costumen der flandrischen Städte und Chatellenieen. Der Werke des Vredius ist am Schlusse dieses Paragraphen noch mit gebührender Anerkennung gedacht.

Ein eigner folgender Paragraph ist den Chroniken und Meyerus gewidmet. Der Letztere war vor Hrn. Warnkönigs Bearbeitung der flämischen Geschichte durchaus Grundlage, und in einer gewissen Hinsicht wird man de Meyers Arbeit auch als eines der Fundamente, auf welche Warnkönig gebaut, bezeichnen müssen. Gewissermafsen als Einleitung zu dem, was über die Chroniken zu sagen war, berichtet der Verf. über die Quellen der ältesten Geschichte Flanderns, und stellt zusammen, was sich irgend findet, so dürftig es auch ist; es sind vitae sanctorum, annales u. dergl., sodann vom 10ten Jahrhundert an Chroniken einzelner Orte, Landschaften oder Zeiten. Es würde uns zu weit führen, hier Einzelnes ausheben zu wollen; wer Interesse an der Sache findet, wird ohnehin das vorliegende Werk in seiner Bibliothek nicht entbehren können; für den aber, der nur ein allgemeineres Interesse für ähnliche litterarische Erscheinungen hat, dürfte ein Ausziehen solcher Einzelnheiten auch ohne Frucht sein, und nicht dazu beitragen, sein generelles Interesse etwas zu specialisiren, zu welchem Ende wir uns andere Punkte zu besprechen vorbehalten.

Der 5te Paragraph handelt von den Historikern und Statistikern Flanderns vom 16ten bis zum 19ten Jahrhundert, und aus diesem Abschnitt heben wir eine Stelle aus, weil sie dient, eine jener in der gelehrten Welt so seltnen Naturen zu ehren, welche arbeiten, ohne vom Publikum einen Lohn jeder Arbeit zu prätendiren, und deren Forschungen eben deshalb von Andern nur um so mehr zu eben diesem Zwecke ausgebeutet werden. Diese Stelle findet sich S. 61: „vor allen haben wir einen zu nennen, der, sei es vor, sei es kurz nach dem Jahre 1500 (er starb 1519) Flandern geschichtlich und statistisch bearbeitet hat, und zwar so, dafs sein Werk, *das nie gedruckt worden ist*, gegen 150 Jahre lang Hauptquelle der flandrischen Historiographen blieb. Es ist Philipp Wielant. Dieser Mann, geboren in Gent 1440 von einer vornehmen Familie, ward 1477 einer der vorzüglichsten Mitglieder des hohen Rathes von Flandern, dann des grofsen Conseils in Mecheln, Referendär beim Herzog Philipp, Sohn Maximilians; und gründlich bewandert im Rechte seines Vaterlandes, wurde er durch seine gedruckten und ungedruckten Schriften der Führer der flandrischen Rechtsgelehrten und Historiker." — Aus Wielants Antiquités des Flandres schöpften Meyerus, Marchantius, Oudegherst, l'Espinoi; auch Hr. Warnkönig rühmt die Dienste, die ihm noch diese Arbeit geleistet habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre* 1305 *von Leopold August Warnkönig.*
2. *Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique publiée par L. P. Gachard.*

(Fortsetzung.)

Unter den gedruckten flämischen Chroniken, sagt der Verf., ist eigentlich nur *Eine* als ein eigenthümliches Werk zu nennen, nämlich die sogenannte „excellente Cronike van Flaenderen"; gedruckt zu Antwerpen bei Wellem Vorstermann, 1531. Sie ist von Andries den Smet, wahrscheinlich einem Brüggeling.

Unter den neuesten Schriftstellern über Flandern, welche der letzte Paragraph dieser litterarischen Einleitung bespricht, wird L. I. Raepsaet aus Oudenaerde besonders ausgezeichnet; sodann der der Kirche so feindliche, und im Interesse dieser Feindschaft die Geschichte entstellende Diericx und der Canonicus de Bast, der gerade die Anhänglichkeit an die Kirche bei seinen Forschungen nie vergessen hat.

Mit wahrem Vergnügen gehen wir von der Betrachtung dieser höchst unterrichtenden Recension der Quellen und Hülfsmittel für die ältere Geschichte Flanderns zu der Beschauung des ersten Buches der Staats- und Rechtsgeschichte Flanderns, welches einen Abrifs der politischen Geschichte bis 1305 enthält, über. Gerade die älteste Geschichte dieser Provinz nach der Völkerwanderung bis auf die Zeiten Karls des Kahlen hin, war bisher sehr im Dunkel, und hier finden wir in dem Dickicht wunderlicher Berichte, spärlicher alter Notizen und wuchernder späterer Fabeln zuerst einen schmalen Pfad zu einer wahren Geschichte der Grundlagen der ältesten flämischen Geschichte mit wenigen Zügen wie mit einer Mahlaxt angezeichnet.

Der erste Paragraph handelt von dem Lande, seiner Lage und Beschaffenheit, und von dessen Namen. Uns interessirt vornämlich, was über den Namen *Flandern* oder *Vlaendern* gesagt ist, welcher zum erstenmale in dem vom heiligen Andoënus um 678 geschriebenen Leben des Heiligen Eligius vorkömmt, wo es heifst: „der Heilige habe gepredigt in municipio Flandrensi i. e. Brugensi." Hier erscheint also Brugensis gewissermafsen als Uebersetzung von Flandrensis, und dies bestimmt uns einer Etymologie jetzt beizupflichten, welche Hr. Warnkönig als ihm von zwei Alterthumsforschern in Brügge mitgetheilt vorträgt, ohne sich entschieden dafür zu erklären: „Vlander oder Vlender heifst auf altflämisch eine *Brücke*, und so wäre St. Andoënus Bemerkung richtig, wenn er sagt municipium Flandrense i. e. Brugense: Flandern wäre das Land der Brücken, Brüggen. Jene Gegend, damals voll Moräste und Teiche, mufste deren so viele haben, dafs man es leicht darnach nennen konnte.

Paragraph 2. handelt von der Abstammung der Fläminger und von den Gauen des Landes. Als Urväter werden genannt: 1) *Menapier* ein germanischer Stamm, der die Diöcese von Doornick besetzte und bis Brügge und Oudenaerde in Flandern herein wohnte. Wenigstens in ihren südlicheren Wohnsitzen wurden die Menapier romanisirt. 2) *Moriner*, ein gallischer Stamm, der die Westgrenzen Flanderns südlich der Yser inne hatte. Die Wichtigkeit des Portus Itius führte in das Land der Moriner viel Verkehr; ohne Zweifel wurden auch sie romanisirt. 3) *Atrebatenser*, Nachbarn der Moriner; ein kleiner Ackerbau, Gewerbe und Handel treibender gallischer Stamm, dessen Wollfabriken schon bei den Römern mit Achtung genannt wurden.

Im Laufe des 4ten und 5ten Jahrhunderts wurden mitten zwischen diesen romanisirten Stämmen in Flandern wie in allen Grenzlanden gegen die Germanen eine Menge Colonisten germanischen Stammes angesiedelt. In Flandern waren diese Ansiedlungen besonders häufig

in den Küstengegenden; man nannte solche Colonisten: *Laeti* und sie scheinen von sehr verschiedener Abkunft gewesen zu sein. Schon Tiberius hatte Sueven in diese Gegenden versetzt, und der heilige Eligius fand noch bei Kortryk und Brügge Sueven, die ihre eigne Sprache redeten. Vorherrschend scheinen jedoch bald Sachsen geworden zu sein, die vielleicht über Meer dahin kamen, wie später die Normannen nach der Normandie, die Sachsen nach England, ja! der deutschen Sage nach, sogar zuerst an die Nordküsten Deutschlands. Die flämische Küste erhielt von diesen sächsischen Ansiedlern den Namen littus Saxonicum, und vor den Läten der Römer (suevischer, sächsischer, vielleicht auch nachher fränkischer Abkunft) zogen sich die romanisirten Menapier und Moriner weiter östlich und südlich zurück, bis Chlodwig in diese Gegenden vordrang und die ohnehin nun fast ganz von Germanen bewohnten flämischen Gegenden leicht dem fränkischen Reiche einverleibte.

Im fränkischen Reiche erscheinen nun die Landschaften auf dem rechten Scheldeufer in vier grofse Gaue getheilt: *a*) pagus Flandrensis oder das früher s. g. littus Saxonicum mit den Untergauen: *α*) Ysergau bei Nieupoort; *β*) eigentlicher Vlaendergau bei Brügge; *γ*) das Land Waes mit den 4 Ambachten.

b) Pagus Mempiscus oder Menapiscus mit den Untergauen: *α*) eigentlicher Menapiergau von Poperingen bis Tronchiennes bei Gent; *β*) Gentgau; *γ*) Thorwaldgau (Thorout); *δ*) Kortrykergau; *ε*) Doornickergau.

c) Pagus Adertisus, das Land der Atrebatenser mit den Untergauen: *α*) eigentlicher Adertisergau oder das Land Atrecht; *β*) das Ostrobant; *γ*) der Melenatensergau bei Douai; *δ*) der Pabulensergau bei Orchies und St. Amand.

d) Pagus Teruanensis, der flämische Theil des Morinerlandes mit den Untergauen: *α*) eigentlicher Teruanensergau; *β*) Land von Boulogne.

Wir haben dieses Schema der Landestheilung einfach wiedergegeben, wie es Hr. Warnkönig entwirft, können jedoch nicht umhin zu bemerken, dafs bei diesem Schema, wie der Verf. selbst hie und da andeutet, noch gar manches problematisch ist, und dafs der Hr. Verf. dabei eine sehr gute Vorarbeit hatte an einer Preisschrift des Grafen Friedrich van Bylandt, der er fast in allen seinen Angaben folgt.

Der dritte Paragraph: „Angabe einiger, im frühesten Mittelalter vorkommender, Orte" ist an sich wichtig genug, kann aber in dieser Anzeige übergangen werden. Der vierte gedenkt der Einführung des Christenthums in Flandern, was sich schon im 4ten Jahrhundert in diesen Gegenden verbreitet hatte, dann aber von den germanischen Heiden wohl wieder hie und da zurückgedrängt, erst mit der Gründung von Benedictinerklöstern in diesen Grenzgegenden recht festen Fufs fafste. Diese Klöster müssen zugleich „als die Gründer jeder Art von Cultur in Flandern angesehen werden. Ihre Leibeigenen und Leute (mancipia und hospites) sind es, welche die Wälder ausgerottet, die Sümpfe getrocknet, den Sandboden urbar gemacht und die ältesten Polder der See abgewonnen haben."

Endlich der fünfte Paragraph führt uns nun zu der ältesten politischen Geschichte Flanderns seit dessen Einverleibung in das fränkische Reich. Die Gauen und Untergauen wurden natürlich verwaltet wie im ganzen Reiche von Grafen und Centgrafen, Amtleuten des Königes; allein die Sage hat sich an die Schicksale des Geschlechts, welches später die Grafengewalt über alle flämische Gaue als Markgrafengewalt besafs, besonders angeschlossen. Die Geburt und Jugendgeschichte des zuerst in Flandern aus diesem Geschlecht ansäfsigen Mannes, des Lyderich, ist zu einem ganzen Roman beinahe ausgesponnen. Dieser erste Lyderich soll 690 n. Chr. gestorben sein, als Waldbote in Flandern. Dann erwähnt die Sage einen zweiten Lyderich zum Jahre 792, der ebenfalls Waldbote in Flandern durch Karl den Grofsen geworden sein soll, und in Harlebeke residirte, während ihm durch eine andere Sage eine andere Abkunft zugeschrieben wird. Lyderich II. soll 808; Ingelram sein Sohn 823; Odoaker sein Enkel 836 gestorben sein; dieser Odoaker aber soll der Vater des ersten Markgrafen von Flandern, Balduins I, sein.

An allen diesen Sagen möchte nichts Wahres sein, als dafs in einem grofsen Theile Flanderns die Waldboten der fränkischen Könige zugleich die gräfliche Gewalt übten, und dafs sie zu Harlebeke residirten. „Es erhellt aus den Capitularien, dafs es unter Karl dem Grofsen Forestarii (Waldboten) gab. Im capitulare de villis vom J. 800. heifst es nro. 10.: ut majores nostri et forestarii et caeteri ministeriales regia faciant etc.; ferner in einem capitulare von 813 nro. 18. de forestis: ut forestarii bene illas defendant, simul et custodiant bestias et pisces. Unter Ludwig dem Frommen nennt Hincmar 840 zwei Waldgrafen. Dafs solche in dem mit Wäl-

dern bedeckten Flandern an ihrer Stelle waren, bedarf keines Beweises."

Wir können uns nicht enthalten, hiezu noch eine Bemerkung zu machen. Die Germanen hatten ebenso wie die Scandinavier heilige Tempelgegenden, in denen alle Menschen und Thiere Frieden hatten mit Ausnahme der Raubthiere, und mit Ausnahme der zum Opfer bestimmten Thiere oder Verbrecher. Schon Möser stellte die Ansicht auf, diese Tempelgegenden seien nachher in königliche Besitzungen verwandelt worden; aus den die Tempel umgebenden gefriedeten Wäldern seien Bannforste geworden. Grimm pflichtet (Rechtsalterthümer S. 247) dieser Ansicht bei. Dafs aber in Flandern heilige Haine waren, zeigt der nicht weit nordwestlich von Harlebeke gelegene Thorwald oder Herwald, der wie offenbar der Name zeigt, dem Sachsengotte Thor geweiht war. Könnte nun nicht gerade die grofse Bedeutung der königlichen Waldboten in Flandern daher rühren, dafs hier in der früheren Zeit der heidnischen Sachsen und Sueven sehr ausgedehnte heilige Haine waren? Dafs also aus diesem Grunde hier die fränkischen Könige grofse Domanialforsten erhielten?

Balduin I. oder der Eisenarm, die erste historisch sichere Person in der Geschichte der flämischen Fürsten, scheint ein Sohn eines Missus dominicus in Flandern, Engilram, gewesen zu sein, den die Sage zu seinem Grofsvater Ingelram und zum Waldboten in Harlebeken macht. Engilram lebte noch 858. „Schon 842 aber wird Balduin mit dem eisernen Arme als siegreicher Vertheidiger der Küste Flanderns gegen die Normannen genannt." — — „Die harlebekischen Waldgrafen hatten nur einzelne Gauen unter sich. Der tapfere Sohn des Mifsus, besonders geeignet zur Vertheidigung der Grenzen, erhielt, *nachdem er Karls des Kahlen Eidam geworden*, die Markgrafschaft über alle anderen Grafen, die sich alsbald in blofse Burggrafen (Vicecomites et Castellanei) verwandelt sahen. *Flandern hat also vor Errichtung der Markgrafschaft keine Provincialgeschichte.*" —

(Der Beschlufs folgt.)

LIV.

Geschichte Tarons von Zenob dem Syrer. Venedig, 1832, 8. *Armenisch.*

Johannes des Bischofs von Mamikonich Geschichte Tarons. Venedig, 1832, 8. *Armenisch.*

Um den mittlern Flufslauf des Osteuphrat liegt Taron, des Tacitus (*Ann. XIV,* 24.) *regio Tauraunitium*, eine der bedeutendsten und reichsten Provinzen Altarmeniens. Mit den Worten seines Geschichtschreibers (Zenob. *p.* 49) ist „Trefflich das Land und von süfsen Lüftchen durchweht sein Gebiet, wasserreich und eben, und auf den Bergen rings zahlreiche Burgen. Kräuter trägt es und strömt von Honig, und wie dort auf die Hebräer das Manna vom Himmel herabstieg, so steigt es auch hier in unserm Lande auf die Wälder herab, süfser denn Honig und wird Gafsapen geheifsen. — Kurz diefs Land ist alles Guten voll, glücklich und gesund." Dort siedelte sich anderthalb Jahrhunderle v. Chr., unter dem ersten parthischen Könige Armeniens, Vagharschak, von ihm damit belehnt, eine Colonie Hindus an, die nach einem mifslungenen Anschlag auf ihren Fürsten das Vaterland hatten fliehen müssen. (Zenob. *p.* 35.) Dafs aber bei dieser Angabe keine, im Alterthum so häufige, Verwechselung der Hindus mit den Arabern Statt habe, zeigen die überlieferten Namen, die rein indisch sind. So heifsen z. B. die beiden Führer, zwei Brüder, Demetr-Devamitra (sanskr. Gottfreund) und Gisane-Krischna oder Kesin (sanskr. der Lockige), welches letztere um so mehr pafst, da des reichen Haares Gisane's ausdrücklich erwähnt wird. Wahrscheinlich haben wir hier eine Buddhistensiedlung, und zwar, so weit bis jetzt unsre Kunde reicht, die am weitesten gen West vorgerückte. *) Uebrigens liegt eine solche Einwanderung ganz im Geiste der armenischen Geschichte; denn seit nach der Sage Noah sich auf den Hochgebirgen Armeniens niederliefs, war diefs Land, vermöge seiner geographischen Stellung, stets eine Warte, zu der die Schiffbrüchigen aller Nationen und Religionen hinsteuerten, so dafs, bis auf die neuesten Zeiten, kaum ein Volk Asiens sich findet, das nicht dort seine Kinder ausgesetzt. — Neben den andern vaterländischen Göttern wurden mit der Zeit auch jener Demetr und Gisane von ihren Nachkommen angebetet und ihnen Statuen errichtet. Als drauf Gregor der Erleuchter das Christenthum einführte, widersetzten sich die Hindus, während schon das übrige Land bekehrt war, und duldeten den Tod für ihren alten Glauben. Wo die Tempel des Demetr und Gisane gestanden, wurden Kirche und Kloster errichtet, denen auch die Tempelgüter blieben, wie denn in Armenien das Christenthum durchweg sich sowohl der Plätze als der Besitzungen des frühern Cultus bemächtigte. Zum Abte des Klosters und Bischof der Provinz ward Zenob der Syrer ernannt, der auf die Bitte einiger syrischen Bischöfe und von Gregor beauftragt, die Kämpfe mit den Hindus und einen Einfall der kaukasischen Hunnen, der ebenfalls in Taron entschieden ward, in einem Briefe syrisch beschrieb und diesen später, (sh. *p.* 19) mit einigen einleitenden Schreiben vermehrt, armenisch edirte. So entstand unser Buch, das neben diesen für die Geschichte Armeniens sowohl als der frühern Kirche äufserst wichtigen Ereignissen noch viele für ganz Asien interessante Notizen enthält. So, wenn die Hephthaliten,

*) Zenob sagt p. 36: Die indischen Stämme, unwillig zum Christenthum bekehrt, hätten im Geheim ihre heidnischen Gebräuche beibehalten und zum Erkennungszeichen den Knaben nur ein Büschel Haare auf dem Kopf stehen lassen. Offenbar buddhistische Tonsur. Eine Frucht des Buddhismus scheint auch zu sein, dafs in dieser Gegend vorzüglich das Einsiedler- und Mönchsleben blühte.

diefs den Persern im fünften Jahrhundert so furchtbare Volk, schon als im dritten Jahrhundert n. Chr. existirend erwähnt werden, ja von einer griechisch geschriebenen Geschichte derselben die Rede ist, so dafs sie also bereits damals eine bedeutende Macht gebildet haben müssen.

Zenobs Nachfolger im Bisthum waren es auch als Schriftsteller. Sie, achtzehn an der Zahl bis in das sechste Jahrhundert, schrieben in 28 Büchern nieder, was irgend in ihrer Provinz geschehen; denn darauf hatte Gregor schon Zenob beschränkt, damit er dem königlichen Historiographen nicht ins Amt falle. Das aber geschah, weil sie sämmtlich Syrer waren, syrisch. Dadurch kam es denn wohl, dafs, als der 20ste Abt Thaddaeus die Syrer aus dem Kloster, das unter ihm 388 Mönche zählte, verbannte, auch jene Schriften verschwanden. Unser Johannes, der 35ste Bischof, fand sie zwar zu Edessa wieder und übersetzte sie, um die Lücke zwischen Zenobs und seiner eigenen Geschichte auszufüllen; gleichwohl sind sie später wieder verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern ist, da die Mamikonier, ebenfalls ein aus dem Osten eingewanderter Stamm, der seit Tirdat Taron als Erblehn besafs, in Armeniens Geschichte eine der wichtigsten Rollen spielen. Johannes selbst (gegen 640) umfafst die Zeit von der Vertreibung Chosru des Zweiten aus Persien (590) bis zum ersten Einfall der Araber in Armenien (637). Zuvörderst beschreibt er den thätigen Antheil des greisen Fürsten von Taron, Muschegh, an der Wiedereinsetzung Chosru's, und darin stimmt er ganz mit Firdewsi, der jenen Musil *) nennt. Von neuem also erhellt, welch vortreffliche Quellen diesem grofsen Epiker für sein Schahnameh zu Gebot stehen mufsten. (M. sehe die kalkuttaer Ausgabe von 1829, Bd. 4, *p.* 1903, 1927 u. f.) — Nach Mauritius Ermordung (602) tritt Chosru als sein Rächer gegen Griechenland auf und ladet auch Muschegh zur Theilnahme am Kriege ein. Die Verweigerung giebt Anlafs zu fünf Feldzügen, die die Tarenenser unter fünf aufeinander folgenden Heldenfürsten sämmtlich glücklich abschlagen, bis sich beide Partheien geschwächt, unmittelbar vor Chosru's Tod, zum Frieden bequemen. Gewifs aber haben diese Niederlagen nicht wenig beigetragen, die äufserlich so prangende, innerlich morsche, Herrlichkeit des damaligen Sassanidenreichs zu untergraben und es Heraklius, später den Moslemen, als leichte Beute in die Hände zu spielen. Der fünfte Fürst endlich, Tiran, erliegt mit dem ganzen Lande dem Schwerte der Araber

Sind nun unsre beiden Bücher interessant von Seiten des Stoffs, so gewinnen sie noch ein neues Gewicht durch die Art der Darstellung. Denn die Litteratur der Armenier, weil sie erst durch das Christenthum hervorgerufen ward und dieses zugleich griechische Bildung mitbrachte, hat sich in der Mehrzahl ihrer Erzeugnisse fast ganz des orientalischen, im Volke trotz des Christenthums fortdauernden, Geistes entäufsert und eine griechische, christliche oder aus beiden gemischte Farbe angenommen. So scheint mir Moses Chor. vorzüglich das Griechenthum, Elisanus das Christenthum zu repräsentiren. Zenobs und Johannes Schriften dagegen tragen an vielen Stellen das Gepräge des ursprünglichen Volksgeistes, nicht etwa weil sie weniger eifrige Christen waren als jene, sondern weil der Charakter der Thaten, deren Augenzeugen und Theilnehmer sie waren und die sie beschrieben, auch an der Darstellung haften blieb. Er ist roh und kräftig, ein Abbild der wilden Bergnatur des Landes. Man höre folgende Scene aus dem Kampfe gegen die Hindus (Zenob *p* 29): „Als nun beide Seiten sich verstärkt hatten, liefsen sie die Kriegstrompeten erklingen und stürmten, jeglicher Mann wider seinen Gegenmann. Zuerst siegten die Schaaren der Armenier über die Götzenpriester. Doch der Fürst von Haschteaneh, aus demselben Geschlechte des Demetr, der unter dem Heere der Armenier war, trennte sich von ihnen mit acht hundert Männern, zog auf die Seite der Götzenpriester und begann wider die Fürsten der Armenier zu schlagen. Wie das die armenischen Krieger sahen, erschlafften sie und wurden zu Boden geschmettert. Denn also siegreich war dieser Mann, und des Krieges kundig und kräftig, dafs die gesammten Fürsten Armeniens vor ihm erbebten. Und er begann schonungslos Blutströme hervorzulocken; und alle Schaaren erhoben Geschrei zum Fürsten von Synich. Da stöfst der einen Schrei aus und spricht: Ho Wolfsohn, gedenke der Sitte deines Vaters und kehre zurück zu selbigem Leichenfrafs. Doch jener spricht: Ho Adlerkind, übermüthig bist du geworden durch die Fittige; aber so du in den Strick der Schlinge fällst, zeig' ich dir meine Stärke. Da ertrug der Fürst von Synich die Schmähung nicht, stürzte auf ihn, schlug mit dem Streithammer auf den Helm, schnitt ihn ab von den Schaaren und trieb ihn flüchtig über den Berg auf die Südseite. Und als er ihn bis gegenüber den neun Quellen gejagt hatte, warf er ihn durch einen Stofs vom Renner, stieg ab und schnitt mit dem Messer sein Haupt ab. Den Rumpf aber stürzt er jählings in den Abgrund und spricht: Schauen werden dich die Geier und erfahren, dafs ein Adler den Hasen erschlagen. Und er selbst kehrte zurück. Drum wird bis heute der Ort „die Adler" geheifsen."

Noch bestimmter tritt dieser Geist bei Johannes hervor, namentlich in einem schauerlichen Triumphgesang, den die Armenier über den Leichenhaufen der, vorzüglich durch den Helden Warafs erschlagenen, Perser anstimmen (*p.* 42): „Es frafs das Gethier die Aeser und Leichen von Warafs und ward gemästet. Der Marder frafs und schwoll an wie ein Bär, und der Fuchs ward stattlicher denn der Leu. Der Wolf, denn er war gefräfsig, platzte; und der Bär, denn was er speist, bleibt nicht bei ihm, starb vor Hunger. Die Geier, denn sie waren geizig, safsen und vermochten sich nimmer aufzuschwingen. Die Ratten, denn reichlich trugen sie ein in ihre Höhlen, liefen sich die Füfse ab." Ueberhaupt entrollt uns Johannes von den Fehden mit den Persern ein lebendiges, oft grausenhaftes Kampfgemälde, zu dem Arglist und ritterliche Tapferkeit, christliche Begeisterung und erbitterte Grausamkeit die Farben geben.

Otto Wilmans.

*) Ursprüngliches l wird im Armenischen meistens gh, wie ein gleicher Uebergang auch zuweilen im Lateinischen hervortritt. Z. B. palaj, Sanscr. (bei uns noch fliehen mit l) == fugio, Lat. == phachea, Armen. (3. pers. praet.) — nila, Sanscr. == niger, Lat. U. a. m.

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre* 1305 *von Leopold August Warnkönig.*
2. *Collection de documens inédits par L. P. Gachard.*

(Schlufs.)

Der Paragraph 6 giebt einen Ueberblick über die flämische Geschichte von Balduin I. bis zum Tode Arnulphs des Grofsen 865 — 964. Die Geschichte Flanderns „beginnt mit der Entführung der Tochter Karls des Kahlen, der schönen Judith, welche seit 858 Wittwe des englischen Königes Aithelwulf (Ethelwolf) mit Balduin, der sich am königlichen Hofe in Senlis aufhielt, von ihrem Bruder Ludwig begünstigt, entwich und sich heimlich trauen liefs"; — denn nach kurzem Zürnen, und nachdem sich selbst Pabst Nicolaus des tapferen Vertheidigers der Christenheit gegen die Normannen angenommen, „wurde Balduin feierlich mit Judith in Auxerre vermählt, und mit einer ausgedehnten Markgrafschaft als nunmehr zur königlichen Familie gehörend, belehnt. Von der südlichen Grenze der nachherigen Grafschaft Boulogne bis an die Schelde dehnte sich seine „monarchia" aus, die von dem vorzüglichsten Küstengau Flandria genannt wurde". Da die Erblichkeit des Lehens dieser Markgrafschaft (wahrscheinlich weil sie eben dem *Schwiegersohn* des Königes als eine Art Ausstattung ertheilt war) von Anfang an feststeht, so folgte auf Balduin I. sein Sohn Balduin II. der Kahle bis 918. Dieser theilte seine Besitzungen, denn er hatte zwei Söhne: Arnulf und Adolf; jener erhielt die Markgrafschaft mit Ausnahme des ehemaligen Morinerlandes, welches Adolf zufiel. Arnulf erhält von den Geschichtschreibern den Beinamen des Alten, weil er, seinen Sohn überlebend, im hohen Alter die niedergelegte Regierung wieder aufnahm. Er regierte bis 964, dazwischen aber war sein Sohn Balduin III. von 958—961 Mitregent gewesen. „In die Zeit seiner Regierung fällt eine für die Unabhängigkeit des Landes gefährliche Grenzveränderung der Grafschaft. Nämlich Otto I, deutscher Kaiser, Nachfolger Heinrich I. in der Landeshoheit von Lothringen, bemächtigte sich, wie es scheint 941, einer Landesstrecke auf dem linken Ufer der Schelde von Gent bis Bouchout, und schlug sie zum deutschen Reiche. Zur Bewachung dieses von ihm s. g. Ottogaues, der einen Theil des Pagus Gandensis, das Land Waes mit seinem Anhange, den 4 villae, begriff, legte er zunächst der Abtei von St. Bavo ein Castellum an, von welchem aus er einen Canal, die s. g. Ottogracht, fossa Ottoniana, bis in den unter dem Namen des Hont bekannten Arm der Schelde gezogen haben soll *). — Der erste Graf von Gent, dem auch das Land von Allost oder Aelst zum Lehen gegeben wurde, war Wichmann, aus dem sächsischen Hause Billung".

Auf Arnulf I. folgte dessen Enkel Arnulf II. minderjährig. König Lothar von Frankreich entrifs ihm das Morinerland (Adolf war 943 kinderlos gestorben) und das Land Atrecht. „Einen Theil gab der König zurück; für die anderen leisteten die Grafen von Boulogne, Guines und St. Pol den Vasalleneid", wie Hr. Warnkönig im 7ten Paragraph, welcher die Zeit 964—1070 umfafst, berichtet. Auf Arnulf II. folgte 988 sein Sohn Balduin IV, Schönbart. Im Beginne seiner Re-

*) Der ganze 17te Paragraph enthält eine Untersuchung der Streitfrage vom Ottonischen Canal. Das Resultat, was Hr. Warnkönig gewinnt, ist folgendes: „Wir sind geneigt, die durch die Tradition bestätigte Existenz des Ottonischen Canals anzunehmen, um so mehr, da in dem steinarmen Lande, wo noch jetzt nur Gräben die Grenzen privatrechtlicher Besitzungen bilden, nichts natürlicher war, als die Ziehung einer Fossa. Dafs sie schiffbar gewesen, wird nirgends gesagt, und so konnten sich die Spuren derselben um so leichter verlieren, als sie nicht mehr von grofser Bedeutung war, nachdem die Grafen von Flandern auch den Ottogau vom Reiche zum Lehen erhalten hatten".

gierung hatte dieser mit Eilboto, dem Vicecomes von Kortryk, zu kämpfen, der als Reichsgraf auftreten, und den Markgrafen auf die Stellung der Waldboten von Harlebeke zurückdrängen wollte. In die Regierung Balduins IV. fällt auch der Anfang des Lehensnexus Flanderns mit dem deutschen Reiche, denn Balduin erhielt 1007 von dem Könige von Deutschland die zeeuwischen Inseln. Auf Balduin IV. folgte 1034 oder 1036 sein Sohn Balduin V. von seiner Vorliebe für Lille Insulanus genannt. In die Kriege seiner Verwandten, der Herzoge von Niederlothringen, mit dem Könige in Deutschland verwickelt, wird Balduin V. 1046 „durch die List eines gewissen Lambert, Meister der kaiserlichen Burg in Gent, so wie der Veste von Eenham, und nachdem der langjährige Krieg günstig für ihn geendet (1057), erhält er die Burg von Gent, den ganzen Ottogau und das Aelster Land, so wie die zeeuwischen Inseln zu Lehen; so dafs seitdem die Grafen von Flandern immer Vasallen des Reiches blieben. Allost und Waes hatten indefs, als Afterlehen des Grafen, die Nachkommen der Grafen von Gent zu Herrn, und die zeeuwischen Inseln in gleicher Eigenschaft die Grafen von Holland. Von nun an gab es ein *neustrisches* und ein *austrasisches* Flandern, oder Flandern unter der Krone und Reichsflandern (la Flandre sous la couronne et la Flandre imperiale)."

Nachdem wir so im Auszuge gezeigt, wie allmälig die Territorien, die später zu Flandern gehört, oder mit dieser Grafschaft in politischer Beziehung gestanden haben, zusammengekommen sind, überheben wir uns der Verfolgung dieser Specialgeschichte im Einzelnen. Hinsichtlich der früheren eben durchgegangenen Zeit wird also als Verdienst Hrn. Warnkönigs vornämlich anzugeben sein, dafs er auf das Sorgfältigste gesammelt, das Gesammelte gesichtet, die Resultate für die Gaueintheilung nun deutschen Gelehrten leichter zugänglich gemacht, die Verhältnisse Flanderns zu Deutschland mit besonderer Rücksicht behandelt hat.

Dasselbe wird sich auch als weiteres Verdienst für die Folge des Buches hauptsächlich angeben lassen. Uns Deutschen hat er eine grofse Menge in Monographieen oder seltenen oft kaum in Flandern selbst zu erlangenden Schriften niedergelegte Untersuchungen in ihren wesentlichen Resultaten bekannt gemacht; den Niederländern hat er, mit dort in diesem Mafse seltener Unbefangenheit ihren historischen Reichthum theils gesichtet, theils dessen tüchtigere Verwendung sie erst sehen lassen.

Einen Punkt jedoch müssen wir noch specieller hervorheben, nämlich den Tod Karls des Guten, indem des Refer. Darstellung in seiner niederländischen Geschichte sich der Darstellung des Meyerus und aller ihm für seine Bearbeitung zur Hand seienden Historiker anschlofs, Hr. Warnkönig aber, gestützt auf eine Abhandlung über diesen Gegenstand in den Actis Sanctorum (Martii Tom. I. p. 158.) darthut, dafs sich die Chronisten und die ihnen folgenden Historiker einen error in persona oder vielmehr nur in dem Namen der betheiligten Familie haben zu Schulden kommen lassen. Wir können im Augenblick nicht streng entscheiden, ob wirklich die Auffassung der Bearbeiter der Acta Sanctorum über allen Zweifel zu stellen ist, halten es aber einstweilen für Pflicht der Gerechtigkeit, das Resultat dieser Auffassung, wie es der Hr. Verf. S. 134 in der Note giebt, mitzutheilen: „die Tradition und die Chronisten schreiben der Familie de Stratis den Mord Karls zu (und so denn auch Leo p. 38). Dafs dies irrig und eine Verwechslung der zwei Familien sei, durch deren Fehde die Greuelthat veranlafst worden, haben die Bearbeiter der Acta Sanctorum auf das überzeugendste bewiesen. Die Mörder waren Söhne und Enkel Erembalds, gewesenen *Burggrafen* von Brügge, eines Mannes *von unfreier Herkunft*, der, nachdem er seinen Herrn, den Burggrafen, ermordet, seine Wittwe, mit der er im Ehebruch gelebt hatte, heirathete. Diese Abkunft der Erembalde erklärt ihren Hafs gegen den Grafen, indem ihre Schande an den Tag kam, wenn des Probstes Nichte keine 12 compurgatores fand. Sie waren aus dem Adel verstofsen, aller Lehen und Güter verlustig." Die Mordgeschichte selbst wurde nachher zur Sage verarbeitet, und der Fluch über die Mörder ist noch am Ende des 18ten Jahrhunderts jährlich öffentlich in der Kirche zu Brügge ausgesprochen worden.

Von noch weit gröfserer Wichtigkeit als der kurze Abrifs der Specialgeschichte Flanderns bis 1305 ist die im zweiten Buche gegebene Darstellung von Flanderns geselligem und rechtlichem Zustande im dreizehnten Jahrhundert; diese Darstellung duldet aber durchaus keinen Auszug, denn wollten wir uns auch auf die Hervorhebung entweder des Flandern in specie Eigenthümlichen, oder andererseits auf die des Allgemein-Deutschen, in Flandern sich wiederfindenden beschränken, immer wür-

den wir zu Erörterungen geführt werden, die die Grenzen dieser Anzeige weit überschritten. Ohnehin wird, wie wir nochmals wiederholen, kein deutscher Geschichtsforscher, und keiner der für das Studium des deutschen Rechts bemüht ist, dies Buch entbehren können. Man wird aus keinem anderen Werke ein klareres Bild erhalten der Hervorbildung der Verfassungs- und Verwaltungsformen im 13ten und 14ten Jahrhundert aus der alten Gauverfassung, als durch diese Arbeit über ein Territorium, dessen Verhältnisse in der genannten Zeit von dem im Lande selbst um deren Kunde Bemühten und mit den allgemeinen Fortschritten deutscher Rechtskunde Vertrauten noch so in allen Einzelnheiten wieder gefunden werden konnten.

Wir fügten der Anzeige dieses Werkes unter Nro. 2. den Titel einer freilich erst begonnenen aber höchst lobenswerthen und inhaltsreichen Sammlung bei, deren Herausgeber sich ein ähnliches nur etwas beschränkteres Ziel gesetzt zu haben scheint, als unser durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichneter, um die deutsche Geschichte höchst verdienter Landsmann, Hr. Hauptmann von Ledebur, bei seinem allgemeinen *Archiv* für die Geschichtskunde des preufsischen Staates. Aufser einer Abhandlung über das Archiv von Doornick und einer zweiten über das Archiv von Brügge enthält der erste Band noch eine dritte eben so anziehende als gründliche Abhandlung über die Verfassung der östreichischen Niederlande vor 1794, und sodann aufser 6 bisher ungedruckten Urkunden aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert eine ganze Reihe bisher ebenfalls unbekannter Documente für die Geschichte Karls des Kühnen, Karls V, Margaretha's von Oestreich, der Statthalterin Königin Maria, Philipps II, Don Juan's d'Austria, und der Infantin Isabelle.

Der zweite Band enthält wieder zwei Abhandlungen über die Archive von Antwerpen und Mecheln; sodann 104 ungedruckte Urkunden zur Geschichte der beiden letzten Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Karls des Kühnen. Heinrich Leo.

LV.

Chr. Jul. Branifs: System der Metaphysik. Breslau 1834. 373 S. 8.

Der Hr. Verf. unterscheidet einen absoluten und relativen Anfang der Philosophie. Unter jenem versteht er die erste geschichtliche Entwicklung der Speculation, unter diesem jede ihr folgende und mithin durch sie schon bedingte. Soll nun die Einleitung in eine Philosophie gemacht werden, so kann dies, wie er meint, durch *Kritik* eines schon bestehenden Systemes geschehen. Für die Stellung des neu auftretenden Systemes ist diese Ansicht die richtige, sobald seine Kritik gegen das System oder gegen die Systeme sich wendet, welche als das *letzte* Resultat der geschichtlichen Bildung der Philosophie anzusehen sind. Denn indem eine Philosophie zur wirklichen Existenz gelangt, mufs sie in Bezug auf die schon erkannte Wahrheit ihre Einheit mit den früheren Philosophieen, wie in Bezug auf das Neue, was sie enthält, ihren Unterschied von denselben darlegen können; sie wird sich zu rechtfertigen wissen durch Widerlegung des Unwahren in ihnen, jedoch in der Polemik durch Bestätigung des Wahren in ihnen zugleich sie selbst rechtfertigen, denn ohne das Wahre irgendwie in sich zu enthalten, würden sie nicht Philosophie gewesen sein. Soll nun eine solche Betrachtung gründlich werden, so schickt sie das Nachdenken unfehlbar in die gesammte Geschichte der Philosophie hinüber, weil in dieser allein der befriedigende Aufschlufs über den Zusammenhang der Systeme sich ergeben kann, da offenbar ein jedes über sich bis zu dem ersten, dessen die Geschichte sich erinnert, hinausweis't. In unserer philosophischen Literatur sind nun das Schellingsche und Hegelsche System unstreitig diejenigen, die in frischer Lebendigkeit existiren. Die Ansätze zu anderen Bildungen, welche unsere Literatur in den Versuchen von Weifse, Fichte u. A. zeigt, haben sich noch zu wenig consolidirt, noch nicht ausführlich und entschieden genug dargestellt, als dafs sie schon in diesen Kreis gezogen werden könnten. Für ihre Begründung haben sie aber die Nothwendigkeit erkannt, das Schellingsche und Hegelsche System zu widerlegen, denn das Kantische und im Zusammenhang mit ihm das Fichtesche ist bereits durch Schelling und Hegel widerlegt. In der Philosophie ist dies gewifs ein eben so unbestrittenes Factum, als es ein unbezweifelbares Factum ist, dafs noch viele Kantianer existiren. Der Verf. behauptet nun, welches von den bestehenden Systemen die Kritik ergreife, sei *gleichgültig*, wenn die Wahl in Bezug auf das neu auftretende System nur *zweckmäfsig* sei; für seinen Zweck sei ihm die Kritik des Kantischen Systems am angemessensten erschienen. In so

löblicher Weise diese nun auch von ihm gegeben wird, so ist sie doch müfsige Wiederholung dessen, was Schelling im Niethammersch-Fichteschen Journal (zusammengedruckt in den philos. Schriften) bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts geleistet hat. Der Vf. darf daher von seiner Kritik gar keinen Erfolg hoffen; hätte er dagegen eine Kritik der oben genannten Systeme unternommen, die sich ihm aus der Zeit mit *Nothwendigkeit* aufdrängten, so würde er das dermalige Interesse des philos. Publicums getroffen haben. Dafs er jene Kritik *willkürlich* zum Ausgangspunkt gemacht, äufsert sich besonders auch darin, dafs er im Verlauf der eigentlichen Deduction hauptsächlich gegen Bestimmungen der Hegelschen Logik gerichtet ist; er scheint also selbst das Bedürfnifs einer solchen Verknüpfung gehabt zu haben und somit sich selbst zu widerlegen.

Auch geht der Verf. zu einer Darstellung des durch den Kriticismus veranlafsten *höheren Selbstbewufstseins* fort d. h. er stellt das Erkennen dar, wie es den Gegensatz des Sub- und Objectiven auf dem Gebiet der sinnlichen, verständigen und vernünftigen Wirklichkeit überwindet. Im Einzelnen kommen darin recht gute, scharfsinnige Andeutungen vor, z. B. über das Gedächtnifs; im Ganzen ruft uns die Entwicklung die Weise der Fichteschen Wissenschaftslehre und des Schellingschen Systems des transcendentalen Idealismus zurück. Wenn nun die Speculation seit jener ewig denkwürdigen Zeit der Gährung die Momente, die in den genannten Werken durcheinander geschlungen sind, gesondert hat, ohne doch die innere Einheit zu verlieren, so müssen wir es unbedingt für einen Rückschritt erklären, wenn der bestimmte Unterschied des Phänomenologischen und Psychologischen wieder vernichtet wird. Der Verf. hat in seiner Darstellung die Form der Hegelschen Phänomenologie nachgeahmt: das Bewufstsein macht die *Erfahrung* seines Wesens; Schritt vor Schritt erweitert sich ihm die Aussicht, bis es auf dem Gipfel des unbedingten Wissens und Handelns anlangt. Aber zugleich sind die psychologischen Bestimmungen in diesen Stufengang verflochten. Hier die Uebersicht dieser Vermischung: I. Sinnliche Wirklichkeit: *a*) Empfinden, *b*) Wahrnehmen, *c*) Begehren. II. Verständige Wirklichkeit: *a*) Vorstellen, *b*) sub- und objectives Vorstellen (Gedächtnifs, Einbildung, Sprache, Denken, Glückseligkeit, Wollen), *c*) Erkennen und Handeln (Eigenthum, Arbeit u. s. f.). III. Vernünftige Wirklichkeit: *a*) das absolut Wahre als absoluter Zweck, *b*) das absolute Wissen, *c*) das absolute Handeln.

Wir hätten nun schon zwei Einleitungen: die Kritik des Kriticismus und die Entfaltung des sich und die Welt erkennenden Bewufstseins. Allein ohne weiter daran anzuknüpfen, folgt erst S. 127 der wirkliche Eingang in die Philosophie „als wissenschaftliche Darstellung des *vernünftigen* Denkens." „Das Denken tritt hier *unmittelbar* als *freies*, seine Bestimmungen aus sich *setzendes* Denken auf. — Die freie Position der Idee ist Anfang der Philosophie." Dies Setzen ist eine Forderung und „die Philosophie setzt die Vollziehung dieser Forderung behufs ihrer Möglichkeit voraus." Dieser Begriff des Denkens hat denn doch wohl durch die frühere Darstellung vermittelt werden sollen; da er aber nicht als das bestimmte Resultat eines phänomenologischen Fortganges gefafst wird, so nimmt er den Charakter des *Postulates* an. Hier scheint uns die Hegelsche Phänomenologie in ihrem Verhältnifs zur Metaphysik durchaus im Vortheil zu sein, weil sie mit der Gleichheit des Seins und Denkens endigt und in dieser Identität alle Voraussetzung aufhebt; der Gegensatz ist verschwunden und das Bewufstsein bewegt sich in ungetrübter Einheit mit der Wahrheit. Weil man diesen Anfang, auf den Hegel im Beginn der Logik ausdrücklich zurückweis't, entweder vergifst oder ignorirt, so kann man ungeschickt und unwahr genug in dem reinen Sein ein reales Sein finden wollen, dem das Denken jenseitig bleibt; mit welcher Procedur man das Denken wieder zum Bewufstsein gemacht und die ganze Arbeit der Phänomenologie beseitigt hat.

Der Verf. mufs daher auch hier wieder einen doppelten Anfang machen. Da er den Hegelschen Anfang der Philosophie verwirft, der zugleich eine Analyse vom Begriff des Anfangs als solchen ist, so ist ihm nichts übrig, als unter diesem Standpunkt zu bleiben. Es sind dies die beiden Sätze: 1) das *Denken* constituirt sich zum *freien* Denken; 2) das freie Denken als das unmittelbar vernünftige ist *absolutes Thun*. Betrachten wir diesen Anfang näher, so haben wir, nur mit anderem Ausdruck, im ersten Satz die Fichtesche Thesis: Ich ist Ich; als sich selbst setzendes ist Ich absolutes Subject.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Chr. Jul. Branifs: System der Metaphysik. Breslau 1834.

(Fortsetzung.)

Da nun aber der Verf. die Entzweiung des Ich mit dem Nichtich vermeiden will, so giebt er dem Denken im zweiten Satz auch absoluten Inhalt; d. h. er stellt sich darin auf den Standpunkt der Schellingschen Philosophie, welche den Gegensatz des Sub- und Objectiven durch die intellectuelle Anschauung der absoluten Identität aufhebt. Indem das Denken als freies im Setzen seiner selbst absolute Handlung ist, so resultirt aus dem Begriff des Denkens selbst zunächst der des absoluten Thuns. Die Idee ist nach Hrn. Br. die Entwicklung dieses reinen, vernünftigen, sich in sich bewegenden Denkens.

Nun könnte man glauben, den Anfang der Philosophie erreicht zu haben, denn die Vernunft selbst ist erreicht. Allein es zeigt sich, da dem Denken auch ein Inhalt von Aufsen gegeben werden kann, worin es sich unfrei verhält, dafs die Philosophie in sich selbst auseinanderfällt, in eine absolute und in eine relative. Die eine enthält den Begriff der *Idee* als *Idealphilosophie* oder *Metaphysik;* die andere den der *Erscheinung* der Idee als *Realphilosophie.* Allerdings haben beide wesentlich denselben Inhalt; indessen ist die eine nur von dem Denken der Idee, die andere aber auch von der Empirie der gegebenen Thatsachen der Erscheinung abhängig. Diese Trennung ist in der Bildung der Philosophie schon so oft dagewesen, dafs es uns nicht wundert, sie jetzt einmal wieder erneuet zu sehen. Wäre sie nur auch so philosophisch, als sie leicht und populär ist! Hr. Branifs unterscheidet die *Logik* von der Metaphysik. Diese ist ihm die ganze Philosophie, insofern die Idee absolut in sich selbst als das Wesen der realen Welt erfafst wird; die Logik (von der er 1830 eine besondere Darstellung gab) ist ihm zunächst die Beschreibung des Denkens als der *Form*, unter welcher das Sein gewufst wird. Das Sein ist nach ihm ursprünglich von dem Denken, das Denken vom Sein unabhängig; die höchste Stufe der Logik, die des Vernunftbegriffs, gelangt nur zur gegenseitigen Bestimmung, nicht zur Identität des Seins und Denkens, wogegen nämlich in der sinnlichen Logik das Denken vom Sein, in der Verstandeslogik das Sein vom Denken einseitig bestimmt wird. Die Vernunftlogik enthält daher auch den Begriff der Construction als der Methode für die Darstellung der Idee, worin Sein und Denken sich wechselseitig durchdringen. Die Logik fällt offenbar in die Realphilosophie und auch die Metaphysik bestimmt das Denken S. 362 ausdrücklich als eine formale Thätigkeit des denkenden Subjectes, welche das Sein und Denken aufeinander bezieht. Dafs der Verf. bei einem solchen Begriff vom Denken zu einer Metaphysik, worin doch das Wesen der Dinge gedacht, somit der Gedanke als das Wesen erkannt werden mufs, den Muth hat haben können, ist zu bewundern. Wenn diese nun als Wissenschaft des Unbedingten den Begriff Gottes, den der Schöpfung, der Materie, des organischen Lebens und des Geistes entwickelt, so sehen wir nicht wohl ein, wie aufser ihr noch eine wirklich *philosophische* Wissenschaft möglich sein soll, da ja eine jede andere Wissenschaft Wissenschaft des *Bedingten* sein mufs, Speculation aber nur Wissen des Unbedingten sein soll. Die Realphilosophie soll doch den philosopischen Charakter nicht ganz einbüfsen und trockene Empirie werden? Es soll ja in ihr die *Verwirklichung der Idee* erkannt werden. Würden die Bestimmungen von Gott, vom Schaffen, von der Materie u. s. f., welche die Metaphysik des Verfs. im Allgemeinen andeutet, wohl *andere* sein können, als sie sind, wenn sie mehr in das Besondere hinein entwickelt, wenn sie schärfer bestimmt worden wären? Doch wohl nicht. Ist daher der Unterschied zwischen der Ideal- und Realphilosophie nicht leer? Mufs nicht die Realphi-

losophie, um das Wesen ihrer mannigfaltigen Erscheinungen offenbar werden zu lassen, ganz in die Idealphilosophie hineinschwinden? Im Hegelschen System ist das Logische, Natürliche und Geistige qualitativ von einander geschieden und doch durch Gott, als den absoluten Geist, aus der qualitativen Differenz zur lebendigen Einheit zurückgenommen, denn er ist der Heilige, der in der Geschichte des menschlichen Geistes sich manifestirt, der Schöpfer, der die Natur hervorbringt, der Logos, der in dem stillen Abgrund seiner Tiefe die ewigen Gesetze denkt, welche das Leben der Natur, wie des Geistes widerstandlos durchdringen; aus seiner unendlichen Freiheit quillt Alles empor. Wird aber jener Unterschied gemacht, so tritt nur eine *quantitative* Differenz auf; man kann gar nicht sagen, *wo* die Realphilosophie ihren Anfang nehmen soll und es steht zu fürchten, dafs sie die traurige Rolle zu spielen bekommt, nur zu Exemplificationen für die Metaphysik verbraucht zu werden.

Der Gegensatz der Idealität und Realität mufs sich allerdings innerhalb der Philosophie ergeben, wie auch innerhalb derselben seine Auflösung empfangen; der Vf. hält aber an dem Gegensatz so fest, dafs er auch innerhalb der Metaphysik das Moment der Idealität in die *Theologie*, das der Realität in die *Kosmologie* verlegt. Jene enthält den Begriff des absoluten Geistes, diese den des Grundes und des Zwecks der Welt. Nur im zweiten Theil der Kosmologie wird der Verf. inconsequent und setzt drei Gestalten, Materie, Leben und Seele, wo er im Einklang mit dem System, dem er am meisten folgt, ganz wohl die Natur und Geschichte als das reale und ideale Moment setzen konnte.

Wir verkennen das Bestreben des Hrn. Verfs. gewifs nicht, wenn er den Anfang wie das Ende der Philosophie in Gott setzt; er beweis't darin einen ächt speculativen Tact. Aber *wie* nun der Anfang gemacht werde, ist die weitere Frage. Die Definition, welche er von Gott giebt, ist die des absoluten Geistes. Wir stimmen ihm darin bei. Dieser Begriff ist der höchste, denn er ist der, über welchen nicht hinausgegangen werden kann. Alle Bestimmungen, welche die Philosophie entwickelt, sind in ihm versammelt. Der Vf. beschreibt in seiner Logik §. 546 und 47. die constructive Methode als die dialektische; sie setzt den einfachsten Begriff, zeigt den Widerspruch in ihm, löst ihn auf, findet einen neuen Widerspruch, löst ihn abermals auf und so fort, bis sie den Begriff erreicht, der, als widerspruchlos, sich nicht wieder zu einem anderen Begriff aufheben kann. Das ist aber nur der Begriff des absoluten Geistes. Wir geben die Richtigkeit jenes Verfahrens gern zu, können uns aber nicht überzeugen, dafs der Verf. demselben gemäfs gehandelt habe, denn in diesem Fall konnte er nicht mit dem Begriff beginnen, der alle Widersprüche als Momente aufgelöst in sich enthält, vielmehr mufste er mit demjenigen anfangen, der ein Minimum von Bestimmung enthält und dessen Widerspruch in sich deswegen der einfachste ist: dieser Begriff ist aber kein anderer, als der des Seins als solchen. Sein ist das allgemeinste Prädicat; Gott, Natur, der Mensch, das Denken, Handeln, genug Alles ist; dies ist die abstracteste Identität. Das Sein in dieser schrankenlosen Allgemeinheit, wie die Eleaten es dachten, ist daher Nichts. Denn das Bestimmunglose ist das Nichts. Die Bestimmunglosigkeit ist die Bestimmtheit des reinen Seins. Die Negation eines positiven d. i. bestimmten Seins, eines Daseins, ist nicht dies reine Nichts, welches mit dem reinen Sein zusammenfällt, sondern wieder ein positives Dasein. Ein noch einfacherer Begriff, ein noch einfacherer Widerspruch ist nicht denkbar und der Begriff des Seins als solchen nothwendig der absolute Anfang der Philosophie.

Das Hindernifs, diesen Anfang als den allein möglichen und wahren anzuerkennen, liegt hauptsächlich darin, dafs man von der Entgegensetzung des Seins und Denkens nicht ablassen will. Wenn aber das Sein an sich gedacht wird, so ist es eben so sehr reiner Gedanke, nichts Anderes. Jede logische Bestimmung ist unmittelbar auch eine ontologische oder metaphysische und jeder Versuch, die Logik von der Metaphysik zu trennen, ist unfehlbar ein Rückschritt in den Standpunkt der Kantischen Philosophie, wo dem Bewufstsein als dem Inneren das Sein als Gegenstand draufsen ist. Als ob aber dem Sein an sich das Denken und dem Denken an sich das Sein aufserhalb sein könnte! Das wäre offenbarer Dualismus des Seins und Denkens. Nun ist freilich der Spott wohlfeil, zu sagen, welch' eine jämmerliche Philosophie, die mit einem Sein anfängt, welches, ihrem eigenen Geständnifs zufolge, nicht einmal Etwas, sondern Nichts, schlechthin Nichts ist; das ist eine diabolische Speculation, denn der Teufel ist der Vater des Nichts. Allein man bedenkt nicht, dafs gar nicht von *einem* Sein und eben so wenig von dem Nicht-

sein eines *Etwassein* — wie das Böse die Negation des Guten ist — sondern vom Sein und Nichts als solchen die Rede ist. Die eigene Ungefälligkeit, in den fremden Gedanken einzugehen, bringt in Harnisch gegen einen selbstgemachten Gedanken. Die logisch-metaphysischen Bestimmungen sind auch Bestimmungen Gottes: Gott ist das Sein und Mafs, das Wesen und die Wirklichkeit, der Begriff und die Idee. Allein ist er denn blofs dies? Erschöpft das Logische den Begriff Gottes? Nimmermehr; er ist unendlich reicher. Welche Herrlichkeit entfaltet er in der Natur, welchen Tempel erbauet er sich in dem menschlichen Geschlecht, oder, wenn dieser Ausdruck eine Beschränkung scheinen könnte, in der Welt der Geister, die alle zu ihm, ihrem Meister, emporstreben! Das Logische ist daher eine speculative Theologie — aber Gottes „wie er in seinem ewigen Wesen *vor* der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist." (Hegels Log. I, XII). Die speculative Religionswissenschaft, sei sie nun Philosophie der Religion oder wissenschaftliche Dogmatik, *mufs* daher auf die Logik zurückgehn, fafst aber deren Bestimmungen unter dem höheren Standpunkt auf, von dem sie ausgeht. Der Vf. läfst das Metaphysische und Logische dem Begriff Gottes *folgen*. Für eine populäre Darstellung der Philosophie würde es zweckmäfsig sein, vorerst an die Vorstellung von Gott zu erinnern, weil eine solche Mahnung das Bewufstsein dem Gemeinen, dem Selbstischen zu entheben die Macht hat. Aber die Philosophie mufs sich hüten, mit so überschwänglicher Fülle den Anfang machen zu wollen, so anlockend und natürlich es scheint, hieraus dann alles Andere abzuleiten. Der vollständige oder, was dasselbe ist, wahrhafte Begriff Gottes ist nur als *Resultat* der gesammten Philosophie, als concrete *Totalität* aller besonderen, durch ihre Beschränktheit sich aufhebenden Momente, nicht aber als anfängliche *Thesis* möglich. Der Vf. steht hier wieder auf dem Standpunkt der Schellingschen Philosophie; die intellectuelle Anschauung, welche den Gegensatz der erscheinenden Welt, das Ideale und Reale, zur Identität indifferenzirt, setzt damit zugleich den Begriff des Absoluten, aus welchem sich dann die doppelte Potenzenreihe der Natur und Geschichte entfaltet.

Die Theologie enthält nach dem Verf. 1) den Begriff des absoluten Thuns, 2) des absoluten Seins, 3) des absoluten Bewufstseins. Das Thun ist das Erzeugende, die Macht; das Sein ist das Erzeugte; das Bewufstsein ist das Ergreifen und Besitzen des Seins, so dafs das Thun in seinem Sein nur sich selbst bezweckt. Die Identität des absoluten Thuns, Seins und Bewufstseins (conceptus) soll der Begriff des absoluten Geistes sein. Der Vf. hat sich in einem eigenen Excurs gegen den kritischen Leser viel Mühe gegeben, zu beweisen, dafs aus dem freien, vernünftigen Denken der Begriff des *reinen Thuns* als Anfang des Systems folgen müsse. Der Rec. mufs bekennen, dafs er, ganz abgesehen davon, dafs in Wahrheit nicht das Thun, sondern das Denken den Reigen anhebt, durch diese Auseinandersetzung nicht hat überzeugt werden können, dafs nicht *vor* dem Begriff des absoluten Thuns der Begriff des *Seins* hätte abgehandelt werden müssen, denn das Thun *ist*; ferner der Begriff des *Wesens*, denn das Thun ist in seinem Sein *unendliche Beziehung* auf sich; ferner der Begriff der *Substanz*, denn das absolute Thun ist sein eigenes *Substrat* (S. 180); ferner der Begriff des *Begriffs* und des *Zweckes*, denn das absolute Thun ist sein eigenes *Ziel;* endlich der Begriff der *Idee*, denn es ist die *Verwirklichung* seiner selbst, die, als von ihm, von nichts Anderem ausgehend, ihm adäquat sein mufs. S. 181 heifst es: „Ein Thun, welches selbst seine Voraussetzung, selbst sein Ziel hat, hat kein Substrat und Ziel aufser sich; für dasselbe sind keine einschliefsenden x mehr denkbar, es ist daher schlechthin voraussetzungs- und zielloses, also *reines*, *absolutes* Thun." Uns scheint daher der Anfang ganz ungerechtfertigt; der Vf. hat *ohne Voraussetzung* mit einer recht inhaltsvollen Kategorie anfangen wollen und ist darüber in den Fehler verfallen, nichts weniger als die ganze Metaphysik oder Ontologie vorauszusetzen. Als wenn das Logische ein todtes Sein wäre, ohne Bewegung in sich, ohne Thätigkeit! Auch Hr. Br. findet ja im vernünftigen Denken das absolute Thun. Wenn aus dem Thun das *Sein* erst *abgeleitet* wird, so erhält es wieder die Stellung, zur Idealität des schöpferischen Thuns die reale Gegenseite auszumachen; es wird zum Dasein. Dafs der Vf. bei seinem Streben, der Philosophie in der göttlichen Macht eine recht solide Basis zu schaffen, gerade hier gegen Hegels Logik mit tapferem Muth zu Felde zieht, kann nicht auffallen, da er das Sein immer als objectives Dasein fafst, nicht das logische Sein, diese Neutralisation des idealen und realen, des sub- und objectiven Seins. So mufs er denn auch dem Sein das Nichtsein so entgegensetzen, wie das Etwas dem Etwas

entgegensteht; dann ist aber das eine Etwas das *Andere* des anderen; denn jedes Dasein ist *ein Etwas* und negirt das andere Etwas durch seine Position. Aber der Gegensatz des abstracten Nichts ist gleichfalls nur das abstracte Sein. Der Verf. meint, das Nichts wäre bei Hegel der eigentliche Anfang, weil es schon von vorn herein als die bewegende Macht über dem Sein stünde; dieser Vorwurf ist ganz leer, denn abgesehen davon, dafs dem Gedanken des Nichts der des Seins nothwendig vorangehen mufs, so fällt das Denken, welches von jeder Bestimmung abstrahirt, jede besondere Objectivität des Bewufstseins in sich aufgehoben hat, mit dem Gedanken des reinen Seins zusammen. Der Anfang der Philosophie, der jede besondere Voraussetzung negirt, ist also positiv. —

(Der Beschlufs folgt.)

LVI.

Prodromus Florae Norfolkicae, sive Catalogus Stirpium, quae in Insula Norfolk annis 1804 *et* 1805 *a Ferdinando Bauer collectae atque depictae nunc in Museo Caesareo Palatino rerum naturalium Vindobonae servantur, auctore Stephano Endlicher. Vindobonae apud Fridericum Beck.* 1833, *VIII u.* 100 *S. in* 8.

Es war ein glücklicher Gedanke des um die Pflanzenkunde rühmlichst bemühten Hrn. Vfs., dafs er, aus der im Besitz des Kaiserl. Museums zu Wien befindlichen Verlassenschaft des berühmten Ferdinand Bauer, unstreitig eines der gröfsten Pflanzenzeichner, die wir kennen, wo nicht des kunstreichsten unter allen, eine übersehbare, möglicher Weise auch ganz nach Bauers Original-Zeichnungen sinnlich darzustellende Insel-Flora aushob, um sie als ein Musterbild für alle Zukunft öffentlich niederzulegen. Er tritt hier in die Fufsstapfen Lindley's, welcher auf gleiche Weise die Orchideen-Bilder Franz Bauers ans Licht stellte, und es verdient ganz besonders beachtet zu werden, wie hier wieder die ausgezeichnetsten künstlerischen Darstellungen auf dem Gebiete der Botanik für Deutschland von Wien ausgehen, und das Fortschreiten dessen bekunden, was mit Jacquins Prachtwerken für die botanische Literatur überhaupt begonnen wurde.

Die Flora der kleinen Insel Nolfolk (unter 29° südl. Br. und 185½° östl. L., etwa 250 Meilen östlich von Neu-Holland) ist aber auch noch in gar mancher Hinsicht höchst merkwürdig, und verdient vor andern die Aufmerksamkeit, welche der Verf. ihr gewidmet hat. Die reine Naturflora dieses unbewohnten Insellandes entfaltet sich unter einem gedeihlichen Klima, auf fruchtbarem gebirgigem Grunde, der bestimmten Stelle gemäfs in ungetrübter Reinheit ihres Charakters, welcher hier in einem Umfange von 4 Meilen auf eigene Weise das Gepräge der neuholländischen Flora wiederholt. Beim Ueberblick dieses Prodromus tritt uns ein sehr Fremdartiges im Bilde entgegen. Von den einheimischen Pflanzen finden wir nur *Panicum Crus galli*, *Sorghum avenaceum* und *Malva rotundifolia*, nächst diesen noch *Gnaphalium luteo-album* und *Convolvulus Soldanella* in eigenthümlichen Formen, und zwei Flechtenarten; was sonst schon bekannt, gehört zum grofsen Theil der neuholländischen Flora an, wozu noch einige auf Ostindien und die Südspitze Afrika's hinweisende Formen kommen. Aber unter 152 Pflanzenarten, welche diese Flora aufzählt, finden wir 73 noch unbeschriebene, zum Theil vielleicht dieser Insel eigene. Von den bekannten Pflanzenfamilien kommen 57 auf Norfolk vor, unter denen mehrere nur durch eine einzige Species vertreten werden. Das Verhältnifs der Monocotyledonen zu den Dikotyledonen ist 60:137 d. i. 1:2,1. Zieht man aber von diesen wieder 35 *Filices* ab, welche nicht in parallele Vergleichung gebracht werden können, so erhält man das Verhältnifs von Monocotyledonen zu Dikotyledonen in dem sehr geringen Maafse von ungefähr $\frac{8}{11}$, während die *Filices* beinahe ¼ derselben betragen, und überhaupt den beträchtlichsten Theil der Vegetationssphäre dieser Insel ausmachen. Die zahlreichsten Familien in absteigender Stärke sind *Filices* (im weitesten Sinne) 35; *Gräser* 8; *Moose* 7; *Malvaceen* und *Convolvulaceen* 6; *Synanthereen* und *Orchideen* 5; *Leguminosen*, *Euphorbiaceen*, *Piperaceen*, *Asphodeleen*, *Cyperaceen*, *Lebermoose* und *Flechten* (die beiden letztern wohl ungenügend erkannt) 4; die übrigen Familien in noch mehr verminderter Zahl. — Wir wollen damit nicht sagen, dafs dieses das wahre Verhältnifs der Pflanzenwelt auf der Insel Norfolk sei; aber es ist das, in welchem sie einem Beobachter, wie Ferdinand Bauer, entgegentrat, gleichsam die Miene, mit der sie ihn bei seinem Besuch anblickte. Unter die merkwürdigen Novitäten dieser Flora gehören eine neue Maulbeerart, die *Busbeckia nobilis*, eine Capparidee, die von Herrn Endlicher und Schott schon bekannt gemachte *Ungeria floribunda* und sämmtliche Leguminosen.

Was nun den *Prodromus* selbst anbelangt, so mufs man sich dabei nicht etwa eine mager diagnosirte Aufzählung der künftig zu beschreibenden und in Kupferstich darzustellenden Pflanzen denken. Wir finden hier vielmehr die gediegensten Beschreibungen aller neuen Arten mit scharfsinnigen Seitenblicken auf manche in Berührung tretende Punkte des Gewächsreichs, von den bekannten Arten aber meist neue Diagnosen, und die vollständige Synonymie.

Was wir uns aber, von den heftweise nachfolgenden Tafeln zu versprechen haben, davon liefern die schon 1813 von Ferdinand Bauer selbst herausgegebenen und eigenhändig radirten Tafeln zu dessen *Illustrationes Florae Novae Hollandiae* ein genügendes Beispiel, und die Künstler, welche Hrn. Endlichers, demnächst von uns anzuzeigende Kupferwerke ausstatten, sind Bürgen, dafs die Fortsetzungen jenem Vorläufer nicht nachstehen werden.

Nees von Esenbeck.

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Chr. Jul. Branifs: System der Metaphysik. Breslau 1834.

(Schlufs.)

Der Vf. macht überhaupt der Hegelschen Philosophie Vorwürfe, die freilich überall aus dem Geschrei des philosophirenden und nicht philosophirenden Pöbels hervorschallen, die aber bei ihm uns deswegen schmerzen, weil er doch mit ernsthafter Anstrengung an das Geschäft der Speculation herangeht. So behauptet er S. 168, bei Hegel komme die Idee gar nicht zu sich selbst. Man kann nichts Unwahreres sagen. Von Branifs Systeme selbst wäre die Behauptung richtig, denn nach S. 317 „ist das absolute Thun der in der successiven Geschöpfreihe sich *immer adäquater* manifestirende Inhalt der Welt." Dies ist wiederum Schellingisch; im Schellingschen System findet ein Comparativ statt, indem das Absolute in der Sehnsucht, sich auszugebären, in endloser Progression sich zu erreichen sucht. Im Superlativ des Hegelschen Systems herrscht göttliche Ruhe. Mit jener Beschuldigung hängt dann S. 169 die andere zusammen, dafs Hegel sich von dem Satz Spinoza's: nur das Nothwendige ist frei, keineswegs loszumachen gewufst habe. Diese Verketzerung eines Systems ist die wirksamste; nichts insinuirt sich so leicht, nichts haftet so sehr, als der Makel, die Freiheit verkannt zu haben; was ist dann nicht für Staat und Kirche zu fürchten! Gerade jedoch bei Hegel und, es ist nicht zu viel gesagt, einzig bis jetzt bei ihm, resultirt *das Nothwendige nur aus dem Freien*, durch *alle* Momente des Systems; aber weil es in diesem zu Grunde geht, so geht in der Darstellung der Begriff des Nothwendigen dem des Freien voran. Der Verf. hat nicht blofs mit dem Sein, einer Bestimmung Gottes und zwar der oberflächlichsten, vielmehr in der Kategorie des reinen Thuns gern mit der Freiheit selbst anfangen wollen und daraus ist denn die Folge gewesen, dafs es in seiner Ontologie so wenig zu dem bestimmten Begriff der Nothwendigkeit als der Freiheit kommt.

Wenn die S. 195 aufgestellte Triplicität von Kategorien im Begriff Gottes den Momenten, der christlichen Trinitätslehre analog sein sollen, wie es den Anschein hat, so würde noch Manches zu besprechen sein, was wir der Kürze wegen übergehen wollen. Gott setzt nun frei aus sich ein *Anderes*, als er selbst ist; dies Andere ist die *Welt*; so kommt es aus der Theologie zur *Kosmologie*, worin 1) die *Form* und 2) der *Zweck* oder *Inhalt* des Seins unterschieden wird. Das Erstere giebt die Ontologie, das Zweite die Ethikologie. Der letztere Name scheint uns unpassend; der Weltzweck ruft in uns sogleich den Gedanken der Freiheit, insbesondere der religiösen hervor; und wenn nun auch für diese, als den Schlufs des Ganzen, die Natur zum Mittel wird, so wird doch Niemand unter dem Titel der Ethikologie eine Lehre von der Materie und vom Leben erwarten. Der Verf. ist hier wieder durch seinen Dualismus bestimmt, die Ontologie als den formalen oder idealen, die Ethikologie als den realen Theil zu setzen. Diese Eintheilung halten wir für einen Rückschritt, selbst gegen die alte Metaphysik. Hr. Branifs macht ihr den Vorwurf, das Sittliche unberücksichtigt gelassen zu haben; allein er selbst giebt ja auch die besondere Entwicklung desselben nicht in der Metaphysik; der Begriff der Freiheit aber, als des Princips der Sittlichkeit, kam in der alten Metaphysik zweimal vor, in der Psychologie, wo die Seelen von den Geistern, die allein Verstand und Willen haben, unterschieden werden, und in der Theologie, in der Lehre von der Freiheit Gottes.

Streng genommen ist die *Ontologie* bei Hrn. Branifs nichts weiter, als der Begriff der *Creatur*, denn der Begriff des Schaffens fällt seinem Ursprung nach noch in die Theologie. Der Grundgedanke der ganzen Ontologie ist daher folgender: das Schaffen ist ein

Uebergehen aus dem Nichtsein zum Sein; das Sein als gesetztes ist also ein seiendes Nichtsein; es entsteht und vergeht. Im Entstehen und Vergehen, die im Geschöpf Momente sind, ist es da.

Sein, Werden und Dasein wären demnach die anfänglichen Kategorien; mit einem Mal springt der Verfasser in die *Zeit* hinüber, indem er die *Dauer* des Geschöpfs als die Succession der schöpferischen es erhaltenden Momente auffafst und in dem Ineinandersein von erhaltendem Entstehen und vernichtendem Vergehen den Begriff der Einheit und Vielheit findet. Aus der Vielheit geht er zur *Getrenntheit* über, aus deren Aufhebung er die Simultaneität, das Nebeneinandersein folgert d. h. in den *Raum* sich einläfst. In der *Begrenzung* und dem *Aufsereinander* wird der Unterschied der Reihen der Geschöpfe näher bestimmt: die *Grenze* soll der äufsere, die *Schranke* der innere Gegensatz des Geschöpfes sein. Nun sollte man erwarten, dafs aus der Innerlichkeit zur Aeufserung derselben fortgegangen werde; es folgt aber, da der Begriff der Kraft für die Construction der Materie aufgespart wird, um die Duplicität der Repulsiv- und Attractivkraft zu deduciren, die Beschränktheit des Geschöpfs, in welcher die *Quantität* gefunden wird. Die quantitative Verschiedenheit ist das Verhältnifs des Theils zum Ganzen und nun erst folgt die Besonderheit, als der innere, reale Unterschied der *Qualität*, durch welche die Geschöpfe eben so miteinander zusammenhängen, als sie durch die Quantität auseinandergehalten werden. Die qualitative Bestimmtheit trennt wohl ein Geschöpf von allen anderen, giebt ihm seine eigenthümliche Form; indem aber jede Qualität über alle ihr vorangehenden Qualitäten übergreift und auf alle ihr nachfolgenden hindeutet, deren Existenz durch sich vermittelt, so ist es doch die qualitative Verschiedenheit, welche den wesentlichen Zusammenhang der Geschöpfe begründet. Wenn man, wie der Verf., eine *Reihe* von *Schöpfungsmomenten* annimmt, so kann man wohl von dem Aeufseren zum Inneren übergehen und so die Quantität vor der Qualität entwickeln; da jedes Moment als ein *Eins* gesetzt werden kann, so entsteht der Begriff der Continuität und Discretion und daraus begreift sich der Irrthum des Verfs., der Quantität die Priorität vor der Qualität zu vindiciren. Und doch ist auch in diesem Gange das Qualitative das Nächste, denn es fragt sich, *was* geschaffen wird. Die Qualität ist mit dem *unmittelbaren* Dasein identisch; die Quantität dagegen ist das äufserliche Verhältnifs des qualitativ bestimmten Daseins zu sich selbst und zu anderem Dasein. Wie der Verf. die Innerlichkeit zu einem Moment der Quantität machen kann, ist uns räthselhaft; auch die Beschränktheit scheint uns nichts Anderes zu sein, als was nachher, nur mit geringer Modification, Besonderheit genannt wird. Alle quantitativen Unterschiede *setzen sich* ein qualitativ bestimmtes Dasein *voraus*; umgekehrt aber ist das qualitativ bestimmte Dasein gegen seine quantitative Begrenzung so lange gleichgültig, als nicht durch sie sein ursprüngliches Naturmafs d. i. das Verhältnifs seiner Qualität zu den anderen Qualitäten, negirt wird. Der Vf. spricht nur von einem Zusammenhang der Qualitäten und überspringt die Kategorie des Mafses, oder vielmehr verbirgt sie in jenem vagen Ausdruck. Sieht man genau zu, so dünkt uns, hat der Vf. in der Quantität die ideale, formale, in der Qualität die reale Seite der Creatur darstellen wollen. Er hat es verschmähet, die einzelnen Hauptmomente durch summirende Ueberschriften anzugeben, weil ja doch Alles auf die genetische Rechtfertigung durch den Begriff ankomme. Dieser Gedanke ist, seit Hegel ihn ausgesprochen hat, in neuerer Zeit bis zum Ekel oft wiederholt; wenn denn aber der Vf. für die Orientirung des Lesers durch solche Titularanticipationen nichts thun wollte, so konnten füglich auch alle die kleinen Ueberschriften wegbleiben, welche Paragraph vor Paragraph den Inhalt verkündigen und es konnte ohne alles einleitende Ceremoniel, wie in der Aristotelischen Metaphysik, hergehen. Die dritte Kategorie, welche der Verf. als Identität der Quantität und Qualität setzt, ist die *Beziehung*, wie uns dünkt, eine sehr weitschichtige Benennung, für welche wohl schon die Kategorie des Verhältnisses bestimmter gewesen wäre. Da das Logische von dem Metaphysischen ausgeschlossen und in diesem auf die Quantität ein so grofser Nachdruck gelegt wird, so fallen in dieser Abtheilung, weil der Unterschied des Wesens vom Sein nicht klar hervortritt, die Momente ordnungslos durcheinander. Aus der Tendenz eines jeden Geschöpfs über sich hinaus wird der Begriff des *Zweckes* gefolgert; jedes Geschöpf ist aber auch in sich, es ist Substanz, die als Ursache thätig ist. Nun wird die Möglichkeit, Wirkung, Wirklichkeit und Veränderlichkeit behandelt und in dieser vom Accidens zum Attribut, vom Attribut zur Modification übergegangen. Indem das Ge-

schöpf alle Thätigkeit in sich zurücknimmt, so soll die *Reflexivität* die Beziehungslosigkeit sein. Der Beschreibung nach finden wir die Subjectivität in diesen Namen verkleidet. Allein diese verwandelt sich in das Gegentheil dadurch, dafs die innere Unendlichkeit des Geschöpfs über sich in das Sein hinaus strebt; es soll etwas sein! Dieser Imperativ der *Idealität*, wie der Vf. die negative Einheit aller bisherigen Momente nennt, eröffnet den Eingang zur Zwecklehre der Ethikologie.

Die dritte Kategorie der Relation ist nur ein dürftiger Indifferenzpunkt der Quantität und Qualität. Da nämlich der Verf. nicht zum Begriff des Begriffs kommt, so gelangt er auch nicht zur *freien Form* der Substantialität, zur *Subjectivität*. Zwar an der Spitze der Entwicklung, in der Theologie, setzt er den Begriff der absoluten Persönlichkeit und so kommt er auch in der Ethikologie zum Begriff der organischen und seelischen Subjectivität; allein der *reine* d. i. weder natürlich, noch geistig bestimmte, der allgemeine Begriff der Subjectivität fehlt und schlummert gleichsam in dem, was der Verf. am Schlufs der abgehandelten Relation die Idealität nennt. Hier zeigt nun durch das Fehlen eines immanenten Ueberganges von der Substantialität zur Subjectivität recht entschieden das Mangelhafte der Trennung der Logik von der Metaphysik, denn in der Logik ist natürlich auch von Hrn. Br. der Begriff des Subjects entwickelt. Nur aus der beschränkten Fassung des Begriffs ist uns auch der sonderbare Einwurf S. 261 erklärbar, dafs Hegel in der Lehre vom Begriff nicht die Qualität, sondern zuerst das quantitative Wesen desselben setze und daraus erst die Nothwendigkeit des Urtheils, namentlich des qualitativen, ableite. Dafs das Urtheil sich den Begriff voraussetzt, versteht sich von selbst und dafs unter den Formen des Urtheils die einfachste, welche positiv oder negativ das Dasein bestimmt, die erste sein müsse, läfst sich auch unschwer einsehen; was aber der Vf. mit dem quantitativen Wesen des Begriffs sagen wolle, ist uns unklar. Der Begriff schliefst das Einzelne mit dem Allgemeinen zusammen; die Allgemeinheit enthält die Allheit, die abstracte Identität und die Einzelheit, das Eins, das concrete, in sich reflectirte Fürsichsein, als Moment in sich; ist das aber ein quantitatives Verhalten?

In der *Ethikologie* werden drei Gestalten unterschieden, Materie, Leben und Seele. Genau genommen würde die Theilung folgende sein: I. die Natur; *a*) die unorganische (reale), *b*) die organische (ideale): *α*) die vegetative (reale), *β*) die animalische (ideale). Die unorganische gelangt bis zum qualitativen Procefs des realen Moments, des Atoms, und des idealen, des Stoffes; die organische bis zur Reflexion in sich, bis zum Mikrokosmus der menschlichen Gestalt. II. Der Geist; *a*) als durch die Natur bestimmt ist er Seele, *b*) als sich selbst bestimmend ist er freier Geist *α*) im Erkennen, *β*) im Handeln. Wir haben hier nicht viel einzuwenden, insofern von dem Inhalt im Allgemeinen die Rede ist, da er, nur in etwas strengerer Fassung, ganz auf bekannte Bestimmungen des Schellingschen Systems, in dem Begriff der Masse, wenn wir nicht irren, auch auf Steffens, zurückgeht. In der Deduction selbst wäre aber Manches zu tadeln, vor allen der Eingang, der uns sehr verworren scheint. Das absolute Thun soll sich als weltschaffend selbst negiren; die Negation soll der gesetzte Weltinhalt sein; zunächst aber soll die Selbstnegation als in sich zurückgedrängte Tendenz, als *Kraft* sich darstellen; erst durch Indifferenzirung der doppelten Richtung der Kraft nach Aufsen und Innen, soll es zur Materie kommen, in welcher Affirmation die Selbstnegation sich unmittelbar vollbringt. Vergleichen wir diesen Gang mit dem, welcher aus der speculativen Theologie den Uebergang zur Kosmologie macht, so können wir in der That keinen wesentlichen Unterschied, nur subtile, künstliche Modificationen entdecken. Hier zeigt sich, dafs die ganze Ontologie eigentlich eine Untreue gegen die Systematik des Schellingschen Systems ist, welches die ganze Entwicklung durchdringt, obschon der Vf. seiner niemals erwähnt und doch, schon durch die Negation des Kriticismus, zunächst zur Annahme seines Standpunktes getrieben ward. Unter Voraussetzung der Logik reichte der Begriff des Schaffens, der hier einen neuen Anfang macht, vollkommen aus und wurden die ontologischen Kategorien überflüssig. Da der Verf. in diesem schon das Nacheinander der Zeit und das Nebeneinander des Raums entwickelt hat, so wird die Construction der Materie *ohne Raum und Zeit* aus der Kraft, diesem so unbestimmten Reflexionsbegriff, der für das Geistige eben so viel Geltung hat, als für das Natürliche, abgeleitet. So nur wird auch verständlich, wie der Vf. S. 261 gegen Hegel einwenden kann, er widerlege seine Logik selbst, indem er in der Naturphilosophie mit der Bestimmung der Quantität anfange. Dafür aber ist nicht blofs der von Hegel angeführte Grund, dafs der

Begriff der Natur ein durch die logische Idee vermittelter sei, sondern hauptsächlich der anzuführen, dafs *Raum* und *Zeit* die *allgemeine Qualität alles Natürlichen* ausmachen. Alles, was räumlich und darum auch zeitlich, Alles, was zeitlich und darum auch räumlich existirt, ist natürlich. Der Geist ist frei von der Bedingtheit durch Raum und Zeit; in der Natur dagegen ist die *Quantität* nothwendig die erste, für sie *qualitative* Bestimmung, denn sie ist die Idee in der Form der Aeufserlichkeit. Die physikalische Qualificirung der Materie ist in ihr das zweite Stadium der Besonderung, der specifischen Individualisirung.

Die Metaphysik schliefst mit der Gewifsheit, dafs die Welt durch Gott werde erlöst werden. Wie wurden wir überrascht, als wir gleich darauf lesen mufsten, in der Wirklichkeit sei eine Alternative möglich; es könne die Welt vielleicht auch sich selbst befreien. Welcher Fall nun der *factisch* eintretende sein werde, das sei nur durch die Realphilosophie auszumachen. Soll das etwa heifsen, nur die Autorität des *Glaubens* könne darüber entscheiden? Gerade in diesem Gebiet vermag die Empirie gar nichts zu entscheiden, auch nicht die der Frömmigkeit; der fromme Glaube kann den Zweifel unterdrücken, kann ihn einschläfern, aber nicht vernichten. Das vermag nur der Gedanke. Wenn die Idealphilosophie zu dem Resultat kommt, *Gott erlös't die Welt*, so ist dieser Fall auch der factisch eintretende. Selbst wenn die Empirie nur entgegengesetzte Thatsachen herbeizubringen im Stande wäre, so dürfte und könnte eine so traurige Erfahrung an der Gewifsheit jener beseligenden Wahrheit nicht irre machen — oder wehe der Speculation, welche dadurch irre gemacht wird! — Kann es nun wohl für die oben gerügte Trennung der Ideal- und Realphilosophie eine treffendere Widerlegung geben, als jene Alternative, mit welcher die Metaphysik glaubt schliefsen und den Leser zur Beruhigung über die höchste aller Fragen in die Realphilosophie hinüberschicken zu müssen? — Hier steht Schellings Philosophie, der Hr. Br. sich so vielfach anschliefst, durch ihre Construction des Christenthums hoch über der seinigen. —

Am Schlufs wünscht der Verf. durch Anerkennung seines Strebens Freudigkeit zur Ausarbeitung seiner Realphilosophie zu gewinnen. Wir möchten nicht zu denen gehören, die ihm solche Freudigkeit verkümmerten. Wir können von ihm mit der aufrichtigen Anerkennung scheiden, in seinem Buch doch einem *factischen Philosophiren* begegnet zu sein, während die meisten Producte unserer philosophischen Tagesliteratur vor Erhitzung parteiischer Zerrissenheit unter grofsem Schein und Wortpomp nur bis zu einem öden Raisonniren *über* das Philosophiren und zum Besprechen der Persönlichkeiten, mit Einem Wort, zur Klatscherei gelangen. Diese ernste und gediegene Bemühung um die Sache hat uns den Verf. trotz der Irrthümer und Mängel, die wir rügen zu müssen glaubten, sehr werth gemacht.

Karl Rosenkranz.

LVII.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Dr. Friedrich Groos, dirigirender Arzt der Irrenanstalt in Heidelberg. Mannheim 1834. *IV*, 186. 8.

Der geehrte Hr. Verfasser, welcher, wie er selber im Vorwort sagt, durch seine in einem Dutzend kleiner Schriften niedergelegte Ansichten, einen Saamen von Wahrheit mit Irrthum vermischt, doch das letztere bewufstlos, in den einen und den andern Winkel des Gebietes der Wissenschaften auszustreuen bemüht war, giebt hier wieder schätzbare Fragmente, welche im Allgemeinen den Charakter seiner früheren Arbeiten, aber dem Inhalte nach eine höhere Entwickelung desselben, bekunden. — Der schriftstellerische Charakter nämlich des Hrn. Groos ist der kritisch-eklektische. Sein Streben geht dahin: für die verschiedenen Theorien der Seelenkrankheiten, namentlich für die einseitig moralische und einseitig somatische, welche als besondre bestimmte Gegensätze aus dem allgemeinen unbestimmten Hin- und Her-Raisonniren und Reflektiren sich entwickeln mufsten, der *Mittler* zu werden. In den faktischen Ergebnissen dieser Bestrebungen, seinen Schriften, liegt aber, bei aufmerksamer, vergleichender Betrachtung derselben, der objective Beweis, dafs er bisher wenigstens *den* Standpunkt *über* beiden entgegengesetzten Theorien, auf welchem die Gegensätze, wie in der Natur und im Wesen des Menschen selber, aufgehoben und versöhnt sind, nicht gefunden, sondern nur gesucht hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Dr. Friedrich **Groos.**

(Schlufs.)

Er hat kein Werk im Geist und Sinn dieser angedeuteten, auf einer mit der Natur identischen Theorie beruhenden, höheren Vermittelung, welche dem Ganzen wie dem Einzelnen der Psychiatrie ein und dasselbe Gepräge aufdrückte, geschrieben; sondern seine Schriften bilden vielmehr eine Summe von vereinzelten, mehr oder weniger glücklichen Versuchen: zwischen verschiedenartigen, wichtigeren Partien der reinen und angewandten Psychologie und Psychiatrie, auf dem Wege des kritischen Eklekticismus, zuweilen selbst Arm in Arm inmitten beider sich widersprechender Theorien fortschreitend, eine Vermittelung zu Stande zu bringen und zwar in der Weise geistreicher Conversation und Disputation, durch Polemik, Satyre, Witz, Ironie, scharfsinnigen Scherz und Ernst. Auf diesem kritischen Wege ist er denn auch bei der Skepsis und beim Determinismus angekehrt, hat hier Halt gemacht, aber bei seinem redlichen Vorwärtsstreben sich bald überzeugt, dafs auf diesen Mittel-Stationen keines Bleibens für ihn ist; und nicht ohne Widerstreben und öfteres Rückblicken zog er weiter. Diese Haltpunkte und die Bewegungen zu ihnen hin werden durch die bedeutenderen seiner, Jahr aus Jahr ein erschienenen, kleinen Schriften repräsentirt. Die Gegenstände, welche zum Theil als „Bruchstücke," „Beiträge," „Ideen," „schüchterne Blicke," als „kritisches Nachwort" auftraten, betreffend, so sind selbige weniger praktischen, als theoretisch-reflektirenden und speculirenden Inhalts. Wie sehr der oben bemerkte Charakter in diesen Leistungen vorherrscht, ergiebt sich daraus, dafs die veranlassenden Ursachen derselben entweder nach einseitig theoretischer Richtung gearbeitete kritisch-polemische Werke Anderer waren, oder von Andern, ja von ihm selbst vorgenommene Kritiken seiner Schriften; wobei er in der Regel nur einzelne Punkte hervorhebt, mit eigenen und Anderer Mitteln wieder und wieder beleuchtet, und auf diesem Wege, mit Hülfe seiner Dialektik, zu neuen, einzelnen, leitenden Gedanken gelangt, welche, angewandt auf particuläre Gegenstände der Psychologie und Psychiatrie, namentlich auf Zurechnungsfähigkeit und psychisch-gerichtliche Medizin, zwar das rastlose Fortstreben des Vfs., aber auch zugleich Wiederhohlungen, Berichtigungen, Widerlegungen, Entäufserungen seiner früherer Ansichten zeigen, indem sie zum Theil dem Ankämpfen gegen dieselben ihre Existenz verdanken. —

Dafs der Hr. Groos durch seine litterarische Thätigkeit gegen die Einseitigkeit psychiatrischer Theorien gewarnt, sie in einzelnen Beziehungen ergänzt, widerlegt, einander genähert hat, dafs er auf vielfach nützliche Weise angeregt, belehrt hat, wird füglich nicht in Abrede gestellt werden können. Ja er erscheint in der Entwickelung der Psychiatrie als kritischer Mittler, welcher durch seine Versuche zur *äufseren* Vermittelung der Gegensätze gerade das Bedürfnifs ihrer Aufhebung durch einen Standpunkt *über* beiden herausstellt, und der Erreichung desselben vorangehen mufs. Dies allgemeine Urtheil gilt auch für die in Rede stehende, in dem nämlichen Charakter gehaltene Schrift; und stellt sie, als die letzte, auch das äufserste Moment der Entwickelung der Ansichten des Vfs. über die Natur des Menschen hin. Er selbst sagt in dem Vorwort: „Am Schlufs des 66sten Lebensjahres stehend, noch einmal der ruhigen Beschauung meiner früheren Produkte mich hingebend, strebte ich dahin, die Hauptpunkte meiner in die Psychologie und Philosophie einschlagenden eigenthümlichen Ansichten, so weit sie die geistige Natur betreffen, und der Aufmerksamkeit werth sein dürften, hier nicht nur unter Einen Gesichtspunkt zu stellen, wodurch Einheit und innerer Zusammenhang in sie gebracht würde; sondern, was die Hauptsache sein soll, ihnen durch neu-

gewonnene Ansichten ein durchaus höheres Gepräge aufzudrücken." —

Wer vermifste in diesen Worten das nicht alternde Streben und zugleich die subjective Ueberzeugung des Vfs.: „ohne Furcht vor einem Vorwurfe, das wahre Interesse der Menschheit verkannt zu haben, ihr unter die Augen treten zu können," und für sich die endliche Ruhe in seinen Forschungen gefunden zu haben? —

Ob und in wie fern ihm dies vom objectiven Standpunkte aus in den vorliegenden „Bruckstücken" gelungen sei, ist eine Frage, deren Beantwortung aus dem angedeuteten Charakter aller Schriften, welcher auch für diese gilt, von selbst resultirt.

Den näheren Inhalt betreffend, so umfafst derselbe *vier* Abschnitte: 1) Blicke in das Seelenleben; 2) persönliche Fortdauer des Menschen; 3) das übersinnliche Ich, das sinnliche Ich und die Sinnenwelt; 4) moralische Freiheit und Nothwendigkeit.

Der *erste* Abschnitt ist theils auf äufsere Veranlassung, durch einen Aufsatz des Dr. Blumröder (Friedreich's Magazin, zehntes Heft), welcher, nach Groos, besonders gegen seine Theorie gerichtet ist, theils durch innere theoretische Unruhe entstanden, welche, um einen „wirklichen Schritt vorwärts" zu kommen, an dieser Abhandlung des Hrn. Bl. (die übrigens nicht nach ihrem ganzen Geist, sondern nur nach einzelnen Sätzen beurtheilt ist), sich in die Höhe rankt. — Nachdem Groos in seiner kritischen Weise den „armen Blumröderschen Menschen, d. h. den materialistisch begriffenen und construirten Menschen" näher betrachtet hat, verläfst er ihn, um „uns auf einen höheren universellen Standpunkt, den der Betrachtung des der gesammten Menschheit gemeinschaftlichen zu erheben." — Zu dem Zwecke sammelt er „zuerst Materialien zum Bau", hohlt sie theils aus sich und seinen früheren Schriften, theils, keiner Schule folgend, aus den Schriften des Baron von Keller-Schlaitheim, Fenelon, Epiktet, und „nun wird die Hand ans Werk gelegt." — Als Grundmaterial zu diesem Werke legt er den trefflichen, nur nicht neuen, in seinem „Geist der psychischen Arzneiwissenschaft" geäufserten Gedanken, dafs die Wissenschaften und auch die psychische Arzneiwissenschaft zu einem Ganzen verbunden sind, und einen *generellen*, im Geiste der Philosophie und einen *speciellen*, in den verschiedenen Gegenständen jeder besonderen Wissenschaft ruhenden Charakter haben. Diesen Doppel-Charakter überträgt er hier auf den Menschen selbst, und erkennt demnach in jedem menschlichen Individuum einen innersten, geheimen, generellen oder universellen Genus-Charakter der Menschheit und einen speciellen und individuellen Species-Charakter des Menschen. Eine Unterscheidung, die, „wenn ihn nicht alles täuscht, auf den einzelnen Menschen einen höheren Lichtstrahl werfen und das Lückenhafte in der einseitig organischen, den moralischen Genus-Charakter ignorirenden, und der einseitig moralischen den organischen Species-Charakter ignorirenden Ansicht der psychischen Arzneiwissenschaft zeigen dürfte." —

Ein „*neuer*, *höherer* Charakter" würde durch diesen Gedanken und dessen Folgerungen nur in *dem* Falle dem Menschen „vindicirt," wenn *der* Gedanke, dafs der Mensch *Vernunft* und *Verstand* hat (auf welche Bestimmung mit ihren Folgerungen der Verf. am Ende selber obige Unterscheidung reducirt), — *neu* wäre. Aber zu bedauern ist es, dafs der Vf. begründete Ursache hat, zu glauben, dafs für die einseitigsten Somatiker dieser Gedanke fast neu zu sein scheint, und dafs er befugt ist, selbigen als quasi-neu in Erinnerung zu bringen! — Interessant ist es, das Ringen des Vfs. nach höherer Einigung dieser Doppelnatur in dem Setzen des Verstandes und Ich als „*mediatisirte* Vernunft," als „Nachhall des Urhalls," und in der Erklärung der Entstehung der Seelenkrankheiten aus „zweiter widernatürlicher Brechung des natürlichen, einmal gebrochenen Lichtstrahls" (Verstandes), zu verfolgen. —

Im *zweiten* Abschnitte wird die *persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode* der Kritik unterworfen. Wenn man einerseits der gegenwärtigen tiefen Forschungen von Göschel, J. H. Fichte, Weifse, Fr. Fischer u. a. über diesen Gegenstand, welcher einen neuen Trieb am ewig grünen Baum der Philosophie verkündet, gedenkt, so erscheint, — selbst bei aller Anerkennung der würdig ernsten Gesinnung, über diese letzten und höchsten Interessen der Menschheit eine genügende Klarheit zu gewinnen, — eine nähere Prüfung des hier Gegebenen nicht ganz zuläfsig; und wenn man andererseits erwägt, dafs die *Psychiatrie*, so zu sagen, die persönliche Fortdauer der Seele *vor* dem Tode — sichern soll und mit diesem ihrem Hauptzweck immer noch nicht ins Reine kommen kann, so drängt sich unabweislich der Wunsch auf, dafs Hr. Groos, als vieljähriger Direktor der bedeutendsten Badischen Irrenanstalt, vom jenseitigen zum diesseitigen Zustande der Seele, namentlich im Wahnsinn, sich

mit geläuterter Kraft wende, und aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung Aufschlüsse gebe über die Ursachen und die Heilung des Wahnsinns, in dessen Tiefen übrigens für den philosophisch-gebildeten praktischen Irrenarzt eine ergiebige Quelle der Beweise für die Fortdauer der Seele nach dem Tode fliefst, welche ans Licht zu leiten, dem Irrenarzte von näherem und dem „Psychologen, Philosophen und Criminalisten, so wie jedem gebildeten und denkenden Menschen" von ungewöhnlicherem Interesse sein dürfte, als ein allgemeines, hin und her kreisendes Speculiren über diesen Gegenstand, wenn rings umher die grüne, fette Weide liegt.

Im *dritten Abschnitte*, mit der Ueberschrift: *das übersinnliche Ich, das sinnliche Ich und die Sinnenwelt*, wird wieder der Mittelzustand gesucht. Das „sinnliche Ich" vermag aber nicht den Gegensatz zwischen dem „übersinnlichen Ich" (Idealismus) und der „Sinnenwelt" (Realismus) zu beschwichtigen. Die durch Hinstellung des sinnlichen Ich, als eines Einigungsmoments beider, gewonnene Ruhe ist nur eine äufsere, scheinbare, — ist die Ruhe des Seufzers mitten im Kampfe auf dem Boden des „Labyrinths der Philosophie." Dafs dem so ist, geht daraus hervor, dafs ihm die „Atomenwelt eine unbegriffene Welt von *lauter* Unendlichkeiten" ist, und dafs ihn der „objective Realismus durch den subjectiven Idealismus zur Idee einer unbegreiflichen Welt führt." Das Sandstäubchen ist ihm jetzt ein „bewunderungswürdiges Naturräthsel, ein tiefes Geheimnifs;" er sieht und sucht die Unendlichkeit in der „Theilbarkeit des Sandkörnchens ins Unendliche," und die „zum prosaisch-physischen Ding herabgezogene Natur" erscheint ihm vom „Glanze der Verklärung, vom Nimbus hyperphysischer Heiligkeit umstrahlt." — Ist dies eine Versöhnung des Idealismus und Realismus? — Nein! es ist die Transfiguration, die Verklärung der Materie, die subtilste, transcendentale Sublimation des Endlichen in das Unendliche, es ist die mikrologische Vergeistigung der mikroskopischen Untersuchungen, (vor der sich Naturforscher und Aerzte der Gegenwart zu hüten haben) und führt zum mystischen, in lauter Räthsel, Geheimnisse und *Unendlichkeiten* sich und Alles was da ist verpuffenden *übersinnlich-sinnlichen* Pantheismus! —

Nach den Bemerkungen über die *drei* ersten Abschnitte darf von dem vierten und letzten die Lösung des Dualismus von *Freiheit und Nothwendigkei* nicht erwartet werden. Im allgemeinen gilt von diesem Abschnitt das über den *ersten* gefällte Urtheil, indem die Bezeichnungen von universellem und individuellem Charakter des Menschen, von Urhall und Nachhall (Vernunft und Verstand) als „*religiöser Vernunft-Determinismus*," in Beziehung auf Strafrecht, Zurechnungsfähigkeit u. s. w. zur Anwendung kommen. Ob es ihm mit diesem zusammengesetzten Determinismus, einer weiteren Complication seines früheren Begriffs-Determinismus „gelungen sein dürfte, einem in der moralischen Natur des Menschen wahrhaft gegründeten Strafrechts-Princip auf die Spur gekommen zu sein," überläfst er ruhig dem unparteiischen Urtheil tiefer Rechtsphilosophen, und Ref. mit ihm; theils weil sein Urtheil schon begriffen ist in der Beurtheilung dieser Schrift, theils weil er den Irrenarzt mehr auf fremden Terrain, als auf dem beiden befreundeteren Boden der Psychiatrie antrifft. Nur die Bemerkung finde noch Platz, dafs die aus dem religiösen Vernunft - Determinismus gewonnene Ueberzeugung der „wahren Zurechnungsfähigkeit," das heifst des „*Rechts* der Justiz zu strafen um zu strafen, aber mit Selbstbeschränkung und weiser Mäfsigung, nicht am Leben," ein Fortschritt des geehrten Hrn. Vfs. ist, welcher früher eine andere Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen hat. —

H. Damerow.

LVIII.

Die Gräfin Ulfeld, oder die vierundzwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. Berlin, Veit und Comp. 1834. 2 *Bde.* 288 *und* 216 S. 8.

Man hat Leopold Schefer einen Nachahmer Jean Pauls genannt. Will man einen solchen, eben so leichten als müfsigen Ausspruch des Herkommens auf eine literarische Erscheinung anwenden, so sollte man sich auch an Wielands Wort über Horaz erinnern, der diesen in Bezug auf seine griechischen Vorbilder einen Nachahmer nannte, wie Nachahmer sonst nie zu sein pflegen. Die Verwandtschaftlichkeit mit der ganzen Dichternatur Jean Pauls ist in Schefer nicht in Abrede zu stellen, allein man kann einer Tendenz angehören und trotz einer gewissen Gemeinsamkeit mit andern Geistern in der Rotation um eine allgemeine Sonne, doch seinen Umschwung um die eigne Axe haben und mit gleicher Beharrlichkeit behaupten. Obwohl Jean Paul Richter die ihm eigenthümliche Richtung des deutschen Romans so sehr selbst erschöpft hatte, dafs sich wenig Nachfolger in dieser Sphäre zeigen konnten, so ist die Stimmung seiner Poesie unserem dichterischen Denken und Fühlen doch innerlich so eigen geblieben, dafs sie sich vielleicht in der Geschichte jedes deutschen Individuums als ein Durchgangs-Moment wiederholt. Der „Siebenkäs" ist und bleibt der deutscheste aller deutschen Romane, denn er enthält die ewig lebendigen Leiden und Freuden des überschwänglich vollen, aber thatenscheuen, von der Welt der Wirklichkeiten überall gedrückten und zurückgedrängten, aber immer überfluthenden deutschen Herzens, das, wenn der Thränen nicht genug sind, sich lieber verbluten, als mit dem äufsern Dasein sich völlig in Einklang

setzen könnte. Diese Wunde ist als gegeben im Leben des Deutschen einmal da, sein Innerstes war immer noch etwas anderes als sein Aeufseres. Darum der verzehrende Schmerz und die zerflossene Wehmuth in Jean Paul, und darum auch der Humor, das Auskunftsmittel für die grofse Spaltung des gesammten Daseins.

Diefs ist auch in Schefers Dichtungen der Grundaccord. Auf der dürftigen Scholle der Aermlichkeit, in einem Krähwinkelleben voll kleinlicher Interessen, über welches die ganze Summe des äufseren Ungemachs hereinbricht, zeigt er die unerschöpfliche Fülle und den ungemessenen Reichthum eines grofsen Herzens, das sich aller Herrlichkeit der weiten, schönen Welt entschlägt, um in sich die Dimensionen der Unendlichkeit zu finden, und dem zum äufseren Bedarf der kleine Strohhalm genügt, um den Gott ganz und voll zu durchfühlen und zu begreifen. So sind Schefers sämmtliche Sittengemälde Apotheosen der Armuth, und sein „Ostertag" möchte den Typus abgeben für alles, was er schildert. Seine „Christel" und sein deutscher Schulmeister „Wecker" gucken aus allen seinen Gestalten hervor, und es ist nicht zu leugnen, dafs alle Situationen, die er schildert, Jean-Paulisch empfunden und dargestellt sind. Alles Lob und aller Tadel, der Jean Paul trifft, gilt auch für Schefer, und damit ist denn zugleich ausgesprochen, dafs die plastische Gestaltenbildung, wie sie sich in der Goetheschen Romanpoesie als eine schlanke, gediegene, aller Schlacken sich entwindende edle Metallformation so glänzend erzeugte, den Scheferschen Dichtungen beinahe ganz abgeht. Ein Complex von bestimmt, aber nicht scharf begrenzten Gefühlen und Weltanschauungen mufs bei ihm für Charakterzeichnung hingenommen werden und aus dem schäumenden Wogenrausch seiner tief bewegten Stimmung will die fertige Göttergestalt, die Goethesche Venus Urania, nicht heraufsteigen. Es ist als zitterte dem Dichter, wenn er eine Individualität zeichnen möchte, unaufhörlich die Hand, bei der strömenden Wallung des Pulsschlags fehlt ihm die Ruhe des Meisters, und die behäbige Lust des Sichselbstempfindens und Sichselbstgeniefsens, die dem Künstler noth thut, kommt bei ihm nur seinem Humor, nicht seinem malenden Bildnertalent zugut. Jean Pauls Eigenheiten sind bis in den einzelnsten Nüancen der Wortfärbung, ja Wortstellung, auch Schefer eigen, und der Quintilianische Ausspruch über Seneca: *„vitiis abundat amoenissimis"*, möchte ich dreist auf Jean Paul und auf Schefer anwendbar finden. Beide sind in ihre Seltsamkeiten so verliebt, dafs sie, ohne alle Rücksicht auf ein der Oberwelt angehöriges Publicum, in die verschlungenen Höhlengänge ihrer oft barocken, oft aber wundersam schön und tief gehegten und gepflegten Intuitionen sich weit hinein verirren. Ein Jean-Paulischer Roman ist in der That so vielhöhlig und buntschichtig wie ein Bergwerksbau oder wie das Herz mit seinem ganzen Geäder.

Nichts ist aber in Schefers Novellen *gemacht*, und einem Vorbilde absichtlich oder auch nur unbewufst nachgeformt, alles ist in ihm neu geboren, selbstdurchlebt. Daher der wohlthuende Hauch von Frische und Wärme, der uns aus seinen Dichtungen entgegenströmt und ein Ersatz ist für oft lang anhaltende Unbehaglichkeit, die die Betrachtung seiner willkürlich zerschnittenen und an einander genähten, seltsam durchwirkten Stickereien einflöfst.

Was ihm bei aller möglichst nahen Verwandtschaft mit einem überflügelnden Vordichter noch so viel eigne Anschauung gestattet, möchte wohl in einem vielbewegten Reiseleben seinen Grund haben, an dessen Schätzen Leopold Schefer in stiller Zurückgezogenheit seit Jahren zehrt. Er hat sich lange Zeit in Italien und auf den griechischen Inseln aufgehalten, und weil sein innerer Dichter überall mit ihm ging, so hat er nicht blofs fremdes Local und Costüm, was wenig sagen wollte, sondern auch das nicht-deutsche Herz kennen gelernt und den Conflict der duldenden Menschenseele im Gedränge äufserer Gefahr oft genug mit Glück auch unter entlegenem Himmelsstrich, in seinen Gemälden geschildert. Die griechischen Insulanerinnen in seinem „heimlichen König der Armenier", sein „Madonnenbild" und die Kinder der chinesischen Wunder- und Märchenwelt in seinem „Unsterblichkeitstrank" gehören als einzelne Bruchstücke zu den schönsten Productionen der deutschen Romanpoesie.

Diese originelle Auffassungskraft fremdländischer Situationen mufste ihn zum historischen Roman führen, und einen solchen haben wir an dem obgedachten Werke, mit welchem der Autor zum ersten Male ein gröfseres Ganzes componirte. Seine einmal fest gewordene Eigenthümlichkeit in Auffassung und Darstellung menschlicher Verhältnisse erlaubt es ihm freilich nicht, ein geschichtliches Thema rein, ganz und sicher durchzuführen, so dafs es wie ein geschlossenes Bild in seinem Objectivitätsverlauf vor uns stände. Auch auf entlegenem Grund und Boden und in fernen Zeiten ist das häusliche Leid und die stille Freude des Familienlebens hauptsächlichster Gegenstand seiner Interessen. Wir werden nach Dänemark versetzt, in die Zeiten König Christians IV. und König Friedrichs III. Der Krieg des schwedischen Karl Gustav gegen die dänische Macht zieht mit seinem Tumulte und mit den Friedensintriguen zu Röskild und Copenhagen durch den eigentlichen Romanstoff, der sich in jene Händel vielfach verschlingt. Der Graf Ulfeld, an dessen schwankendes Charakterbild sich die Situationen ziemlich tumultuarisch und unorganisch anschliefsen, wird abwechselnd Verräther und Retter Dänemarks. Christian IV. hinterliefs vierundzwanzig theils eheliche, theils unrechtmäfsige Kinder, und bei der Unsicherheit der eigentlichen Thronerbschaft sucht Ulfeld, als Gemahl einer der königlichen Töchter, seine zweifelhaften Ansprüche geltend zu machen, giebt dem Schweden die Hand zum Bündnisse, wird aber von beiden Theilen preisgegeben und besteigt die ganze Stufenleiter selbstverschuldeten und unverschuldeten Ungemachs. Der Kampf der Aristokraten des Staats gegen die obsiegende Macht der Krone, die auf dem letzten dänischen Reichstage das Zugeständnifs der vollen Souverainetät erringt, macht, bei dem Mangel an einzelnen hervorragenden Gestalten, die Darstellung der Staatsverhältnisse eben so undurchsichtig, als die Angelegenheiten der Menge Königskinder in einem Gewebe von abenteuerlichen Krähwinkeliaden verhüllt bleiben. Aus diesem verworrenen Schauplatze der Leidenschaften aufserhalb und innerhalb des königlichen Hauses schafft sich der Dichter, ohne es auch nur zu unternehmen, jene Wirren zu lösen oder in ihrer Disharmonie klar hinzustellen, so recht ein Terrain für seine eigenste Intention. Es kommt ihm alles darauf an, aus dem sündhaften Gewirre der Welt seine Heldin, die Gräfin Ulfeld, die er mit allem Seelenadel weiblicher Tugend ausstattet, wie eine einzig lichte, siegende Gestalt heraustreten zu lassen. Er hat hier eine Apotheose des Weibes bezweckt und allen Zauber seiner unerschöpflichen Herzensergiefsung darauf verwendet, nach seiner Art eine moderne Alceste zu schildern. Die Liebe zum Gemahl zieht ihr Gemüth mit hinein in die dunklen Räume, wo Hafs und Ruhmsucht, gekränkter Stolz und erbitterte Eitelkeit ihre Plane brütet; die Treue, womit sie an Ulfeld hängt und alle Schmach des Kerkerlebens und der Verbannung an seiner Seite duldet, scheint bis auf einen gewissen Punkt alle Schranken zu übersteigen, die sonst für die zaghafte Tugend des Weibes so festgefugt sind. Zu diesem einen Punkte drängt aber alles hin. Ulfeld macht seinen Sohn zum Mörder an seinem Feinde. Da hört die Treue des Weibes auf, Eleonorens Lebensmuth bricht und sie vereinsamt in sich selber. Ihre Mutterliebe, ihr Leben und Dulden im Gefängnifs, ihr Wiedererscheinen in der Welt, in deren blühenden Frühling sie mit dem Winterschnee der Jahre auf dem gealterten Haupte zurücktritt, sind mit jener überschwänglichen und doch innig zarten Auffassungsweise dargestellt, die aufser Jean Paul nur Schefern eigenthümlich angehört.

Ein humoristischer Arzt, der sich kindisch vor dem Tode fürchtet, aber durch zuthätige Gemüthseligkeit und sprudelnde Laune den Tod überall fortspottet oder ihn Andern mildert, ist eine jener Gestalten, deren Jean Paul eben so wenig als Schefer entbehren kann, um seiner Erzählung die beliebten Interjectionen eines überströmenden Herzens einzuverweben. An die Gruppirung des regellos durch einander geworfenen Stoffes Hand anzulegen, kann nicht weiter Geschäft oder Absicht der Kritik sein.

F. G. Kühne.

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LIX.

Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe, *Königl. Preuss. Geh. Regierungsrath. Mit einer Karte u. s. w. Berlin,* 1834. *bei Th. Chr. Fr. Enslin in* 8.

Das vorliegende Buch darf sich mit vollstem Recht eine lebhafte Theilnahme des Publicums versprechen. Es ist eine historische Quellenschrift, welche sich durch die Wichtigkeit der geschilderten Ereignisse und den Karakter und Standpunct ihres Verfs. den ersten Werken der Art zur Seite stellt. Der deutsche Bearbeiter hat sich mehrere Jahre auf dem Boden der Ereignisse selbst aufgehalten; er hat denselben ohne Zweifel in Bezug auf sie studirt, und eine gründliche Kenntnifs des Gegenstands und der Sprache läfst sich von ihm erwarten. Man braucht die dermalige politische Wichtigkeit von Neu-Spanien und die Rolle, welche diesem Land in einer nicht sehr fernen Zukunft bestimmt sein dürfte, nicht in das Auge zu fassen, um die Berichte, welche Cortez im Laufe seiner Eroberung an Kaiser Carl V. erstattet hat, mit dem gröfsten Interesse zu lesen. Schon bei ihrer ersten Erscheinung, als man die Unternehmung weder in ihrem nächsten Umfang würdigen, noch ihre Bedeutung für die spätern Jahrhunderte ahnen konnte, nahmen sie die ganze Aufmerksamkeit der Mitwelt in Anspruch. Die Eroberung eines grofsen und mächtigen Reichs durch eine Handvoll Abenteurer grenzt so nah' an das Wunderbare, dafs die Poësie vielleicht in der ganzen neuern Geschichte keinen glücklicheren Gegenstand für das Epos finden dürfte. Die Belagerung von Mexico allein schon enthält viele Züge, die an Scenen aus der Iliade erinnern, und selbst die Maschinerie des Heldengedichts liegt ganz fertig in dem Glauben, mit welchem Cortez und seine Waffengenossen gekämpft haben. Nicht für die Eroberungssucht und den Golddurst, sondern für das Christenthum meinten sie diesen Aufwand von Anstrengungen jeder Art zu machen. Sanct Peter und Sanct Jacob von Compostella fochten sichtbar mit in ihren Schlachten; in den zahllosen Reihen ihrer Feinde haben ihnen die höllischen Mächte mit der ganzen Wuth der Verzweiflung entgegen gestanden.

Dieser mythische Nimbus fehlt den Ereignissen allerdings in den Berichten an den Kaiser. Es ist aber merkwürdig, dafs Cortez schon wenige Jahre später seine eigenen Thaten nur durch Wunder erklärbar gefunden hat. Gomara, dessen Werk mit den vorliegenden Berichten und den Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo die einzige Grundlage dieses Abschnitts von Herrera's und von Solis Geschichtsbüchern bildet, erzählt bereits von dem sichtbaren Beistand der himmlischen Mächte in Schlachten, wo so wenige Hunderte gegen so viele Tausende fochten. Er kann seine Nachrichten nur von Cortez persönlich erhalten, oder aus dessen Papieren geschöpft haben; wenn anders der Held nicht selbst Verfasser von Gomara's Werk, oder wenigstens des gröfsten Theils davon gewesen ist: wie ich bei einer passendern Gelegenheit beweisen werde. In seinen amtlichen Berichten hält sich Cortez noch streng auf dem historischen Boden, und seine Thaten sind auch wahrlich an sich schon grofs genug, um jener poëtisch-religiösen Ausschmückungen füglich entbehren zu können.

Das kleine Corps der Eroberer war in der Mitte des März 1519 auf dem Küstenpunct angekommen, von welchem seine Operations-Linie in das Innere von Neu-Spanien auslief. Cortez erstattete seinen ersten Bericht an den Kaiser am 16. Juli desselben Jahres. Dieses wichtige Aktenstück gilt für verloren. Drei andere Berichte vom 30. Octob. 1520, vom 15. Mai 1522 und

vom 15. Octob. 1524 enthalten das Wesentlichste der Ereignisse während des ferneren Laufes seiner Unternehmung. Wie weit diese officiellen Berichterstattungen vollständig sind, und welchen Werth sie für die historische Kritik haben, wird weiterhin zur Sprache kommen.

Der Herr Herausgeber hat schon in seinem Vorworte darauf aufmerksam gemacht, dafs die frühe Erscheinung dieser Berichte im Druck für die „fast übertriebene politische Eifersucht und Geheimnifskrämerei der Zeit und des Landes" auffallend sei. Sie wird sich daraus erklären lassen, dafs sich in Spanien noch kein System für die Verwaltung der neuen Besitzungen gebildet hatte, ja, dafs die Wichtigkeit derselben überhaupt noch bei weitem nicht erkannt war. Die drei Berichte, welche vor uns liegen, wurden, bald nach ihrer Ankunft in Spanien, 1520, 1522 und 1525 durch unsern Landsmann Kronberger zu Sevilla im Drucke bekannt gemacht. Hr. Geheimer. Koppe scheint dies in Beziehung auf den 3ten resp. 4ten Bericht zu bezweifeln. Indefs nimmt es Leon-Pinelo so an, und man wird es dem fleifsigen Sammler wohl glauben dürfen. Schon von 1524 an folgten nacheinander lateinische Uebersetzungen derselben, die in Nürnberg, Cöln und Basel einzeln und zusammengedruckt herauskamen. Am verbreitetsten ist die Ausgabe derselben in dem Herwag'schen Druck: *novus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum etc. Basil.* 1555. *fol.* welche mehrere ähnliche Schriften über die Entdeckungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts enthält. Pinelo spricht sogar von einer deutschen Uebersetzung dieser Berichte. Es kann nicht die Stapfer'sche sein, welche 1779 zu Heidelberg erschienen ist; denn Pinelo's Werk kam schon 1738 heraus. Ich habe die Angabe nicht näher prüfen können, vermuthe aber, dafs die umfassenden Sammlungen der Brüder de Bry diese Uebersetzung enthalten, wenn es anders mit derselben seine Richtigkeit hat.

Alsdann wären zwei deutsche Uebersetzungen gewonnen, statt der Einen, deren Nichtkenntnifs allein schon dem Verf. dieses Werks zum Vorwurfe gemacht worden ist. Man hätte bedenken sollen, dafs seine Uebersetzung jenseits des Oceans ausgearbeitet wurde. Aufserdem hat die Stapfer'sche Uebersetzung auch so wenig Werth, dafs sie eine andre Uebersetzung nicht nur nicht überflüssig, sondern selbst nöthig machte. Wenige Worte mögen zum Beweise hinreichen.

Im nämlichen Jahre mit dieser deutschen Uebersetzung erschien eine französische von dem Grafen von Flavigny. (*Correspondance de Ferd. Cortes avec l'empereur Charles Quint sur la conquête du Mexique etc. en Suisse* 1779. 8.). Welcher Zusammenhang zwischen den Verfassern beider Uebersetzungen sein mochte, so viel läfst sich kaum bezweifeln, dafs die deutsche nicht nach dem spanischen Original, sondern nach der französischen Uebersetzung bearbeitet worden ist. Es wird nur eines einzigen Zuges bedürfen, um dies zur Gewifsheit zu erheben. Im 1sten Band S. 171 ist die Stelle der Urschrift: *i como lo, que de mi ida sabia, era por lengua de los Indios, i no mi hallò, crejò, que le burlaban*, in folgenden Worten wiedergegeben: „da „er . . mich nicht fand, so glaubte er, dafs ihn die In„dianer, die ihn davon benachrichtiget, *gespielt* hätten." Man braucht die französische Uebersetzung nicht nachzuschlagen; der erste Blick ergibt, dafs sie entweder: *qu'ils s'étaient joué de lui*, oder vielmehr *qu'ils l'avaient joué* haben mufs. Nach dieser einzigen Probe wird man die ganze Arbeit würdigen können. Allerdings lieset sie sich leichter weg, als die neuste Uebersetzung; aber sie hat auch alle übrigen Gebrechen der französischen Uebersetzungen. Der Geist des Originals ist verwischt; die feineren Züge sind verloren gegangen und die Schwierigkeiten übersprungen. Alles ist verflacht, und die ganze Arbeit für einen wissenschaftlichen Gebrauch völlig unnütz.

Die spanischen Original-Ausgaben der einzelnen Berichte sind sehr selten geworden, und man darf sich billig wundern, sie erst im Jahr 1749 zusammengedruckt zu finden. Es ist in der Sammlung geschehen, welche der Rath von Castilien, Don Andr. Gonz. Barcia unter dem Titel: *historiadores primitivos de las Indias occidentales* in drei Bänden zu Madrid veranstaltet hat; einem Werke, dem gröfsere Vollständigkeit und die Beigabe eines kritischen Apparats sehr zu wünschen wäre. Es ist überhaupt auffallend, dafs die Glanz-Periode der spanischen Geschichte noch so wenige Bearbeiter in Spanien selbst gefunden hat. In neuern Zeiten wurde freilich ein sehr bedeutender Anfang durch Munoz gemacht; aber das treffliche Werk ist durch den frühen Tod seines Verfs. schon mit dem ersten Band abgebrochen worden. Navarrete hat wenigstens seine Vorarbeiten benutzt; so viel ich weifs ist aber seine Sammlung noch nicht bis in die Periode von Cortez vorgerückt. Nach Barcia veranstaltete Lorenzana, der Erz-

bischof von Mexico und nachherige Cardinal-Erzbischof von Toledo, einen besondern Abdruck der drei Berichte in Mexico selbst. Leider läſst sich auch von dieser Ausgabe nicht viel rühmen. Der Text hätte vielleicht nach Urschriften revidirt werden können. Die Anmerkungen sind gröſstentheils unbedeutend, und die Beigaben verrathen weder Tiefe der Forschung, noch Schärfe der Kritik. Ein Mann, wie der Erzbischof von Mexico, dem alle Bibliotheken und Archive zugänglicher waren, als jedem Andern, hätte noch manches wichtige Actenstück für die Geschichte der Eroberung auffinden können. Es ist nichts Erhebliches durch ihn geschehen; selbst die Bekanntmachung von Cortez Testament blieb dem groſsen deutschen Reisenden übrig, und seine Nachfolger in Alt- und Neu-Spanien finden hier noch Vieles zu thun. Ich will mich nur auf einige Andeutungen beschränken.

Zuerst muſs man die Hoffnung nicht aufgeben, den ersten Bericht von Cortez vom 16. Juli 1519 wieder aufzufinden. Daſs dieses Actenstück nach Spanien gekommen ist, unterliegt keinem Zweifel, und Pinelo befindet sich im Irrthum, wenn er meint, daſs es dem Alonso von Avila durch den französischen Corsaren, Jean Florin, abgenommen worden sei. Cortez sandte mit diesem Bericht den Al. Hern. Puertocarrero und den Francisco von Montejo nach Spanien, und nicht den Alonso von Avila. Beide langten glücklich daselbst an, und übergaben ihre Papiere mit den ersten Proben mexikanischer Reichthümer und Kunst-Arbeiten dem Don Juan Rodriguez von Fonseca, Bischof von Burgos und Erzbischof von Rosano, welcher seit den ersten Zeiten der Entdeckung der neuen Welt an der Spitze der indischen Angelegenheiten gestanden. Ein eigenes Schicksal hat diesen Mann zum Beschützer aller Mittelmäſsigkeiten und zum Verfolger der gröſsten Verdienste gemacht. Wie er Colon das Leben verbittert, so erschwerte er auch Cortez seine Unternehmung auf jede Weise, bis er endlich an dem Glanze der Thaten des glücklichen Eroberers und vielleicht noch mehr an den reichen Geschenken scheiterte, welche derselbe an die bedeutendsten Umgebungen Carls V. vertheilen lieſs. Cortez Vater und seine übrigen Geschäftsleute beschuldigten Fonseca'n vor dem Kaiser selbst, er habe den ersten Bericht von Cortez unterschlagen. Nur ein unbedeutender Theil der kostbaren Beigaben desselben sei an den Monarchen abgeliefert, und dieser überhaupt durch eine ganz falsche Darstellung der Vorgänge in Neu-Spanien getäuscht worden. Dergleichen Anklagen haben sich manchmal durch spätere Entdeckungen als unrichtig erwiesen, und leicht mag auch die verlorene Urkunde sich in den Archiven von Sevilla wieder finden. Sollte aber auch der Original-Bericht von Cortez wirklich jenes Schicksal gehabt haben, so weiſs man doch aus andern Quellen, und nahmentlich der wichtigsten unter allen, den Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, daſs Cortez Abschriften dieses Berichts auch in andern Richtungen verbreitet hat. Ohne Zweifel hatte er eine solche seinem Vater geschickt, welcher für seine Interessen in Spanien sehr thätig war. Vielleicht liegt noch eine Ausfertigung in den Archiven von Gent, Antwerpen oder Brüssel verborgen; wenigstens befand sich Carl V. zur Zeit, da der erste Bericht einging, in den Niederlanden. Auch die Archive der Hieronymiten-Klöster in Spanien, und nahmentlich des Madrider, dürften nicht ohne einige Hoffnung des Erfolges zu durchforschen sein; indem Cortez, um sich der Abhängigkeit von dem Statthalter von Cuba zu entziehen, sich von Anfang an unter die Commission von Gliedern dieses Ordens gestellt, welche der Cardinal Ximenes auf der Insel St. Domingo zur obern Leitung der spanischen Statthalter niedergesetzt hatte. Es ist wohl anzunehmen, daſs diese Mönche, welche Cortez mit allem Nachdruck beschützten, ihren spanischen Ordensbrüdern von den Erfolgen der groſsen Unternehmung Nachricht gegeben, die unter ihren Auspizien einen so glücklichen Fortgang gewonnen hatte.

So viel bleibt gewiſs, daſs der erste Bericht nicht durch Alonso von Avila nach Frankreich gekommen ist. Die Sendung dieses Mannes hatte erst im Jahr 1521 Statt. Er ging am 20. Dec. zu Veracruz unter Segel, und rettete wenigstens alle seine Briefschaften. An diesen war dem Corsaren nichts gelegen; desto mehr an den reichen Geschenken, welche Avila überbringen sollte. Bernal Diaz (cap. 167.) bemerkt ausdrücklich, daſs Cortez Vater und Verwandte Mittel gefunden, sich die Papiere desselben aus Frankreich, wo er einige Jahre gefangen gehalten wurde, zu verschaffen, und sie dem Kaiser einzuhändigen. Diese Papiere fehlen gleichfalls; sie werden sich aber wahrscheinlich in den Archiven von Simancas finden; nur muſs man sich die Mühe des Suchens nicht verdrieſsen lassen. Dieses Archiv ist erst später gebildet worden, und die, von so vielen Seiten

herbeigeschafften Papiere befinden sich schwerlich in der besten Ordnung.

Cortez hat überhaupt in der Periode, welche die erhaltenen drei Schreiben umfafst, also bis zum 15. Octob. 1824, noch andere Berichte, wenn auch nicht gerade an den Kaiser, doch an seine Behörden erstattet. Ich habe bereits den Bericht angeführt, mit welchem Al. von Avila 1521 nach Spanien gegangen ist. Dieser Offizier war früher schon in einer ähnlichen Sendung an die Hieronymiten-Brüder nach St. Domingo geschickt worden. Späterhin müssen zahlreiche andere Bericht-Erstattungen erfolgt sein. Die, in dem eroberten Lande zu treffenden, Einrichtungen machten häufigere Instructions-Einholung bei dem Kaiser nöthig, und der Erzbischof Fonseca, welcher von den Geschäften entfernt war, konnte diesen Briefwechsel nicht mehr veruntreuen.

Uebrigens finden sich noch weitere Spuren von Briefen, welche Cortez über seine Unternehmung geschrieben. Nahmentlich ist dies in den Jahren 1527 oder 1528 von Spanien aus, wo er sich gerade befand, an den Pabst Clemens VII., und früher schon an den römischen König Ferdinand geschehen. Die Archive zu Wien, Venedig und Rom müssen darüber Manches enthalten. Es ist nicht denkbar, dafs die diplomatischen Agenten jener Zeit, und insbesondere die thätigsten unter ihnen, die römischen und venetianischen, ihren Regierungen nicht Alles mitgetheilt haben, was über die neue Welt bekannt wurde; ja, man darf glauben, dafs Carl V. selbst den verwandten und befreundeten Höfen Nachricht von diesen merkwürdigen Begebenheiten ertheilt habe, besonders da ihre politische Wichtigkeit noch nicht erkannt war. Eine Sammlung aller dieser Stücke würde ein interessantes und verdienstliches Werk sein, und nach dem, was in neuern Zeiten von Genua und von Madrid aus für Colons Geschichte geschehen ist, darf man die Hoffnung auf eine ähnliche Sammlung für Cortez Thaten nicht fahren lassen.

Es wäre überhaupt Zeit, dafs dem Alterthum und der Geschichte von Mexico ein gründliches Studium zugewendet würde. Wenigstens dürfte nur auf diesem Wege Licht in die Urgeschichte von Amerika zu bringen sein. Selbst die gedruckten Werke sind noch wenig, oder gar nicht benutzt. Ich mufs dies nahmentlich von Bernal Diaz del Castillo und von dem Franziskaner-Provincial Torquemada behaupten. Jener hat die Wichtigkeit, dafs er alle Feldzüge des Cortez als einer seiner besten Soldaten mitgemacht hat. Seine schlichte Erzählung stellt das lebendigste Bild der Zeit und der Ereignisse dar; seine Wahrheitsliebe, seine Unbefangenheit und seine Freiheit von Vorurtheilen erheben ihn selbst über seinen glücklichen Heerführer. Dafs Torquemada's Werk so wenig benutzt worden ist, mag wohl sein Titel verschulden. Er lautet auch allerdings sonderbar genug: *libros rituales y monarquia indiana con el origen y guerra de las Indias occidentales, de sus poblaciones, descubrimientos y conquistas, conversion y otras cosas maravillosas.* Sevilla 1615, und wieder aufgelegt und vollständiger abgedruckt zu Madrid im Jahr 1730 in drei Foliobänden. Schwerlich ist unter den ältern Werken ein reicheres für die Alterthümer und die frühere Geschichte von Neu-Spanien. Dieser Mann befand sich als Mitglied des verbreitetsten Mönchs-Ordens in einer, für seine Forschungen überaus günstigen, Lage. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Neu-Spanien gekommen, hat er funfzig Jahre lang in dem Lande selbst in der umfassendsten Wirksamkeit gelebt, und die historischen Denkmale desselben in seinen hieroglyphischen Mahlereien, in den Volks-Traditionen und in den Schriften aller seiner Vorgänger studirt, und sich besonders genau mit den Sprachen des Landes bekannt gemacht. Als dieser Mann nach Neu-Spanien kam, beschäftigten sich die Mönche seines Ordens überhaupt viel mit dem Studium der mexikanischen Sprachen und Alterthümer. Das Franzikaner-Collegium von Santa-Cruz, in welchem dazumal immer 250—300 Söhne aus den bedeutendsten indianischen Familien des Landes ihre Bildung erhielten, scheint vorzugsweise der Sitz dieser verdienstvollen Thätigkeit gewesen zu sein. Der Bruder Bernardino von Sahagun, welcher schon 1529 nach Neu-Spanien gekommen war, und 1590 in Mexico gestorben ist, galt zu seiner Zeit für den tiefsten Kenner der mexikanischen Sprachen. Sein historisch-antiquarisches Hauptwerk, welches man lange für verloren geachtet, ist im Jahr 1829 zu Mexico im Druck erschienen; aber seine Sammlungen mexikanischer Gesänge und sein Wörterbuch in drei Sprachen, der mexikanischen, spanischen und lateinischen, so wie eine Reihe anderer Schriften, unter denen auch eine *doctrina para medicos*, wegen ihrer eigenthümlichen Richtung, Aufmerksamkeit verdienen dürfte, liegen noch in den Kloster-Bibliotheken handschriftlich begraben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez, an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe.

(Fortsetzung).

Torquemada, welcher aufrichtig gesteht, dafs er den Schriften des Bruders Bernardino und des Bruders Torribio Motolinia am meisten verdanke, führt noch andere Mitglieder jenes Collegiums von Santa Cruz als vorzügliche Kenner der mexikanischen Sprachen an, wie die Brüder Arnaldo von Bussacio, Andres von Olmo, Juan von Gaona und Francisco von Bustamente. Der Bedeutendste aufser dem Fra Bernardino war der schon genannte Bruder Torribio Motolinia, oder von Benavente, wie er eigentlich hiefs *). Er war schon bei Cortez Eroberungs-Zügen, wurde später Guardian des Franziskaner-Klosters von Tlaxcallan, und scheint sich, aufser jenen Forschungen, wie so viele Mönche seines Ordens, das Wohl der Indianer besonders zu Herzen genommen zu haben. Seine Landsleute rühmen von ihm, dafs er über 400,000 Indianer getauft habe. Man kann es glauben, wenn man bei Gomara lieset, dafs zween Geistliche einmal an Einem Tage zu Sochimilco 15000 Menschen die heil. Taufe gegeben. Sein Werk: *de moribus Indorum* verdient eine besondere Beachtung von denjenigen, welche die spanischen und amerikanischen Bibliotheken zu durchforschen Gelegenheit haben. Die Urgeschichte des neuen Continents mufs besonders durch die Civilisations-Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner Licht erhalten.

*) Die Mexikaner sollen sich lange nicht in das armselige Aussehen der spanischen Mönche haben finden können, und bei ihrem Anblick: Armer Mann! Armer Mann! ausgerufen haben. Als man dem Br. Torribio diesen Ausruf erklärte, sprach er: so mag das Wort (Motolinia) mein Nahme bleiben. — Uebrigens habe ich diesen Geistlichen auch als Guardian des Franziskaner-Klosters zu Texcuco und als Stifter eines Klosters in Atlixo gefunden. Männer von besonderer Brauchbarkeit werden in neuen Verwaltungen auch wirklich von den verschiedensten Seiten in Anspruch genommen.

In dieser Beziehung darf den gelehrten Reisenden empfohlen werden, auf zwei andere Schriften zu achten, die noch handschriftlich zu finden sein müssen. Die eine hat die Urgeschichte von Mexico zum Gegenstand und den Jesuiten Johann von Tovar zum Verfasser. Sie wurde auf Befehl des Vicekönigs Don Martin Enriquez, welcher von 1568 bis gegen 1580 Neu-Spanien regierte, ausgearbeitet, und soll die genausten und tiefsten Nachforschungen über den Gegenstand enthalten. Die andere ist von dem Licenciaten Marco Polo Ondeguardo, und handelt von den gottesdienstlichen und politischen Alterthümern Perus. Beide Schriften sind zwar von Acosta benutzt worden; aber der Reichthum seines Werks und der Mangel an Kritik, welcher in demselben sichtbar ist, machen nur um so begieriger auf die Quellen desselben. Leichter wird zu den Handschriften des Pedro de los Rios in der vatikanischen Bibliothek und des Jesuiten Fabrega in der vormaligen Sammlung des Cardinals Borgia, und nun wahrscheinlich in dem Bourbon'schen Museum zu Neapel, zu gelangen sein *). Eine reiche Fundgrube von Sitten, Traditionen u. dgl. bilden die Verhandlungen der amerikanischen Provincial-Concilien, die zum Theil gedruckt, aber immer noch selten genug, zwar von Robertson angeführt, aber schwerlich nach Mafsgabe des heutigen Standpunkts der historischen Wissenschaften benutzt sind. Was nur handschriftlich existirt, wird sich am leichtesten in Rom finden. Endlich mögen auch die

*) Der Freiherr Alex. von Humboldt, der zuerst auf diese Schriften aufmerksam gemacht hat, gibt ersteres als die no. 3738 der anonymen Handschriften der vaticanischen Bibliothek an.

Verhandlungen der verschiedenen Commissionen, welche Carl V. schon für die Untersuchung des Zustands der Indianer und des Antheils von Menschenrechten, welcher ihnen gebühre, angeordnet hat, nahmentlich der, im Jahr 1529 zu Barcelona versammelten, wichtige Materialien enthalten; schon die gedruckten Controvers-Schriften gewähren manche schätzbare Ausbente. Diese Versammlungen bestanden grofsentheils aus Männern, denen der Zustand der neuen Länder aus eigener Anschauung und Mitwirkung bei der Eroberung und Verwaltung derselben bekannt war.

Für den nächsten Zweck des vorliegenden Werks aber mögen sich diejenigen, welche nach Neu-Spanien kommen, die Werke empfohlen sein lassen, welche von Eingebornen während und kurz nach der Wendung des Schicksals ihres Vaterlands zum Theil in der Landessprache selbst abgefafst sind. Clavigero, und vor ihm die Mönche, Fra Bernardino von Sahagun, Fra Torribio Motolinia und Torquemada, haben dieselben zwar grofsentheils benutzt, die Hauptsache wäre jedoch, sie durch den Druck, oder durch Abschriften für grofse Bibliotheken, wie die hiesige, den linguistischen und antiquarisch-historischen Forschungen unmittelbar zugänglich zu machen. Man findet sie bei Clavigero genannt; es ist aber Jedem zu rathen, der diesen Schriftsteller wissenschaftlich benutzt, das Original zu gebrauchen, da die deutsche Uebersetzung, welche wir haben, nach einer englischen Uebersetzung gemacht ist. Von einem dieser Schriftsteller, einem Prinzen aus dem Stamme der Könige von Acolhuacan, Ixtlilxuchitl seines indianischen, und Fernando de Alva seines spanischen Nahmens, ist gleichfalls zu Mexico eine Probe erschienen *). Der Wichtigste für die Geschichte der Eroberung dürfte der Tlaxcaltekische Geschichtschreiber und Zeitgenosse der Eroberer, Diego Muñoz Camargo, sein, der sein Werk noch während des Eroberungskriegs selbst in sechs Bänden und in der Sprache seines Vaterlands verfafst hat. Torquemada, welcher gleichfalls die Werke der Eingebornen anführt, sagt ausdrücklich von ihren Verfassern, sie hätten mehr Kenntnifs der Geschichte besessen, als ihre Söhne, die nichts mehr davon wüfsten *). Wahrscheinlich sind alle diese und noch mehrere andere Werke in der Sammlung enthalten, welche schon der Vicekönig, Graf von Revilla Gigedo (von 1746 bis 1755) veranstalten liefs. Auch hier war es ein Franziskaner-Mönch, der Fra Manuel de la Vega, welcher 32 Foliobände Materialien für die Geschichte von Neu-Spanien zusammengebracht hat. Eine Abschrift derselben kam noch unter dem Ministerium des Herzogs von Alcudia (des nachherigen Friedensfürsten), nach Spanien, und mufs in den Canzleien des Staats-Secretariats zu Madrid liegen. — Ein anderes Exemplar ist in Mexico geblieben, und aus demselben nahmentlich das zuvor angeführte Werk des Prinzen Ixtlilxuchitl abgedruckt worden.

*) *Horribles crueldades de los conquistadores de Mexico y de los Indios, que los auxiliaron etc. memoria escrita por D. Fern. de Alva Ixtlilxuchitl, publ. por C. M. de Bustamente. Mexico* 1829. 8.

Die Leser der Jahrbücher werden es mit Nachsicht aufnehmen, dafs dieser Anlafs zu einem so weitläuftigen Excurse benutzt worden ist. Das Mittel, dergleichen Resultate von Special-Studien in die Hände der Wenigen zu bringen, für die sie Wichtigkeit haben, sollte vor allen andern den wissenschaftlichen Zeitschriften vorbehalten bleiben. Um so dringender ist es nun, dem Werke selbst nahe zu treten, welches die Gelegenheit dazu gegeben hat.

Der Hr. Verf. versichert in seiner Vorrede, dafs es sein eifriges Bestreben gewesen sei, „das Original in Materie und Geist, Wesen und Form so treu wiederzugeben, als die Verschiedenheit beider Sprachen gestatte." Er hat diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfang gelöst; schwerlich werden es ihm jedoch alle seine Leser Dank wissen. Bei Büchern, in welchen Form und Styl nicht zu den Haupt-Bedingungen gehören, wie bei poëtischen und historischen Kunstwerken, kann man hierin leicht zu weit gehen. In Amts-Berichten sind Klarheit, Ordnung und Bestimmtheit die Hauptsache. Nie darf der Karakter der eigenen Sprache dem der fremden aufgeopfert werden. Dieses scheint hier zuweilen geschehen, und der Perioden-Bau überhaupt mehr der spanische geblieben, als ein deutscher geworden

*) Mon. Ind. lib. II. c. 42. u. 55. der Ausgabe von 1730. Man mufs sich durch die Jahrszahlen dieser zweiten Ausgabe des Werks nicht irren lassen. Man citirt auch eine von 1723, und das Exemplar, welches ich gebraucht habe, führt diese Zahl; die Vorrede ist aber vom 20. Januar 1725 datirt. Schwerlich gibt es jedoch eine andre Ausgabe dieses Werks, als die von Sevilla 1615, und die von 1723 oder 1730, welche weit vollständiger ist, als jene.

den zu sein. Nur wenige Stellen mögen zum Beweise dienen. S. 6 heifst es: „wie ich von einem grofsen Herrn Kunde erhalten, der sich Muteczuma nenne; wovon die Eingebornen des Landes mir erzählt, dafs er sich in selbigem befinde" u. s. w. S. 18 „giebt es denn, wer nicht Vasall von Muteczuma sei?" „warum nicht lieber: „wer ist denn nicht des M. Unterthan?" S. 23 „Und nach ihrem Abzug kamen gewisse Abgesandte, welche es zu sein versicherten von den Häuptern der gedachten Provinz" u. s. w.

Inzwischen darf nicht verhehlt werden, dafs diese Treue für diejenigen, welche die Uebersetzung zu einem wissenschaftlichen Zwecke benutzen wollen, einen Werth hat, den sie schwerlich gegen alle Eleganz einer andern Behandlung hingeben würden. In den Augen eines grofsen Theils anderer Leser mag auch der alterthümliche Ton der Urschrift, welcher auf diese Weise besser erhalten ist, einen grofsen Vorzug haben. Gewifs läfst sich nicht in Abrede stellen, dafs bei jeder andern Uebersetzungsweise der eigenthümliche Karakter des Werks mehr oder weniger in Gefahr gekommen sein würde.

Ohne bei einzelnen Ausstellungen, wozu die in der Hauptsache sehr gelungene Uebersetzung nur wenig Veranlassung darbietet, zu verweilen, beschränke ich mich auf zwei weitere Bemerkungen, welche die ganze Behandlung des Werks betreffen, und schliefse sodann mit einigen Andeutungen über den Werth, den die Berichte von Cortez als Quellenschrift für die Geschichte haben dürften.

Der Hr. Verf. hat die Nahmen der Orte und Personen beibehalten, wie sie in Cortez Amts-Berichten stehen. Meistens geben die Anmerkungen die nöthige Berichtigung; denn die Nahmen können unmöglich schlimmer entstellt werden, als es durch den spanischen Eroberer geschehen ist. Diese Berichtigungen sind nach den Anmerkungen des Cardinals Lorenzana gegeben; inzwischen ermangeln solche nicht nur der Vollständigkeit, sondern sie lassen auch zuweilen ihre Richtigkeit bezweifeln. Indem fast jeder Geschichtschreiber hierin seine eigene Weise befolgt hat, erscheint die Uebereinstimmung nur um so wünschenswerther. Den frühsten Geschichts-Quellen, wie Cortez, Bernal Diaz del Castillo und Gomara, zu folgen, möchte nicht räthlich sein. Die beiden Ersten nahmen es als Soldaten mit dergleichen Dingen nicht genau, und Gomara arbeitete nach Cortez Papieren. Vielleicht wäre es am besten, in der Rechtschreibung der Nahmen dem Pater Torquemada zu folgen. Dieser Geistliche verdient nach dem, was oben über ihn bemerkt worden ist, am meisten Zutrauen in solchen Dingen; auch erkennt man in seinem Werk, dafs er hierin mit Ueberlegung und nach Grundsätzen verfahren ist. Danach würde auch Lorenzana zu verbessern, und z. B. statt Muteczuma, Motecuçuma; st. Cempoalla, Cempohuatlan; st. Tlascala, Tlaxcallan; st. Guaxocingo, Huexotzinco; st. Tacuba, Tlacupa; st. Otumba, Otumpan zu schreiben sein. Hat Lorenzana auch gleich die heutige Schreibung der Ortsnahmen, so ist diese doch in der Regel eine verdorbene Aussprache des ältesten Worts; und gerade auf die Genauigkeit dieser Nahmen, wie sie zur Zeit der Entdeckung lauteten, wird späterhin, wenn die Urgeschichte des Landes näher erforscht sein wird, sehr viel ankommen.

Was sodann überhaupt die Anmerkungen des Cardinals Lorenzana betrifft, so erscheinen sie für einen Mann von seinen Hülfsmitteln allerdings sehr dürftig; dennoch gibt ihnen der Standpunkt ihres Verfs. zuweilen einen besondern Werth. Insofern schon wäre es gut gewesen, wenn der Hr. Uebersetzer seine eigenen Anmerkungen von denen des Cardinals unterschieden hätte. Man begreift aber auch nicht immer, warum manche schätzbare Bemerkung des Letztern abgekürzt oder gar weggelassen ist, ohne immer durch eine andere ersetzt zu werden. So S. 45 Anm. 2. S. 47 Anm. 2. S. 56 Anm. 2. S. 57 S. 58 Anm. 2. S. 64 Anm. 1. u. 2. S. 75, S. 76, S. 79 Anm. 1. u. a. m. Ja, selbst die Anm. 1. S. 103, als karakteristisch für den Bildungsgrad eines so hochgestellten Geistlichen, vermifst man ungern. Dafür hat der Hr. Uebers. das Werk mit manchen willkommenen Bemerkungen aus seiner autoptischen Kenntnifs des Landes ausgestattet, und wenn er viele Noten von Lorenzana weggelassen, so war es nur, weil er seinen eigenen Standpunkt, als Kenner des Bodens, mit dem seiner europäischen Leser verwechselt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

LX.

J. A. Vullers Fragmente über die Religion Zoroasters, aus dem Persischen übersetzt. Bonn 1831. 8.
History of the early kings of Persia from Kaiomars the first of the Peshdadian dynasty to the conquest of Iran by Alexander the Great, translated from the original Persian of Mirkhond with notes and illustrations by David Shea. London 1832. 8.

Das Parsische Alterthum, dessen Religion durch ihren eigenthümlichen Reiz in den neuern Zeiten vornehmlich dazu bei-

getragen hat die Aufmerksamkeit der europäischen Kulturwelt auf diesen fast gänzlich verschollenen Bildungszustand der Menschheit in der altorientalischen Welt zurückzulenken, hat seit kurzem durch lehrreiche Untersuchungen nach seinen politischen und intellektuellen Verhältnissen so manche Erläuterungen erhalten, dafs es in der That zum Bedürfnifs geworden ist, auch einmal die Sagen des jüngern Orients über das altorientalische Weltreich West-Asiens in genügendem Zusammenhange und Ausführlichkeit kennen zu lernen. Dieser Wunsch ist auch durch die seit 1828 gestiftete Londner Societät zur Uebersetzung orientalischer Werke befriedigt, und das Werk des berühmten neuern persischen Geschichtschreibers Mirkhond aus den letzten Zeiten des Mittelalters, dessen Anzeige wir mit dem schon etwas früher erschienenen Werke Vullers über die Persische Religion verbinden, mufs als eine wesentliche Bereicherung zur Kunde des alten Persischen Orients betrachtet werden. Die feindliche Spaltung und die Kämpfe der Völker von Jran und Turan, die sich durch die ganze altorientalische Geschichte hindurchziehen, und die Verbreitung der umgestalteten reformirten Lichtreligion der Iranier durch Zerduscht sind unstreitig die Hauptpunkte, die hier in Betracht kommen. Schon der Verf. der erstern Schrift hat in dieser Beziehung interessante Beiträge geliefert. Denn aufser einer aus dem Persischen übersetzten Abhandlung über das Leben des Persischen Homers, Ferdusi, und einer kleinen Schrift über die 21 Nosk, in welche Zerduscht seinen Zendavesta eingetheilt haben soll, erhalten wir hier wichtige Auszüge aus dem Schah Nameh, die sich auf Zoroaster und auf die Stiftung und Verbreitung seiner Religion beziehen. Guschtasb und Ardschasb sind die beiden Könige von Jran und Turan oder des irdischen Licht- und Schattenreiches, die sich beide feindselig gegenüberstehen und blutig bekämpfen, obschon sie von einem gemeinschaftlichen Stammvater Feridun abstammen, unter dessen Söhnen Iredsch und Tur die grofse Spaltung der Völker vor sich ging, gleich wie Ormuzd und Ahriman beide gleichmäfsig aus dem reinen Aether des Zervane Akerene hervorgegangen sind, aber in der Welt der Wirklichkeit sich auf ewig feindlich gegenüberstehen. Unter Guschtasb war es, dafs Zerduscht auftrat, und dadurch, dafs er den König für den Feuerkultus gewann und ihn zur Ausbreitung des Zendavesta über alle Länder der Erde vermochte, die blutige Fehde mit Turan um so heftiger erregte. Zur Erläuterung dieses wichtigen Abschnitts hat der Verf. lehrreiche Anmerkungen zugefügt, in welchen auch die von Andern schon aufgefafste Ansicht bestätigt wird, dafs Guschtasb mit dem Darius Hystaspis der Griechen zusammenfalle, besonders da dieser Name jemanden bedeute, dessen Pferd gewichert habe. Dadurch wird allerdings Herodots Erzählung von der Erhebung des Darius Hystaspis auf den persischen Thron vollkommen bestätigt, aber auch zugleich seine andere Angabe verworfen, dafs Darius Vater Hystaspes aus dem Stamme der Achaemeniden geheifsen habe. In Mirkhonds Werke finden wir nun ein vollständiges Gemählde von der mythisch politischen und religiösen Entwickelung des alten Iranischen Reiches von Kajomars an bis auf den berühmten Iskander, mit dem in der That auch der alte einfache Orient in der Form seiner Unmittelbarkeit abgeschlossen ist. Freilich stimmen die Berichte des neuern Orients über die beiden alten Parsischen Dynastien der Pischdadier und Kaianier wenig mit den Angaben der Griechen, die als zum Theil gleichzeitige Autoren den Vorzug verdienen möchten, indessen sind doch diese Berichte, wie sie sich traditionell erhalten haben, von unschätzbarem Werthe, um so mehr als sie vielfach mit den eigenen Angaben der Parsen in ihren heiligen Schriften übereinstimmen. Im allgemeinen mufs man gestehen, dafs man noch immer ein ziemlich treues und reines Bild von dem ursprünglichen Zustande der altorientalischen und besonders parsischen Welt erhält, doch kann man auf der andern Seite auch nicht verkennen, dafs es ein Muhamedaner ist, der uns diese Berichte über das alte dem Lichtkultus ergebene Iranische Reich mittheilt. Als rechtgläubigem Moslem sind ihm die Iranischen Guebern (Kafern) ein Gräuel, die muhamedanische Brille, durch welche er alle diese Verhältnisse betrachtet, läfst sich überall erkennen, und wohl nur der Pietät gegen seine berühmten wenn gleich in der Religion irrenden Ahnen und Vorfahren ist es zuzuschreiben, dafs er es unternommen hat, ein so grofses Werk über ihre Thaten und Leben zu schreiben ohne zu ermüden. Unter den Pischdadiern sind besonders von Interesse die Abschnitte über Dschemschid, der sonst gewöhnlich für den ersten König des Iranischen Volksstammes betrachtet und für denselben mit dem von den Griechen genannten Achaemenes gehalten wird, ferner über Feridun, den Vater des Selm, Tur und Iredsch, über Minotschehr und Afrasiab. Unter den Kaianiern treten vornehmlich hervor die Könige Kai-Kobad, Kai-Kaus, Kai-Khosru, Lohrasb und Guschtasb, der Zeitgenosse des Zerduscht und des berühmten Helden Rustam, und es schliefst diese Dynastie mit Darab dem ältern und Darab dem jüngern. Es finden sich da manche Anklänge an die Zeit der Meder Herrschaft und vor dem Auftreten des Cyrus, über die uns die Griechen weniger genaue Berichte mitgetheilt haben, während über die spätere Achaemenidenzeit von Darius Hystaspis bis auf den letzten unglücklichen dritten Darius in diesen jüngern orientalischen Traditionen minder genaue Angaben enthalten sind. Besonders merkwürdig sind dann am Schlusse die Nachrichten über Iskander, den sogenannten Dsul-Kurnain, d. h. den zwiefach gehörnten, weil er den Orient und Occident beherrschte, welcher aber auch nach den entstellten Sagen des Orients durch seine Abstammung von den Kaianiern erbliche Ansprüche auf die Beherrschung des Morgenlandes hatte. Das Andenken an die Thaten Alexanders in Asien hat sich durch alle Jahrhunderte erhalten, und sie sind so vielfach durch die Sage ausgeschmückt und ins wunderbare gehüllt worden, dafs es wahrlich befremden könnte, wenn man nicht erwägte, dafs der abendländische Orient nie eine gröfsere und merkwürdigere Revolution erlebt hat, als diese Eroberung und Beherrschung des Morgenlandes durch einen Abendländer mit alleiniger Ausnahme der grofsen ein Jahrtausend später fallenden Eroberungen auf demselben Gebiete durch die muhamedanischen Araber, welche Ereignisse auch allein die grofsen Epochen seiner Entwickelungsmomente von der Urzeit an bis jetzt bezeichnen.

Ferdinand Müller.

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez, an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe.

(Schlufs.)

Was endlich den Werth dieser Berichte als Quellenschriften betrifft, so erscheint er, abgesehn von dem Karakter des Verfs., als Hauptperson in den Ereignissen selbst, um so wichtiger, wenn man weifs, dafs es für diese Periode der Geschichte von Neu-Spanien nur noch ein Werk giebt, das sich dem vorliegenden, als die Erzählung eines Augenzeugen, zur Seite stellen darf. Dies sind die Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, eines Hidalgo aus der Provinz Leon, welcher nicht nur alle Feldzüge von Cortez, als einer seiner bravsten und gebildetsten Soldaten, mitgemacht, sondern auch den beiden frühern und ersten Expeditionen nach diesen Küsten unter Francisco Hernandez von Cordoba und Juan von Grijalva beigewohnt hat. Will man die Beschreibung der alten Hauptstadt von Neu-Spanien, welche das Werk von Ramusio enthält, auch noch dazu rechnen, so läfst sich nichts dagegen einwenden. Der Verf., welcher nur unter der Bezeichnung des Gentilhuomo bekannt ist, verdient es wenigstens durch die Richtigkeit des Blicks und die Besonnenheit in der Darstellung, die seine kleine Schrift auf das vortheilhafteste auszeichnen. Die Werke der Eingebornen, welche oben berührt worden sind, stammen aus einer späteren Zeit, und von jenen Geistlichen, wie wichtig auch ihre Arbeiten sind, gehörte Keiner zu den Begleitern von Cortez auf seinen ersten und wichtigsten Zügen. Die Nachrichten des Bruders Bernardino von Sahagun und die von Torquemada haben für den Forscher der Geschichte und Alterthümer von Mexico die gröfste Wichtigkeit; aber Beide, so wie auch Las Casas und die Indianer, können nur mit grofser Vorsicht gebraucht werden. Ihre, sonst so achtungswerthe, Theilnahme an dem Wohl der Eingebornen hat sie gegen die Verdienste ihrer Landsleute völlig blind gemacht. Jede Uebertreibung von Härte, von Habsucht und von Grausamkeit ist ihnen willkommen, um das Mitleiden für die Indianer zu steigern.

Manchen mag es auffallen, das Werk von Gomara nicht unter die ersten Geschichtsquellen gezählt zu finden, besonders wenn sie wissen, dafs dasselbe entweder von Cortez selbst, oder wenigstens so sehr nach seinen Papieren bearbeitet ist, dafs ein grofser Theil davon als das Werk des Eroberers angesehen werden darf. Allein aufser dem, dafs erst durch eine, nichts weniger, als leichte, kritische Arbeit der Antheil des Helden von dem seines Hausgeistlichen geschieden werden mufs, so ergibt auch schon die flüchtigste Vergleichung, dafs Cortez in seinen Berichten und in Gomara's Werk die Standpunkte durchaus verändert hat. Dem letzten fehlt nicht nur die Frische des ersten Eindrucks, sondern auch die Unbefangenheit, welche das, noch unangefochtene, Verdienst gegenüber von seinem Richter haben konnte. Hier ist Alles schon gearbeitet mit dem Ueberblick über das Ganze der Ereignisse, mit dem Gedanken der Verherrlichung des Helden in den Augen der Mit- und der Nachwelt. Cortez nimmt das Wunderbare zu Hülfe, um seine Thaten zu erklären, und Alles gruppirt sich blofs, um seine Glorie zu heben. Man erkennt die Berechnung, womit die Wirkung erzielt wird, und eine Ansicht für die ganze Zukunft begründet werden soll. Das Buch ist weniger mehr eine Quellenschrift mit aller ihrer Einseitigkeit und Befangenheit, als ein Geschichtswerk, welches beide zu verbergen sucht, und nach dem Karakter des Kunstwerks strebt.

Es würde für diese Blätter zu weit führen, wenn Cortez und Bernal Diaz ganz mit einander verglichen werden sollten. Ich beschränke mich daher auf zwei Ereignisse, die besonders geeignet sind, Licht auf den Ka-

rakter von Cortez selber zu werfen. Das Eine ist sein Zug gegen Panfilo von Narvaëz, und das Andere die Schlacht bei Otumpan.

Indem Cortez dem Monarchen über das erste dieser Ereignisse, einem blutigen Kampf zwischen seinen eigenen Unterthanen, Bericht erstattete, konnte er voraussehn, dafs dasselbe bei dem Monarchen auch von seinen Gegnern zur Sprache gebracht werden würde. Um dem Cortez seine Befehlshaberstelle abzunehmen, und sich seiner Erfolge überhaupt zu bemächtigen, hatte der Statthalter von Cuba, Don Diego Valazquez, eine Unternehmung ausgerüstet, wie noch keine in der neuen Welt gesehen worden war. Sie bestand aus 800 Mann, 80 Pferden und 10—12 Stück schweren Geschützes. Unter jenen 800 Mann befanden sich 80 Büchsen- und 120 Armbrustschützen. Dieses Corps war bereits ausgeschifft, als Cortez von Mexico aufbrach, und gegen dasselbe zu Felde zog. Nach seiner Versicherung nahm er etwa 70 Mann mit sich. In Cholulla zog er das Detachement von Juan Velazquez an sich, und so kam er mit verschiedenen kleinen Verstärkungen auf 250 spanischer Soldaten. Mit dieser Handvoll Leuten, ohne Geschütz und Reiterei, überfiel er das Corps von Narvaëz in dem Haupttempel von Cempohuatlan, in welchem es eine, den Umständen nach ziemlich feste, Stellung genommen hatte. Nach kurzer Gegenwehr streckte die sämmtliche Mannschaft die Waffen, und ward mit ihrem Anführer gefangen. Der ganze Kampf hatte nicht mehr, als zween Mann gekostet, die ein Kanonenschufs getödtet.

Vergleicht man diese Angaben des Cortez mit denen von Bernal Diaz, so findet man, dafs Narvaëz mit einer Flotte von 19 Schiffen, auf der sich 1400 Mann befanden, zu Cuba unter Segel gegangen war. Unterweges hatte er ein Schiff mit dem gröfsten Theil der Mannschaft verloren. Zieht man dafür auch hundert Mann ab, so behielt er immer noch 1300 Mann übrig. Diese Zahl übersteigt die von Cortez angegebene um 500 Köpfe. Dennoch wird man ihr Vertrauen schenken dürfen. Bernal Diaz konnte sich nur durch seine Eitelkeit verführen lassen, die Stärke eines Gegners zu übertreiben, an dessen Besiegung er sich keinen geringen Antheil beimafs. Allein er widerstand dieser Versuchung bei allen andern Gelegenheiten, und ist überhaupt in Zahl-Angaben bei Weitem der Mäfsigste unter allen Augenzeugen der Ereignisse in Neu-Spanien. Cortez hingegen hatte ein doppeltes Interesse hier, die Wahrheit zu vergessen. Das eine, um den grofsen Menschen-Verlust zu verbergen, welchen er kurz darauf durch seinen Rückzug aus Mexico nach Tlaxcallan erlitt, und das andere, den Ruhm zu vergröfsern, der ihm gewifs war, wenn es ihm gelang, die empörte Stadt mit den geringsten äufsern Hülfsmitteln wieder zu unterwerfen.

Eine gleiche Abweichung findet in den Angaben des Verlustes an Todten bei diesem Kampfe Statt. Achthundert Mann werden von zweihundert und funfzig überwunden, und dennoch kostet das Gefecht nur zwei Menschenleben. So berichtet Cortez. Bernal Diaz gibt den Verlust seiner 1300 Ueberwundenen auf sechs Mann Todte an; worunter fünf Offiziere waren: und den der Sieger auf vier Todte. Man mufs ihm glauben; denn seine Angabe ist detaillirt, und er sagt an mehreren Stellen seines Werks, dafs er sich von Anfang an über die merkwürdigsten Dinge Notizen aufgeschrieben. Es läfst sich aber auch kaum denken, dafs Cortez die Wahrheit hier absichtlich verschwiegen habe. Sie konnte ihm in des Kaisers Augen unmöglich nachtheilig sein; der Sieg war immer noch mit den allergeringsten Aufopferungen erkauft worden.

Ueberhaupt wird Alles, was Cortes erzählt, so ziemlich von Bernal Diaz bestätigt; nur enthält dieser wichtige Momente, welche die Waffenthat zu erklären geeignet sind, und die Cortez dem Kaiser nothwendig verhehlen mufste.

Man lernt nämlich aus den Denkwürdigkeiten des braven Soldaten nicht nur die äufserste Nullität des Narvaëz genau kennen, sondern auch die Intriguen, durch welche Cortez seinen Erfolg gegen ihn vorbereitet hat. Ein Zug ist hinlänglich, um die Unfähigkeit seines Gegners in das vollste Licht zu stellen. Narvaëz ist zum wenigsten dreimal stärker an Mannschaft. Er hat über ein Dutzend Stücke schweren Geschützes, achtzig Reiter und noch mehr Büchsenschützen. Als sich Cortez mit seinem Häufchen nähert, thut er, was sich von selbst versteht. Er rückt aus, und nimmt eine Stunde von Cempohuatlan eine Stellung im Freien. Da wird das Wetter regnerisch; er zieht mit seinem Corps wieder in den Ort zurück, und schliefst sich in den Teocalli (den Opfertempel) und dessen Höfe ein. Nur die Artillerie wird aufsen vor demselben aufgestellt. Sie ist ohne Zweifel schwach besetzt; wenigstens wird sie im ersten Anlauf genommen. Man mufs gestehen, dafs eine

überlegene Truppenzahl es der geringern unmöglich leichter machen kann, als dafs sie eine Stellung nimmt, in der sie nicht nur von ihrer Artillerie getrennt, sondern auch sich gar nicht zu entwickeln und zu bewegen im Stand ist.

Dazu kommt, dafs Cortez von Anfang an in dem Corps seines Gegners einen Anhang hatte, den er aufs Beste zu vergröfsern verstand. Schon von der Insel Cuba aus hatte der Licentiat, Lucas Vazquez von Ayllon, die Expedition begleitet. Von den General-Statthaltern von West-Indien, den Hieronymiten-Brüdern auf St. Domingo, abgeschickt, um die ganze Unternehmung rückgängig zu machen, hatte er sich, als ihm dies nicht gelungen war, mit ihr eingeschifft, um so viel, als möglich, Unglück zu verhüten. Der Einflufs dieses angesehenen Mannes, welcher die ganze Bedeutung von Cortez Erfolgen, und damit auch den Werth des Mannes zu schätzen wufste, war so mächtig, dafs Narvaëz, trotz seiner Beschränktheit, die Gefahr am Ende merkte, den Licentiaten festnehmen liefs, und ihn mit einem eigenen Schiff nach Spanien schickte. Noch gefährlicher für ihn war Andreas von Duero, einer seiner eigenen Offiziere, den ihm Diego Velazquez gleichsam zur Controle mitgegeben hatte. Dieser Mann stand als Vertrauter des Statthalters von Cuba, und als Offizier von Kopf und Kraft in grofsem Ansehn bei dem Corps. Aber er war auch der heimliche Freund von Cortez. Er hatte den entschiedensten Einflufs auf dessen Ernennung zum Anführer der Expedition nach Neu-Spanien gehabt, und Bernal Diaz versichert sogar, dafs sich Cortez noch auf Cuba gegen ihn verpflichtet, alle Reichthümer, die er erwerben würde, mit ihm zu theilen. Ob das Einverständnifs wirklich so weit gegangen ist, wird nicht mehr mit Sicherheit zu ergründen sein; schwerlich läfst sich jedoch bezweifeln, dafs Cortez einen starken Anhang in Narvaëz Corps gewonnen hatte. Bei den Unterhandlungen, welche zwischen den beiden Anführern durch hin- und hergeschickte Commissarien Statt fanden, war Cortez immer so klug, die Abgeordneten von Narvaëz durch feines Betragen, durch Aufmerksamkeiten aller Art und durch Geschenke für sich einzunehmen; statt dafs dieser die Commissarien von Cortez schnöde zu empfangen, zuweilen selbst zu mifshandeln, und immer als seine doppelten Feinde zu entlassen pflegte. Die Letztern erschienen gewöhnlich mit Juwelen und schweren goldenen Ketten beladen in dem feindlichen Haupt-Quartier, und trugen Cortez Glück auf die lockendste Weise zur Schau; sie hatten aber auch immer noch einen heimlichen Vorrath von Juwelen und Goldbarren bei sich, womit sie den einflufsreichsten Männern „die Hände schmierten", wie Bernal Diaz sagt. Unter diesen Abgeordneten des Cortez zeichnete sich besonders der Pater Bartholomäus von Olmedo durch die Gewandtheit und Schlauheit aus, womit er den beschränkten und ungeschlachten Narvaëz hinter das Licht zu führen verstand. Es thut weh, diesen Geistlichen, welcher sich in Cortez Eroberungszug durch aufgeklärte Frömmigkeit und eine Toleranz gegen die Indianer auszeichnete, die ihn hoch über sein Volk und sein Zeitalter hebt, eine so zweideutige Rolle spielen zu sehen. Nur zu gerne möchte man glauben, dafs Bernal Diaz ihn zu seinem eigenen Standpunkt herabgezogen, wenn der brave Soldat nicht überall als ein so wackerer Ehrenmann erschiene.

Indem Bernal Diaz in diesen, sehr ins Einzelne gehenden, Angaben recht eigentlich den Karakter der persönlichen Denkwürdigkeiten, die geheimen Triebfedern der Ereignisse aufzudecken, behauptet, verdient er nicht nur über die nähern Umstände des Kampfes zwischen den beiden spanischen Truppencorps nachgelesen, sondern auch in Bezug auf einzelne Thatsachen, welche Cortez nicht angegeben hat, benutzt zu werden. Darunter scheinen besonders folgende Momente merkwürdig.

Nach seiner Versicherung war Moteuçuma mehrere Tage früher, als Cortez, von der Ankunft des Corps von Narvaëz in Kenntnifs, hatte ihm solche jedoch verborgen. Dafs er mit diesem in heimlichen Unterhandlungen gestanden, und ihm Geschenke zugesandt, berichten beide Geschichtsquellen. Immer bleibt der geringe Werth, welchen Cortez in seinem Bericht auf diesen Umstand legt, auffallend. Man kann sich nur denken, dafs er durch seine Unumwundenheit dem Gedanken vorbeugen wollte, der mexikanische Monarch sei durch seine Behandlung zu diesem heimlichen Spiele gezwungen worden.

Als Cortez auf seinem Zuge von Mexico gegen Narvaëz durch Tlaxcallan kam, verlangte er ein Hülfscorps von 4000 Mann. Seine Verbündeten schlugen es ab, und erklärten, dafs sie ihm in jedem Kampf gegen ihre Landsleute, aber in keinem gegen die seinigen beistehen würden.

Bernal Diaz scheint aber auch einen Theil des Erfolges einer Hülfe beizumessen, welche Cortez von den Tchitschinateken, einem andern Volke des Landes, er-

halten. Ohne Zweifel hatte er die Erfahrung gemacht, dafs die langen Spiefse desselben der Cavallerie sehr gefährlich waren. Da nun Narvaëz achtzig Reiter hatte und Cortez, aufser einigen berittenen Offizieren, gar keine, so schickte er zu diesen seinen Bundesgenossen, und liefs sie um 2000 Mann Hülfstruppen und 300 ihrer Spiefse ersuchen, welche sie mit kupfernen Spitzen versehen sollten. Sein Abgeordneter brachte die Spiefse sogleich mit zurück, und mit ihm kamen 200 Mann Hülfsvölker. Die Uebrigen sollten schnell nachfolgen, und trafen auch den Tag nach der Entscheidung bei Cortez ein.

Dieser hatte dem Narvaëz wiederholt anbieten lassen, sich mit ihm zu vertragen und die Besetzung von Neu-Spanien in der Art mit ihm zu theilen, dafs Narvaëz die Wahl zwischen den Provinzen hätte. Schwerlich war es Cortez Ernst; aber der Vorschlag war ganz geeignet für ihn, um Zeit zu gewinnen.

Diese Momente gehören zu dem ganzen Bilde der Ereignisse. Cortez hat sie schwerlich mit Absicht verschwiegen; welchen Grund sollte er auch dazu gehabt haben? Er hielt sich an die Hauptsachen, um sich so kurz zu fassen, wie es in Berichten geschehen mufs, die unmittelbar an einen grofsen Monarchen gerichtet sind.

In Cortez Erzählung fällt die Bescheidenheit angenehm auf, mit der er von sich selbst redet, oder vielmehr so wenig als möglich, von sich selbst redet. Sie tritt noch stärker hervor in dem zweiten Ereignifs, dessen Prüfung in den Quellen der beiden Augenzeugen noch übrig ist.

Die Schlacht bei Otumpan bildet den Schlufs der Fährlichkeiten aller Art, welche Cortez von der *Nacht der Trübsal* an (la noche triste) auf seinem Rückzuge von Mexico nach Tlaxcallan zu bestehen hatte. Wie viel man auch von Solis Uebertreibung, der dem Gomara ohne Prüfung nachschreibt, und den Spaniern an diesem Tage nicht weniger, als 200,000 der tapfersten mexikanischen Streiter entgegenstellt, abrechnen mag, immer bleibt diese Schlacht eine der gröfsten Waffenthaten des Cortez, wenn man die äufserste Erschöpfung seiner Mannschaft durch Unglück, Hunger und Strapazen aller Art in Anschlag bringt. Da er sich über dieselbe mit einer Kürze gefafst, welche mehr, als alles Andre das Gepräge seines grofsen Karakters trägt, so will ich die desfallsige Stelle in einer eigenen Uebersetzung geben, um die, der spanischen Sprache unkundigen, Leser in den Stand zu setzen, die Verschiedenheit der Grundsätze zu beurtheilen, die in solchen Uebersetzungs-Arbeiten befolgt werden können.

„Wie ich nun sah, dafs die Zahl und Kühnheit der Feinde täglich gröfser wurde, und in gleichem Mafs unsere Kräfte nachliefsen, so traf ich in dieser Nacht Anstalt, dafs für die Kranken und Verwundeten, welche wir bisher auf unsern Rossen und sogar auf unsern Schultern fortgeschleppt hatten, Krücken und ähnliche Mittel zurecht gemacht wurden, um sich selbst damit fortzuhelfen, damit Alles, was noch an Rossen und Mannschaft bei Kräften war, ausschliefsend zum Gefecht verwendet werden konnte. Diese Anordnung war eine wahre Eingebung des heiligen Geistes gewesen; wie sich bald auswies: denn wir hatten am nächsten Morgen kaum anderthalb Stunden Wegs zurückgelegt, so zogen die Indianer in solcher Menge von allen Seiten gegen uns heran, dafs das ganze Land, so weit das Auge reichte, von ihnen bedeckt war. Und es entbrannte ein so heifser Kampf auf allen Puncten, dafs Freund und Feind einander kaum mehr zu unterscheiden vermochten, und sich Alles in ein wildes Handgemeng' auflöste. Wir glaubten wirklich nicht anders, als dafs unsere letzte Stunde gekommen sei; so gewaltig waren die feindlichen Massen, die rings auf uns einstürmten, und so schwach die Kraft, die wir, erschöpft von Strapazen, Wunden und Hunger, ihnen entgegen setzen konnten. Aber der Allmächtige wollte seine Macht und seine Barmherzigkeit über uns walten lassen, und mit unsern schwachen Armen brachen wir den Stolz und Uebermuth unserer Feinde. Wir machten eine Menge von ihnen nieder, und darunter viele Männer von hohem Stand und Ansehen. Ihre grofse Zahl wurde ihnen selbst am nachtheiligsten; einer drängte den Andern und hinderte ihn in Kampf und Flucht. Unsere Waffen-Arbeit dauerte fast den ganzen Tag fort, bis es Gottes Willen war, dafs ein vornehmer Mann fiel, dessen Tod dem ganzen Krieg auf einmal ein Ende machte." —

Niemand wird in diesem Bericht erkennen, dafs die wichtige Schlacht, welche leicht der ganzen Herrschaft der Spanier ein Ende machen konnte, durch das doppelte Verdienst von Cortez, als Anführer und als tapferer Soldat, gewonnen worden war. Bernal Diaz gibt in wenigen Zügen die Anordnungen des Feldherrn für die Schlacht; aber Cortez Tapferkeit kann er nicht genug rühmen. „Unsere Offiziere," sagt er, „und Cortez vor allen Andern, übertrafen sich selbst an diesem Tage." Cortez entschied das Schicksal desselben, indem er mitten unter die feindlichen Massen hineinsprengte, und den mexikanischen Heerführer mit der Standarte, die er trug, niederstreckte. Nach Bernal Diaz Versicherung hatten die Spanier nie zuvor in der neuen Welt eine solche Heeresmacht gegen sich gehabt. Aber zur Zeit, da Cortez an den Kaiser berichtete, stand die persönliche Tapferkeit des Feldherrn noch in höherem Werth als in unsern Tagen, und erscheint Cortez Bescheidenheit, die alles Einzelne verschwieg, nur in einem um so glänzendern Lichte.

Auch Bernal Diaz hat sich nicht auf Zahl-Angaben eingelassen, und was Solis u. A. darüber enthalten, ist Gomara'n blindlings nachgeschrieben. Man wird sich leicht trösten können; denn bei allen Schlachten zwischen civilisirten und nicht civilisirten Völkern finden sich diese Uebertreibungen, an welchen alle Bemühungen der Kritik scheitern. So war es schon im Alterthum! Man erinnert sich hier unwillkührlich an das, was Tacitus (Ann. XIV. 37.) von der Schlacht bemerkt, durch welche die Empörung der Boadicea beendigt wurde. Höchst wahrscheinlich standen die Britannier jener Zeit und die Mexikaner des Cortez auf einer ziemlich verwandten Cultur-Stufe.

v. Rehfues.

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXI.

Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann von Dr. K. Rosenkranz. Königsberg 1834. 140 *S.*

Die philosophischen Systeme erfuhren von jeher eine doppelte Kritik: die Kritik der Erkenntnifs und die Kritik des Mifsverstands. Die Widerlegung, welche die Kritik der Erkenntnifs charakterisirt, besteht entweder darin, dafs *der* Begriff, der das Princip eines philosophischen Systems bildet, und in ihm für den absoluten, den einzig, ausschliefslich wahren Begriff gilt, nur als ein *bestimmter*, und damit zugleich die Realität des ihm entgegengesetzten Begriffes aufgezeigt wird — so hat Plato in seinem Sophistes den Parmenides widerlegt, indem er in dem Begriffe des ἕτερον, des Unterschieds, die Realität des Begriffes des μὴ ὄν aufzeigte — oder darin, dafs in einem Princip, das auf Totalität Anspruch machen will, der Mangel eines wesentlichen Momentes nachgewiesen wird — so machte Aristoteles den ältern Naturphilosophen den Vorwurf, dafs in ihren Principien das der Bewegung fehle — oder darin, dafs *die* Bedeutung, *die* Stellung und Ausdehnung, die dem Grundbegriffe eines Systems in seiner wirklichen Entwicklung gegeben wird, im Widerspruche mit *der* Bedeutung erkannt wird, die er *an sich*, in der Idee des Systems hat — so haben Spinoza und Malebranche den Cartesius theils direct, theils indirect widerlegt und zugleich weiter entwickelt, indem sie der bei ihm von den beiden Substanzen, dem Geiste und der Materie in die Enge getriebnen, unbeschränkten göttlichen Substanz freien Spielraum zu unumschränkter Herrschaft und Entfaltung liefsen — oder darin, dafs gezeigt wird, dafs die Leistungen eines Princips hinter den Forderungen zurückbleiben, die es an sich selbst stellt, und hiemit das Princip selbst zur Realisirung der Idee der Wissenschaft nicht hinreicht — so kritisirte Hegel Fichte — oder darin, dafs die Schranke, die eine Philosophie als eine objective unüberwindliche anerkennt, aufser sich selbst hinausschiebt, als die *eigne* Schranke dieser Philosophie nachgewiesen wird — so kritisirte Fichte Kant.

Die philosophischen Systeme sind keine Thesen, die das Individuum nach eignem Gutdünken und Ermessen aufstellt, so dafs hier eine Widerlegung in dem Sinne Statt finden könnte, dafs das Widerlegte als ein reiner gegenstandloser Irrthum oder gar Unsinn sich in Nichts auflöste. Sie sind nothwendige, unumgängliche Standpunkte der Vernunft — Gesichtspunkte, unter denen *einmal* die göttliche Wahrheit *sich selbst* mit *sichtbarem Wohlgefallen* betrachtet, um von allen, auch den entgegengesetztesten Seiten sich die wohllüstige Ueberzeugung zu geben, dafs sie überall Dieselbe, Wahrheit ist; sie sind wesentliche Bestimmungen der Wahrheit selber, wie sie in einer gesetzmäfsigen Succession in das Bewufstsein der Menschheit eintritt, und zwar so, dafs jedes System Eine wesentliche Bestimmung der Wahrheit erkennt, diese Eine aber als die Totalität aller ihrer Bestimmungen setzt. Jede Philosophie hat darum ein allen Ein- und Angriffen sich entziehendes Heiligthum, einen absolut unwiderleglichen Kern in sich. Dieser Kern ist ihre *Idee*, wovon das, was man gewöhnlich als Grund- und Hauptsatz hervorhebt und angreift, nur der äufserliche Ausdruck, das Phänomen ist. Die wahre Kritik ist daher die, welche die Idee einer Philosophie aufsucht, sie als Mafsstab ihrer Beurtheilung zu Grunde legt und darnach ermittelt, ob und wie weit der Philosoph, seine Auffassung, sein Ausdruck, seine Darstellung und Entwicklung dieser Idee ent- oder widerspricht. Das Falsche, das Mangelhafte eines Systems leitet sie gerade aus seinem Positiven, Wahren ab. Sie spricht eigentlich nur aus, was der kritisirte Philosoph selbst schon auf der Zunge oder doch im Sinne hatte, wofür er aber keine oder nur höchst ungeschickte Vorstellungen und Ausdrücke fand, wie es

z. B. am auffallendsten bei Cartesius ist; sie ist nur die Stimme seines eignen innern Gewissens. Und die Einsicht, die sie zu ihrem Resultat hat, ist eben überhaupt keine andre als die, daſs eine bestimmte Philosophie, die dem bestimmten Individuum oder dem bestimmten Zeitalter, das sie ausspricht, nothwendig für die Gattung, für die Philosophie selbst gilt, nur eine Species, aber wesentliche Species der Philosophie ist. Eine Kritik dieser Art ist darum eine Befreiung von einer wirklichen Schranke der menschlichen Vernunft, ein neuer Fund in der Philosophie.

Die Kritik des Miſsverstandes dagegen kehrt sich nicht sowohl gegen das Negative, als vielmehr gegen das *Positive* eines Systems, sie greift von einer bestimmten Philosophie nicht ihre Bestimmtheit, ihre Einseitigkeit und Endlichkeit, sondern gerade das an, was in ihr *Philosophie* ist. Der Kritiker sondert hier nicht die Philosophie von dem Philosophen; er identificirt sich nicht mit seinem Wesen, macht sich nicht zu seinem anderen Ich, um in dieser mystischen *Unio essentialis* die von Auſsen unvernehmliche Stimme der Idee zu erlauschen, die den Philosophen bei der Schöpfung seiner Werke beseelte und begeisterte. Er hat stets *andere* Dinge in seinem Kopfe, als sein Gegner; er kann seine Idee sich nicht assimiliren und folglich nicht mit seinem Verstande zusammenreimen; sie bewegen sich in dem leeren Raume seines eignen Selbstes wie epikuräische Atome durcheinander, und sein Verstand ist der *Zufall*, der sie durch besondere äuſserlich angebrachte Häkchen zu einem scheinbaren Ganzen zusammenbringt. Der einzige gültige, der objective Maaſsstab, die Idee des Systems, welche die allgegenwärtige Seele, die selbst in den groſsen Widersprüchen noch gegenwärtige Einheit desselben ist, ist ihm entweder gar nicht oder nur in einer selbstgemachten schlechten Copie Gegenstand. Er befindet sich daher auf dem Gebiete seines Gegners in ein weltfremdes Land versetzt, wo ihm nothwendig alles so wunderlich, so „neuholländisch“ vorkommt, daſs „ihm Sehen und Hören vergeht“, daſs er selber nicht mehr weiſs, ob er wacht oder träumt und vielleicht bisweilen, jedoch gewiſs nur in den flüchtigen Momenten seiner *intervalla lucida*, sogar an der Identität seiner Person und der Richtigkeit seines Verstandes zweifelt. Die edelsten harmonisch verbundenen Gestalten tanzen in den abenteuerlichsten Verschlingungen als ungereimte fratzenhafte Figuren vor seinen betroffnen Augen vorüber, die erhabensten Aussprüche der Vernunft klingen wie sinnlose Kindermärchen an seinen Ohren vorbei. In seinem Kopfe findet er wohl auch den philosophischen Ideen analoge Vorstellungen oder Begriffe vor, und besitzt an ihnen einige nothdürftige Anhaltspunkte, aber nur zu dem Zwecke, um damit den Philosophen als einen Verbrecher am gemeinen Menschenverstande an das Kreuz zu schlagen. Denn diese Begriffe kennt er nur in einem ganz beschränkten Maaſse und hält dieses Maaſs für das Gesetz ihrer Gültigkeit; werden sie über diese enge Gränze ausgedehnt, so verliert er sie aus dem Gesichte; sie versteigen sich für ihn in den blauen Dunst des Unerreichbaren als Phantasmen, die jedoch der Philosoph vermittelst eines geheimen, bis jetzt indeſs noch unerklärten Kunstgriffs gleichsam als das *Second Sight* seiner Vernunft hypostasirt. So wurde z. B. die Identität des Realen und Idealen für eine Hypostase des Satzes: A = A, Spinoza's Idee der Substanz für eine Hypostase des logischen Begriffs der Allheit oder des Connexus zwischen Grund und Folge erklärt; eine Erklärung, die eben so viel sagt, als wenn ein Naturhistoriker, der aus enormer Beschränktheit seiner Erfahrung und Kenntnisse die Gröſse der Natur in seiner Zone für ihr absolutes Maaſs hielte, den Ricinus, wie er in Afrika und Asien als gewaltiger Baum existirt, um seine Wirklichkeit wegzuläugnen, für die Hypostase einer überspannten Vorstellung von der elenden Staude, in welcher er bei uns erscheint, erklären wollte.

In diese zweite Klasse der Kritik gehört auch Bachmann's Schrift gegen Hegel. Den ausführlichen Beweis hiervon liefert die Gegenschrift von Rosenkranz, der ihm in einem zwar sehr derben, aber eben deſswegen angemessenen Tone, und obgleich manche schwierige Materien nur leicht berührend, doch gründlich geantwortet hat. Hier können zur Bestätigung dieses Urtheils nur einige Beweise gegeben werden.

Gleich schon von Vorne herein bei seinen Einwürfen gegen Hegel's Lehre von der Identität der Religion und Philosophie beweist B., daſs er den Begriff der Identität, wie Hegel sie bestimmt, nicht verstanden hat; sonst hätte er nicht, um nur dieses zu erwähnen, das Beispiel von Menschen, die Religion hätten, ohne zu philosophiren — ein Beispiel, das übrigens an und für sich verwerflich ist, denn bei Menschen, wie den Frauen, die keine Philosophie haben, ist eben grade

die Religion ihre Philosophie — als eine Instanz gegen diese Identität geltend machen können. Denn der Begriff der Identität schliefst nach H. den Begriff des Unterschieds nicht nur nicht aus, sondern begreift ihn vielmehr wesentlich in sich; die Identität bläst nicht das Licht des Verstandes, den Unterschied aus; sie ist Identität nur als Identität Unterschiedener. Wenn daher H. die Identität zweier Gegenstände behauptet, so ist damit nicht gesagt, dafs kein Unterschied zwischen ihnen Statt finde, dafs sie so *sans façon* Eines und Dasselbe sind und nicht in der Welt als besondre Gestalten auftreten können. Der Begriff der Identität in dieser Bedeutung ist aber einer der wesentlichsten, wo nicht selbst der wesentlichste Begriff der Hegel'schen Philosophie; denn er ist nur der formelle Ausdruck von der absoluten Idee derselben: dafs die Substanz Subject, d. h. populär ausgedrückt, Gott wesentlich Persönlichkeit, eine sich in sich selbst unterscheidende Einheit ist. Wer daher diesen Begriff nicht oder — es ist ziemlich eins — falsch versteht, hat schon im Voraus seine Kritik um allen Credit gebracht.

(Der Beschlufs folgt.)

LXII.

Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus, unternommen in den Jahren 1825 *und* 1826 *vom Dr. E. Eichwald, Professor an der Kaiserl. Universität zu Wilna. Stuttgard* 1834, 8. *Erster Theil.*

Das Erscheinen eines Werkes, wie das vorliegende, in demselben Jahre mit dem Parrotschen über den Ararat widerlegt hinlänglich die Vorwürfe, die Klapproth in seiner neuen Edition von Güldenstädts Beschreibung von Georgien den russischen Gelehrten gemacht hat, dafs sie sich eben nicht sehr um die genauere Erforschung der kaukasischen Länder bekümmerten. Vielmehr giebt auch dies Werk von Eichwald wiederum von der Ausdauer, dem Eifer und der Gründlichkeit, womit diese Männer um die Untersuchung jenes Theiles der Erdoberfläche bemüht sind, die glänzendsten Beweise.

Ueber die Entstehung desselben spricht der Verfasser ausführlich in der Vorrede. Sein Hauptzweck war die Bereisung des kaspischen Meeres und seiner Küsten, weil, was allerdings nicht zu läugnen ist, die Arbeiten Gmelins über dieses merkwürdige Binnenmeer nicht mit der Gründlichkeit und Sorgfalt angestellt sind, wie die übrigen Theile der grofsen unter der Kaiserin Katharina unternommenen naturhistorischen Unternehmungen; die Mittel zur Erreichung jenes Zweckes zu erhalten, machte der Verf. zu einer Bedingung seiner Versetzung an die Universität zu Kasan, und die russische Regierung unterstützte ihn mit der gewohnten Liberalität; eine Corvette wurde zu seiner Disposition gestellt, und Eichwald hatte nur zu bedauern, dafs die Gröfse dieses Schiffes, das zu ängstliche Festhalten an dem von ihm eingereichten Reiseplane und in Persien die Eifersucht der oberen Beamten dem Unternehmen oft hinderlich in den Weg traten. Auf jenem Schiffe befuhr er im Jahre 1825 das Meer nach allen Richtungen, und blieb den darauf folgenden Winter in Baku; eine Verlängerung seines Urlaubes gestattete ihm darauf, das Jahr 1826 zu Reisen nach Georgien und dem Kaukasus anzuwenden, deren Schilderung der zweite Theil gewidmet sein wird. Denn der erste, der mit des Verfassers Ueberwinterung zu Baku schliefst, handelt nur vom kaspischen Meer und seinen Küsten.

Was nun dies Werk im allgemeinen betrifft, so erkennt man in dem Verf. leicht nicht blos den besonnenen und vorurtheilsfreien Beobachter, sondern auch den streng wissenschaftlichen Naturforscher, und diese Eigenschaften erheben sein Werk für unsere Kenntnifs jener Gegenden unbedingt zur Hauptquelle. Der Verf. ist als Naturforscher vorzugsweise Zoolog; deshalb war Erforschung der den kaspischen Ländern eigenthümlichen Thierwelt ihm ein Hauptzweck. Die Vermuthung, mit der er die Reise antrat, dafs diese Gegenden mehr Thiere enthielten, als man gewöhnlich annimmt, bestätigte sich vollkommen; die Zahl der neuentdeckten Thiere, besonders in den niederen Ordnungen, ist gar nicht unbedeutend, obschon die verhältnifsmäfsig auffallend geringe Zahl organischer Wesen, die das Meer selbst bewohnen, eine merkwürdige Folge ohne Zweifel der Beschaffenheit seines Wassers, sich gänzlich bestätigt hat. Doch auch der Botanik hat der Verfasser grofse Aufmerksamkeit gewidmet, er verspricht in der Vorrede besondere zoologische und botanische Werke, in denen er die neu entdeckten Thiere und Pflanzen genauer schildern wird, Werke, deren Bekanntmachung den Naturforschern nur erwünscht sein kann. Mit fast noch gröfserer Sorgfalt hat Eichwald endlich die Geologie jener Gegenden bearbeitet, und die Schilderung der tertiären Felsen, welche das Becken des Meeres einfassen, zu Tück-Karagan, Tarki, Derbend und Baku, so wie der primitiven Gebirge um den Balkhanschen Busen ist wahrhaft gelungen zu nennen. Dabei ist aber noch ganz besonders die auf das sorgfältige Studium der Versteinerungen gewandte Aufmerksamkeit zu rühmen, schon deswegen, weil der Verf. den, so viel uns bekannt ist, hauptsächlichsten Beweis für den früheren Zusammenhang des kaspischen Meeres mit dem schwarzen darin gefunden hat, dafs viele der jetzt in den tertiären Gebirgen um das kaspische Meer versteinert vorkommenden Muscheln nur im schwarzen Meere noch lebend gefunden werden.

Was das geographische Element betrifft, so erscheint auch dieses keinesweges vernachlässigt. Zwar fehlten dem Verf. gute Instrumente, oder sie wurden bei dem Aufenthalt auf dem Schiffe bald unbrauchbar, auch hinderte die stets nur beschränkte Zeit, die auf dem Lande zugebracht werden konnte, nicht weniger als die Gefahr vor den unruhigen Gebirgsvölkern das Eindringen in das Innere, dennoch fehlt es gar nicht an sehr schätzenswerthen Beobachtungen über das kaspische Meer selbst und einzelne Theile seiner Küsten, und die Bemerkungen über

das Küstenland von Baku bis Sfallian am Kur, über den District von Baku, die Gegend um Derbend, so wie die Schilderung des Balkhanschen Busens und der Insel Tschelekän an der Ostküste des Meeres füllen Lücken in unseren geographischen Kenntnissen sehr zweckmäfsig aus. Namentlich wird man die Untersuchung des letzgenannten Meerbusens und seiner berühmten Flufsmündungen, ohne Zweifel des Restes der alten Oxusmündungen, interessant finden, und es kann darnach und nach den von Muravjeff in dieser Gegend eingezogenen Nachrichten, die sich hier im Auszuge mitgetheilt finden, über diesen vielbesprochenen Punct kaum ein Zweifel mehr obwalten.

Nicht weniger interessant, als dieser Theil des Werkes, werden für die Geographen die ethnographischen Schilderungen des Verf. sein, da die Wichtigkeit der Ethnographie zwar für jeden Theil des Erdbodens, doch für Asien als ganz besonders grofs anerkannt ist, und jeder Beitrag zur genaueren Kenntnifs der so vielfachen Völkerformen dieses Erdtheiles beachtungswerth erscheinen mufs. Wir machen aber besonders aufmerksam auf die Bemerkungen über die jetzige Bevölkerung der Districte Derbend und Baku, die man gewöhnlich tatarisch nennt, über die Truchmenen der Insel Tschelekän und über die Dialecte, die an der Südwestküste des Meeres gesprochen werden, wo die Nachrichten über das Tat (den Vulgärdialect von Baku) und die Sprachen von Talisch und Shilan, (man sehe *p.* 393 ff. und *p.* 484 ff.) zu beweisen scheinen, dafs die gewöhnlich für tatarisch gehaltene Bevölkerung jener Gegenden eine ursprünglich persische gewesen ist, ein Resultat, das auf die Geschichte der so wichtigen Länder um die Mündung des Kur ein neues Licht wirft.

Der Verfasser hat sein Buch in Kapitel eingetheilt, deren jedes alle Nachrichten umfafst, die sich auf einen der besonders genau untersuchten Puncte beziehen. Im ersten erzählt er die Reise von Kasan bis Astrakhan, im zweiten schildert er diese Stadt, im dritten die gefahrvolle Reise von da auf der stark versandeten Wolga bis zur Mündung. Die Ueberschriften der übrigen Kapitel geben eine Uebersicht der ganzen Reise in der Ordnung, wie der Verf. die einzelnen genauer geschilderten Orte besucht hat. Es sind Tückkaragan, Tarki, Derbend, Baku, der Balkhansche Busen, Tschelekän (die sogenannte Naphthainsel der Charten), Astrabad, Mazenderan (wo Eichwald Medchedsär und den Hauptort Balfrusch besuchte), Shilan (wo die persischen Behörden ihm die Landung untersagten), der zweite Aufenthalt in Baku und endlich Sfallian, wohin der Verf. im Frühjahr 1826 zur Untersuchung der grofsen Fischereien im Kur zu Lande reisete.

Bei so vielem Guten, was dies verdienstvolle Werk liefert, bedauern wir es, dafs der Verf. eine Klippe nicht ganz vermieden hat, auf die freilich heutzutage Reisebeschreiber sehr gewöhnlich gerathen. Ein glänzendes Beispiel in diesem Zweige der Literatur, das bis jetzt noch als unübertroffenes Meisterstück dasteht, hat eine ganz neue Manier hervorgebracht. Man begnügt sich jetzt nicht mehr, wie es doch sonst der Fall war, und auch noch sein sollte, nur seine Beobachtungen und etwa den Zusammenhang, in dem dieselben mit den früher von Andern gesammelten Erfahrungen stehen, anzugeben, sondern man unterbricht die Schilderung durch einzelne, ganz selbstständige Untersuchungen geschichtlichen oder naturwissenschaftlichen Inhalts, deren Verbindung mit der Hauptsache häufig nur sehr lose ist, und die, so schätzenswerth sie auch immerhin sein mögen, hier jedoch gar nicht als eine Verschönerung, vielmehr störend und ungehörig erscheinen. Wir wollen offen gestehen, dafs wir diese Sitte gar nicht billigen können, und dafs wir Reisewerke, wie die von Vancouver, Krusenstern, Pallas, vor allen Burkhardt als die einzige Richtschnur für Werke der Art ansehen können. Der Verf. hat sich dieser neuen Manier auch bequemt, obwohl viel gemäfsigter, als andere Schriftsteller unserer Zeit, die wir leicht nennen könnten, und lange nicht in dem erstaunlichen Uebermaafs, wie der Franzose Freycinet, in dem diese neue Methode ihren Culminationspunct erreicht hat. Wir wollen es vielleicht noch entschuldigen, wenn Eichwald durch die Liebe zu dem behandelten Gegenstande sich, und nicht eben selten, zur Mittheilung von Trivialitäten hat verleiten lassen, die der Wissenschaft gar nichts nützen können. Aber es fehlt auch sonst nicht an wissenschaftlichen Abschnitten, die hier ganz unpassend erscheinen, so die Untersuchung über die Natur des Naphtha (im siebenten Kapitel), die, so beachtungswerth sie auch immerhin ist, doch nur in ein mineralogisches Werk gehört. Aber ganz besonders mangelhaft erscheinen die historischen Abschnitte, mit denen der Verf. sein Werk auszuschmükken für nöthig gefunden hat, obgleich die Geschichte augenscheinlich seine schwache Seite ist. Dahin müssen wir rechnen den Abschnitt über die Nachrichten, die sich bei den classischen und arabischen Autoren über das heilige Feuer in Baku finden, die Bemerkungen über die Inder bei Gelegenheit desselben Feuers, (wo der Verf. *p.* 180 doch wohl hätte wissen sollen, was die Inder mit dem Worte Krischni bezeichnen wollten;) die noch dazu nicht gut gewählten Auszüge aus Ritters Geographie, die historisch-politischen Raisonnements über die Perser, endlich aber, was gewifs kein Leser hier vermuthen wird, die Geschichte der ersten arabischen Chalifen (*p.* 168 ff.), und das gar in dieser Form, die auch ohne die Schreibart Moavie (für Moawijah) in ihrer ganzen Oberflächlichkeit den Ursprung nicht verläugnen kann. Dergleichen entstellt dies sonst so schätzbare Werk.

Beigegeben findet sich eine Charte des kaspischen Meeres, die, wie die Vorrede angiebt, nach der des Capitain Kolotkin, bis jetzt bekanntlich der besten, die es giebt, entworfen, und an einzelnen Stellen vom Verf. selbst verbessert ist. Wie sehr ungenau sie dennoch ist, beweiset grade das Werk an vielen Stellen bestimmt. Beachtungswerth ist aber das dabei befindliche Nivellement des Plateaus des sogenannten Truchmenenisthmus zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee.

Meinicke.

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann von Dr. K. Rosenkranz.

(Schlufs.)

Von derselben Art nun, wie seine Einwürfe gegen die Identität der Religion und Philosophie, sind auch die Vorwürfe, dafs H's. Philosophie an der Logik und Phänomenologie einen doppelten ersten Theil habe, dafs H. erst am Ende von Gott handle, und seine Ausstellungen an den Sätzen, dafs die Philosophie immer erst aus einem Bruch der Wirklichkeit hervorgehe; und die der Zeit nach späteste Philosophie auch die concreteste sei — Punkte, die bis auf den letztern R. gründlich beleuchtet hat. Wie zur Zeit des ärgsten Verfalls des römischen Reichs nach Ammian die römischen Richter und Anwälde, wenn sie die Namen berühmter Rechtsgelehrten hörten, dabei nur an fremde Fische und Efswaaren dachten, so denkt B. bei den Sätzen H's., bei den Worten Identität, Vernunft, Logik stets nur zwar nicht an ausländische, sondern an die ganz gemeinen inländischen Producte seiner eignen Vorstellungen, die er theils schon vorräthig in sich hat, theils sich erst von den Begriffen seines Gegners macht, und es ist daher natürlich, dafs aus diesem Conflict von den Begriffen H's. und seinen eignen Vorstellungen das tollste Zeug hervorkommt. So ist es nach H's. d. h. nach der *Bachmann*-Hegel'schen Logik Gott selbst, „welcher in seinem ewigen Wesen vor der Schöpfung durch einen nothwendigen logischen Procefs sich in die kategorischen und andern Schlüsse verwandelt, sich selbst definirt, eintheilt, urtheilt, beweist, um sich zuletzt als absolute Idee zu finden." Eine Auffassung, ganz in dem Stiele, in welchem man Spinoza vorwarf, dafs nach ihm, weil alle Dinge in Gott selbst seien, Gott sich selbst esse, verdaue und secernire. Bei *seinen* Vorstellungen von der Logik und der Vernunft, die nach ihm nur eine „*besondere Richtung?* unserer Seelenthätigkeiten ist, die zu ihrer eigenen Entwicklung der *Unterstützung?* der übrigen, so wie des ganzen kunstreichen *Apparates?* bedarf, den wir unsern Leib nennen," geht es sowohl aus der Bachmann'schen als Hegel'schen Logik — in diesem Punkte coincidiren beide auf eine merkwürdige Weise — mit Nothwendigkeit hervor, dafs ihm überhaupt die Logik H's. und die Bedeutung, die er ihr giebt, rein phantastisch und concentrisch erscheint. In der Idee von der Identität der Logik und Metaphysik erblickt er weiter nichts als einen „zauberischen Glanz, der die Jugend, die ohnedies gewöhnlich oben hinaus will, leicht besticht." Indefs hierin ist B. vollkommen zu entschuldigen. Diese Idee findet selbst bei Köpfen Anstofs, die H. besser verstehen als B. Zur Erläuterung dieser Idee sei daher nur so viel gesagt. Wenn die Gesetze der Welt nicht auch die Gesetze unsers Denkens sind, wo sie aber natürlich aufhören in der Form von Gesetzen zu existiren, und sich zu freien Selbstbestimmungen des Geistes erheben, und umgekehrt, wenn die allgemeinen und wesentlichen Formen, in denen wir denken, nicht zugleich allgemeine und wesentliche Formen der Dinge selbst sind; so ist überhaupt keine reale Erkenntnifs, keine Metaphysik möglich, so ist in der Welt ein absoluter Hiatus, ein absolutes Vacuum, ein absoluter Unsinn, und dieser absolute Unsinn, dieses existirende Non-Ens, dieser faule Fleck ist unser Geist selbst, so ist unsre Vernunft selbst weiter nichts als das Ens Rationis einer absoluten Unvernunft. Aber was berechtigte uns auch zu dieser Annahme? Stecken wir denn etwa blofs bis ans Herzgrübchen, bis an den Hals oder gar nur bis an den Nabel, und nicht vielmehr bis über die Ohren mitten drinn in den Fluthen des Weltmeers? Ist in uns die Continuität mit ihm abgebrochen? Ist unser Geist oder Selbst oder wie man es nennen mag ein aufser der Welt in Nichts in sich webendes Nichts? Sind unsre Hirngespinste ohne innern Zusammenhang mit dem grofsen Gewebe des Weltalls? Sind wir nicht gerade in dem Innersten unserer Subjectivität frei von der Schranke der Subjectivität? Ist nicht der Geist selbst die aufge-

schlofsne tiefste Tiefe des Weltalls? Sind wir nicht in jedem Acte der Lebensthätigkeit in einem und demselben Momente zugleich in uns und aufser uns? Sind wir in der Aufsenwelt nicht bei uns selbst, und in unserer Innenwelt nicht zugleich in der realen Welt? Fasse man auch das Denken nur als eine Kraft und zwar als eine besondere Kraft auf, so ist es doch eine *reale*, positive Kraft, eine dem Menschen immanente, substanzielle Kraft, eine Kraft, durch die er nur ist, was er ist, die nicht fehlen kann, ohne die er aufhört, Mensch zu sein, aufhört folglich, zu *sein* — denn das *Menschsein* ist das *Sein* des Menschen — eine Kraft, die also sein *Sein* selbst constituirt, an die es wesentlich gebunden ist. Ist nun aber unser Sein ein der Welt, der Natur, der Objectivität oder wie man es benennen und fassen mag, accidentelles, oder nicht vielmehr in ihrem Sein und Wesen nothwendig enthaltenes Sein? Ist also das Denken als eine unser Sein constituirende Kraft nicht auch eine dem Sein und Wesen der Objectivität nicht accidentelle Kraft? Ist es nicht *Sein im Sein?* Ist es eine *extramundane* oder nicht vielmehr eine in der Kraft der Welt selbst immanente, eingeborne Kraft? Ist es nicht zugleich eine eben so subjectiv, als objectiv reale Kraft? Ist es also nur ein illusorischer Gedanke, dafs die allgemeinen wesentlichen Denkbestimmungen, *die* Bestimmungen, durch die das Denken *Denken* ist, zugleich allgemeine, wesentliche Sachbestimmungen, dafs folglich die logischen Formen zugleich metaphysische, die innere Natur der Dinge ausdrückende und enthaltende Bestimmungen sind? Ist es nicht unmöglich, dafs, wenn die Logik nicht schon Metaphysik ist, wir je, wir mögen auch anfangen, was wir wollen, zu einer Metaphysik kommen, wenn sie uns nicht etwa im Traum von Gott beschert wird? Ist die Idee von der Einheit der Logik und Metaphysik nicht also eine die Natur des Denkens selbst ausdrückende, ihr adäquate Idee? Liegt diese Idee nicht jeder tiefern Philosophie zu Grunde? Hat H. etwas andres gethan, als dafs er sie aus ihrer Verborgenheit mit ausdrücklichen Worten zum Bewufstsein hervorhob? Sind nicht schon die Kategorien des Aristoteles, unter denen er selbst den Raum und die Zeit aufzählt, inwiefern sie Behauptungen, Prädicamente sind, die wir im Denken und in der Sprache anwenden, logische, inwiefern sie aber von den Dingen selbst gelten, reale Eigenschaften an ihnen bezeichnen und ausdrücken, metaphysische Bestimmungen? Wenn aber die allgemeinen Denkbestimmungen zugleich wirklich reale Bestimmungen sind, sind sie dann nicht *an und für sich* allgemein? Sind sie aber als *an und für sich* allgemeine Bestimmungen nicht höhern Ursprungs als wir selbst und die Dinge aufser uns, sind sie nicht göttlichen Ursprungs und Wesens? Ist es nun aber nicht ein lächerlicher Mifsverstand, zu meinen, dafs, wenn die logisch-metaphysischen Bestimmungen in ihrer *Totalität*, in ihrer *Absolutheit*, kurz sie, wie sie in ihrem *wahren Wesen* sind, zu Bestimmungen des göttlichen Wesens gemacht werden, sie auch *so*, wie sie der Philosoph erfafst, wie sie in der Erscheinung auf dem Papier nach einander auftreten, kurz sie in ihrer Verendlichung, Vereinzelung und Besonderung, die sie in der wissenschaftlichen Exposition für den Menschen nothwendig erfahren, zu Bestimmungen Gottes gemacht werden! Wenn wir die moralischen Bestimmungen des Menschen in ihrer Totalität und Absolutheit zu Prädicaten Gottes, und Gott in der Bestimmung des absolut Guten zum Princip der Moral machen, wäre es nicht lächerlich, daraus zu folgern, dafs nun auch die Tugenden, wie sie in einem Compendium der Moral nach einander distinguirt und specificirt werden, die Tugenden der Keuschheit, Mäfsigkeit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, des Patriotismus, der Elternliebe u. s. w. zu Prädicaten Gottes gemacht würden? Hätte doch lieber B. dem H. vorgeworfen, dafs Gott nach seiner Logik aus drei Bänden besteht, wovon der erste 334, der zweite 282, der dritte 400 Seiten ausmacht, so dafs der ganze Inhalt Gottes nette 1016 Seiten beträgt, dafs folglich Gott im Jahre des Heils 1813 in Nürnberg bei Schrag zum ersten Mal in seinem Leben das Licht dieser Welt erblickt hat, so wäre er vielleicht gerade durch diese Consequenz seiner Folgerungen zur Einsicht in die Ungereimtheit seiner Auffassungsweise gekommen.

Da schon in der Logik Bachmann-Hegels oder Hegel-Bachmanns, wo es doch vor allem mit rechten Dingen hätte zugehen sollen, so tolles Zeug vorkommt, dafs Gott darin sich in die verschiedenen Syllogismen verwandelt, so kann es uns nicht wundern, wenn es von ihm in der Geistesphilosophie, wo es von jeher in den Köpfen der Menschen gespukt hat, heifst, dafs er erst durch die Natur und die verschiedenen Stufen der Bildung zu sich selbst komme, dafs Hegel (respect. Bachmann-Hegel) „nicht nur der Sohn Gottes, sondern der heilige Geist selbst sei, dafs Gott nicht zum vollkommnen Bewufstsein seiner selbst gekommen wäre, wenn

er sich nicht in den Philosophen Hegel verwandelt hätte." Denn hätte B. die Logik H's. begriffen, hätte er den *Begriff* seiner Methode — der wichtigste, unerläſslichste Begriff, um H. richtig zu erkennen und zu beurtheilen, weil gerade sie es ist, die am leichtesten zu den gröſsten Miſsverständnissen Anlaſs giebt — erfaſst, so hätte er ihm nicht ein solches *crimen laesae Majestatis* Gottes aufbürden können, als dieser Vorwurf enthält. Nach H. kann nämlich das *wahrhaft Erste* nicht am Anfange der Wissenschaft stehen. Das, was das Erste ist, muſs sich als das Erste beweisen; als solches kann es sich aber nur erweisen, wenn es sich als den Grund darstellt, auf den Alles zurückgeführt und bezogen werden muſs, um in seiner Wahrheit erkannt werden zu können; erst im Resultate der Wissenschaft erhellt daher, was wahrhaft das Erste ist. Das, worin ich an ein Ende komme, worüber ich nicht mehr hinauskann, das, was ich nicht mehr weiter auf ein Höhreres als auf seinen Grund reduciren kann, erst dieses Letzte, dieses Unauflösliche ist das wahrhaft Erste. So ist das Sein in der Logik nur das subjectiv, das scheinbar Erste, die Idee dagegen das wahrhaft Erste. Die absolute Idee windet sich nicht durch die Gestalten des Wesens und Seins, wie ein Schmetterling durch die Metamorphosen der Puppe und Raupe hindurch, um endlich im Lichte des Bewuſstseins zu sich selbst zu kommen. Es ist nur der Philosoph, der am Schlusse der Logik sich zum Bewuſstsein der Idee erhebt. Sie entsteht nicht für sich selbst, sondern nur für ihn, und sie entsteht nur für ihn, damit er mit dem ersten Blick, womit er sie erschaut, erkennt, daſs sie ewig und unentstanden ist. Sie entzieht sich im Anfang nur seinen Blicken, damit er um so tiefer von der Herrlichkeit und Allmacht ihres Lichtes ergriffen werde. Sein und Wesen sind Räthsel, die erst in der absoluten Idee ihre Lösung und wahre Bedeutung finden, sind nur die Beweise, daſs nicht sie, sondern die Idee das absolut Erste ist, welches sie als das allein Voraussetzungslose voraussetzen. Die Idee ist wohl in sich selbst nach H. Proceſs, Resultat ihrer selbst, Leben, aber nur im Verlauf der wissenschaftlichen Exposition legt sich dieser ewige Proceſs, in dem weder Anfang, noch Ende, kein Vorher, kein Nachher ist, so auseinander, daſs erst im Resultate, am Schlusse das wahre Princip erkannt wird. Die Methode der Logik ist nun bei H. die absolute Methode, folglich auch die Methode der übrigen philosophischen Wissenschaften. Alles wird im Prozesse des Werdens dargestellt, überall mit dem Abstracten, dem Einfachsten angefangen, um endlich zu dem zu kommen, was als das *Non plus ultra*, als der *Terminus ad quem* zugleich als der wahre *Terminus a quo* sich erweist. So wenig nun die absolute Idee in der Logik (realiter) zu sich selbst kommt, so wenig kommt Gott (realiter) durch den Verlauf der Natur und Geschichte zu sich selbst, so daſs Gott erst ohne Bewuſstsein gewesen — was eine absolute Absurdität wäre, denn der Begriff des Bewuſstseins schlieſst alle reale Entstehung von sich aus — und dann hintendrein erst im Menschen zum Bewuſstsein herangekrochen wäre. Das Selbstbewuſstsein Gottes ist vielmehr das absolut Erste, aus dem Natur und Menschheit entsprang, wie die absolute Idee der Grund des Seins und Wesens ist. Der menschliche Geist hat überhaupt zu Gott dasselbe Verhältniſs, das der Philosoph zur absoluten Idee hat. Die Philosophie ist freilich nicht die absolute Idee in höchsteigener Person, aber sie ist das Bewuſstsein von dem Selbstbewuſstsein der absoluten Idee; hierin liegt ihr Unterschied von ihr, wie ihre Identität mit ihr. Gott erkennt sich wohl im Menschen selbst, indem der Mensch Gott erkennt, aber dieses Sich-Erkennen Gottes im Menschen ist nur eine Wieder-Erkennung, eine Verdopplung seiner ursprünglichen, vom Menschen unabhängigen Selbst-Erkenntniſs; unsre Vorstellungen von Gott, in denen er uns gegenwärtig ist, sind nur Vorstellungen von den Vorstellungen, die Gott von sich selbst hat und in denen er sich selbst gegenwärtig ist.

Da bereits in der Logik und Psychologie H. bei dem Examen, dem ihn B. unterwarf, mit Schande und Spott abgefahren ist, so kann es uns auch nicht im Mindesten wundern, wenn er endlich auch mit seinem Naturrecht bei ihm durchfällt. Als Probestück des Geistes seiner Kritik und Auffassungsweise philosophischer Begriffe diene daher nur noch folgendes Beispiel. Der treffliche, eben so tiefe als wahre Begriff, den Hegel von dem sittlichen Wesen giebt, wie es sich in der Familie verwirklicht, soll der Wirklichkeit widersprechen und folglich nichts taugen, indem „manche Familien sehr verdorben und tief gesunken sind, in anderen blos einzelne Glieder und nur in sehr wenigen alle Glieder auf einer hohen sittlichen Stufe stehen." Du lieber Himmel! Soll denn der Philosoph den Begriff einer Sache nicht von ihrer wahrhaften, sondern von ihrer lügenhaften unvollkommnen

Existens abziehen? Soll er das Wesen der Poesie etwa nach den Exemplaren eines Gottsched darstellen? Sollen verkrüppelte Bastarde oder nicht vielmehr die genuinen Erzeugungen die Modelle des Philosophen sein? Sollen ihm nicht die reinsten Bilder bei der Erzeugung seiner Begriffe vorschweben? Wenn B. uns dereinst ein neues philosophisches System geben will, und es schweben ihm bei der Erzeugung seiner Begriffe dieselben Bilder vor, die bei der Kritik H's. ihm vorschwebten, was wird doch das Product seiner philosophischen Schäferstunden für ein Geschöpf sein? Dafs übrigens B. selbst in der populären Sphäre der Hegel'schen Philosophie nicht nur nicht einen richtigen Gebrauch von seiner Vernunft, sondern auch nicht einmal von seinen Augen machte (vergl. Rosenkranz z. B. *p.* 108. 109.), kann nur dem auffallen, der nicht weifs, dafs dergleichen Empiriker, wie B. einer ist, gerade nur da Idealisten sind, wo sie Realisten sein, ihre Sinne öffnen sollten, und gerade da nur Realisten, wo allein der Idealismus die wahre Empirie ist, das einzige Organ, eine Sache in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit zu erkennen.

Ludwig Feuerbach.

LXIII.

1. *Vindobonae apud Ioann. Bapt. Wallishausser: Rutaceae. Fragmenta botanica. Auctore* H. Schott. 1834. 7 *Tafeln mit* 14 *S. Text. Roy. Fol.*
2. *Ibid apud Eund. Genera Filicum. Auctore* H. Schott. 1. *u.* 2. *Lieferung.* 1834. *Jede Lieferung mit* 5 *Tafeln und eben so vielen Blättern Text in Queer Fol.*

Das erste der hier angeführten Werke schliefst sich so enge an Hrn. Endlichers *Meletemata* und *Atakta* an, dafs es kaum von denselben getrennt beachtet werden kann. Die in den *Meletemata* zu einem gemeinsamen Werke vereinten Freunde haben sich nur, wie es scheint, gegenseitig freiere Bewegung suchend, insofern getrennt, dafs jezt jeder derselben für sich eine besondere Sammlung seiner botanischen Arbeiten, doch in ähnlichem Geiste und mit gleicher Ausstattung herausgiebt. Die *Rutaceae* stehen in Text und Ausführung den *Atakta* rühmlichst zur Seite und lassen in keiner dieser Hinsichten etwas zu wünschen übrig. Mit besonderem Vergnügen findet man hier, unter den sieben Tafeln 3, welche nach Ferd. Bauers Original-Zeichnungen von Hrn. Fahrmbacher mit grofsem Geschick in Stein radirt sind; sie stellen *Erodia littoralis, Acronychia Endlicheri Schott* und *Geyera salicifolia* dar. Die vier übrigen, von Oberer und Zehner gezeichnet und ebenfalls von Fahrmbacher radirt, halten, sowohl in Hinsicht auf die gediegene und geschmackvolle Behandlung der Gegenstände, als in Betracht der richtigen und scharfsinnigen Auswahl zahlreicher Einzelnheiten, jede Vergleichung mit den Bauerschen aus, was gewifs diesen beiden Zeichnern zu nicht geringem Ruhme gereicht. Diese vier Tafeln enthalten *Acronychia Baueri Schott,* (Taf. 3.), *Esenbeckia pilocarpoides Kunth.* (Taf. 5.), *Potembryum Jussieui Schott* (Taf. 6.), und *Colythrum puberulum Schott.* Die von Hrn. Schott neu gebildete Gattung *Colythrum* begreift die Arten der Gattung *Esenbeckia,* welche sich durch aufrecht-abstehende,- nicht ausgebreitete und endlich zurückgeschlagne,- Kelch- und Blumenkrontheile und durch ein krugförmiges Nectarium unterscheiden; auch zeichnen sich allerdings die hieher gezählten durch eine merklich abweichende Bildung im Ganzen aus. Nach Hrn. Schott gehören, aufser der abgebildeten neuen Brasilischen Art, die er *Col. puberulum* nennt; noch hieher: *Esenbeckia pumila Pohl., latifolia Mart., febrifuga Auct.* und *Maurioides Mart.*

Die *Genera Filicum,* (n. 2.) halten wir für ein höchst verdienstliches Unternehmen, dem der gedeihlichste Fortgang zu wünschen, auch wohl, nach dem vorwaltenden Bedürfnifs eines solchen Werks, mit Zuversicht zu versprechen ist. Nichts kann dem Kenner wie dem Anfänger in dem Studium dieser schönen und interessanten Gewächse willkommner sein, als ein Kupferwerk, dafs mit unbedeutendem Aufwande ihm gute und schön ausgeführte analytische Darstellungen der Gattungscharaktere aller bisher bekannt gewordener Farrenkräuter in die Hände liefert. Sollte sich auch über kurz oder lang die Ueberzeugung allgemein feststellen, dafs wir mit unsrer bisherigen Gattungsbestimmung der Farren, ungefähr wie mit unsern Moosgattungen, auf einem rein künstlichen Wege gehen, so wird doch gerade ein Werk, wie das vorliegende, wesentlich dazu beitragen, ja eine Hauptbedingung sein, dafs eine solche Ueberzeugung durch Anschaulichkeit geweckt werde; noch gröfsere Dienste aber wird es demjenigen leisten, der sich künftig nach naturgemäfseren Gattungsbestimmungen auf diesem Gebiete umsehen will. Noch wird es ferner den Freunden der urweltlichen Flora sehr fördersam sein, wenn sie die, jetzt durch Hrn. Prof. Göppert in vielen bisher noch unbekannten Formen ans Licht gezogenen und mit denen der jetzlebenden Farrenkräuter in Beziehung gebrachten Fructificationen jener untergegangenen Farrenvegetation weiter verfolgen und die darüber anzustellenden Vergleichungen mit gröfserer Bequemlichkeit und Sicherheit auf *alle* bekannten Formen der noch lebenden ausdehnen wollen, was bei einer solchen Arbeit eben so unerläfslich als schwierig ist.

Hrn. Schotts Bearbeitung seines Gegenstandes scheint uns sehr zweckmäfsig. Jeder Gattung ist ein besonderes Blatt gewidmet. Jedes Blatt enthält: ein Stück der Frons von einer oder auch von beiden Seiten, den Aderverlauf und die Anordnung der Soren im Zusammenhange darstellend; dann sehr stark vergröfsert, ein Stück des Blattnetzes mit einem Sorus, oder mit mehreren, diese einzeln mit und ohne Indusium, den Sorus im Verticaldurchschnitte, geschlossne und geöffnete Kapseln von mehreren Seiten, auch oft nach ihren Entwicklungsstufen vom ersten Sichtbarwerden an, endlich Samen, Drüsen und dergleichen, — selten unter zehn Figuren, gewöhnlich mehr. Alle sind von Hrn. Schott selbst gezeichnet, von Fahrmbacher in Stein radirt, kräftig und bis ins Einzelne mit klarer Sonderung durchgeführt; die meisten blofs im Linearumrifs, die Soren im Ganzen aber ausschattirt. — Der Text enthält aufser dem Namen, eine kurze Beschreibung der Gattung, vom Bau des ganzen Gewächses anhebend; dann die Namen einer oder mehrerer dahin gehörenden Species, und zuletzt die Erklärung der Figuren. Die Tafeln, wie die Blätter des Textes, sind unbeziffert, und können in der Folge nach einem beliebigen Systeme geordnet werden. Druck und Papier sind sehr gut.

Nees v. Esenbeck

№ 66.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXIV.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt. 3 Bde. Erlangen, 1833.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike, a. o. Prof. d. Theol. zu Halle. 2 Bde. Halle, 1833.

Die Kirchengeschichte wurzelt zunächst in dem unmittelbaren Leben der Kirche selbst. Es nimmt sich nämlich in ihr dies Leben, das, obzwar Erscheinung des *Geistes*, doch, als Erscheinung, *Entäufserung* (an Zeit und Raum) ist, in die Innerlichkeit (des Wissens — als Erinnrung) zurück, und die Fixation desselben in dieser Form, der Niederschlag gleichsam jenes Processes, ist die Geschichtschreibung der Kirche. Sie steht so ursprünglich im Dienste der *Kirche*, ist lediglich kirchliche Lebensfunction.

*Natur*nothwendig ist dies Verhältnifs zuerst *gegeben*; die Kirchengeschichte daher der Abhängigkeit von dem Mutterschoofse des Lebens, welcher sie trägt, sich noch gar nicht bewufst, und in dieser Unbewufstheit auch noch nicht Wissenschaft, nur einfache Tradition des *Gedächtnifs*inhalts der Kirche. Als *Chronik* somit beginnt sie und setzt sie sich fort, so lang jener Inhalt nur eben Gedächtnifsinhalt ist.

Mit der Reformation indessen erwacht im Leben der Kirche selbst die *Reflexion* über ihre Entwicklung. Das Licht, in dem sich diese ihr darstellt, *bricht* sich in sich; der Faden der Tradition zerreifst. Da kann nun die Kirchengeschichte nicht mehr nur Reproduction der Erinnrung der Kirche bleiben; sie mufs vielmehr das *Urtheil* an diese heranbringen oder den Stoff auf ein voraus*gesetztes* Princip beziehen. Es kann dies freilich zunächst nur dem *Lebens*boden entstammen, worin sie bis dahin wurzelte, und so setzt sie denn protestantischer Seits wie römischer sich als Zweck, dort den Fortschritt und hier den Stillstand *vermittelst* ihrer zu legitimiren. Durch das *Bewufstsein* aber um diesen Zweck und dadurch, dafs sie sich in den Dienst der Kirche jetzt vielmehr *stellt*, als in ihm steht, erhebt sie sich erst zur Wissenschaft.

Allein noch ist sie so nicht *freie* Wissenschaft. Denn was sie beherrscht und bestimmt, ihr *Interesse*, ist nicht sie selber, vielmehr das kirchliche Leben *als solches*. Der weitere Fortschritt setzt demnach die Abstraction von diesem, dem sie als *Mittel* bisher nur *diente*, voraus. Es ist dies freilich ein *negatives* Thun, ja sein Extrem sogar die Verläugnung der Kirche selbst in ihrer Geschichte. Doch kann die Wissenschaft so nur dahin gelangen, sich *in sich selbst* als *Zweck ihrer selbst* zu erfassen.

Zuvörderst nun hebt diese Thätigkeit damit an, dafs die kirchliche Reflexion als solche vom Inhalt abgelöst wird. Gebrochen nämlich in sich, wie sie als confessionelle ist, wird sie (seit Calixt) als *parteiisch* betrachtet, und an die „Historie" vielmehr die Fordrung gestellt, dafs sie „unparteiisch" d. h. weder römisch noch protestantisch sei. Dies heifst dann weiter, dafs sie an sich überhaupt auch nicht die Partei der *Kirche* zu nehmen habe. Es wird z. B. die Unterdrückung der Ketzer als ungerecht dargestellt, der Einflufs der Cäsaropapie urgirt u. s. f. Durch diese Ablösung der Facta von ihrer Betrachtung im Lichte der Kirche gewinnt die *Kritik*, die den Thatbestand untersucht, ein freies Spiel. Daher wird der gesammte Notizenvorrath von Neuem geprüft und verglichen, die Documente durchstöbert u. s. f. Bei dieser Vereinzlung des Stoffes entsteht nun andrerseits die Frage nach dessen Zusammenstellung. Die Weise der Centuriatoren wird aufgegeben; zum ersten Mal werden Perioden bestimmt, Realeintheilungen durchgeführt u. s. f. Mit der Composition kommt dann auch die Exposition zur Sprache. Es wird „Eleganz" des Styles, „geschmackvolle" Darstellung u. s. w. gefordert. Der Inhalt an sich gilt für trocken; die Form

somit mufs ihm Reiz verleihn. Es ist dies die Mosheim'sche Periode.

Hat nun aber so der entfärbte, kahl und dürr gewordene Inhalt seinen Reiz verloren, die Form dagegen (als Forschung, Kritik, Anordnung u. s. w.) sich geltend gemacht: so ist die weitre Bewegung nun die, dafs der Inhalt von dieser *aufgezehrt*, die Kirchengeschichte ein leeres *formelles* Spiel wird. Es ist dies die Henke-Spittler'sche Weise. Die Thatsachen sind hier ein *caput mortuum*, das der breiten Gelehrsamkeit, dem Raisonnement, dem Witz u. s. w. zur Folie dient. Die Reflexion, die anfangs im Interesse der Kirche, somit doch *kirchen*geschichtlich wenigstens, sich am Inhalt bethätigte, sodann zwar das kirchliche Interesse aufgab, jedoch noch unparteiisch zu sein sich beflifs, ist jetzt (in Folge der Aufklärung und des Rationalismus) eine *anti*kirchliche und in dieser Richtung *parteiische* geworden. Athanasius z. B. gilt für einen „eigensinnigen Querkopf", Augustin für einen „entnervten Manichäer," Gregor VII. für einen „Schurken" u. s. f. Der Voltaire'sche Ausspruch, dafs die Geschichte nur eine Gallerie der menschlichen Thorheiten sei, wird zum Princip auch der *Kirchen*geschichte erhoben; *ihm* müssen nunmehr die Thatsachen dienen. Es wird die Kritik daher Conjecturalkritik, und was ihr als Grundhypothese gilt, ist, dafs das Subject in seiner schlechtesten Endlichkeit, der Unverstand und die Leidenschaft (Ehrsucht, Eifersucht, Rachsucht), die Wurzel gewesen, woraus die Verfassung der Kirche, die Bildung der Dogmen u. s. w. hervorgegangen. Die *Trieb*federn aufzuspüren, versucht sich der Scharfsinn und nennt dies, methodisch durchgeführt, Pragmatismus. In die Hervorhebung desselben, die bald durch feine Satyre, wie bei Spittler, bald durch kecke Derbheit, wie bei Henke, sich noch pikanter zu machen sucht, wird das Hauptverdienst geschichtlicher Darstellung gesetzt, und die Composition ist nur die Einrangirung des Stoffes in ein beliebiges Fachwerk von Rubriken, darein er als einen Mumienkasten eingesargt wird.

In solcher Gestalt nun droht die Kirchengeschichte zur Ironie ihrer selbst zu werden. Sie ist so nicht einmal *Geschichte*, geschweige denn *Kirchen*geschichte. Das *Subject* ist es mit *seinem* Thun, das den entweihten Thron des Objects usurpirt. Die Form hat, allen Inhalt vernichtend, sich dadurch eben zur reinen d. i. leeren Willkür verflüchtigt. Gehaltlos aber, schwindet sie in sich selbst zusammen. Die Wissenschaft giebt sie daher verzweifelnd auf und rettet sich in das Object zurück. An die Stelle abstracter Subjectivität tritt nunmehr abstracte Objectivität. Die äufsre Erscheinung allein, das Factum *als Factum* soll gelten. Die Forderung der Unparteilichkeit kehrt zurück. *So wenig antikirchlich* als kirchlich, vielmehr *interesselos* soll die Kirchengeschichte sein. Sie habe es lediglich mit Geschehnem, sonach Vergangnem, *Abgethanem* zu thun. Kurz Kirchen*geschichte* nur will sie sein. Der Reflexion wird möglichst entsagt; die nackte *Erzählung* allein hat Statt. Es ist Schmidt's grofses Verdienst, zuerst diesen rein-historischen Standpunct eingenommen zu haben. Die Quellen werden da excerpirt, und diese Excerpte so einfach als möglich zusammengestellt. Ja es kann der Versuch entstehen, die Kirchengeschichte blofs aus Quellencitaten zusammenzusetzen, wie Gieselers treffliches Lehrbuch zeigt. Der Fleifs der Collation und die Treue der Relation sind jetzt die Hauptverdienste. Auf Eintheilung und Darstellung wird nicht viel gegeben. Nur schlicht und kunstlos, „natürlich," soll beides sein.

In diese Periode der neueren Kirchengeschichtschreibung gehört nun auch das 1ste der oben verzeichneten Werke und findet in dem skizzirten Verlauf seine nächste Erklärung. Es schliefst sich an Schmidt und Gieseler an, indem es nur einerseits kürzer und „übersichtlicher," andrerseits ohne gelehrten Apparat und „im Zusammenhange" den Stoff „erzählen" will. p. III. Doch ist sowohl Uebersichtlichkeit als Zusammenhang der Erzählung am wenigsten erreicht, wie sich des Weitern alsbald ergeben wird. Dagegen ist Kürze und Bündigkeit allerdings anzuerkennen. Es ist eine Fülle von Stoff und zwar theilweise des detaillirtesten Stoffes darin zusammengedrängt, so dafs die 3 Bde. an factischem Material beinahe so viel enthalten, als die 8 Bde. der Henke'schen Kirchengeschichte. Auch ruht durchgehends das Buch auf der gründlichsten Quellengelehrsamkeit, die jetzt, durch den nachgelieferten 4ten Bd. (der Citate und Literatur enthält), auf's Beste sich documentirt hat.

Was nun den *allgemeinen Charakter* des Werkes betrifft, so signalisirt sich als solcher die oben geschilderte *Objectivität*. Es findet sich nirgends auch nur die leiseste Spur von einem kirchlichen Interesse, und andrerseits verräth sich auch nirgends ein antikirchli-

eher, rationalistischer Eifer. *Reine Historie* und weiter nichts: das ist das Princip des Verfs. Facta an Facta gereiht: das ist ihm Geschichte. Ein Jude kann sie so gut „erzählen," als ein Christ. Es bedarf nur der Resignation auf eigenes Urtheil. *Indifferenz des Subjects* ist die erste Bedingung zu *objectiver* Geschichtschreibung. Denn so nur tritt das Object *allein* hervor, so nur wird *blofse Geschichte* geliefert. Es fragt sich nun: ist dies in *Wahrheit* Geschichte? ist *wirklich* so das Object, wie es leibt und lebt, erreicht? Da stellt sich denn nun sogleich heraus, dafs es nur das Object in seiner *Erscheinung*, das *äufsre* Object als solches ist, das dieser Standpunct erfassen kann. Denn indifferent d. i. rein empirisch-passiv kann das Subject sich nur zur Erscheinung als solcher verhalten. Ist nun das Object der Geschichte, das Factum, nichts weiter als nur Erscheinung (in Zeit und Raum)? Als solche wäre es ja vom *Natur*ereignifs nicht verschieden. Es ist vielmehr *That*, somit Aeufsrung der Freiheit, Erscheinung des Geistes. *Factor* des Factums ist also der Geist, und damit sogleich ein *Inneres* in dem Aeufsern gesetzt, dafs diesem so wesentlich inhärirt, dafs ohne dasselbe das Factum nicht ist, was es ist. Dieses Innere nun, der Geist, der in der Geschichte lebt und webt, ist nur durch *Eingehn des Geistes in den Geist* erkennbar. Nimmermehr läfst er (empirisch) mit Händen sich greifen. Versucht dies dennoch der Empirismus, so zieht das Object sich gleich der *mimosa pudica* in sich zusammen und kehrt dem *Draufsen*gelassenen auch nur die *Aufsen*seite zu. Das Factum erscheint dann nicht mehr als Factum (Geistesact), sondern als blofse Begebenheit (Zeitereignifs). So aber ist es nicht mehr es selbst. Es hat daher jene Objectivität keineswegs das ganze und volle Object; sie hat nur die Schale, die äufsere Hälfte desselben, und alterirt, indem sie halbirt. Ergiebt sich demnach schon aus dem Begriff des Factums als solchen, dafs das Subject sich nicht blofs äufserlich zu ihm verhalten darf, um es als das, was es ist, zu erkennen: so noch vielmehr aus dem Begriff der Geschichte als eines *Systems* von Thatsachen. Sind sie dies wohl, wie sie *erscheinen* (empirisch sich darstellen)? So vielmehr sind sie nur disparate Einzelheiten, in Raum und Zeit auseinandergeworfen. Schon der *verständige* Sinn sucht sie in *Reihen* zusammenzufassen; als halb schon Denken verlangt er noch Einheit und will einen *nexus* haben. Woher nun dieser Zusammenhang, der in der Erscheinung als solcher nicht ist? Die *Kategorie der Causalität* wird eingeführt. Allein wird nicht so schon das Factum der Form, die es als blofse Erscheinung im Wahrnehmen hat, enthoben? Dringt so nicht das *Denken* schon in den Gegenstand ein? Denn *sein* Gesetz ist doch jene Kategorie. Aber etwa *nur* ein *Denk*gesetz? In den *Factis* wird es ja aufgesucht. Schon hier also ist eine Einheit von Sub- und Object vorausgesetzt; schon hier sind beide im Wechselverkehr. Und wenn nun das verständige Denken entdeckt, dafs das Fragen nach blofsen Ursachen *in infinitum* führt, dafs starre Linien nur sich ergeben, kein in sich abgerundeter Kreis; wenn ferner die Einsicht ihm aufgeht, dafs so nur ein Scheinzusammenhang angestrebt wird, die wahre Ursache nicht die *Veranlassung*, nicht die *Bedingung* blofs ist, die ja die Möglichkeit nur des Veranlafsten und des Bedingten enthält: wird dann nicht das Denken von seiner Zerstreuung in die Breite zur Concentration in die Tiefe, von aufsen nach innen getrieben? Und dieses Treibende ist es blofs *sein* Instinct? Die Thatsachen selbst, auch nur als Producte einzelner Geister gefafst, sind ja aus *Zwecken* hervorgegangen; die Zwecke wiederum setzen *Begriffe* voraus, sind selber Begriffe, Begriffe, die in die Realität sich überzusetzen trachten; und diese Tendenz, diese Energie des Begriffs, woher anders, als aus der an und für sich reellen *Idee?* So predigt denn das Object nicht minder *Vernunft*, als diese im denkenden Subject sich regt, und volle Genüge ist erst in der vollkommenen Einheit beider zu finden, die durch die Natur der eben so ob- als subjectiven d. h. absoluten Idee vermittelt ist. Von ihr aus ist erst *Wissenschaft* möglich. Denn nun erst gliedern die einzelnen Thatsachen, die die Wahrnehmung nur als isolirte Erscheinungen hat und das verständige Denken nur als Puncte abstracter Linien fafst, der Erkenntnifs zu einer Totalität von Momenten, zu einem *System* sich zusammen. Dies Systematische aber legt die Vernunft nicht in die Geschichte hinein; es legt sich ihr, freilich *nur ihr*, aus den Thatsachen selber heraus. Denn wenn die That auf den Zweck, der Zweck auf den Begriff, der Begriff auf die Idee führt: weist sich dann nicht die Idee als die innerste Macht, als der Herzschlag nach, der durch die Geschichte pulsirt? Und dieses Gesetztsein durch die Idee, spricht es nicht unmittelbar schon dadurch aus, dafs von der *Bedeutung* einzelner Facta die Rede ist? Damit wird doch gesagt, dafs

sie auf ein Höheres deuten, als sie in ihrer bloſsen Erscheinung sind, daſs dieses Höhere aber als Seele dieselben durchwaltet. Es wird ferner immer die Fordrung aufgestellt, daſs nur *denk*würdige Facta die Geschichte bilden. Was heiſst dies anderes, als daſs der *Gedanke* in ihr sich wiederzufinden strebt, weil er sie aus *seinem* Schooſse entsprungen weiſs? Drängt so nicht unmittelbar sich die vernünftige Einsicht auf, daſs die Idee es ist, die die wahrhaft historischen Facta aus sich herausgebiert, daſs *ihre* Entwicklung sich also in der Geschichte verleiblicht, und ihre innere Einheit eben so objectiv, in den Thatsachen, als auch subjectiv, in der Wissenschaft, das System sich entfalten läſst? Idee-los demnach, wie die reine d. i. bloſs äuſsere Empirie es versucht, ist eine *Wissenschaft* der Geschichte unmöglich. Denn selbst der Versuch schon setzt die *Ahnung* wenigstens systematischer Einheit in der Geschichte, somit der Idee als ihres Princips voraus. Je klarer sich dies die Forschung macht, um so mehr muſs sie auch den äuſserlich-peripherischen Standpunct aufgeben, in das Innre, den Mittelpunct, dringen, denkende, von dem Licht der Idee geleitete Forschung werden. Dann erst erreicht sie die *wahre* Objectivität, weil nur der Idee das Object, als aus der Idee hervorgegangen, in seiner Fülle und Tiefe offenbar ist. Dem Denken allein erschlieſst sich die That des Gedankens, dem Geiste nur thut sich der Geist auf. So ist es denn auch die Idee der Kirche allein, die uns den erhabenen Dom der Kirchengeschichte verstehen und wissenschaftlich reconstruiren lehrt. Die Meisterin nur, die ihn aufgeführt, giebt uns auch den Schlüssel dazu. So achtungswerth also die Resignation des Empirismus unsres Verfs. auf falsches Raisonnement ist, die Weihe der ächten *Erkenntniſs* geht ihm ab, den gediegenen Kern des Objectes erfaſst er nicht. Es *fehlt die Idee der Kirche* und damit der *spiritus rector*, ihrer *Geschichte*.

In diesem Mangel nun sind auch die Mängel der *Anordnung* des Buches begründet. Da jene abstracte Objectivität nur einzelne Facta als diese äuſsern Erscheinungen kennt, der innre Zusammenhang der Geschichte verschlossen bleibt: ist *systematische Eintheilung*, streng genommen, unmöglich. Denn ohne die Centralität der Idee, die in den Momenten ihrer Entwicklung das wahre *principium dividendi* enthält, fällt Alles in spröde Bruchstücke auseinander, die höchstens nur *Haufen* und *Massen* bilden. Es ist aber doch nun die Eintheilung nicht zu umgehn, schon um des wissenschaftlichen Aussehns willen. Wie hilft sich also der Empirismus? Er ordnet zunächst nur *im Kleinen* an, indem er die einzelnen Bruchstücke theils (und hauptsächlich) der graden Richtschnur der Chronologie zufolge, theils aber auch nach palpablen „Merkmalen," die er gewöhnlich zufällig, seltner mit Hülfe der alten Logik herausgreift, aneinanderreiht. Was aber die Eintheilung im Groſsen betrifft, so ist es zuvörderst die Kategorie des in die Augen Fallenden (dessen, was, wie er sagt, „bedeutenden Einfluſs äuſsert"), wornach er die chronologischen Ein- und Abschnitte macht, wofür ihm die Perioden gelten. Sodann aber nimmt er einige Sachrubriken an, wie sie die Unterschiede der Massen als solcher ihm angeben; darnach theilt er nunmehr den Stoff sich innerhalb jener Perioden ein. Ueberhaupt aber scheint ihm das ganze Geschäft nur „um der leichteren Uebersicht willen" nothwendig. p. 6. Hauptsache ist und bleibt das Detail; denn hier erst hat er handgreiflichen Stoff, hier findet er Boden. In jener Region, des Allgemeineren, ist ihm nicht recht geheuer; er giebt daher lieber das Lob groſsartiger Composition, durchgreifender Systematik auf und behilft sich mit einem nur halbwege brauchlichen Schematismus. So unser Vf. Hinsichtlich der Periodisirung geht er von solchen „Ereignissen" aus, die „auf das *Ganze* der Kirche bedeutenden Einfluſs geäuſsert". p. 7. Was ist dies: das „Ganze" der Kirche? Zuerst wird dieses Ganze in seinem *Verhältniſs zum Staate* genommen. Denn „der Uebertritt Constantins und die dadurch bewirkte Herrschaft der Kirche im römischen Reiche" bezeichnet den Uebergang von der 1sten zur 2ten Periode. Sodann bedeutet das „Ganze" den *räumlichen Umfang* der Kirche. Denn Muhamed (!) bildet den folgenden Abschnitt. Weiter wird dieses „Ganze" sowohl als ein räumliches, wie auch in seiner innern *Verfassung* betrachtet; die Kreuzzüge und „die Erhebung der Kirchenregierung zur Monarchie" begründen die 4te Periode. Ganz allgemein ferner heiſst es, „die Reformation als eine durchgreifende Umgestaltung in der *ganzen* Kirche" (?) sei der Anfang der 5ten Periode.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike.

(Fortsetzung).

Zuletzt endlich wird das „Ganze" als das Verhältnifs der protestantischen Kirche zum Staate genommen. Denn der westphählische Friede bildet den letzten Abschnitt. So unbestimmt also ist jenes „Ganze!" Wie aber? Haben denn nicht auch der Gnosticismus u. s. w., die Völkerwandrung, der Bilderstreit und tausend andere „Ereignisse" gleichfalls „bedeutenden Einflufs" auf das „Ganze" der Kirche geäufsert? Können wir also nicht auch viele andre Abschnitte machen? Sind etwa jene und *nur* jene *nothwendig?* Keineswegs. Denn der Eintheilungsgrund ist ein *rein relativer*. Was läfst sich nicht Alles unter „bedeutendem Einflufs auf das Ganze der Kirche" verstehn? Besonders wenn schon der Einflufs des Islam für einen „bedeutenden" gilt! Betrachten wir ferner die sog. *Real*eintheilung, so finden sich 4 Abschnitte in jeder Periode. Zunächst nämlich stellt uns der 1ste die Ausbreitung dar; der 2te sodann die „innere Einrichtung der Kirche," und vag wie die Ueberschrift ist, begreift er denn auch *a*) die „Regierung der Kirche," *b*) den Cultus, *c*) das „christliche Leben" unter sich *). Wo bleibt nun aber, mufs billig gefragt werden, das Verhältnifs der Kirche zum Staat? Es wird dies bei der „*Regierung* der Kirche" untergebracht. Allein ist diese da nicht allein im Verhältnifs zu *sich?* Und bildet denn jenes Verhältnifs nicht einen *integrirenden* Theil des Ganzen, wenn, wie wir sahen, sogar die Perioden darnach bestimmt werden? Rechnet indefs der Verf. dieses Verhältnifs der Kirche (nach *aufsen*), als influirend auf ihre Regierung, zur „*inneren* Einrichtung," so müfste nun billig auch Lehre und Theologie hier mit eingerechnet werden. Doch nein! Die Lehre bildet für sich den 3ten, die Theologie einen 4ten Theil. Als ob die Theologie von der Lehre getrennt werden könnte und etwas anderes wäre, als nur die scientifische Fassung der Lehre! Man sieht, es sind die *Massen* gewesen, die in die Augen fallenden Massen, wie Ausbreitung, Lehre, Patristik (denn diese enthält jener 4te Theil), die aparte Behandlung erhalten haben; das Uebrige insgesammt ist in die „innere Einrichtung" verwiesen worden. Und höbe sich nicht die Patristik als dieser Notizenhaufe hervor, wer weifs, ob sie wohl ein eigener Abschnitt geworden wäre? Ist doch auch die Succession jener einzelnen Abschnitte unserm Verf. so gar *beliebig* erschienen, dafs bei der Deduction derselben, wenn man sie so nennen will (denn Alles läuft bunt durcheinander), — p. 5. 6 — der in der Ausführung 3te Abschnitt als 2ter, der 2te als 3ter aufgezählt wird! Sehr froh aber mag der Verf. gewesen sein, als diese Rubriken gefunden waren. Denn weiter erstreckt sich die Eintheilung nicht. In den einzelnen Abschnitten werden nur immer ganz kleine Partieen durch §§ gesondert, und diese nicht etwa wieder zu gröfsern, umfassendern Gruppen vereinigt, vielmehr wie Meilensteine Stück für Stück aneinandergesetzt. Die Geschichte des Arianismus z. B. verläuft in folgenden §§: Einleitung — Arius — Anfang des Streits — Verbreitung des Streits — Briefe des Alexander — Briefe der Arianer — Arius in Palästina — Eusebius von Nikomedien — Arius in Bithynien — Arius und die palästinensischen Bischöfe — Constantin der Gr. — Synode von Nicäa — Unruhen in Alexandrien — Günstige Umstände für die Arianer — Arianische Bischöfe in Antiochia — Athanasius (jetzt erst) — u. s. f. — zuletzt (nach 15 ähnlichen §§): Arianischer Lehrbegriff (!). Hier gab indefs noch die Chro-

*) Doch wechselt die Subdivision. In der 3ten Periode z. B. wird unterschieden: *a*) Reg. d. K., *b*) Mönchswesen, *c*) Religiosität Sodann: *a*) Geschichte des Papstthums, *b*) innere Verhältnisse (!), *c*) kirchliches Leben. U. s. f.

nologie einen Führer ab; daher doch wenigstens fadenartige Ordnung herrscht. Wo jene Ariadne aber nicht hilft, da ist der Vf. wie rathlos und läfst nur den *Zufall* seine „Erzählung" weiterführen. So in dem Abschnitt von der „Regierung der Kirche" (im 4—6ten J.). Hier bot sich als nächster palpabler Gegenstand das *Kirchengut* dar. Sofort also wird damit angefangen, und §. 17. die Vermehrung der Güter der Kirche „auf 3 Wegen," §. 18. die Gesetze zur Sicherung des Kirchenguts, §. 19. die Immunitäten, §. 20. die Handelssteuer der *clerici negotiantes* abgehandelt. Hiemit ist der Uebergang zu dem nächsten palpablen Gegenstande, dem klerikalischen Personal, gegeben, und §. 21. schildert die eigne Gerichtsbarkeit der Geistlichen, §. 22. die Verordnungen gegen den Zudrang zum geistlichen Stande (die theilweise §. 19. schon aufgezählt worden waren), §. 23. die Grade des Klerus, §. 24. die äufsern Auszeichnungen des Klerus, §. 25. den Cölibat (!), §. 26. das Verbot der bürgerlichen Geschäfte für die Geistlichen. Nun erst kommt §. 27. die „innre Organisation des Klerus" (als ob dazu nicht die §. 23. schon theilweise abgehandelten *Grade* des Klerus gehörten!). Noch einmal das Kirchengut! Denn §. 28. schildert die Bischöfe als Verwalter des Kirchenguts (was §. 18. schon erwähnt worden war). Nun endlich §. 29. die Wahl des Klerus. Dafs diese den Laien entzogen wurde, führt unsern Vf. zu der Bemerkung, dafs den Gemeinden ja überhaupt die „gesetzgebende Gewalt" (!) genommen worden sei. Also §. 30.: gesetzgebende Gewalt der *Synoden.* Auf diesen erliefs man unter andern Sonntags- und Fastengesetze. Also §. 31.: Sonntag, Fasten. Ferner bezwang man daselbst Ketzer. Also §. 32.: Glaubenszwang, Ketzer. Jetzt wieder plötzlich §. 33.: Verordnungen über die kirchliche Ordnung der Geistlichen. Dann §. 34.: Macht der Bischöfe. Zu dieser trugen die ökumenischen Synoden bei. Also §. 35.: Oekumenische Synoden; dabei gleich: Sammlungen ihrer Beschlüsse. U. s. w. Ist dies „Zusammenhang," ist dies „Uebersichtlichkeit" der „Erzählung?" Wahrlich, man kann solche Anordnung kaum mehr als Unordnung oder ein blofses *Tappen* nach Ordnung nennen, und unbegreiflich ist es, wie nicht schon die alte Logik hier eines Bessern berieth. Allein selten nur läfst sich unser Vf. von dieser leiten; der Empirismus will eben sich möglichst *empirisch* verhalten, d. h. dem Verstand so wenig Einflufs als möglich gestatten. Was hat er nun aber anders als *atomistische Einzelheiten*, die nimmermehr sich von selbst zu Gruppen, zu Gliedern, zu Theilen von Ganzen zusammenfügen? Die Eintheilung mufs mithin dem Zufall d. i. der Willkür anheimfallen, und so ist Confusion statt der Composition unvermeidlich.

Aus der Princip- und Planlosigkeit des abstracten Empirismus entspringt nun auch die Geist- und Leblosigkeit der *Darstellungsweise des Einzelnen.* Trocken und dürr mufs diese werden, da keine Seele im Ganzen waltet; fragmentarisch und todt, da die organische Gliederung fehlt. Nur wo der geistige Hauch der Idee hindringt, *färbt* sich der historische Stoff; nur wo ein Adersystem durch jegliche Muskel und Faser quillt, herrscht Lebenswärme auch in dem kleinsten Theile. Mit welcher blassen und steifen Kälte unser Verfasser „erzählt," das mögen folgende Beispiele zeigen. Wen hat nicht Act. 8, 27 ff. ergriffen? Hr. E. sagt: „Philippus bekehrte auch den äthiopischen Kämmerer. Die Art der Bekehrung ist dieselbe, welche auch Petrus anwandte; nur ist sie bei Philippus noch kürzer und einfacher. Er überzeugt den Fremden, dafs in dem 53sten Capitel des Jesaias von Jesus von Nazareth (!) die Rede sei, und tauft ihn dann." I, p. 46. Ist dies nicht blofs das *Skelett* des Factums? Von den Agapen heifst es: „Man hielt sie bald vor, bald nach dem Abendmale. Sie begannen bei Nacht mit Gebet. Hierauf folgte mäfsiges (!) Essen und Trinken, unter beständiger Erinnerung, dafs man auch bei Nacht (!) den allgegenwärtigen Gott anbeten müsse. Nach dem Essen wurde Wasser zum Händewaschen hereingebracht, und jeder Anwesende aufgefordert, einen Psalm oder sonst ein frommes Lied zu singen, damit man sehe, wie er getrunken habe (!). Das Ganze schlofs sich mit wiederholtem Gebet." p. 111. Wie matt, wie *flau!* Wer findet hierin noch *Liebes*mahle wieder? Vielleicht aber kann der Vf. z. B. den *„arianischen* Lehrbegriff" schildern? Dies ist die Skizze, welche er giebt: 1) „Gott der Vater ist allein ewig und unbegreiflich, ist aber erst seit dem Anfang der Existenz des Sohnes Vater. 2) Die 2te Person (Sohn, Weisheit, Wort, Christus) ist ein Geschöpf, aus Nichts geschaffen (gezeugt) uneigentlich Sohn genannt, vom Vater seiner Vorzüge wegen adoptirt. 3) Wort und Weisheit bedeuten Kräfte und Eigenschaften in Gott oder den Sohn selbst. Als Kräfte und Eigenschaften sind sie beständig in Gott, als Sohn nicht. Gott hat den Sohn aus freiem Willen als Werkzeug zur Weltschöpfung hervorgebracht. Der Sohn

ist dem Wesen nach ganz verschieden vom Vater, frei, veränderlich, aber durch Uebung steter Tugend fähig. Er hat keine wirklich göttlichen Eigenschaften, ist nicht ewig, nicht allwissend, von Gott vor der Welt erschaffen." p. 406.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXV.

M. Tulli Ciceronis de Officiis libri tres. Recensuit R. Stuerenburg. Accedunt Commentationes. Lipsiae 1834. *LX. und* 220 *S. gr.* 8.

Die Bearbeitung der Bücher *Cic's de officiis*, die in früherer Zeit von den Heusinger sehr gefördert, dann von Gernhard und Beier nicht ohne Glück fortgesezt worden, hat in kritischer Hinsicht eine neue Grundlage gewonnen, seit Orelli in seiner Gesammtausgabe der Werke Cic's diese Schrift mit besonderm Fleifs bearbeitet, und vorzüglich die Lesarten von fünf Berner und einem Baseler Cod. genau und vollständig bekannt gemacht hat. In vorliegender Ausgabe sehen wir nun den ersten Versuch mit Hülfe des so Vorhandenen eine neue Textberichtigung zu liefern. Ueber den Erfolg derselben ist, da die Anmerkungen, welche die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesarten, der Konjecturen u. s. w. enthalten sollen, noch nicht erschienen sind, nicht mit Sicherheit zu urtheilen, doch, mag auch über Einzelnes keine feste Entscheidung möglich sein, im Ganzen wird sich doch über die Art der Behandlung ein Urtheil fällen lassen. Um diese nun ungefähr zu zeigen, liefert Hr. St. in der Vorrede ein Verzeichnifs aller der Stellen, die er entweder durch Konjektur, oder aus Codd., oder durch Auswerfen von Glossemen berichtigt zu haben glaubt, weder bequem für die Lektüre noch irgend wie nützlich. Es genügte vollkommen, wenn Hr. St. bei den Lesarten Orelli's, die unter dem Texte hinzugefügt sind, kurz angab, wie oder aus welchem Cod. er etwas verändert habe. Freilich fiel dann das lange, zur Schau gestellte Register von Verbesserungen oder wenigstens Neuerungen weg! —

Am meisten scheint Ref. in dieser Ausgabe Konsequenz zu mangeln, eine bestimmte, auf gewisse Grundsätze gestützte und danach geregelte Kritik. Fast sollte man meinen, dafs der einzige Grundsatz des Hrn. St. der gewesen ist, so viel als möglich zu ändern. Die Unbeständigkeit seines Urtheils zeigt sich auffallend theils in dem Vorworte an den verstorbenen Konsistorialrath Ilgen, wo er viele Meinungen, die er in seiner Ausgabe der Rede *p. Arch. poët.* aufgestellt hatte, wieder verwirft und umändert, theils in den *Corrigendis* zu dieser Ausgabe, die besonders zum ersten Buche viele nachträgliche Veränderungen enthalten. Ref. zweifelt gar nicht, Hr. St. werde, sollte er die Anmerkungen zu den Büchern *de officiis* herausgeben, auch hierin wieder die Mehrzahl seiner jetzigen Entscheidungen aufgeben. Am deutlichsten erhellt dies Schwanken aus *lib. I.* 11, 36, einer allerdings sehr zweifelhaften Stelle. Im Texte verwirft Hr. St. den bisherigen Herausgebern beistimmend das ganze Beispiel von der Gewissenhaftigkeit der Römer im Kriege, im Nachtrage setzt er es mit einigen zwar geschickten aber doch nicht begründeten Veränderungen wieder hinein.

In dem Urtheil über die Güte der Codd. weicht Hr. St. von Orelli gänzlich ab. Er glaubt nämlich, aus einer alten, von einem ungelehrten und glossirenden Grammatiker (nach Hr. St's. Meinung scheint dies gewöhnlich verbunden gewesen zu sein!) geschriebenen Handschrift seien alle jetzigen Codd. geflossen, indem jene einmal genau, ein andermal aber nachlässig und fehlerhaft abgeschrieben sei. Zur ersten Klasse zählt er *Bern. c*, *August.*, *Parcensis* (?), *Palat. I.* und *Graev. I.*, zur andern alle übrigen, vorzüglich die übrigen Berner, die Wolffenbüttler u. s. w. Orelli dagegen unterscheidet drei Klassen. In die erste als die vorzüglichste gehören *Bern. a* und *b* und *Guelpherbyt. a* und noch mehr *b*; in die zweite, in der sich zwar manchmal vorzügliche Lesarten fänden, die aber doch nur mit Vorsicht und wo möglich mit Unterstützung der Codd. der ersten Klasse zu gebrauchen sei, *Bern. c*, *Palat. I.*, *Graev. I.* und wenige andere; in die dritte endlich derer, die die *vulgata* haben, *Bern. d* und *e*, *Basileensis*, *Erfurt. etc.* Hr. St. nun schliefst sich meistens der zweiten Klasse und besonders dem *Bern. c* an, der seinem neuerungssüchtigen Sinne allerdings die besten Mittel von der *vulgata* abzuweichen darbot. Dieser Cod. nämlich sammt denen, die entweder von ihm abgeschrieben oder aus gleicher Quelle mit ihm geflossen sind, ist von einem gelehrten Abschreiber so interpolirt und korrigirt, dafs alle jene Lesarten, die Hr. St. und zum Theil auch Orelli als vorzüglich in den Text aufnahmen, für reine Interpolationen zu halten sind. Zwar empfehlen sie sich meistens durch den äufsern Schein und bieten dem Leser keine Schwierigkeiten dar, doch eben dies und dafs sie oft falsch emendirt sind, ist ein Beweis für ihre Unächtheit. So *lib. I.* 9, 28, wo alle übrigen Codd. haben *in alterum incidunt*, der Abschreiber des *Bern. c* dagegen, da er statt *alterum* als Subst. zu fassen „sie verfallen in etwas anderes" aus dem Vorhergehenden *genus* ergänzte und so mit dem Folgenden in Widerspruch gerieth, *in altero delinquunt* korrigirte. Hr. St. durch die äufsere Korrektheit getäuscht nahm dies unbedenklich auf. Aehnlich täuschte sich auch Orelli *lib. I.* 29, 104: *alter (jocus) est, si tempore fit, remisso homine dignus, alter ne libero quidem, si rerum turpitudini adhibetur verborum obscoenitas*, wo jener Cod. ohne allen Grund die sogar unpassende Korrektur: *si rerum turpitudo adhibetur aut verborum obscoenitas* hat. Vorzüglich nun aber erkennt man die Interpolation des *Bern. c* aus der Wortstellung, in der er meistens eine falsche und gekünstelte Eleganz sucht. Hier sagt schon Orelli, dafs *Bern. a* und *b* weit vorzuziehen seien, z. B. *lib. III.* 19, 75 *ne si exploratum quidem id omnino neminem unquam suspicaturum habeat*, wo die Vulgata *ne si exploratum quidem habeat id omnino etc.* weit vorzüglicher ist.

Jedoch so fest folgt Hr. St. nicht diesem interpolirten Cod., dafs er nicht auch manchmal, wie es ihm beliebt, aus diesem oder jenem schlechteren Lesarten aufnehme. Zwar gehören nun in der That einige von den Codd., die Hr. St. für schlecht hält, zu den besten z. B. *Bern. a* und *b*, *Guelpherbyt. a* und *b*, und schon andre Herausgeber haben aus diesen Einzelnes, das die

Grammatik oder der Sinn erforderte, aufgenommen, z. B. *lib. I.* 21, 73. *majorque cura efficiendi;* doch da, was sich aus diesen guten Quellen holen liefs, erschöpft war, sah sich Hr. St., um nur Neues zu finden, gezwungen auch aus minder guten Codd. nach Lesarten zu greifen, z. B. *lib. II.* 17, 58. *et, quando aliqua res major atque utilior populari largitione acquiritur*, wo er aus einer einzigen oft wundersames darbietenden Ausgabe *anquiritur*, das hier ganz falsch gebraucht wäre, aufnimmt.

Endlich müssen wir noch über die Glosseme, die Hr. St. überall wittert und demgemäfs aus dem Texte streicht, und über seine Konjekturen einiges hinzufügen. Ueber Beides bekennt Ref. offen, dafs er selten nur einen Grund für Hrn. St's. Aenderung fand, nirgend aber, dafs diese Aenderung wirklich besser wäre, als die gewöhnliche Lesart. So werden *lib. I.* 13, 41. die Worte Cic's folgendermafsen durch Auswerfen von Zusätzen der Grammatiker hergestellt: *totius autem injustitiae nulla capitalior, quam eorum, qui maxime fallunt, id agunt, ut boni videantur.* In der *vulgata* ist nun zwar ein kleiner Anstofs in *cum maxime*, der sich bei näherer Betrachtung des lateinischen Sprachgebrauchs bald hebt; doch ob in St's. Lesart Jemand nur irgend einen Sinn wird finden können, scheint sehr zweifelhaft. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Konjekturen, deren grofse Zahl schon Zweifel an ihrer Richtigkeit erregen müfste. Warum ist z. B. *lib. I.* 12, 37. gesetzt *etiam animadverte illud, quod, qui proprio nomine perduellis esset, is hostis vocatur, lenitate verbi rei tristitiam mitigatam* statt *animadverto* und *vocaretur?* Ref. findet keinen Grund als den, dafs Hr. St. ändern wollte.

Angehängt sind dieser Ausgabe zwei *commentationes* von bedeutendem Umfange, eine über die Partikel *haud*, die andere über die Pronomina *nemo, nullus, quisquam, ullus.* Der Werth dieser Untersuchungen besteht in einzelnen grammatischen Observationen, die durch vollständige Anführung der Beweisstellen aus Cicero, Livius, Caesar, Sallust, auch aus Tacitus begründet werden. Wenn sich jedoch Hr. St. von diesen, so zu sagen, mechanischen Funktionen der Grammatik entfernt, und eine Reihe von Beobachtungen in eine Anschauung vereinigen oder die Ursache davon angeben will, wird er öfters unzuverlässig und unrichtig. Wer kann z. B. die Regeln, die *p.* 130 sqq. über den Gebrauch von *non ita* gegeben sind, billigen? Zwar ist ganz richtig bemerkt, dafs *non ita* nicht den ganzen, sondern blofs einen untergeordneten Nebenbegriff negire, doch, wie daraus folgt, dafs es nie mit einem blofsen Verb., sondern nur mit einem Adverb. oder Adject. und Subst., ferner nie in einem Haupt-, sondern nur in einem Nebensatze gebraucht werde, begreift Ref. nicht. Demnach wäre also falsch folgendes: *te non ita probo*; *res haec non ita est facilis.* Alle Beispiele nun aber, die bei Cic. offenbar diesen Gebrauch zeigen, verweist Hr. St. in eine besondere Klasse. Cic., meint er, habe einen besondern philosophischen Gebrauch, (doch kommt er häufig in den Reden Cic's vor!) vermöge dessen er, wenn nur etwas vorhergegangen sei, worauf man sich beziehen könne, *non ita* auch mit blofsem Verb. Adjetc. etc. gebrauche. Allein dafs *non ita* sich immer auf etwas beziehen müsse, liegt schon in der Natur der Redensart selbst, dies ist eben jener untergeordnete Nebenbegriff, der negirt wird, nur ist es nicht nothwendig, dafs er ausgedrückt sei; man ergänzt ihn leicht, z. B. als man erwartet, als man glauben könnte. Hr. St. verwirft zwar anfangs, wie es seine Gewohnheit ist, alle Ellipsen und Aposiopesen, doch gleich darauf wendet er sie bei seinen Beispielen selbst an. Auch bei sonst richtigen Resultaten dürfte man ein tieferes Eingehen in das eigentliche Wesen der Sprache vermissen. So giebt er als Bedeutung und Gebrauch von *haud* an, dafs es *cum fluctuatione*, d. h. bei schwankendem Urtheile gesetzt werde, und daher unserm Deutschen: *nicht eben* entspreche. Allerdings, doch ist dies mehr Folge als Grund, mehr Anleitung zum Uebersetzen als Erklärung des Wesens der Partikel. Der Unterschied ist dieser: *haud* ist subjectiv, *non* objectiv. Jenes zeigt die Meinung des Sprechenden an, und ist daher natürlich nicht so stark als *non*, das die Wirklichkeit einer Sache ohne Rücksicht auf die Meinung irgend Jemandes negirt.

Die Etymologien, auf die Herr St. sich einläfst, haben sehr viel Gezwungenes und Willkürliches. Um den Stamm von *haud* aufzufinden, wird *aut* verglichen und gesagt, beide beständen aus der Partikel *ut*, gleich *utut*: wie es auch sei, wie auch, *haud* überdem aus dem *α privativum*, *aut* aus *α* gleich dem Griechischen *ἤ*, *haud* aber habe man zur Unterscheidung von *aut* geschrieben. Aehnlich sollen *que* und *quum* Acc. singl. neutr. von dem Pronomen *quis*, jenes nach der 3ten, dieses nach der 2ten Dekl., *quia* der Acc. plural. nach der 3ten Dekl. sein. *Sapienti sat.*

Der Werth nun dieser beiden *commentationes* besteht, wie schon gesagt, in einzelnen grammatischen Observationen, von denen wir die wichtigsten kurz angeben wollen. Durch die erste Untersuchung über *haud* zeigt sich, dafs Cic. nie sagt *haud ita*, sondern nur *non ita*, ebenso nie *haud dubie* (*dubie* überhaupt nur zweimal bei Cic., und dann gleich *dubia ratione*, auf zweifelhafte Weise), sondern dafür *sine dubio*, *sine ulla dubitatione.* Doch sehr gesucht ist hier unterschieden *haud dubie*, gleich *non dubium est quin*, und *sine dubio* gleich *non dubito quin.* Ref. möchte jenen Unterschied lieber zwischen *sine dubio* und *sine dubitatione* setzen; das *dubium* liegt im Objekt, die *dubitatio* im Subjekt. Endlich gebraucht Cic. nie *haud* mit negirendem Adj., Adv. oder Verb., also nicht *haud dissimilis*, *haud nescius;* ebenso sagt er nie *haud raro*, sehr selten *haud saepe.* In der zweiten Abhandlung über die Pronomina *nemo, nullus, quisquam, ullus* ist besonders interessant die übersichtlich geführte und in Tabellen zusammengestellte Untersuchung über die defektive Deklination jener Pronomina und ihren theils substantivischen theils adjectivischen Gebrauch, dessen weite Ausdehnung bisher nicht genug anerkannt war. Also ist gleich richtig *nemo scriptor* und *nullus scriptor*, und *quisquam scriptor* sogar besser als *ullus scriptor*, ebenso *neminem scriptorem* gleich *nullum scriptorem* etc. Eigenthümlich dem Cic. ist *nemo homo* und *quisquam homo.* Neu entdeckt Hr. St., dafs, wie statt des Gen. neminis *nullius* gesagt wird, so auch statt des Abl. *nemine* bei Cic. nur *nullo* vorkommt.

Herrn St's orthographische Neuerungen *secuntur*, *delincunt*, sogar *ecus* (*equus*) und *aecus* (*aequus*) übergehen wir und überlassen sie der eignen Begutachtung unserer Leser.

A. W. Z.

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.
Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike.

(Fortsetzung.)

Giebt dies auch nur eine deutliche *Vorstellung?* Soll dieses verworrene Convolut von Sätzen ein „*Lehrbegriff*" sein? Augustinus Bücher *de civit. dei* sind also geschildert: „Die Veranlassung zu dieser Schrift gab ihm die Behauptung der Heiden, dafs die grofsen Unglücksfälle, welche das römische Reich im Anfang des 5ten J. trafen, eine Folge der Verachtung der heidnischen Religion und des Zornes der Götter über diese Verachtung seien. Er widerlegt in den 5 ersten Büchern diejenigen Heiden, welche ohne die Wiederherstellung der alten Religion einen glücklichen Zustand des Staates für unmöglich hielten; in den 5 folgenden bestreitet er die Behauptung derjenigen, welche die alte Religion als unentbehrlich in Bezug auf das künftige Leben darstellten, obgleich sie nicht läugneten, dafs Unglücksfälle auch zur Zeit des Heidenthums den Staat befallen hätten. In den 12 letzten Büchern aber hat er Ursprung, Fortgang und Ende der beiden Städte (!), der Stadt Gottes und der Welt, beschrieben." p. 487. Heifst dies die „bedeutendste" Apologie, wie sie der Verf. selbst nennt, *darstellen* (geistig präsent machen)? Weifs man nun, was sie *bedeutet?* Solchergestalt aber wird fast Alles behandelt. Nichts als der äufsre Verlauf wird hererzählt, und dieser so trist und gleichgültig, als es nur möglich ist. Es ist wahr, mit jenem fatalen Einmischen subjectiven Lobes und Tadels, wie früherhin Sitte war, verschont uns Hr. E. und verdient dafür aufrichtigen Dank. Allein die Ruhe der ächten historischen Plastik ist nicht die Herz- und Farblosigkeit. Sie lebt und webt in dem Gegenstande, sie fühlt und denkt sich in ihn hinein, und so tritt denn auch dieser aus ihr, wie er leibt und lebt, als wiedergeboren im Geiste, hervor. Dieser Wiedergeburt dient das Subject nur als Durchgangspunct; sie ist aber als der Triumph des *Objects* doch auch zugleich die Siegesfeier des Subjects, die Palme, womit die Geschichte selber die Wissenschaft kränzt und krönt. Um solcher Befriedigung aber theilhaftig zu werden, mufs das Subject sich auch *ganz und gar* an den Gegenstand hingeben, nicht blofs an ihn herantreten, immer aber noch gleichgültig aufser ihm bleiben, vielmehr sich in ihn hineinarbeiten, sich völlig *entäufsern*, um *in* ihm und mit ihm von Neuem aufzugehn. So entschlage sich denn der Verfasser der indifferenten Empirie, er gebe sich an die Idee der Kirche hin, und die wahre Objectivität, die er jetzt mit verdienstlichem Ernste nur anstrebt, wird ihm nicht mehr als diese äufsere, trockne und todte, sie wird sich ihm als die innre, lebendige, geistige auferschliefsen!

Im stärksten Gegensatz nun zu dem bisher besprochenen Werke steht No. 2. Versuchen wir uns auch dessen Entstehung vor Allem geschichtlich klar zu machen!

In jener ersten Periode der neueren Kirchengeschichte, die mit der Aufgebung des kirchlich-confessionellen Standpuncts begann, war noch die Frömmigkeit mit der Verstandesrichtung, aus der jenes Streben hervorging, unmittelbar *eins* gewesen. Gleichzeitig, ja in Verbindung und selbst auf Anregung des Repräsentanten der letztern, Thomasius, kämpfte der tief-gemüthliche Arnold gegen die orthodoxe Kirchengeschichtschreibung.

Dies Einverständnifs löste sich, als die „unparteiische Kirchenhistorie" nach und nach die rationalistische wurde. Das kirchliche Interesse, das anfangs nur bei Seite gestellt, jetzt aber geradezu völlig verläugnet wurde, fand doch noch immer in der einsamen Frömmigkeit der „Stillen im Lande" ein Asyl, obschon es auch hier zusammenschrumpfte und nur noch als Interesse für „*prak-*

tisches Christenthum" sich bethätigte. Der methodistische Milner befriedigte dieses Intresse, das später, als überall nur der Rationalismus herrschend geworden war, an jene *ästhetische* Reaction sich anschlofs, welche zu Anfang dieses Jahrh. gegen die kahle und schale Verständigkeit sich erhob. Aus dieser Combination ist Stolbergs interessantes (*katholisch*-pietistisches) Buch hervorgegangen.

Zu wissenschaftlicher Haltung indefs und einer Gediegenheit, die durch immense Gelehrsamkeit selbst dem Rationalismus Bewunderung abgedrungen hat, ist die asketische Kirchengeschichtschreibung erst durch Neander erhoben worden, so dafs er jetzt als der Repräsentant dieser anderen Seite der neueren Kirchengeschichte mit Recht betrachtet wird. Das praktische Christenthum, die „*Erbauung*," ist es, der hier die Wissenschaft, die „Belehrung," dienen will. Sie ist sich damit nicht selber Zweck, sondern hat diesen aufser ihr. Die Beziehung darauf erweist sich als *fromme Betrachtung* der Geschichte, die ihre Empfindungen mit in diese verwebt, damit die Application auf das Leben, wie die Moral in der Fabel, sogleich zu Tage liege. Sie stellt sich zwar *formell* so mit dem Gegner auf Einen Boden, auf den des *Raisonnements*. Allein was sie von ihm unterscheidet, das ist das *Christliche* dieses Raisonnements, und dadurch dem Gegenstande befreundet, dringt sie mit Wärme und Innigkeit in ihn ein. Ausdrücklich aber erkennt sie die Kirche als solche nicht an, sondern nur die christliche *Frömmigkeit* in derselben, und so gelingt es ihr denn auch nur diese lebendig aufzufassen und wiederzugeben. Doch hiemit begnügt sie sich nicht, sondern will nun die Frömmigkeit auch zum *Princip* des Ganzen machen. Sie adoptirt zu diesem Behuf den *Pragmatismus* des Gegners, doch so, dafs dieser den Unverstand und die Leidenschaft des Subjects, sie aber die „*eigenthümliche*" *Frömmigkeit* der kirchenhistorischen Individuen für das Bewegende in der Geschichte hält. Aus der „innern Lebensentwicklung" des Augustin z. B. und des Pelagius wird die Lehrstreitigkeit über Gnade und Freiheit, aus dem „religiösen Bildungsgange" des Constantin die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion erklärt u. s. w. Die psychologische „*Genesis*" nachzuweisen, ist ihr das *wissenschaftliche* Ziel, dem sie zustrebt. In die „genetische Darstellung" setzt sie daher das Hauptverdienst. Von einem *System* der Geschichte, versteht sich, ist nicht die Rede, und Composition und Eintheilung wird als „begriffliche" Formalität gering geachtet.

Hr. Guerike nun ist ein Schüler Neanders und ist dies so sehr, dafs man obiges Werk nur als Auszug aus der Neanderschen Kirchengeschichte betrachten kann. Für die 6 ersten Jahrhunderte sind die erschienenen Bände der letztern, für die folgenden wohl die Vorlesungen Neanders Quelle gewesen. Wenigstens ist dies hinsichtlich des 6—8ten J. durch den kürzlich edirten 7ten Band des Neander'schen Werks aufser Zweifel gestellt worden. Blofs in der neueren Kirchengeschichte mag G. mehr auf eigenen Füfsen stehn.

Zwei Vorzüge sind dessenungeachtet hervorzuheben. Der eine betrifft die Darstellung und wird später berücksichtigt werden. Der andere aber mag uns sogleich den *Geist* des Buches charakterisiren helfen. Neander will keine *Bestimmtheit der Lehre*; die einfache d. i. noch unentwickelte Frömmigkeit soll der Kirche genügen. Ob über die Trinität arianisch oder athanasianisch, über Christi Person nestorianisch oder eutychianisch, über das Abendmal calvinistisch oder lutherisch zu lehren sei, das habe die Kirche nicht zu entscheiden; das solle sie *unbestimmt* lassen. G. ist determinirter; er hält es mit dem nicänischen, mit dem chalcedonensischen Lehrbegriff, er ist ein eifriger Lutheraner. In Folge der Orthodoxie nun ist er auch für die *Oeffentlichkeit* ihrer Geltung und hält demnach die „*Durchdringung*" von Kirche und Staat für das „Rechte." N. dagegen will eine Kirche aufser dem Staat; wie ihm Symbole ein Unglück sind, so „Staatskirchenthum" ein „Gräuel." Um defswillen ist ihm auch eine *bestimmte Verfassung* nicht recht; der Unterschied schon zwischen Klerus und Laien erscheint ihm als „unevangelisch." G. andrerseits erkennt ihn als nothwendig an und will, dafs die Kirche zugleich ein „sichtbarer Leib" sei. Und so giebt es noch mehrere Puncte, wo G. klarer, entschiedner, energischer ist, als N. Dafs damit nun auch ein theilweise festerer Blick und eine markirtere Fassung vieler Verhältnisse in der Geschichte der Kirche gegeben ist, versteht sich von selbst. Allein trotz dieser Differenz ist G's. Standpunct wesentlich doch kein anderer, als der N.'sche. Um diesen scharf zu bezeichnen, so ist es die Auffassung der Sache *im Interesse der subjectiven Frömmigkeit*, wodurch er sowohl der Frivolität des früheren Rationalismus, als der indifferenten Objectivität des neuern entgegentritt. Allein der

wissenschaftliche ist er damit noch nicht. Denn wenn auch die Frömmigkeit (für das Subject) die erste Bedingung aller Erkenntnifs ist, sowohl der historischen als der dogmatischen: so ist sie doch die *Bedingung* nur, d. h. die Erkenntnifs *als solche* mit ihr noch nicht gesetzt. Es hat sich diese somit *für sich* zu setzen, d. h. die Wissenschaft von der Frömmigkeit sich zu *unterscheiden* und in dem Unterschiede zu halten; wovon die Nothwendigkeit schon darin liegt, dafs die Frömmigkeit nur ein *Subjectives*, die Wissenschaft aber dies (ihrem *Begriff* nach) *nicht* ist. So hat z. B. die Frömmigkeit zwar die Idee der Kirche, jedoch noch unmittelbar mit dem Subjecte verwachsen, so dafs ich als Frommer (in Stimmung der Andacht) ihrer nur so gewifs bin, wie sie in *mir* und *ich* in ihr bin. Anders die Wissenschaft. Diese hat sie als die dogmatische in dem Aether des reinen An- und für-sich, als die historische in der Verwirklichung ihrer im Leben der Menschheit, immer aber durchaus ohne alle Beziehung auf das Subject. Der Mangel daher jenes kirchenhistorischen Standpuncts ist dieser, dafs er die Idee als ein lediglich Subjectives hat d. h. auf Erbauung beruht und Erbauung bezweckt. Es ist dies auf *religiösem* Gebiet gewifs nur zu loben; auf *wissenschaftlichem* aber verkümmert, vereinseitigt es den unendlichen Gegenstand. Die Kirchengeschichte hat auch noch andere Seiten, als sich zur Erbauung eignen, und diese (besonders die *negativen* Momente) können entweder nur halb oder falsch oder gar nicht verstanden werden. So kann z. B. die Frömmigkeit freilich den Gnosticismus nur perhorresciren und wird dies um so heftiger thun, je orthodoxer sie ist (daher N. in diesem und ähnlichen Puncten weit unbefangner sich zeigt, als G.). Aber die Wissenschaft wird auch in ihm den Reflex der Idee erkennen und das Moment, das er in der Herausgestaltung der Theologie aus dem Glauben bildet, zu würdigen wissen. Die Frömmigkeit kann die Verfolgungen in den 3 ersten Jahrhh. nur „von dem Geiste der Finsternifs" ausgehn lassen (p. 60); die Wissenschaft sieht in ihnen den tragischen Kampf des (noch heidnischen) Staats mit der (jungfräulich spröden) Kirche, die eben so ihr In*sich*beschlossensein aufgiebt, als er sein Heidenthum an ihr abarbeitet; daher die unmittelbare *Einheit* beider *sogleich* nach dem letzten Kampfe auf Leben und Tod, wie aus den Wehen die Frucht, hervortritt. Die Frömmigkeit ferner kann in dem Hervorgang des Islam nur Wirkung „satanischer Kunst" erblicken (p. 276); die Wissenschaft wird ihn als Reaction des von dem Christenthum ausgeschiedenen Judenthums auf das (orientalische) Heidenthum fassen, um einst den Süden und Osten dem unterdefs auf germanischem Boden tiefer und reiner als in der orientalischen Kirche entwickelten Christenthum wieder zu öffnen. Die protestantische Frömmigkeit wird in dem Papstthum ein Kommen des „Antichrists" sehen (p. 398); die Wissenschaft wird in der Centralität, die durch dasselbe der äufsere Organismus der Kirche erhielt, das Mittel erkennen, wodurch die Kirche (für immer) sich weltliche Festigkeit erstritten hat. Lutherische Frömmigkeit ferner wird in der reformirten Abendmalslehre den baaren Rationalismus erblicken (p. 666 u. a. a. St.); die Wissenschaft wird ihn vielmehr im Socinianismus finden und jene als ein Moment der lutherischen Lehre selbst betrachten, das einseitig aufgefafst zwar Irrlehre ward, im Gegensatz aber zur Aeufserlichkeit der römischen Lehre und um die lutherische desto bestimmter von dieser zu unterscheiden, nothwendig hervortreten mufste. Solchergestalt nun wird das wissenschaftliche Urtheil ein anderes sein, als das religiöse, weil es nicht von der *Empfindung*, welche die Thatsachen der Geschichte in dem Subjecte erzeugen, vielmehr von dem Verhältnifs, worin sie zu dem Entwicklungsprocefs der Idee stehn, ausgeht. Erstere wird daher immer nur Stückwerk an der Geschichte haben d. h. nur immer mit einzelnen Seiten harmoniren und gegen die anderen um so beschränkter sich abschliefsen, als sie in sich bestimmter ist. Sie wird zwar jene mit tiefem Intresse erfassen, allein die Bedeutung, die sie im Gange des grofsen Ganzen haben, „begrifflich" nimmer herauserkennen. Sie wird es um so weniger, als sie, fast nothgedrungen, um an dem Object sich wissenschaftlich zu legitimiren, den Hauptaccent auf das Subjective in der Geschichte zu legen pflegt. Zwar hat sie hiebei unstreitig in*so*weit Recht, als allerdings die Idee sich *durch die Subjecte* bethätigt. Nur nimmt sie dies so, als ob die Subjecte (die Vorsehung etwa abgerechnet) das *agens* in der Geschichte wären, und in der Kirchengeschichte somit die Psychologie vor Allem die frommen Persönlichkeiten zu construiren habe, um daraus den Gang der Sache zu deduciren. Es wird so das *biographische* Element zu dem wesentlichsten gemacht, und die trefflichen Charakteristiken, welche N. oft mit der bewunderungswürdigsten Feinheit gezeichnet hat, sind das erfreuliche Resultat

des an sich falschen Princips. Falsch ist es, weil jedenfalls die *Kirchen*geschichte, die *allgemeine* Kirchengeschichte dabei zu kurz kommen, und das höhere *agens*, das die Subjecte agirt, in den Hintergrund treten oder verkannt werden mufs. Hr. G. theilt nun zwar das Princip; doch ist ihm das *credo unam sanctam ecclesiam* zu sehr an's Herz gewachsen, als dafs er nicht *deren* gewaltigen Gang durch alle Subjectivitäten hindurch herausfühlte und dem tiefen Respect vor *diesem* Gange das Interesse an der „Entwicklung" von Eigenthümlichkeiten (meist unbewufst) opferte. Es kann darin nur ein Fortschritt gesehen werden. Denn wenn es der Geist der *Kirche* ist, der ihre Geschichte durchweht, so hat der Vf. recht gethan, von diesem Geiste sich anwehn zu lassen und *kirchlicher* wenigstens, als N., die *Kirchen*geschichte zu halten. Ein Höheres freilich, Centraleres, Durchdringenderes, als die Intensität der kirchlichen Frömmigkeit, ist die objective Erkenntnifs der Idee; und Mangel an Wissenschaftlichkeit d. i. an *denkender* Auffassung des Objects, an freier *Universalität* des Blicks, an *ruhiger Sicherheit* der Perception, kurz an der wahren, in der *Idee* gegebnen Objectivität, klebt auch der kirchlich-frommen Geschichtschreibung noch an. Den leisen *Zug* dahin aber hat sie; denn das *Gefühl* der Idee macht sich in ihr schon geltend. Es käme nur darauf an, dem Zuge sich hinzugeben und das Gefühl sich klar und frei zu machen von allerlei frommer Beschränktheit. Dem Kirchenhistoriker mufs es *als solchem* einerlei sein, ob er sich und andre *erbaut*. Die reine Erkenntnifs der Sache allein: das ist die Wissenschaft.

In der subjectiven Haltung, die die asketische Kirchengeschichtschreibung hat, ist ihre Verachtung der wissenschaftlichen *Form* begründet. Denn da es ihr auf die Erkenntnifs der Sache *inso*fern nur ankommt, als sie den Zwecken der Frömmigkeit dient: ermangelt sie des Bedürfnisses in die innere Systematik derselben einzudringen und hält daher nicht minder, wie die rationalistische oder abstract-empirische Kirchenhistorie, Composition und Disposition für ein lediglich *„äufsres"* d. h. die Sache nicht weiter angehendes Thun. p. 3. Wie aber, wenn sie doch selbst sagt, dafs die Perioden „nach gewissen Hauptabschnitten der *Entwicklung*" bestimmt werden müfsten (ibid.)? Wird dann nicht die Sache mit in Betracht kommen müssen? Wird man nicht aus den Perioden erkennen, ob die *„Entwicklung"* richtig gefafst worden ist? Wenn ferner in jeder Periode „eine *natürliche* Materienabtheilung" gefordert wird (ibid.): was heifst dies andres, als dafs die *Natur der Sache* dieselbe bestimmen soll? Kann also die Eintheilung ein „äufsres" Geschäft sein? Unser Vf. freilich hat sich dasselbe sehr leicht gemacht. Bis in das Kleinste hinein ist überall fast die Neandersche Eintheilung beibehalten worden, wenn aus der Thatsache, dafs in den ersten 8 Jahrhh. dies der Fall ist, auch auf die folgenden geschlossen werden darf. Es sind die Perioden übrigens fast dieselben, wie bei Engelhardt, nur dafs (statt Muhameds) Gregor d. G. die 3te beginnt, und aufserdem noch Karl d. G. und Bonifaz VIII. Perioden bilden, dagegen von der Reformation an keine mehr statuirt wird. Nirgends auch nur ein Versuch, diese 7 Perioden als irgendwie nothwendig d. h. in der „Entwicklung" der Kirche gegründet nachzuweisen! Was die Realeintheilung betrifft, so werden 4 Abschnitte unterschieden: Ausbreitung, Verfassung, christliches Leben *und* Cultus (warum also nicht 2 Abschnitte statt Eines?) Lehre. Auch hier wird übrigens das Verhältnifs der Kirche zum Staat mit bei der „Verfassung" untergebracht, indem der Abschnitt: „Kirchenverfassung" 3 Unterabtheilungen hat: Verhältnifs der Kirche zum Staat — *Verfassung* (!) — Schismata *). Die weitere Partition ist ganz so wie bei N.; selbst in den einzelnen §§ mei[illegible] immer derselbe Gang! Und wo der Vf. es einmal wagt von N. abzuweichen, hat er gewöhnlich Unrecht. [illegible] handelt z. B. N. die Lehrgeschichte der 1sten Periode so ab, dafs er zuerst die „Geschichte der Secten," [illegible] dann die „Entwicklung der kirchlichen Theologie," [illegible] letzt „die Geschichte der vornehmsten Kirchenlehrer" betrachtet. G. aber läfst seltsamer Weise den 2ten Th[illegible] weg und schildert *a*) die Häresieen, *b*) die vornehmsten Kirchenlehrer. In der 2ten Periode handelt N. die grofsen Lehrstreitigkeiten hintereinander ab und da[illegible] erst die Origenistischen Streitigkeiten. G. aber schi[illegible] diese (wohl nur der Chronologie zufolge) zwischen d[illegible] arianischen und nestorianischen ein, wodurch sie ei[illegible] falsche Hervorhebung erhalten. Hier also hätte G. im mer N. folgen sollen.

*) Doch wechselt auch hier die Subdivision.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike.

(Schluſs.)

Wie weit er dies in der Reformationsgeschichte, dem besten Theile des Buchs, gethan hat, läſst sich jetzt noch nicht beurtheilen. Jedenfalls ist hier die Eintheilung (in der Hauptsache) sehr gut, und die Begründung derselben (p. 593, A. 38.) ganz richtig. Wenn nur Hr. G. immer so tief geblickt hätte! Schwerlich würde ihm dann die Composition als etwas „Aeuſsres" erschienen sein, vielmehr als der allerwissenschaftlichste Theil der historischen Arbeit.

Was nun endlich die *Darstellung* betrifft, so kann diese in den Abschnitten, welche die Frömmigkeit ansprechen, nur als gelungen bezeichnet werden. Wenn schon N. solche Partieen, wie sie die Missionsgeschichte, das „christliche Leben" der ältesten Kirche, die ersten Wege und Führungen Gottes mit groſsen Männern, das Mönchthum, die puritanischen Secten, wie Montanisten, Donatisten u. s. w. darbieten, treu und lebensvoll wiedergegeben hat: so muſs dies auch von unserm Vf. gerühmt werden. Anschar's, Otto's von Bamberg Wirksamkeit, die Stiftung des Bernhardiner-, der Bettelmönchsorden, die Mystiker, die Waldenser u. s. f. sind sehr schön dargestellt, vortrefflich namentlich Huſs. Die Krone des Ganzen aber bildet die Reformationsgeschichte (p. 575—743), die, weil hier das Herz mit dem Gegenstande wie nirgend zusammenschlug, so treffend und wahr geschildert ist, daſs man sie nicht ohne die tiefste Bewegung lesen kann und selbst nach Marheineke's Werk eine *Ilias post Homerum* (im Kleinen) nennen muſs. Die Innigkeit evangelischer Frömmigkeit hat den Verf. hier in den Mittelpunct des Objectes geführt und so es mit Mark und Bein, mit Fleisch und Blut reproduciren lassen. Nicht minderes Lob verdienen die Darstellungen des Jansenismus, des Pietismus und aller Gestalten, mit denen er innerlich eins ist. Was ihm hiebei als der besondere Vorzug, dessen wir früher gedachten, nachgerühmt werden muſs, ist seine Enthaltsamkeit von jenen Ergüssen frommer Betrachtungen, die bei N. so oft die Darstellung hemmen und durch das Absichtliche, das sie haben, mit Goethe zu reden, verstimmen. Ganz frei ist zwar auch G. nicht davon, und in der neusten Geschichte namentlich läſst ihn ein polternder Eifer zuweilen in heftige Declamationen ausströmen, wo ihm gewöhnlich das Unglück passirt, in Seitenlange Perioden sich zu verwickeln. Es ist dies die Folge der *praktischen* Richtung, welche die Frömmigkeit hat. Der Vf. will Rationalisten bekehren, Missionen fördern, Unionen hindern u. s. w. Dies verleitet zu jenen διατριβαῖς. Im Ganzen aber sind sie doch selten und in der ältern und mittlern Kirchengeschichte am seltensten. Gewiſs ein bedeutender Vorzug, der um so höher zu schätzen ist, als immer das *pectus* zu solchen Expectorationen drängt! Auch finden sie sich nicht da, wo der Gegenstand den Verf. fortreiſst, sondern nur, wo er mit ihm in Widerspruch ist, und hier nun wird auch die sonst so frische, kräftige Darstellung des Verfs. gewöhnlich trocken, holprig und matt. Woran sich seine Frömmigkeit stöſst, da versagt ihm der Pinsel gleichsam den Dienst. Wer möchte z. B. einen lebendigen Eindruck der speculativen Energie des Gnosticismus aus der zerrissenen Darstellung §. 43. erhalten? Wer in dem „eitlen Klopffechter," wie er p. 448. geschildert wird, Abälards Riesengestalt erkennen? Wer in der (39 Zeilen langen) Periode, die §. 131 Gregors VII. Bedeutung entwickeln soll, ein ruhiges, klares Bild des groſsen Papstes finden? Und so ist des Verfs. Darstellung noch öfter hinter der Sache zurückgeblieben. Doch ist dieser Mangel zu sehr in dem Standpunct desselben begründet, als daſs wir ihn weiter urgiren wollten.

Ziehen wir nun die Summe unsrer gesammten Er-

örterung: so läfst sich nicht läugnen, dafs beide Kirchengeschichten Fortschritte repräsentiren. Der Rationalismus befleifsigt sich jetzt der indifferenten Empirie, und Engelhardts Werk stellt das Aeufserste dieser Richtung dar. Es wird das Bewufstsein erwecken, dafs, je reiner d. i. abstracter die Empirie geübt wird, um so weniger das Object zu seinem Rechte gelangt, und eine *Wissenschaft* der Geschichte immer unmöglicher wird, da Atomistik (also das Gegentheil systematischer Einheit) die unausweichliche Consequenz des Empirismus ist. Der Supernaturalismus andrerseits befleifsigt sich einer *kirchlichern* Haltung und wird dadurch je mehr und mehr aus der Subjectivität herausgeführt; das Resultat mufs endlich die Einsicht sein, dafs nur die *objective* d. h. in der Geschichte selbst manifeste (nicht blofs in der Frömmigkeit des Subjectes latente) Idee Princip der wissenschaftlichen Kirchengeschichte sein kann. Wenn so der kritisch-gelehrte Rationalismus durch die Zerlegung des Materials in lauter einzelne Präparate (formell) die Nothwendigkeit eines *einenden* Lebensprincips zum Bewufstsein bringt, der fromme Supernaturalismus aber durch tiefere Kirchlichkeit die Idee allmählig an's Licht herausarbeitet: so fördern sie beide die Wissenschaft, und die nächste Gestalt derselben wird sein, dafs der Rationalismus sich mit der Gefühlsintensität des Supernaturalismus verquickt, die Idee in Form eines Ideales fafst und sonach in ästhetisch-sentimentaler Weise die Einzelheiten der Empirie belebt. Es ist damit das geistvolle Buch von Hase gemeint, in dem Ref. den bedeutendsten Fortschritt der neueren Kirchengeschichte erblickt, und er freut sich, hierüber nächstens berichten zu können. F. R. Hasse.

LXVI.

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft. Von Joh. Ludwig Klüber. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung. Bd. 1. 1830. *(VI,* 410.*) Bd.* 2. 1834. *(IV,* 409.*)* 8.

Der Verf. der vorliegenden Bände gehört im Allgemeinen nicht ausschliefslich zu der grofsen Zahl der jetzt vorzugsweise sogenannten Publicisten d. h. der politischen Ideologen, welche für die öffentlichen Verhältnisse nur gewisse Lieblingsansichten der Zeit oder gewisser Kreise oder ihrer selbst, wo nicht als recht und nothwendig, doch als bewegende Thatsachen hinstellen und verkünden. Er gehört noch weniger zu denjenigen Rechts- und Geschichtskundigen, die aus dem Gewirre des Tages sich zurückziehen unter die Denkmäler und Ueberreste der gesellschaftlichen Gestaltungen früherer Zeit, und an deren Wiederaufbau arbeiten, oder dann verzweifelnd Fluch dem Bestehenden und Geifselung dem anders denkenden Geschlechte drohen. Das eigenthümliche Feld des Verfs. ist zunächst das diplomatische Recht, worunter wir hier das urkundliche oder herkömmliche, durch Urkunden, Verhandlungen und lebendige Zeugen streng erweisliche Recht verstehen wollen. Es ist vor allem die klare, nackte Thatsache des bestehenden Rechts, deren historische Weisung ihn beschäftigt. Insofern gehört der Verf. mit einigen wenigen noch zum Stamm der ältern, vormals auch allein nur sogenannten Publicisten Deutschlands und schliefst sich an Moser und Pütter an; beide übertrifft er unstreitig durch gröfsere Kritik und Schärfe des Wissens; besonders ist er weit entfernt von allen historischen Phantasmen und Nebelgestalten, denen sich Pütter so häufig hingab. Aufgenommen hat er dagegen in sich noch die von Friedrich Karl von Moser und Schlözer eingeschlagene Richtung einer politischen Verwaltungskritik und er ist dabei den neuern Ideen und Ideologieen nicht unzugänglich geblieben, doch verkündet er sie nur da als Recht, wo sie bereits diplomatisch dafür anerkannt sind; nur etwa ein Küstenfahrer ist er auf dem jetzt so lustig befahrenen Meere der politischen Ideen, deren praktische Consequenzen ihn wohl schon zuweilen schaudern gemacht haben, und er will sich darum noch nicht zu weit von dem Ufer entfernen, auf welchem er bisher so sicher stand. Einer philosophischen Grundanschauung von Staat und Recht jenseits oder unterhalb der Nebelhypothese des Staatsvertrags und aufser einigen Negationen begegnen wir nirgends in den Klüberschen Schriften.

Wir hoffen durch das Bisherige das Verhältnifs unsres publicistischen Veteranen zu dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft richtig bezeichnet zu haben, und wir dürfen uns deshalb bei Kennern dreist Statt alles Anderem auf den Inhalt des öffentlichen Rechts des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten beziehen, welches und vornehmlich in der neusten Auflage von 1831 wohl den gröfsten kompendiarischen Schrein der staatsrechtlichen Studien des Verfs. in Verbindung mit seinen politischen Ansichten enthält. Mit diesem Werke stehen nun auch laut seiner letzten Bevorwor-

tung die hier anzuzeigenden Abhandlungen in näherem Zusammenhange und auch sie bestätigen unser Obiges über die wissenschaftliche Stellung des Verfs., wie wir weiter zu berichten gedenken. Dafs Mittheilungen eines so vielseitig unterrichteten Mannes, dem Vieles, wie keinem Andern zugänglich war, der sogar manches in Cabinettern gesprochene Wort erlauschen oder mitvernehmen durfte, für die Geschichte unsrer Zeit nicht anders als willkommen sein müssen, darf hier eben nicht gesagt werden; und wenn wir bei diplomatischen Mittheilungen und Ausführungen vorzüglich auch die Forderung der Treue aufstellen müssen, so darf man sie wohl grade bei Klüber voraussetzen, dessen gedruckte Urkundensammlungen zur Zeit noch in keinem sonderlichen Punkt einer Falschheit angeklagt sind, der gemäfs dem Wahlspruch seines öffentlichen Rechts: *vitam impendere vero*, auch bei diesen jetzigen Abhandlungen Offenheit und Freimuth der Aeufserungen verbürgt, wenn wir auch nicht läugnen wollen, dafs sich die Wahrheit bei einem J. J. Moser noch einfacher und unbefangener, und weniger vornehm oder pretiös ausgesprochen hat.

Fast alle Abhandlungen der vorliegenden Bände betreffen nur Einzel-Verhältnisse aus den deutschen öffentlichen Zuständen, zum Theil auch nur Privatinteressen, deren publicistische Vertheidigung der Verf. bekanntlich mehrmals übernommen hat, wie z. B. auch in der Sponheimer und Bentinkschen Sache, ja selbst in der allgemeiner sich ankündigenden Schrift „die Selbständigkeit des Richteramtes u. s. w. Frankf. 1832." geschehen war; indessen liegen auch diesen Privatinteressen und Verhältnissen tiefere staatsrechtliche und geschichtliche Fragen zum Grunde, so dafs wir gern ihre Beleuchtung durch eine so geübte Hand empfangen. Ohne nun in den Inhalt aller einzelnen Abhandlungen einzugehen, wollen wir hier vornehmlich blofs die allgemeinern wissenschaftlichen Gesichtspunkte festhalten.

Feindselig allem Mysticismus geht der Verf. beinahe zu einseitig nur auf die äufsere oder letzte Erscheinung der Rechtsverhältnisse in neoterischer Richtung; auf die nackten Thatsachen, und nach den zunächst liegenden positiven Satzungen; es herrscht bei ihm eine gewisse rein formale Auffassung der Dinge und des Rechtssystems, dafs man fast immer bei den Aufsenseiten bleibt, nicht aber in das Innere der Dinge und zur letzten Quelle der rechtlichen Gestaltungen geführt wird. Wir könnten deshalb Beispielsweise schon auf die sechste Abhandlung des ersten Bandes verweisen, wo unter der Ueberschrift *Genealogie* das Lächerliche genealogischer Uebertreibungen hervorgehoben, und wohl eine äufserliche Unterstützung dem Thema des Verfs. gegeben werden sollte: das Staatsinteresse erkenne mit Verschmähung jeder Art von Kastenthum und Aristokratismus nur den Adel des persönlichen Verdienstes an (öffentliches Recht S. 264); und wodurch der Verf. seinen Glauben zu befestigen und in Andern zu erwecken sucht: man werde am Ende, vielleicht in nicht langer Zeit, wie unter allen Umständen das vernünftigste wäre, zurückkehren zum allgemeinen Menschenadel (Abhandl. I. 191.)! indefs ist der ganze Aufsatz von zu geringem Gewicht für eine ernstere Entscheidung der Adelsfrage, er ist mehr eine steiflaunige Ergiefsung über etwas, was eben nicht zum Wesen des Adels gehört, wobei selbst eine Allegation, wie die folgende, nicht verschmäht ist: als Adam hackt' und Eva spann, wo war denn da der Edelmann. Wir wollen ebensowenig bei dem Aufsatz über die drei grofsen Mächte verweilen, die in der Politik ihre Herrschaft ausüben: öffentliche Meinung, Heermacht, Geldmacht; denn der Verf. redet hier mehr wie ein Rhetor, ohne zu der höhern Wahrheit hinzugelangen und sich einzugestehn, dafs über der öffentlichen Meinung die Wahrheit und die Kunst stehen, über Heeres- und Geldmacht aber die Revolution, wenn nicht etwa sie unter der Uebermacht der Dinge mitgemeint ist, welcher wenigstens die so hoch gestellte Geldmacht mit ihren fünf Rothschilden vom Verf. unterworfen wird (I. 397.). Wählen wir uns einen mehr juristischen Stoff. Einen solchen finden wir hauptsächlich in der ersten Abhandlung des zweiten Bandes, über die Rechtsgültigkeit und Standesmäfsigkeit der Ehe Sr. Königl. Hoheit des Herzogs August Friedrich von Sussex mit Lady Auguste Murray, so wie über die Berechtigung der aus dieser Ehe abstammenden Nachkommen zu dem vollen Genufs der väterlichen Standes- und Familienrechte.

Es wird für unsere Leser nicht erst nöthig sein, des besondern Falles ausführlicher zu gedenken, den der Verf., aufser einem andren bekannten (Heidelberger) Publicisten, sich zum Gegenstand einer Deduktion laut des Vorberichts S. 4. freiwillig genommen, aber nicht empfangen hat. Genügen möge es, die Aufgabe, die der Verf. zu lösen sucht, hier summarisch zu verzeichnen. Er zeigt zuvörderst, wiewohl aus zum Theil noch mangelhaften Beweisstücken, dafs der Herzog und

Lady Murray zu Rom am 21sten März 1793 einander gegenseitig angelobten, sich als Ehegatten nehmen zu wollen, dafs ebendaselbst ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche nach dem Ritus derselben am 4ten April desselben Jahres die Trauung insgeheim vollzogen hat, und dafs diese Trauung am 17. Dec. 1793 in der Sankt Georgen-Kirche zu London nach vorgängigem dreimaligen kirchlichen Aufgebot wiederholt worden ist, worauf am 13. Jan. 1794 die Geburt eines Sohnes erfolgte. Nun existirte zwar eine Parlamentsakte von 1772, über die Ehen in der königlichen Familie, worin festgesetzt ist 1) dafs kein Prinz und keine Prinzessin, welche Nachkommen Georgs II. sind, — mit Ausnahme der Nachkommenschaft der in auswärtige Familien vermählten oder künftig sich vermählenden Prinzessinnen, — fähig sein soll sich zu vermählen, ohne vorher hiezu die unter dem grofsen Staatssiegel ausgefertigte und in dem Geheimen Rathe erklärte Einwilligung des Königs erhalten zu haben, welcher Consens, zu dessen Gedächtnifs, auf dem Erlaubnifs- und Eheregister vorgemerkt, und in die Bücher des Geheimen Raths eingetragen werden soll; und dafs jede Vermählung oder Ehevertrag irgend eines von jenen Nachkommen, wenn nicht zuvor solcher Consens ist erlangt worden, in aller und jeder Hinsicht und Absicht nichtig und ungültig sein soll. Doch soll 2) jeder von den erwähnten Personen, welche das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt haben, frei stehen, nach zwölf Monate vorher bei dem königlichen Geheimen Rath davon gemachter Anzeige, ohne des Königs Einwilligung sich zu vermählen; es wäre denn, dafs vor Ablauf der zwölf Monate die beiden Häuser des Parlaments ihre Mifsbilligung der beabsichtigten Vermählung ausdrücklich erklärt hätten. — Es ist ferner bei dem geistlichen Obergericht des Erzbischofs von Canterbury am 14ten Juli 1794. ein Urtheil auf Antrag des königl. General-Prokurators ergangen, wodurch die Ehe oder Scheinehe des Prinzen mit den vorausgegangenen, theils erwiesenen, theils unerwiesenen Trauungen für nichtig und der Prinz für frei und ledig von jedem Ehebande mit Lady Murray gesprochen ward. Diese Nichtigkeit wird nun aber von allen Seiten vom Verf. geprüft und verworfen. Zunächst wird schon die Gültigkeit des Akts von 1772 als an sich problematisch dargestellt, da die parlamentarische Opposition, wenn auch in der Minderzahl, dagegen protestirt habe, nach Grundsätzen, welche offenkundig zugleich die der ganzen brittischen Nation seien; mindestens soll das Statut nach seiner eignen, der strengsten Interpretation unterliegenden Fassung gerade auf den Fall sich nicht erstrecken, wenn Mitglieder der königlichen Familie aufserhalb der brittischen Staats- und Jurisdiktions-Grenzen sich vermählen. Selbst den Ausspruch des erzbischöflichen Gerichts erklärt der Verf. wegen Inkompetenz für nichtig, unter allen Umständen aber für unwirksam in Schottland, welchem Reich das Ehepaar durch Eingeborenheit und Einsäfsigkeit mit angehörte. Noch weniger wäre der Ausspruch anwendbar auf Irland, auf welches sich nicht einmal das Ehestatut erstreckte. Vollkommenen Rechtsbestand soll endlich die Ehe des Herzogs nach den Rechtsverhältnissen in dem ehemaligen deutschen Reich und dem Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, jetzt Königreich Hannover, sowohl in kirchlicher, wie in bürgerlicher Beziehung haben, wenigstens als Gewissensehe eines Erlauchten, und im äufsersten Fall als ein *matrimonium putativum* für die aus der Ehe stammenden Kinder. Kurz, es ist alles Recht auf Seiten jener Ehe und alles Entgegenstehende scheinbar und unkräftig.

Parteifragen über noch bestehende unentschiedene Rechtsverhältnisse eignen sich zu keiner Erörterung in diesen Blättern, überdies hat der Fall noch zur Zeit kein allgemeineres Interesse, höchstens ein eventuelles, die Entscheidung kann durch mehrere Umstände überflüssig gemacht werden; kommt es dazu, so wird die höhere Politik eben so sehr mitsprechen als das Recht. Wir fassen also auch hier nur die wissenschaftlichen Seiten auf, die die obige Abhandlung darbietet. Übrigens hier überlassen wir es zunächst der Beurtheilung Anderer, was der Verf. aus dem Standpunkt der grofsbrittannischen und irischen Jurisprudenz mit all ihrer wissenschaftlichen Unfreiheit und mit ihrem Buchstabenrecht über die Anwendbarkeit des Ehestatuts in den verschiedenen Königreichen gesagt hat, und wobei es freilich manchem unbegreiflich erscheinen wird, wie der vorgegangenen Real-Union ungeachtet ein andres Rechtsverhältnifs der Mitglieder des königlichen Hauses für England, ein andres für Schottland, ein drittes für Irland bestehen kann. Wir wollen auf deutschem Boden stehen bleiben und nur einige der Sätze beleuchten, die sich auf das Verhältnifs des Herzogs von Sussex zu Deutschland und Hannover beziehen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 70.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft. Von Joh. Ludwig Klüber.

(Schlufs.)

Der Verf. hat sich den Weg auch zu dieser deutschen Frage durch die Bemerkung zu bahnen versucht, dafs Jemand zu gleicher Zeit eine mehrfache positive Rechtssubjektivität haben, und dafs in der einen etwas Unrecht sein kann, was in der andern rechtsbeständig und wirksam ist, woran sich der Schlufs knüpft, dafs also auch die gedachte Ehe anders nach britannischen, anders nach deutschen Rechten beurtheilt werden könnte und müfste. Hierbei läfst sich der vorausgeschickte Satz nicht bestreiten, wohl aber die Anwendung auf das eheliche und Familienverhältnifs. Man kann unbedenklich zugeben, dafs das königliche Haus von Grofsbritannien und die dazu gehörigen Glieder eine eigenthümliche staatsrechtliche Stellung in Bezug auf die vereinigten Königreiche der brittischen Inseln und vielleicht gar wieder auf einzelne derselben haben, eine andere gegen Hannover; aber es läfst sich nicht wohl begreifen, dafs auch das Privat-Familienrecht des königlichen Hauses ein verschiedenes mit Rücksicht auf die verschiedenen Königreiche sein könne oder müsse, oder mit andern Worten, dafs die innern privatrechtlichen Verhältnisse des königlichen Hauses für jedes Königreich nach eigenen Rechtsgrundsätzen beurtheilt werden müfsten. Nur was sich an ein familienrechtliches Verhältnifs eines solchen Hauses anknüpft, oder die Bedeutung und Wirkung desselben in bürgerlicher oder staatsrechtlicher Beziehung, mag einer verschiedenartigen Beurtheilung unterliegen, nach eines jeden Reiches besonderm Herkommen und Recht; aber die Gültigkeit oder Ungültigkeit des privatrechtlichen Verhältnisses an sich kann nur nach *einem* Recht beurtheilt werden und lediglich auf dessen Ausmittlung würde es ankommen. Wir denken darüber so: auch ein Prinz gehört wie jeder andre Mensch zunächst dem väterlichen Hause an, ehe er dem Staat angehört, und eine Ehe schliefst der Mann zunächst für seine Person, für seine Häuslichkeit, nicht für die Interessen Anderer. Darum entscheidet in allen diesen rein persönlichen Rechtsverhältnissen nach der übereinstimmenden Ansicht aller Völker von einiger Rechtscultur, vorzüglich auch nach deutschem Recht, das Recht des Wohnorts, und zwar bei Ehen das Recht des Wohnorts des Ehemanns. (Vergl. z. B. *Mühlenbruch doctrina pandectarum* §. 72. *n.* 4. *ed. III.* und die daselbst angeführten). War nun auch vormals ein englischer Prinz aus dem Hause Braunschweig wegen der deutschen Lande zugleich als ein Reichsunmittelbarer Deutschlands zu betrachten, so hat doch wohl Niemand die Behauptung zu rechtfertigen vermocht, dafs die Reichsunmittelbarkeit ein besonderes gesetzliches Domicil in Deutschland begründet habe; nirgends haben die deutschen Gesetze verordnet, dafs die Ehen eines Reichsunmittelbaren nur nach deutschen Rechten beurtheilt werden sollten, folglich auch hier den Grundsatz nicht aufgehoben, dafs persönliche Verhältnisse zunächst vom Domicil abhängig sind. Ob wegen Schottland und Irland ein andres anzunehmen sei, wie z. B. die hohe Macht O'Connell's behaupten soll; ob jeder Prinz des königlichen Hauses nach den dortigen Gesetzen oder Reichsansichten etwa auch ein besonderes fingirtes Domicil in Schottland und Irland habe? lassen wir dahin gestellt; wir bleiben bei der deutschen Frage. Hier nun möchte es grade kein schlechteres Raisonnement sein, als das, was der Verf. giebt, wenn man so sagt: „ehe der Prinz Deutschland angehörte, oder wenigstens gleichzeitig — gehörte er dem königlichen väterlichen Hause an; er war der väterlichen Gewalt des Königs von Grofsbritannien unterworfen; er hatte kein besondres selbständiges Domicil in Deutschland, sondern allein in England, in London, wenigstens finden wir nicht das Gegentheil

bei Klüber erwiesen. Dort aber war er auch dem dortigen Recht der Mitglieder des königlichen Hauses unterworfen, also der obigen Parlamentsakte. Die Frage, ob überhaupt eine gültige Ehe geschlossen worden, ist auch für Deutschland blofs nach dem eignen Recht des königlichen Hauses an dem eigentlichen Sitz desselben zu beurtheilen, und das um so mehr, als das deutsche Reich und Recht von jeher die Selbständigkeit des Privatrechts seiner fürstlichen Familien anerkannt hat, und gar nicht zu bezweifeln ist, dafs der König von England mit dem Parlament auch über die Rechtsverhältnisse der in England domiciliirten Prinzen disponiren kann." Sind diese Bemerkungen richtig, so ist auch der vorliegende Fall für Deutschland entschieden, mag die englische Opposition das Statut angefochten haben oder nicht, der erzbischöfliche Ausspruch gültig sein oder nicht; für Deutschland wäre dennoch jenes Statut gültige Rechtsbestimmung hinsichtlich der prinzlichen Ehe, und die geistliche Procedur ergäbe wenigstens die Misbilligung der Ehe durch den königlichen Vater. Uebrigens sind wir in Deutschland nicht gewöhnt, die von auswärtigen Gerichtshöfen gesprochenen Urtheile, ihre Competenz vorausgesetzt, ganz bei Seite zu stellen, wenn auch der Verf. S. 132 das Gegentheil durch Klübers *droit des gens modernes de l'Europe* §. 55. beweisen will, wenigstens lehrt Klüber im öffentlichen Recht des deutschen Bundes §. 366. n. d. eher das Gegentheil. Wir übergehen demnächst die Frage, ob nicht die Ehe des Herzogs auch nach deutschen protestantischen gemeinen Rechten, wegen mangelnden väterlichen Consenses für nichtig zu achten sei, wofür doch auch ganz gute Gründe gegeben werden können, die man zum Theil bei Eichhorn, Grundss. des deutschen Kirchenrechts II, 368. findet; wir wollen eben so die Ausführung des Verfs. auf sich beruhen lassen, dafs die Descendenten aus der oft erwähnten Verbindung wenigstens als Abkömmlinge aus einer Putativehe gleiche Rechte mit ehelichen Kindern ansprechen dürften; denn der Herzog und die Lady sollen sich in einer (beinahe unglaublichen) Rechtsunwissenheit in Betreff des Ehestatuts nach S. 75 u. 135 gefunden haben. Nur einen allgemeinen Punkt heben wir noch hervor. Wie nämlich schon der Verf. der Denkschrift: rechtliche Ausführung der Successionsfähigkeit des Reichsgrafen von Bentink, 1830. p. 35 ff. gethan hat, so vertheidigt auch unser Verf. in der gegenwärtigen Abhandlung S. 106 die sogenannten Gewissensehen deutscher erlauchter Personen als den Rechten nicht entgegen und vollgültig, was freilich auch ältere Praktiker und Juristen nicht selten behauptet haben. Indefs schon J. H. Böhmer erhob dagegen erhebliche Bedenken (J. E. P. III. 4, 3, §. 55 ff.) und Eichhorn a. a. Ort 330. erklärt jene ältere Theorie, wonach die kirchliche Trauung eine rechtlich ganz unerhebliche Ceremonie bei protestantischen Ehen sein soll, geradezu für irrig. Wir unsers Orts verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche der Beweis einer Nothwendigkeit jener Form zu gültigen protestantischen Ehen nach diplomatischem Rechte hat, namentlich in Bezug auf die Mitglieder der ehemals reichsständischen Familien; sicher aber kann und konnte niemals die eigentlich sogenannte Gewissensehe, welche blofs in dem gegenseitigen Einverständnifs der Verbundenen beruht, nicht aber öffentlich als Ehe erscheint, wo also der eine Theil nicht öffentlich an den Rechten des andern Theil nimmt, als eine wahre Ehe betrachtet werden, deren Wesen eben in einem *consortium omnis vitae* und in einer *individua vitae consuetudo* besteht, und wo nur ein Leib und Leben sein soll. Zu dieser Einheit gehört, wie Hasse richtig sagte, „dafs alle Schicksale gemeinsam sind: was den einen trifft, soll auch den andern treffen; vornehmlich gehört zur Gemeinschaft des ungetheilten Lebens Theilnahme der Frau an Stand und Würde des Mannes, denn das Schicksal bestimmt sich nicht blofs durch das Leben im Innern des Hauses, sondern auch durch die äufsern Verhältnisse des Mannes, wie er geehrt und geachtet ist. Eines von der Gemeinschaft rein ausgeschlossen: und es ist keine Ehe im vollsten Sinne des Wortes vorhanden." Eine wahre Ehe kann sich demnach nie absichtlich verheimlichen wollen, sondern sie mufs sich kund geben gegen Staat und Kirche, sonst ist es eine einseitige, nicht das ganze Leben umfassende Gemeinschaft. Dahin geht auch im Wesentlichen Böhmers Meinung, indem er zum Wesen einer gültig eingegangenen Ehe die öffentliche und feierliche Erklärung derselben fordert; und wir stimmen darin ganz bei; wie sich aber der vorstehende Fall zu diesen Grundsätzen verhalte, bleibt wieder als Parteisache dahin gestellt.

Der letzte Theil der Abhandlung erörtert die Standesmäfsigkeit der Ehe und ihrer Descendenten in Beziehung auf Deutschland. Der Verf. macht hierbei Anwendung von seinen Lehren über die Misheirathen

deutscher Erlauchter, die er auch anderwärts theils in dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes, theils in den Denkschriften über die Sponheimsche Succession entwickelt hat, am ausführlichsten im ersten Bande dieser Abhandlungen V. S. 225 „über Begriff, Verschiedenheit und Rechtswirkung der Ebenbürtigkeit." Hierbei wollen wir jetzt auch allein noch einen Augenblick verweilen, den Herzoglich Sussexschen Fall gänzlich verlassend. Die Meinung des Vfs. geht im Wesentlichen dahin, dafs nach der frühern deutschen Reichsverfassung blofs die Ehe eines reichsständischen Familiengliedes mit einer bürgerlichen Person als verbotene Mifsheirath gelten konnte; dafs aber selbst diese reichsgesetzliche Schranke seit Aufhebung des deutschen Reichs weggefallen und blofs den speziellen Haus- und Staatsgesetzen die nähere Grenz-Regulirung der fürstlichen Ehen überlassen sei. Der Unterzeichnete hat in seinen Beiträgen zum deutschen Staats- und Fürstenrecht eine theilweis entgegengesetzte Ansicht zu begründen gesucht, und die Entscheidung mufs der weitern Forschung und Rechtsbildung überlassen bleiben. Vermissen wird man jedoch bei Klüber eine umfassendere Berücksichtigung des neuern Herkommens der europäischen souverainen Geschlechter, worüber auf den Recensenten des Unterzeichneten in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung von 1829 verwiesen werden kann; keinem wird es auch entgehen, dafs Klüber bei der Darlegung des jetzigen Rechts eben nur blofs äufserlich und urkundlich verfahren ist. Sollte denn aber das Ebenbürtigkeits-Princip der herrschenden Geschlechter keinen tiefern Grund, als die Laune des Vornehmseins oder die Willkür der Regierenden haben, keine innre sittliche Nothwendigkeit? Uns dünkt, dafs eine solche allerdings nachzuweisen wäre. Indefs Gründe dieser Art werden bei blofs diplomatischen Rechtsdeduktionen nicht berücksichtigt, sondern als mystisch bei Seite gestellt. Am schlimmsten ergeht es den deutschen standesherrlichen Familien; diese sind wohl unter sich und für den hohen Adel Deutschlands ebenbürtig, nicht aber den deutchen Monarchen und ihren Familien. Mag immerhin die deutsche Bundesakte den ehemals reichsständischen, aber mittelbar gewordenen Familien die Ebenbürtigkeit bestätigt haben; mag ferner auch ein Bundesbeschlufs vom Jahre 1825 die Ebenbürtigkeit der Mediatisirten mit den regierenden Häusern anerkannt haben: alles dies stört unsern Verf. nicht; denn der Artikel 14. der Bundesakte ist so dunkel, dafs die diplomatische Kritik daraus nichts herzuleiten vermag, und der Bundesbeschlufs von 1825 ist nur im engern Rath gefafst und enthält die obige Anerkennung blofs enunciativ. Unbeachtet bleibt auch die Erklärung der Bevollmächtigten der zu Aachen 1818 repräsentirten europäischen Mächte in dem Conferenzprotokoll vom 7ten Novb., wo der Artikel 14. in der Bedeutung genommen ward, *que l'acte fédératif garantit aux médiatisés leurs droits d'égalité de naissance avec les maisons souveraines* (Klüber Fortsetzung der Quellensammlung 1833. S. 7); unbeachtet der rechtliche Zusammenhang des hohen Adels, zu welchem die jetzigen Souveraine und ihre Mediatisirten gleichmäfsig gehörten, so dafs selbst der römische Kaiser als erster Monarch der Christenheit diesen hohen Adel als seines Gleichen betrachtete und betrachten mufste. Wir läugnen nicht, dafs der Begriff der Ebenbürtigkeit der Mediatisirten seine bestimmten Schranken habe und erhalten könne, aber seine Beziehung zu den Souverainen im Allgemeinen vermögen wir nach so vielen übereinstimmenden Aeufserungen der Souveraine selbst nicht zu bestreiten. So wird man sich auch nicht durchaus mit der Erklärung befreunden, die der Verf. in einer besondern Abhandlung I. n. 7. p. 212. von der Stelle der Bundesakte giebt, dafs die mediatisirten fürstlichen und gräflichen Häuser fortan nichts desto weniger zum hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten. Deutschland ist dem Verf. nichts, als die einzelnen Bundesstaaten; nur für diese im einzelnen giebt es einen hohen Adel, nicht aber für ganz Deutschland einen schon vor dem Bunde da gewesenen, von ihm mit übernommenen hohen Adel. Das ist rein äufserlicher Staats-Schematismus, und als ob sich vor lauter Einzel-Staaten kein Deutschland denken liefse! Jedenfalls sucht man in der Abhandlung vergebens nach einer Erörterung anderer Ansichten, die grade über diesen Punkt von mehreren unserer Germanisten geäufsert worden sind.

Einen verwandten Gegenstand betrifft die vierte Abhandlung des 1sten Bds. über die standesherrliche Familienautonomie im Sinn der deutschen Bundesakte Art. 14. No. 2. namentlich über die so oft besprochene Frage, ob durch jenen Artikel auch die Familienrechte der Standesherrn wieder hergestellt sind, wo sie während des Rheinbundes aufgehoben waren. Gewifs findet man alle diejenigen Gründe zusammengestellt und gründlich erörtert, die sich für eine Verneinung geltend machen lassen; ob die entgegengesetzte Meinung, zu der sich auch der Refer. bekennt, dadurch überwogen werde? mufs andern Richtern überlassen bleiben. Nur möge hier noch ein Mal bemerkt werden, dafs Klüber selbst in seinem öffentlichen Recht des deutschen Bundes S. 234. der II. Ausg. eher gegen seine jetzige Meinung, als für dieselbe angeführt werden konnte. Denn wörtlich hiefs es da: „alle bisher gegen die standesherrliche Familienverfassung erlassenen Verordnungen sollen für künftige Fälle nicht mehr anwendbar sein."

Durch den bisherigen Bericht haben wir schon die wichtigsten Abhandlungen berührt und der Raum gestattet uns nur, auf die übrigen summarisch hinzuverweisen. Publicistischen Inhalts sind hauptsächlich noch folgende: Bd. I. No. 1. über die Fortdauer deutscher Staatsverhältnisse aus dem Zeitraum des rheinischen Bundes, insbesondre über Art. 34. der rheinischen Bundesakten. No. 2. über den rechtlichen Werth der französischen Uebersetzung der deutschen Bundesakten. No. 3. über die Geschichte und den rechtlichen Werth der französischen Uebersetzung der Wiener Schlufsakte vom 15. Mai 1820. No. 5. über den Unterschied zwischen alten und neuen deutschen Reichsfürsten. No. 12. über die *feuda extra curtem* seit der Auflösung des deutschen Reichs und die Lehnsherrlichkeit daran. Bd. II. No. 3. über den Recurs eines deutschen Bundesgliedes an die Gesammtheit des Bundesgenossen gegen Be-

schlüsse oder Verfahrungsweise der Bundesversammlung. No. 4. über den rechtlichen Zustand der gräfl. Stolberg-schen Herrschaft Hohenstein unter hannöverscher Staats-hoheit. No. 5. über den Rechtszustand des gräfl. Stolberg. Wernigerodeschen Fleckens Schwarza in der Grafschaft Henneberg zur Zeit des deutschen Reichs. No. 6. über den Reichsdeputations-Hauptschlufs von 1803. S. 38 betreffend die Verschiedenheit der Schulden und Besitzungen der entschädigten Reichsstände. No. 7. diplomatische Prüfung zweier Urkunden, die Carl der Grofse 794 u. 812 dem Benediktiner-Kloster Neustadt am Main ertheilt haben soll. Alle diese Abhandlungen enthalten höchst schätzbare Mittheilungen und Erörterungen mit diplomatischer Gründlichkeit durchgeführt. Mehr privatrechtlichen Inhalts ist die zweite Abhandlung des zweiten Bandes über die Rechtsgültigkeit der Religionsklausel, in der Bedingung eines bestimmten kirchlichen Glaubensbekenntnisses zu dem Genufs gewisser Vortheile, wo die bekannte Ansicht des Verfs. auf eine vollkommen unparteiische Weise in einem Rechtsgutachten ausgeführt und angewendet wird. Endlich die 9te Abhandlung des Isten Bandes, welche die Ansichten des Verfs. über den bekannten Städelschen Erbstreit zu Frankfurt a. M. darlegt und vorzüglich die, dafs das Städelsche Institut zur Zeit des Erbanfalls wenigstens schon als ein politischer Embryo (in dem Uterus des Staats etwa) zu betrachten und erbfähig gewesen sei, wogegen sich früher schon Mühlenbruch u. A. erklärt hatten. Derselbe Fall giebt übrigens dem Verf. Gelegenheit, sich beiläufig über den beklagenswerthen Zustand des Privat-Rechts, wenigstens in den Ländern des gemeinen Rechts auszusprechen; die Schuld daran hat ihm zufolge das römische Recht, „jene Mifsgestalt, jenes buntscheckige Flickwerk und Aggregat von Bestimmungen, die zum grofsen Theil ohne mühsame Aufklärung unverständlich sind und eine Menge von Controversen gewähren" (I. S. 368). Dafür mufste selbst noch am Ende des IIten Bdes. S. 398 der alte selige Kreitmair als Gewährsmann angeführt werden, der vor etwa 80 Jahren schon seinen Ekel an den römischen Gesetzbüchern ausgesprochen hat, dessen Worte wir hier aber nicht zum Ekel unserer Leser wiederholen wollen, da sie nichts als die geschmacklose und ungründliche unbeholfene Richtung einer frühern Zeit beurkunden. Dafs unser Verf. dennoch damit übereinstimmt, dafs er neuen Gesetzbüchern mit völliger Aufhebung der römischen Rechte den Vorzug gibt, kann nicht befremden, da zu der wissenschaftlichen Richtung des Verfs. auch ein strenges Buchstabenrecht gehört. Doch vor allem trifft der Tadel des Verfs. die heutige Lehr- und Lernmethode des römischen Rechts, worüber der Aufsatz eines jungen Rechtsgelehrten mitgetheilt wird (Bd. I. No. 10.), vielleicht aus derselben Feder, die auch der Sponheimer Deduktion des Verfs. von 1826 zur Einleitung diente, und die der Unterzeichnete damals eine hektische d. h. krankhafte, zu nennen sich genöthigt sah. Und auch in dem gegenwärtigen Aufsatz kann man wenigstens das frische gesunde Blut eines Rechtsgelehrten nicht entdecken. Es ist ein armselig Aechzen und Krächzen, wo die Jurisprudenz nur als ein Wissen, nicht auch als eine Wissenschaft und Kunst gedacht wird, wo es blofs um Hefte oder kompendiarische Weisheit mit „verhältnifsmäfsiger Kenntnifs des römischen Rechts" zu thun ist. Zum mühsamen Handlangerdienst ist das freilich gut genug und auch dafür mufs auf den Universitäten mit gesorgt werden; nur kann dabei nicht stehn geblieben werden. Uebrigens dürfte der junge Rechtsgelehrte nicht mehr so jung sein; vielleicht hat er einen Januskopf mit alten Universitätsreminiscenzen und neuern Beobachtungen; Vieles ist entschieden nicht mehr so, wie er angiebt, wenigstens nicht auf allen deutschen Universitäten. Besonders ist schon ein viel richtigeres Verhältnifs zwischen den einzelnen juristischen Disciplinen hergestellt worden, als vielleicht noch vor wenigen Jahren hin und wieder Statt fand. Zu wünschen bleibt freilich noch Manches, aber nicht blofs auf den Universitäten, sondern auch aufser ihnen für sie und für Anderes. Jedoch lassen wir das Vielbesprochene und was der junge Rechtsgelehrte dazu thun sollte; halten wir uns lieber an die unmittelbare, gewichtigere Ansicht unsres Verfs. selbst. Man kann sehr wohl mit ihm in dem Wunsche, ja selbst in der Nothwendigkeit zeitgemäfser Codifikationen übereinstimmen, nur setze man dies Bedürfnifs nicht auf Rechnung des römischen Rechts; wir wollen auch den Glauben hegen, dafs Deutschland nicht so arm an Männern ist, die im Stande sein würden, ein anwendbares tüchtiges Civilgesetzbuch fertig zu schaffen, ohne dafs dies, wie der Verf. in seiner Scherzweise anräth, in classischem Latein geschieht (S. 372). Denn sein Gewährsmann, der junge Rechtsgelehrte, hat bereits bemerkt (S. 380): dafs bei der jetzigen Lehr- und Studirart des lateinischen Rechts Lehrer und Lernende ihr (?) echtes Latein vergessen (wahrscheinlich das vormals sogenannte elegante (Dissertationen- und Compendien-) Latein. — Gestatten möge der Verfasser sodann auch noch unter der Herrschaft neuer Gesetzbücher den wissenschaftlichen Mitgebrauch des römischen Rechts in der Praxis, da sich dasselbe auf keinen Fall durch einen Califenact, wie etwa die Alexandrinische Bibliothek in der Reihe der Dinge oder in der Wissenschaft vernichten läfst; er vergönne endlich in Zukunft noch etwas mehr, als ein blofs geschichtliches kompendiarisches Studium des römischen Rechts, oder als die ehemals übliche aphoristische und axiomatische Behandlung desselben, nur an Worte sich schliefsend und äufsere Analogie verfolgend.

Das Streben des Verfs. nach materieller und formeller Correctheit mufste von selbst dazu auffordern, wie bei jeder hervortretenden Erscheinung, so auch hier, neben vielem Trefflichen auf einzelne Schattenseiten aufmerksam zu machen, zu welchen vielleicht auch noch die gehört, dafs jenes Streben sich nicht selten in einer dem Verf. eignen Manier der Darstellung verliert.

Heffter.

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXVII.

Tidskrift för Jägare och Naturforskare, utgifven af Jägare-Förbundet i Stockholm. Ista, IIdra och IIIdje Årgången, 1832—34 (Juli); S. 1—992. Med plancher. Stockholm, tryckt hos Joh. Hörberg.

Referent hat sich vor Kurzem in dem angenehmen Falle befunden, über zwei ornithologische Werke des Auslandes zu berichten, deren eines (Swainsons Bearbeitung der Vögel für *Richardsons Fauna boreali-americana*) in systematischer, das andere (*Nuttals Manual of the Ornithology of the United States*) in xylographischer Hinsicht den Preis vor den sämmtlichen bisher bekannten verdient. Gegenwärtig sieht er sich ebenso zur Anzeige einer literarischen Erscheinung veranlafst, welcher, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werthe, unbestritten die Krone für ihre künstlerischen Leistungen in lithographischer Hinsicht gebührt. —

Scandinavien zählt eine grofse Anzahl eifriger und gebildeter Jagdfreunde. Darunter gehören aufser mehreren Zoologen *ex professo* noch viele andere Männer, denen es an jenem regen Sinne für Naturgeschichte, durch welchen sich Linné's Vaterland auch heut noch so rühmlich auszuzeichnen fortfährt, um so weniger mangelt, je mehr in Gegenden, wo es meist verschiedene Wildarten in Menge giebt, die Kenntnifs von dem Leben und Wesen der Thiere dazu beiträgt, die Jagd auf sie nicht blofs interessanter, sondern auch ergiebiger zu machen: indem man letztere hierdurch vielfach zweckmäfsiger einrichten lernt. Dabei fehlte es jedoch gröfstentheils um so mehr an bestimmten Jagdgesetzen, je weniger dort die Ausübung der Jagd überhaupt beschränkt oder an gewisse Standes-Vorrechte gebunden ist; denn sie ist eigentlich, wenigstens *de facto*, frei, und es schiefst oder fängt dort Wild aller Art, wer da immer will. Und wenn es dabei auch nicht an gewissen gesetzlichen Bestimmungen über Schonung der nützlichen Wildarten zu gewissen Zeiten des Jahres fehlte; so scheinen dieselben doch noch sehr unzureichend gewesen zu sein und ohne besonders unangenehme Folgen für die Contravenienten sehr häufig übertreten zu werden. Dies hat gemacht, dafs man, besonders in neuerer Zeit, doch eine merkliche Verminderung des Wildstandes wahrzunehmen anfing. Daher trat zunächst im Anfange des Jahres 1830 ein grofser Hauptverein von gebildeten Jagdfreunden und Jägern von Profession in Stockholm mit der Absicht zusammen, auch bald in allen Theilen des Reichs die Bildung von Nebenvereinen zu veranlassen und gemeinschaftlich mit diesen dahin zu wirken, um sowohl die Jagdwissenschaft, wie die regelrechte Ausübung der Jagd in jeder Hinsicht auf eine höhere Stufe zu bringen. Auch hatte die Regierung selbst schon im J. 1828 eine Commission von Jagdverständigen zum Einreichen von Vorschlägen über Verbesserung der Jagd, so wie der Jagd- und Forstgesetzgebung aufgefordert. Demnach wurden zuerst bestimmte, sehr zweckmäfsige Statuten über die Thätigkeit der Gesellschaft überhaupt verfafst, in denen um so mehr Bedacht auf die zweckmäfsigste Berücksichtigung der wissenschaftlichen Seite genommen wurde, da der rühmlichst bekannte Nilsson, Professor der Zoologie zu Lund, damals Intendant des Museums zu Stockholm und einer der Stifter der Gesellschaft, von welchem überhaupt die erste Idee dazu ausging — Mitglied der Commission zur Abfassung der Gesetze für den Verein war. Namentlich machten alle Mitglieder sich verbindlich, nicht allein für ihre Person und Angehörigen jeder irgend für nachtheilig erkannten Jagdmethode zu entsagen, sondern auch sonst jedes in seiner Umgebung direct oder indirect zu diesem Zwecke mitzuwirken. Dies war die öconomische Richtung für die Thätigkeit des Vereins, deren Erfolg allerdings nur im Lande selbst sichtbar werden kann. Letzteres gilt natürlich ebenso in Betreff

mancher rein-practischen Verrichtungen, z. B. des Anstellens von Schiefsübungen nach Abhaltung der General-Versammlungen des Vereins. Um so angenehmer bemerkbar tritt für das Ausland das höchst anerkennungswerthe wissenschaftliche Streben, mit welchem wir es hier hauptsächlich zu thun haben, hervor. Wie viel Anerkennung aber Beides überhaupt im Reiche selbst findet, zeigt einer Seits die grofse Zahl der Beigetretenen, indem der Verein gegenwärtig bereits an 1500 Mitglieder zählt, darunter als erstes Mitglied und Protector den Kronprinzen. (Uneingerechnet die Zahl der verschiedenen Töchtervereine und ihrer Mitglieder.) Anderer Seits wird dies ersichtlich aus dem Absatze der Zeitschrift, welche, von der Gesellschaft auf Kosten ihrer gemeinschaftlichen Kasse und zu einem, nach Verhältnifs der trefflichen Ausstattung äufserst billigen Preise herausgegeben, bereits so viele Abnehmer zählt, dafs nach dem letzten Rechnungsabschlusse schon einiger Ueberschufs bleibt.

Redacteure derselben sind die Herren Professor und Akademiker B. F. Fries (der jüngere) und Probst C. U. Eckström. Ihr Zweck ist Aufklärung über Alles, was irgend in wissenschaftlicher, öconomischer, practischer, legislativer oder sonstiger Hinsicht zur Jagd gehört, d. h. die Säugethier- und Vogelwelt Scandinaviens betrifft. Sie enthält daher zuerst gröfsere Aufsätze über Thiere, die entweder durch Nutzen oder Nachtheil Einflufs auf die Jagd haben, nach allen den Beziehungen, welche für Jäger und Naturforscher interessant sein können (in jedem Monats- oder Doppelhefte gewöhnlich über Eine dergleichen Species); ferner historische Bemerkungen über die Jagd und deren Einrichtung in früheren Zeiten; Auszüge aus den Verhandlungen des Reichstages, insofern dieselben sich auf Jagdangelegenheiten beziehen; kritische Berichte über dahin einschlagende Gegenstände der Literatur; Notizen über die Resultate neuer Reisen in Bezug auf Jagd und Jagdkunde; vermischte Berichte aus allen Theilen des Landes über merkwürdige zoologische Erfahrungen oder Jagdereignisse; die Satzungen der kleineren, neu gebildeten Töchtervereine; Berichte über den Erfolg der angestellten Schiefsübungen; endlich hin und wieder einzelne Anekdoten. So wird in der That für Alles gesorgt, was irgend der Berücksichtigung wahrhaft werth ist; und man möchte schwerlich ein Bedürfnifs namhaft machen können, welches aufser Acht gelassen wäre. Diese Monatsschrift mufs sonach mit der Zeit ein reichhaltiges Magazin und Repertorium für das gesammte Jagdwesen des Nordens und für die Kenntnifs dortiger Jagdthiere nach allen Beziehungen werden. Selbst gelegentliche Bemerkungen über sonst merkwürdige Thiere, die gar nicht Gegenstände des Jagdvergnügens zu sein pflegen, sind nicht ausgeschlossen.

Mit Recht ist daher der Titel gewählt: „Zeitschrift für Jäger und *Naturforscher*." Denn, abgesehen davon, dafs, wer sich als Naturforscher mit dem Leben und Wesen der zwei obersten Thierklassen als practischer Beobachter beschäftigt, schon, um seinen Zweck vollständig zu erreichen, in gewissem Grade Jäger sein mufs, — so enthält die Schrift auch des rein zoologisch-Wichtigen und Neuen so viel, dafs wir, durch den Raum unserer Blätter aufser Stand gesetzt, mit den Mittheilungen darüber ins Einzelne zu gehen, uns für verpflichtet halten, Alle die, welche des Schwedischen einigermafsen mächtig sind, angelegentlichst darauf zu verweisen. Nur Einiges mag hier als Probe ausgehoben sein.

Die Kenntnifs von den merkwürdigen *Bastarden des Auer- und Birkhuhns* (T. urogallus und T. tetrix), welche von den meisten deutschen und sämmtlichen ausländischen Ornithologen unter dem Namen T. medius oder intermedius für Wesen einer besonderen Art gehalten, in Scandinavien aber, wo man sie Rackelhühner nennt, von jeher ganz richtig für Bastarde erkannt wurden, hat hier jetzt eine völlige Umgestaltung erfahren. Namentlich ist ihre Erzeugung jetzt noch merkwürdiger geworden durch die Erfahrung: dafs nicht blofs Auerhennen, welche keinen Gatten ihrer eigenen Art finden konnten, weil man in ihrer Gegend zu viel Hähne weggeschossen hat, durch Begattung mit Birkhähnen Bastarde hervorbringen; sondern dafs auch umgekehrt jüngere, durch die stärkeren älteren von den Balzen abgetriebene Auerhähne sich mit Birkhennen begatten, und so mit diesen wieder noch andere Bastarde zeugen. Daher rührt im letzteren Falle das Ereignifs: dafs man nunmehr öfters ein oder einige junge Rackelhähne oder Hühner unter den Jungenhaufen von Birkhennen gefunden hat. Daher kommt ferner die Verschiedenheit dieser Bastarde unter sich selbst: indem sie (wie Vogelbastarde überhaupt) stets dem Vater am ähnlichsten werden; weshalb denn, wie man bereits länger wufste, die einen mehr dem Birk-, andere mehr dem Auerhahne oder deren Hennen gleichen. (Vergl. S. 54, 562, 676.) Und so wunderbar es vielleicht Manchem scheinen mag,

dafs der grofse Auerhahn sich, statt mit seinem bereits weit kleineren Weibchen, gar mit der noch viel kleineren Birkhenne fruchtbar begatten soll; so erscheint dieses Ereignifs doch uns wenigstens bei näherer Betrachtung nicht auffallender, als das tausendfach vorkommende und allbekannte Factum, dafs die zahmen Männchen der Bisamente (Anas moschata) mit den Weibchen der gewöhnlichen Hausente (A. boschas domest.) Bastarde in Menge zeugen. In beiden Fällen ist der Gröfsenunterschied der beiden adulterirenden Gatten gleich aufserordentlich. Endlich ist die Unfruchtbarkeit jener Hühnerbastarde, wenn nicht erwiesen, doch höchst wahrscheinlich gemacht. Von den Männchen unter ihnen erzählt nämlich bereits Nilsson (Skandinavick Fauna III, 1, S. 92): dafs sie, so viel man beobachtet hat, sich nie mit Auer- oder Birkhennen paaren, wenn sie gleich auf die Balzplätze der Auer- und Birkhähne kommen und letztere vertreiben; und dafs man sie noch weniger in Gesellschaft ihrer eigenen (der Rackel-) Hennen sieht. Dafs aber letztere wirklich unfruchtbar seien, wird fast aufser Zweifel gesetzt durch die anatomischen Untersuchungen, welche die Proff. der Anatomie und Zoologie, Retzius und Fries, an zwei dergleichen, freilich im Herbste getödteten, Bastardhennen angestellt haben. Sie fanden die Eierstöcke, welche kaum zu finden waren, sogar in einem weit geringeren Grade entwickelt, als den von einer sehr alten und bereits hahnenfedrig gewordenen, also schon unfruchtbaren Auerhenne (einer sogenannten Gelt-Henne nach dem Jägerausdrucke). Erst nachdem sie in frischem Wasser ausgespült worden waren, konnte man kleine, zusammengedrückte, warzenähnliche Körper entdecken, welche die höchst unvollkommenen Andeutungen der Eier vorstellten. Der Eierleiter war nicht gröfser, als der linke Harngang, und sehr dünnhäutig; seine Franzen und das trichterförmige Ende gleichfalls unvollkommen gebildet. (S. S. 57).

(Der Beschlufs folgt.)

LXVIII.

Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im J. 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin u. s. w., bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, bei G. Reimer 1834. 8.

Die brandenburgisch-preufsische Geschichte hat in neuerer Zeit vielfache Bearbeitungen erfahren, durch welche die grofse Schwierigkeit, diesen merkwürdigen Zusammenlauf von Begebenheiten in seiner wahren Lebensrichtung aufzufassen und in seiner eigenthümlichen Gestalt und Bewegung klar hinzustellen, nur immer deutlicher geworden ist. Die Ursache der besondern Schwierigkeit liegt in dem Entwicklungsgange selbst, in der Macht der Fortschritte, in dem stets hinausrückenden und noch von keinem forschenden Auge zu ermessenden Umfange der Möglichkeiten künftiger Bestimmung, zu welcher dieses Staatsleben emporzuwachsen hat. Aufserdem aber leidet die brandenburgisch-preufsische Geschichte auch noch gar sehr an Aufhellung und Festsetzung vieler Einzelheiten, wo die Angaben theils mangeln, theils sich widersprechen, und die kritische Untersuchung noch kein sicheres Ergebnifs geliefert hat. Selbst höchst wichtige und glänzende unsrer vaterländischen Vorgänge schimmern bis jetzt in einem Lichte, welches wenn auch nicht die Haupterscheinung, doch manche Nebenumstände unsicher läfst; und das Bedürfnifs, die Geschichte nicht nur zu wissen, sondern auch lebendig anzuschauen, entbehrt sehr ungern solcher Einzelheiten, durch die nicht selten auch den Hauptsachen eine erhöhte Theilnahme zugewendet wird.

Zu den Vorgängen dieser Art gehört der Feldzug des grofsen Kurfürsten gegen die Schweden im Jahre 1675, die wichtigen Ereignisse von Rathenau und Fehrbellin, welche schon als Kriegsthaten und Beispiele muthiger Entschlossenheit einen selbsständigen Werth haben, aber durch die ihnen verknüpften Folgen nicht minder bedeutend sind. Die vorliegende Schrift behandelt diesen anziehenden Gegenstand, indem sie die vorhandenen Nachrichten sorgfältig zusammenstellt, durch Vergleichung untereinander prüft, und bisher unbenutzte handschriftliche Hülfsmittel mit heranbringt. Der Hr. Verf. hat seiner Aufgabe grofsen Fleifs und Eifer gewidmet, und seine Darstellung bezeugt überall den treuen Sinn des redlichen Forschers, der, wie er es selber ausspricht, „ernstlich bemüht ist, der Wahrheit zu dienen." Sein Verdienst erscheint am gröfsten und fruchtbarsten in genauer Ermittelung der eigentlichen militairischen Bezüge, der Anordnung der Märsche, des Laufs der Gefechte, der sichern Bestimmung der Zeit und Oertlichkeit. In letzterer Hinsicht kam dem Hrn. Verf. die gründliche Kenntnifs der Landesgegend, welche der Schauplatz jener Kriegsereignisse war, zu Statten; er hat solche genau erforscht, den in ältern Zeiten von der heutigen Beschaffenheit verschiedenen Zustand hervorgehoben, und nach dieser zuverlässigen Leitung einer noch jetzt anschaulichen Wirklichkeit die geschichtliche Ueberlieferung auf ihre richtigen Punkte zurückgeführt. Die beigefügten Abbildungen geben eine willkommene Uebersicht, und wir dürfen diese Untersuchung, welche die Landesbeschaffenheit überhaupt und das Terrain der einzelnen Kriegsvorfälle betrifft, und die schon in früherer Zeit durch einen Aufsatz des Freiherrn von Fouqué glücklich eingeleitet worden, durch die dankenswerthen Bemühungen des Hrn. Verf. nunmehr für vollständig abgeschlossen erachten.

Den sonstigen Ergebnissen der hier ausgeübten historischen Kritik vermögen wir nicht immer beizutreten. Wir müssen im Allgemeinen bemerken, dafs in neuerer Zeit, wo man mit besonderem Eifer neuen handschriftlichen Quellen nachspürt, und aus diesen die bisherige Kenntnifs und Darstellung der Geschichte nicht nur zu ergänzen und aufzuhellen, sondern auch wohl in ganz neue Gestalt umzubilden unternimmt, dieses Bestreben sehr oft eine bedenkliche Richtung genommen und neue Irrthümer

veranlaſst hat. Der Anblick alter Urkunden und Schriften übt einen eignen Reiz, die Beschäftigung mit solchen neu aufgefundenen und bisher wenig oder gar nicht benutzten Blättern erzeugt einen Hang, sie zu überschätzen, sie zum einseitigen Maſsstab anzunehmen, und alles zu verwerfen, was nicht aus ihnen geschöpft, oder mit ihnen nicht in Uebereinstimmung ist. Besonders legt man auf das Schweigen solcher Zeugnisse ein unverhältniſsmäſsiges Gewicht, und thatsächliche Angaben, die sich in bisherigen Ueberlieferungen vorfinden, sollen plötzlich nichts gelten, weil ihrer in bestimmten Papieren, deren Vollständigkeit und Entstehungsart noch erst zu prüfen wäre, nicht gedacht worden ist. So hat man, auf Urkunden gestützt, deren Unzulänglichkeit grade für den bestimmten Zweck offenbar am Tage liegt, den brandenburgischen Minister Grafen von Schwarzenberg gegen frühere Anschuldigungen zu rechtfertigen, den Herzog von Friedland alles Verrathes gegen den Kaiser freiszusprechen gemeint, und die als Urtheil und Ansicht der mit- und nachlebenden Welt auf uns gekommenen Angaben durch bloſse Verneinung aufzuheben geglaubt. Man wird aber Zeugnisse, die einmal bestehen, nicht so leicht verwerfen dürfen, wenn man nicht nachweisen kann, daſs sie in der Sache selbst ihren Widerspruch finden, und wie, durch Irrthum oder Absicht, sie haben entstehen und sich behaupten können. So soll auch die Erzählung Friedrichs des Groſsen von dem Pferdetausche zwischen dem groſsen Kurfürsten und dem Stallmeister Froben, so wie die Nachricht über den Vorgang mit dem Prinzen von Hessen-Homburg bei Fehrbellin, bloſs deſshalb ungegründet sein, weil das Tagebuch des Kammerherrn von Buch und Pufendorfs Geschichte des groſsen Kurfürsten dieser Umstände nicht erwähnen. Unser Hr. Verf. pflichtet den Kritikern eifrig bei, welche jene Angaben, die neben Friedrich dem Groſsen noch den Freiherrn von Pöllnitz für sich haben, durchaus bestreiten und verwerfen; nach unsrer Meinung sehr mit Unrecht. Als die genannten Schriftsteller schrieben, war die lebendige Ueberlieferung jener früheren Zeiten noch nicht erloschen (sie ist es sogar noch jetzt nicht, wie selbst die vorliegende Schrift bezeugt), und beide lebten in Verhältnissen und Stellungen, wo eine wesentliche und bündige Kenntniſs der jüngstvergangenen Vorfälle und Umstände sicher übertragen und fest bewahrt sein konnte. Die Annahme, Pöllnitz habe jene Geschichten erfunden, ist höchst willkürlich, und kann, so lange man nicht nachweist, daſs er überhaupt Fabeln ersonnen, und zu dieser einen besondern Anlaſs gehabt habe, nur als ein leeres Vorgeben erscheinen. Das Schweigen Pufendorfs und Buchs (und obendrein auch der Leichenredner!) beweist gar nichts. Wie viele Ereignisse und Bezüge von Wichtigkeit werden grade von Zeitgenossen übergangen, aus hundert Gründen und Zufälligkeiten, die hier nicht aufzuzählen sind! Man muſs dabei genau erwägen, was alles zu einer bestimmten Zeit unbekannt oder im Gegentheil allzu bekannt sein mochte, was bedeutend oder unwichtig erschien, unangenehm oder bedenklich zu erwähnen war. Es giebt heutiges Tages Dinge, die jedermann weiſs, aber schwerlich sagt, und selbst für sich niederzuschreiben Bedenken trägt; und eben so andre, deren Erwähnung aus Miſslaune oder Uebelwollen absichtlich vernachlässigt wird. Die bestimmte Angabe Friedrichs und Pöllnitzens ist durch zweifelnde Muthmaſsung nicht zu beseitigen, und wird in der geschichtlichen Kunde einstweilen noch ihre Stelle fest behaupten. In der Sache selbst ist durchaus keine Unwahrscheinlichkeit aufzustellen; ein bestimmter Widerspruch findet abseiten der Erzähler, welche die erwähnten Umstände verschweigen, auch nicht Statt. Der Urheber all dieses Zweifels ist diesmal der als Sammler und Schriftsteller bekannte Ordensrath *König*, auf den sich auch unser Herr Verf. als auf den Gewährsmann beruft, der diese Sache ganz auf's Reine gebracht habe. Dieser Mann war fleiſsig, aber ohne allen Geist und Ueberblick. Er gehörte zu den historischen Forschern, welche alles gethan zu haben glauben, wenn sie Einzelnes an Einzelnes reihen, dies gegeneinander halten, vergleichen und abwägen. Aber auf solche Weise gedeiht keine ächte historische Kritik; diese geht nur aus einer umfassenden Durcharbeitung groſser historischer Stoffe, aus einer tiefern, auf Weltkenntniſs und Lebenserfahrung gegründeten, und durch weltgreifende Studien allseitig geübten Einsicht hervor, ohne welche die genaue Kunde und das sorgfältige hin und her Wenden des besonderen Falles ganz unfruchtbar bleiben muſs.

Für die hier zur Sprache gekommene Streitsache tritt aber noch ein ganz eigner Umstand ein! Unser Hr. Verf. stützt sich in Betreff seiner gegen die erwähnte Geschichte Froben's ausgesprochenen Zweifel und Verneinung hauptsächlich auf den Ordensrath König; allein dieser selbst hat seine Zweifel ja späterhin bereut und zurückgenommen! Warum ist dies nicht beachtet? Wie schwer man, auch bei dem redlichsten Willen und strengsten Eifer, in dergleichen Erörterungen und Zusammenstellungen die Gefahr vermeidet sich in Irrungen zu verwickeln, beweist eine andere Stelle unsrer Schrift, wo es heiſst: „Friedrich der Zweite macht sein eignes Zeugniſs zweifelhaft, da die ganze Erzählung aus den spätern Ausgaben der Memoires, namentlich aus der von 1762, weggeblieben ist. Nun ist bekannt, daſs der König eine Durchsicht und Verbesserung der ersten Auflage vor deren Wiederabdruck vornahm, um sie von eingeschlichenen Irrthümern zu reinigen." So steht es hier, aber die Sache verhält sich umgekehrt; grade in den früheren Ausgaben, namentlich in dem ersten Abdruck, in den *Mémoires de l'Académie de Berlin, fehlt* jene Erzählung, und erst in spätern ist sie hinzugefügt, mit den einleitenden Worten „*Il est digne de la majesté de l'histoire de rapporter la belle action que fit un écuyer de l'électeur dans ce combat.*" Auch ist es ungenau, wenn dem Könige nachgesagt wird, er zeige uns den Prinzen von Hessen-Homburg „als einen *leidenschaftlich Unbeständigen*", der König spricht nur von *bouillant courage* und *vivacité*, und *d'avoir exposé avec tant de légèreté la fortune de l'état*, welche Ausdrücke von jener Bezeichnung noch sehr verschieden ist. — Einige Kleinigkeiten, z. B. daſs der Hr. Verf. immer Dörfflinger schreibt, anstatt Derfflinger, worüber die vorhandene Biographie von König sichre Auskunft giebt, — sind leicht zu berichtigen, und dürften in einer andern Schrift, wo nicht so gewissenhafte Genauigkeit in jeder Art angestrebt und geleistet wäre, kaum anzumerken sein.

Varnhagen von Ense.

№ 72.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Tidskrift för Jägare och Naturforskare, utgifven af Jägare — Förbundet i Stockholm.

(Schluſs.)

Wo möglich noch weit merkwürdiger und von höchster Wichtigkeit in Bezug auf das Abändern der Thierspecies durch klimatische und sonstige Einflüsse sind die S. 27—31, 410—11, 845—47 mitgetheilten Erfahrungen über die *Kreuz-* und sogenannten *schwarzen* oder *Silberfüchse*, Canis cruciger s. decussatus und C. argentatus s. C. nigro-argenteus der französischen und englischen Schriftsteller. Letzteren diese vermeinten Species angreifen, wie Recensent es bereits vor einigen Jahren im Sinne hatte, würde von den Urhebern dieser sein sollenden Arten damals ohne Zweifel als die ärgste und anmaſsendste zoologische Ketzerei verschrieen worden sein; und doch sind sie wirklich keine Species, sondern nur Varietäten des *gemeinen* oder *Rothfuchses*, Canis vulpes. *Es* ist kein schlagenderer Beweis hiervon denkbar, als der, welchen die in der Nähe von Stockholm gemachten Erfahrungen über die Fortpflanzung von einem Pärchen Kreuzfüchse, und zwar in einem dem freien nach Möglichkeit ähnlich gemachten Zustande, geliefert haben. Das Weibchen brachte im ersten Jahre (1828) 3 Junge, unter welchen nur einer ein Kreuzfuchs, die beiden andern aber gewöhnliche Rothfüchse waren. (Im nächtfolgenden Jahre kamen die Jungen gleich nach dem Werfen ums Leben). 1830 erhielt man wieder drei, nun aber schon sämmtlich Kreuzfüchse; im J. 1831 vier, zwei Kreuzfüchse und zwei schwarze; 1832 wieder ebenso; im J. 1833 fünf, worunter nur noch ein Kreuzfuchs und schon vier schwarze. Nun werden wir begreiflicher Weise weder Hrn. Geoffroy, noch sonst Jemand von seinen Ansichten zu fragen brauchen, ob sie zugeben wollen, daſs wir mit den wackeren Schweden diese ihre Species von der Liste der wirklichen Arten ausstreichen! — Höchst merkwürdig bleibt aber der, von selbst hieraus flieſsende und auch für den Recensenten (seiner langen, vorzugsweisen Beschäftigung mit dem Abändern der warmblütigen Thiere ungeachtet) noch neue Satz: daſs es für eine Varietät, die mit einer schon höher entwickelten Färbung geboren ist, doch erst eines gewissen Alters bedarf, um auch Junge zu bringen, die ihr gleichen; daſs daher die, welche sie während der ersten Jahre bringt, in Betreff der Färbung noch zum Theile oder meist unter ihr selbst stehen; und daſs sie dagegen mit den höheren Jahren, aber ohne sich inzwischen selbst verändert zu haben, fähig wird, immer mehr Junge von einer Abänderung zu zeugen, welche hinsichts der Farbenentwickelung sogar über ihr selbst steht. Merkwürdig ist ferner, daſs diese von reinen Kreuzfüchsen gefallenen schwarzen Füchse eben so, wie andere der letzteren, schon einige leichte, aber doch bestimmte Abweichungen in der Schädelform zeigen. Hiernach kann man schlieſsen, wie viel Dinge es in der Thierwelt geben mag, von welchen die Philosophie jener obstinaten Speciesmacher von Profession, die, statt umzukehren, in ihrem Treiben meist nur immer noch weiter vorwärts gehen, sich nichts träumen läſst! —

Dies als Beweis, was unsere Tidskrift für wissenschaftliche Punkte leistet. Nicht minderes Lob verdient das Ganze von Seiten der Jagd betrachtet. Ausführlich sind bereits (meist von Ekström) behandelt: die Naturgeschichte und Jagd des Fuchses, Wolfes, Luchses, Bären, Vielfraſses, Fischotters, nordischen (veränderlichen) Hasen, des Bibers und Elennhirsches; des Auer-, Birk- und Weiden-Schneehuhns, der Waldschnepfe, groſsen Bekassine, und der sämmtlichen sogenannten Dohnenvögel (derer, welche man in Schlingen mit Ebereschen fängt). Jedes Heft enthält eine Menge werthvoller Beiträge über verschiedene Einzelnheiten von zoologischem Interesse, namentlich oft Zusätze von verschiedenen Mitgliedern zu den längeren Abhandlungen Anderer; Be-

richte über den Vogelzug, wie über sonstige beachtenswerthe Erscheinungen u. s. w. Jeden Monat kommt ein Heft von zwei Bogen, oder auch, besonders, wenn zu einer langen Abhandlung mehrere Tafeln Abbildungen gehören, ein Doppelheft für zwei Monate heraus. Druck und Papier sind recht gut, der Sache angemessen. Blofs in Bezug auf den Satz würde bei der grofsen Verschiedenartigkeit des Inhaltes noch eine leichtere Uebersicht zu gewinnen sein durch Anbringung von Columnentiteln. Sonst enthält jedes Heft zu Ende die Anzeige seines Inhalts, und jeder Jahrgang ein vollständiges, alphabetisches Gesammtregister.

Haben wir schon von dem Gehalte der Schrift nur Gutes sagen können und selbe deshalb unter die besten literarischen Erscheinungen zählen müssen; so können wir vollends von den beigefügten Abbildungen nur Aufserordentliches rühmen, indem wir ihnen nichts in ihrer Art zur Seite zu stellen wissen. Wir müssen sie unbedenklich über alles bisher Erschienene setzen, was man in der Zoologie an Steindrücken besitzt. Nicht ohne freudige Ueberraschung kann man bei diesen herrlichen Bildern und zum Theile Bilderchen verweilen und sehen, wie unerwartet weit es gerade die Schweden hierin gebracht haben. Die besten lithographischen Darstellungen solcher Gegenstände aus Frankreich und England stehen hinter diesen in Zeichnung und Ausführung weit zurück; und blofs im Punkte der ersteren höchstens kommen die von Swainson selbst gefertigten Abbildungen zu seiner Bearbeitung des ornithologischen Theiles von Richardson's Fauna boreali-americana den unsrigen ziemlich nahe, stehen ihnen aber keineswegs gleich. Ueberall mufs man in Hrn. Wilh. v. Wright, welcher sowohl die Zeichnung auf Stein, wie den Original-Entwurf aufs Papier besorgt, aber daneben auch noch eine Menge sehr guter Bemerkungen über Geschichte, Jagd und Fang der Thiere liefert, — den vielerfahrnen, practischen Beobachter und Waidmann erkennen. Die Stellung der Thiere kann in der That nicht natürlicher, lebendiger und doch zugleich einfacher, ihre Physiognomie nicht ähnlicher — man möchte sagen: sprechender — sein, als sie hier ist. Die Ausführung, überall in sogenannter Kreidemanier, läfst auch bei Verkleinerung eines Vogels von 9—10″ auf ungefähr eben so viel Linien noch die vollständigen Umrisse jeder Schwanz- und Flügelfeder, wo es nöthig wird, sogar der Körperfedern, deutlich und scharf erkennen. So namentlich auf der vortrefflichen letzten Tafel des 2ten Jahrganges, welche 9 Arten Dohnenvögel (sämmtliche Drosseln, den Seidenschwanz, Hakenfink und Gimpel) in 11 Individuen auf nur etwas mehr als der Hälfte einer Tafel grofsen Octavformats mit noch gar nicht knapper Raumeintheilung auf Einem Baume sitzend vorstellt. Ebenso genau sind die Flecken- und Wellenzeichnung sammt den Federkonturen bei der Birk- und Rackelhenne; trefflich das reine In- und Durcheinanderarbeiten ganz dunkler, halb dunkler, heller und endlich mancher ganz ins Licht tretender Haare bei den Säugthieren u. s. w. Abgebildet sind überhaupt alle diejenigen Thiere, deren Leben und Jagd ausführlich behandelt wird und die bereits oben genannt sind; dann ferner eine Menge verschiedener, zu Jagd oder Fang nöthiger Geräthschaften. Auch diese letzteren Abbildungen ohne Ausnahme, sammt den Titelvignetten, sind ausgezeichnet gut; und die colorirten (d. h. alle die, welche Thiere vorstellen) sind zugleich äufserst sauber ausgemalt. Mehrere können wirklich gleichsam als lithographische Gemälde gelten, und verdienen als Meisterarbeiten schon in künstlerischer Hinsicht, ganz abgesehen von ihrer sachlichen Richtigkeit für den Naturhistoriker, die Aufmerksamkeit des blofsen Kunstfreundes. Ganz besonders würde darunter hervorzuheben sein: der schwarze Fuchs 1ster Jahrgang, Heft 1; die Rackelhenne H. 2; der junge Seeadler H. 4. (dessen Füfse jedoch um ein Merkliches zu dünn sind, wahrscheinlich, weil er nach einem ausgestopften, also vertrockneten Originale gezeichnet ist: etwas, was sonst nur bei den Entwürfen von ein oder zwei besonders seltenen Thieren der Fall gewesen ist, aber hier auch schon nicht wieder sichtbar wird); der Fischotter, Jahrg. 2, H. 1.; die lappländische Eule H. 2.; der Wolf, H. 5.; der Auerhahn, H. 6.; das Weiden- oder Morast-, That-Schneehuhn, H. 7.; die Dohnenvögel H. 8.; der Luchs Jahrg. 3., H. 1.; das Birkhühner-Paar H. 2.

Gloger.

LXIX.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besondrer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Allgemeine Einleitung in die speculat. Philosophie und Theo-

logie von Dr. **Sengler**, *Prof. der Phil. zu Marburg. Mainz bei Kupferberg* 1834. *XVI. und* 312.

Im *ersten* Artikel charakterisirt der Vf. ganz kurz den oriental. Geist, die griech. Philosophie und die des Mittelalters, weist dann in ausführlicherer Entwicklung nach, dafs die mit Cartesius begonnene Richtung der neuern Philosophie ihre Vollendung in Fichtes subjectivem und Hegels objectivem Idealismus finde. Dieser *negativen* Richtung müsse nothwendig eine Philosophie von *positivem* Charakter entgegen treten, das sei die *neuste* (Schellingische) Philosophie. Der *zweite* Art. bestimmt ihr Verhältnifs zur *neuern* und ihre Aufgabe p. 78 seq. Der *dritte* (p. 100 ff.) behandelt ihr Verhältnifs zum Theism, Pantheism und zur Hegelschen specul. Theologie, giebt die Hauptmomente des positiven Systems der specul. Theologie an p. 144, das als concreter Monotheism bestimmt wird. Der *vierte*, nachdem er gezeigt, dafs die Aufgabe der Religionsphilosophie sei, die geschichtlichen Religionen zu begreifen p. 175, giebt eine ausführliche Darlegung der Hegelschen Religionsphilosophie p. 186—215 und eine Kritik derselben; endlich im *fünften* Artikel werden die neusten Bestrebungen in diesem Gebiet erwähnt, und nachdem Schelling als Anfänger der neusten Philosophie genannt worden, Daumer, Mufsmann, Fichte und Weisse einer Kritik unterworfen. Das Resultat ist: die Logik habe die negative, die Metaphysik die positive Form des Absoluten in seiner Offenbarung zu entwickeln p. 312. —

Es vereinigt sich mancherlei, um unser Interesse für das Werk, dessen Inhalt kurz angegeben, zu erregen. Ein neuer Standpunkt wird uns angekündigt, von dem allein ein Begreifen des Glaubens-Inhaltes möglich, ein Standpunkt, der allen andern philosophischen Systemen als der *positive* entgegenstehe; freilich nur eine allgemeine Einleitung in dies System, der eine specielle noch erst folgen soll, ehe es an das System selbst kommt, aber eine ausführliche Kritik aller andern Systeme läfst auf indirectem Wege eine deutliche Vorstellung von dem System des Verfs. gewinnen, wenigstens von den Differenzen desselben von anderen. — Dann aber kommt hinzu, dafs dieses System an einen geliebten Namen geknüpft wird. Der Verf. giebt es für das Schellingische, und zwar für das neuste Schellingische aus. Dergleichen Aeufserungen sind uns nun von andern Seiten öfter zu Ohren gekommen, und sogen. Neu-Schellingische Lehre oft dargeboten; wer aber die Sucht, sich auf berühmte Namen zu berufen, kennt, wer dabei bedenkt, dafs öffentliche Erklärungen davor warnten, dergleichen Nachrichten aus dritter und vierter Hand zu trauen, wird es uns nicht verübeln, wenn wir, was mit den uns vorliegenden Schriften von Schelling nicht übereinstimmte, oder vielleicht gar ihnen widersprach, *bis auf Weiteres* auch nicht als von ihm gesagt ansahen, sogar wenn wir es in Collegienheften fanden. In einem solchen Fall konnten wir der Versicherung: „dies lehrt Schelling" nur entgegensetzen: es ist möglich — doch wir glauben es nicht. Dabei kann es nun bei diesem Werke nicht bleiben. Hr. S. versteht unter dem neuesten Schellingischen System *nicht* nur seine Vorlesungen, sondern behauptet, „während die übrigen Schellingischen Schriften der früheren (pantheistischen) Periode angehörten, wären die Grundzüge der *neusten* Philosophie in der Abhandlung von der Freiheit, im Denkmal Jacobis, und in den Gottheiten von Samothrake niedergelegt." Eine solche Theilung wird, darnach zu urtheilen, dafs Schelling in der Abh. v. d. Frh. z. B. die Schrift Philosophie und Religion, im Denkmal die Darst. seines Systems in der Zeitschr. f. spec. Phys. 2, 2. *bestätigend* citirt, von Schelling selbst schwerlich anerkannt werden. Jedenfalls aber geben die drei genannten Schriften einen festen Boden zur Prüfung der Senglerischen Behauptung, dafs dies die neueste Schellingische Lehre sei, es müfste denn Hr. S. von dieser eine *allerneuste* unterscheiden.

Indem nun der Ref., so weit der Raum es gestattet, die Hauptsätze dieser Schrift näher beleuchten will, sind es vornehmlich diese drei Gesichtspunkte, die bei der Beurtheilung festgehalten werden sollen: *Zuerst* nämlich die Natur der vorgetragnen Ansicht selbst, *dann* die Kritik, die der Verf. gegen anders Denkende anwendet, *endlich*, ob diese Ansicht des Verfs. wohl mit der, in jenen drei Schellingschen Schriften niedergelegten, übereinstimmt? — Die Hauptsätze sind nun: 1. „Die neuere Philosophie, die von Cartesius beginnt, und mit Fichte, Schelling und Hegel sich abschliefst, hat zur Aufgabe den Gegensatz von Idealem und Realem zu lösen — p. 68 — den höhern Dualismus von Vernunft und Freiheit, hat sie nicht einmal als Problem aufgestellt. *Diesen* aufzulösen ist die Aufgabe der neusten Philosophie — p. 82 —". Mit diesem Satz sind wir sogleich in

die Mitte des positiven Systems getreten. Was nun das Verhältnifs der beiden Seiten dieses Gegensatzes betrifft, so ist es so verschieden an den verschiednen Stellen des Werks gefafst, dafs die Sache ganz verworren wird, pg. 72 wird von der Nothwendigkeit (p. 88 von der Vernunft wörtlich dasselbe) gesagt, sie sei von der Freiheit nicht ausgeschlossen, sondern diese habe die Nothwendigkeit als ihr Gesetz in sich, und dennoch werden sie als eben so coordinirte Seiten eines Gegensatzes angesehn, wie Ideales und Reales p. 82, die einer Vermittlung (Geist) bedürfen; ferner wird die Nothwendigkeit *Mittel* der Freiheit genannt p. 72, p. 88 aber die (mit der Nothwendigkeit identische) Vernunft *Folge* der Freiheit. (Also Mittel *und* Folge?) Dann soll die Freiheit ja nicht Willkür sein p. 72, aber p. 89 Freiheit sei nur in dem, was man auch *anders* thun könnte. Aber was ist die Freiheit, die zwischen diesem und Andern wählen (küren) kann? Und wie hat eine solche Wahlfreiheit eine Nothwendigkeit in sich? Sagt man aber, es sei von Wahl nicht die Rede, so kann wiederum das Entscheidende, warum man *nicht* anders gewirkt würde, nur der *Zufall* sein. Kurz *incidit in Scyllam* —. Das Wesentliche ist, dafs in der Ansicht des Verfs. Freiheit und Vernunft als Seiten eines *ungelösten* Gegensatzes stehn bleiben, da auch die sogenannte Vermittlung, der Geist, nach dem Verf. sich ganz auf die Seite des *einen* Gliedes stellt. — Wie sich nun eine solche Ansicht mit den angeführten Schellingischen Schriften in Einklang bringen läfst, ist schwer abzusehn. Allerdings hat Schelling zuerst (philos. Schr. Vorr. VIII.) auf den Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, aber um ihn zu *lösen*, und wenn p. 402 a. a. O. beide als gleich berechtigte, sich ausschliefsende erscheinen, so ist das nur am Anfange der Untersuchung der untergeordnete, zu verlassende Standpunkt. P. 455 ebendas. wird vom Vf. citirt, wo Schelling sagt, dafs sich nicht nur *geometrische* Nothwendigkeit in der Natur finde, sondern Vieles auf Freiheit u. s. w. weise. Dafs *hier* unter Freiheit *nicht* das gegen die Nothwendigkeit *Höhere* gemeint ist, ergiebt sich leicht daraus, dafs *was* auf diese Freiheit weisen soll, nach Schelling selbst das Irrationale und *Zufällige*, das dem *Bösen* Analoge ist. — Freilich geht nach dem Verf. erst *dort* die Philosophie an, wo das Irrationale anfängt (*sic!* p. 230). — Dagegen weifs ich nicht, ob nicht Hrn. S. Schrift auch das *auffallende Phänomen* (Schelling a. a. O. p. 415) darbietet, dafs sie behauptet, dafs das System, was aus reiner Vernunft Alles entwickle, Alles einer blinden Nothwendigkeit unterwerfen müsse, und dafs (p. 416) alle Philosophie, die nur rein vernunftmäfsig ist, Spinozismus sei oder werde? — Ich weifs nicht, was Hr. S. dazu sagt, dafs ebendas. p. 418 das Aufgeben der Vernunft Selbstzerfleischung genannt, und p. 419 behauptet wird, dafs der Spinozistische Grundbegriff, durch den ideellen Theil, in welchem die Freiheit herrsche, zum *Vernunftsystem* ergänzt werde! — Ich weifs nicht, was zu p. 463, wo gesagt wird, dafs der gewöhnliche Begriff der Freiheit (vgl. Sengler p. 89) zu den gröfsten Ungereimtheiten führe, und zu p. 466, dafs im intelligenten Wesen die Handlungen aus seinem Innern mit absoluter Nothwendigkeit folgen u. s. f. —

2. „Darum sei auch das Verhältnifs Gottes zur Welt ein freies. Wenn Gott, etwa nach Hegel, die absolute Vernunft wäre, so *müfste* er die Welt erschaffen, nun aber *sei* er nicht die Vernunft, sondern *habe* sie, daher hätte er sie auch *nicht* schaffen können, er konnte wollen und nicht wollen p. 150. Nach Hegel gebe es darum gar keine Schöpfung. H. habe den Begriff der Schöpfung in den vagen Begriff der Offenbarung verflüchtigt, und erkläre sich ausdrücklich gegen die Schöpfung als *nur einmal* geschehene That p. 129 ff." — Wenn *dies*, dafs Gott auch hätte nicht schaffen *können*, das Wesentliche der Schöpfungslehre wäre (was unwillkürlich an die scholastischen Fragen, ob Christus in Kürbis-Gestalt erscheinen *konnte* u. s. w. erinnert): so läfst sich allerdings zugeben, dafs H. keine Schöpfung statuirt. Wie man übrigens gerade in der künstlerischen Thätigkeit, wo am allerwenigsten ein Können oder Nichtkönnen, oder eine Wahl, sondern der künstlerische *Drang* die That hervorruft, am meisten ein Analogon der göttlichen Schöpfung gefunden hat, so lehrt die christliche Lehre (die Hr. S. etwas sonderbarer Weise selbst erwähnt) dafs Gott die Welt, aus *Liebe* geschaffen. Liebe aber ist Gezogenwerden und Sichhingeben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 73.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besondrer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie von Dr. Sengler.

(Schlufs.)

Auch hier mögen folgende Stellen aus Schellings Werken angeführt werden: a. a. O. p. 482. wird der Wille des Grundes als bewufstloser Drang von dem schlechthin freien Willen der Liebe unterschieden, aber gerade von *diesem* heifst es im Verlauf — p. 484 — dafs die Wahl aus Gott gänzlich ausgeschlossen sei, dafs Spinoza nicht irre, wenn er eine unverbrüchliche Nothwendigkeit in Gott setze, sondern nur, dafs er sie unlebendig fasse p. 485. Wenn Gott die Liebe ist, so folgt, was sittlich nothwendig ist, mit einer wahrhaft metaphysischen Nothwendigkeit, — ferner: dafs unter andern Ungereimtheiten auch die Möglichkeit einer bessern Welt behauptet sei, endlich p. 492, dafs die Selbstoffenbarung Gottes keine unbedingt willkürliche, sondern eine sittlich nothwendige That sei. — Sehr wunderbar ist es übrigens, dafs der Vf. selbst dazwischen seine Behauptungen so weit vergifst, dafs er ganz das Gegentheil ganz naiv vorbringt; so sagt er selbst z. B. von einer Stelle, dafs Gott nicht *unmittelbar* die Welt schaffen *konnte*, und giebt da eine recht scharfsinnige dialektische Entwicklung der Trinitätslehre, — aber wenn er die Welt konnte unerschaffen lassen, warum konnte er sie nicht anders und auf andrem Wege schaffen? Die Vorwürfe gegen Hegel vergifst er so sehr, dafs er selbst p. 88 Alles in den „vagen Begriff der Offenbarung" verflüchtigt, und behauptet, die Welt werde in „jedem Augenblick erschaffen." — Die Freiheit Gottes wird aber vom Vf. noch aus einem andern Grunde behauptet, um nämlich dem zu entgehn, dafs Gott die Welt um *seinetwillen* schaffe (was Egoismus wäre) oder ihrer *bedürfe*. Beides sei in der Lehre Hegels enthalten, welcher sage: Ohne Welt kein Gott. Dieser Satz ist eben so unverfänglich, als wenn man sagte: ohne Geschöpf kein Schöpfer. Es kommt bei jenem Satz nur darauf an, was man unter Gott versteht, ob Gott *potentia*, ob *actu*, eine Unterscheidung die gleich an einzelnen Schellingischen Sätzen deutlich gemacht werden kann. Im Denkm. Jac. p. 112 wird von dem Wesen gesprochen, das sich erst später zum persönlichen Gott verklärt, und das man eben deswegen entweder gar nicht Gott nennen solle oder nur *implicite*, während der persönliche Gott *explicite* Gott sei. — Oder in andrer Form: Gott sei das A und O, aber etwas Andres als A und etwas Andres als O. In dieser Redeweise, die Hrn. S. vielleicht geläufiger ist, hiefse jener Satz: Gott (als O) ist nicht ohne Welt. — Was ferner die sogenannte Bedürftigkeit (eine unpassende Kategorie, eben so wie Egoismus) Gottes betrifft, so verweisen wir auf die Stellen bei Schelling philos. Schr. p. 438. Dafs die Scheidung der Principien nothwendig, damit Gott als Geist offenbar werde p. 452. Dafs ohne sie keine Beweglichkeit der Liebe u. s. f.

3. „Das Verhältnifs Gottes zur Welt sei drum kein logisches, sondern ein reelles," ein Satz, der besonders gegen Hegel gerichtet sein soll. — Obgleich der Gegensatz zwischen Subject und Object, Denken und Sein nach dem Verf. Problem der *neuern* Philosophie gewesen ist, und seine Lösung in derselben gefunden hat, (im Ich), und man daher von demjenigen, der in der *neusten* steht, voraussetzen sollte, dafs er um so mehr über ihn hinweg sei, so erscheint doch dieser Gegensatz im ganzen Werke als ein ganz unüberwindlicher, das Gedachte ist dem Vf. ein nur Subjectives, Gedanke und Objectives, Logisches und Reelles schliefsen sich ganz aus. Und da nun das Logische als das den Irrthum Hervorbringende erscheint, so wird, da leider in der christlichen Lehre der Logos diese Rolle spielt, öf-

ter mit grofsem Nachdruck behauptet, dafs die Uebersetzung des Faust die richtige sei, dafs Logos = That sei. Dennoch bleibt der Vf. dieser Uebersetzung nicht treu, und indem er den λογ. ἐνδιάθετος und προφορικὸς unterscheidet, bestimmt er jenen als die *Vernunft* Gottes und diesen als die Welt*vernunft*. Um nun aber doch das Verhältnifs zwischen der Vernunft Gottes und der Welt zu bestimmen, stellt der Vf. es so: die Vernunft ist die Folge der Freiheit, die Welt gleichfalls Folge der Freiheit, *mithin* die Welt nur mittelbar Folge der Vernunft p. 88 (!). Wenn es mit der strengen Disjunction zwischen Logischem und Reellem seine Richtigkeit hat, so ist dies ein sehr reeller Satz! Daraus, dafs beide gemeinsame Wurzel haben, liefse sich mit demselben Recht (oder vielmehr Unrecht) folgern, dafs die Vernunft Folge der Welt sei; — oder: wenn die Welt eine Folge der Vernunft, beide aber Folgen der Freiheit sind, so kann die Welt nur *unmittelbar* Folge der Vernunft und nur durch sie d. h. *mittelbar* der Freiheit sein. —

4. „Deswegen gebe es auch von diesem Verhältnifs (wie von allem Speculativen) keine Erkenntnifs *a priori*, sondern nur *a posteriori*." Obgleich der Verf. ganz richtig p. 29 gezeigt hat, dafs beide nur durch eine Abstraction bei Kant ihr Verhältnifs behaupteten, hat er selbst ihr Verhältnifs nicht genau bestimmt. Indefs scheint es, als verstehe er unter Erkenntnifs *a posteriori*, was man im gemeinen Leben positives Wissen nennt, d. h. ein Wissen von einem Factum ohne die Einsicht in die Nothwendigkeit. Merkwürdig bleibt aber dann eine Stelle p. 58, wo gesagt wird, dafs wir durch den historisch erschienenen Christus so in das göttliche Auge gerückt seien, dafs wir in ihm Alles schauen," — sieht denn nun das göttliche Auge auch nur *a posteriori*, oder wenn nicht, kann man da sagen, dafs wir in sein (doch *a priori* erkennendes) Auge gerückt seien? Die Stelle von Schelling, die der Verf. anführt, ist gar nicht schlagend. Man kann das zugeben, dafs die Philosophie, was *a posteriori* erlangt ist, *a priori* darstellt. Man meint der Nichts voraussetzenden Philosophie einen tödtlichen Streich versetzt zu haben, wenn man zeigt, dafs sie nicht durch *generatio aequivoca* entstanden ist. Dafs die Philosophie Product und Resultat der Geschichte ist, dafs also zur Möglichkeit der Philosophie die Geschichte vorausgesetzt wird, hat noch *nie* Einer, am wenigsten ein Philosoph geleugnet. Etwas Anderes ist freilich, ob *sie selbst* dies ausdrücklich als Voraussetzung hinzustellen und damit anzufangen habe, was Viele zu folgern scheinen. Die Philosophie *ist a posteriori*, daraus folgt nicht, dafs sie alles *a posteriori darzustellen* hat, was auch Schelling in jener Stelle nicht behauptet. In der That hiefse dies, um in des Verfs. Redeweise fortzufahren: statt durch das göttliche Auge, in welches wir gerückt sind, zu *sehen*, geschlofsnen Auges *nur* davon reden, wie wir hineingekommen sind.

5. „Der Weltprocefs sei kein logischer, — wie denn überhaupt im *Denken*, d. h. subjectiven Operiren, das Wort Procefs keinen Sinn habe. Hegel mache darum den Prozefs der Potenzen in der Natur zu einem willkürlichen Verbinden und scheinbaren Uebergehen logischer Kategorien." Wenn nicht die Logik in der Natur nachgewiesen werden soll, so folgt allerdings ganz consequent daraus, was der Verf. p. 149 sagt, dafs es *eigentlich* keine Stufen in der Natur gebe, sondern nur qualitativ anders Bestimmtes. Wenn die qualitative Verschiedenheit *so* gefafst wird, dafs sie das Stufenverhältnifs aufhebt, so fällt damit das Princip einer jeden Naturphilosophie, und Alles zerfällt in blofse Atome. Wie aber dann der Verf. p. 10 den Menschen den Einheitspunct nennen kann, der alle *Stufen* der Natur in sich habe, und wie er den oben angeführten Satz gegen Schelling vertheidigen will, etwa gegen philos. Schr. p. 435 und 436, — ist ein Räthsel.

6. „Die Persönlichkeit Gottes zu erkennen sei das Ziel der ganzen Philosophie. Die Religionsphil. könne ihren Zweck, die geschichtlichen Religionen zu begreifen, nur erreichen, indem sie das Wesen der christlichen Religion festhalte. Dies fehle bei der voraussetzungslosen Hegelschen Religionsphilosophie, die deshalb ganz fundamentlos sei." Hierfür sollen nun folgende Sätze sprechen; „Nach Hegel sei Gott *Resultat*, und zwar nicht aus *sich*, sondern aus der (unbewufsten) logischen Idee und der Welt." Der Verf. erlaube zu Denkm. Jac. p. 95 zu erinnern: „die welche einen ein für alle Mal *fertigen*, d. h. todten Gott annehmen, ... sollten sich nicht ins Philosophiren mischen. *Ebendas.* 112 ist Gott als das A, welches sich *noch nicht* zum persönlichen Gott verklärt hat, doch ein Bewufstloses, aus dem das Bewufste Resultat ist. — Philos. Schr. p. 482. Der Wille des Grundes ist kein bewufster. Ebendas. p. 496 „das ideale Princip ist *nun* erst ganz persönliches Wesen" u. s. f. — Ferner wirft der Verf. Hegeln vor,

dafs „da er keine Persönlichkeit des Menschen annehme, die Religion drum nicht in einer Vereinigung mit Gott, sondern einem Verschwinden in ihm bestehe." Dazu wird citirt Religionsphilos. I, 120, wo steht, dafs das Ich *sich* als endliches aufhebe, *sich* zu Grunde richte. Etwas was *sich* aufhebt, *ist* doch wohl. Auch scheint der Verf. den Begriff des *Aufhebens* und zu *Grunde* richtens bei Hegel gar nicht zu kennen. — Ferner: „Stärker sei noch nie der Gegensatz gegen die Religion ausgesprochen, als indem man sage, dafs Gott in der Religion sich selber wisse." Wenn das ist, so ist es eine irreligiöse Lehre, dafs der *h. Geist* in uns den Glauben wirkt, dafs es nur der *göttliche Geist* in uns ist, der die Tiefen der Gottheit erforscht, dafs *Christus* (und nicht *wir*) in uns *lebt* (und also auch wirkt und Gott erkennt und weifs). — Endlich kommt denn auch der vielbesprochene Satz zum Vorschein, dafs Hegel die Unsterblichkeit leugne. Dies scheint dem Verf. so gewifs, dafs er nur die Stelle anführt, wo H. sagt, dafs die Unsterblichkeit *gegenwärtige* Qualität sei. Wenn dies nicht wahr ist, so weifs ich nicht was der Verf. mit den Stellen der h. Schr. anfängt, wo steht, dafs, wer glaubt, das ewige Leben (schon) *hat*, — oder: das *ist* das ewige Leben, dafs sie dich und Christum erkennen, oder: Wer nicht glaubt, *ist* schon gerichtet u. s. f.

Dies wären nun die allgemeinsten Umrisse des positiven Systems, von dem das Heil zu erwarten sei. Mit Bedauern erkennen wir unter andrer Maske eine bekannte Erscheinung. Wie vor etwa drei Decennien sogenannte Naturphilosophen ihr Unwesen trieben mit ihrem *a priori*, so fängt itzt ein fanatisches Predigen von der Erkenntnifs *a posteriori* in der Philosophie an. *Jenen* geschah es, dafs während sie der Erfahrung spotteten, die *Gedanken* ganz ausgingen, und wider Willen der Inhalt ihrer Lehre nichts war, als spärlich aufgenaschte *empirische* Einzelheiten, die sie in ihre Schubfächer thaten. *Itzt* wird nur vom Realen gesprochen und vom Gegebnen, das begriffen werden soll, aber statt dafs die Sprecher es angreifen, und Ernst machen damit, die Probleme der Natur u. s. f. zu erkennen, statt dessen ergehn sie sich in verkümmerten Reflexionen *über* das Wissen vom Realen; bei dem Genörgel über Erkennen *a priori* und *a posteriori* vergifst man beides, und kommt statt in die Sachen nur in die allgemeine, höchstens die specielle — Einleitung. Recht nützliche, einleitende, aber eigentlich der Philosophie exoterische Fragen treten so in die Stelle der Philosophie selbst, und dabei ist nichts *mehr* verschwunden, als — das Reale. — Und auch darin endlich mufs man eine Aehnlichkeit zwischen beiden Erscheinungen erkennen, dafs Beide Schelling zu *ihrer* Autorität herabsetzen wollten. Aber eben weil wir seine vornehme Natur kennen, müssen wir hoffen, dafs der, welcher damals unbarmherzig gegen sogenannte Schüler auftrat, auch itzt, bei *dieser* Verirrung, bald mit einem gewaltigen: *Quos ego* — die leichten Luftgeister erschrecken werde.

Was endlich das *Formale* des Werks betrifft, so macht der Vf. selbst in der Vorrede auf viele und grofse Mängel der Form aufmerksam, und weissagt, dafs diese um so mehr würden angegriffen werden, je mehr man sich durch den Inhalt getroffen fühle. Soll das eine Taktik zum Einschüchtern sein? Auf die Gefahr hin, vom Vf. für einen Getroffenen gehalten zu werden, stimmt Ref. ihm völlig bei, dafs das Werk an grofser Breite und Weitschweifigkeit leidet und der strengen Form, die man von einem wissenschaftlichen Buch erwartet, *gänzlich* ermangelt. Nur eine Bemerkung sei noch erlaubt. Mit Recht setzt man von jedem Schriftsteller voraus, dafs er sein Werk nicht für vollkommen halte, aber wenn man ein deutliches Bewufstsein hat, wie der Verf., *welches* die Fehler sind, und dennoch sie nicht verbessert, so ist das, mildest gesagt, eben keine Achtung gegen das lesende Publicum.

Dr. Erdmann.

LXX.

Ueber die Behandlung der bayerschen Geschichte. Von Dr. Georg Thomas Rudhart. Hamburg 1835, *bei Perthes.*

Die Spezialgeschichte der heutigen deutschen Bundesstaaten, besonders die der gröfseren unter ihnen, bietet für die wissenschaftliche Behandlung in der That so manche erhebliche Schwierigkeit dar. Verhältnifsmäfsig scheint in dieser Rücksicht die Geschichte *Bayern's* eine der leichteren zu sein; die Bewohner des Königreiches sind, die ursprünglich slavische Bevölkerung im östlichen Franken und in der Oberpfalz abgerechnet, rein deutschen Stammes; auch haben die drei, nunmehr unter einem Scepter vereinigten, Völker der Bayern, Schwaben und Franken, schon seit frühen Zeiten her in vielfacher Beziehung eine gemeinsame Geschichte, da sie zu denjenigen Stämmen gehören, welche am Frühesten zu einem deutschen Reiche verbunden worden sind. Viel schwerer dürfte die Behandlung der *preufsischen* Geschichte sein; ein wie geringer historischer Zusammenhang

findet zwischen Litthauen und Westfalen oder zwischen dem alten Herzogthume Preufsen oder Posen und den Rheinlanden Statt? Und wie häufen sich hier diese Schwierigkeiten, sobald man etwa auch auf die Rechtsgeschichte Rücksicht nimmt, während sich für Bayern aus den angegebenen Gründen die Verhältnisse viel einfacher gestalten. Dennoch aber dürfen wir die Aufgabe: die richtige Behandlungsweise für die bayersche Geschichte zu finden und durchzuführen, als eine schwierige bezeichnen. Der Grund davon liegt aber nicht in dem Stoffe selbst, sondern hauptsächlich in einer tief eingewurzelten Meinungsverschiedenheit und in einem grofsen Widerstreit der Ansichten über die Behandlung dieses Stoffes, obschon auch über den Umfang desselben Zweifel erhoben worden sind. Der Verf. hat sich indessen dadurch nicht zurückschrecken lassen, seine Ideen und Vorschläge offen und unumwunden, jedoch in würdiger und unverletzender Weise auszusprechen, und es ist ihm, unsers Dafürhaltens, gelungen, die Richtigkeit seiner Ansichten bis zur Evidenz darzuthun. Die kleine Schrift, nicht von Parteisucht dictirt, sondern in der Ruhe gründlicher historischer Forschung verfafst, enthält auf ihren hundert und achtzehn Seiten aufserordentlich viel Gutes und, obgleich sie vorzugsweise von Bayern handelt, doch auch so manchen Fingerzeig für die Behandlung der Spezialgeschichte überhaupt. — Das Verdienst dieses Buches ist bereits in einer andern Zeitschrift (*Bayr. Annalen*. Jahrg. 1835. N. 3.) gewürdigt worden; fast fühlen wir uns gedrungen das dort gespendete Lob, insonderheit in Betreff der eingeschalteten Digression über die Bojer (S. 72—112) noch unbedingter auszusprechen.

Der Verf. beginnt mit einer literar-historischen Uebersicht dessen, was bisher für die Geschichte Alt-Bayerns geschehen ist. Er macht hier insbesondere auf den historiographischen Vorrang aufmerksam, welchen Bayern in früherer Zeit behauptet hat. Doch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trat hierin ein Stillstand ein, bis dafs Churfürst Maximilian III. Joseph von Neuem das Studium der vaterländischen Geschichte belebte. Gleichsam durch das Wort jenes Fürsten: „ohne rechte Vaterlandsgeschichte keine rechte Vaterlandsliebe“ erweckt, wurde von vielen ausgezeichneten Männern die Hand ans Werk gelegt, und die Leistungen, welche vornehmlich von der Akademie zu München für die bayersche Geschichte ausgingen, waren so bedeutend, dafs jetzt, wo ohnehin ein so grofser Aufschwung der Wissenschaften vor sich gegangen ist, ganz andere Anforderungen an einen bayerschen Historiographen gemacht werden können und müssen, als ehedem. Als eine überaus bedeutende Erscheinung dürfen auch hier die *Monumenta Boica* nicht übergangen werden; sie können allerdings vielen Ausstellungen, die sie mit Recht verdienen, nicht entzogen werden, allein dennoch sind sie eine überaus schätzbare Sammlung; was würde Deutschlands Geschichte gewinnen, wenn wir daneben auch *Monumenta Austriaca* oder *Borussica* hätten! Jene Anforderungen an den bayerschen Geschichtschreiber sind indessen auch noch durch einen andern Umstand um Vieles gesteigert worden, indem die früherhin ganz einfache Aufgabe, die Geschichte Alt-Bayerns zu beschreiben, sich jetzt, da das bayersche Königshaus viele neue Erwerbungen gemacht hat, doch mindestens zu einer dreifachen umgewandelt hat, indem nunmehr schwäbische und fränkische Geschichte ebenfalls berücksichtigt werden mufs. Allein hier eben entstand die Frage, welche zu dem bekannten heftigen Streite zwischen v. Stallhausen auf der einen und Mannert und dem Ritter von Lang auf der andern Seite, die Veranlassung gegeben hat, die Frage nämlich, welche v. Stallhausen verneinte, ob die Geschichte der neuen Erwerbungen in die bayersche Geschichte mit aufgenommen werden solle? Nur in so fern wollte der zuletzt genannte Gelehrte diese Provinzialgeschichten berücksichtigen, als mehrere der neueren Acquisitionen schon früher einmal bayersche gewesen seien. Indem nun der Verf. sich unbedingt für die Aufnahme der Provinzialgeschichten erklärt, kommt er weiter auf die Frage: in welcher Weise diese Aufnahme geschehen solle? und prüft darauf die einzelnen Systeme, welche sich hier befolgen liefsen. Die Methode des Einzelvortrages der Schicksale der drei nunmehr verbundenen Stämme würde offenbar keine bayersche Gechichte, sondern vielmehr drei Spezialgeschichten liefern; mehr Vortheile scheint die Einschaltungsmethode zu gewähren. Wir wollen diese freilich keineswegs sehr rühmen, indessen sie ist doch bei der Geschichte andrer Staaten z. B. Oestreichs und Preufsens viel anwendbarer, als bei der bayerschen. Die österreichischen und preufsischen Acquisitionen sind ganz allmählig zusammengekommen, die bayerschen aber sämmtlich zu Anfang dieses Jahrhunderts Dort läfst man sich's eher gefallen, wenn bei Gelegenheit einer neuen Erwerbung die Geschichte des acquirirten Bestandtheiles *ab ovo* begonnen wird, allein bei der bayerschen Geschichte führte diese Methode doch in ihrem Hauptresultate auf die des Einzelvortrages, denn es würde bis auf die neueste Zeit erst bayersche, dann schwäbische und dann fränkische Geschichte erzählt werden müssen und endlich mit König Max I. würde die gemeinschaftliche Geschichte beginnen können. Dagegen bietet die synchronistisch-ethnographische Methode, für welche der Vf. sich entscheidet, nach welcher die Geschichte aller drei Volksstämme jedesmal innerhalb eines gewissen Zeitraums vorgetragen wird, die wesentlichsten Vortheile dar; augenscheinlich ist es hier auch am besten, wenn man eben die Zeitabschnitte aus der deutschen Reichsgeschichte entnimmt. Die Frage, wo man nun aber die bayersche Geschichte zu beginnen habe, wird bisher von den Geschichtschreibern sehr verschiedentlich beantwortet, indem von Vielen die Geschichte der alten Bojer in möglichster Ausführlichkeit vom Jahre 600 v. Chr. Geb. ebenfalls in den Kreis bayerscher Geschichte hineingezogen wird. Der Grund davon liegt darin, dafs man die Bojer für die Voreltern der heutigen Alt-Bayern hält und diese, nach Verschiedenheit der Meinung: ob die Bojer Celten oder Germanen waren? für celtischen oder germanischen Ursprungs erklärt. Diesen Ansichten stellt nun der Verf. in der oben erwähnten Digression über die Bojer eine dritte gegenüber, wonach er das Bojerthum in keinerlei Weise als die Grundlage der bayerschen Geschichte betrachtet wissen will. Er beweist, dafs die früher von den Bojern bewohnten Gegenden völlig romanisirt worden seien, und dafs daher auch die Germanen bei ihrer Ankunft es hier eben nur noch mit Romanern zu thun gehabt haben. Dafür zeugen auch vornämlich die Sprachverhältnisse, sowohl in Tyrol als in der Schweiz; je nachdem die Germanen mehr oder weniger weit in den Alpen vorgedrungen sind, ist in dem Gebirge ihre oder die romanische (oder ladinische) Sprache die herrschende geworden. —

Was schliefslich die Zeitabschnitte, welche der Verf. gewählt hat, anbetrifft, so halten wir dieselben für durchaus passend und es bliebe unsern Wünschen nach weiter nichts übrig, als die Ausführung einer bayerschen Geschichte nach den in diesem Schriftchen niedergelegten Ideen. Allem Vermuthen nach dürfen wir dies als Vorläufer eines vollständigen Werkes über bayersche Geschichte aus der Feder des Verf. betrachten und wir werden uns aufrichtig freuen, wenn er uns bald Gelegenheit gäbe, davon ausführliche Anzeige zu machen.

G. Phillips.

№ 74.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXXI.

Embryologie ou Ovologie humaine contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'oeuf humain par Alf. A. L. M. Velpeau, chirurgien de l'hôpital de la pitié etc. Paris 1833. *Fol. avec quinze planches.* —

Wenn es die Pflicht des gerechten und billigen Recens. fodert sich nicht nur mit den Ideen und Resultaten des beurtheilten Werkes genau bekannt zu machen, und mit seinen eigenen Ansichten Vergleiche anzustellen, sondern auch auf die äuſseren Verhältnisse, unter denen ein litterarisches Produkt entstanden und gepflegt worden, Rücksicht zu nehmen und so zwar einerseits den allgemeinen Maaſsstab des zur Zeit geltenden wissenschaftlichen Standpunktes anzulegen, andrerseits aber dieses nothwendige Maaſs nicht bis zur Einseitigkeit zu treiben, sondern möglichst zu specialisiren und zu individualisiren: so müssen wir bei Anzeige vorliegender Schrift um so mehr dieser Regeln eingedenk sein, je mehr mit Recht die verschiedensten Urtheile über Velpeau's Arbeit gefällt worden sind. Denn während in Frankreich diese Leistung mit dem Preise der Physiologie gekrönt worden, dürfte mancher fremde Leser, vorzüglich der deutsche, kein so günstiges Urtheil fällen, ja in gewisser Beziehung sich des Tadels zu enthalten nicht im Stande sein. Und doch sind keiner Parthei Vorwürfe zu machen, da der verschiedene Geist der Recensenten verschiedene Anforderungen zu stellen sich berechtigt fühlt. Einige einleitende Worte mögen diese Differenz näher beleuchten.

Zuvörderst ist in Erinnerung zu bringen, daſs Velpeau über Entwickelungsgeschichte geschrieben und in Frankreich geschrieben hat. Dieser Zweig anatomisch-physiologischer Wissenschaften, dessen Ausbildung und Pflege der neuesten Zeit besonders angehört, ist mit Recht im engern Sinne ein Eigenthum Deutschlands zu nennen. Denn hier haben nicht bloſs im vorigen Jahrhundert Haller, Wolff, Sömmering und Andere Reihen ausgezeichneter Beobachtungen gemacht, sondern hier wurde dieser Disciplin durch Döllinger, Pander, d'Alton, v. Baer, Rathke, Huschke, Burdach u. A. die wissenschaftliche Form gegeben, so daſs es sich nicht mehr um bloſs vereinzelte Facta, um anatomische Besonderheiten handelte, sondern ein systematisches durch das gesammte Thierreich hindurchzuführendes Ganze hervorging, wie es besonders Burdach in dem zweiten Theile seiner Physiologie geliefert hat. Wenn daher auch die frühesten Entwickelungszustände des Menschen noch viel zu wenig gekannt sind, um z. B. durch Beobachtung über die Urverhältnisse der drei Blätter der Keimhaut u. dgl. entscheiden zu können, so ist es doch eine mit Recht angenommene Analogie, welche auch auf das höchste Wesen der Schöpfung Verhältnisse überzutragen uns gestattet, die sich als allgemeine Phänomene der Thierwelt überhaupt zu beurkunden scheinen. Da aber die Untersuchung menschlicher Früchte der genaueren Beobachtung und scientifischen Auffassung der Entwickelung der Vögel und Säugethiere voranging, so erhielt dadurch die Evolutionslehre des Menschen zwar mehr Zuwachs an mehr oder minder interessanten Details, allein es fehlte ihr jene höhere innere Verbindung und Einigung, welche ihren wissenschaftlichen Werth wahrhaft begründet, die Einzelheiten richtig auffassen, und gehörig deuten und Täuschung vermeiden läſst, welcher der bloſs nach vereinzelten sogenannten Beobachtungen tappende Geist unterworfen ist. Dieser frühere Standpunkt ist es aber, auf welchem diejenigen Naturforscher heute stehen, bei denen die von der Würzburger Schule ausgegangenen Ansichten noch keinen Eingang gefunden, oder gar miſsverstanden worden sind. Grade dieses ist aber in Frankreich der Fall, wie nicht bloſs die vorliegende Schrift, sondern auch die neuesten Arbeiten von Breschet, Coste und Delpech

hinlänglich zeigen. Es wäre daher zum Wenigsten ein gegen Velpeau's Person gerichtetes Unrecht, ihm in dieser Beziehung Vorwürfe machen zu wollen.

Ein anderes Moment zur Beurtheilung vorliegender Schrift giebt die Geschichte ihrer Entstehung. Theils mit Breschet und Dutrochet gemeinschaftlich, theils auch gleichzeitig hatte der Verf. seine Untersuchungen angestellt, und die Resultate seiner Beobachtungen im Jahre 1824 der philomatischen Gesellschaft, in den Jahren 1827 und 1828 der Akademie der Wissenschaften zu Paris mitgetheilt. Von da war ein vollständiger Auszug in die *Annales des sc. naturelles* 1827. p. 172—193 gekommen, der auch in Deutschland in Heusingers Zeitschrift Bd. 2. übergegangen ist. Um diese Zeit aber waren nicht nur die Schriften von Döllinger, Pander u. A. gar nicht, sondern selbst die einzelnen Beobachtungen über Entwickelung des Menschen von Meckel, Oken, Bojanus u. A. nur wenig, besonders in Frankreich gekannt, so dafs es uns nicht wundern darf, wenn hier in Deutschland schon bekannte Theile und Resultate für neu gehalten und ausgegeben werden. Man sieht daher, wie sehr der Deutsche in seinem Urtheile über Velpeaus Leistungen von dem Franzosen abweichen mufs, da für diesen schon wegen der Menge der in seinem Lande angestellten Beobachtungen dieselben von Wichtigkeit sein müssen. Abgesehen davon gewinnt aber die vorliegende Arbeit dadurch an Werth, dafs ein möglichst vollständiges kritisches Repertorium der Litteratur in derselben enthalten ist. Eine Zugabe, welche besonders der gegenwärtigen Ausgabe der Velpeauschen Ansichten angehört. Eine kurze Betrachtung des Inhaltes möge nun zunächst das Gesagte bekräftigen und zu manchen einzelnen Bemerkungen Gelegenheit geben.

Nachdem der Verf. in der Vorrede Einiges über die Schwierigkeiten der Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte gesprochen (p. 1—4), giebt er in der Einleitung eine kritische Uebersicht der Litteratur, welche vorzüglich polemisch gegen Manche seiner Landsleute, besonders gegen Breschet gerichtet, und offenbar nicht ohne Partheigeist und die zu Arbeiten der Art nothwendige Ruhe geschrieben ist. Ueberhaupt verfällt Velpeau, wie in der Regel sonst Leute, welche auf einen einzelnen Gegenstand alle ihre Aufmerksamkeit richten, in den Fehler, dafs er Alles, was seiner Ansicht widerstreitet, nicht blos tadelt, sondern mit Ungestüm und ohne zureichende Gründe verwirft. Beispiele dieser Art geben seine Urtheile über Dutrochet, Burdach u. A. die am Schlusse p. XXVIII. hinzugefügte Synonymentabelle der *decidua vera* und *reflexa* stimmt ganz mit der von Breschet in seiner Abhandlung über die *decidua* in den *Mém. de l'acad. roy. de Médecine Vol. II.* 1832. 4. p. 113 gegebenen überein.

Das Werk selbst zerfällt in zwei Abtheilungen. 1. Von den Anhängen des Fötus, nämlich Membranen: *Caduca*, *Chorion* und *Amnion*; Blasen: Nabelblase, *Allantois* und *Erythrois*; Circulationsorgane: Nabelstrang und Placenta, und 2. von dem Fötus selbst. Doch soll diese letzere, welche hier etwas kurz ausgefallen, später ausführlicher behandelt werden. Die Decidua (p. 1 bis 10) hält bekanntlich Velpeau für eine nicht blofs mit keinen Gefäfsen, sondern mit keiner Structur begabte Haut, und schlägt für sie den Namen *Membrane anhiste* vor. Allein abgesehen davon, dafs er den Beweis, der allein durch feine Injectionspräparate zu führen ist, schuldig bleibt, würde diese Haut, selbst wenn sie geweblos wäre, sich eben dadurch nicht von mancher andern Membran des Körpers unterscheiden, da z. B. die Linsenkapsel eben in demselben Falle ist. Am Ende hat auch V. hier einen neuen Namen zu den vielen, welche die *Caduca* führt, hinzugefügt. Dafs er alle Oeffnungen in derselben, also weder an dem Muttermunde, noch an den Trompeten läugnet, ist nach Rec. eigener Erfahrung ganz richtig, da die angeblichen Oeffnungen in früherer Zeit bestimmt nicht existiren und nur bei minder vorsichtiger Behandlung durch Zerreifsen entstehen. Die *reflexa* läfst er durch Einstützung aus der *decidua* hervorgehen, ganz so wie es besonders schon Bojanus in der Isis schematisch dargestellt, wiewohl vor ihm schon Moreau dieselbe Idee deutlich aussprach. Allein obgleich Rudolphi, Wagner, Burdach, Joh. Müller u. A. dieser Ansicht beitreten, so mufs Rec. doch offen bekennen, dafs die genügende Seite von Präparaten als Beweismitteln gänzlich noch mangele. Denn abortirte Eier, deren Eihüllen meist degenerirt oder zerstört sind, können hier eher irre leiten, am wenigsten aber beweisen. Das Chorion (p. 10—23), welches der Verf. für eine Fortsetzung der Epidermis des Fötus gehalten hat, ist nach seiner wiederholten berichtigenden Beobachtung keine solche, sondern eine für sich bestehende Membran, welche jedoch den Nabelstrang bis zum Fötus begleiten soll. Doch ist diese letztere Angabe, wie man in

Deutschland schon längst weifs, unrichtig. Das Chorion ist die Eischaalenhaut des menschlichen und des Säugethiereies. Wenn nun aber vermöge der Eigenthümlichkeit des Säugethieres das Ei desselben in unmittelbare oder vielmehr genaue Berührung mit den Produktionen der Gebärmutter treten soll, so müssen die Produktionen der Frucht in die Eischaalhaut an der correspondirenden Stelle eindringen, und dieselbe vor sich treiben — ein Verhältnifs, welches möglichst genau darzustellen, besonders v. Bär und Burdach sich bemüht haben. Der Streit ob das Chorion selbst aus mehreren Blättern besteht, oder wie V. behauptet, nur aus einem, ist mehr ein Wortstreit, als in der Natur der Sache begründet. Denn Lamellen anzunehmen ist künstlich und überflüssig und erinnert an längst verflossene Zeiten, wo man auf willkürliche Weise jedes kleine künstlich trennbare Blatt, z. B. an dem Penis eine Lamelle oder ein *involucrum* nannte. Solche Distinctionen haben nur einen Schein von Genauigkeit an sich, sind aber in der That, wie alles Willkürliche, jeder wahren Wissenschaft direct entgegengesetzt. Die Resultate seiner Beobachtungen über das Amnion (p. 23—32.) sind zum Theil sehr verfehlt. Merkwürdig ist es in der That, wie sehr wenig auf die wahre Genese dieser Haut, welche so leicht aus dem Hähnchen und den Säugethieren zu erklären ist, von Manchen Rücksicht genommen wird. So neigt sich selbst F. H. Weber zu Pockels ganz und gar irrthümlicher Idee hin, und selbst Velpeau scheint zum Theil durch dessen Angaben verleitet worden zu sein. Zu den wichtigsten Abschnitten des ganzen Werkes gehört der über die Nabelblase (p. 33—45.), deren Continuität mit dem Darme der Vf. mit Recht vertheidigt, da es ihm mehrere Male gelungen ist, wie Hunter zum Theil schon gethan und wie es später Joh. Müller, Bischoff und Anderen geglückt, das Contentum derselben in den Darm überzutreiben. Bekanntlich stützt sich auf dieses Factum zum Theil die Analogie der Nabelblase mit dem Dottersacke der Vögel, und wenn auch der Vf. nicht der Erste ist, welcher diesen Beweis geführt hat, so müssen wir doch offen bekennen, dafs er sich in dieser Beziehung würdig an Oken, Meckel, Bojanus, Kieser, Baer, Burdach, Joh. Müller u. A. anschliefst. In jetziger Zeit dürfte überhaupt die Sache als ausgemacht anzusehen sein, da, so viel uns bekannt, nur Mayer in Bonn mit ungleichen Waffen die alte Emmertsche Ansicht vertheidigt. Uebrigens verdient die Beschreibung, welche der Vf. von diesem Organe aus verschiednen Zuständen der Entwickelung giebt, alle Achtung und den Dank der Wissenschaft. Unter dem Namen Allantois (p. 52.) wird jene gallertartige, mit Fäden durchzogene, zwischen Chorion und Amnion befindliche Masse, welche Wrisberg schon kannte, beschrieben. Allein mit mehr Recht deuten, wie wir glauben, diesen Theil, Pockels, Joh. Müller, Bischoff u. A. für das Eiweis, welches Cuvier schon bei den Säugethieren gefunden, v. Bär in dieser seiner Bedeutung nachgewiesen, und von dem Velpeau selbst sagt (p. 55.), dafs er eine ähnliche Masse, wie der *suc reticulé*, in sehr jungen Eiern des Schaafes gefunden habe. Ueberhaupt mufs die Streitfrage wegen Allantois des Menschen durch neue vielfache Untersuchungen beigelegt werden, und dürfte am Wenigsten, wie es in neuester Zeit ein junger Schriftsteller gethan, dadurch entschieden werden, dafs man eine alte Hypothese in neue Worte kleidet, und für seine eigene grofse Entdeckung ausgiebt. Gegen die Existenz einer wahren *vesicula erythroides*, wie sie Pockels angenommen, spricht sich der Vf. mit Recht eben so aus, wie es in neuester Zeit Seiler, Joh. Müller u. A. gethan. (p. 57.) Von minderer Bedeutung ist dasjenige, was von dem normalen Nabelstrang gesagt wird (p. 61—62.). Wichtiger dagegen dürften die Bemerkungen über die Anschwellungen desselben sein, — eine Erscheinung, auf welche früher schon Christian Burdach, Böhmer, Sömmering, die beiden Meckel, Vater und Sohn, Müller u. A. hingewiesen haben. Ebenso nimmt die Abhandlung über die Placenta (p. 63—74.) eine im Ganzen untergeordnete Stelle ein, da der Hauptnachweis ihrer Structur, feine Injectionen, wie sie in Deutschland in neuester Zeit F. H. Weber geliefert hat, fehlen. Einen nicht erfreulichen Beweis, wie weit jene oben bezeichnete Behandlungsweise der Entwicklungsgeschichte des Menschen von der Wahrheit abführen kann, liefert der zweite, über die Entwickelung der Frucht handelnde Abschnitt. Hier wird nach macerirten, kranken und entarteten Früchten geurtheilt, ohne in genauerem Verhältnifs der allerersten Organbildung, die der Keimhaut und dgl. näher einzugehen. Es wäre unnöthig, hier Beispiele der Art und Beweise anzugeben, da der, der wissenschaftlichen Entwickelungsgeschichte kundige Leser, auf jeder Seite dieselben leicht auffinden kann.

Die 15 dem Werke hinzugefügten Steindrucktafeln

enthalten theils eine Auswahl von Copieen, theils Originalabbildungen, die sich aber auch als solche zum Theil in Breschets Abhandlung über die *decidua* wiederholen. Die Ausführung der Steindrücke ist in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen. Nur kann mit Recht ausgesetzt werden, dafs in den Originalzeichnungen Velpeau's fast kein gesundes Ei sich befindet. Ja bisweilen sind fast gänzlich macerirte Embryonen, wie Taf. 4. Fig. 4. als Basis zu Schlüssen gebraucht worden.

Sollen wir daher kürzlich über Velpeau's Arbeit unser Urtheil fällen, so dürfte dasselbe in folgenden zwei Sätzen enthalten sein:

1. Von allgemein scientifischem Standpunkte betrachtet fehlt ihm die Idee einer wissenschaftlichen Entwickelungsgeschichte — ein Vorwurf, welcher mehr Frankreich überhaupt, als Velpeau insbesondere zu treffen scheint.

2. Der ganzen Art und Weise der Behandlung des Werks sieht man es wohl an, dafs kein Physiolog, sondern ein Wundarzt und Geburtshelfer dasselbe geschrieben, da ihm jener ruhige naturwissenschaftliche trennende und wiederum einende Geist abgeht. Wir sehen daher voraus, dafs, so sehr auch V's. Werk seinen Collegen gefallen, der Physiologe ihm zwar auch sein verdientes Lob nicht streitig machen, aber seine wesentlichen Mängel nicht übersehen wird.

Schliefslich ist noch zu bemerken, dafs dieses Jahr eine deutsche Uebersetzung der Embryologie von Karl Schwabe erschienen, in welcher mit Recht die unnöthigen Excurse über Breschet hinweggelassen worden. Schon der bei Weitem geringere Preis ist ein Mittel, um diesem manches Gute enthaltenden Werke weiteren Eingang zu verschaffen. Die Ausstattung der Uebersetzung ist im Ganzen zu loben, wiewohl der Text sowohl als die Steindrücke dem französischen Original weit nachstehen. — Purkinje.

LXXII.

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer. Elberfeld 1832. 510 *S.*

Dieses Werk ist, wie wir aus einem Zusatze des Verlegers zu der Vorrede des Verfs. erfahren, auf 6 Bände angelegt, von denen dieser erste die praktische Erziehung von den ältesten Zeiten bis auf die christlich-germanische umfafst, der zweite die Theorie der Erziehung, oder die Erziehungs-Systeme der ausgezeichnetesten Männer des Alterthums, die vier folgenden aber die Geschichte des Unterrichts und der Erziehung im Mittelalter und in der neueren Zeit enthalten sollen. Die Trennung der Theorie von der Praxis scheint der Verf. lediglich auf das Alterthum beschränken zu wollen, wenigstens fehlt jede Andeutung eines ähnlichen Plans für das Mittelalter und die neuere Zeit und doch fordert die Consequenz die einmal beliebte Trennung auf die ganze Folgezeit auszudehnen. Aber Ref. kann diese Trennung überhaupt nicht billigen, weil dadurch auseinander gehalten wird, was innerlich zusammengehört, weil ferner Wiederholungen unvermeidlich werden, die dem Ganzen eine unnöthige Weitläuftigkeit geben müssen. Wir bestreiten keinesweges den Werth einer zusammenhangenden Darstellung der Erziehungs-Theorieen des Alterthums, glauben aber, dafs der Plan des ganzen Werkes einfacher, und dem wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer Zeit entsprechender sein würde, wenn der Verf. das Wesentliche von dem, was jetzt dem zweiten Theile vorbehalten bleibt, in die Darstellung des Practischen im ersten Theile so verwebt hätte, dafs die Theorie und Praxis ein concretes Ganzes bildeten.

Aber der Verf. hat schon in diesem ersten Bande jene Trennung wenigstens insofern aufgegeben, als er das, was practisch bei jedem Volke geübt worden, theils mit den wichtigsten Schriftstellen seiner Religionslehrer und Philosophen zu verbinden, überhaupt aber alles Factische auf die inneren Gründe zurückzuführen sucht. Allein aus der Trennung der Theorie und Praxis ist eine Vermengung beider Seiten geworden, ein oft höchst unerfreuliches Durcheinander von philosophischen Reflexionen, poetischen Empfindungen, historischen Ueberblicken und ganz abgerissenen, oder auf verfehlte Weise verbundenen Einzelnheiten, überhaupt eine Vermischung des Historischen und Philosophischen, wobei das Erstere augenfällig gelitten hat, und das Letztere doch nicht genügen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 75.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer.

(Fortsetzung.)

Schon die Einleitung, welche den geistigen und sittlichen Entwicklungsgang der alten Welt in Umrissen darstellt, läſst keinen Zweifel darüber, daſs der Vf. zur Hegel'schen Schule sich neigt. Wer Hegel's Vorlesungen über Philosophie der Geschichte gehört hat, wird in des Verfs. Gallerie der Volksgeister viel Bekanntes wiederfinden. Weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, erwarten wir gerade von der Aufgabe, im Geiste der Hegel'schen Philosophie die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts zu behandeln, sofern sie richtig aufgefaſst und gelöst wird, eine sehr dankenswerthe Bereicherung der philosophischen Weltgeschichte, über welche zwar schon früher viele geistreiche Ideen aufgestellt worden, die aber so lange des inneren Zusammenhanges entbehrten, bis Hegel der logischen Idee auch dieses Gebiet vindicirte und, wie die wissenschaftliche Geographie der neueren Zeit die natürlichen Scheidewände und Verbindungsstraſsen der Völker nachweist, durch seine Philosophie der Geschichte die Völkerindividuen in geistigen Zusammenhang brachte. Die groſse, von Hegel auch auf dem historischen Felde mit wahrer Meisterschaft gelöste Aufgabe, alles was der Menschengeist sich erarbeitet hat, als Offenbarung der göttlichen Idee zu erweisen, was ist aus ihr unter so mechanisch nachbildenden Händen Vieler geworden? Sie haben ihr logisches Schema an die Geschichte angelegt, allen Entwicklungsstufen derselben anzupassen versucht, ohne einmal mit der Geschichte in ihrer Unmittelbarkeit vertraut zu sein, oder aus ihren reinsten Quellen geschöpft zu haben; die Uebergänge von einem Volksgeiste zum anderen haben sie mit erstaunenswerther Zuversicht gebaut, und ihre Armuth und Unselbstständigkeit durch Combinationen aus Hegel's Vorlesungen zu verdecken gesucht. Die Aufgabe, die Hegel seinen Schülern hinterlassen hat, besteht auf dem historischen Gebiete darin, daſs zuvörderst alle Stellen desselben durchforscht, und dem Geiste als sicheres Eigenthum überliefert werden, damit er das durch Studium, Gelehrsamkeit und Kritik gewonnene und geordnete Material auf speculativem Wege zu einer geistigen Welt verkläre, in welcher alles Besondere die ihm gebührende Stellung zu dem Allgemeinen erhält. Die Geistigfreien und Selbstthätigen unter Hegel's Schülern haben durch vortreffliche Leistungen dargethan, daſs durch innige Verbindung gründlicher historischer und philosophischer Bildung, die geistige Herrschaft über die Geschichte noch nach allen Seiten erweitert, bereichert und tiefer bewahrheitet werden kann, und daſs man z. B. über ein antikes Kunstwerk, oder über eine Erscheinung des politischen Lebens der neusten Zeit eigene Gedanken und Empfindungen haben und gegen die Autorität des Lehrers geltend machen darf.

Aber der Verf. gehört zu keiner dieser beiden Klassen Hegel'scher Schüler, und deutet auch nirgends an, daſs er diesem Systeme seine philosophische Bildung verdanke. Gleichwol werden unsere Leser sich vollkommen überzeugen, daſs nicht bloſs die äuſsere Anordnung, sondern auch der innere Entwicklungsgang in diesem ersten Bande eine zu auffallende Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Vorlesung über die Philosophie der Geschichte hat, um nicht mittel- oder unmittelbar — was wir dahingestellt sein lassen — aus dieser Quelle abgeleitet werden zu müssen. Mögen nun unsere Leser aus der nachfolgenden Berichterstattung, ohne durch ein vorgreifendes Urtheil des Referenten befangen zu werden, entnehmen, wie viel der Verf. aus jenen Vorlesungen entlehnt, wie er dieses Entlehnte nach Maſsgabe seiner Eigenthümlichkeit behandelt, wie weit er

das Historische philosophisch durchdrungen, das Philosophische historisch begründet habe. — Nachdem in der Einleitung Erziehung und Unterricht als in geistiger Ehe betrachtet werden, von denen jene das Böse und Besondere aus dem Einzelnen ausrotte — gleich einem beständigen Exorcismus — dieser das Gute und Allgemeine einflöfse — weshalb man ihn eine fortwährende Taufe genannt hat — wird das Verhältnifs der Erziehungsgeschichte zur Natur, allgemeinen Geschichte, Religion, Gesetzgebung u. s. w. bestimmt, oder eigentlich nur der höhere oder geringere Grad ihrer Wichtigkeit für die Erziehungsgeschichte angedeutet, weshalb auch die inneren Unterschiede zwischen dieser und der politischen Gesichte der Völker nicht recht klar geworden sind, zumal wenn der Verf. die Gesetzgebung als ein Selbstständiges neben die politische Geschichte in einer von den vielen Ergiefsungen stellt, die den Leser stören und unangenehm berühren, weil die darin liegende subjective Empfindung in einer wissenschaftlichen Darstellung ein unerfreuliches Surrogat des objectiven Gedankens ist, und, indem sie sich von diesem lossagt, nur zu leicht von dem Boden der Wahrheit abirrt.

Daran knüpfen wir die Parallele zwischen den verschiedenen Stufen des Menschen- und Völkerlebens, welche der Vf. in einer höchst gezwungenen Art durchzuführen sich bemüht hat, obwohl er selbst gefühlt, dafs die Weltgeschichte in ihrem Aufsteigen von der Kindheit zur Jugend, zum Mannes- und Greisenalter viel reichere und mannigfaltigere Entwicklungsstufen in sich schliefst, als die verschiedenen Lebensperioden des einzelnen Menschen. — Betrachten wir nun die Kindheitsperiode des Menschengeschlechts und prüfen die vielfachen Analogieen derselben mit der der Individuen. In diese Periode, wo der Zustand des Kindes ein rein sinnlicher ist, und die gesammte Erziehung eine blofs sinnliche Richtung hat, gehören besonders die wilden afrikanischen und amerikanischen Völker, also im Ganzen die aufsereuropäischen und aufserasiatischen, wenn wir Asien allein, ohne seine Inseln, betrachten. Dafs bei diesen Völkern der Begriff der Zeit ganz zurücktrat, und Stämme der alten und neuen Welt, solche, von denen schon Herodot, und solche, von denen erst neuere Reisebeschreibungen Kunde geben, neben einander gestellt sind, halten wir für gerechtfertigt. Wenn aber diesem Standpunkte der Erziehung und Bildung das religiöse Bewufstsein auf seiner niedrigsten und sinnlichsten Stufe entspricht, so leuchtet uns doch nicht ein, wie mit solchen Völkern, die dem Fetischismus ergeben sind, afrikanische Negerstämme auf gleiche Stufe oder auch nur in Eine Periode gebracht werden konnten, die bereits des wohlthätigen Einflusses der muhamedanischen Religion sich erfreuen, und schon Schulen haben sollen, in welchen der Koran gelesen wird.

Den Uebergang vom reinsinnlichen, blofs in äufseren Zwecken befangenen Leben zu einem geistigen und mehr in sich gekehrten Dasein bildet *China*. Wie das Kind im beginnenden Bewufstsein über seine Umgebungen zuerst sein Verhältnifs zu den Eltern auffafst, so hat China, der erste Staat der Geschichte, und zwar in Form einer Familie, in welcher das Volk sich im Kindesverhältnisse zum Kaiser fühlt, zu seiner Grundlage kindliche Liebe. Nächst dem Vater und Grofsvater gebührt die gröfste Verehrung dem Lehrer, womit wesentlich der hohe Werth zusammenhängt, den man auf Erziehung und Unterricht legt. China hat zahlreiche hohe Schulen, auch Armen- und Abendschulen; aber wie die ganze Verfassung „ein hinter dem Namen „eines Familienstaats sich bergender starrer Despotismus „ist, der mit der eisernen Ruthe und strengem Zügel „jede freie Bewegung, jedes Streben nach Selbstständigkeit hemmt;" so wollen Erziehung und Unterricht nur eine äufserliche Abrichtung, ein todtes Formelnwesen erzielen. Erst *Indien* ist die Wiege der Cultur. Wir könnten aus dem allgemeinen Urtheile des Verfs. über Indiens geistiges Princip recht viel Wahres und Gelungenes beibringen; aber theils sind es nur veranschaulichende Bilder, theils Sätze ohne strenge innere Verbindung. So wird die Sonderung in Kasten als ein den Indern für göttlich geltendes Institut bezeichnet, doch das Warum und der nothwendige Zusammenhang dieser Vorstellung mit ihrem sittlichen, geistigen und politischen Leben, also auch mit Erziehung und Unterricht, bleiben unerklärt, wenigstens mufs der Leser die Erklärung sich aus nachfolgenden und in ganz verschiedener Verbindung stehenden Sätzen heraussuchen.

Der Fortschritt Indiens in Erziehung und Unterricht gegen China liegt in der Unterordnung des natürlichen Vaters unter den geistlichen Vater oder Lehrer. Unbedingte Achtung und Ehrfurcht vor dem Lehrer stellt Menu über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern. Die dahin bezüglichen Stellen aus Menu, welche der Verf. mittheilt, glauben wir als das Anziehendste in die-

sem Abschnitte bezeichnen zu können; ganz unbefriedigend finden wir dagegen alles den Unterricht Betreffende. Grammatik, Prosodie und Mathematik, berühmte hohe Schulen werden genannt, aber es bleibt bei leeren Namen und Notizen, und den Lesern anheimgestellt, in welcher Form und Ausdehnung er sich diese verschiedenen Schulwissenschaften und Institute vorstellen will. Auch schwankt die ganze Darstellung zwischen dem Ehemals und Jetzt, und ermangelt der nothwendigen physikalisch- und politisch-geographischen Abgrenzungen. Wollten wir auch übersehen, dafs die Religion und Philosophie der Inder nirgends in die Form des reinen Gedankens gefafst sind, so durften wir doch namentlich über die Familie, Ehe, Stellung der Frauen und ihren Einflufs auf die Erziehung mehr als blofs abgerissene, meistentheils aus Menu entlehnte Schriftstellen erwarten.

Gehen wir zu *Persien* über. Bei dem Namen eines Volkes fragt man natürlich nach seinen Wohnsitzen. Durch die Erwähnung der Lichtreligion im Eingange dieses Abschnittes, dann der luftigen Grenzhöhen von Kabul, dann wieder des persischen Reiches, wird der Leser verwirrt, und weifs nicht, ob er an die Indo- oder Medo-Perser denken soll, bis die aus Herodot, Plato und Strabo citirten Stellen ihn belehren, dafs die Perser unter Cyrus gemeint sind. Aber S. 77 werden die Hyrcanier, Arachosier, Sogdianer so angeführt, dafs man versucht wird, sie für identisch mit den Persern zu halten und S. 81 legt der Verf. grofsen Werth auf eine Stelle in Plato's Gesetzen, nach welcher die Verkehrtheit der persischen Erziehung schon mit und durch Cyrus angefangen haben soll, da dieser die Erziehung der Kinder den Müttern überliefs, während die Männer im Kriege abwesend waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXIII.

De glandularum intestinalium structura penitiori. Diss. anatomica Auct. Ludov. Boehm. Cum II. tabulis aeri incisis. Berolini 1834. 54 S. 4.

Das genauere Studium der krankhaften Veränderungen, welche die Schleimhaut des Darmkanals in der asiatischen Cholera, im Abdominaltyphus, den bösartigen Wechselfiebern u. a. Krankheiten erleidet, hat neuerlich, besonders in Bezug auf die in diesen Krankheiten sich bildenden Darmgeschwüre, ein grofses Interesse für die nähere Kenntnifs der Darmdrüsen erregt, weil man den ursprünglichen Sitz jener krankhaften Veränderungen vorzüglich in diesen Drüsen gesucht hat. Hierbei war nun aufser einer sorgfältigen Darstellung des anatomischen Baues der gesunden Drüsen besonders auch eine vereinte Untersuchung aller verschiedenen Arten von Drüsen, welche früher von verschiedenen Verfassern zu verschiedenen Zeiten beschrieben und von späteren oft ohne genaue eigne Untersuchung vermengt und verwechselt waren, wünschenswerth und wir dürfen mit Vergnügen sagen, dafs diesem doppelten Bedürfnifs von dem Vf. dieser Schrift auf eine sehr befriedigende Weise abgeholfen ist, so dafs seine sorgfältigen Untersuchungen zugleich die besten Hoffnungen für weitere Leistungen dieser Art geben. Den Hauptgegenstand, an welchen sich die übrigen Untersuchungen anreihen, bilden die sogenannten Peyerschen Drüsen, welche besonders für den Sitz der im unteren Theil des Dünndarms sich zeigenden Darmgeschwüre gehalten werden. Aufser diesen verbreitet sich der Vf. über die Brunnerschen Drüsen (der Vf. nennt sie richtiger Brunnsche Drüsen. Conr. Brunner Prof. in Heidelberg hiefs späterhin als pfalzgräflicher Leibarzt Baron v. Brunn zu Hammerstein), welche im oberen Theil des Zwölffingerdarms ihren Sitz haben, ferner auf die im ganzen Dünndarm verbreiteten Lieberkühnschen Drüsen und auf die einzeln im Dünndarm zerstreuten einfachen, gröfseren Drüsen; endlich erhalten wir eine treue Schilderung der verschiedenen Drüsen des Dickdarms. Von den Peyerschen Drüsen wufste man bisher nur mit Sicherheit, dafs sie in polsterförmige Inseln vereinigt sind, welche besonders in der unteren Hälfte des Dünndarms nahe dem Blinddarm sich häufen. Die einzelnen Körnchen, woraus sie bestehen, kannte man nicht genau. Peyer bildet sie mit Oeffnungen an der Spitze ab und sagt, dafs sich eine Flüssigkeit ausdrücken lasse. Pechlin und Brunner halten sie nicht für Drüsen, sondern für Bläschen oder Zellen in Form von Fleischwärzchen. J. Müller hatte bei der Katze gesehen, dafs sie in Form von Papillen vorstehen und mit einem Kreis von feinen Oeffnungen umgeben sind. Andere, wie Billard, wollten wenigstens zuweilen wieder wie Peyer eine Oeffnung in dem Körnchen selbst gesehen haben. Der Vf. zeigt nun, dafs diese Körnchen nicht blofs beim Menschen sondern auch bei vielen Säugthieren geschlossene Säckchen bilden, ohne Zeichen einer ausführenden Mündung, dafs ferner im Innern eine Höle befindlich ist, welche eine trübe Flüssigkeit enthält, worin man durchs Mikroskop kleine Kügelchen bemerkt. Jedes dieser papillenartigen Körperchen, deren vereinte Zahl nach der Gröfse der polsterförmigen Inseln wechselt, zeigt nicht nur beim Menschen sondern auch bei den Säugethieren einen zuweilen sternförmigen Kreis runder oder elliptischer ganz feiner Oeffnungen, die zu röhrenförmigen (unten geschlossenen?) Vertiefungen führen, welche jedoch mit der Höle der Drüsenpapillen nicht zusammenhängen. Zwischen den Papillen und oft auch auf ihrer Oberfläche finden sich Darmzotten; bei Kindern Falten der Schleimhaut. Diese Drüsenwärzchen zeigen beim Menschen aufser dem Kranz von Oeffnungen keine weitere Einfassung; bei mehreren Säugthieren bildet sich aber eine ringförmige Scheide durch Faltung der Schleimhaut, so dafs nun im Grunde der Scheide die Papille liegt. Die Scheide ist besonders beim Rind so sehr verlängert, dafs sie hier als Ausführungsgang einer

Drüse erscheinen könnte. Beim Haasen liegen diese Drüsen in einer sackförmigen Erweiterung des Ileums an der Mündung in das Coecum. Bei Vögeln haben die Drüsen, welche sich durch ihre Lage als Peyersche zu erkennen geben, einen andern Bau. Man sieht beim Huhn netzförmig verschlungene Vorsprünge der Schleimhaut, wahre Geflechte, in deren Vertiefungen wirkliche *Folliculi* mit deutlichen Oeffnungen sich zeigen. Bei der Gans liegen diese Geflechte in absatzweisen Erweiterungen des Darms. Die Lieberkühnschen Drüsen bilden einfache kleine tiefer in die Schleimhaut hineinragende *Folliculi* mit freien Mündungen, welche sich überall um die Basis der Zotten und zwischen diesen finden, und besonders bei Vögeln deutlich sind. Im Grunde derselben hatte Lieberkühn weifsliche runde Körper beschrieben, von denen der Vf. zeigt, dafs sie im gesunden Zustande nicht vorkommen und nur ein krankhaft verhärtetes unlösliches Sekret der Bälge sind, wodurch diese ganz verstopft erscheinen. Von den Brunnschen Drüsen zeigt der Vf., dafs sie nicht, wie Mehrere in neuerer Zeit glaubten, einfache *Folliculi*, sondern wirklich, wie Brunn angiebt, zusammengesetzte Drüsen sind, deren traubenförmig gehäufte Körnchen sich mit vereinten Ausführungsgängen in den Darm münden, und also den Namen des *Pankreas secundarium*, welchen ihnen Brunn gab, verdienen. Sie enthalten Kügelchen in ihrem Sekret wie die Peyerschen Drüsen. Die *Glandulae solitariae* des Dünndarms sind bläschenförmige Hölen, die rund um sich auf einer scheibenförmigen Fläche noch zerstreute kleine Oeffnungen zeigen, die zu röhrenförmigen Schläuchen führen. Sie sind hügelförmig erhaben und mit Zotten bedeckt. Im Dickdarm finden sich kleine röhrenförmige und gröfsere balgförmige Drüsen. Die kleineren geben durch ihre zahlreiche Oeffnungen der innern Darmfläche ein siebförmiges Ansehn, ragen mit blinden Enden in die Schleimhaut hinein und werden gegen das Rektum hin stärker. Beim Haasen zeigen sie sich umgekehrt, stärker im Anfang des Dickdarms und werden kleiner gegen das Ende, haben übrigens noch das Eigene, dafs sie zottenförmig in den Darm vorragen, so dafs sie von Einigen für wirkliche Zotten gehalten sind, obgleich sie diese an Gröfse weit übertreffen. Die gröfsern *Folliculi* liegen zerstreut zwischen den kleineren und sind am häufigsten im Rekto. Sie öffnen sich mit deutlichen Ausführungsgängen, um welche noch kleinere Mündungen stehen, welche zu röhrenförmigen Schläuchen führen. Die Abbildungen sind naturgetreu und recht gelungen in Aquatinta-Manier ausgeführt, so dafs sie auf eine sehr wohlgefällige Art die Beschreibungen versinnlichen.

Was nun die Verhältnisse dieser Drüsen zu den Darmgeschwüren betrifft, so sucht der Vf. zu zeigen, dafs die Peyerschen Drüsenkörper selbst zur Bildung der letzteren nicht beitragen, sondern dafs, wie schon Clarus annahm, in der unter den Drüsen liegenden Gefäfshaut sich oft liniendicke Ausschwizzungen bilden, wodurch die unveränderten Drüsenpolster blofs aufgehoben und gereizt werden, so dafs sie erst in Folge dieser Reizung leiden. Ungeachtet die Lieberkühnschen Drüsen sich häufig durch krankhafte Sekretion verstopfen, so scheint doch keine Geschwürbildung von ihnen auszugehen. Auch die Brunnschen Drüsen sah der Vf. im *Typhus abdominalis* nicht ergriffen, glaubt aber, dafs die *Glandulae solitariae* Gelegenheit zu der zerstreuten Pustelbildung geben könnten. Allerdings werden diese Drüsen häufiger im unteren Theile des Dünndarms, wo gewöhnlich die Darmgeschwüre entstehen, auch zeigen sich, wie ich selbst in dem Darmkanal eines an *Typhus abdominalis* Verstorbenen, den mir Herr Dr. Lesser zur Untersuchung mittheilte, durch mikroskopische Beobachtung von Querdurchschnitten der exulcerirten Stellen gesehen habe, die Anfänge der Geschwürbildung in Pusteln, welche tief in die *Vasculosa* hineinragen; allein diese Pusteln entstanden hier gedrängt zusammen und ebenso unterhalb der Peyerschen Drüsenpolster, auch findet man anfangs meist die Ausbreitung der Geschwüre genau auf die Ausdehnung der Peyerschen Drüsenhaufen beschränkt, was ich auch in dem Darm zweier auf der Pfaueninsel bei Potsdam verstorbener Affen fand; so dafs kein Zweifel zu sein scheint, dafs die Basis der Körnchen der Peyerschen Drüsen selbst ebenso wie die *Glandulae solitariae* den Heerd der Geschwüre bilden können, was der Vf. eigentlich auch nicht läugnen will, indem er seine oben erzählte Ansicht nur auf gewisse Fälle beschränkt. Was nun, um die Funktion dieser verschiedenen Drüsengebilde im Dünndarm und Dickdarm, besonders im Verhältnifs zum Digestionsprocefs aufzuhellen künftig erwünscht sein wird, ist besonders die vergleichende Untersuchung derselben untereinander und mit den Magen-, Cardiacal- und Vormagen-Drüsen bei Säugthieren und Vögeln, besonders mit Bezug auf ihre Entwickelungsgeschichte. Es frägt sich nämlich, ob die kleinen Drüschen, welche besonders dem pylorischen Theil des Magens vieler Thiere das fein gekörnte Ansehen geben, den Lieberkühnschen Drüsen analog sind, und ob sich diese Drüsen im unteren Theil des Darms in die kleinen röhrenförmigen Drüsen, welche die gröfseren umgeben, metamorphosiren, oder ob nicht gar selbst die gröfseren Dickdarmdrüsen durch Metamorphose aus diesen, in dem Maafse als die Schleimabsonderung mehr in Fettabsonderung übergeht, entstehen? Sind die Lieberkühnschen Drüsen im Darm dasselbe, was die Schweifskanälchen der äufseren Haut sind? Ferner wie verhalten sich die Peyerschen Drüsen der Vögel zu denen der Säugthiere, sind sie den Peyerschen Drüsenkörperchen selbst oder nur den kranzförmig sie umgebenden röhrenförmigen *Folliculis* vergleichbar? Verhalten sich die Kügelchen in der Flüssigkeit der Peyerschen Drüsenkörnchen wirklich wie Blutbläschen, d. h. schwellen sie im Wasser auf und haben sie eine innere Hölung? Wie verhalten sich die Drüsen des Drüsenmagens der Vögel, welche besonders bei der Schwalbe, welche die Tunkinsnester baut, so zierliche kragenförmige Scheiden haben, zu den Scheiden, welche der Verf. bei den Peyerschen Drüsen mancher Säugthiere so schön darstellt? Diese und ähnliche Fragen, aus deren Beantwortung klar werden mufs, welchen verschiedenen Zwecken diese verschiedenen Organe bestimmt sind, werden sich dem Vf. selbst darbieten, und da die hier gelieferten naturgetreuen Schilderungen ein besonderes Talent für dergleichen Untersuchungen zeigen, so wird man von niemand mehr als von dem Vf. künftig eine weitere Entwickelung dieses Gegenstandes wünschen können.

Dr. C. H. Schultz.

№ 76.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer.

(Fortsetzung).

Gleichwohl stellt der Verf. die früheren Perser, unter denen man doch nur die unter Cyrus verstehen kann, in Gegensatz gegen den tyrannischen Hof der späteren Zeit. Bei diesem Durcheinander fehlt natürlich den Behauptungen, daſs Persiens ganze Bildung im groſsen Erziehungshause des Volkes gewurzelt habe, und der Perser ganze Erziehung eine Nationalerziehung gewesen sei, jeder nur einigermaſsen feste geographische und historische Anhalt. Die Stufe der Perser in der Erziehung des Menschengeschlechts sollen wir uns derjenigen analog denken, wo das Kind der strengen Obhut der Mutter entwachsen, in harmlosem Spiele und freier Unbefangenheit die Zwischenzeit zwischen der mütterlichen und Schulerziehung verlebt, sehnsüchtig in die Zukunft blickt, und nichts mehr begehrt, als einmal groſs zu werden. Aus dieser Quelle soll auch die Eroberungslust des Volkes herzuleiten sein.

Dieselbe Vermischung wahrer und tiefer Reflexionen mit halb wahren, oberflächlichen und ganz trivialen bietet der Abschnitt über das *Judenthum* dar. Im Uebrigen erkennt Ref. die Charakteristik des jüdischen Volks als richtig und treffend an. Zurücktreten des Politischen gegen das Religiöse und Häusliche, in den Frauen Vereinigung weiblicher Zartheit mit bewundernswürdiger Seelengröſse, wodurch sie vor allen asiatischen Frauen sich auszeichnen, Strenge der Kinderzucht in ihrem Zusammenhange mit der väterlichen Gewalt: — diese und andere charakteristische Züge haben uns ganz befriedigt. Aber ungern haben wir uns rücksichtlich der philosophischen Richtung, die in den jüdischen Schulen nach dem babylonischen Exile begann, auf den zweiten Theil verweisen lassen, und vergebens auch nur Andeutungen des Einflusses hellenischer Sprache und Bildung auf das spätere Judenthum gesucht.

Bei den *Phöniciern* macht, im Gegensatze gegen das *Gefühl* des älteren Judenthums, der Verstand als Herrschendes, wie bei den späteren Juden, sich geltend. Mit der Herrschaft über das Meer wird der Blick, der bei dem Binnenländer überwiegend in das Innere gerichtet ist, freier, und entwickelt sich ein allgemeinerer Weltsinn; „aber auch diese Verstandesthätigkeit erscheint „noch in der möglichsten Allgemeinheit, weniger gerich„tet auf das Einzelne und Besondere, als auf das Ganze „und Groſse." Daher das Leben der Phönicier unstät und flüchtig, wie das ihrer Nationalgottheit, des tyrischen Hercules; daher von ihnen, wie bei den Karthagern (über deren Schul- und Unterrichtswesen in einer Anmerkung das Wesentliche aus Bötticher's Geschichte mitgetheilt ist) nur das practische Interesse der Schiffahrt und des Handels bei der Jugenderziehung beachtet worden zu sein scheint.

Ganz das Gegentheil von Phönicien ist *Aegyptens* trüber und finsterer Volkscharakter, ein Product seiner durch die geographische Lage und das Bewuſstsein höherer geistiger Bildung herbeigeführten Abgeschiedenheit von allen Völkern. Die Aegypter parallelisirt der Verf. dem Standpunkte des Knaben, der in den Elementen unterrichtet wird. Als Anfangspunkt wird etwa das 7te Jahr angenommen. — Nächstdem wird Aegypten die Vorschule Griechenlands genannt, woher die Weisesten Griechenlands die Grundzüge ihrer philosophischen und politischen Systeme gesammelt haben sollen.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen, in denen wieder Wahres und Durchdachtes mit schiefen, in's Spielende, fast Komische fallenden Sätzen abwechselt, zu dem Erziehungswesen der Aegypter. Gegen Schwarz, der im alten Aegypten ein vollkommnes Beispiel einer durchgreifenden Nationalerziehung finden

will, beschränkt der Vf., und gewiſs mit vollem Rechte, die Erziehung im eigentlichen Sinne bis zur Zeit des Psammetichus auf die beiden obersten Kasten. Nun erwartet man etwas Factisches darüber zu hören, erfährt aber nichts weiter, als daſs die Kinderzucht streng, und die Achtung vor dem Alter groſs gewesen sei. Dann heiſst es, Sesostris habe, nach Diodor's Zeugniſs, allen ägyptischen Knaben dieselbe Erziehung und denselben Unterricht ertheilen lassen, was doch offenbar im Widerspruche mit der behaupteten Beschränkung auf die beiden obersten Kasten steht. Weiterhin heiſst es: „Zweierlei läſst sich nicht leugnen, daſs nämlich kein „Zweig der Wissenschaften weiter verbreitet und allge- „meiner war, als der mathematische, der mit den Ele- „menten zugleich getrieben wurde, und daſs die Methode „der Aegypter vortrefflich war." Aber wenn Plato's Zeugniſs um so gröſseren Glauben verdient, weil er aus eigener Anschauung schrieb, so hat es der Verf. doch mit Recht nur auf die Zeit eingeschränkt, wo Aegypten durch das Eindringen so vieler fremder Elemente seine Eigenthümlichkeit schon verloren hatte, und derselbe Gewährsmann vermiſst bei den Aegyptern den wohlthätigen Einfluſs des mathematischen Studiums. Die Darstellung der Zeit nach Alexander finden wir etwas zu dürftig behandelt, und nicht frei von Widersprüchen. Nach den Worten: „Aegypten früher das Land tiefer „Weisheit, wird jetzt der Sitz des Luxus und der Schwel- „gerei, wird jetzt die Heimath nicht der Bildung, son- „dern der abstracten Verstandesgelehrsamkeit, welche der „alexandrinischen Zeit so eigenthümlich ist" — gewinnt es fast den Anschein, als habe Aegypten in dieser Zeit Rück- nicht Fortschritte gemacht. Aber dieses ganze Zeitalter ist ja nicht mehr ägyptisch, sondern griechisch und hat den Charakter seiner Bildung mit allen gebildeten Völkern gemein, die durch Alexander in den Kreis der hellenischen Herrschaft gezogen waren. Wir deuten daher hier an, worauf wir später zurückkommen werden, daſs die ethnographische Behandlung des Erziehungs- und Bildungswesens nach Alexander den geistigen Inhalt dieser ganzen Periode, der allen Reichen und Staaten gemein ist, zersplittert, ohne auf Untersuchung der Modificationen, welche das Hellenische in den einzelnen nicht hellenischen Völkern durch deren Grundcharakter erlitten hat, einzugehen. Den Uebergang von Aegypten nach *Griechenland* vermittelt Oedipus, indem er das Räthsel der Sphinx löst. „Der Genius „der Menschheit erscheint in Griechenland als ein heiterer lieblicher Knabe u. s. w." Die folgenden Betrachtungen über Griechenlands Verhältniſs zum Orient und seine verschiedene Bildungsstufen empfehlen sich nicht sowohl durch Neuheit, wie durch Klarheit und Wärme, und geben zu erkennen, daſs der Verf. auf einen Boden gelangt ist, wo die Quellen reichlicher flieſsen und treffliche Vorarbeiten die Bewältigung des Stoffs erleichtern. Aber auch hier begegnet uns gleich im Eingange eine Reflexion, die wir unbedenklich den Irrthümern beizählen, zu welchen eine mehr im Dämmerlichte des Gefühls befangene, als zur Klarheit des Gedankens befreite Betrachtungsweise des in der Geschichte waltenden Geistes verführt. Die Behauptung, daſs die Mythologie die höchste Potenz des Lebens sei, sucht der Verf. folgendermaſsen zu begründen: „Wenn man schon „(!!) die Weltgeschichte in ihrer fortschreitenden Entwicklung als eine Offenbarung der Gottheit betrach- „tet, so muſs dies der mythische Glaube der Völker, „der mit dem allgemeinen Leben und der Volksentwick- „lung innig zusammenhängt, noch mehr sein." Neu ist dieser Gedanke nicht, vielmehr die Grundlage mancher berühmter Schriften über Symbolik und Mythologie, wodurch indessen Vielen klar geworden ist, daſs die Annahme, der Geist eines Volkes spiegele sich in seiner Mythologie reiner und klarer ab, als in seinen wissenschaftlichen Schöpfungen, zu einer Degradation der Geschichte unter den Mythus, der Philosophie unter die Poesie und unter mystische, von aller vernünftigen Kritik losgerissene Träumereien führt. Auch die Inder haben eine Mythologie und zwar eine viel reichere als die Griechen; aber sie haben keine Geschichte; und der Vorzug der Hellenen liegt eben darin, daſs das Chaos ihrer Mythen unter der ordnenden und bildenden Hand ihrer Dichter zu einem Ganzen verbunden wurde, innerhalb dessen der Volksgeist so lange seine Befriedigung fand, bis aus der dichterischen Hülle der reine Gedanke sich herauswand, und als befreite Subjectivität sich gegen den Götterglauben vernichtend kehrte.

Als wesentlichen Fortschritt der griechischen Götterlehre vor der aller übrigen Völker des Alterthums bezeichnet der Verf. ihren Charakter als Familienmythologie. Erst die Griechen haben das Verhältniſs zwischen Eltern und Kindern nicht als ein bloſs natürliches, durch Gewohnheit und äuſseres Recht bestimmtes, sondern als ein göttliches und heiliges betrachtet. Die Darstellung

der hellenischen Ehe hat uns nicht befriedigt. Von der wichtigen Rolle der Stiefmütter ist zwar die Rede, aber die nicht minder wichtige der Beischläferinnen bleibt unbestimmt, wie auch die Frage: ob man Polygamie oder Monogamie im heroischen Zeitalter anzunehmen habe. Der zweite Abschnitt behandelt die Erziehung in den dorischen Staaten.

Der *Dorismus* schliefst sich einerseits an den Geist der heroischen Zeit an, andrerseits enthält er den Fortschritt zur Unterwerfung des bisher nur durch Sitte und Herkommen beschränkten Individuums unter die Gesetze des Staates. Creta's Verfassung, obwohl sie älter als die spartanische ist, läfst der Verf. erst auf die spartanische folgen; von den übrigen dorischen Staaten, namentlich Argos, Corinth, Sicyon, ist nur gelegentlich die Rede, und somit fehlt aller Aufschlufs darüber: warum gerade in Creta und Sparta der Dorismus jenen Fortschritt machte und seine Eigenthümlichkeit in gesetzlichen Formen ausprägte, während er in den übrigen niemals in gleicher Festigkeit sich gestaltete, vielmehr schon früh seinen ursprünglichen Charakter verändert zu haben scheint. Und auch an der spartanischen Verfassung vermissen wir alle historische Vermittlung zwischen der heroischen und lycurgischen Zeit, was wir um so weniger entschuldigen mögen, da O. Müller's treffliches Werk, welches der Verf. doch viel benutzt hat, es ihm so leicht gemacht hätte, den inneren Zusammenhang in der concretesten Weise darzustellen. Wie sonach der wahre Anfangspunkt an diesem Abschnitte vermifst wird, so auch eine tiefere Würdigung des Resultats der spartanischen Verfassung; denn „das Wunder der Geschichte, dafs „sich Lycurg's Gesetze, bei aller Einseitigkeit, die sich „nicht verkennen läfst, über 500 Jahre lang, und mit „ihnen Sparta's Leben erhielten u. s. w.", mit welchem Satze der Verf. diesen Abschnitt schliefst, kann uns schon deshalb nicht imponiren, weil wir erstens durch die Geschichte selbst es widerlegt finden, zweitens weil selbst, wenn dem so wäre, die Aufgabe des denkenden Historikers eben darin besteht, solche Wunder zu deuten. Dies war hier nur so möglich, wenn der Verf. die Einseitigkeit des spartanischen Wesens und Lebens als solche dargethan, und den Kampf der individuellen Freiheit gegen die harte Despotie der Staatsgewalt, der in Sparta schon lange vor dem peloponnesischen Kriege beginnt und beginnen mufste, bis zu dem Zeitpunkte verfolgt hätte, wo das Wesen der lycurgischen Verfassung zu einer hohlen Form wurde. Eine solche philosophisch-historische Auffassung und Darstellung der spartanischen Geschichte lag dem Zwecke dieses Buches um so näher, da kein Staat vor- oder nachher sich in einem gleichen Verhältnisse zur Familie und zur Jugenderziehung befunden hat. Der Mangel leitender Gedanken giebt sich auch in der nicht überall zweckmäfsigen Anordnung des Factischen zu erkennen, indem z. B. der Tyrannenhafs der Spartaner seine Stelle bekommen hat zwischen der Knabenliebe und der Ehrfurcht vor dem Alter, aus welcher letzteren die Anhänglichkeit an Althergebrachtes abgeleitet wird. Der folgende Abschnitt: Erziehung in den *ionischen* Staaten beschäftigt sich, wie natürlich, vorzugsweise mit *Athen*, dessen Erziehungsgeschichte in drei Hauptperioden getheilt wird: Erste Periode: „die Erziehung der Freiheit, wo die Erziehung mehr im Staate wurzelte, und wo die persönliche Freiheit in der des Staates aufging. Zweite Periode: die der Zügellosigkeit. Dritte Periode: die der „Unfreiheit, oder der macedonischen und späteren Zeit."

Diese letzte Periode wird nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit den beiden ersten behandelt, sondern durch die Darstellung der Erziehung und des Unterrichts von ihnen getrennt. In der Vergleichung des (spartanischen) Dorismus mit dem (athenischen) Jonismus glauben wir den entschiedenen Vorzug, den die spartanischen Weiber vor den athenischen gehabt haben sollen, in Zweifel ziehen zu müssen. Daher möchten wir in der Behauptung: „dafs in Athen die wohlthätige Einwirkung des weiblichen Geschlechts viel geringer als in Sparta, und von einem solchen auf kräftiger Weiblichkeit beruhenden Uebergewichte der Frauen „über die Männer gar nicht die Rede ist" — die für Spartas Frauen vortheilhaften Prädicate streichen, und wenn dieses Verfahren nicht schon durch die Natur und Bestimmung des Weibes gerechtfertigt scheinen sollte, den Aristoteles wenigstens zu einer negativen Vertheidigung der athenischen Weiber aufrufen, der gerade die Ausschweifungen und Schwelgerei der spartanischen Weiber (wovon schon vor Aristoteles Beispiele bekannt sind), und ihre Herrschaft über die Männer — „eine Erscheinung, die man bei allen *wilden* Nationen wiederfinde" — scharf tadelt.

Das Eigenthümliche *Thebens* findet der Verf. in dem Hervortreten der Innerlichkeit und des Gemüthes, und stützt diese Ansicht auf eine frühere Stelle, wo er, nach O. Müller's Vorgange, zu erweisen gesucht hat, „dafs

„Menschen zum Selbstbewufstsein führt, und durch Er„leuchtung der geistigen Finsternifs das Herz zugleich „veredelt; denn dann würde man nicht so feindlich ge„gen sie aufgetreten und sie als eine Verderberin der „Jugend betrachtet haben." Eben so wenig befriedigt uns die Würdigung des Einflusses der Rhetorik. Vergleichen wir diesen ganzen Abschnitt über die Römer, der 139 Seiten, also mehr als den vierten Theil dieses ersten Bandes einnimmt, mit den entsprechenden Abschnitten in Schlosser's Universalhistorischer Uebersicht der alten Welt und ihrer Cultur, so giebt diese in practischverständiger Form dem Leser den reichsten Stoff und auch Gedanken genug, um das Verhältnifs der Sittlichkeit, Bildung und Litteratur der Römer zu ihrem Staatsleben sich klar zu machen, während unser Verf. einerseits die Erwartung tieferer philosophischer Durchdringung des Römerthums, welche er durch einige treffliche Gedanken im Eingange dieses Abschnittes erregt hatte, nicht befriedigt, andererseits das Factische in so bezugloser Aeufserlichkeit läfst, dafs nur der mit den politischen Schicksalen Roms Vertraute einigen Zusammenhang hineinbringen kann. Noch einmal müssen wir auf die vom Verf. beliebte ethnographische Behandlung seines Gegenstandes zurückkommen. Indem das Erziehungs- und Unterrichtswesen der Griechen von dem Verluste ihrer Selbstständigkeit an bis in Justinian's Zeit unabhängig von dem gleichzeitigen römischen behandelt ist, wird das Verständnifs der Wechselwirkung zwischen Griechen und Römern erschwert. Was endlich die in der Einleitung von dem Verf. entwickelten Gründe betrifft, weshalb er diesen ersten Band nicht mit dem Auftreten des Christenthums beschlossen, sondern bis zum Hervortreten des germanisch-christlichen Elementes ausgedehnt hat, so treten wir ihnen zwar bei, überlassen aber unsern Lesern zu ermessen, ob die Eiwirkungen der christlichen römischen Kaiser auf die Bildung ihrer Zeit, ob überhaupt die ganze spätere Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Rom und Constantinopel bis in das 6te Jahrhundert verstanden werden können, wenn der Verf. dem Christenthume eine ganz untergeordnete Stellung giebt, und auch in den Zeiten, wo es Staatsreligion geworden war, es nur gelegentlich berührt.

H. Wendt, in Posen.

LXXIV.

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, 1834. *Bei Duncker und Humblot.* XX. 516 S. 8.

Vorstehendes Buch bildet von dem frühern Werke des Hrn. Verfs. „Fürsten und Völker von Südeuropa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert (vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Hamburg 1827. bei Fr. Perthes") den zweiten Band. Beschäftigte sich dort Hr. Ranke hauptsächlich nach venezianischen Gesandtschaftsrelationen mit den Osmanen und der spanischen Monarchie, so behandelt er hier die Geschichte der Päpste der neuern Zeit ebenfalls gröfstentheils nach ungedruckten Berichten.

In der Vorrede wird von diesen Quellen gehandelt. Da schon im ersten Band von der Berliner Sammlung in 48 Foliobänden der *Informationi politiche* gesprochen worden ist, so geht der Hr. Verf. zu den gröfsern Sammlungen dieser Art in Wien über, aus welchen die Nachrichten über Gregor XIII. und Sixtus V. grofsentheils entnommen sind. In Venedig brachte er aus Privatsammlungen, der Bibliothek von S. Marco und dem Staatsarchiv allein über Rom acht und vierzig Relationen gröfstentheils in Original zusammen, wovon neunzehn das 16te, ein und zwanzig das 17te Jahrhundert betreffen. Die grofse Menge wissenswürdiger, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangener, mit dem Leben der Zeitgenossen verschwundener Notizen, gaben ihm, wie er bemerkt, zu einer fortlaufenden Darstellung zuerst die Aussicht und den Muth. Seine Hoffnung in Rom die Mittel zu finden, dieselben zu bewähren und zu erweitern ward ihm nur halb erfüllt, indem ihm als Fremden nur theilweise und vorschriftmäfsig die Benutzung der Schätze im Vatican gestattet ward, dagegen aber standen ihm zur freisten Benutzung die wichtigen und grofsen Privatsammlungen in den Pallästen Barberini, Chigi, Altieri, Albani, Corsini offen, worin für die Geschichte der Päpste, ihres Staates und ihrer Kirche Manuscripte von unschätzbarem Werthe sich befinden und Hr. Ranke meint, wenn sich daraus auch nicht vollständige Belehrung schöpfen liefs, so doch ausreichende und authentische. Er verspricht am Schlusse des Werkes die römischen wie die venezianischen Schrif-

ten durchzugehen und alles Denkwürdige, was nicht im Laufe der Erzählung berührt werden konnte, nachzutragen.

Als Protestant und Norddeutscher glaubt der Hr. Vf. indifferenter gegen die päpstliche Gewalt zu sein als ein Italiener oder Katholik, welcher durch den Ausdruck persönlicher Verehrung oder persönlichen Hasses seiner Arbeit vielleicht eine glänzendere Farbe geben und in vielen Stücken ausführlicher, kirchlicher, localer sein würde. Hr. Ranke ist der Meinung, dafs ihm grade in seinem Verhältnisse sich reinere historische Gesichtspuncte ergeben müfsten: er fafst die Geschichte der Päpste in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung und Wirksamkeit auf und findet, dafs die päpstliche Gewalt, wenn er von den Grundsätzen absieht, welche ihr Dasein bedingen, und die sie nicht aufgeben kann, ohne sich selbst zu Grund zu richten, übrigens von den Schicksalen, welche die europäische Menschheit betroffen haben, immer nicht weniger bis in ihr inneres Wesen berührt worden als jede andere. Daher in den Zeiten, welche das Buch umfafst, im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert beobachtete er die Umwandlungen, welche das Papstthum betroffen, wie es gefährdet, erschüttert, sich dennoch behauptet und befestigt, aufs neue ausbreitet, eine Zeit lang vordringt, endlich aber wieder einhält und einem abermaligen Verfalle zuneigt.

Ohne in die Untersuchung einzugehen, ob diese Ansicht bei der Bearbeitung der Geschichte der Päpste in jenem Zeitraum die richtige ist, glaubt Referent, dafs von rein historischem Gesichtspunct aus, von dem hier die Geschichte der Päpste gefafst wird, einer näheren Prüfung die handschriftlichen Quellen hätten unterworfen werden müssen, damit festgesetzt werde, in wie weit man ihnen als unparteiischen Nachrichten Glauben beizumessen berechtigt sei. Grade die Personen zum Theil, die sie abgefafst, lassen vermuthen, dafs sie zwar von vielen Vorfällen und Verhältnissen unterrichtet sein konnten, welche ihren Zeitgenossen verborgen blieben, aber auf der andern Seite auch Vieles mit Parteilichkeit und Befangenheit berichteten und beurtheilten, da Verhältnisse und Stellung häufig den einfachsten Zuständen eine eigene Färbung geben. Daher läfst sich nicht leugnen, dafs ein nicht unbedeutender Theil dieser Gesandtschaftsberichte, Briefe, Abhandlungen u. s. w. in die Classe der Parteischriften gehört. Damit ist aber keineswegs behauptet, dafs sie überhaupt nicht zu den geschichtlichen Quellen gehören. Es lassen sich aus ihnen ohne allen Zweifel für die Geschichte sehr wichtige Resultate gewinnen, wenn sie neben unverdächtigen historischen Quellen zur Auffindung mancher verborgener Triebfedern mit Umsicht benutzt werden; für die Statistik und den Staatsmechanismus im 16. und 17. Jahrhunderte aber haben sie einen unbestreitbaren Werth, denn über manche europäische Staaten möchten sie vielleicht die einzigen noch vorhandenen Quellen sein, welche so genaue Angaben des finanziellen Zustandes, der Einkünfte und Ausgaben, der Streitkräfte u. s. w. enthalten.

In Frankfurt a. M., wo auf der Stadtbibliothek eine nicht weniger bedeutende Collection von Venezianischen Gesandtschaftsberichten und andern italienischen politischen Schriften als die Berliner Sammlung der *Informationi politiche* sich befindet, hat Referent eine nicht kleine Anzahl dieser Relationen durchgegangen, worunter theils solche, die von Hrn. Ranke in Berlin, Wien oder Venedig benutzt worden, theils viele andere sind, die von ihm nicht unter seinen benutzten Quellen genannt worden. Besonders reich ist die Frankfurter Sammlung an Relationen für das 17te Jahrhundert, weswegen sie bei der Fortsetzung des Werkes von Hrn. Ranke nicht unbenutzt gelassen werden durfte, da allein über die päpstliche Geschichte mehrere Bände mit Relationen, Instructionen, Abhandlungen, Briefen u. s. w. vorkommen. Vergleicht man mehrere Relationen venezianischer Gesandten mit einander, so läfst sich eine übereinstimmende Art im Gange der Abfassung der Berichte nicht verkennen. Es geht deutlich daraus hervor, dafs der Gesandte in seiner Instruction angewiesen war über gewisse stehende Puncte zu berichten. Diese aber waren meistens folgende:

1) Eine Beschreibung des Landes und seiner Bewohner.
2) Eine kurze Uebersicht der Geschichte des Staates bis auf die Zeit des Gesandtschaftsantritts.
3) Schilderung des Fürsten, seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften, seiner Familie, seines Hofes, seiner Minister und Günstlinge, der Art und Weise der Regierung.
4) Zustand der Finanzen, Einkünfte und Ausgaben des Staates.
5) Aufzählung und Vertheilung der Streitkräfte des Landes.
6) Die friedlichen und feindlichen Verhältnisse des

Staates zu den übrigen Staaten und besonders zu Venedig.

Nr. 1. u. 2. (die geographischen und historischen Punkte) sind bei vielen Gesandtschaftsberichten, um nicht dasselbe zu wiederholen, was die Vorgänger einberichtet hatten, übergangen, vornehmlich geschieht das im 17ten Jahrhunderte, wo die Verbreitung der Karten, geographischen Bücher und historischen Uebersichten den Bericht über beide Punkte nicht mehr so nothwendig machte. Daher bemerkt auch ein Gesandter dieses ausdrücklich in seiner Relation, dafs er sich enthalte über die Geographie des Landes zu sprechen, da man diese aus den Karten und Büchern am besten ersehen könne. Bei den der Republik Venedig aber entfernter gelegenen Ländern wird das Geographische in den Relationen nicht übergangen.

Nr. 3. (die Schilderung des Fürsten und seines Hofes und seiner Regierung) gehört mit zu dem interessantesten Theil der Relationen, da derselbe eine Menge Data liefert, die man sonst nirgends findet. Uebrigens mag grade hier der Ausdruck persönlicher Zuneigung oder persönlichen Hasses nicht selten vorkommen. Daher nicht jede Charakterschilderung in den Relationen als unbedingte Wahrheit anzunehmen ist, am wenigsten aber wenn sie mit den unverdächtigen anderweitigen Quellen in Widerspruch steht.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXV.

***Philipp Hainhofers Reise-Tagebuch, enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahre* 1617. *Stettin* 1834.**

Die verheerenden Kriege des 17ten Jahrhunderts und ihre bedeutenden Folgen haben den Historikern bis auf die neuesten Zeiten ununterbrochen Veranlassung zu ausgedehnten Forschungen gegeben, ohne dafs die Arbeiten derselben bis jetzt einen klaren Blick in die verwickelten Verhältnisse dieses Zeitraumes gegönnt hätten. Die Masse der Leiden und Trübsale dieser Zeit ist zu grofs, als dafs sich der menschliche Geist leicht darüber erheben und einigen Trost aus freundlichern Verhältnissen derselben Zeit schöpfen könnte. Es fehlt auch gewifs nicht an Verhältnissen dieser Art; dabei dürfen wir uns den Trost nicht versagen, dafs, so lange wir noch an Empfänglichkeit der Menschen für Glück glauben, es an beruhigenden Bildern in einer historischen Epoche nicht fehlen darf und fehlen kann. Ist dies aber der Fall, so gehören sie mit zum wesentlichen Charakter einer Zeit und dürfen nicht übergangen werden, wenn die Geschichte eines Volks während eines ganzen Jahrhunderts sich nicht in Thränen und Blut auflösen soll.

Dennoch hat es bisher an ausreichendem Stoff einer umfassenden Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts gemangelt. Das vorliegende Werk, welches der Archivar Baron von Medem zu Stettin aus dem Königl. Preufs. Archive daselbst herausgegeben und zugleich den „Baltischen Studien" des Pommerschen historischen Vereins einverleibt hat, giebt nicht allein einen willkommenen Beitrag zu der Geschichte des 17ten Jahrhunderts von ihrer erhebenden Seite, sondern macht uns dabei auch mit einem Manne bekannt, welcher in der Geschichte deutscher Kunst eine ehrenwerthe Stelle einnimmt.

Philipp Hainhofer war aus einer angesehenen Familie Augsburgs entsprossen. Nach einer sorgfältigen, classischen Erziehung studirte er die Rechte in Padua und Siena, durchreiste Italien und setzte dann seine Studien, mit denen er auch das der fremden Sprachen verband, in Cölln und Amsterdam fort. Nach seiner Heimkehr trat er in den grofsen Rath von Augsburg und begann zu derselben Zeit ein gründliches Studium der Kunst und die Anlegung werthvoller Sammlungen. Bald ward sein Leben reicher; an Gelegenheit zur Wirksamkeit konnte es ihm, da Augsburg noch immer ein Hauptort des Verkehrs war, nicht fehlen. Hainhofer ward Agent und Correspondent der Krone Frankreich und nach und nach nicht nur Correspondent, sondern auch Geschäftsträger und Gesandter der meisten deutschen Fürsten in wichtigen Angelegenheiten; von mehrern war er durch Amtsbestallungen förmlich als Rath in ihre Dienste aufgenommen. Es gingen die wichtigsten Geschäfte durch seine Hände; mit seinen Geschäften stieg sein Einflufs und sein Ruf. Selten reiste ein Fürst oder irgend ein angesehener Mann durch seine Vaterstadt, der nicht bei ihm eingekehrt wäre und ihn und seine Schätze bewundert hätte. Eine der wichtigsten Perioden seines Lebens war die Anwesenheit Gustav Adolphs in Augsburg.

Wer die Wichtigkeit der Correspondenz in jenem Zeitalter kennt, wird eingestehen, dafs Hainhofer schon als vertrauter Geschäftsführer der deutschen Fürsten seiner Zeit ein Mann von hohem Interesse sein müsse. Was aber seinem Leben und Wirken einen besondern Reiz giebt, ist der Umstand, dafs er sein ernstes, bewegtes Leben in einer fürchterlichen Zeit durch die Kunst in einem hohen Grade zu verschönern und zu erheitern verstand. Selbst Künstler, — Maler und Architekt, — übte er daher durch seine künstlerische Thätigkeit und sein Beispiel nicht nur einen bedeutenden Einflufs auf die damalige Künstlerwelt aus (wovon noch der sogenannte *Pommersche Kunstschrank* in der Kunstkammer auf dem Schlosse zu Berlin einen redenden Beweis giebt), sondern machte auch das häusliche Leben an den deutschen Fürstenhöfen reicher, die er nicht nur mit Politik und Rath, sondern auch mit Kunstschätzen aller Art versorgte. Vorzüglich mufste er an dem Hofe des frommen, gelehrten und kunstliebenden Herzogs Philipp II. von Pommern willkommen sein, und dieser Fürst ruhte auch nicht eher, als bis sein Freund ihm im Jahre 1617 in Stettin einen Besuch machte. Das auf dieser Reise geführte Tagebuch bildet den Inhalt des vorliegenden Werkes, welches durch seine Wahrheit und Lebendigkeit, durch seine Wärme und Frische eine ungemeine Theilnahme erregt und sicher zu den bedeutendsten „*Memoiren*" des 17ten Jahrhunderts gehört. Wir verweisen die Freunde einer solchen Gattung von Schriften auf das Buch selbst, das man durch einzelne Auszüge doch nicht geniefst und kennen lernt. — Das Leben Hainhofers reicht bis zum Jahre 1647.

Wir können dem Herrn Herausgeber für die köstliche Mittheilung nur dankbar sein, und zugleich dafür, dafs er einen *Lebenslauf Hainhofers* aus dem 17ten Jahrhundert aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel und ein reiches Verzeichnifs anderer Hainhoferscher Werke in verschiedenen Bibliotheken hinzugefügt hat; von diesen heben wir vorzüglich einen Briefwechsel Hainhofers von 1576 bis 1645 in 8 Bänden auf der wolfenbüttelschen Bibliothek hervor.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band.

(Schlufs.)

Höchst wichtig für die Geschichte aber bleiben die drei letzten Punkte, über die von den Gesandten berichtet wurde. Nr. 4. u. 5. in Bezug auf den innern Zustand der Staaten in finanzieller und militärischer Rücksicht, Nr. 6. aber in Bezug auf die Politik und Verhältnisse der Staaten zu einander. Bei dem letzten aber darf nie vergessen werden, dafs Alles vom Gesichtspunkt der venezianischen Republik aus beurtheilt wird, wornach es denn auch gewürdigt werden mufs.

Die Relationen wurden häufig erst am Ende der Gesandtschaft, welche gewöhnlich mehrere Jahre dauerte, abgestattet: im Laufe der Gesandtschaft selbst wurde über jeden einzelnen wichtigen Vorfall in einem *Dispaccio* berichtet. In den Relationen beziehen sich oft die Gesandten auf die Depeschen, wo sie das Nähere angegeben.

Ganz besonders wichtig sind zur nähern Kenntnifs der europäischen Verhältnisse die Relationen derjenigen Gesandten, welche schon vorher eine Reihe von Jahren von verschiedenen Höfen Gesandtschaften bekleidet hatten. So war Michele Giustiniani neunzehn Jahre Gesandter gewesen in Spanien, Deutschland, England und in Rom, als er seine Relation am letztern Ort in der 2ten Hälfte des 17. Jahrhunderts abfafste.

Indem Refer. keineswegs die Wichtigkeit des Gebrauchs der venezianischen Relationen für die neuere Geschichte verkennt, im Gegentheil ihre Benutzung durchaus für nothwendig hält, so glaubt er doch, dafs aus ihnen allein die Geschichte keines Landes vollständig und richtig geschrieben werden könnte, selbst wenn auch eine ununterbrochene Reihe von Gesandtschaftsberichten vorlägen. Nur bei einer ganz vertrauten Kenntnifs mit der neuern europäischen Staatengeschichte und ihren Quellen können durch die Relationen viele Lücken in der Geschichte ausgefüllt, Thatsachen berichtigt, verborgene Triebfedern grofser Ereignisse aufgefunden werden, wie aus dem Werke des Hrn. Ranke ersehen werden kann.

Was nun den Inhalt des ersten Bandes der Geschichte der Päpste selbst angeht, so beschäftigt sich Hr. Ranke in demselben nur mit dem sechszehnten Jahrhunderte bis auf Sixtus V. Von den vier Büchern, welche der Band umfafst, enthält das erste drei Capitel: 1) über die Epochen des Papstthums als Einleitung (S. 3—42), 2) die Kirche und der Kirchenstaat im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts (S. 43—78), und 3) politische Verwicklungen. Zusammenhang der Reformation mit denselben (S. 79—128) unter den Päpsten Leo X., Adrian VI., Clemens VII.

Das zweite Buch, welches wie die folgenden keine Capitelunterabtheilung hat, führt die Ueberschrift „Regeneration des Katholicismus" (S. 129—232). In besondern Abschnitten wird von den Analogien des Protestantismus in Italien, den Versuchen einer Aussöhnung mit den Protestanten, von den neuen Orden, besonders dem der Jesuiten, von der Inquisition, den frühern Sitzungen des tridentiner Conciliums u. s. w. gehandelt.

Das dritte Buch (S. 233—374), „die Päpste um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts" enthält die Geschichte von Paul III., Julius III., Marcellus II., Paul IV., Pius IV. und Pius V. mit besonderer Rücksicht auf den Fortgang der Protestanten unter Paul's IV. Regierung und die spätern Sitzungen des Conciliums zu Trient unter Pius IV.

Das vierte Buch (S. 375—516) handelt vom Hof und Staat und den Zeiten Gregor's XIII. und Sixtus V.

Schon nach dem Umfange des Buches kann man

nicht erwarten, hier eine vollständige Geschichte der genannten Päpste zu erhalten. Hr. Ranke stellt sie meist nur dar, in so weit seine handschriftlichen Quellen ausreichten, oder es nothwendig war, den Umrissen ein gewisses Leben zu geben. Auf das Bekannte, Gedruckte, Abgehandelte, wird nicht häufig Rücksicht genommen: man findet dagegen eine Menge neuer Thatsachen, neue Andeutungen über den Zusammenhang wichtiger Ereignisse, ein weites Feld für weitere Untersuchungen und Forschungen, für Streitschriften.

Es müfste der in diesen Blättern gestattete Raum einer Anzeige überschritten werden, wollte man nur das Wichtigere näher beurtheilen. Es soll daher nur Einiges berührt werden, was durch die handschriftlichen Quellen neu dargestellt worden ist. Dahin rechnen wir besonders das, was über das Verhältnifs des Kaisers Karl V. und des Papstes Clemens VII. zu den Protestanten gesagt wird. S. 85 „den Fürsten in ihren Verwickelungen mit dem römischen Stuhle (war) nichts so erwünscht gewesen, als demselben eine geistliche Opposition hervorzurufen. — Wann aber stand dem Papst ein kühnerer glücklicherer Feind auf, als Luther? Seine Erscheinung allein, seine Existenz gab ihm eine wichtige politische Bedeutung. Von dieser Seite fafste Maximilian die Sache; er hätte nicht gelitten, dafs dem Mönche Gewalt geschähe." Hr. Ranke hält es nicht für zufällig, dafs der Kaiser an demselben Tage die Acht über Luther ausgesprochen, an welchem der Vertrag des Papstes mit Karl V. zur Wiedereroberung Maylands ausgefertigt wurde: dann erst wäre die Einigkeit zwischen beiden wieder hergestellt gewesen und Karl hätte dem Papst diese Concession machen müssen, um jene zu befestigen. Dafs aber die Italiener die Gewissenhaftigkeit des Kaisers in der Beobachtung des versprochenen sichern Geleites für Luther anders auslegten und darin nur einen Vorwand des Kaisers sahen, dafs er Luther sicher ziehen lasse, um ihn dann wieder gegen den Papst zu gebrauchen, giebt einen Beweis, wie unrichtig man oft einfache Vorfälle aus der Ferne betrachtet, zumal wenn die Gemüther mit Argwohn erfüllt sind. — Wo das Benehmen des Kaisers gegen den Papst räthselhaft ist, bei der Einnahme Roms durch die kaiserlichen Truppen im J. 1527 giebt Hr. Ranke aus den handschriftlichen Quellen keine andere als die schon wenig genügenden bekannten Nachrichten.

Zuviel offenbar folgert der Hr. Verf. aus kurzen Andeutungen in Relationen S. 120 fll.:

„Indem er (Franz I.) sich nun zugleich so enge mit dem Papste verbündete, vereinigte er gewissermafsen Protestanten und Papst in das nämliche System. Und hier erkennen wir, was die politische Stärke der Stellung ausmachte, welche die Protestanten eingenommen hatten. Der Kaiser konnte nicht beabsichtigen, sie dem Papste so gradehin aufs neue zu unterwerfen; er bediente sich vielmehr ihrer Bewegung, um diesen damit in Schach zu halten. Allmählig zeigte sich, dafs auch der Papst nicht wünschte, sie auf Gnade oder Ungnade dem Kaiser unterworfen zu sehen: nicht so ganz unbewufst war sogar die Verbindung Clemens VII. mit ihnen; er hoffte ihre Opposition wider den Kaiser zu benutzen, um diesem hinwiederum zu schaffen zu machen."

Hr. Ranke geht dann noch weiter und möchte aus ziemlich allgemeinen Ausdrücken des am französischen Hofe im Jahre 1535 befindlichen venezianischen Gesandten Marino Giustiniani schliefsen, dafs die Bewegung in Deutschland, wodurch mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen der vertriebene Herzog von Würtemberg wieder in sein Land eingesetzt wurde, nicht nur vom König Franz I. von Frankreich geleitet, sondern auch von Papst Clemens VII. bei seiner Zusammenkunft mit Franz in Marseille beschlossen worden sei, und dafs die protestantischen Truppen nicht allein in die östreichischen Erblande hätten vordringen, sondern auch nach Italien kommen sollen, um dem Kaiser Mailand zu entreissen, wozu insgeheim der Papst mitzuwirken sich verbindlich gemacht habe.

Dafs der französische König einen solchen Plan hatte, mag sein, dafs aber der Papst in denselben hätte eingehen können, ermangelt jeder vernünftigen Wahrscheinlichkeit.

Ueber die späteren Sitzungen des tridentiner Conciliums hat Hr. Ranke in der Bibliothek Altieri zu Rom ein höcht wichtiges Document aufgefunden, welches über die Beseitigung der grofsen Hindernisse einer glücklichen Beendigung des Conciliums vielen Aufschlufs giebt. Weder Sarpi noch Pallavicini haben dieses Document gekannt. Es ist dieses eine Relation des päpstlichen Legaten Morone, über seine Sendung an den Kaiser Ferdinand, woraus zu ersehen ist, dafs nur durch Einverständnifs und Uebereinkunft mit den vornehmsten

katholischen Fürsten der Papst die glückliche Beendigung des Conciliums zu Stand brachte. In dieser Vereinigung mit dem Fürstenthume findet Hr. Ranke (S. 347) eine der wichtigsten Bedingungen für die ganze spätere Entwickelung: daher sieht er in Pius IV. den ersten Papst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der fürstlichen Gewalt entgegenzusetzen, mit Bewufstsein aufgab.

Auch der srtenge Papst Pius V. hegte gleiche Gesinnungen wie sein Vorgänger, und er suchte diese den katholischen Fürsten seiner Zeit mitzutheilen. S. 370 sagt Hr. Ranke in dieser Beziehung: — „Die französischen Unruhen hatten noch eine andere Rückwirkung. Aus den Ereignissen einer Zeit tauchen immer einige allgemeine politische Ueberzeugungen auf, welche dann die Welt praktisch beherrschen. Die katholischen Fürsten glaubten inne zu werden, dafs es einen Staat ins Verderben stürze, wenn er Veränderungen in der Religion gestatte. Hatte Pius IV. gesagt, die Kirche könne nicht fertig werden ohne die Fürsten, so waren jetzt die Fürsten (die katholischen) überzeugt, auch für sie sei eine Vereinigung mit der Kirche unumgänglich nothwendig. Fortwährend predigte es ihnen Pius V."

Höchst interessant und grofsentheils aus handschriftlichen Nachrichten entnommen ist das, was im vierten Buche S. 378—418 über die Verwaltung und die Finanzen des Kirchenstaates zusammengestellt ist.

Wie sehr der eigentliche Nepotismus nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aus der Geschichte der Päpste verschwunden war, wird vornehmlich im Leben des Papstes Gregor XIII. auseinandergesetzt. Seine Verdienste um die Beförderung des Unterrichts und der Wissenschaften und um die Verbesserung des Calenders werden kurz berührt: ausführlich aber wird von der Staatsverwaltung unter seiner Regierung gehandelt. Da er die Staatseinkünfte vermehren wollte, aber weder durch geistliche Concessionen, noch durch neue Auflagen, noch dutch den Verkauf kirchlicher Einkünfte, so zog er auf den Rath seines Kammersecretairs einen grofsen Theil der Schlösser und Güter der Barone des Kirchenstaates ein, indem er behauptete, dieselben seien theils durch den Abgang der eigentlich belehnten Linie, theils durch die Nichtabtragung des schuldigen Zinses dem Papste heimgefallen. Durch diese zwar im Rechte begründete, in der Ausführung aber alles Recht verletzende Mafsregel ward fast aller Besitz im Kirchenstaat ungewifs und unsicher, da die meisten Gutsbesitzer ihre Rechte nicht urkundlich nachweisen konnten. Beinahe die ganze Romagna gerieth in Auflösung: Parteiungen, Gewalt, Mord, Raub erfüllten das ganze Land und die Provinzen durchzogen grofse Schaaren Banditen. Warum der kräftige Papst nicht im Stande war dieser Auflösung aller Ordnung zu steuern, wird aus den Gesandtschaftsberichten (S. 434 fl.) nachgewiesen. Die weitern Einziehungen der nach den Gesetzen heimgefallenen Lehen unterblieben zwar, aber die Ruhe war deswegen nicht hergestellt.

Obwohl die Geschichte des Papstes Sixtus V. schon mehrere einzelne Bearbeitungen erhalten hat, so wird man doch finden, dafs Herr Ranke nach seinen handschriftlichen Quellen manche Data berichtigt, im Ganzen aber fast eine neue Darstellung dieses Papstes gegeben hat. Die gewöhnliche Erzählung wie Sixtus V. auf den Stuhl Petri gelangt, wird S. 443 verworfen: „Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto angewandt habe, um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stabe einhergeschlichen: — der Kenner wird von vorn herein erachten, dafs daran nicht viel Wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben."

Aus zwei florentinischen Depeschen, welche in Rom benutzt wurden, wird vermuthet, dafs der Grofsherzog Franz von Toscana einen grofsen Antheil an der Wahl gehabt. Ein Beispiel von Selbstbeherrschung, welches der Cardinal Montalto gab und das jedermann bewunderte, möchte am meisten seine Wahl herbeigeführt, und durch eine sonderbare Verwechslung die gewöhnliche Erzählung, wie er zur päpstlichen Würde gelangt, veranlafst haben. Nach der unverfälschten Erzählung des Vorgangs, bemerkt Hr. Ranke, heifst es ausdrücklich, dafs er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nämlich 64 Jahre, und von starker und guter Complexion war.

In der Geschichte Sixtus V. führt Hr. Ranke einzelne interessante Partieen näher aus. Auf welche Weise die Banditen ausgerottet, der Kirchenstaat beruhigt worden, wird S. 445 fll. angegeben. Bei der Beurtheilung der Staatsverwaltung dieses Papstes, wird

dieselbe nach allen Richtungen beleuchtet. Dafs Sixtus V. erst das Nepotenregiment zerstört habe, wie man nicht selten behauptet hat, zeigt Herr Ranke in seiner Unwahrheit, indem dasselbe eigentlich schon unter Pius IV., Pius V. und Gregor XIII. nicht mehr bestanden hatte. Eine andere Art des Nepotismus aber bildete sich seit Sixtus V. aus. Es gab fast immer zwei bevorzugte Nepoten, von denen der eine zum Cardinal erhoben, die oberste Verwaltung kirchlicher und politischer Geschäfte in die Hand bekam, der andere von weltlichem Stande, reich verheirathet, mit liegenden Gründen und Luoghi di Monte ausgestattet, ein Majorat stiftete und sich ein fürstliches Haus gründete.

Was über den blühenden Zustand der Finanzen unter Sixtus V. Regierung mitgetheilt ist, macht recht anschaulich, wie es möglich war in wenigen Jahren einen Schatz von fünf Millionen Scudi zu sammeln, der zur Vertheidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens verwendet werden sollte.

Obwohl Sixtus V. ein Freund von grofsen Bauunternehmungen war, so spricht ihm Herr Ranke doch jeden Sinn für die Schönheit der Ueberreste des Alterthums ab, wovon er einen grofsen Theil zerstören liefs. Nach der handschriftlichen Lebensbeschreibung des Papstes, zu welcher er selbst eigenhändige Bemerkungen fügte, lag ihm nur deshalb die Aufstellung des Obelisken vor S. Peter so sehr am Herzen, weil er die Denkmale des Unglaubens an dem nämlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden müssen.

Als Schlufs fügt der Herr Verfasser zwei Abschnitte bei, den einen über die Veränderungen, welche die römische Curie im sechszehnten Jahrhunderte betroffen und ihren Zustand unter Sixtus V., den andern über die Veränderung der geistigen Richtung überhaupt, wobei zugleich der Zustand der Künste und Wissenschaften besprochen wird. Herr Ranke glaubt, die Restauration des Katholicismus habe auf die Wissenschaft reprimirend, hingegen auf die Kunst und Poesie befördernd gewirkt, indem die Kirche den wissenschaftlichen Forschungen eine Grenzlinie vorzeichnete, der Kunst und Poesie aber einen Inhalt, einen lebendigen Gegenstand gab, und nachdem diese Behauptung an den damaligen Künstlern und ihren Kunstwerken, Dichtern und ihren Poesieen nachzuweisen versucht worden, wird die Schlufsbemerkung gegeben S. 499. „Geistliche Sentimentalität und Hingerissenheit war der vorzüglichste Gegenstand der Poesie und Mahlerei. Unmittelbarer, dringender, unwiderstehlicher als jede Unterweisung und jede andere Kunst, in dem Reiche eines idealen Ausdrucks auch zugleich reiner, angemessener, stellte dies die Musik dar und umfing damit die Gemüther."

Dafs Herr Ranke eine eigenthümliche Darstellungsweise hat, geistreich schreibt und damit gründliches Studium und Gelehrsamkeit verbindet, ist schon aus seinen frühern historischen Arbeiten bekannt. Auch dieses Buch ist reich an Ideen, zieht an durch eine höchst lebendige Darstellung, giebt einzelne sehr gelehrte Ausführungen, aber ein in sich geschlossenes historische Ganze liefert es nicht. Dieses lag höchst wahrscheinlich auch nicht in der Absicht des Herrn Verfassers: denn sonst würde er nicht einzelne Partbieen nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, andere hingegen sehr sorgfältig ausgeführt haben. Indem das weniger Interessante übergangen oder nur berührt wurde und die durch Charakter, Geistesgröfse, Originalität ausgezeichneten historischen Personen ausführlich nach allen Richtungen geschildert im Vordergrund ihre Stelle erhielten, mufste die Darstellung ansprechend, lebendig, ausdrucksvoll werden. Eine solche Behandlungsweise der Geschichte wird aber nur durch Quellen der Art wie die venezianischen Gesandtschaftsberichte möglich.

Möchte Herr Ranke sich auch dazu entschliefsen mit dem, was für die deutsche, französische, englische Geschichte sich aus den Relationen gewinnen läfst (und dieses scheint nicht unbedeutend), die historische Literatur zu bereichern.

Aschbach.

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXXVI.

Tafeln der Geschichte. — Die Hauptmomente der äufsern politischen Verhältnisse und des innern geistigen Entwicklungsgangs der Völker und Staaten alter und neuer Welt, in chronologischer und ethnographischer Ordnung von Dr. Eduard Vehse, königl. sächsischem Archivar. 60 Tafeln auf Doppelfolioblättern: Abtheilung I. politische Geschichte: 36 Tafeln. Abth. II. Cultur-Geschichte: 24 Tafeln. Dresden 1834. Ch. Fr. Grimmersche Buchhandlung. — Nach einem ganz neuen Plane mit illuminirten Länder- und Völker-Colonnen.

Das Ganze sollte zufolge des vorangeschickten Prospekts in zwölf Lieferungen binnen spätestens achtzehn Monaten ans Licht treten. Sechs von ihnen, ein und zwanzig Tafeln enthaltend, und auf denselben die ganze Geschichte der alten Welt bis 400 n. Chr. u. die des Mittelalters bis zum Jahre 1000, — liegen gegenwärtig dem Referenten vor Augen. In dem Prospekt und zwei den ganzen Reigen beginnenden Uebersichts-Tafeln ist auf klare Weise in der gedrängtesten Kürze der reichhaltige Inhalt des Ganzen seiner Tendenz und allgemeinen Architektonik nach entfaltet. In zwanzig Verticalcolumnen: (China, Indien, Tartarei, Arabien, Assyrien, Babylonien, Persien, Palästina, Syrien, Phönizien, Kleinasien, Egypten, Africa, Griechenland, Byzanz, Pforte, Italien, Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Norwegen, Ungarn, Polen, Rufsland, Amerika) — sind die gesammten Länder und Völker alter und neuer Zeit eingeschaltet und durch zwölf Farbenabstufungen von einander unterschieden, damit sich gleichzeitig erkennen lasse, wie sich der Einflufs der weltgeschichtlichen Völker nach Zeit und Raum, nach ihrer Dauer und ihrer geographischen Entwicklung über die verschiedenen Ländergebiete verbreite. Auf eine analoge Weise ist das gesammte Material der Culturgeschichte in fünf und zwanzig senkrechte Spalten folgendergestalt eingeschichtet: Religionen und Cultus — Staatsverfassung und Stände — Justiz und Gesetzgebung, Polizei — Finanzen — Krieg und Marine — Ackerbau, Bergbau, Vieh- und Obstzucht — Handel, Gewerbe, (die Städte) — Politik und auswärtige Verhältnisse — Cultur im allgemeinen Fortgang der Künste und Wissenschaften — Schöne Wissensch., Poesie, Kritik — Philosoph. Wissenschaften — Naturwissenschaften — Histor. Wissensch. — Baukunst — Plastik — Malerei — Musik — Luxus, Sitten und Gebräuche — Erziehung — Erfindungen — Reisen. Auch hier ist wiederum der Antheil der verschiedenen Völkergruppen an diesen gesammten geistigen Interessen durch die Färbung noch besonders herausgehoben und abgezweigt. Die dem Werke zum Grunde liegende Idee und Tendenz wird sich nicht kürzer und zugleich vollständiger mittheilen lassen, als indem wir uns der Worte des Verfs. bedienen. „Im Allgemeinen ist das Werk auf das *Bedürfnifs derjenigen* berechnet, die einen Ueberblick über das Feld der Geschichte im Grofsen und Ganzen gewinnen und den mannigfaltigen Zusammenhang des äufsern politischen und innern geistigen Entwicklungsganges der Völker und Staaten bei *Lectüre, Studien* und *Geschäften* sich gegenwärtig erhalten wollen. Es ist die Absicht, nur charakteristisch ausgewählte Thatsachen, mit Ausschlufs alles nicht unmittelbar auf sie gegründeten Raisonnements, und mit Vermeidung blofs trockner Nomenclatur aufzunehmen und auf solche Weise hinzustellen, dafs jede Thatsache sich nach ihrem faktischen und Causalzusammenhange selbst erkläre, und das Detail sich unwillkürlich unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenordne. *Dies*, die *Ausführlichkeit der Angaben* und die *überwiegende Rücksicht auf den Culturprocefs* soll das *Charakteristische* sein, wodurch sich

dieses Werk von allen bisher erschienenen ähnlichen unterscheidet; der vielleicht gröfste Nutzen dieser Tafeln aber in der Möglichkeit bestehen, die alle einsichtsvollen Benutzer derselben erhalten, sich selbst Combinationen der gleichzeitigen Fakten und mannigfache Abstractionen aus diesen Combinationen zu machen, wodurch auf die Geschichte eine Fülle von ganz neuen und überraschenden Schlaglichtern fällt. — Es soll ferner aus jeder Tafel ein *anschauliches Bild* der betreffenden Zeitperiode mit allen ihren durch die Farbengebung und die Gruppirung der Thatsachen lebendig heraustretenden Hauptindividualitäten resultiren, und die *Orientirung* auf ähnliche Weise erleichtert werden, wie auf den colorirten *geographischen Charten.* Vermittelst der Auskunft, die Staaten des ersten Ranges und vornämlich die weltherrschenden *Nationen* in den Köpfen der Columnen durch illuminirte *breite Felder*, in denen ihre Namen stehen,' auszuzeichnen; — die Namen der Staaten vom zweiten Range aber, welche noch durch politischen Einflufs oder geistige Bildung sich bis zu entschiedener Bedeutsamkeit emporgeschwungen, mit daruntergesetzten *schmalen Farbenstrichen* zu versehen; — diejenigen Länder aber deren Geschichte dunkel oder isolirt und ohne Wechselbeziehung geblieben, ganz weifs zu halten — sollen einmal die Staaten nach einer dreifachen Rangordnung in Hinsicht auf ihre politische Bedeutsamkeit classifizirt; ferner eine Einsicht in das Ineinandergreifen der auswärtigen Verhältnisse und ihren gegenseitigen politischen Verkehr, in den Grad ihrer Unabhängigkeit, friedlichen und feindseligen Conflikte u. s. w. gewonnen und endlich das geschichtliche Element mit den geographischen Verhältnissen verbunden werden." —

Der Verf., durchdrungen von dem Gewicht der mannigfaltigen Anforderungen, welche durch eine so weitschichtige und allumfassende Aufgabe an den Bearbeiter gemacht werden, erwartet von dem Billigkeitsgefühle seines Publicums, dafs es bei dem Vergleiche des vor Augen liegenden Ergebnisses seiner wirklichen Leistungen, mit der seinem eignen Geiste vorschwebenden Idee und den, in Gemäfsheit ihrer, gesteigerten Ansprüchen einer sich nach allen Richtungen verbreitenden Kritik, einen gerechten Mafsstab anlegen und berücksichtigen werde; dafs das, was er unternommen, zur musterhaften Vollbringung der Gesammtkraft mehrerer, in die einzelnen Fächer vorzugsweise eingeweiheten Männer, — und wir möchten hinzusetzen, der nur im Laufe d Zeit und allmäligen methodischen Entwicklung stuf weis zu gewinnenden Reife — bedarf. Ohne Zwei reicht das bisjetzt erschienene Fragment des Werk hin, um demselben in mehr als einer Rücksicht un denklich den Preis vor allen übrigen zeither bek gewordenen Darstellungen ähnlicher Art zuerkennen dürfen. Der Fleifs, die Umsicht und Gewissenhaftigk mit der eine so inhalts- und beziehungsreiche Ma geschichtlich interessanter Daten und Notizen aus d Continuum der historischen Wissenschaft ausgeschie und nach Zeit, Ort und Wechselbezug in das entspr chende Fachwerk eingefugt worden, verdient ein dur aus belobendes Anerkenntnifs. Man mufs, um von d Umfang der darauf verwendeten Mühe und Beharrlic keit eine genügende Vorstellung zu gewinnen, sich sel mit verwandten Ausführungen beschäftigt, man m sich in der Anwendung derselben durch längere Be zung erst eine gewisse Geläufigkeit erworben haben, u das Verdienstliche einer solchen Arbeit und das ga Mafs ihres mannigfachen Gebrauchswerthes kennen u nach Gebühr schätzen zu lernen. Wenn erst eine s che viel gegliederte und reich ausgestattete Gestalt in ihrer äufsern Vollendung und in der Gesammth ihrer Bestandtheile vor den Augen des prüfenden B schauers daliegt, wird mit Leichtigkeit einzelnes Ma gelhafte im Umrifs, oder Lückenhaftes in der Au lung entdeckt und verbessert, aber auch leicht manch als Unvollkommenheit voreilig gescholten, was der Ve fasser eben so wohl in dieser Beziehung erkannt, ab nach sorgfältiger Prüfung und Beachtung sich kreuzen der Rücksichten dennoch als den kleinern Uebelstan beizubehalten sich veranlafst gefunden hatte. Ist aller dings der Urgedanke oder das Princip der Anordnung welches den Vehsischen Geschichtstafeln zum Grun liegt, seinen wesentlichen Elementen nach grade nich durchaus neu oder schlechthin unbekannt; hat man si gleich seit längerer Zeit des tabellarischen durch irg welche Färbungsmodalität belebten Schematism bedie um in das Chaos weitschichtigen Details methodisc Verknüpfung des atomistischen Stoffs, bequemes Au finden der einzelnen Gegenstände und rapiden Ueber blick der systematischen Gliederung einzuordnen, und hat man von dieser Auskunft auch selbst im Gebiete der Historie sonst schon auf mehr als eine Weise Ge brauch gemacht, um die successive Entwicklung de

Simultanen und die Wechselbeziehung von Land- Volk- und Staatsverband, von Faktum, Motiv und Strebung, ihrer Unterschiedenheit und ihrer Verschlungenheit und Zusammengehörigkeit nach zum Verständnisse zu bringen: — so ist bei alledem doch nicht in Abrede zu stellen, dafs der Verfasser sich dieser Construktionselemente auf eine ihm eigenthümliche, sinnreiche, und dem beabsichtigten Zwecke entsprechende Weise bemächtigt habe, welche noch obenein den Vorzug besitzt, dafs sie ihrem wesentlichen Charakter nach mit Leichtigkeit auch auf andre nicht illuminirte Darstellungen dieser Art übertragen und solchergestalt deren Uebersichtlichkeit und Gebrauchswerth in irgend welcher beliebigen Richtung oder Bezugnahme erhöhet werden kann.

Dafs durch diese und ähnliche Form- und Farben-Schematismen nicht nur der Unterricht sondern auch das Selbststudium und die Speculation der Geschichte ungemein gefördert, erleichtert, einerseits vereinfacht, andrerseits vermannigfacht werde, ist keinem Zweifel unterworfen; und jeder, selbst minder musterhafte Versuch, dazu einen Beitrag zu liefern und diese Methode in Aufnahme zu bringen, sollte dankbar anerkannt werden. Hiezu mitzuwirken, ist der Hauptzweck dieser Anzeige. Eine vollständig und gründlich durchgeführte Prüfung der angemessenen Auswahl und faktischen Richtigkeit des Aufgenommenen, wie des Organism der Anordnung bleibt billig andrer Zeit und Veranlassung vorbehalten.

Rühle v. Lilienstern.

LXXVII.

Die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, in Uebereinstimmung gebracht und erklärt von Dr. Conrad Glöckler. Frankfurt a. M. 1834. *XVIII. und* 906 *S.* 8.

Der Verf. dieser harmonischen Erklärung der Evangelien hat sich bereits durch seine Schrift über die Sacramente und seinen Commentar zum Römerbrief als selbstforschender Ausleger der biblischen Wahrheiten bekannt gemacht. Er ist dabei dennoch ein gläubiger Ausleger, d. i. ein solcher, der eine wirklich geschehene göttliche Offenbarung im strengern Sinn annimmt, und seine Exegese auf ihr Dasein und ihre klaren Aussprüche, nicht auf die für das Göttliche ganz unzulänglichen Ansichten der natürlichen Vernunft gründet, welche höchstens, Licht borgend von der Offenbarung, eine kleine Strecke Wegs damit, scheinbar von sich aus, erhellen kann. Neben der Nothwendigkeit strenger grammatischer Interpretation und der Nachweisung des logischen Zusammenhangs der Gedanken und des Pragmatismus der Begebenheiten, erkennt er eine doppelte Natur an, wie jeder Offenbarungsgläubige mufs, „eine Natur des Körpers und der gesammten Körperwelt, und eine Natur des Geistes und der gesammten geistigen Welt," redet hierüber sehr richtig in der Vorrede des gegenwärtigen Werks, und erklärt demnach die Wunder als Wunder, sieht die Dämonischen als Dämonische an, u. dgl. mehr. „Bei der Betrachtung der Wunder," sagt er, „kann man mit dem vollsten Rechte sagen: Es ist Alles natürlich; man mufs sie nur vom richtigen Standpunkt aus und nach den Gesetzen derjenigen Natur betrachten, aus welcher sie entsprungen sind, nämlich, wenn ich so sagen darf, nach den Gesetzen der Natur Gottes." Und unstreitig hat er hier denjenigen Punkt getroffen, der bei aller Klarheit der Sache (wefswegen wir ihn unstreitig oder unbestreitbar nennen dürfen) so oft verkannt und ganz vergeblich in Streit gezogen wird.

Was Ref. gegen den würdigen Verf. als Exegeten überhaupt bemerken mufs, ist — was ihn andrerseits als unabhängig von dem blinden Autoritätsglauben rechtfertigt — eine überwiegende Neigung zur Selbstständigkeit und Neuheit der Ansichten, öfters verbunden mit allzu scharfsinniger Auffassung des Buchstabens ohne gehörige Berücksichtigung des fremden Sprachgebrauchs. Nur dadurch, dafs er die Versuchung hiezu überwinden und das Eigene mit dem Vorhandenen ruhig abzuwägen lernen wird, möchte seine Exegese der Vollendung entgegenreifen können. Die Väter haben 1800 Jahre lang und sogar weit länger gebaut; der Rationalismus drohte ihre Grundpfeiler umzureissen; aber auch wir dürfen nur mit Vorsicht ihr Einzelnes tadeln, zumal wo es sich nicht unter ihnen selbst von Meinungsverschiedenheiten handelt. Sie waren Menschen, aber sie hatten den verheifsenen Geist, und dieser erfordert Achtung und ein scharfes Nachsehen, ob sie ihn wohl verstanden haben. So will auch ein jedes Idiom wohl gekannt und nicht unmittelbar und in allen Fällen mit dem andern (mit der teutschen Muttersprache) verglichen sein. Es giebt überdem Deutungen, die ihren Grund haben, aber die gemeine nicht aufheben; denn das Wort Gottes ist göttlicher Natur.

Es ist des Raums dieser Anzeige wegen kaum möglich, die Hauptentdeckung des Verfs., nämlich seine Behauptung, dafs „die Dauer des öffentlichen Auftretens Christi, anstatt auf drei Jahre und etwas drüber, sich blofs vom Spätsommer des Jahrs 782 *a. u. c.* oder 28 *p. Chr.* bis zum Osterfeste des Jahrs 784 *a. u. c.*" (*u. c.* oder *ab u. c.* oder *p. u. c.*) „oder 30 *p. Chr.*, also nur auf ungefähr 1½ Jahr erstreckt habe," zu beleuchten. Es wird hinreichend sein, diesen Satz anzudeuten, um die Chronologen des N. T. zur nähern Untersuchung aufzufordern, die leicht ungünstig für den Verf. ausfallen dürfte. Doch wird zuvörderst noch die von ihm versprochene Erklärung des Evangeliums Johannis abzuwarten sein, deren Abgang hier die Beurtheilung dieser evangelischen Zeitrechnung um so unthunlicher macht.

In der Einleitung wird das Evangelium Matthäi als streng chronologisch angesehen, und die Ursprünglichkeit seines griechischen Textes mit guten Gründen vertheidigt. Der Zeitordnung des Matthäus wird sodann vor der des Marcus bei den einzelnen (vielleicht doch nur scheinbaren?) Abweichungen der Vorzug gegeben, und der Zusammenhang des Evangeliums des Lucas nicht als chronologisch, sondern als pragmatisch zum Zweck des Beweises, dafs die Heiden zur Theilnahme an der Erlösung berufen seien, betrachtet, wohin auch besonders die Apostelgeschichte ziele.

Nach Aufstellung von harmonischen Uebersichten beginnt sodann der Commentar, welcher sich zuerst mit Festsetzung des Geburtsjahrs Christi beschäftigt. Das Resultat ist, was schon Andre angenommen haben, dafs Christus drei Jahre früher, als die Petavische Rechnung mit sich bringt, geboren sei. Dadurch kämen wir auf J. d. W. 3980, was auch das Meiste für sich hat. Hinsichtlich der Lebensdauer Christi wird hier abermals bemerkt, dafs in den Evangelien zwar mehrere Osterfeste vorkommen, aber nicht drei, wie man bei der vereinzelten Betrachtung des Evangeliums Johannis glauben sollte, sondern nur zwei Osterfeste, indem das von Johannes als das erste erzählte offenbar eins und dasselbe sei mit dem letzten Osterfeste, an welchem Jesus gekreuzigt worden, in einem Alter von 31 Jahren und ungefähr 4 Monaten; und hievon ist eben die hier auszusetzende Frage. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob der Verf. seine Behauptung (S. 47. 49) wird erweisen können, dafs die Austreibung der Verkäufer und Wechsler aus dem Tempel, welche Johannes schon im 2. Cap. gleich nach der Hochzeit zu Kana erzählt, nicht zweimal vorgefallen, sondern dieselbe sei, welche die drei ersten Evangelisten nach dem Einzug Christi in Jerusalem und kurz vor seinem Tode berichten. Was der Verf. hier mit Wenigem bemerkt, reicht noch nicht zu. Die „Juden" fragten (Joh. 2, 18.): „Was zeigest du uns für ein Zeichen, dafs du solches thun mögest?" Obgleich die Ausgetriebenen seine höhere Autorität wohl empfunden hatten, so verlangten jene doch eine bessere Beglaubigung des ihnen noch unbekannten Propheten; er that auch aufserdem hierauf (Vs. 23) noch Wunder, die Viele zum Glauben an ihn bewogen, und den Besuch des Nikodemus veranlafsten (C. 3, 2.). Nach der zweiten Tempelreinigung thaten zwar die Hohenpriester und Aeltesten eine ähnliche Frage (Matth. 21, 23. Marc. 11, 28. Luc. 20, 2.), aber in allgemeinerem Bezug auf sein ganzes Lehr- und Prophetenamt, und jedenfalls konnte sie zweimal an ihn geschehen, wie die Handlung selbst, als nach zwei Jahren sich derselbe Misbrauch wieder vorfand. Sogar ist es wahrscheinlich, dafs was zuerst die Juden überhaupt in Verwunderung setzte, beim zweiten Mal eine dringendere und förmlichere Anfrage ihrer Obern veranlafste.

Wir wollen nun diesen von mehreren Seiten empfehlungswerthen und in richtigem Geist geschriebenen Commentar durchgehen, und der Kürze halben hauptsächlich nur bemerken, wo Ref. mit der einzelnen Auslegung nicht einverstanden ist. — Matth. 1, 19 *ἀπολῦσαι*, nicht: „das Verlöbnifs aufzulösen," sondern: *sie* (*αὐτὴν* ohne Variante) zu entlassen (abzulösen). — Luc. 1, 2 (S. 68) wird allzu gezwungen construirt: *καθὼς παρέδοσαν ἡμῖν τοῦ λόγου, οἱ ἀπ' ἀρχῆς αὐτόπται καὶ ὑπηρέται* (*τῶν — πραγμάτων*) *γενόμενοι*, und *ὑπηρέται* Theilnehmer, Gehülfen, übersetzt. Die gewöhnliche Interpretation ist gesund; vgl. Apostelg. 26, 16: *ὑπηρέτην καὶ μάρτυρα ὧν τε εἶδες κ. τ. λ.* — Vs. 3 ist *πᾶσι* nicht auf *πολλοὶ* zu beziehen; auf Personen bezogen, heifst *παρακολουθεῖν* nachfolgen, nachahmen, was Lucas nicht sagen will; daher ist *πράγμασι* zu verstehen. Vergl. die Beispiele bei Schleusner Art. *παρακολ.* —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, in Uebereinstimmung gebracht und erklärt von Dr. Conrad Glöckler.

(Schlufs.)

Vs. 8 soll ἔναντι τοῦ θεοῦ nicht gleichbedeutend mit ἐνώπιον sein, sondern anstatt, an der Stelle Gottes bedeuten; abermals gezwungen und unnöthig, auch läfst sich von Gott selbst nicht sagen, dafs er Priesteramts pflege. 2 Mos. 6, 12 haben die Alex. ἔναντι κυρίου für לִפְנֵי. — Vs. 13 das Gebet des Zacharias um einen Sohn kann weit früher geschehen und jetzt erst erhört worden sein; doch ist auch der Bezug auf die Erlösung des Volks u. s. w. möglich und wahrscheinlich. — Vs. 17 ist προελεύσεται allzu ausdrucksvoll, als dafs der Sinn: er wird der Vorläufer des Herrn sein, willkürlich heifsen könnte, vollends wenn man V. 76 vergleicht. — Vs. 18 κατὰ τί, nicht „wozu, warum," sondern wobei, woran, במה ארע Gen. 15, 8, wo die Alex. ebenfalls: κατὰ τί γνώσομαι. — Vs. 29 ποταπὸς heifst nicht *cujas*, sondern dieses heifst ποδαπὸς, wenigstens der Regel nach; ersteres ist umfassender. — Vs. 35 ἐπισκιάζειν nicht blofs „Schutz und Schirm gewähren;" die angeführten Stellen nebst 2 Mos. 40, 34 u. s. w. deuten auf ein Mehreres. — Luc. 2, 25 παράκλησις „Zurufung" (Verheifsung) ist zu buchstäblich; dem Sprachgebrauch nach hier Trost, תנחומים. — Vs. 26 κεχρηματισμένον, abermals sprachwidrig: „es war ihm aufgetragen worden von dem h. Geist, d. h. es war ihm von dem h. Geist die Stellung angewiesen worden," gegen den sehr bekannten Wortgebrauch von Orakeln. Das Stammwort χρῆμα hat hiebei nicht die Bedeutung von *negotium*, sondern von *usus* (Auskunft). Eben so unrichtig S. 119 zu Matth. 2, 12. — Ebenso Vs. 31 κατὰ πρόσωπον „hinsichtlich der Person — hinsichtlich jedes Einzelnen"; es ist לפני. — Vs. 35 ὅπως geht vornehmlich auf Vs. 34, und der Anfang von Vs. 35 ist nur Consequenz. — Vs. 38 ἀνθωμολογεῖτο „sie sagte dagegen auf ihrer Seite ganz dasselbe dem Herrn," wider den Sprachgebrauch; es ist הודה, vergl. die Alex. Man sehe, was oben im Allgemeinen an der Methode des Verfs. getadelt worden. — Von dem Stern der Weisen Matth. 2 wird zu Vs. 9 angenommen, dafs er seine natürliche Bahn gehabt habe; allein der Text möchte etwas Anderes sagen. Mit Recht aber wird die Idee einer gewissen Constellation verworfen. — Matth. 2, 23. die Stadt Nazareth hat ihren Namen nicht von נצר, Zweig, sondern von נזר, Krone, s. die Bemerkung von Simonis im *Onomast. N. T. p.* 114. — Dafs bei der Taufe Jesu der h. Geist, nicht blofs nach Art, sondern in Gestalt einer Taube herabgefahren sei, wird S. 147 f. mit unzureichenden Argumenten bestritten; gleich unvollkommen ist die Erklärung von dem Oeffnen des Himmels. — Wenn S. 152 behauptet wird, der Geist Matth. 4, 1. sei Christi eigener (menschlicher?) Geist gewesen, so stimmt hiezu wenigstens nicht die Parallele Luc. 4, 1. — S. 155 f. wird unter dem Versucher zwar der Teufel verstanden, aber keine sichtbare Erscheinung desselben angenommen, sondern „die Versuchung Christi sei, wie jede Versuchung, etwas durchaus Innerliches" gewesen. Ein Beweis für diese längst bekannte Meinung wird nicht beigebracht, möchte auch nicht beigebracht werden können. — Matth. 4, 4 soll das Futurum ζήσεται sich auf das zukünftige Leben beziehen, was unmöglich der nächste Sinn sein kann; vgl. 5 Mos. 8, 3 יחיה, wo nicht von dem Manna des zukünftigen Lebens die Rede ist. — S. 159. 162, zu Matth. 4, 12: παρεδόθη, nicht *dem* Herodes überliefert, sondern von ihm in den Kerker, s. Luc. 3, 19. 20. Matth. 14, 3. 4. — Die Entwickelung der Makarismen im Eingang der Bergpredigt verdient belobende Auszeichnung; aber der Zusatz beim Verlästern und Verfolgen Vs. 10 u. 11: „vor Gericht," ist zu

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote" Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinster und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 *περισσεύειν*, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construirt, wie im Teutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie *παρὰ* und *ὑπὲρ*, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, *πλεῖον* aber mit dem Genitiv allerdings anstatt *παρὰ* (*τὴν δικ. τῶν γραμμ.*). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läfst zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. dafs Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint" sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: *μὴ ὀμόσαι ὅλως*, blofs heifsen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?" — Vs. 39 *ἀντιστῆναι* heifst nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. *ἔσεσθε* nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur *μὴ* und nicht auch *οὐ* einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 *οὐ φονεύσεις* kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall *οὐ*. Es ist dasselbe wie mit אל und לא. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Lafst die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 *τί* die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (מה) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, dafs ihr keine falsche Propheten werdet," mit der Versicherung: „*προσέχειν* (mit *ἀπο*?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen," während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen," und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht." — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt," wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer", s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, dafs er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als dafs ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren," so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwählt worden, kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen mufs der Verf. dieses annehmen, weil er Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Bergpredigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist *πλήρωμα* schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = *ἐπίβλημα*, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und *αἴρει* steht absolut, wie *σχίζει* Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet." — S. 303. Matth. 9, 24 möchten die Worte Christi kein blofses Vorgeben (!) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heifst *δίδυμος* nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei *ἐξομολογοῦμαι* ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in הודה) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannte oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen wären), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. *Λύχνος* ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und *λυχνία* der Leuchter, Candelaber. — S. 408, Luc. 4, 23: *πάντως ἐρεῖτέ μοι*, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir." — S. 409, Vs. 25: *ἐπ' ἀληθείας*, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch," sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt," in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. באמת. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „*ἀνὰ ἑκατόν* bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und *ἀνὰ πεντήκοντα* bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber," also 50 mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu *ἀνὰ* passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzigen," C. 9, 14, wo es sonst heifsen müfste: *κλισίας πεντήκοντα*. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan" u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. *φυτεία* aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Evan-

gelisten hatten. Die Consequenz lag in der Handlung Christi. Uebrigens: οὐ γὰρ ᾔδει, „er hatte nicht gesehen (?), was er sprechen wird." Bekanntlich hat das Perf. med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gesehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weifs, daher das Plusquamperf. εἰδειν und ᾔδειν die eines Imperf. ich wufste. Sodann ist der Conjunctiv λαλήσῃ, oder nach andrer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), unser Teutsches: was er reden *wollte*, der Wortverstand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκαταστήσει Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen sein, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu angiebt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschlufs der geistlichen Absicht möchte ἑτοιμάζειν doch zunächst die leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort in andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome hatte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigelegten erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, als ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele Jünger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem Hosianna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit" gebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, obgleich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Vs. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem bufsfertigen Entschlufs, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe. — S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρώτην, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν blofs das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, dafs nach S. 601 f. das Gleichnifs von dem reichen Mann und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ' αὐτοῖς Vs. 7. Desgleichen mit der von ἢ (γὰρ, *al.* περ) ἐκεῖνος Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, dafs Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist," beweist nicht, dafs das Füllen jetzo noch zu jung dazu, sondern nur, dafs es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen," heifst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen." — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλὴν übel verstanden, es heifst: vielmehr, nur u. s. w. אך. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles." Das οὐ ist הלוא und βλέπειν sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis dafs erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis dafs die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird" — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, dafs zehn Jungfrauen „auf einmal" *ihrem* Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend," müfste wohl heifsen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet." — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel," ist unrichtig. Ἐκάθισε

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote" Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinster und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 *περισσεύειν*, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construirt, wie im Teutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie *παρὰ* und *ὑπὲρ*, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, *πλεῖον* aber mit dem Genitiv allerdings anstatt *παρὰ* (*τὴν δικ. τῶν γραμμ.*). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läſst zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. daſs Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint" sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: *μὴ ὀμόσαι ὅλως*, bloſs heiſsen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?" — Vs. 39 *ἀντιστῆναι* heiſst nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. *ἔσεσθε* nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur *μὴ* und nicht auch *οὐ* einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 *οὐ φονεύσεις* kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall *οὐ*. Es ist dasselbe wie mit אל und לא. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Laſst die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 *τί* die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (מה) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, daſs ihr keine falsche Propheten werdet," mit der Versicherung: „*προσέχειν* (mit *ἀπο*?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen," während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen," und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht." — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt," wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer", s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, daſs er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als daſs ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren," so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwählt worden, kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen muſs der Verf. dieses annehmen, weil er Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Bergpredigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist *πλήρωμα* schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = *ἐπίβλημα*, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und *αἴρει* steht absolut, wie *σχίζει* Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet." — S. 303. Matth. 9, [illegible] möchten die Worte Christi kein bloſses Vorgeben (?) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heiſst *δίδυμος* nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei *ἐξομολογοῦμαι* ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in הודה) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannte oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen wären), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. *Λύχνος* ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und *λυχνία* der Leuchter, Candelaber. — S. 408, Luc. 4, 23: *πάντως ἐρεῖτέ μοι*, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir." — S. 409, Vs. 25: *ἐπ' ἀληθείας*, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch," sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt," in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. באמת. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „*ἀνὰ ἑκατόν* bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und *ἀνὰ πεντήκοντα* bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber," also 50mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu *ἀνά* passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzigen," C. 9, 14, wo es sonst heiſsen müſste: *κλισίας πεντήκοντα*. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan" u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. *φυτεία* aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Evan-

elisten hatten. Die Consequenz lag in der Handlung Christi. Uebrigens: οὐ γὰρ ᾔδει, „er hatte nicht gesehn (?), was er sprechen wird.“ Bekanntlich hat das Perf. med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gesehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weiſs, daher as Plusquamperf. εἴδειν und ᾔδειν die eines Imperf. ich wuſste. Sodann ist der Conjunctiv λαλήσῃ, oder nach andrer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), unser Teutsches: was er reden *wollte*, der Wortverstand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκαταστήσει Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen sein, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu angiebt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschluſs der geistlichen Absicht möchte ἑτοιμάζειν doch zunächst die leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort in andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome hatte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigelegten erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, als ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele Jünger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem Hosianna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit“ gebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, obgleich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Vs. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem bufsfertigen Entschluſs, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe. — S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρώτην, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν bloſs das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, daſs nach S. 601 f. das Gleichniſs von dem reichen Mann und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ' αὐτοῖς Vs. 7. Desgleichen mit der von ἤ (γάρ, *al.* περ) ἐκεῖνος Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, daſs Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist,“ beweist nicht, daſs das Füllen jetzo noch zu jung dazu, sondern nur, daſs es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen,“ heiſst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen.“ — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλὴν übel verstanden, es heiſst: vielmehr, nur u. s. w. אך. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles.“ Das οὐ ist הלוא und βλέπειν sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis daſs erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis daſs die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird“ — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, daſs zehn Jungfrauen „auf einmal“ *ihrem* Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend,“ müſste wohl heiſsen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet.“ — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel,“ ist unrichtig. Ἐκάθισε

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote" Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinster und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 *περισσεύειν*, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construirt, wie im Teutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie *παρὰ* und *ὑπὲρ*, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, *πλεῖον* aber mit dem Genitiv allerdings anstatt *παρὰ* (*τὴν δικ. τῶν γραμμ.*). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läfst zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. dafs Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint" sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: *μὴ ὀμόσαι ὅλως*, blofs heifsen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?" — Vs. 39 *ἀντιστῆναι* heifst nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. *ἔσεσθε* nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur *μὴ* und nicht auch *οὐ* einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 *οὐ φονεύσεις* kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall *οὐ*. Es ist dasselbe wie mit אל und לא. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Lafst die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 *τί* die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (מה) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, dafs ihr keine falsche Propheten werdet," mit der Versicherung: „*προσέχειν* (mit *ἀπο*?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen," während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen," und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht." — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt," wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer", s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, dafs er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als dafs ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren," so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwählt worden, kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen mufs der Verf. dieses annehmen, weil er Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Bergpredigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist *πλήρωμα* schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = *ἐπίβλημα*, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und *αἴρει* steht absolut, wie *σχίζει* Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet." — S. 303. Matth. 9, 24 möchten die Worte Christi kein blofses Vorgeben (?) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heifst *δίδυμος* nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei *ἐξομολογοῦμαι* ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in הודה) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannte oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen wären), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. *Λύχνος* ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und *λυχνία* der Leuchter, Candelaber. — S. 408, Luc. 4, 23: *πάντως ἐρεῖτέ μοι*, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir." — S. 409, Vs. 25: *ἐπ' ἀληθείας*, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch," sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt," in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. באמת. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „*ἀνὰ ἑκατόν* bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und *ἀνὰ πεντήκοντα* bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber," also 50mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu *ἀνὰ* passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzigen," C. 9, 14, wo es sonst heifsen müfste: *κλισίας πεντήκοντα*. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan" u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. *φυτεία* aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Evan-

elisten hatten. Die Consequenz lag in der Handlung Christi. Uebrigens: οὐ γὰρ ᾔδει, „er hatte nicht gesehen (?), was er sprechen wird." Bekanntlich hat das Perf. med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gesehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weiſs, daher das Plusquamperf. εἴδειν und ᾔδειν die eines Imperf. ich wuſste. Sodann ist der Conjunctiv λαλήσῃ, oder nach andrer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), unser Teutsches: was er reden *wollte*, der Wortverstand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκαταστήσει Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen sein, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu angiebt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschluſs der geistlichen Absicht möchte ἑτοιμάζειν doch zunächst die leibliche Aufnahme beziehen; man sehe dieses Wort an andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome hatte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigelegten erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, als ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele Jünger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem Hosianna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit" gebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, obgleich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Vs. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem buſsfertigen Entschluſs, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe. — S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρώτην, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν bloſs das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, daſs nach S. 601 f. das Gleichniſs von dem reichen Mann und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ᾽ αὐτοῖς Vs. 7. Desgleichen mit der von ἤ (γάρ, *al.* περ) ἐκεῖνος Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, daſs Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist," beweist nicht, daſs das Füllen jetzo noch zu jung dazu, sondern nur, daſs es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen," heiſst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen." — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλὴν übel verstanden, es heiſst: vielmehr, nur u. s. w. אך. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles." Das οὐ ist הלא und βλέπειν sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis daſs erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis daſs die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird" — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, daſs zehn Jungfrauen „auf einmal" *ihrem* Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend," müſste wohl heiſsen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet." — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel," ist unrichtig. Ἐκάθισε

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote" Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinster und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 περισσεύειν, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construirt, wie im Teutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie παρὰ und ὑπὲρ, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, πλεῖον aber mit dem Genitiv allerdings anstatt παρὰ (τὴν δικ. τῶν γραμμ.). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läfst zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. dafs Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint" sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: μὴ ὀμόσαι ὅλως, blofs heifsen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?" — Vs. 39 ἀντιστῆναι heifst nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. ἔσεσθε nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur μὴ und nicht auch οὐ einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 οὐ φονεύσεις kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall οὐ. Es ist dasselbe wie mit אל und לא. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Lafst die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 τί die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (מה) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, dafs ihr keine falsche Propheten werdet," mit der Versicherung: „προσέχειν (mit ἀπο?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen," während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen," und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht." — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt," wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer", s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, dafs er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als dafs ihm aufgetragen (?) wird, in Thiere zu fahren," so stimmt dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst noch viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus schon früher auf dem Berge zum Apostel erwählt worden, kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Frage sein; indessen mufs der Verf. dieses annehmen, weil er Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Bergpredigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 und Marc. 2, 21 ist πλήρωμα schwerlich das Loch, sondern die Ausfüllung = ἐπίβλημα, daher nicht Accusativ sondern Nominativ, und αἴρει steht absolut, wie σχίζει Luc. 5, 36, nicht „er zerschneidet." — S. 303. Matth. 9, 38 möchten die Worte Christi kein blofses Vorgeben (?) sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Thomas heifst δίδυμος nicht bei Lucas, sondern bei Johannes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei ἐξομολογοῦμαι ist hier und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einverständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbekenntnisses, des belobenden Zeugnisses (wie in הודה) zu Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekannte oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt unsere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen wären), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürftig sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. λύχνος ist die Lampe, besonders die angezündete, auch die Fackel, und λυχνία der Leuchter, Candelaber. — S. 408, Luc. 4, 23: πάντως ἐρεῖτέ μοι, allerdings werdet ihr zu mir sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir." — S. 409, Vs. 25: ἐπ' ἀληθείας, nicht: „zur Bekräftigung der ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch," sondern, „wie man es gewöhnlich übersetzt," in Wahrheit, s. Marc. 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. באמת. Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 424. Marc. 6, 40: „ἀνὰ ἑκατόν bezeichnet die Anzahl der Theilnehmer an einer Gesellschaft, und ἀνὰ πεντήκοντα bezeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber," also 50mal 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so wenig möchte sie zu ἀνὰ passen, und Lucas sagt einfach: „zu fünfzigen," C. 9, 14, wo es sonst heifsen müfste: κλισίας πεντήκοντα. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pflanzen = „jeder Plan" u. s. w., viel zu entfernt; vergl. C. 12, 33, und was Schleusner v. φυτεία aus den Rabbinen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des Petrus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beigelegt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Evan-

listen hatten. Die Consequenz lag in der Handlung hristi. Uebrigens: οὐ γὰρ ᾔδει, „er hatte nicht gesein (?), was er sprechen wird." Bekanntlich hat das erf. med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe gehen) die Bedeutung eines Präsens: ich weifs, daher s Plusquamperf. εἰδειν und ᾔδειν die eines Imperf. ich ufste. Sodann ist der Conjunctiv λαλήσῃ, oder nach ndrer Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), nser Teutsches: was er reden *wollte*, der Wortverand mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκαταήσει Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen in, als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu anebt; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschlufs r geistlichen Absicht möchte ἑτοιμάζειν doch zunächst e leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort andern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome atte offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beigegten erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, s ihren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele änger mit ihr theilten, und die sich hernach in dem osianna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit" ebührt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm König werden konnte, so konnten seine Verwandten, obgleich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. Vs. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus Luc. 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem bufsfertigen Entschlufs, sondern von einem Rühmen dessen erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe.— S. 583, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn anfassend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegenbeweis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 20, 20. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρώτην, nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches dem Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, Luc. 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott allein, noch unter ἐκλείπειν blofs das Sterben verstehen; desgleichen kann er damit nicht einverstanden sein, dafs nach S. 601 f. das Gleichnifs von dem reichen Mann und Lazarus keine Belehrung über den Zustand der Verstorbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit der Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt werden will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden Verbesserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, 8 und der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ' αὐτοῖς Vs. 7. Desgleichen mit der von ἤ (γὰρ, *al.* περ) ἐκεῖνος Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, dafs Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelaufen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist," beweist nicht, dafs das Füllen jetzo noch zu jung dazu, sondern nur, dafs es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen," heifst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu machen." — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλὴν übel verstanden, es heifst: vielmehr, nur u. s. w. אךְ. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Alles." Das οὐ ist הֲלֹא und βλέπειν sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis dafs erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis dafs die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird" — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zusammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkommen. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, haben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, dafs zehn Jungfrauen „auf einmal" *ihrem* Bräutigam entgegengegangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend," müfste wohl heifsen: „Aufstehend, oder vielmehr: aufgestanden, betet." — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem sogenannten Hochpflaster am Tempel," ist unrichtig. *Ἐκάθισε*

ist intransitiv, und das Lithostroton war nicht am Tempel. — S. 875, Matth. 27, 66: „sie stellten vor den Stein eine Wache wie ein Siegel, welches Niemand verletzen darf," reimt sich weder zum Styl der Erzählung, noch zu einer von den beiden Interpunctionen. Buchstäblich heifst die Stelle: „Sie aber hingehend verwahreten das Grab, versiegelnd den Stein (,) mit der Wache." Vergl. Dan. 6, 17.

Recensent hat sich hauptsächlich an das Sprachliche in diesem Commentar gehalten, wo er am meisten zu erinnern fand, und mufs die Harmonie und Chronologie, insonderheit was über das Osterfest und Passamahl zu Matth. 26 sehr ausführlich gesagt wird, der umständlichern Prüfung der Leser überlassen. Im Ganzen kann er den wohlgemeinten Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Verfasser seinen Forschungen, besonders den philologischen, geraumere Zeit gönnen möge.

J. F. v. Meyer.

LXXVIII.

Erinnerungen an Winckelmann. Abhandlung von A. Krech. Berlin, 1835. 4.

Wenn bisweilen bändereiche Schriften in unsern Anzeigen ohne Nachtheil für die Wissenschaften übergangen werden dürfen, so haben wir dagegen um ihrer Bedeutung willen auch öfters kleine Schriften hervorzuheben, deren Erscheinungsweise die allgemeine Aufmerksamkeit sonst wenig in Anspruch zu nehmen pflegt. Dies ist der Fall bei dem trefflichen Aufsatze, dessen wir hier gedenken. Als Einladungsschrift zu einer Schulprüfung, — unter welcher Gestalt im Preufsischen oft die ausgezeichnetsten und werthvollsten Abhandlungen erscheinen, oder vielmehr verborgen bleiben, — wird uns hier eine frische und lebhafte Schilderung Winckelmanns dargeboten, in welcher einige Züge wo nicht völlig neu, doch mit besonderer Kraft gezeichnet sind. Was einen solchen Heros unsrer Bildung und Litteratur auf würdige Weise bespricht, darf uns nicht gleichgültig sein, es gehört nicht uns allein mehr an, sondern der ganzen kunstgelehrten Welt, die unsern grofsen Landsmann sich angeeignet hat. Nach der meisterhaften Darstellung durch Goethe, der sorgsamen Herausgabe der Werke durch J. Schulze und Meyer, der Briefe durch Förster, und manchem guten Worte von Gurlitt, Morgenstern und Andern, ist die Betrachtung Winckelmanns und seiner Schriften und Wirksamkeit noch keineswegs abgeschlossen, sondern eigentlich erst gründlich angeregt, und wir freuen uns, hier einen schätzbaren Beitrag dazu mitgetheilt zu sehen. Der Hr. Verf. giebt durch denselben ein schönes Zeugnifs geistvoller und eindringender Beschäftigung mit einem so werthvollen Gegenstande. Vier besondere Karakterbezüge desselben sind es, welche er diesmal hauptsächlich hervorhebt, und seinen Abschnitten als Ueberschriften setzt. Sie heifsen: Religion, Unabhängigkeit, Darstellung, Reiselust. Dem Hrn. Verf. sind Goethe's Ansichten und Aussprüche wohlbekannt und in hohem Werthe: es ist kein geringes Lob für die seinigen, dafs sie neben so Grofsem und Vollendeten ein selbstständiges Verdienst gar wohl behaupten können. Von besonderer Wichtigkeit für die Einsicht in Winckelmanns Karakter erscheint uns vorzüglich der erste Abschnitt, wo die Meinung Goethe's, dafs in Winckelmann das Heidnische eingeboren gewesen, bestritten und dafür die Nachweisung versucht wird, er sei im Herzen immerdar ein protestantischer Christ geblieben. Die Gründe und Zeugnisse hiefür sind allerdings triftig, und die Vorliebe Winckelmanns für protestantische Lieder bleibt ein merkwürdiger und rührender Zug in ihm. Ob indefs die kindliche Gewöhnung an eine bestimmte Kirchenform, besonders wenn diese selbst so mannigfache Denkweisen in und neben sich gedeihen läfst, wie damals die protestantische, einen wahren Glauben an deren dogmatischen Inhalt nothwendig voraussetze, darüber dürfte uns wenigstens noch einiger Zweifel bleiben. Uebrigens meint der Hr. Verf. nicht, durch seine Deutung ein Lob für Winckelmann einzutauschen, sondern nur den Tadel, dem derselbe auch so nicht entgehen kann, aus andrer Richtung herzuleiten. In den nachfolgenden Abschnitten ist gleicherweise viel Eigengeschautes und glücklich Zusammengestelltes, und das Ganze auch vortrefflich geschrieben, welches einer Schrift über Winckelmann, der selber den gröfsten Werth auf gut Schreiben legte und dasselbe für „das schwerste Menschenwerk" erklärte, nur ein Merkmal mehr giebt, dafs sie ihres Gegenstandes würdig sei. Zu bemerken bleibt noch, dafs diese Abhandlung zugleich die hundertjährige Feier des Tages bezeichnet, an welchem Winckelmann als Schüler in das Köllnische Gymnasium zu Berlin aufgenommen worden; diese Aufnahme geschah am 18. März 1735. —

V. v. E.

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

LXXIX.

Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster Band. Mit einer Karte. Hamburg 1834. *Bei Friedrich Perthes.*

Das Werk, dessen Anzeige und Beurtheilung wir hier übernommen haben, bildet einen Bestandtheil der von Heeren und Ukert veranstalteten Sammlung europäischer Staatengeschichten. Wir können den Herausgebern und dem Publicum zu der günstigen Wahl, welche jene in Betreff des Bearbeiters der englischen Geschichte getroffen haben, nicht anders als Glück wünschen. Es ist dieses Buch, dessen erster bisher erschienener Band auch als eine selbstständige Geschichte der Angelsachsen betrachtet werden könnte, in der That ein überaus gelungenes Werk zu nennen. Der Verf. hat aufser seiner Liebe zur Sache und einer auf jeder Seite seiner Arbeit sich bewährenden Gründlichkeit, zu dieser auch alle diejenigen erforderlichen Kenntnisse mitgebracht, welche denjenigen Engländern, die bisher die Geschichte ihres Vaterlandes beschrieben haben, fehlen, und verbindet mit jenen Eigenschaften auch das Talent einer angenehmen Darstellung, durch die er das Interesse des Lesers auch an solchen Stellen zu fesseln weifs, wo er durch den thatsächlichen Stoff der Geschichte weniger unterstützt wird, als an andern. Sind bei dieser Bearbeitung der englischen Geschichte die Quellen mit grofser Genauigkeit geprüft und ist auf diese Weise das wirklich und unzweifelhaft Geschehene mit scharfem Messer der Kritik von jeder Hülle und Einkleidung gesondert worden, so versteht sich der Verf. auf der andern Seite sehr gut darauf, seine Darstellung durch geschicktes Einweben der oft so anmuthigen Sage noch belebter zu machen, während die ersten Blicke, welche er von Zeit zu Zeit auf spätere Jahrhunderte und auf die Gegenwart wirft, dem überall würdig gehaltenen Vortrage noch mehr den Charakter wahrer historischer Gravität verleihen.

Es passen diese Bemerkungen auf jeden der einzelnen Abschnitte des vorliegenden Werkes und wir sind überzeugt, dafs dasselbe überall eine günstige Aufnahme und Anerkennung finden wird; nicht leicht aber möchte es Jemand mit gröfserem Interesse lesen als dasjenige ist, welches es bei dem Unterzeichneten erregt hat, der, nachdem er sich seit Jahren von dem Detailstudium der angelsächsischen Geschichte entfernt hatte, jetzt an der Hand des Verfs. jenes ihm befreundete Gebiet auf eine so angenehme Weise durchwandern konnte. Wenn er denn auf dieser Pilgerschaft, so wie auf der grofsen durch dieses Leben, andre religiöse Ansichten hat als manche derjenigen sind, welche der Verf. ausspricht und auf welche derselbe seine Beurtheilung kirchlicher Verhältnisse gründet, so möchte dies der einzige Hauptpunkt sein, in welchem wir nicht mit einander übereinstimmten. Da aber eben dieser Punkt mit der grofsen kirchlichen Streitfrage der drei letzten Jahrhunderte zusammenhängt, so ist es besser, ihn hier für die Folge zu übergehen. Damit scheint uns aber nicht in Verbindung zu stehen die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen den britischen und angelsächsischen Christen, bei welchem wir uns gedrungen fühlen, dem Verf. gegen seine Ansichten einige Einwendungen zu machen. Zuvörderst etliche Bemerkungen über die Vertheilung des Stoffes in dem vorliegenden Werke.

Die ältere Geschichte Britanniens bis zum Jahre 1066 zerlegt sich fast von selbst in fünf sich streng von einander unterscheidende Abschnitte; diese bilden daher gleichsam eine naturgemäfse Eintheilung jener Geschichte und sind auch von dem Verf. beachtet worden. Da unsre Kenntnisse über die ältesten Zeiten Britanniens nicht umfangreich sind, so läfst sich die Geschichte dieser Insel *vor* und *unter* den Römern bis zum fünf-

ten Jahrhunderte bequem zusammenfassen. In einem sehr in die Augen fallenden Gegensatze zu dieser in dem ersten Abschnitte behandelten Periode steht die der Eroberung Britanniens durch die Sachsen, Angeln und Jüten und der Gründung ihrer verschiedenen Reiche, die man gewöhnlich unter dem Ausdrucke *Heptarchie* begreift. Diesen technischen Ausdruck erwähnt der Verf. zwar auch, aber nur in einer misbilligenden Weise und er hat vollkommen Recht darin, wenn er sich bemühet ihn als irreleitend zu verbannen; derselbe kann gar nicht als charakteristisch bezeichnend für diese Periode gebraucht werden, da für manche Zeiten in dieser älteren angelsächsischen Geschichte eben sowohl von einer Oktarchie und Hexarchie als von einer Heptarchie gesprochen werden kann. Die von dem Verf. glücklich gelöste Aufgabe, die Geschichte der einzelnen angelsächsischen Reiche neben einander darzustellen, war in der That nicht leicht. Sein Verfahren hiebei war das, soviel als möglich diese Geschichten an einzelne ihnen gemeinschaftliche Punkte z. B. Einführung des Christenthums und für die letzte Zeit dieser Periode an einzelne ausgezeichnete Persönlichkeiten, die auf das Schicksal aller oder mehrerer jener Reiche einen entscheidenden Einflufs geübt haben, anzureihen. Von diesem Zeitraume unterscheiden sich dann wieder die beiden folgenden Jahrhunderte wesentlich dadurch, dafs die kleinen Reiche zu einem Ganzen vereinigt sind und dafs fast gleichzeitig mit dieser Vereinigung die Angriffe der Dänen auf Britannien erfolgen und dann nicht nur bis ins eilfte Jahrhundert fortdauern, sondern auch zur Vertreibung der königlichen aus dem Stamme Cerdics entsprossenen Dynastie und zur Begründung einer dänischen Herrschaft in Britannien führen. Als den eigentlichen Held dieses dritten Abschnittes englischer Geschichte stellt uns der Verf. den grofsen König Aalfred in seinem ganzen thatenreichen Wirken als muthigen Befreier seines Vaterlandes von fremder Knechtschaft und als weisen Erzieher seines Volkes vor Augen. Er bezeichnet die Zeit nach den Siegen des Königs über die Dänen als „das wahre Fest seiner Regierung, die höchste Feier seines Lebens" und zeigt nun, was Aalfred Alles gethan zur Wiederherstellung und Verbesserung des Zustandes seines Landes, schildert seine Sorge für die Rechtspflege und seine Bemühungen für Kunst und Wissenschaft u. s. w.; auffallend ist es, dafs Aalfred zum Zwecke der Schiffsbauten von auswärts her friesische Seeleute kommen lassen mufste. In welchem Gegensatze zu diesem Fürsten erscheint hundert Jahre nach ihm sein Enkel Aethelred, des glücklichsten Königs Eadgars Sohn! Unglück und Ungeschick boten sich die Hand, um den Dänen die Herrschaft Englands zu verschaffen. Es warnt jedoch der Verf. vor zu strengem Urtheil über Aethelred, über welchen wir meistens nur durch die gegen ihn partheiisch eingenommenen normannischen Chronisten Zeugnifs haben. Von ganz besonderem Werthe halten wir in diesem Abschnitte auch die allgemeinen Betrachtungen über die Dänen und Normannen (S. 279—289), woran sich denn weiter unten eine interessante Erläuterung der Regner Lodbrogssage anreihet. Die sechs und zwanzigjährige Herrschaft der Dänen bildet dann den vierten Abschnitt; unter den drei Königen dieses Stammes ist der erste *Cnut* ebenfalls mit dem Beinamen des Grofsen geziert; auch ihn hat der Verf. sehr richtig gezeichnet, wenn er von ihm sagt: „der tapfere Krieger zeigte sich als einen besonnenen und weisen Regenten, welcher alle Segnungen des Friedens anzuerkennen, zu fördern und zu benutzen verstand; er war ein Eroberer, der nicht gehafst wurde und unter welchem das Volk glücklicher erschien, als unter seinen eignen Königen." Desto unglücklicher war es aber unter Cnuts Söhnen und als im Jahre 1042 die vertriebene Dynastie zurückkehrte, so diente sie eigentlich nur zur Vorläuferin für das kommende Regentengeschlecht. Die Geschichte der Regierungen Edwards des Bekenners und Harolds oder die des Unterganges der Könige aus angelsächsischem Stamme bildet den Inhalt des fünften Abschnittes, an dessen Schlufs die überaus lebhafte und anziehende Schilderung der Schlacht bei Hastings gestellt ist.

Aufserdem hat uns aber der Verf. noch mit zwei andern Abhandlungen beschenkt, denen wir einen grofsen Werth beilegen, nämlich mit einer literärischen Einleitung, welche der Geschichtsdarstellung vorangeschickt ist und mit einer Entwicklung der inneren Zustände der Angelsachsen, welche den sechsten und letzten Abschnitt dieses ersten Bandes ausmacht. Jene Einleitung ist eine aufserordentlich verdienstliche Arbeit; sie ist — wie auch der Verf. selbst seinen Zweck dabei bezeichnet — nicht eine blofse Zusammenstellung literarischer Notizen, sondern eine genaue Würdigung der einzelnen Geschichtsquellen, wobei die Eigenthümlichkeit derselben und ihr Verhältnifs und Ableitung zu

und von einander in ein klares Licht gestellt wird. Der Verf. macht hier zunächst auf die Sammlungen der englichen Chronisten und vornämlich auch auf die verdienstlichen Bemühungen der jetzt zusammengetretenen Recordcommission aufmerksam und geht dann zu dem oben angegebenen Zwecke gründlich beurtheilend die Chronisten, die walisischen sowohl als auch die angelsächsischen und normannischen, durch. Hierauf berücksichtigt er die englischen Reimchroniken und die neueren englischen Geschichtschreiber, deren er jeden im Einzelnen mit wenigen Worten charakterisirt. Das Werk selbst liefert unzählige Beläge, wie der deutsche Verf. auch die gelehrtesten unter den Historikern Englands auf eine sehr genügende Weise widerlegt und ihnen so manches Versehen und so manche Nachlässigkeit aufdeckt. — Wir haben absichtlich auf diese literarische Einleitung ganz besonders aufmerksam machen wollen, weil gerade solche Arbeiten, auf so umsichtige Weise wie vom Verf. angelegt, ausserordentlich belehrend sind. Für Deutschlands Geschichte liefse sich eine solche literarische Einleitung zu einem eigenen Buche verarbeiten.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen um den Charakter des vorliegenden Werkes und die Behandlungsweise des gegebenen Stoffes im Allgemeinen zu bezeichnen; wir schliefsen hieran noch einige Betrachtungen über einzelne Punkte an. — Zum Beginn der eigentlichen Geschichte würden wir eine kurze Schilderung der äufseren Beschaffenheit des Landes, welches der Schauplatz der zu erzählenden Thatsachen ist, in der Art wie C. Ritter sie über ganze Welttheile so klar zu geben weifs, dafs sie vor den Augen des Zuhörenden zu liegen scheinen, sehr willkommen geheifsen haben. Es wird dem Leser, der sich in eine weite Vergangenheit zurückversetzen mufs, dies leichter, wenn ihm gleichsam der physische Boden untergeschoben wird; auf diesem im Geiste wandelnd, kann er um so ungehemmter sich der Anschauung der Thaten und Ereignisse hingeben, welche vor seinen Blicken vorübergeführt werden. Wären wir nicht durch die Sorgfalt verwöhnt, mit welcher der Verf. seine historischen Bilder auszeichnet, so würden wir diesen Wunsch nicht haben laut werden lassen. — Bei dieser Gelegenheit können wir auch nicht umhin, darauf hinzuweisen, wie wir dem Verf. manchen neuen Aufschlufs über die Geographie und Topographie des älteren Britanniens durch die Benutzung des Richard von Cirencester verdanken. Diese zwar schon vor längerer Zeit (in Dänemark) gedruckte Quelle war in Deutschland selbst unserm gröfsten Kenner älterer Geographie unbekannt geblieben. Auch über die inneren Zustände der alten Briten erhalten wir manche interessante Mittheilungen. Diese sind vorzüglich geschöpft aus den griechischen und römischen Schriftstellern, denn nur bedingter Weise werden zu diesen Nachrichten die Hauptpunkte beigefügt, welche sich in Betreff der geselligen Verhältnisse aus den Gesetzen des britischen Königs Dyonwall Moelmud entnehmen lassen. Dies geschieht aus dem Grunde, weil diese Gesetze sehr viele Kennzeichen späteren, theils römischen, theils sächsischen Einflusses an sich tragen. Merkwürdig aber und wohl als echt britisch anzusprechen ist der Grundsatz, dafs in den Clansversammlungen die verheiratheten Frauen ebenfalls mitstimmen, auch scheinen die britischen Weiber in Betreff der Erbfolge mehr begünstigt zu sein und überhaupt eine politisch bedeutendere Rolle zu spielen, als sie ihnen bei den germanischen Stämmen in älterer Zeit zustand. So treten in der britischen Geschichte öfters Königinnen an der Spitze einzelner Stämme auf z. B. die Cartismandua, die Boadicea, womit sich die Stellung der Welleda bei den deutschen Bructerern nicht vergleichen läfst. Und wenn auch Tacitus die durch spätere Quellen vielfach bestätigte Nachricht enthält, dafs die Germanen viel auf die Weissagungen der Frauen gegeben hätten, so scheint daraus doch noch keineswegs auf eine Gleichstellung der Weiber mit den Männern in der Rechtsfähigkeit geschlossen werden zu dürfen. Auch verdient die Bestimmung jener vermeintlich bereits 400 Jahre vor Christi Geburt abgefafsten Gesetze Beachtung, dafs freigeborne Männer und Frauen (wohl um sich in ihren Freiheitsrechten behaupten zu können) fünf Aecker Landes besitzen müfsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXX.

Jacob Sturm's Deutschland's Fauna in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen. IIte Abtheilung. Die Vögel. Bearbeitet von J. H. C. F. und J. W. Sturm. Nürnberg bei Jacob Sturm. gr. 8. 3 Hefte mit je 6 kolorirten Kupfertafeln. 1stes Heft 1829, 2tes H. 1830, 3tes H. 1834.

Des ehrwürdigen, genauen und unermüdlich fleifsigen Sturm Flora Deutschlands nach allen ihren verschiedenen Abtheilungen, seine ganz besonders zahlreichen entomologischen Arbeiten, die

gleichfalls entweder ziemlich weit gediehenen oder bereits vollendeten Darstellungen der übrigen niederen Thiere und der Amphibien Deutschlands von seiner Hand, die höchst rühmliche Art und Weise, wie er beinahe all sein Thun, sein ganzes Künstlerleben nur der Naturgeschichte seines Vaterlandes gewidmet, und dieselbe auf das vielfachste zu fördern gesucht hat, endlich der ausgezeichnete Reichthum seiner Naturalien-Sammlungen, besonders in gewissen Fächern, und die durchgängige, sorgfältige Bestimmung besonders seiner Insecten-Vorräthe, sind allgemein bekannt. Vor einigen Jahren hat er nun durch seine beiden Söhne nach gleicher Einrichtung mit dem Plane seiner übrigen Fauna und Flora auch die Darstellung der Vögel beginnen lassen; einer Thierklasse, mit welcher sie, ihrem Vorworte zufolge, sich vorzugsweise gern beschäftigt haben.

Das Ganze soll sich bei seiner Vollendung auf etwa 60—70 Hefte belaufen. Leider ist während der beiden ersten Jahre nur je 1 Heft erschienen, und dann sind, wie die Nachricht auf dem Umschlage zu dem dritten Hefte sagt, „in Folge unabwendbarer Hindernisse" 3 Jahre vergangen, in welchen gar nichts davon ausgegeben wurde. Das erste Heft enthält 6 Arten, *Corvus glandarius*, *Fringilla montium s. flavirostris*, *Parus cyanus*, *P. coeruleus*, *Phalaropus cinereus* und *Podiceps auritus;* das zweite 5 Arten, *Parus lugubris*, *P. palustris*, *Columba livia* (2 Tafeln), *Procellaria pelagica* und *Mormon fratercula;* das dritte 4 Arten, *Falco rufipes* (2 Tafeln), *Pyrrhocorax alpinus*, *Merula rosea* und *Sterna anglica* (2 Tafeln). Man sieht hieraus, dafs zwar keine systematische Reihefolge stattfindet, die auch ausdrücklich nicht beabsichtigt wurde, dafür aber der Vortheil bleibt, dafs die Besitzer sich Kupfer und Text nach jedem ihnen selbst beliebigen Systeme ordnen können, da letzterer nicht paginirt und für jede Species abgesondert gedruckt ist. Ein Uebelstand für den Anfänger bleibt es, dafs er sonach hier nirgends Gattungskennzeichen findet. Der Text überhaupt ist von bedeutend verschiedenem Werthe je nach den Kräften der Bearbeiter: am schwächsten und unvollständigsten im ersten Hefte, wo er von den beiden Söhnen Sturm's allein bearbeitet worden ist und nur das Bekannteste oder Wichtigste enthält. Besser wird derselbe im zweiten Hefte, wo Dr. Michahelles in *Parus lugubris* eine für Deutschland neue Species, von ihm zuerst bei Triest gefunden, beschreibt, auch die Geschichte der *Columba livia* durch manche neue Beobachtungen bereichert; und im dritten, wo der verstorbene Wagler in der von ihm bearbeiteten Geschichte des *Falco rufipes*, des *Corvus pyrrhocorax* (*Pyrrhocorax alpinus*), und der *Sterna anglica* überall mehr oder weniger Neues aus eigenen Erfahrungen geliefert hat. Der Text bleibt sonach zwar einerseits weit davon entfernt, die Verhältnisse der beschriebenen Thiere unter sich und zur Aufsenwelt nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zu erschöpfen und somit ein detaillirtes Bild ihres Wesens zu liefern. Doch mufs man auf der andern Seite bekennen; dafs derselbe (der Text), wenn die Herausgeber sich fernerhin ähnlicher Beihülfe zu erfreuen haben sollten, nicht blofs zur zweckmäfsigen Verbreitung vieles schon Bekannten dienen, sondern auch zur wirklichen Erweiterung der Wissenschaft selbst mit beitragen werde. Denn, wie wir gesehen haben, ist diefs theilweise schon gegenwärtig geschehen, und Ref. bedauert sehr das gegenwärtig besprochene Werkchen nicht schon vor wenigstens einem halben Jahre gekannt zu haben, um die neue Species, mit welcher die ornithologische Fauna Deutschlands durch dasselbe bereichert worden ist, *Parus lugubris Natt.*, noch in den kürzlich erschienenen 1sten Theil seines Handbuches der Naturgeschichte der Vögel Europa's unter die Zahl der befiederten Bewohner Deutschlands aufnehmen zu können.

Die Abbildungen, dem Plane nach offenbar die Hauptsache bei diesem literarischen Unternehmen und sämmtlich Originale, sind durchgängig gut, manche wirklich recht ausgezeichnet zu nennen. Sie übertreffen die Naumannschen im Allgemeinen meist an Feinheit und Sauberkeit des Stiches, was allerdings schon mit durch das meist kleinere Format bedingt erscheint; in Betreff des Lebens und der Treue der Zeichnung stehen sie ihnen wenig oder kaum nach, ja manche dürften noch einigen Vorzug vor jenen verdienen; und was das Kolorit betrifft, so möchte die Entscheidung zum Vortheile der einen oder der andern nicht leicht sein, besonders da beide noch immer Manches zu wünschen übrig lassen. Im Ganzen behalten die Sturmschen den Vorzug gröfserer Feinheit im Ausmalen, die Naumannschen hingegen nur theilweise den einer gröfseren Lebhaftigkeit und Tiefe der Farben.

Loben, und zwar mehr als gewöhnlich loben, mufs jeder, welcher die Art der Leistungen erwägt, die Wohlfeilheit des Ganzen; obgleich man hierbei allerdings z. B. im Vergleiche mit dem Naumannschen Werke auch wieder nicht übersehen darf, dafs bei letzterem die Tafeln weit gröfser sind und meist jede 2, oft 3, nicht selten sogar 4 einzelne Figuren enthält. Uebrigens sieht auch Ref. wenigstens bei der Treue der Bilder keinen triftigen Grund, um in den Tadel ihrer Kleinheit einzustimmen. (Das Format des Papiers ist grofs 8.; dafs der Bilder wie des Satzes jedoch so, dafs das Ganze auch wieder, wenn man will, gleich den früheren Heften der Sturmschen Flora und Fauna, in Taschenformat gebunden werden kann.)

Recht unangenehm fällt schon das graue Ansehen und die Rauhigkeit des Papiers ins Auge; noch lebhafter zu rügen ist aber die ungewöhnliche Fahrlässigkeit in dem sonst nicht ungefälligen Drucke. Rec. kann sich in der That gar nicht erinnern, je ein typographisches Product so voll Druckfehler gesehen zu haben, wie diese schätzenswerthe deutsche Fauna. Man kann nicht anders glauben, als dafs der Text von einem sehr ungenauen Schriftsetzer nur ganz flüchtig in die Formen geworfen und sofort ohne alle Correctur abgedruckt worden sein müsse. — Aber wohl weder ein Druck- noch ein blofser gewöhnlicher Schreibfehler kann es sein, wenn überall, (zusammen sieben Mal) und zwar auch unter der Kupfertafel — *Phaleropus* statt *Phalaropus* steht.

Gloger.

№ 82.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Das Ackermaſs von fünf Hyden Landes findet sich auch in den angelsächsischen Gesetzen als nothwendiges Requisit für das Besitzthum desjenigen, welcher die Rechte eines Thans haben wollte. Das Vorkommen der Ordalien in jenen Gesetzen berechtigt durchaus nicht — wie auch der Verf. bemerkt — zu der Annahme, daſs diese den Briten erst durch die Angelsachsen zugekommen seien, sondern weiset nur auf eine in höherem Alterthume verborgene Verbrüderung des celtischen und germanischen Volksstammes hin. Kommt ja doch auch in der Antigone des Sophocles ein Ordale vor. Die britischen Gottesurtheile sind freilich ganz eigenthümlicher Art, wenigstens darf man ihnen einigermaſsen die Aufgabe beizählen, einen Stier an eingeseiftem Schweife festzuhalten, der sich die der Unkeuschheit angeschuldigten Frauen unterziehen müssen (*Leg. Wallicae II. 42. edit. Wotton. p.* 81. 82). — Aus den Bemerkungen über die römische Provinzialverfassung heben wir hier noch besonders die den *Comes littoris Saxonici* betreffenden hervor. Man hat diesem Ausdrucke verschiedene Deutungen gegeben; die Erklärung des Verfs. ist aber unstreitig die richtige, wornach die seit dem dritten Jahrhunderte beginnenden und vorzüglich von dem mächtigen Carausius begünstigten *Ansiedlungen* der Sachsen in Britannien zu jener erst in der *Notitia dignitatum* vorkommenden Bezeichnung die Veranlassung gegeben haben. Carausius bereitete auf diese Weise die Germanisirung oder Saxonisirung des Landes vor.

Mit dieser bisher noch nicht berücksichtigten Wichtigkeit des Carausius läſst sich nun auch eine andre Ansicht des Verfs. in Zusammenhang bringen, die nämlich, daſs die ältesten Nachrichten, welche wir über die gewöhnlich in das Jahr 449 gesetzte Ankunft des Hengist und Horsa haben, keineswegs als historisch wahr, sondern zum groſsen Theile als sagenhaft zu betrachten seien. Diese, so wie die weiter unten zu erwähnende ethnographische Untersuchung des Verfs. gehören mit zu den interessantesten Bestandtheilen seines Buches. Zunächst macht er auf die eigenthümlichen chronologischen Angaben aufmerksam, welche die angelsächsische Chronik über die Geschichte des Königreiches Kent enthält. Hiebei tritt ganz auffallend die Zahl *acht* entgegen; acht Jahre nach Ankunft der Sachsen ist die Schlacht bei Crayford, acht Jahre darauf die Schlacht bei Wyppedesfleth, und eben so viel Zeit später ein groſser Sieg der Sachsen über die Briten; fünfmal acht Jahre nach seiner Ankunft stirbt Hengist und dreimal acht Jahre nach ihm sein Sohn Aesi oder Erich, also achtmal acht Jahre seit der Ankunft der Sachsen in Britannien. Nach achtzig Jahren (zwischen dieser Zeit findet sich keine chronologische Angabe in der Geschichte des von Hengist gestifteten Königreiches Kent) wird Aethelbert als König genannt, er regierte sechsmal und jeder seiner Nachfolger Eadbeld und Earconbert dreimal acht Jahre. Aus Zusammenstellung der einzelnen Nachrichten erweiset der Verf., daſs die Angabe der Jahreszahl 449 für die Ankunft der Eroberer Kents unzweifelhaft unrichtig ist, und daſs dies wahrscheinlich darin seinen Grund hat, daſs, bei der Vorliebe für die Zahl acht, auch von dem Abzuge der Römer aus Britannien, der im Jahre 409 erfolgte, bis zur Ankunft der Angelsachsen fünfmal acht Jahre verflossen sein muſsten. An diese merkwürdige Erscheinung reihet nun der Verf. eine Mehrzahl von Betrachtungen, theils über das Sagenhafte in der Geschichte des Hengist, der nach dem Gedichte von Beowulf als ein Friese erscheint, theils über das altgermanische Zahlensystem an. Zu den in den Noten gemachten Bemerkungen über jene Vorliebe für die gedachte Zahl und das Vorherrschen derselben bei einzelnen Instituten möchte sich vielleicht noch hinzufügen lassen, daſs

beim Bergbau die Eintheilung des Tages in dreimal acht Stunden (Schichten) üblich ist und dafs ein Unterschied in den Rechtsverhältnissen gemacht wird, je nachdem acht oder mehr Theilnehmer (Lehnschaft oder Gewerkschaft) an dem *dominium utile* der Grube participiren. Es würde sich aus dieser Untersuchung noch Vieles des Interessanten hervorheben lassen, allein wir beschränken uns darauf noch auf die Frage hinzuweisen, welche der Verf. in Betreff unsrer acht ersten sogenannten arabischen Ziffern aufwirft, ob diese nämlich nicht ihrem wahren Ursprunge nach die acht ersten Zeichen des angelsächsischen Runenalphabetes seien, denen sie der Gestalt nach viel näher kämen, als den wirklichen arabischen Ziffern. Wir müssen die Beantwortung dieser Frage Sachkundigeren überlassen, wünschten aber selbst schon aus der eignen Anschauung der bei Grimm abgebildeten Runen Etwas zur Unterstützung jener Hypothese sagen zu können, allein hier ist uns bei der Rune *uur* der Vergleich mit unserer Zahl 2, wenn wir sie uns auch in der älteren Gestalt z denken, und bei der Rune *huun* der Vergleich mit unsrer Zahl 8, wenn wir auch die alte Form CIƆ uns vor Augen stellten, am Schwersten geworden. Für das Vorkommen der Runen bei den Deutschen zur Zeit des Tacitus dürfte aufser der angeführten Stelle dieses Schriftstellers auch noch diejenige zu allegiren sein, in welcher von dem Looswerfen die Rede ist (*Germania c.* 10.) und zu den Bemerkungen über die Rune *huun* und den Ausdruck *hundert* liefse sich noch der Titel der *Lex Salica*, welcher die Ueberschrift: *Incipiunt Chunnas* führt, zur Vergleichung benutzen.

Schon oben erwähnten wir der ethnographischen Untersuchung, die sich an die eben berührten Forschungen des Verfs. anschliefst. Der Zweck derselben ist darauf gerichtet, die Stammesverschiedenheit der einzelnen in Britannien eingewanderten Völker, mit Berücksichtigung ihrer früheren heimathlichen Wohnsitze darzuthun. Es werden hier drei Hauptvölker unterschieden, die *Sachsen*, welche von der Elbe herkamen und den gröfsten Theil des südlichen Britanniens in Besitz nahmen, die *Angeln* aus dem Schleswigischen, denen aufser den südlichen Gegenden Schottlands der gröfste Theil des nach ihnen benannten Englands zufiel, nämlich die vier Königreiche Ostanglien, Mercia, Bernicia und Deira, und die *Jüten*, welche Kent, die Insel Wight und einen Theil des Königreiches Wessex bevölkerten. Die früheren Wohnsitze der Sachsen werden *Altsachsen* von Beda genannt; dieser Ausdruck ist aber nicht identisch mit Holstein, Holsatia, Holtsatia und es scheinen sich mit diesem am besten die Namen der Dorsäten, Wiltsäten, Sumersäten in England vergleichen zu lassen, welche allerdings mit unserm heutigen: sitzen (vergl. Grimm, D. G. II. S. 25. nro. 281.) zusammenhängen dürften, aber doch keineswegs mit dem Namen: Sachsen zu verwechseln sind. Der Verf. stellt nun Alles, was sich irgend auffinden liefs, auf, wodurch sich jene drei Stämme auch nach ihrer Einwanderung in Britannien von einander unterschieden, und weiset namentlich auch in dieser Hinsicht auf die Wichtigkeit zweier Handschriften im anglischen Dialekte hin. Nächst der Sprache haben sich diese Stämme auch in ihrem Rechte von einander unterschieden und es glaubt der Verf. den Mangel eigentlich anglischer Quellen (während wir sächsische und kentisch-jütische Gesetze haben) durch die deutsche *Lex Angliorum et Werinorum* ersetzen zu können und so kommen wir auch hier auf diese *Crux Interpretum*. Der Vf. unterstützt seine Ansicht, nächst Anführung von Parallelstellen aus der *Lex Angliorum et Werinorum* und den angelsächsischen Gesetzen, insonderheit auch durch die Gestalt, in welcher jene und die *Lex Saxonum* in der corveyischen Handschrift vorkommen. Unterzeichneter hat selbst früher, ehe er durch Kraut's bekannten Aufsatz in den Eranien belehrt wurde, viel Gewicht auf die Anordnung der Titel und auf die Ueberschriften dieser Handschrift gelegt (s. Deutsch. Privatr. I. 30. 31.), mufs aber dennoch gestehen, dafs er sich die Ansicht, die *Lex Angliorum et Werinorum* stehe *vorzugsweise* in einem genetischen Zusammenhange mit den angelsächsischen Gesetzen, *wenigstens bis jetzt* noch nicht hat aneignen können.

Nachdem der Verf. ausführlich die Kämpfe der germanischen Eroberer mit den Briten geschildert und bei dieser Gelegenheit auch der Heldenthaten des Königs *Arthur* gedacht hat, kommt er auf die sogenannte *Bretwalda*-Würde zu sprechen. Er erläutert dieselbe dahin, dafs, so wie die Sachsen in ihrer früheren Heimath gewohnt gewesen seien für die Zeiten des Krieges aus der Mitte ihrer Ealdormannen Einen als Herzog an die Spitze des Heeres zu stellen, so habe auch nach Stiftung ihrer Reiche in Britannien der ihnen allen gemeinschaftliche Kampf gegen die Briten das Bedürfnifs nach einem gemeinsamen Heerführer erzeugt; ein

solcher sei dann aus der Zahl der Könige durch deren, so wie ihres Adels Wahl bestellt worden und zwar gewöhnlich derjenige, dessen Land am Meisten den Angriffen der Briten blosgestellt war. Wenn wirklich unter dem Bretwalda Etwas mehr als der blos faktische Gewalthaber zu verstehen ist, so ist offenbar diese Erklärung, die die heimathlichen Verhältnisse der Sachsen mit den neu entstandenen geschickt in Verbindung bringt, die passendste; die ganze Art und Weise aber, in welcher die Chronisten von dem Bretwalda sprechen, scheint doch nur darauf hinzudeuten, dafs sie sich kein solches durch Wahl angeordnetes, gleichsam juristisches Verhältnifs dabei gedacht, sondern dafs sie denjenigen angelsächsischen König, der durch Waffenthaten, einerlei ob gegen die Briten oder gegen seine Stammesgenossen und durch Unterwerfung seiner Gegner sich auszeichnete, mit dem hochtrabenden Namen Bretwalda beehrt haben; auch möchte die Stelle aus *Henric. Huntind.: omnia jura regni Anglorum, reges scilicet et proceres et tribunos in ditione sua tenebat*, schwerlich auf eine Wahl des Bretwalda Seitens dieser *reges* und *proceres* zu deuten sein.

Zu der Schilderung der Kämpfe der Angelsachsen unter einander bietet dem Verf. die Einführung des Christenthums und die durch dasselbe bewirkte Vermittlung und Versöhnung der feindlichen Könige und Völker, einen freudigen Gegensatz dar, den er mit aller Wärme des Gefühles willkommen heifst. Bei dieser Gelegenheit kommt er auf die oben berührte von ihm angenommene wesentliche Verschiedenheit der britischen von der katholischen Kirche zu sprechen. Er findet diese Verschiedenheit in folgenden Punkten (S. 136): „in der abweichenden Ansicht der Briten über die Ansetzung des Osterfestes, den Schnitt der Tonsur, die priesterliche Einsegnung der Ehe, die Priesterehe, in dem Mangel bischöflicher Succession oder der Ordination der britischen Bischöfe, deren fast jede Kirche einen besafs, durch Presbyter, vor Allem aber in der Nichtanerkennung des Supremats des römischen Papstes." Allein hier möge uns zuvörderst die Frage erlaubt sein, welches denn eigentlich die Quellen sind, aus denen wir überhaupt Etwas über die britische Kirche erfahren? Beschränken sich diese nicht auf Gildas, Beda und aufser denjenigen Stücken, welche bei *Wilkins, Concil. Tom. I.* abgedruckt sind, auf die von Mabillon herausgegebene britische Litanei? In diesen Quellen finden wir aber weder von jener Ordination (davon weiter unten) noch von den abweichenden Ansichten über die priesterliche Einsegnung der Ehe, noch über die Priesterehe ein Wort. Oder soll auf den letzteren Gegenstand die Aeufserung Beda's, dafs die britischen Geistlichen sich *castitati ecclesiasticae contraria* zu Schulden kommen liefsen, sich beziehen? Gesetzt den Fall, dem wäre so, so würde, wenn es sich um die altbritische Kirche handelt, das Zeugnifs des Gildas den Vorzug verdienen; dieser aber klagend über den Verfall des britischen Clerus, sagt, dafs die Priester ihre Mütter und Schwestern aus dem Hause trieben und mit andern Weibern lebten (bei *Gale p.* 23); hier ist aber noch von keiner Priesterehe die Rede, und wenn die Stelle aus Beda darnach nicht eben so zu verstehen wäre, so würde sie doch immer nur davon Zeugnifs geben, dafs zu Beda's Zeit gegen die Grundsätze der früheren britischen Kirche die Priesterehe hin und wieder vorgekommen sei; dies war aber in noch späterer Zeit in Frankreich und in Deutschland auch der Fall und doch überall gleich durch die Canones verboten. Die unerhebliche Meinungsverschiedenheit über den Schnitt der Tonsur können wir übergehen, wichtiger aber ist der Streit über die Ansetzung der Osterfeier. Der Verf. findet gerade in der britischen Berechnung des Osterfestes einen Grund, dafs die britische Kirche mit den orientalischen zusammenhänge und sich auf die ältesten unmittelbaren Ueberlieferungen aus Judäa stütze und glaubt daher (S. 45), dafs den Legenden über die Predigt der Lehre von Christus durch morgenländische Apostel sich eine historische Basis unterlegen lasse; er verwirft auch nicht geradezu die Anwesenheit Josephs von Arimathia in Britannien, sondern nur soviel, dafs ihm die Gründung des Klosters Glastonbury zugeschrieben werden dürfe. Abgesehen davon, dafs nach den Legenden auch viele andre Kirchen ihren Ursprung unmittelbar aus dem Oriente herleiten (z. B. die von Marseille von Lazarus, dem Freunde Jesu), ohne dafs bei ihnen von solchen abweichenden Ansichten in Betreff des Osterfestes die Rede wäre, wollen wir nur auf den Umstand aufmerksam machen: dafs, wenn die britische Kirche unmittelbar aus Judäa stammte, ihre Osterberechnung mit der römischen bis zum Jahre 444 durchaus dieselbe war, dafs aber, wenn aus der Ansetzung des Osterfestes der Zusammenhang mit kleinasiatischen Kirchen erwiesen sein soll, die Briten sogenannte Quartodecimaner gewe-

sen sein müſsten, d. h. sie würden das Osterfest mit den Juden am 14ten Nisan gefeiert haben, auch dann, wenn dieses kein Sonntag gewesen wäre; Quartodecimaner waren sie aber nicht (S. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Bd. 1. S. 716. 717). Schon zuvor bemerkten wir, daſs man in Rom bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts eben so berechnet habe, wie die Briten es thaten; erst nicht lange Zeit vorher, ehe Augustinus nach Britannien kam, hatte man dort den alten fehlerhaften Cyclus von 84 Jahren verlassen, und, nach einem kurzen Gebrauche des von dem Aquitanier Victorius erfundenen Cyclus von 532 Jahren, den *Cyclus decemnovennalis* des Dionysius Exiguus an die Stelle gesetzt. Aber daſs die Briten ihrem Kalender selbst nicht recht traueten, geht daraus hervor, daſs sie nachmals die Verbesserungen desselben durch Sulpitius Severus von den Iren annahmen, wodurch sie der römischen Berechnungsweise auf eine unbedeutende Kleinigkeit ganz nahe kamen, was nur von den mit übertriebenem Eifer beseelten angelsächsischen Geistlichen miſsverstanden wurde, wie denn überhaupt der Streit bei dem Nationalhasse zwischen den Briten und Angelsachsen, vielfältig und durch jede unbedeutende Kleinigkeit neue Nahrung erhielt. — Zwei Punkte sind nunmehr noch zu erörtern geblieben, nämlich der Mangel bischöflicher Succession oder die Ordination der Bischöfe durch Presbyter und die Nichtanerkennung des päpstlichen Primats. Was den ersteren Punkt anbetrifft, so kann — da die obigen Quellen darüber schweigen — strenge genommen davon in Betreff der britischen Kirche gar nicht die Rede sein, sondern jene Meinung beruhet zunächst auf einer Verwechselung mit der irischen Kirche. Offenbar hat hier der Verf. die Stelle beim Beda im Auge, wo dieser von der ausgedehnten Jurisdiction des Abtes von Hy spricht, welcher sogar mehrere Bischöfe untergeordnet waren. Das Kloster von Hy war vom heiligen Columba, der aus Demuth die bischöfliche Würde nicht annehmen wollte, gestiftet, aber aus seinem Kloster gingen Bischöfe hervor, die aus Ehrfurcht von dem heiligen Columba auch seinen Nachfolgern, den Aebten von Hy untergeben blieben. Daſs diese Bischöfe aber von Presbytern ordinirt worden seien, weil sie aus jenem Kloster hervorgingen, ist durchaus nicht anzunehmen, nicht nur, weil sie ja füglich von den benachbarten Bischöfen ordinirt werden konnten, sondern ganz besonders deshalb nicht, weil sich unter den Mönchen in dem Kloster Hy selbst ein Bischof befand (S. *Usser. Britann. eccles. Antiquit. p.* 701). Ganz nach dem Muster von Hy wurde auch die Colonie dieses Klosters, Lindisfarne, von Aidan (der ein Irländer, nicht aber wie der Verf. annimmt ein Schotte war) eingerichtet und auch in diesem Kloster gab es einen Bischof. Die ganze Verschiedenheit der irischen *und* britischen Kirche von der römischen reducirt sich aber hinsichtlich der Ordination der Bischöfe darauf, daſs diese dort in einer einfacheren Form und meistens nur von *einem* Bischofe vollzogen wurde, wofür Usser (a. a. O. p. 684) ein wichtiges Zeugniſs aus dem Leben des Bischofs Kentigern von Glasgow anführt. Ueber diese Verhältnisse findet sich auch Vieles in der im Jahre 1684 erschienenen Schrift des anglikanischen Bischofs von S. Asaph und Worcester, W. Lloyd: *historical account of church government, as it was in Great-Britain and Ireland, when they received the christian religion.* — Hinsichtlich der Nichtanerkennung des päpstlichen Primats Seitens der Briten bemerkt der Verf. (S. 136), daſs dieser Grundsatz nicht ausdrücklich von den Zeitgenossen ausgesprochen werde, aber eben dieser Umstand habe jenen unbedeutend scheinenden Kämpfen und äuſseren Anordnungen groſse Wichtigkeit verliehen. Der Verf. giebt damit zu erkennen, daſs er — wie auch schon von Engländern geschehen — das zuerst von Spelman bekannt gemachte vermeintlich altbritische Document (eine Erklärung des Abtes Dinoth von Bangor an Augustinus), welches zur Unterstützung jener Meinung öfters angeführt wird, für ein späteres Machwerk halte. Wir dürfen hier aber wohl erstens darauf aufmerksam machen, daſs es auſserordentlich auffallend ist, daſs ein so wichtiger Grundsatz, wie die Verwerfung des päpstlichen Primats, gar nicht von den Zeitgenossen bei Gelegenheit der Streitigkeiten erwähnt wird und zweitens darauf, daſs sich bei Gildas (*Gale, I. p.* 24) eine Stelle findet, die anders gar nicht verstanden werden kann als so, daſs britische Geistliche zur Zeit jenes Schriftstellers häufig nach Rom gegangen seien, um dort ihre Ansprüche auf Kirchenämter in Britannien durchzusetzen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 83.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Mai 1835.

Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster Band.

(Schlufs.)

Für den Zusammenhang der britischen Kirche mit Rom spricht aufserdem auch noch die oben angeführte Litanei bei Mabillon; über sie und über Vieles, was hier nur angedeutet werden konnte, findet sich Ausführliches in der zweiten Abtheilung der auch in diesen Blättern schon angezeigten Kirchengeschichte von Döllinger. Schliefslich aber sind bei diesen Verhältnissen wohl noch folgende Umstände überhaupt zu berücksichtigen: Hätte wirklich ein erheblicher kirchlicher Unterschied zwischen der britischen und römischen Kirche bestanden, wie hätte dann wohl Augustinus die britischen Bischöfe auffordern können, mit ihm gemeinschaftlich an der Bekehrung der Angelsachsen zu arbeiten? sollte er es gewollt haben, dafs die Briten ihre abweichenden Glaubenslehren weiter verbreiteten und ihm gleichsam unter seine Saat das Unkraut streueten? Wie ist es ferner denkbar, dafs die römisch-angelsächsische Geistlichkeit die britischen und irischen Bischöfe sich gegenüber doch als rechtmäfsige Bischöfe anerkannt haben? Und endlich müfste sich doch etwas von der inneren Verschiedenheit der britischen und irischen von der römischen Kirche gezeigt haben, als zu Anfang des siebenten Jahrhunderts die Schaaren von Glaubensboten aus Irland und Britannien ausgingen, denen auch so viele deutsche Kirchen ihre Gründung verdanken. Ist jemals von Rom aus gegen die Glaubenslehre des heil. Columba, des heil. Gallus, Kilian, Emmeran u. s. w. etwas eingewendet worden?

Mit Uebergehung der vielen interessanten Einzelnheiten, die wir aus den folgenden Abschnitten des Buches hervorheben könnten, (z. B. der geschickten Deutung der Sage von der Freundschaft Rollo's und des Königs Aelfred oder gar Aethelstan durch den Umstand, dafs der Dänenkönig Guthrun nach seiner Taufe den Namen Aethelstan erhielt), wenden wir uns zum Schlusse zu der Darstellung der inneren Zustände der Angelsachsen. Der Verf. behandelt dieselben nach den Rubriken: Staatsrecht, Privat- und Strafrecht, Rechtspflege, städtische Verfassung und Landescultur. Um hier zunächst einige allgemeine Ansichten hervorzuheben, welche wir hieraus entnehmen, so ist mit dem Verf. auf die merkwürdige Erscheinung hinzuweisen, dafs in Britannien alle europäischen Nationalitäten, die slawische ausgenommen, zusammentreffen und dafs schon aus diesem einen Grunde die englische Verfassung überhaupt von einer so grofsen Bedeutung sei. Aber auch das ist nicht zu übersehen, dafs dasjenige, was wir angelsächsisch nennen, insonderheit angelsächsische Verfassung, schon anzusehen ist als hervorgegangen aus einer Mischung sächsischer und anglischer Verfassung, wie jener Ausdruck selbst schon darauf hinzeigt. Der Verf. bekennt sich sodann auch zu der Ansicht, der wir vollkommen beistimmen, dafs schon die angelsächsische Zeit das Lehnswesen und das Ritterthum ausgebildet habe, so wie auch die Bemerkung, dafs die beiden Institute Gottesurtheile und Tortur in einem nahen Zusammenhange mit einander ständen, gewifs sehr richtig ist. Ueber die Geschwornengerichte dürfen wir uns in dem folgenden Bande mehr Aufschlufs versprechen, doch deutet der Verf. seine Ansicht, dafs sie allein aus dem Institute der Urtheile hervorgegangen seien, schon jetzt (S. 606) an. Bei der städtischen Verfassung wird jeder Zusammenhang mit älteren römischen Einrichtungen mit Recht zurückgewiesen und gezeigt, welche rein germanischen Verhältnisse, insonderheit die Gilden, zur Ausbildung der städtischen Corporationen geführt haben. Dagegen ist der Verf. der Meinung, dafs die Hofämter wohl sämmtlich aus der römisch-byzantinischen Hofverfassung entlehnt seien; hier möchte aber bei dem Ausdruck *Stallere* für Marschall doch wohl der römische

Ursprung des Wortes in Zweifel zu ziehen sein; es ist möglich, dafs er mit *Stabulum* zusammenhängt, allein die deutsche Ableitung (vergl. Grimm, D. G. II. S. 41 nro. 464.) scheint doch näher zu liegen. — Für das Wort *Graf* bietet der Verf. die Lambardsche Erklärung von *reafan, refan*, also *spoliator* und *exactor*; Unterzeichneter hat seine frühere Deutung durch *gefera* in neuerer Zeit (deutsche Gesch. I.) aufgegeben und sich zu der von Grimm (deutsche Rechtsalterth. 753) gegebenen bekannt, durch welche die Wichtigkeit des Grafen für das Gefolgschaftswesen bewahrt wird; er wagt nicht zu entscheiden, allein der Verf. wird gewifs auf einen Compromifs auf Grimm gerne eingehen. Dagegen scheint die Erklärung, welche der Verf. für den Ausdruck *Sagibarones* giebt, indem er dieselbe für Immunitätsherren hält, vieles für sich zu haben; eine Verwechselung abér ist es wohl, wenn der Verf. die *wite theowas* des angelsächsischen Rechts durch „weifse Theowas" (d. h. Unfreie) wiedergiebt, es sind offenbar solche, die zur Strafe (*wite*) in die Unfreiheit gekommen sind. Schliefslich mögen noch einige Druckfehler bemerkt werden; S. 383 mufs es heifsen: welchen der tapfere Kanzler Turketul erschlug; S. 443: Witan; auch S. 75 *oder* S. 69 mufs ein Fehler in den angegebenen Jahreszahlen 428 oder 443 sein. —

Wir beendigen diese Anzeige, indem wir von diesem Werke mit aufrichtigem Danke scheiden. Den hohen Werth desselben in vollkommenem Mafse anerkennend, wünschen wir dem Verf. zu seiner und zur Ehre deutscher Wissenschaft eine baldige Uebersetzung seiner gediegenen Arbeit ins Englische.

George Phillips.

LXXXI.

Muscologia Germanica, oder Beschreibung der deutschen Laubmoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, der Synonyme seit Hoffmann und Roth, mit erläuternden Anmerkungen. Bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener. Leipzig, 1833. *XII u.* 772 *S.* 8.

Hepaticologia Germanica (,) oder Beschreibung der deutschen Lebermoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, kritisch und mit erläuternden Anmerkungen bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener. Mannheim, 1834. *LXIV. und* 314 *S. gr.* 8.

Die beiden Werke, deren wir hier gedenken wollen, entsprechen in so fern einem Bedürfnifs und füllen eine Lücke unsrer botanischen Literatur aus, als es bisher noch an einer vollständigen Naturbeschreibung der deutschen Laub- und Lebermoose in deutscher Sprache fehlte, in welcher die zahlreichen Freunde der Botanik, die der lateinischen Sprache unkundig sind, Belehrung suchen könnten. Der Hr. Verf. hat dieses Bedürfnifs richtig verstanden, und den Plan seiner beiden Werke dem gemäfs wohl angelegt; darum wird es seinen Schriften nicht an Käufern und Lesern fehlen, und der Nutzen wird nicht ausbleiben; liegt ja schon darin, dafs einem Mangel abgeholfen werde, die Bürgschaft einer gewissen Nützlichkeit, ganz abgesehen von der Beschaffenheit des Hülfsmittels!

Man darf aber von dem Hrn. Verf. noch mehr sagen, und versichern, dafs er in der Charakteristik der Gattungen und Arten, in wohlgeordneten Beschreibungen, in vergleichenden von vieler Sachkenntnifs und gegenwärtiger Anschauung zeugenden Anmerkungen, in wohlgewählter Synonymie sehr Erspriefsliches geleistet und für ein erstes Bedürfnifs befriedigend gearbeitet habe.

Doch sind die beiden genannten Werke in dieser Hinsicht nicht von gleichem Werthe.

Die *Muscologia germanica* zeigt den Verf. weit mehr vorbereitet, und dieses konnte auch nicht anders sein, da die Laubmoose seit langer Zeit mit einer ins Einzelne tief eindringenden Liebhaberei unter uns studiert und bearbeitet worden, da zahlreiche Werke, von denen wir nur die von Hedwig, Bridel und Schwägrichen nennen wollen, die Naturbeschreibung dieser Gewächse mit grofser Ausführlichkeit abhandeln, und bequeme Sammlungen getrockneter Moose, vorzüglich Funks Moostaschenherbarium, über die Mehrzahl der bis jetzt bekannten deutschen Moosarten sichere Auskunft gaben. So vorbereitet, hat der Verf., wie bekannt, auf seiner Reise durch die Nord-Europäischen Reiche den Laubmoosen eine vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt, auch später sich denselben mit einer fast

allzuweit gehenden Vorliebe gewidmet, daher er sich denn hinlänglich zu einem solchen Unternehmen gerüstet glauben durfte.

Der Beweis hiefür liegt in der Arbeit selbst. Hr. Hübener verstand, seine Vorgänger zu benutzen, die Sphäre, die er bearbeitet, erscheint ihm in bekannter Gestalt, es tritt ihm des Neu- und Unentdeckt-Scheinenden nicht eben viel entgegen, und wo er dergleichen hervorhebt, da ergiebt sich bald, dafs er es aus klarer Vorstellung des früher Bekannten für etwas Anderes, für etwas Unbekanntes hielt. Diesem entspricht auch die Darstellung; sie findet den Ausdruck, ohne ihn zu suchen, — sie bleibt natürlich und einfach.

Aber als Hr. H. dieses erste Werk mit Glück vollendet sah, gedachte er, auch die *Lebermoose* auf ähnliche Weise zu bearbeiten, auf deren Studium er offenbar schon darum weniger vorbereitet sein konnte, weil es noch mit manchen Schwierigkeiten umgeben ist, die bei dem der Laubmoose schon längst hinweggeräumt sind, und weil die Hauptwerke über diesen Zweig in Sprachen geschrieben sind, die dem Hrn. Verf. nicht ganz geläufig scheinen, oder die ihrer Kostbarkeit und Seltenheit wegen ihm nur periodisch zu Gebot standen.

Wie nun die Zierlichkeit dieser Gewächse, das Geheimnifs, das auf ihrem Bau zu ruhen scheint, und die Ahnung ihrer Bedeutsamkeit für einen höheren morphologischen Zweck, in gleichem Mafse mit dem Widerstreit des Materials und der Hülfsmittel den jugendlichen Beobachter immer mehr anzog und zur Begeisterung für den Gegenstand fortführte, — fühlte er sich berufen, eine *eigne* Bahn zu suchen und auf dem dunkeln Gebiete durch *Entdeckungen* Licht zu verbreiten. Dieses Streben drückt sich, nicht ganz erfreulich, in der *Hepaticologia germanica* aus; man sieht auf jeder Seite, dafs der Hr. Verf. für *diese* Aufgabe zu schnell an's Werk ging, zu rasch fortschritt. Die Einleitung, bestimmt in mehreren Abschnitten den Bau der Lebermoose nach neuen Gesichtspuncten zu schildern, die Geschichte ihrer Bearbeitung, das Geographische, die systematische Anordnung u. s. w. zu erläutern, sucht ihrem Gegenstande durch einen gewissen Schmuck der Rede, in welchem sich der Vf. besonders gefällt, ein höheres Interesse zu verleihen, und wird dadurch oft unklar, übersieht die *Sachen* um *Worte* zu finden und verfällt häufig da, wo das Streben nach Gründlichkeit am sichtlichsten hervortritt oder hervortreten sollte, in die gröfste Oberflächlichkeit.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXII.

Biblisch-geschichtliche Darstellung der Hebräischen Musik, deren Ursprung, Zunahme, Glanzpunkt, Abnahme und gänzlicher Verfall, mit Bezugnahme auf die den Israeliten sprachlich verwandten Völker. Nach dem hebr. Original-Texte und nächst diesem nach den besten Quellen, mit besonderer Hinweisung auf des Verfassers nächst zu erscheinende musikalisch-kritische Bibliothek bearbeitet, und den Bibelfreunden, der Geistlichkeit, einem gebildeten Israelitischen Publikum und den Freunden der Tonkunst insbesondere zugeeignet von Pet. Jos. Schneider, Dr. der Philos. und Musik. Bonn, 1834. Verlag von Dunst et Comp. XXV. u. XC. S. 8.

Von einer Geschichte der Hebräischen Musik fordert man vor Allem eine Bestimmung der Instrumente, des Charakters dieser Musik, ihres Verhältnisses und ihrer Beziehungen zur jetzigen Tonkunst. Es wird also hierzu nothwendig sein, über die Instrument-Namen, die musikalischen Ausdrücke, die sich in den Hebräisch-biblischen Schriften, namentlich in den Psalmen-Ueberschriften finden, gründliche Untersuchungen anzustellen, was sich von der Musik anderer alter Völker auffinden läfst, hiermit zu vergleichen, die geschichtlichen Data über diese Musik bis in die letzten Zeiten zu verfolgen und über die Periode der Uebergänge derselben in die christliche Kirchenmusik Licht zu verbreiten. Ueber das letztere fehlt es noch gar sehr an vollständigen Untersuchungen. Würden sie gelingen, so liefse sich ausmachen, wie viel in der Kirchenmusik von der Hebräischen (die auf jede Weise ihre Grundlage bildet) geblieben, was der Einflufs der Griechischen und die Einführung des vierstimmigen Satzes hieran verändert. Man würde also auf diese Weise dahin kommen, sich von dem melodischen Charakter der alten Hebräischen Musik ziemlich richtige Vorstellungen machen zu können, und dies würde zunächst auch über die Ausdrücke der Griechischen Tempelmusik mehr Aufschlufs geben. Der Verf. ist hinter allen diesen Forderungen weit zurückgeblieben. Eine ziemliche Belesenheit, die man ihm zugestehen mufs, hat ihn zu eigener Forschung nicht geführt. Er begnügt sich damit, was Andere gesagt, nachzusprechen, oder eigene Behauptungen ohne sichere Begründung hinzustellen. Von den Eigenthümlichkeiten seines Buches wird man sich aus folgenden Mittheilungen eine Ansicht verschaffen können.

Der Verf. behauptet S. XI., dafs einem musikalischen Geschichtsforscher das Studium der orientalischen Literatur unerläfslich sei. Er sagt dies, um diejenigen bitter zu tadeln, welche *Jubal* „den Erfinder der Tonkunst" genannt, da es doch nur heifse: „von ihm sind hergekommen die Geigen und Pfeifen" (wobei demnach nur an Instrumental-Musik gedacht werden könne). Indefs der Verf. macht von seinen eigenen orientalischen Studien fast keinen andern Gebrauch, als dafs er recht

oft die Worte des Hebräischen Textes anführt, jedoch durch so viele Druckfehler, namentlich in den Vokalpunkten entstellt, dafs er oft ein höchst sonderbares Aussehen gewinnt. An eine eigentlich philosophische selbsständige Untersuchung der musikalischen Ausdrücke und der Instrument-Namen der Hebräer ist gar nicht zu denken. Auch an der angeführten Stelle behält der Verf. die Worte der Luth. Uebersetzung bei, ohne sich auf eine wirkliche Deutung der dort gebrauchten Ausdrücke *Kinnor* und *Ugab*, einzulassen. Zwar wird S. XV. gesagt: „Niemand wird unter *Geiger* unsere Geige verstehen wollen." Denn „der Einfall, einem verächtlichen Schafdarm durch einen mit Colophonium gestrichenen Rofsschweif himmlische Töne zu entlocken, ist sicher in weit späteren Zeiten reif geworden." Aber weit einfacher wäre es gewesen, sprachlich nachzuweisen, dafs *Kinnor* nichts Anderes als „Cither" sei.

Wer sehen will, wie der Verf. es anfängt, die Bedeutung der Instrument-Namen sicher zu stellen, lese unter andern S. XXIX Anm. 24. Hier werden die Schriftsteller, welche *Keren* und *Schofar*, *beide* für krummgebogen halten (und zwar mit Recht, denn beides bezeichnet nur dasselbe Instrument *Horn*, nur dafs bei der Benennung *Schofar* auf den Ton, bei *Keren* auf das Material Rücksicht genommen ist) mit Tadel angeführt. „Wir bleiben", schliefst der Verf., „nun einmal *gerade* stehen, *mindestens* doch mit *einem* Fufse! der *andere* mag *krumm gebogen* sein!! — Dergleichen Versehen und Verirrungen, auch im Gebiete der Wissenschaft, sind übrigens nicht selten. Wer sie alle aufgezählt, *gleichgestellt* und mindestens doch der Hauptsache nach, auf den rechten Weg zurückgeführt, und die Wissenschaft selbst *sicher gestellt* zu sehen wünscht, der beliebe nur die Bibliothek von I—VI. nachzuschlagen."

Das hier und fast auf jeder Seite des Buches angeführte Werk ist des Verfs. „musikalisch-kritische Bibliothek", für welches derselbe (am Schlusse der Vorrede) einen Verleger wünscht, da der erstere „sogenannte" Verleger den Umfang des Buches zu grofs gefunden.

Nicht ganz ohne Grund macht der Verf. S. XI. auf das Bedeutsame in den Namen *Mahalaleel* (Lob Gottes) 1 Mos. 5, 12. aufmerksam, woraus er schliefst, dafs damals schon „musikalische" Lobpreisungen Gottes stattgefunden hätten, folglich die Vokalmusik schon in Uebung war, zu welcher dann durch Erfindung des *Jubal* auch die Instrumental-Musik kam.

Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, dafs die Musik bei den Hebräern von Männern geübt wurde, die die höchsten Aemter verwaltet, aber er behauptet etwas ganz Eigenes, wenn er sagt: „Wir finden, dafs ein jeder Anführer oder Richter gemeiniglich nicht nur mit dem prophetischen, sondern auch mit dem *bardischen* Charakter bekleidet war." S. XXXIV.

Was den Charakter der Hebr. Musik betrifft, so meint der Verf., dafs dieselbe nur Melodie, nicht aber Harmonie gehabt. Man spricht allerdings dieser und der alten Musik überhaupt unsere Harmonie mit völligem Rechte ab. Indefs scheint es dem Verf. (aus welchen Gründen wird nicht gesagt) wahrscheinlich, dafs die Hebräer „schon die Moll- und Durtöne kannten." S. LVII. Es läfst sich aber „diese wunderbare musikalisch-historische Betrachtung wird hiermit in Verbindung gebracht) „nicht behaupten, wie einige neuere Rabbinen zur Ehre ihres Volkes zu erweisen suchen, dafs sie schon die *Samaritaner* gekannt hätten!" — Haltbar und standfest sind solche Beweise schon darum nicht zu nennen: weil ihnen, abgesehen von allem *andern*, schon die Möglichkeit abgeht. Wir wissen, dafs das „Samaritanische" in der Mitte steht, zwischen dem Aramäischen und Hebräischen; das Hebräische oder die Hebräische Sprache selbst aber nur ein einzelner Dialekt eines gröfsern vorderasiatischen Sprach- und Völkerstammes ist. Wir wissen aber auch, dafs die meisten dieser Dialekte ausgestorben sind — und dies gerade der samaritanische meist — oder nur noch in unbedeutenden Distrikten fortleben; — nun möchte ich wissen, welche haltbare consequent aufgestellte Behauptungen diese gelehrten Rabbinen noch auszukramen vermögen! Auf welchen Wegen sie uns in hellen Gängen bis zu dem fraglichen so sehr verdunkelten Völkchen hinleiten wollen?"

Uebrigens wird „die Art der Musik" nach S. LIII., „wahrscheinlich wie die der Aegypter und Griechen beschaffen gewesen sein: *weil keine Nachrichten vorhanden sind, die meiner Annahme widersprächen*", ein Argument, das allerdings unumstöfslich ist.

Die Art und Weise der Aufführung Hebräischer Tempelmusiken wird S. LIV. zum Theil geschildert: „Die Musik nahm allezeit nach Ausgiefsung des Trankopferweines ihren Anfang, und weil die Sänger diesen Procefs nicht so genau von ihrer Bühne beobachten konnten, so wurde ihnen vom Priester vermittelst der Schwingung eines Schweifstuches das Zeichen gegeben, worauf sogleich die Cymbeln gerührt wurden. Die Trompeter (eigentlich Kuhhornisten), welche alle Priester waren, hatten nicht einerlei Platz mit den Sängern, indem sie auf den Stufen des Altars standen. Da ein jeder Psalm in 3 Theile pflegte unterschieden zu werden, und zwischen jedem Theile sich die Trompeten hören liefsen: so fiel auf solchen Schall das Volk auf sein Augesicht vor Gott zur Erde nieder." Eine Anmerkung hierzu enthält keineswegs die Belege für diese ergreifende Schilderung, aber eine andere nicht minder wichtige Bemerkung: „die Trompeten verrichteten also damals denjenigen Dienst, welchen bei uns die Orgel, zwischen den Choral-Strofen, zu verrichten pflegt. Nur findet der Unterschied statt: dafs damals das Volk aus purer Andacht zur Erde niederfiel, und heute der Halbgebildete aus Verdrufs und Aerger, während des Zwischenspiels, worin der Organist mit Bravour-Läufen seine Kunst zu zeigen sich bestrebt, sein Angesicht verbirgt —: der feinfühlende ausgebildete Musiker *aber* ohnmächtig zur Erde fallen könnte!"

Der Verf. giebt selbst ein Urtheil über sein Buch ab, S. LXVIII.: „Nun glaube ich schliefslich meine Leser versichern zu können, auch *hier* (*dort* vergl. Bibl. I — VI.) zum *erstenmale eine*, von allen bisherigen Verfahrungsweisen, im *wesentlichen* zwar *abweichende* und lediglich auf die Zeugnisse der *heiligen* Schrift sich gründende, *darum* aber auch *wahre, zuverlässige* und *unwiderlegbare* Geschichte der Hebr. Musik im Allgemeinen und *sachgemäfs besondern*, geschrieben zu haben." Dem Verf. bleibt nur übrig noch hinzuzusetzen, dafs gewifs Niemand das Buch unerfreut aus den Händen legen wird.

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Muscologia Germanica, oder Beschreibung der deutschen Laubmoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, der Synonyme seit Hoffmann und Roth, mit erläuternden Anmerkungen. Bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener.

Hepaticologia Germanica (,) oder Beschreibung der deutschen Lebermoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, kritisch und mit erläuternden Anmerkungen bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener.

(Schlufs.)

Die „Uebersicht der Fortpflanzungsorgane" (S. II.) hebt z. B. also an: „Wenn wir das schöne stille Sein „dieser Gewächsreiche betrachten, so finden wir *auch* „*hier* ein vegetatives Leben und Lebensalter (?), wir „finden Geschlechter, Befruchtung, Geburt und Tod! „Sie alle feiern ein frohes Fest der Aphrodite," und so weiter in diesem Tone noch eine gute Weile, ohne dafs wir irgend etwas herauslesen könnten, was nicht unmittelbar in der Voraussetzung: dafs die Lebermoose Pflanzen seien, enthalten wäre. Seltsame, undeutsche und überhaupt unklare Wendungen, Ausdrücke u. s. w. gehen aus demselben Streben nach einem sogenannten blühenden Style hervor. Von Wiebel, dem Verf. der *Flora Werthemensis*, heifst es, S. XLIX: „Ueberhaupt „gereicht es diesem Autor zum Vorwurf, dafs er, ohne „sich an die Grundgesetze der Botanik zu binden" (was noch dazu ganz falsch ist, denn Wiebel wich blos von einigen *Formen* der Diagnostik ab) „sein Werk mit gro„fser Willkür durchführte, und so geschieht *dem Recht*, „wenn die späteren Forscher *es des Gesetzes der An*„*erkennung überheben*;" (soll heifsen: es nicht berücksichtigen). — S. XVIII. „die herrschende Form der Blät„ter (der Lebermoose) *kreist sich* um das Eiförmige." — „Entbilden" z. B. „Innovationen *ent*bilden," — „Entbil„dung" z. B.: „nach dieser Entbildung" (nämlich nach der Entwicklung der Befruchtungsorgane) „streben ja „alle" S. III., — „hieraus *ent*leiten wir die Inconse„quenz u. s. w.," — und mehrere dergleichen, mit sichtlicher Auswahl beigebrachte und häufig wiederkehrende Sprachfehler dringen dem Rec. den Zuruf ab: willst du schon zierlich erscheinen? — und wie es dann bei dem Dichter weiter lautet.

Man könnte sich leicht darüber hinwegsetzen, wenn nicht bei dem nichtigen Streben sich interessant zu machen und mit dem Publicum zu kokettiren, gar leicht ein gutes Talent vernachlässigt, eine frische Kraft untergraben würde. Schon zeigt sich die Folge bei Vergleichung solcher Abschnitte, worin Stellen, wie die erwähnten, vorkommen, mit andern, bei deren Bearbeitung Hr. H. sich seinem Gegenstande mehr hingab und von ihm leiten liefs, wie z. B. in dem siebenten (S. XXXVII—XLVII), von der *geographischen Verbreitung der Lebermoose*, welcher die Lebermoose in ihrer Verbreitung über die Erde auf eine anziehende und unterhaltende (discursive) Weise, fast ohne alle verunstaltende Ausschmückung darstellt.

Wie schon oben erwähnt wurde, ging aus der einen Quelle, — dem zu raschen Anfang und Fortgang der Arbeit, — ein anderer, sehr wesentlicher Uebelstand hervor. Um über neu aufzustellende Arten auf einem formenreichen und formwandelnden Gebiete mit Sicherheit zu entscheiden, mufs man die früher bekannt gewordenen und im System aufgeführten in lebhafter Anschauung sich klar vergegenwärtigen können. Wer zu oft auf einem schon wohl bearbeiteten Florengebiet Neues erblickt, verräth in der Regel dadurch, dafs er das Alte nicht gründlich genug kennt. Darüber aber,

dafs man nicht von allen deutschen Lebermoosen ein klares Bild vor Augen habe, darf sich niemand wundern; es ist nicht leicht, zu dieser Klarheit zu gelangen, ja, ohne Hookers Werk war dieses fast unmöglich, bis uns vor Kurzem Hr. Ekart Hookers Abbildungen, mit manchen andern vermehrt, auf seine Weise zugänglich machte. Flüchtige Blicke auf solche Werke genügen nicht, und Lindenbergs wichtige Arbeit forderte ein langes und vieljähriges Studium unmittelbar an der Natur, um sich allmälig über die Hauptformen gehörig zu verständigen. Hr. H. hat offenbar mehrere der bekannten und beschriebenen Lebermoos-Arten in den Darstellungen seiner Vorgänger nicht erkannt, und entweder eine ganz andre Pflanze dafür genommen, oder auch die früher bekannte, wahrscheinlich nach Autorität (doch ohne dieses zu erwähnen) für sich stehen lassen, *dieselbe* Pflanze aber unter einem neuen Namen und oft an einer sehr entfernten Stelle nochmals aufgeführt. Da hier der Ort nicht ist um dergleichen ins Einzelne zu verfolgen, so will ich nur beispielsweise Folgendes berühren. Die fruchttragende *Jungermannia Sphagni* sieht der unfruchtbaren sehr wenig ähnlich, hat fast aufrechte, hornförmige, mit kleinen anliegenden Blättchen in drei Reihen besetzte Stämmchen, welche an dem kriechenden Grundtheil auf kurzen seitlichen Aesten fructificiren. Ich beobachtete diese Pflanze im Jahr 1816. und beschrieb sie in der Vorrede zu Martius *Flora Erlangensis cryptogamica* unter dem Namen: *Jungermannia denudata*, konnte dieses auch mit um so gröfserer Zuversicht thun, weil die Beschreibungen der Autoren, die der *Jungermannia Sphagni* gedachten, diese Species mit andern vermengten und deshalb ihre Fruktification unrichtig darstellen. Hookers 2te Supplementtafel war mir damals noch nicht zu Gesichte gekommen (das Werk wurde erst Ende 1816 vollendet). Wer aber meine *Jungermannia denudata* kennt, wird beim ersten Blick auf die genannte Tafel wissen, dafs sie keine andere, als die dort abgebildete sei; dasselbe mufs demjenigen begegnen, welcher die *J. Sphagni* in allen diesen Zuständen schon kennt, und dann erst meine ehemalige *J. denudata* erblickt. Hr. Hübener beschreibt aber S. 77 die *J. Sphagni* mit dem Citat: *Hooker brit. Jungerm. t.* 33. *et Suppl. t.* 24. (soll heifsen II.), und giebt daselbst eine treue Schilderung der fruchttragenden Pflanze; er beschreibt aber auch, S. 101 als *Jungerm. denudata* eine hievon ganz verschiedene, mit *J. sphaerocarpa* verwandte, vielleicht ganz in den Formenkreis derselben fallende Art, wozu er unbedenklich alle die Stellen citirt, welche zur fruchttragenden *J. Sphagni*, der ehemaligen *J. denudata* gehören, — endlich aber stellt er S. 156 dieselbe *J. denudata* oder *J. Sphagni fructifera* noch einmal als eine neue „seltsame" Species unter dem Namen: *Jungermannia Sellmeyeri* auf. — *Jungermannia Mülleri* heifst eine Jungermannia, die Hr. Lindenberg zuerst nach meinen Mittheilungen in den *Hepaticae Europaeae* bekannt machte. Hr. H. beschreibt sie S. 153 recht gut, aber S. 175 noch einmal unter dem Namen *Jungermannia Libertae*, weil er hier die Unterblätter übersah und nun auf die Serraturen der Hüllblätter (nicht ohne Grund für die Stelle, welche sie unter den Jungermannien, denen die Unterblätter fehlen, einnehmen mufste), ein Gewicht legte.

Aus solchen und ähnlichen Gründen dürften die 20 neuen Jungermannien, womit dieses Werk unsere Flora bereichert, gar sehr zusammenschmelzen, wofür denn freilich auch manche andere, wohl begründete Art, die hier noch fehlt, wieder zu der Summe des Ganzen hinzukommen wird. Hr. Hübener zählt, mit Ausschlufs der *frondosae*, 129 deutsche Jungermannien. Dafs er alle *J. frondosae*, nach einem scheinbar auf die Fructificationstheile gegründeten Charakter für *eine* Gattung halten will, ist eben so wenig zu loben, als dafs er diese Gattung mit dem Namen: *Gymnomitrion* (*um*) belegt, welchen Corda schon auf eine ganz anders umschriebene Lebermoos-Gattung angewendet hat. Statt *Echinomitrion Hüben.* S. 46 sollte stehen: *Cordae;* denn auch diese Gattung ist von Hrn. Corda aufgestellt und benannt. Den Gruppen der *Marchantiaceen*, Riccieen u. s. w. ist von dem Verf. verhältnifsmäfsig geringer Fleifs gewidmet worden; dagegen hat er in den Beschreibungen der eigentlichen Jungermannien vielfältig seine glückliche Anlage bewährt, in Pflanzenbeschreibungen ein zum Ganzen sich rundendes Bild seines Gegenstandes zu entfalten. — Die Unterabtheilungen, in welche die Gattung *Jungermannia* zerfällt wurde, sind allzu zahlreich, und erschweren, da sie gröfstentheils blos künstlich, nicht aber aus der Natur geschöpft sind, das Nachschlagen sehr.

In der systematischen Anordnung der *Laubmoose* folgte Hr. H. gröfstentheils Brideln. Er zählt 63 Gattungen und 495 Arten nebst einigen wenigen zweifelhaften. Als neue Gattung stellt der Verf., unter dem Na-

men *Dermatodon*, die *Weissia Starkeana*, *affinis*, *lanceolata*, *pilifera Funk.* (*D. Funkii Hübn.*), *latifolia* und *verna Hübn.* zusammen. Die Gattung *Oreas Brid.* heifst hier, wegen der früheren gleichnamigen, welche Chamisso aufgestellt, *Apiocarpum*.

Die Einrichtung des Drucks, die Anordnung der Synonyme und was sonst in solchen Werken zur Bequemlichkeit dient und zum Gebrauch einladet, verdienen rühmend erwähnt zu werden. In der *Muscologia* (besser wäre wohl *Bryologia*) hätte man wünschen mögen, einige Freunde und Beförderer des Werks, z. B. Hrn. Fürnrohr, nicht etwa blos überhaupt (was bei dem Genannten nicht einmal der Fall ist) sondern im Texte selbst an den zahlreichen Stellen, denen sein Name nur zur Zierde gereichen könnte, ausdrücklich erwähnt zu finden.

Nees v. Esenbeck.

LXXXIII.

Die Partikeln dafs, ut, quod und die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv für sich und in ihrem Zusammenhange mit der Attraction, aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Grammatik betrachtet von Wilhelm Lindau, *Dr. der Philosophie. Halle* 1831.

Die Grammatik der klassischen Sprachen, Jahrhunderte hindurch mit vielem Eifer von gelehrten und oft auch scharfsinnigen Philologen betrieben, ist allmälig zu einem grofsen, mit mannichfaltigem Stoff reichlich angefüllten Gebäude geworden, welches aber weder auf einem tüchtigen Fundamente beruht, noch nach einem harmonischen Plane so ausgeführt ist, dafs alle einzelne Theile gehöriges Licht hätten und in dem richtigen Verhältnisse zu einander und zum Ganzen ständen. Während Viele daran Einzelnes weiter ausbauten, jeder nach seiner besonderen Idee, blieb den Andern nichts weiter übrig, als sich in dem weitläuftigen Labyrinthe möglichst zu orientiren und etwa Wegweiser aufzustellen oder sonst mancherlei Erleichterungen zu suchen, damit sich die liebe Jugend in den dunkeln Gängen nicht stofse oder falle oder ganz verirre. Ohne Zweifel ist dabei das Eine, was noth thut, ziemlich allgemein fühlbar geworden, und es hat in der That in unsrer Zeit nicht an Versuchen gefehlt, entweder das Ganze der Grammatik zu einer in sich konsequenten Wissenschaft zu erheben und mit philosophischem Geiste zu ordnen, oder wenigstens einzelne Theile vom philosophischen Gesichtspunkte aus zu betrachten, deren Natur nothwendig erst durchschaut sein mufs, ehe man sie in das richtige Verhältnifs zum Ganzen stellen kann. Lieb war es uns daher, in der vorliegenden Schrift einen Beitrag zur lateinischen Grammatik zu finden, und zwar über gewisse Theile derselben, die man beim Unterricht der Anfänger zusammenzustellen pflegt, um die Erlernung der gewöhnlichen Regeln über die Uebersetzung des deutschen *dafs* zu erleichtern; je weniger nun diese Theile ihrer Natur nach etwas mit einander gemein haben, desto nöthiger war es gerade hier, den wissenschaftlichen Zusammenhang zu erforschen und die Verschiedenheiten gründlich darzulegen.

Wie nun der Verf. seine Aufgabe gefafst hat, damit sind wir im Ganzen einverstanden; er will, wie aus der Vorrede und aus §. 10 erhellt, das Gleiche und das Verschiedene in verschiedenen Sprachen in seinen Gründen als auf den Gesetzen des Denkens beruhend nachweisen, und er erkennt an, dafs dabei die Kenntnifs des Einzelnen nöthig sei, um daraus die besondere, in jeder Sprache ausgedrückte Vorstellungsweise zu erkennen, und dafs diese, so wie sie ist, von der Spekulation respektirt werden müsse. — Leider aber ist dies so ziemlich das Einzige, was wir von dem wesentlichen Inhalte des Buchs billigen können. Der Verf. hat aufser seinem löblichen Streben auch bewiesen, dafs es ihm nicht an der Fähigkeit fehlt, die verschiedenen Erscheinungen in den Sprachen philosophisch aufzufassen; aber wenn er wirklich zu Resultaten gelangen will, wird es vor allen Dingen nöthig sein, dafs er die von ihm selbst gestellte Aufgabe löst, dafs er sich eine genaue Kenntnifs des Einzelnen erwirbt, um von da aus sein Ziel zu erreichen. Dagegen hat er bei diesem ersten Versuche sich begnügt, das Einzelne als bekannt vorauszusetzen, oder wo er die darin noch obwaltende Dunkelheit nicht verkennen konnte, die Untersuchung von sich abzuweisen; und so legt er denn nur das Aeufsere, ich möchte sagen die Form des Ausdrucks zum Grunde, nicht seinen wahren Sinn und die Gesetze seines Gebrauchs. Was die letzteren anbetrifft, so ist es ihm hinreichend, sie so zu erwähnen, wie sie in den alltäglichen Schulgrammatiken zu lesen sind, ohne auch nur zu ahnden, dafs diese Satzungen hin und wieder unrichtig oder un-

zusammenhangend und einer philosophischen Darstellung durchweg bedürftig sind. Die Folge davon ist, dafs die ganze Untersuchung sich auf der Oberfläche bewegt, dafs ihre Ergebnisse sich darauf beschränken, die Spracherscheinungen nicht etwa in ihren Gründen zu erforschen, sondern sie nur mit allgemeinen Ausdrücken zu beschreiben, wie man etwa eine mathematische Aufgabe durch allgemeine Zeichen darstellen kann, ohne sie doch zu lösen. Der Verf. scheint eine philosophische Sprache für Philosophie zu halten, und daher hat er sich mit jener begnügt auf eine höchst unangenehme Weise; denn abgesehen von seinem gezwungenen, mit vielen nicht selten unpassenden Bildern und metaphorischen Ausdrücken überladenen Styl, sind die in seinen Worten verhüllten Gedanken meistens ganz gewöhnlich und unwichtig; scharfe Bestimmtheit vermifst man durchweg, und an Widersprüchen fehlt es nicht.

Es ist hier nicht der Ort, der ganzen Untersuchung Schritt vor Schritt zu folgen; auch würde es nicht eben erspriefslich sein, und der Verf. ist vielleicht im Lauf der drei Jahre seit der Erscheinung seines Buchs schon selbst seines Irrthums inne geworden. Daher mag es genügen, nur einzelne Belege unseres Urtheils anzuführen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung der Sprachen (wobei vorzugsweise der Verstand als thätig angegeben wird, während darüber Richtigeres pag. 4 Anm. gesagt ist), ferner über den Fortschritt der Sprachen zum Bessern und Schlechtern wird das deutsche *dafs* für ein Wort erklärt, das durch Willkür und Gedankenlosigkeit seine ursprüngliche Bedeutung verloren habe; ein übler Anfang, da man doch gewifs nur in den äufsersten Nothfällen und bei augenscheinlicher Verwirrung zu einer solchen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen berechtigt ist. Es wird nun hierbei und im Folgenden vorausgesetzt, nicht bewiesen, dafs unser *dafs* ursprünglich *pron. demonstr.* sei, gegen die Analogie von *quod*, ὅτι u. s. w. Ja selbst der im §. 4 geführte Beweis, dafs es *nicht nothwendig* sei, *dafs* als ursprüngliches *pron. relat.* zu nehmen, ist keinesweges genügend. Die ganze Auseinandersetzung pag. 6 über die Bedeutung des *dafs* giebt den Beweis, wie der Verf. mit unnützen philosophischen Phrasen ganz gemeine Dinge sagt; er liefert nämlich von der ganzen 20 Zeilen langen, schwerfälligen Erklärung gleich darauf selbst eine Uebersetzung mit den wenigen, für sich genügenden Worten: „Hiermit ist gesagt, dafs beide Sätze durch die demonstrative Natur des Wortes *das* verbunden und als zusammengehörige erkannt werden." Was darauf von der Unmittelbarkeit gesagt wird, in welcher der mit *dafs* angeknüpfte Satz belassen wird, der „die Natürlichkeit des Factums, so wie es ist oder geschieht, in lebendiger Wahrheit aufzeigt", ist sehr unklar und soll doch am Ende weiter nichts heifsen, als dafs ein solcher Satz eben ein Satz ist, und nicht ein Satzglied, wie der *acc. c. inf.*; denn dafs die Abhängigkeit nicht ausgedrückt wäre, kann man nicht sagen, da sie deutlich genug in der Wortstellung liegt, die der Verf. gar nicht berücksichtigt.

Nachdem nun gesagt ist, wie das pron. *das* in eine Conjunction übergegangen sei und so seinen ursprünglichen Sinn verloren habe, werden davon deutsche und lateinische Beispiele angeführt, in denen das *dafs*, wenn es *pron.* wäre, entweder in einem andern Casus als den Nom. oder Acc. stehen würde, oder in denen es durch ein andres Demonstrativum überflüssiger Weise eingeleitet wird, z. B. ich sage das, dafs —. Das lateinische Beispiel für diesen Fall giebt einen starken Beweis von der Flüchtigkeit des Verf.; nämlich in dem Satze: *Quod honestum non est, id utile ut sit, effici non potest* hält der Verf. das pron. *id* offenbar für das Subject von *effici non potest*, das dann durch den Satz mit *ut* weiter ausgeführt würde, da es doch offenbar Subject von *utile sit* ist, in Bezug auf *quod*. Aufserdem liegt hierbei die wunderliche Meinung zum Grunde, dafs *ut* ursprünglich ein *pron. demonstr.* sei, wie denn auch §. 5, wo der Verf. die Bezeichnung von Zweck und Absicht in *dafs* nur unter der Voraussetzung erklären zu können glaubt, dafs es *pron. demonstr.* sei, zugleich behauptet wird, dafs dieselbe Erscheinung und derselbe Grund dafür bei *ut* stattfinde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Die Partikeln dafs, ut, quod und die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv für sich und in ihrem Zusammenhange mit der Attraction, aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Grammatik betrachtet von Wilhelm Lindau.

(Schlufs.)

Der Verfasser hält also wirklich *ut* nicht für ein Adverbium und zwar für ein relativum, sondern für ein *pron. demonstr.* wie *das*, doch um die Verwirrung vollständig zu machen, stützt er seine Meinung wieder durch eine Vergleichung mit dem wahren *pron. relativum*; und von diesem behauptet er obenein, dafs es die Bedeutung der Absicht und des Zweckes habe, ja er legt ihm defshalb geradezu „die Geltung eines demonstrativen, d. h. vorwärts deutenden" Pronomens bei, verkehrt es also in sein gerades Gegentheil, da es doch auf der Hand liegt, dafs das *pron. relat.* an sich keinesweges Absicht und Zweck ausdrückt, sondern nur mittels des darauffolgenden Conjunctivs. Bei so oberflächlicher und durchaus haltloser Betrachtung, die gar nicht auf die ursprüngliche Bedeutung von *ut* und auf seinen Gebrauch eingeht, ist es denn nicht zu verwundern, dafs wir in demselben §. 5 einen andern starken Irrthum finden; bei der ganzen Erörterung nämlich über den finalen Sinn, wobei wiederum viele unnütze Worte gemacht sind, die eine an sich klare Sache nur unklar machen, liegt die Meinung zum Grunde, dafs *ut* nicht nur auf Zweck und Absicht hindeuten könnte, sondern auch auf jedes andere Ziel der Vorstellung, was zwar von *dafs* richtig, von *ut* aber durchaus falsch ist. Eben so wenig hat sich der Verf. um den Unterschied von *dafs* und *damit* bekümmert, was ihn sonst über diese Wörter wie über *ut* zu belehrenden Resultaten geführt haben würde. Was er nun weiterhin §. 17 endlich herausbringt, dafs *ut* stehe, wenn der zweite Satz ein Aeufseres, dem ersten Satze Anderes und für sich zu Fassendes ausdrücke, das ist doch in der That wiederum weiter nichts, als was er schon oben vom deutschen *dafs* gesagt hatte, dafs nämlich der abhängige Satz eben ein besonderer Satz ist. Daher ist es denn auch dem Vf. nicht möglich gewesen, den Unterschied zwischen *ut* und *quod* gründlich herzuleiten und zu erweisen; er stellt vielmehr §. 19 ohne weiteres die Behauptung hin, dafs der durch *quod* angefügte Satz einen erörternden, auseinandersetzenden, oft auch den Grund angebenden Charakter hat in Beziehung auf den vorhergehenden, und das ist wahrscheinlich ein Lehrsatz aus der „besonderen Grammatik," d. h. der gewöhnlichen Schulgrammatik, welcher er denn auch wohl den Beweis dafür überläfst. Als Unterschied zwischen *ut* und *quod* stellt er sodann §. 20 auf, dafs zwischen den durch *ut* verbundenen Sätzen, die sich als Andere gedacht werden, keine nahe, innere Beziehung stattfinde, dafs dagegen der Grund einer Gemüthsbewegung in viel innigerm, und zwar eingreifendem Verhältnifs zu der Gemüthsbewegung selbst stehe. Aber wer wird dem Verf. glauben können, dafs in Sätzen wie *cupio ut venias* und *gaudeo quod venturus es* das *ut venias* weniger innig mit *cupio* verbunden sei als *quod venturus es* mit *gaudeo?* zumahl da er gar nicht angiebt, wonach er den Grad der Innigkeit bestimmt wissen will. Was sagt er nun vollends von Sätzen, wo *quod* nicht den Grund einer Gemüthsbewegung ausdrückt, sondern sich auf *hoc, id, illud* bezieht? — „Es sind deutlich hervortretende Correlate, die sich gegenseitig die Hand geben und die gegenseitige Beziehung der Sätze erkennen lassen." Kann man etwas überflüssigeres bemerken? Es kam darauf an, diese gegenseitige Beziehung näher zu bestimmen; oder soll etwa durch das „Handgeben" ausgedrückt sein, dafs sie auch in diesem Falle inniger sei als bei *ut?* Keinesweges; der Verf. fährt fort: „Man „darf nicht etwa meinen, dafs der durch *quod* angefügte

„Satz abhängig von dem vorhergehenden sei; es läfst „sich im Gegentheile *oft* nachweisen, dafs er logisch „unabhängiger sei, als der, worauf er bezogen wird, „obgleich es grammatisch anders erscheint. Dasselbe „gilt bei *gaudeo, doleo, angor etc.*, weil der Grund der „Freude von der Freude selbst nimmermehr als abhän„gig gedacht werden kann. Dies müssen auch die La„teiner gefühlt haben, wie der nach *quod gewöhnlich* „folgende Indicativ zu erkennen giebt." Was sollen wir nun hiernach über den Unterschied von *ut* und *quod*, über die gröfsere oder geringere Innigkeit der Verbindung annehmen? wie sollen wir die dargelegten Widersprüche vereinigen? Dafs dem Verf. selbst die Sache ganz unklar ist, geht auch daraus hervor, dafs er in allgemeinen, nichtssagenden Ausdrücken von *oft* nachweisbarer logischer Unabhängigkeit des mit *quod* angeknüpften Satzes, von dem *gewöhnlich* auf *quod* folgenden Indicativ spricht; denn was aus bestimmten Gründen in manchen Fällen nothwendig, in andern unmöglich ist, davon kann man nicht sagen, dafs es oft oder gewöhnlich sei.

Eben so wenig, wie nun durch solche Erörterungen die Bedeutungen und die Unterschiede von *dafs, damit, ut* und *quod* irgend Jemand klar geworden sein können, eben so wenig hat der Verf. irgend eine von den mancherlei den Acc. c. inf. betreffenden Fragen auf eine genügende Weise gelöst. Durch einen wahren Hokuspokus verwandelt er ihn, wo er grammatisches Subject ist, in das Object, und am Ende, da auch das noch nicht ausreichen will, nimmt er doch wieder seine schon oben dagewesene Zuflucht zur Gedankenlosigkeit, oder, wie er es hier nennt p. 40., zu einer Art von logischem Anakoluthon. Den schon von dem alten trefflichen Thom. Linacer bemerkten Fall, wo der Acc. c. inf. ein andrer Casus ist als Nom. oder Acc., berücksichtigt er gar nicht, und eben so wenig den griechischen Sprachgebrauch.

Der Raum verbietet uns, noch weiter auf die Behauptungen des Verfs. einzugehen und dabei auch Rücksicht zu nehmen auf den zweiten Abschnitt seiner Schrift, worin er die entgegengesetzten Meinungen Andrer zu widerlegen versucht. Ohnehin will er auch noch eine besondere Schrift über den Infinitiv herausgeben, worin er unter andern zu beweisen hofft, dafs der Infin. praes., gegen die gewöhnliche Meinung, auch rücksichtlich der Zeit unbestimmt ist; möge er dabei nur bedenken, dafs nach der gewöhnlichen Meinung der Inf. praes. gar nicht blos die Gegenwart an sich, sondern auch die relative, d. h. die Gleichzeitigkeit ausdrückt. Möge er überhaupt nicht die Regeln der gewöhnlichen Grammatik als unumstöfsliche Axiome zum Grunde legen, sondern eben sie entweder zu beweisen und tiefer zu begründen, oder sie umzustofsen und durch bessere zu ersetzen suchen, aber mit genauer Rücksicht auf die ursprüngliche Bedeutung der Worte und Formen; möge er sich dazu eine genaue Kenntnifs des Einzelnen und eine klare, der Gründe sich bewufste Einsicht in den Sprachgebrauch und seine Gesetze erwerben; dann wird er gelegentlich unter andern auch bemerken, dafs die bei ihm gewöhnliche Benennung der *verba volendi* einen groben Schnitzer enthält; dann wird er aber auch in den Hauptsachen zu wirklichen Resultaten kommen, während wir jetzt gestehen müssen, dafs seine Schrift der lateinischen Grammatik keinen Nutzen gebracht hat.

F. Haase, in Schulpforta.

LXXXIV.

Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. Freytag, prof. lit. Orient. publ. ord. Bonnae ad Rhenum. 1834. 8.

Seitdem die allmälige Verbreitung der indischen Sprachkenntnifs eine wesentlich veränderte Anschauungs- und Behandlungsweise der sogenannten classischen Sprachen hervorgebracht hat und täglich mehr hervorbringt, läfst sich auch ein Einflufs auf die Behandlungsweise der semitischen Sprachen nicht verkennen. Allerdings gehören diese beiden Familien verschiedenen Sprachstämmen an, und es bleibt den nachfolgenden Jahren übrig zu ermitteln, inwiefern die sprachlichen Wurzeln in beiden dieselben seien, und ob etwa die anscheinend grofse Verschiedenheit der Sprachkörper vorzüglich nur bestehe in der verschiedenen Art und Weise die Wurzeln zu benutzen, aus ihnen Wortkörper zu deduciren; — allein diese bis jetzt angenommene Verschiedenheit der Sprachfamilien konnte dennoch einigen Einflufs von der einen auf Forschungen in der anderen nicht hindern, weil man durch die eigentlich wissenschaftliche Behandlung der indogermanischen Sprachen

zu sprachlichen Principien überhaupt gelangte, welche nun bei Beschäftigung mit einer neuen Familie ganz unbewufst angewandt, und in den neuen, auch für diese Sprachen daraus entspringenden Resultaten, bewährt wurden. — Gleichwie sich unter den sogenannten classischen Philologen, welche ihr Studium zweier Sprachen nicht durch das einer dritten vermehren lassen wollten, allmälig eine Opposition bildete, welche nachgerade fast die Geregeltheit von politischen Oppositionen in der französischen Kammer angenommen zu haben scheint, so entstanden anfänglich heftige Collisionen, als Ewald zuerst mit einer neuen Behandlungsweise der hebräischen Sprache auftrat. Gesenius hatte seit langen Jahren das Monopol hebräischer Grammatiker zu sein, welches er errang durch die ungemeine Fafslichkeit, worin er dem Schüler die hebräische Sprache darzulegen wufste, ein Verdienst, was nicht genug zu loben ist und ungemein viel beigetragen hat zur Verallgemeinerung der Kenntnifs dieser Sprache. Was Gesenius für die hebräische Sprache war, war seit langer Zeit Sacy für die arabische, nur dafs Letzterer in seiner Grammatik eine gewisse französische Weitläuftigkeit beibehielt, welche den Totalüberblick erschwerte und Gesenius glücklich vermieden hatte. Weiter geht inzwischen der Vergleich zwischen diesen beiden vorzüglichen Männern nicht. Als der Zeitgeist in Deutschland darauf drang, das Wort nicht mehr als einen todten Körper zu betrachten, als die erste Krisis in dem Kampfe zwischen denen, welche die Sprache blofs positiv eingelernt, und denen welche sie verstanden wissen wollten, vorübergegangen war, sah man Gesenius, in dem wissenschaftlichsten Lande Europas lebend, den Zeitgeist verstehen und sich demselben anschmiegen. Zeugnifs davon geben nicht blofs seine neusten Ausgaben der Grammatik, sondern namentlich sein neustes hebr. Lexicon. Anders im Arabischen. Sacy's neuste Grammatik zeigt keinen Einflufs der neuen Forschungen.

Der Herausgeber vorliegender arabischen Chrestomathie, ein mit der arabischen Sprache insofern ausgezeichnet vertrauter Mann, als das Verständnifs darin abgefafster Schriften für ihn ohne alle Schwierigkeit ist, ein Mann, welchem manche jetzt lebende Lehrer der arabischen Sprache — unter ihnen Referent — aufs dankbarste verpflichtet sind und stets bleiben werden als ihrem Lehrer, gehört der Sacyschen Schule seiner Bildung und seinem jetzigen Standpunkte nach an. Wüfsten wir dies nicht schon aus seinen früheren Schriften, so würde gegenwärtige Chrestomathie den Beleg dafür geben.

Während nach unserer Ansicht das Hauptstreben des Lehrers dahin gerichtet sein mufs, den Schüler gleich vom Beginnen an aufmerksam zu machen, welche Theile einer Wortform die radicalen, welche die zur Ableitung und Formbildung dienenden seien, so dafs er mit der Bedeutung der Wurzel wie der ableitenden Sprachtheile die Bedeutung des Worts in seinem Entstehen erhalte: geht Herr Freytag in dem ersten Theile seiner Chrestomathie recht eigentlich darauf aus, den Schüler lediglich mit der äufseren Gestaltung des Wortkörpers bekannt zu machen, also nicht etwa auf die Verstandeskraft, sondern blos auf das Gedächtnifs durch öftere Vorführung der Formen einzuwirken. Wir finden da z. B. einen Abschnitt, überschrieben أَلْفِعْلُ أَلْاِسْمُ لْحَرْفُ, worin Beispiele gegeben werden, die den Schüler mit Nominal — Verbal — Formen und Partikeln bekannt machen sollen. Vorrede II. *Primum ut quae essent grammaticae partes, tirones cognoscerent, verborum, nominum particularumque exempla proposui.* — Lenken wir einen Augenblick von obiger Betrachtung ab, und bedenken wir, welche Leute jene *tirones* sind. Chrestomathien müssen sich etwas verschieden gestalten je nach der Sprache, zu deren Verbreitung sie geschrieben werden, und zwar deshalb, weil unsere künftigen Gelehrten nicht jede Sprache in denselben Jahren ihres Alters lernen. Lateinisch und Griechisch lernen wir als Knaben, zu einer Zeit wo unsre Gedächtnifskraft bei weitem das Vermögen des Verstandes überwiegt. Will man in dem Alter also vorzugsweise durchs Gedächtnifs erlernen lassen, was die Denkkraft noch nicht fassen und begreifen kann, so läfst sich weniger dagegen sagen. Jacobs griechische Chrestomathie mag darauf ausgehen, den Knaben mit den Redetheilen bekannt zu machen. Aber wann lernen wir die arabische Sprache? Keinenfalls ehe die Universität bezogen wird, und dann noch erst erfahren sollen, dafs in einer Sprache Verba, Nomina und Partikeln existiren, ist für den Studenten wenigstens unangenehm. Hat sich die Sache doch selbst in der hebräischen Sprache nicht so gestaltet, obgleich diese schon auf den höheren Klassen gelehrter Schulen gelehrt wird. Kaum dafs man eine Chrestomathie gebraucht — Gesenius Lesebuch wird nicht sowohl gelesen, als gleich begonnen mit dem alten Testament.

Dafs es unsrem Herausgeber mehr um Einprägung der äufseren Gestalt des Worts und der Form, als um das Verständnifs derselben zu thun gewesen, belegt der Umstand, dafs er Letzteres aufgeopfert hat, um das Erste zu erreichen. Um nämlich den Schüler mit der Form bekannt zu machen, setzt er eine Reihe von Sätzen an einander, die in gar keinem Zusammenhange stehen, und als abgerissene Theile entweder unverständlich oder leicht mifszudeuten sind. Er weifs das selbst. Vorrede III. *Non autem sum nescius, in illis a me propositis exemplis inde tironibus intelligendi quandam difficultatem oriri, quod a reliquo sermone disjuncta inter se non sint connexa.* Wenn er nun eben daselbst hinzufügt, dafs dies freilich eine Unannehmlichkeit für ihn gewesen sei, die inzwischen durch die Lehrer wenigstens vermindert werden könne, so erhellt doch hieraus, dafs das eigentliche Verständnifs der Sprachformen nur eine untergeordnete Rücksicht bei Abfassung dieses Abschnittes gewesen sei. — Aufrichtig müssen wir aber gestehen, dafs wir nicht einsehen, worin der Vortheil einer solchen Beispielsammlung bestehe, wenn wir bedenken, dafs auf einer Seite des Korans eben so gut Nominalformen, Verba und Partikeln vorkommen, worauf der Lehrer die Aufmerksamkeit der Schüler hinrichten kann, als in diesem Abschnitte — und hat der Koran dann den Vortheil, dafs keine Mifsdeutung möglich ist.

Was die abgerissenen Sätze selbst anbetrifft, so erkennt man leicht, dafs ein grofser Theil derselben dem Koran entnommen ist; ein zweiter nicht kleiner Theil stammt aus Kalilah und Dimnah, andere gehören historischen Schriftstellern, Locmans Fabeln u. s. w. an. Die in den einzelnen Sätzen beigefügten arabischen Zahlzeichen scheinen den Schüler auf grammatische Regeln aufmerksam machen zu sollen. Dies ist nicht gesagt; wir schliefsen es aber aus des Herausgebers Bemerkung, Vorr. II. — — *multa — exempla in ordinem grammaticae accommodatum redegi, ut si quis, memoriae inter legendum singulas grammaticae regulas mandans via praescripta paulatim progressus esset, — — — grammaticae partes animo teneret.* Ganz deutlich ist uns die Sache nicht. Man liest z. B. zu Anfang: مَنْ عَرَفَ نَفْسَهُ (٢) وَقَدْ عَرَفَ رَبَّهُ دَانْخَلَ أَسَدٌ بَيْنَ(٣) ثَوْرَيْنِ (٤). Zu نَفْسَهُ ist Nummer 2 gesetzt, scheint es um anzudeuten, dies sei ein Nomen; zu بَيْنَ wird Num. 3 gesetzt, um anzudeuten, es sei ein حَرْف — oder vielleicht auch, es sei Accusativ eines Nomens! denn das ist es ja in der That. Zu ثَوْرَيْنِ wird No. 4 gesetzt, weil es ein Nomen im Dual ist. Nachher folgt مَرِضَ als Verbum mit No. 5; warum aber ward عَرَفَ nicht schon mit einer Nummer als Verbum bezeichnet! Dann folgt مَنْ mit No. 6, obgleich es als erstes Wort jenes Satzes unbezeichnet blieb. Es scheint uns hier grofse Willkür zu herrschen, denn man könnte so viele Nummern machen, als Wörter vorhanden sind. — Im zweiten Paragraphen folgen die Verba, welche nicht von der einfachen, sondern der vermehrten, verstärkten Radix abgeleitet sind. Dafs der Herausgeber diese noch Conjugationen nennt, während der Araber den richtigen Ausdruck المزيد الفعل فيه gebraucht, sowie dafs er sie getrennt hat von dem aus der einfachen Wurzel abgeleiteten Verbum, war freilich nach dem vorhin besprochenen Standpunkte Herrn Freytags zu fürchten, hat aber den wesentlichen Nachtheil, dafs der Schüler zu dem Wahne verleitet wird, das aus der einfachen Wurzel hergeleitete Verbum sei identisch mit der Wurzel und liege zu Grunde für die übrigen Verba. Gleich als wenn im lateinischen *agitare* ein Derivat oder eine Conjugation des Verbums *agere* wäre. — Daher ist denn im dritten Paragraph *das regelmäfsige Verbum* conjugirt تصريف الفعل السالم, und davon geschieden die Conjugation der Conjugationen (denn so müfste man sich consequent ausdrücken) im 4ten Paragraph. Vom fünften an folgen die unregelmäfsigen Verbalbildungen, nachher die *verba negandi* und *admirandi.* Nomina kennt der Verf. keine andre, als vom Verbo abgeleitete, worin der oben bereits berührte Irrthum wiederholt ist, dafs die Verbalform der einfachen Wurzel mit der Wurzel identisch sei, während doch die für die Verbalform charakteristischen Vocale gerade häufig fehlen im Nomen. Diese Nomina folgen von §. 13. an

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 86.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. Freytag.

(Fortsetzung).

Mit diesen Beispielen sind die ersten 30 Seiten der Chrestomathie angefüllt. Ich kann nicht umhin zu glauben, dafs auch die Schüler, welche mit Ernst sich vorgenommen haben eine so schwierige Sprache als die Arabische ist zu erlernen, ermüdet und abgeschreckt werden, wenn man sie nöthigen will, diese 30 Seiten, ohne Inhalt, durchzulesen. In den Jahren, wo das Arabische erlernt wird, weicht das Gedächtnifs schon der Denkkraft und Beobachtungsgabe. Diese wollen beschäftigt sein durch Stoff und sind nicht zufrieden mit unzusammenhängenden Sätzen. Als den leichtesten Stoff für die erste Zeit scheint sich im Arabischen die Mährchen- und Fabelwelt darzubieten. Daher billigten wir insofern ganz Kosegartens Verfahren bei Sammlung seiner Chrestomathie, Mährchen aus tausend und einer Nacht an die Spitze zu stellen. Nur konnten wir den später mehrfach ausgesprochenen Tadel, dafs sie hinsichtlich der *Sprache* unglücklich gewählt seien, gleich anfangs nicht zurückdrängen.

Hier tritt nun der Abschnitt, den Freytag als den zweiten in seiner Chrestomathie folgen läfst, als eine wesentlich bessere Aushülfe ein. Fünf und dreifsig kleine Erzählungen, geschrieben von Schemsoddin Abu Abdillah Muhammed ben Ahmed, in reinem classischen Arabisch, gröfstentheils in der Zeit des Propheten und der Chalifen spielend, sind ganz dazu geeignet, dem Schüler nicht blofs durch einen leichtfliefsenden historischen Stil den Zugang zur Sprache leicht und annehmlich zu machen, sondern ihn zugleich anzulocken durch den eigenthümlich ernsten Humor, der sich in manchen arabischen Erzählungen findet, und ihn gelegentlich bekannt zu machen mit historisch bedeutsamen Persönlichkeiten wie mit den Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller und des Volkes, welches fortan gerade der Gegenstand seines Studiums werden soll. Geben wir eine der kürzeren dieser Geschichten als Beispiel.

„Es pflegte Abdollah Almamun unter Kasâis Leitung den Koran zu lesen. Er war nämlich damals „noch Kind. Kasâi aber hatte die Gewohnheit das Haupt „zu senken während Jener vor ihm las, dagegen, sobald Mamun falsch las, das Haupt zu erheben und ihn „anzusehen, worauf Abdollah seinen Fehler verbesserte. „Eines Tages las Abdollah die Sure der Schlachtordnung „(الصف, es ist die 61ste Sure des Korân). Als er nun „gelesen hatte: O Ihr die Ihr glaubt, warum sagt Ihr, „was Ihr nicht vollführt? (Sur. 61, 2), erhob Kasâi sein „Haupt. Abdollah sah ihn an, wiederholte dann den „Vers, aber fand, dafs er ihn richtig gelesen. Er vollendete nun seine Lection und Kasâi ging weg. Inzwischen kam Abdollah Almamun zum Reschîd und „sagte: O Herr der Gläubigen, hast du Kasâi nicht Etwas versprochen, was du ihm nicht gehalten hast? „Er antwortete: Allerdings bat er um Etwas zu lesen, „und ich habe es ihm versprochen. Hat er denn dir „Etwas davon gesagt? — Er verneinte es. — Was hat „dich denn darauf gebracht? — Als Antwort erzählte er „ihm den Vorfall, und den Chalifen erfreute dieser „Scharfsinn und die Aufmerksamkeit des Knaben." —

Diese und die übrigen Erzählungen, welche die Seiten 31 bis 84 einnehmen, sind entnommen aus einer Handschrift der hiesigen (Koppenhag.) Königlichen Bibliothek. Eine Durchsicht unseres Cataloges lehrt, dafs es der mit No. 20. in 4 bezeichnete Codex ist; derselbe ist leserlich, obwohl nicht elegant geschrieben, im Jahre der Hedschra 1173 durch die Hand des Omar ben Omar Albedrâvi عمر بن عمر البدراوي gefertigt, und von Niebuhr in Arabien angekauft. Schemsoddin schrieb 10 Bücher solcher Erzählungen, welche er abtheilte nach

den Gegenständen derselben. Z. B. Erstes Buch: über die Vortrefflichkeit der Erzählungen und die Vorzüglichkeit der Antworten der Scharfsinnigen في نجابة الانبآ وحسن اجوبة الاذكيآ. Zweites Buch. Ueber Handlungen edler Männer aus der Vorzeit, und ihr Vertrauen auf Gott rücksichtlich der guten Folgen. في فعايل الاجواد من السلف وثقتهم بالله في حسن الخلف. — Drittes Buch: Ueber Ertheilung von Wohlthaten und Unterstützung des Bedrängten في اصطناع المعروف واغاثة الملهوف. Viertes Buch: Ueber die Milde und deren gute Früchte, über die Verzeihung und deren schöne Folgen في الحلم وطيب ثمرته والعفو وحسن عاقبته, — und so fort. Freytag hat seine 35 Erzählungen willkürlich aus diesen ausgewählt. Einen grofsen Theil haben wir namentlich im zweiten und dritten Buch gefunden. Schemsoddin erklärt sich in der Vorrede über den Ursprung des Buchs folgendermafsen: „Da ich mit grofser Liebe die Schriften gebildeter Männer las und mich mit dem Studium von Werken „früherer Gelehrten beschäftigte, fand ich, dafs die meisten derselben Fruchtbares und Nützliches (eigentlich „Regen und Fett) enthielten. Da entstand der Wunsch, „aus ihnen eine Schrift zu sammeln, die angenehme „Erzählungen und vorzügliche Darstellungen in sich begriffe. So sammelte ich dieses Buch, meidend sowohl „einen zu grofsen Umfang als einen zu erhabnen Styl."

فاني لما كنت مولعا بمطالعة كتب المتادبين مشتغلا بقراة اخبار المتقدمين وجدت اكثرها يشتمل علي غث وسمين في غبت ان اجمع منها كتابا مختصرا علي مستحسن الحكايات ومستجود الروايات فجمعت هذا الكتاب وحميته من الاكثار والاطناب

Der Titel des Manuscripts lautet: Auswahl aus den vorzüglichsten Erzählungen. كتاب المختار من نوادر الاخبار. — Wir haben eine Anzahl Erzählungen verglichen in der Handschrift, und mit Vergnügen die allgemeine und wohlbegründete Meinung von Freytag's Genauigkeit in dem Abdruck arabischer Texte auch hier bewährt gefunden. Einzelne Ungenauigkeiten dürfen dieses Urtheil nicht schwächen. Zu diesen gehört z. B., dafs p. 31 l. 4 nach den Worten وكانت العرب تقضي باحكامهم eine nähere Nachricht über die arabischen Physiognomen ausgelassen ist, die das Manuscript p. 10 in folgenden Worten giebt: انا لحقوا رجلا بقوم او ثقوه عندهم وللشرع حكم بالقضا بقولهم dafs lin. 5 يقفو (vielleicht nur Druckfehler) statt يقفوا steht, wie man es im Manuscript findet, dafs pag. 32 lin. 3 *a f.* steht فانه منك statt فانه منجرة منك (p. 21 *cod.*) u. s. w.

Wir zweifeln nicht, dafs die Ueberzahl derjenigen, welche diese Chrestomathie für einen Anfangscursus im Arabischen zu Grunde legen, mit diesen Erzählungen beginnen und die ersten dreifsig Seiten überspringen wird. Hat der Schüler sich durch diese einigermafsen die Gesetze der Sprache angeeignet und verstehen gelernt, kann er mit Nutzen zu Fachroddins bekanntem Werke تاريخ الدول fortschreiten, und aus dem pag. 84—96 folgenden Abschnitte sich das Bild eines Regenten, wie ihn der Orientale verlangte, entwerfen. Haupttugenden der Regenten, sagt Fachroddin aus Rei (الرزي), sind Einsicht العقل, Gerechtigkeit العدل, und Wissenschaft, eine Frucht der Einsicht, العلم. Doch bedürfe er nicht des Umfangs des Wissens, wie man ihn von Gelehrten verlange, nur insoweit sei es ihm unentbehrlich, dafs er mit Gelehrten sich über ihre Wissenschaft unterhalten könne. Dies liefse sich erreichen, ohne dafs man schreiben und lesen könne; Beleg davon seien Muajjadeddin Muhammed, der Vezier, und Bedroddin Lulu. Es lasse sich bemerken, wie verschiedene Dynastien verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ihre Zuneigung zugewandt hätten. Die Perserkönige hätten vorzüglich die philosophischen, juristischen, historischen und geometrischen Wissenschaften protegirt, die islamischen Regenten vorzüglich die sprachlichen — über Grammatik, Lexicographie, Poesie, Historie. Unter der Mongolendynastie dagegen lagen alle diese Wissenschaften danieder und an deren Stelle trat die Zähl- und Rechenkunst, Arzneiwissenschaft und Astronomie. —

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXV.

Aristotelis de intelligentia sive mente sententia, exposita a F. G. Starke, phil. doct. in gymnasio

Neo-Ruppinensi professore. Neo-Ruppini, 1833. 33 S. 4.

Aristoteles sagt in einer Stelle der Metaphysik, dafs derjenige, der zuerst den νοῦς als Ursache der Welt und der ganzen Ordnung gesetzt habe, im Vergleich mit den frühern Philosophen gleichsam nüchtern gewesen sei. Wem aber diese Annahme als ihrem ersten Urheber zuzuschreiben sei, möchte wohl schwerlich mit völliger Gewifsheit auszumitteln sein, da gerade dieser Begriff zu denjenigen gehört, die nach der Verschiedenheit des philosophischen Standpunktes eine verschiedene Bedeutung erhalten. Die Untersuchungen über den νοῦς gehören zum Kern eines philosophischen Systems, und schon aus diesem Grunde ist es wichtig, seine jedesmalige Bedeutung kennen zu lernen. Die richtige Auffassung desselben in der Philosophie des Aristoteles ist so entscheidend, dafs durch sie allein das so lang gehegte Vorurtheil beseitigt wird, als bewege sich dieser Philosoph bei seinen Untersuchungen nur in den niedern Kreisen des Seins. Der Verf. der oben bezeichneten Abhandlung hat sich die Aufgabe gestellt, den νοῦς bei Aristoteles in seinem ganzen Umfange zu bestimmen. Das Interesse, welches diese Untersuchung schon an sich gewährt, wird bei dieser Arbeit noch erhöht durch den ruhigen Gang der Forschung und die reine Sprache. Um so mehr halten wir uns aber auch schon wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst verpflichtet, diejenigen Punkte, in denen wir dem Verf. nicht beistimmen können, so weit es hier geschehen kann, näher zu berühren.

Die Schrift zerfällt in drei Theile. Zuerst untersucht der Verf., wie Arist. in allen Theilen der Philosophie von dem νοῦς sprechen konnte (p. 2—7); darauf handelt er vom νοῦς im Allgemeinen (p. 8—22.) und endlich vom menschlichen νοῦς (p. 22—33.). Die Philosophie ist nach Arist. die Wissenschaft, deren Zweck das Wissen selbst ist, nämlich das Wissen von dem wahrhaft Seienden. Die Möglichkeit dieses Wissens beruht auf der Erkenntnifs der Prinzipien der Dinge, und diese Prinzipien sind ewig und unveränderlich. Dasjenige Prinzip, welches alle andern in sich vereinigt, ist Gott. Die Erkenntnifs dieser Prinzipien ist der Gegenstand der ersten Philosophie oder der Theologie, die deshalb die höchste und göttlichste aller Wissenschaften heifst. Der Verf. widerlegt (p. 3. Anmerk. 3.) mit Recht die Meinung, als sei nach Arist. der Mensch von diesem Wissen ausgeschlossen; vielmehr behauptet Arist., der Mensch müsse immer mehr von dem Sterblichen sich frei machen, und dem bessern, dem göttlichen Theile seiner selbst gemäfs leben. — Weil nun die erste Philosophie das Sein, das Göttliche in den Dingen aufsucht, so mufs sie allen Wissenschaften gemeinsam sein. Das Ewige ist der eigentliche Gegenstand des νοῦς; da aber alle Dinge mehr oder weniger Theil am Göttlichen haben, so folgt daraus, dafs in allen Wissenschaften von dem νοῦς die Rede sein kann.

In den Büchern über die Seele kömmt der νοῦς ποιητικός, παθητικός, πρακτικός und θεωρητικός vor. Zuvörderst spricht der Verf. von den beiden zuerst genannten, und legt bei dieser Untersuchung die Stelle *de an. III.*, 5. zu Grunde. Das richtige Verständnifs dieses Kapitels ist mit manchen Schwierigkeiten verbunden, und der Versuch, sie alle zu beseitigen, konnte wohl nicht in der Absicht des Verfs. liegen; aber wir sind auch zugleich überzeugt, dafs eine genaue, ins Einzelne gehende Betrachtung der Stelle den Verf. vor der, wie wir wenigstens annehmen müssen, falschen Auffassung des νοῦς ποιητικός und παθητικός bewahrt hätte. So viel, sagt der Verf., sei in jenem Kapitel klar, dafs der νοῦς deshalb ποιητικός heifse, weil er Alles thue, παθητικός, weil er Alles werden könne; ersterer eine ewige, von der Materie getrennte Substanz, letzterer vergänglich (p. 8.)! Diese so festgestellte Unterscheidung sucht nun Herr Starke zunächst zu begründen und deutlich zu machen. Wir wollen den Gang der Untersuchung hier kurz angeben.

Es giebt zwei Arten der ewigen Substanzen, die einen haben eine Form in der Materie, das Leben der andern ist von der Materie getrennt; zu diesen letztern gehört der νοῦς: für ihn gilt keine Bewegung, keine Veränderung, kein Stoff; da keine Bewegung, auch keine Zeit; er ist nothwendig und deshalb einfach. Was bewegt wird, dem ist Ruhe entgegengesetzt; dem aber nichts entgegengesetzt ist, dessen Ruhe ist Thätigkeit. Was nothwendig ist, ist einfach und kann niemals anders sein, deshalb ist es das Beste und Wahrste. Weil diesem nichts entgegengesetzt ist, so betrachtet es sich selbst (ἡ νόησις νοήσεως νόησις), und in dieser Betrachtung seiner selbst besteht die Wesenheit des νοῦς und seine Glückseligkeit. Diese Betrachtung ist aber keine leere: er schaut das ewige und erste Sein der Dinge an, welches *gleichsam* den zweiten Theil seiner selbst ausmacht, obgleich beide Theile Eins sind. Auf dieser Einheit des νοῦς beruht alle Wahrheit und alles Wissen der Wahrheit. An diesem νοῦς hat auch der Mensch Theil, und das Leben, das er diesem gemäfs führt, ist ein göttliches und das eigentliche Leben. Obgleich Gott als absoluter Intelligenz kein Machen, Schaffen zukömmt, so ist er dennoch der Urheber aller Dinge, da die Formen der Dinge, die er als ihren Zweck anschaut, Leben und Wirklichkeit haben, und mit dem Stoffe in Gemeinschaft tretend, diesen bilden. Diese Form bedarf nichts; der Stoff aber, mit dem die Beraubung (στέρησις) verbunden ist, strebt nach ihr als seinem Zwecke; so geht sie in die Dinge über und bildet sie. So macht Gott Alles durch sein Denken. Dies ist der νοῦς θεωρητικός. Obgleich der ν. ποιητικός ebenfalls eine einfache, ewige Natur ist, so hat er doch eine gewisse Gemeinschaft mit dem, was leidet. Was er macht, das wird nicht nur durch ihn, sondern er selbst geht auch über in die Gemeinschaft dessen, was wird. So wird er Alles und deshalb heifst er ν. παθητικός (p. 13. 14. 22). Wie sich die Kunst zum Stoffe verhält, so verhält sich auch der ν. ποιητικὸς zum Stoffe: er führt das, was der Möglichkeit nach ist, zu seinem Zweck. —

Diese Bestimmung des ν. ποιητικὸς und παθητικὸς scheint uns verfehlt. Wir gehen deshalb auf die vom Verf. zu Grunde gelegte Stelle (*de an. III.*, 5.) zurück, und verweisen dabei auf den Kommentar Trendelenburg's zu den Büchern des Arist. üb. d. Seele, namentlich zu dieser Stelle. — Die Philosophie des Ar. ist kein blofser Empirismus, der durch Abstraktion von den

Gegenständen der Sinnenwelt die allgemeinen Sätze und somit die Wahrheit findet, vielmehr sind die Prinzipien in dem νοῦς gegeben. Dieser als das Göttliche in dem Menschen ist nicht eine Fortsetzung oder höhere Stufe in der Reihe der übrigen Geisteskräfte, sondern mit ihm beginnt gewissermaſsen eine neue Reihe; deshalb sagt Arist., er komme von auſsen (θύραθεν) in den Menschen. Plato lehrte, der Geist als ewig habe auch die Erinnerung des frühern Lebens, dagegen macht Arist., indem auch er die Ewigkeit des νοῦς annimmt, die Unterscheidung zwischen ν. ποιητικὸς und παθητικός: ersterer ist ewig, letzterer vergänglich. Sollte jener die Erinnerung des frühern Lebens haben, so fände ein Leiden bei ihm statt, er wäre vergänglich; aber ihm kommt ἀπάθεια zu, und in ihm sind die ewigen Prinzipien enthalten. Der ν. παθητικὸς umfaſst die niedern Geisteskräfte, die dem erstern nöthig sind zum Aufnehmen, aber nicht zum Verstehen der Dinge; παθ. heiſst er, weil er von den Dingen afficirt wird; vergänglich muſs er schon deshalb sein, weil er von den vergänglichen Dingen abhängt. Hrn. Starke's Auffassung des ν. ποιητικός, der dadurch παθητικὸς wird, daſs er in den Stoff übergeht, scheint uns mit den Worten des angeführten Kapitels zu streiten. Konnte Arist. beide so einander entgegensetzen? Dem νοῦς kommt ἀπάθεια zu, das νοοῦν und das νοούμενον ist dasselbe; wie kann nun der ν. ποιητ. ein παθητ. werden? Beide sind völlig von einander geschieden; ohne jenen kann dieser nichts denken, d. h. ohne die in jenem enthaltenen Prinzipien zu Grunde zu legen. Nach jener Ansicht käme auch der Gottheit ein ν. παθητ. zu, was ebenso sehr dem Begriffe wie den ausdrücklichen Zeugnissen widerspricht. — Der ν. θεωρητικὸς ist in Bezug auf die Gottheit zugleich ποιητ.; er kommt auch dem Menschen zu, in sofern dieser der Gottheit verwandt ist, und ist also der von auſsen in den Menschen kommende göttliche Geist. Der Verf. erklärt den νοῦς ποιητ. in seinem Unterschiede von ν. θεωρ. als den, der die Gedanken Gottes in den Stoff einführt, während dieser, das Beste in sich enthaltend, in ewiger Glückseligkeit ruht. Seinetwegen wird Alles gebildet, und deswegen ist er der Zweck des ν. ποιητ. (p. 21. cf p. 13), darnach wäre das Denken Gottes nicht das unmittelbar Schaffende, sondern es bedürfte noch eines vermittelnden Prinzips. Wie kann nun aber der ν. θεωρ. der Zweck des ν. ποιητ. sein, da ja durch das bloſse Denken des ν. θεωρ. Alles Leben hat? Er ist der ν. ποιητ. selbst.

Die Thätigkeit des menschlichen νοῦς ist eine poetische, praktische und theoretische. Bei der Erläuterung dieser drei Thätigkeiten spricht der Vf. zuerst von dem Wesen der Kunst. Nachahmung und Lust haben die Kunst hervorgebracht, denn so wie mit jeder sittlichen Handlung, so ist auch mit der Nachahmung des Schönen eine Lust verbunden. Je sorgfältiger diese Nachahmung ist, d. h. je mehr sie das Göttliche in den Dingen ergreift; desto gröſser ist die aus ihr hervorgehende Lehre und Freude. Deshalb legt Arist auch dem Phidias und Polyklet Weisheit bei. Die Poesie hat nicht nur etwas Philosophisches, sondern auch etwas Göttliches. Der Dichter schaut das Wesen der Dinge an, und in dieser Anschauung ist sein Geist gleichsam aus ihm getreten. Das ist Begeisterung, die auch Plato dem Dichter zuschreibt, aber die Einsicht in die Dinge, das Ergreifen des Wesens der Dinge läugnet. Deshalb hält er sie auch nicht für passende Lehrer der Wahrheit und Sittlichkeit; ihm ist Poesie nur Nachahmung im dritten Grade von der Wahrheit entfernt, sie giebt nur Schatten der Dinge: Arist. hingegen behauptet von der Kunst, sie trage zur Läuterung der Seele bei. Das Nähere hierüber findet sich klar dargestellt p. 27—30. — Der übrige Theil der Abhandlung spricht von dem νοῦς πρακτικὸς und θεωρητικός. Wir brechen hier ab, um noch auf einige andere Punkte aufmerksam zu machen.

p. 5. wird dem Arist. die Behauptung zugeschrieben, daſs die Prinzipien durch Induktion von den Einzeldingen erkannt werden. Wir wissen wohl, daſs viele Stellen in den Aristot. Büchern sich finden, die für sich betrachtet eine solche Meinung zulassen; aber dagegen zeugen auch viele, und was die Hauptsache ist, die richtige Auffassung des νοῦς ist damit unvereinbar. In ihm, dem göttlichen, von auſsen in den Menschen kommenden, sind die Prinzipien enthalten; nicht erst werden sie durch die Sinne gewonnen. Deshalb heiſst es *met. XI.*, 7. λαμβάνουσι δὲ τὸ τί ἐστιν (αἱ ἐπιστῆμαι) αἱ μὲν διὰ τῆς αἰσθήσεως, αἱ δ' ὑποτιθέμεναι. (cf. Trendelenb. l. l. p. 495. Michelet ad Eth. Nic. p. 262.)

p. 6. setzt der Verf. die Begriffe τὸ τί ἦν εἶναι, ἐντελέχεια und *mundus intelligibilis* als gleichbedeutend. — Nach unserer Ansicht sind sie bei Arist. völlig von einander zu scheiden. Τὸ τί ἦν εἶναι ist der gleichsam zeugende Begriff, durch den der unthätige Stoff zu Leben und Thätigkeit getrieben wird (cf. Trendel. l. l. p. 192); ἐντελέχεια ist die Thätigkeit, durch welche etwas Bestimmtes erzeugt wird, so daſs also die Form nothwendig mit ihr verbunden ist; sie ist eine der Möglichkeiten in die Wirklichkeit geführt. Die ἐντελέχεια ist zu vergleichen, mit der Form (εἶδος), so wie die δύναμις mit dem Stoffe (ὕλη). Ganz richtig legt der Verf. bei der Definition dieses Begriffes (p. 13.) die Stelle *de an. II.*, 4, 4. zu Grunde: ἔτι τοῦ δυνάμει ὄντος λόγος ἐντελέχεια. Der Unterschied zwischen ἐντελέχεια und ἐνέργεια wird richtig angegeben. Ferner will der Verf. das τὸ τί ἦν εἶναι als *mundus intelligibilis* dem Arist. zuschreiben. Plato verstand unter der intelligiblen Welt das vollkommne Ideal, nach welcher Gott diese Welt gebildet hat. Aber dieses Ideal kann in der sichtbaren Welt als einer Nachbildung nicht enthalten sein, also bleibt jenes von dieser getrennt. Τὸ τί ἦν εἶναι ist aber das wahrhaft Seiende in den Dingen selbst, der eigentliche Begriff des Dinges, während die intelligible Welt bei Plato dem Stoffe als Muster dient. Der Verf. räumt zwar ein, daſs Arist. seine intelligible Welt enger mit dem Stoffe verbinde; aber eben darin liegt auch der Unterschied und der Grund, weshalb das τὸ τί ἦν εἶναι nicht mehr intelligible Welt ist.

Dr. Ch. Pansch, in Oldenburg.

№ 87.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. Freytag.

(Schlufs.)

„Wenn Buzurdjmihr meine, dafs auch Hafs eine für den Regenten nothwendige Eigenschaft sei, so irre er. Nothwendig dagegen sei es für den König, Ehrfurcht einzuflöfsen (الهيبة), strenge Kriminaljustiz zu üben (السياسة), Verträge und Versprechen zu halten (الوفاء بالعهد) sich sorgfältig bekannt zu machen mit den Zuständen des Reichs und der Unterthanen الاطلاع علي غوامض احوال المملكة ودقايق امور الرعية. — Nach Buzurdjmihr müsse der König gleich der Erde seine Geheimnisse verbergen und geduldig sein, gleich dem Feuer verfahren gegen Missethäter, gleich dem Wasser milde sein gegen den, der sich ihm sanft erweise; er müsse scharfhöriger sein als das Pferd, scharfsichtiger als der Adler, ein besserer Wegweiser, als der Vogel Kathâ, vorsichtiger als die Krähe, kräftiger als der Löwe, mächtiger und schneller im Angriffe als die Zeit. Gute Rathgeber könne er nicht entbehren, wie aus einem Beispiele in des Propheten Geschichte, nämlich in der Schlacht bei Bedr, erwiesen wird. Dem Könige folgen in seinen Neigungen und Gewohnheiten die Untergebenen. (الناس علي دين ملوكهم) Durch das blofse Mifsfallen des Königs fühlt der Unterthan sich schwach und kraftlos, durch das blofse Wohlgefallen desselben ist er stark. Diesen Einflufs auf die Menschen hat kein andres menschliches Wesen. — Die eigenthümliche Stellung des Königs befreit ihn von Zorn, Lüge, Habsucht, Neid, Eidschwüren. — Dagegen mufs er darnach streben sich frei zu halten von heftiger Uebereilung, Angst, Ueberdrufs und Ekel." Dieser Abschnitt ist wahrscheinlich aus dem ersten Theile von Fachroddins Werke entnommen und vermuthlich nach dem Pariser Codex mitgetheilt, der nach Sacy's Angabe im Jahr 701 der Hedschra angefertigt ist. Der Schriftsteller ist bereits durch andere Abschnitte in Sacy's Chrestomathie und Freytag's *loca historica* als leichtverständlich und classisch bekannt. Diesem Abschnitte folgt ein Auszug aus Kemaleddins bekanntem زبدة الحلب في تاريخ حلب, wovon ebenfalls ein Abschnitt in Freytag's *loca historica* zu lesen steht, und welches Werk aus desselben Gelehrten *Selecta ex historia Halebi* und „Regierung des Saahd-Aldaula" hinlänglich bekannt ist. Der Verfasser lebte etwas später, als Fachroddin. Der Schüler schreitet in diesem Stücke zur Lesung eines vocallosen Textes fort, wie es zweckdienlich ist. Seite 139 folgt sodann von einem Achmed Almokri ein Abschnitt über die spanischen Araber, und zuletzt die Krone des Werkes, ein Theil des ausgezeichneten historischen Werkes des Ibn Chaldun (*fin. sec.* 8 *H.*), wobei besonders erfreulich ist, dafs der Herausgeber mehrere Codices gehabt hat, da der Pariser mangelhaft und schlecht geschrieben ist. Der Tuneser Ibn Chaldun, lebend in den Jahren 732—808, wie Abulmahasen berichtet, zeichnet sich vor den übrigen arabischen Geschichtschreibern sehr vortheilhaft aus. Er nannte sein Werk: Buch der Beispiele und Sammlung der ersten Entwickelungszustände und der geschichtlichen Facta zur Zeit der Araber, Perser und Berbern und der gleichzeitigen grofsen Regenten. كتاب العبر وديوان المبتدا والخبر في ايام العرب والعجم والبربر ومن عاصرهم من ذوي السلطان الاكبر. In der Vorrede zu diesem Werke berichtet er selbst, dafs es zerfiele in eine Einleitung und 3 Bücher. „Die Einleitung handelt von der Vorzüglichkeit der Geschichtswissenschaft, der Rectificirung ihrer Zweige, und der „Darlegung von Irrthümern der Historiker. Das erste „Buch handelt vom civilisirten Leben überhaupt, und „den wesentlichen Momenten desselben, dem König- und

„Kaiserthum; den Erwerbszweigen, Lebensweisen, Kün-„sten und Wissenschaften, sowie den Ursachen, welche „all' dieses hervorriefen. Das zweite Buch enthält die „Geschichte der Araber vom Anfange des Chalifats bis „auf meine Zeit. — Das dritte handelt die Geschichte „der Berbern ab." (Vergl. den arabischen Text in *Schulz sur le grande ouvrage historique et critique d'Ibn Khaldoun pag.* 11). Aus dieser Inhaltsangabe erhellt, dafs Freytag's Meinung, Ibn Chaldun sei eine *prolegomena* zur Geschichte („*quem in historiam prolegomena appellare licet*" Vorwort pag. V.) nicht richtig sei, da man höchstens das erste Buch mit diesem Namen belegen könnte. Aus diesem scheint der in der Chrestomathie abgedruckte Abschnitt entnommen zu sein. Denn der Verfasser handelt darin vom Chalifat und Imamat, über die Schiiten, über den Huldigungseid u. s. w. — Noch wollte der Herausgeber diesen Stücken gereimte Prosa und Gedichte beifügen. Erstere würde uns sehr passend geschienen sein. Doch kann man als Schüler sie kennen lernen aus den 3 Fabeln, welche in Freytag's Büchlein *loca historica* u. s. w. am Schlusse gegeben sind. Gedichte aber auch einer Chrestomathie einzuverleiben, scheint uns weniger nothwendig, da sie in keiner Hinsicht so nützlich sind für den Anfänger, als Prosa, und deren so manche auf Kosten der Historiker herausgegeben wurden, dafs letztere gerne die ersten zu verdrängen beginnen können. Sucht man sie in einer Chrestomathie, so benutze man *Grangeret de la Granges* Chrestomathie, die nicht mehr bekannt geworden ist, als sie es verdient.

Johannsen.

LXXXVI.

Specimen academicum sistens praenotiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem. Venia summe venerandae facultatis theologicae ad imperialem Alexandream in Finnia Universitatem, publicae censurae defert Mag. Joh. Mat. Sundwall, Philos. et Hist. Natur. ad Gymnasium Aböense Lector, Professor. Helsingforsiae, 1832. 37 S. 4.

Die spekulative Theologie ist diejenige *Form* der christlichen Dogmatik, welche sich aus dem *Inhalte* der christlichen Wahrheit entwickelt, und diesem als sein Eigenthum angehört, um ihn mehr und mehr zu durchdringen. Zu dieser Durchdringung ist in Beziehung auf die christliche *Dogmatik* in unseren Zeiten ein guter Anfang gemacht worden; es ist nun an der Zeit, und zu erwarten, dafs auch die christliche *Ethik*, als die Beziehung der Dogmatik auf den Menschen, in gleicher Weise wissenschaftlich erörtert und belebt und mit dem Dogma in Verbindung gesetzt oder vielmehr in die ursprüngliche und wesentliche Verbindung mit der Theorie restituirt werde. Zur Vorbereitung der ethischen Wissenschaft gehören aber hauptsächlich drei Fragen, welche das Verhältnifs Gottes zum Menschen betreffen, oder die Theologie mit der Anthropologie in Verbindung bringen, und eben deswegen, so oft sie auch beantwortet werden, den Gedanken immer wieder von Neuem in Anspruch nehmen. Es fragt sich *erstens:* warum Gott die Welt und den Menschen geschaffen hat? oder warum sich Gott zur Schöpfung herabgelassen und dieser sich mitgetheilt hat? *cur communicaverit se Deus cum homine seu ente in universum finito?* Es fragt sich *zweitens:* wie der zum Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch von diesem seinem Urbilde und hiermit zugleich von dem Ebenbilde abfallen konnte? *quo potuerit modo homo a Deo desciscere?* — Es fragt sich *drittens:* wie der Mensch aus diesem Abfalle errettet und in den ersten Zustand der Unschuld zu dessen normaler Entwicklung zurückversetzt werden kann: *quo modo poterit homo in statum restitui integritatis.*

Die erste Frage war mit andern Worten: Hatte Gott nicht an sich selbst genug? *Quomodo est homo possibilis et in universum possibile ens finitum? Cum uti sibi sufficientissimus et consummatissimus necessario est cogitandus Deus, quid quasi boni per ens quoddam praeter Deum potest effici? Continere videtur creatio mundi hanc repugnantiam, ut sit ens consummatissimum non per se consummatum.* Oder wird denn Gott erst durch seine Schöpfung vollkommen? Dann wär' er von seinem eigenen Werke abhängig, und ohne dieses nicht Er selbst. Darauf ist die Antwort: die absolute Liebe ist der Gegensatz des Solipsismus. *Amor Dei tollit omnem sui-sufficientiam expanditque se ad omnia alia possibilia.* Die Liebe besteht in der Selbstverläugnung: die Liebe liebt das — Andere: und die Schöpfung besteht in dieser Selbstverläugnung: es ist allerdings das Wesen Gottes dieses, nicht allein zu sein.

So ist nun der Mensch da, von Gott geschaffen d. h. es sind von Gott dem Menschen die Elemente des göttlichen Seins gegeben, als *initia humanae naturae, quibus rite explicitis ad similitudinem cum Deo accedere posset homo.* Aber mehr ist nicht gegeben, als dieser *Inhalt:* dessen Entwickelung oder Realisation in der dem Inhalte angemessenen *Form* war dem Menschen selbst, als dem Ebenbilde Gottes, anvertraut. Dafs er nun seine Idee d. h. seine Gemeinschaft mit Gott, d. h. seine Freiheit nicht realisirt hat, dies ist seine Sünde, seine Schuld. Das *Erste* ist die *unmittelbare* Freiheit d. i. unmittelbare Einheit des Sollens und Wollens, *identitas inter legalitatem et moralitatem immediata;* dies ist der *status innocentiae.* Aber hierbei konnte und sollte es nicht bleiben. Das *Zweite* ist der Unterschied, das Bewufstsein des Gegensatzes, *status tentationis,* nicht *status peccati*: Unterschied, nicht Scheidung: Fortgang, nicht Abfall. Das *Dritte* ist die im Bewufstsein *vermittelte* Freiheit, *identitas reconciliata, status hominis regeneratus: nam vera libertas solum per regenerationem hominis effici potest: non immediate enim potest homo esse vere liber: est itaque verae libertatis essentia ea, ut non per generationem, sed per regenerationem esse possit.*

„Ursprünglich, *originitus,* war der Mensch in Gemeinschaft mit Gott, Gottes Abbild, aber diese Gemeinschaft war *unmittelbar, fuit sola possessio, nullo quasi jure firmata,* Besitz, aber nicht Eigenthum. Das Bewufstsein dieser Gemeinschaft konnte aber ohne Bewufstsein des Unterschieds sich nicht entwickeln, *oriri nequivit absque sollicitatione ad defectionem*; *conditioque hujus sollicitationis (tentationis) erat liberum arbitrium;* Willkür ist gleichsam die Brücke zur wahren Freiheit. *Ipse lapsus tamen hominis ista sollicitatione solum possibilis, non autem necessarius ad plenam libertatem.*"

In den beiden Worten „*Ich bin*" ist des Menschen höchster Gipfel und tiefster Fall enthalten. „Ich bin" ist der Ausdruck seiner Gemeinschaft mit Gott: „Ich bin" ist der Ausdruck des Sündenfalls. Denn das Sein ist nach seiner Wahrheit nicht blofses Sein, nicht das unmittelbare Sein, sondern das Sein-Sollen, die Freiheit des Seins, d. h. das sich selbst setzende Sein, das Sein, das ebenso bald subjectiv ist als objectiv. Dieses wahre Sein, *causa sui,* ist Gott, darum ist nicht das Sein, sondern Gott das Princip aller Dinge, oder das Subject des Seins, das Denken, welches das Sein an ihm hat. Indem nun der geschaffene Mensch nach seiner Ebenbildlichkeit zum Bewufstsein kommt, so drückt sich dieses Bewufstsein in den beiden Worten aus: „*Ich bin*"; damit ist das subjective und objective Verhältnifs des Menschen ausgedrückt: dies ist daher *actus conscientiae solennissimus.* Dieses „*Ich bin*" heifst nach seiner Wahrheit nichts anders als: Ich bin d. h. ich bin *in Gott,* welchem allein das Sein zukommt: oder mit andern Worten: das Hauptstück ist nicht *Ich,* denn dieses ist *für sich* nichtig, sondern dieses, dafs dieses Ich in *Gott* ist, dafs ihm das *Sein* Gottes mit angehört. Es bedarf aber nur einer falschen Betonung, es bedarf nur einer Verrückung des Accents: und dasselbige, welches den Menschen zu Gott erhebt, stürzt ihn in den Abgrund des Verderbens; es ist schon geschehen, indem der Mensch an seinem Ich mit dem Tone haften und darin sitzen bleibt. Hiermit verkehrt sich die Aussage des Bewufstseins: „Ich bin" in die Dissonanz „Ich bin"; denn hiermit ist Ich Gott geworden und das Sein, welches nach seiner Wahrheit göttlich war und in seiner absoluten Fülle nur der Gottheit zukommt, wird zum Prädikate des Ich herabgesetzt, worüber es seine Bedeutung verliert und zum blofsen Sein entstellt wird. Es kommt Alles darauf an, dafs das wahre *Sein* als *Sein-Sollen,* das Sein-Sollen als die absolute Selbstbestimmung Gottes erkannt wird: das blofse Sein ist nicht wirklich, nicht absolut: sondern diese absolute Wirklichkeit kommt nur dem Sein-Sollen, der göttlichen Freiheit zu. — —

Dieses ist der allgemeine Inhalt des vorliegenden lateinischen Programms, welches den wenigsten Lesern zu Gesicht gekommen sein wird. Es ist schon darum wichtig, weil es Fragen zur Sprache bringt, auf welche es jetzt vornehmlich ankommt: und es kann nur erfreulich sein, dafs über diese Fragen eine Stimme von Helsingfors zu uns herüber tönt, welche sich namentlich an Franz Baaders Vorlesungen über spekulative Dogmatik entwickelt zu haben scheint. Hier ist hauptsächlich die Frage über die Möglichkeit des Sündenfalls, über das Verhältnifs des Bösen zum Vernünftigen, Wirklichen, Freien verhandelt. Und es wäre zu wünschen, dafs dieses Thema auch auf den deutschen Universitäten den ganzen Ernst des Gedankens und zwar den *spekulativen* Gedanken in Bewegung setzte, um sich in ihm *abzuspiegeln.* Es ist dieselbe Frage, welche Ref. auch seinerseits schon mehr als einmal zur Sprache ge-

bracht hat: sie ist zuletzt auch in diesen Blättern *) in kurzer Red' und Antwort an- und ausgedeutet worden.

In der vorliegenden kleinen Schrift hat die Frage über den *Sündenfall* des Menschen ihre richtige Stellung insofern erhalten, als ihr das Kapitel von der *Schöpfung* des Menschen vorausgeht, und die Lehre von der *Erlösung* nachfolgt. Es wird aber auch zugleich bemerkt, daſs der Sündenfall nicht die *nothwendige* Folge der Entwickelung des Menschen sei, zu welcher es zwar gehört, versucht zu werden, aber nicht, zu fallen: und daſs eben so wenig die Erlösung die Sünde voraussetze, denn der Mensch würde auch ohne Sünde zu seiner Entwickelung ebensowohl der kontinuirlichen *Erlösung* bedürfen, — der Generation folgt immer Regeneration, — als er zur *Selbst*entwickelung vorschreiten muſste. An dieser ist er gefallen, um jene hat er sich gebracht, d. h. um die *Stetigkeit* der Erlösung, welche dadurch unterbrochen worden ist.

Die erste Frage über die *Schöpfung* überhaupt und die Schöpfung des *Menschen* insbesondere wird in der vorliegenden Abhandlung nur Einleitungsweise berührt, um zur Erörterung der zweiten Frage gelangen zu können: sie ist auch ohne den Begriff der *Trinität* nicht zu beantworten, wie wir anderwärts ausgeführt haben. Die letzte Frage über die *Erlösung* lag auſserhalb des Zweckes der akademischen Probeschrift: sie kann mit drei Worten ausgedrückt werden: *Cur Deus homo?* oder bestimmter und schriftmäſsiger: *Cur Deus hominis filius? Cur Deus caro?* Warum ist der göttliche Urmensch ein endlicher Mensch und in die Schwachheit des Fleisches versenket worden?

Zwischen beiden Fragen liegt das Kapitel der *Sünde*, nämlich das dritte Kapitel der Genesis. Zur weiteren Verständigung und Ausführung ist Folgendes hinzuzusetzen. Die Sünde ist *nicht nothwendig*, sondern Willkür: sie ist auch *nicht zufällig*, sondern abfällig: sie ist auch *nicht wirklich*, wiewohl ihr einzelne Momente der Wirklichkeit, Dasein, Fürsichsein, Existenz, Erscheinung zukommen.

*) Jahrb. 1834. II. Dec. S. 621. S. 888.

Die Sünde ist weder ein Akt der Nothwendigkeit, noch eine That der Freiheit, aber es ist Etwas an ihr, das nothwendig ist, nämlich das Moment des Fürsichseins, nur daſs es in ihr verstockt und von der Totalität der Momente der Entwickelung abfällt: es ist auch Etwas an ihr, das auf Freiheit deutet, nämlich die Willkür, welche der Vermittelung der Freiheit vorausgeht, aber die Sünde selbst ist das Gegentheil der Freiheit, nämlich Knechtschaft, denn Freiheit ist die Bestimmung des Willens nach seinem eigensten Wesen, aber die Sünde ist der Abfall von dem eigensten Wesen des Willens. Die Willkür ist zügellos: sie hat mit der Freiheit, zu deren Vermittelung sie gegeben ist, dieses gemein, daſs ihr *von auſsen* keine Schranke gesetzt ist: sie bestehet in dieser negativen Freiheit, und diese Freiheit ist ihr gegeben, nicht daſs sie ohne Zucht und Gesetz sei, sondern daſs sie in dem Wesen des Willens selbst das immanente göttliche Gesetz finde, von welchem sie sich aber in der Sünde lossagt und hiermit der Knechtschaft verfällt.

So ist auch die Sünde *nicht zufällig*, denn zufällig ist alles Einzelne, als solches, als vereinzeltes Moment im Ganzen, das aber zum Ganzen gehört und damit zusammenhängt, nur daſs wir den Zusammenhang nicht erkennen. Zufälliges deutet auf ein Zugehöriges, Zufall auf einen nur noch nicht zur Einsicht gekommenen Zusammenhang: das Böse gehört aber als *That* nicht zu dem Ganzen, es ist der Abfall aus dem Zusammenhange. Aber es ist Etwas an der Sünde, das zum Ganzen gehört, nämlich das Moment selbst, dessen Verstockung das Böse ist. Die Auflösung dieser Verstockung ist die Wiederherstellung des Zusammenhanges, Erlösung.

Die Sünde ist auch *nicht wirklich*. Wirklich ist nur — das Rationale, hiermit das Sittliche, und vernünftig ist nur — das Denken d. h. die Durchdringung aller Momente des Denkens, sittlich ist nur die Einheit des Willens mit den im Denken selbst enthaltenen Gesetzen des Denkens. Das Böse ist aber das Irrationale, das Verstockte und Verstockende, das Undurchdringliche, Unvernünftige.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Specimen academicum sistens praenotiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem. Venia summe venerandae facultatis theologicae ad imperialem Alexandream in Finnia Universitatem, publicae censurae defert Mag. Joh. Mat. Sundwall.

(Schlufs.)

Diese Andeutung führt uns auf ein weitverbreitetes Vorurtheil, mit dessen Erörterung wir schliefsen. Sie sagen: „Es ist doch in jedem individuellen und „hiermit von allem Andern unterschiedenen wirklichen „Leben etwas *Irrationales*, nämlich Etwas, das in den „allgemeinen Kategorieen, welche uns die Logik *ein-„zeln* vorzählt, nicht enthalten ist, und dieses unbe-„kannte, hiermit *irrationale* Etwas ist es eben, wodurch „sich eins vom andern unterscheidet, wodurch die Man-„nigfaltigkeit erzeugt wird, welcher die logischen Be-„stimmungen ihr graues Einerlei nicht aufdringen kön-„nen." Darauf ist zu antworten: Jedes einzelne, individuelle, hiermit wirkliche Leben ist allerdings mehr, als die einzelnen Kategorieen, *aus* denen es bestehet, denn es besteht *in* der *Totalität* der Kategorieen, in welcher die Einzelnheit derselben negirt ist. In jedem durchsichtigen Glase ist mehr als Asche und Sand, das Glas ist die Negation seiner einzelnen Bestandtheile, die Durchdringung derselben im Feuer, ohne dafs etwas Anderes dazu gekommen ist. Diese Durchdringung ist eben die lebendige Fülle der nur in ihrer Vereinzelung abstrakten Momente. Sie erwiedern darauf: „Allein wie „erklärt sich hieraus die Individualität, die Verschieden-„heit, da sich doch die Kategorieen als allgemeine Be-„griffsbestimmungen in allen unterschiedenen Wesen „gleich bleiben?" Aber wir antworten nicht, wir fragen vielmehr weiter: Ist denn nicht eben diese Verschiedenheit auch ein Gesetz des Denkens, nach welchem Zweie nicht einerlei sind? Sind nicht der Farben Tausend und aber Tausend, und ihrer doch nur drei Kategorieen, oder sechs, aus deren unterschiedener Stellung und Kombination ihrer Legion hervorgehen?

Es ist die feinste Potenz des Materialismus, wenn sie meinen, dafs im Leben mehr enthalten sei, als das Denken mit seinen Momenten, und zur Fülle des Lebens noch etwas Anderes hinzutrete, als das Denken; vielmehr ist das, was mehr, was voller, dichter zu sein scheint, ein Mangel etlicher Kategorieen. Das Denken hat hingegen seinen Leib und Inhalt an ihm selbst, und hat somit auch die Fülle an ihm selbst.

Wenn hiernach allein das Böse irrational oder unvernünftig, und unwirklich ist, so ist damit auch schon gesagt, dafs die Sünde dem Willen Gottes entgegen ist. Denn der Wille Gottes ist wirklich, und will nur die Wirklichkeit, d. h. die flüssige Kontinuität und Durchdringlichkeit aller Momente oder Kategorieen des Seins und des Denkens, in welcher die Vernünftigkeit besteht. Dagegen kann gesagt werden, dafs das *Dasein* und die *Erscheinung* des Bösen, nachdem es von dem Subjecte gewollt und geschehen ist, in dem Willen Gottes liegen; das heifst: Gott will, dafs das Böse, nachdem es gewollt und gethan ist, doch nicht realisirt werde, nicht zur Wirklichkeit komme, sondern in den Momenten des blofsen *Daseins* und *Fürsichseins*, der Existenz und *Erscheinung* verstocke, und — verkomme. Dies ist die Strafe der Sünde: diese Strafe ist das Gericht der Verstockung. *Gott verstocket, welchen er will*, 2 Mos. 4, 21. Röm. 9, 18. Das ist ein gewaltiges Gottes Wort! es heifst: das Gericht der Verstockung folgt der Verstockung *des Menschen in der Sünde*, und enthält die Verstockung *der Sünde in dem Menschen*, so dafs sie, in ihr selbst gehalten und festgebannt, nicht weiter kann, bis sie von sich selbst ablässet, wie das Eis, so lange Eis bleibt, bis es mittelst der Wärme sich löset und flüssig wird. Die Verstockung des Subjects in der Sünde ist seine That,

die Verstockung der Sünde in dem Menschen ist ihre Folge oder Strafe. Die Verstockung des Sünders lässet Gott zu, weil er dem Menschen zum Selbst erschaffen hat und ihn daher gewähren läfst: die Verstockung der Sünde ist aber das Werk Gottes selbst.

So viel für diesmal! Sind es nicht Früchte, die wir bringen, so sind es doch Saamenkörner, welche eben sowohl Früchte voraussetzen, als versprechen. Es ist nichts unbilliger, so schreibt Sundwall mit Franz Baader, als wenn man einem Saamenhändler vorwirft, dafs er keine Früchte zu Markte bringt. —

C. F. Göschel.

LXXXVII.

Catalogue raisonné des objets de zoologie, recueillis dans un voyage au Caucase et jusqu'aux frontières actuelles de la Perse, entrepris par ordre de S. M. l'Empereur. Par E. Ménétries, conservateur du Musée zoologique de l'Academie impériale des sciences de St. Petersbourg etc. St. Petersbourg, 1832. *IV. u.* 272 *u. wiederum XXXIV. u. VI S. in gr.* 4.

Die Reise, deren Hauptergebnisse für Zoologie hier zusammengestellt werden, war zunächst die wissenschaftliche, i. J. 1829 von den Herren Kupffer, Lenz und Meyer unter der militärischen Leitung des General-Lieutenant Emanuel unternommene Expedition nach dem Kaukasus, welcher sich Hr. Ménétries als Zoolog anschlofs. Die Eile, mit welcher letzterer, seinen längst vorausgegangenen Gefährten kaum eben von Petersburg nachgekommen, sogleich nach den Höhen aufbrechen mufste, die hieraus entspringende Unmöglichkeit, die nöthigen Vorbereitungen mit Ruhe zu treffen, die kurze Dauer der Untersuchung auf jenen Gebirgen selbst, welche nicht einmal einen vollen Monat währte, so wie endlich die Nothwendigkeit, sich zur Sicherheit gegen Anfälle der Bewohner stets von einer, natürlich oft hinderlichen, militärischen Wache begleiten zu lassen, müssen es mit Recht entschuldigen, wenn dort von Hrn. Ménétries weniger geleistet werden konnte, als man allerdings für manchen Punkt wünschen möchte. Er hat aber jedenfalls im Ganzen mehr zu Stande gebracht, als man unter solchen Umständen zu erwarten berechtigt gewesen wäre; und sein Buch giebt in mancher Hinsicht mehr, als der bescheidene Titel desselben verspricht.

Ein kurzer Abrifs der Reise auf den eigentlichen Gebirgen sowohl, als nachher in den benachbarten Provinzen bis fast in die letzten Monate des folgenden Jahres, steht S. 1—11, nachdem noch eine Vorbemerkung von 1½ S. vorangegangen ist. S. 12—15 sind einige, leider zu kurze, allgemeine Bemerkungen über die in Betracht kommenden Gegenden und ihre Produkte oder dergl. beigebracht, während andere bereits in dem Reiseberichte vorkommen. S. 16—25 folgt dann die Aufzählung der Säugethiere mit den nöthigsten Bemerkungen; S. 26—58 stehen ebenso die Vögel verzeichnet; S. 59—74 die Amphibien; S. 75—89 die Fische; S. 90—268 die Insecten; S. 269—271 die Weichthiere. Jeder dieser Abtheilungen geht eine, nur der Klasse der Fische vier, der Liste der Insecten gegen drei Seiten, allgemeine Andeutungen voraus. S. I—XXX. läuft dann ein tabellarischer Ueberblick der geographischen Verbreitung der erwähnten Thiere überhaupt und in den bereisten Provinzen insbesondere fort. S. XXXI—XXXIII findet sich eine numerische Recapitulation der vorhergehenden Tabellen. S. I—IV kommt das alphabetische Register der aufgeführten Gattungen (nicht Arten); S. V. Berichtigungen und Druckfehler. — Die Herausgabe geschah auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg.

Dem Ref. hat diese Schrift, sobald er von ihr erfuhr, schon im Voraus viel Interesse erregt: besonders weil, abgesehen von der Wichtigkeit solcher Untersuchungen für die Gesetze der Verbreitung, er selbst zufällig der erste war, welcher, namentlich in Betreff der Säugethiere und Vögel, genauere Beobachtungen dieser Art über die Verbreitung von Thieren in einem bestimmten Gebirgsstriche (dem Riesengebirge) mit Angabe sowohl der absoluten Höhen, wie der Beschaffenheit ihrer Umgebungen angestellt und bekannt gemacht hat. (S. Isis v. 1827, S. 566—609). Hr. Ménétries hat für letztere wenig, für erstere nicht genug, und für beide überhaupt wohl nicht so viel gethan, als selbst ein so kurzes Bereisen des Gebirges doch immer noch gestattet haben könnte. Zum Theile mufs man den Grund hiervon gewifs auf die Umstände schieben; der Hauptfehler indefs möchte wohl zunächst darin liegen, dafs Hr. M. bei Angabe der Höhen (Tabelle S. I—XXX) viel zu allgemein und summarisch verfährt, indem er von 2—6000, von

6—6000 und von 8—10,000 Fufs Seehöhe rechnet. Da nun aber, sobald man erst zu gewissen Höhengraden gelangt ist, oft schon 200′ einen merklichen, 100′ zuweilen doch einigen Unterschied in der Vegetation, und somit auch in Betreff des Vorkommens von Thieren bewirken; so sind Angaben nach einer Stufenfolge von 2000 oder gar 4000′ in viel zu grofsem, vagem Mafsstabe angelegt. Dadurch hat die Arbeit zu unserem lebhaften Bedauern sehr viel von ihrem Werthe für die Wissenschaft, und zwar für eine noch ganz neue Seite derselben, verloren. Uebrigens hätte gleichwohl immer noch bedeutend nachgeholfen werden können, wenn Hr. M. sich hätte entschliefsen wollen, umfassendere und vollständigere allgemeine Charakteristiken des Gebirges nach den verschiedenen wichtigsten Höhenstufen vorauszuschicken. (Die Nothwendigkeit hiervon erscheint gerade bei einem so interessanten und in klimatologischer Hinsicht zum Theile so eigenthümlichen, daher für die Verbreitung der thierischen, wie der pflanzlichen organischen Natur sehr wichtigen Gebirge eben so einleuchtend, wie seine Ausführung, zumal nach mannigfachen, zum grofsen Theile bereits veröffentlichen Vorarbeiten der russischen Botaniker und Physiker, besonders für Hrn. M. leicht gewesen sein möchte). Man würde dann, wenn auch nicht ohne Mühe, die Data der Barometer-Messungen in der tabellarischen Uebersicht dazu benutzen können, um sich jene allgemeinen Orts-Verhältnisse für die speciellen Fälle mit genügender Sicherheit selbst zu entwickeln und zu suchen.

Sonst ist diese tabellarische Uebersicht so gut angelegt, dafs man sie in mehrfacher Hinsicht nur rühmen kann. Deshalb mufs man sie immer noch als dankenswerthe Gabe hinnehmen, wenn man gleich gerade hierdurch auch wieder lebhaft daran erinnert wird, wie leicht sie noch um Vieles nützlicher und die ganze Arbeit zu einem Muster in ihrer Art hätte gemacht werden können. Die erste Rubrik der Tabellen giebt die system. Namen. In der zweiten Hauptrubrik, *Caucase* überschrieben, welche wieder in drei Unterabtheilungen, *Pied des montagnes* 2 *à* 6000′, *Régions cisalpines* 6 *à* 8000′ und *Hautes Alpes* 8 *à* 10000′, zerfällt, bezeichnet ein Sternchen die Höhenregion jedes Thieres. Eben so giebt ein gleiches Zeichen sein Vorkommen zu erkennen in den drei folgenden Rubriken, welche die Ueberschriften führen: *Côtes occidentales de la mer Caspienne; Salian jusqu'à Lenkoran;* und *Montagnes de Talyche,* — 6000′. Die letzte Rubrik, *Pays où ces espèces ont été trouvées jusqu'à ce jour*, liefert eine Uebersicht der Gesammtverbreitung der genannten Species; freilich meist nur nach den, inzwischen durch neuere Untersuchungen sehr unzureichend gewordenen Angaben von Temminck in seinem *Manuel d'ornithologie.*

Von Insecten sind eine sehr bedeutende Zahl neuer Arten beschrieben, gegen deren Aechtheit Ref. um so weniger sich ein Urtheil erlauben darf, da in diesem Zweige gerade Hr. M. seine Hauptstärke kund giebt, Ref. dagegen hierin seine Schwäche bekennen mufs. Sie werden mit Recht das günstige Vorurtheil guter Begründung für sich behalten. Umgekehrt ist die Sache in Betreff der Wirbelthiere. Hier mufs sich Rec. namentlich fast ohne einige Ausnahme gegen die neuen Säugethier- und Vögelarten (2 von jenen, 10 von diesen) erklären, welche der Verf. aufzustellen versucht hat. Mehrere der letzteren waren ganz eben so, wie sie hier beschrieben werden, schon bekannt, ja zum Theile seit sehr langer Zeit bekannt; andere sind blofs klimatische Varietäten, und waren theils als solche, theils als vermeinte Arten gleichfalls schon beschrieben. Nur einige waren allerdings noch nicht vor Hrn. M. bekannt gemacht worden; aber darunter ist vielleicht blofs eine, *Anas angustirostris Mén.*, eine wirkliche Art.

Vespertilio serotinus? des Verfs. scheint bestimmt *V. noctula L. s. V. proterus Kuhl.*; *Vesp. n.* 2 mag wohl *V. pygmaeus Leach* sein; *V. n.* 3 ist zu kurz und zu unkenntlich beschrieben, als dafs man sie bestimmen könnte (S. 17—18). Merkwürdig ist (S. 18) das Vorkommen eines weifsen Exemplars vom kleinen Wiesel (*Mustela vulgaris*) im Kaukasus: da dieses Thier sein weifses Winterkleid zwar in Scandinavien überall, bei uns aber (z. B. auf dem schlesischen Gebirge und in Thüringen) nur höchst selten und tiefer im Süden nie mehr anlegt, sondern das ganze Jahr hindurch braun bleibt. So ferner die, freilich noch nicht verbürgte Nachricht von dem Vorkommen schwarzer Füchse daselbst (S. 19); und die Gewifsheit von dem Vorkommen des wahren Tigers nicht weit vom oder vielleicht selbst am und im Kaukasus (S. 20). Ebenso (S. 21—22) der Umstand, dafs man eine Art Ziesel, *Spermophilus musicus Ménétr.*, die vielleicht wirklich von *Arctomys citillus Pall.* verschieden ist, hoch auf den Alpen, nahe unter der Schneelinie findet. Dagegen ist der schwarze Ham-

ster, *Cricetus nigricans Brandt*, wohl (was schon Pallas glaubte) nur eine solche schwärzliche Ausartung unseres gemeinen, wie man deren nun schon bei fast allen näher bekannten Säugethieren gefunden hat, und die fast immer bei allen Species etwas kleiner sind. Zu unbestimmt in kritischer Hinsicht, aber gleichfalls interessant ist (S. 23) der Artikel: „*Lepus timidus Linn. Il parait, que c'est le seul lièvre, qui se trouve au Caucase; mais il est en revanche très commun. Sur les Alpes, près de neiges éternelles, on en voit de blancs. Il est moins abondant dans le Khanat de Talyche.*" Hier bleibt noch ein grofser Zweifel übrig. Meint der Verf. wirklich den wahren *Lepus timidus Linné's*, welcher aber der *L. variabilis Bechsteins* und der französischen Naturforscher ist; so wäre, da derselbe *im Winter überall* weifs wird, die Sache wohl so zu nehmen, dafs auf dem Kaukasus nahe an der Schneegränze manche auch *zum Sommer* weifs bleiben. Dies ist wenigstens das Wahrscheinlichere, und wäre merkwürdig deshalb, weil im ganz hohen Norden dasselbe geschieht. (Daher die beständig weifse, vermeinte Species *L. glacialis Leach.* aus Grönland und dem nördlichsten gebirgigen Scandinavien). Sollte dagegen das Thier gemeint sein, welches Bechstein und die Franzosen *etc. Lepus timidus* nennen, nämlich unser gemeiner deutscher, französischer und südeuropäischer Hase; so wäre es eine ganz neue und sehr interessante Erfahrung, wenn er auf dem Kaukasus unter gleichen Umständen mit dem veränderlichen auch gleich diesem einen weifsen Pelz anlegte, den er sonst niemals hat. Vorkommen könnte er wohl in der That leicht auch in jenen Höhen, da er bereits auf deutschen (z. B. dem Riesengebirge) bis zur Gränze des Holzwuchses hinauf geht. — Seine frühere Species *Cervus pygargus* hat Pallas in der *Zoographia* selbst zurückgenommen, und dort als blofse Varietät zu *C. capreolus* gezogen; Hr. M. scheint nun (S. 23) auch den bestimmten Uebergang beider in einander gefunden zu haben. Nicht ohne Interesse sind S. 24—25 die Nachrichten über die Raçen der Hausthiere in Kaukasien.

Auch der ornithologische Theil enthält so manche wichtige Notiz über Einzelnes, was nicht gerade allein für die Verbreitung der Thiere von Interesse ist; freilich zugleich wieder manches Unrichtige. Die von dem Verf. allerdings selbst in Frage gestellte *Muscicapa albicollis? Temm.* auf den Ruinen von Baku ist ohne Zweifel *Saxicola leucomela*, welche in jenen Gegenden vorkommt; *Sax. saltator Ménétr.* aber (S. 30) nur *S. aurita Temm.*; seine *Sylvia familiaris* wohl nicht verschieden von *S. galactotes (!) Temm.* Eben so ist ferner *S. icterops* ohne Zweifel nur die südliche, verschönerte Varietät der *S. cinerea*, welche die meisten Ornithologen bereits seit mehreren Jahrzehenden unter den Namen *S. passerina* und *S. conspicillata* als besondere Arten beschreiben. Doch der Raum gebietet, diese einzelnen Bemerkungen zu schliefsen; und Rec. meint, selbe, unter Bezug auf seinen früheren Ausspruch über die neuen Vogelspecies des Verfs., um so mehr hier abbrechen zu dürfen, da ihre Namen in dem gegenwärtig beendigten ersten Theile seines Handbuches der Naturgeschichte der Vögel Europas je an ihrem Orte schon mit angeführt stehen. Uebrigens bleibt aber zur Rechtfertigung des Hrn. M. zu erwähnen: dafs er keineswegs etwa aus Grundsatz zur Zahl derer gehört, welche das Aufstellen neuer Species gleichsam *ex professo* treiben. Im Gegentheile ist auch er einer von denen, welche sich öffentlich gegen diese Uebertreibung namentlich von Seiten des hierdurch bekannt gewordenen Pastor Brehm ausgesprochen haben.

Verhältnifsmäfsig noch mehr vorgeschlagene Species enthält die Aufzählung der Amphibien. Doch scheinen unter diesen viele besser begründet, wenn gleich auch von ihnen ohne Zweifel manche werden wieder eingehen müssen. Hier ist zugleich (S. 63) eine neue Gattung, dem *Gymnodactylus* wenigstens sehr nahe verwandt, wenn nicht damit zusammenfallend, unter dem Namen *Ophisops* (!) aufgestellt.

Bei den Fischen, wo wir keiner neuen Art begegnen, auch hin und wieder sonst, sind die russischen Namen mit Beifügung der Aussprache beigefügt, was recht passend erscheint.

Sehr viele und, wie nicht zu zweifeln, wirkliche Bereicherungen hat diesem Werke die Entomologie zu danken. Nächst den vom Verf. selbst entdeckten und benannten sind darin auch viele weniger bekannt gewordene Arten, welche andere Schriftsteller in Rufsland bestimmt hatten, charakterisirt. Alles, was hierin von Hrn. M. geschehen ist, dürfte schon deshalb sehr willkommen sein, weil es, wie bekannt, viel leichter ist, Naturalien aus vielen Theilen des fernen Amerikas, als aus jenen und manchen anderen Gegenden Rufslands und des inneren Asiens, zu erhalten und kennen zu lernen. Von manchen Abtheilungen, z. B. den *Carabicinen*, ist der 4te Theil (63 Arten), bei andern, wie den Kurzdeckern der dritte (12 Arten), bei den *Sternoxes* (!) und *Heteromeren* schon mehr als $\frac{2}{5}$, bei den Rüsselkäfern sogar etwas über die Hälfte aller Arten neu. Die durch alle Klassen fortlaufende Zahlenreihe der Thiere schliefst mit nr. 1307. Druck und Papier sind gut.

Gloger.

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

LXXXVIII.

Geschichte der Grafen von Mansfeld von Ludwig Ferdinand Niemann. Mit 3 lithographirten Abbildungen (darstellend 1. den Grafen Peter Ernst. 2. Die Ruinen des Schlosses Mansfeld. 3. Das mansfeldsche und mansfieldsche Wappen). Aschersleben 1834. *Druck u. Verlag von C. Lorleberg. XVI.* 359. *gr.* 8.

Unter den edeln Geschlechtern, welche ihren Sitz am Harze hatten, und deshalb insgesammt Harzgrafen genannt wurden, nahmen die Mansfelder viele Jahrhunderte hindurch eine ausgezeichnete, ja vielleicht die bedeutendste Stellung ein. Fast gleichzeitig mit ihrem beglaubigten Auftreten in der Geschichte bekämpft Graf Hoier in der Schlacht am Welfesholze als Führer der kaiserlichen Mannen die empörten Sachsen, und große Hoffnungen gingen dem Geschlechte mit seinem Falle verloren. Doch bald erhob es sich durch die Entdeckung der Kupfer- und Silbergruben am Unterharze zu größerm Glanze, und erweiterte seine Besitzungen nach allen Seiten, vornämlich nach den gesegneten Bezirken der Saale und Unstrut, von welchen die Volksrede entstand, wen Gott lieb hat dem giebt er eine Wohnung in der Grafschaft Mansfeld. Um die Zeit der Reformation stand das Geschlecht in größter Kraftfülle, welche zum Theil durch Anstrengungen für die Sache der Glaubensfreiheit, zum Theil durch innern Zwist, sorglosen Haushalt und durch übermäßig üppiges Wuchern der Nebenzweige verzehrt wurde. Schon am Ende desselben Jahrhunderts wurde ihr Land einer Sequestration unterworfen, und sie selbst flüchteten sich, wie so viele heruntergekommene Reichsgrafengeschlechter, unter die schützenden Flügel des kaiserlichen Adlers in Wien. Dort wurden ihnen neue Güter, die höchsten Staatsämter und sogar die Reichsfürstenwürde verliehen. Um die Zeit als dieser neue Glanz auf die eine Linie des Hauses fiel, wurde der letzte von der lutherischen Linie, welcher unter den Ruinen der Stammburg gelebt hatte, mit Helm und Schild begraben. Die katholische Linie, ihrem unter Sequestration stehenden Lande fast ganz entfremdet, erlosch 1780, und die Grafschaft, wo man noch jetzt der guten Grafen und ihrer Herrschaft gern gedenkt, fiel den beiden sequestrirenden Oberlehnsherrn Preußen und Sachsen anheim, welche dem Hause Colloredo, dem Erben der Alodialgüter, die Fortführung des alten ruhmvollen Namens gestatteten.

Die Geschichte des mansfeldischen Hauses führt uns zwar viele merkwürdige und bedeutende Persönlichkeiten vor, mehr als irgend ein anderes Geschlecht von demselben Range aufweisen kann, z. B. den sagenhaften Hoier, den Kämpfer am Welfesholze, Albrecht, den schicksals- und geistesverwandten Philipps von Hessen, Agnes die Gemalin Gebhards von Cöln, Peter Ernst, den unverzagten Vorfechter der Protestanten im 30jährigen Kriege, und unter den höchsten Staatsbeamten des österreich-spanischen Hauses haben sich viele Mansfelder hervorgethan, aber dem ungeachtet kann eine bloße Familiengeschichte dieses Geschlechts kein anhaltendes Interesse erwecken, vielmehr muß diesem Gegenstand eine Seite abgewonnen werden, wodurch er in einen höhern Kreis historischer Erscheinungen versetzt wird, wie z. B. in der Geschlechtsgeschichte derer von Schliefen geschehen ist. Auch für solche Anforderungen bietet die Geschichte der Mansfelder reichen Stoff dar. Vor allem könnten lehrreiche Untersuchungen über ihre verwickelten Lehnsverhältnisse angestellt werden, über die Ursachen, welche hier die Bildung eines reichsunmittelbaren Gebiets gehindert haben, trotz der scheinbar schwachen bischöflichen Oberlehnsherrlichkeit, trotz des Reichthums der Grafen an

edeln Metallen, die dem Emporkommen andrer Häuser so förderlich waren. Eine nicht geringere Aufmerksamkeit müfste dem Bergwerk selbst, und den daraus unmittelbar zu Kaiser und Reich entstehenden Beziehungen des gräflichen Hauses geschenkt werden. Zuletzt wäre es für die allgemeine deutsche Geschichte wichtig, wenn an einem Beispiele nachgewiesen würde, wie zerstörend das Schuldenwesen des höhern Adels auf dessen Existenz gewirkt hat, wenn er nicht konnte oder nicht wollte zu dem rettenden Mittel der Landstände schreiten. Zu solchen Untersuchungen könnte die Geschichte der Grafen veranlassen, aber auch ehe dieses Geschlecht erscheint, fällt durch eigenthümliche Gunst des Schicksals, schon aus dem Dunkel der Völkerwandrung Licht auf diese Gegenden des innern Deutschlands. Von dort zogen die Sachsen mit den Langobarden nach Italien, hier stiefsen die Stämme der Slawen, Sachsen und Thüringer zusammen (noch jetzt wird das Land durchschnitten von der Sprachscheide des Hoch- und Plattdeutschen), hier waren die frühen Schenkungen der Carolinger an Fulda, in den Gauen, welche nach den Schwaben, Friesen und Hessen genannt sind.

Die Geschichte der Grafen und ihres Landes ist schon zweimal ausführlich geschrieben worden. Einmal zur Zeit ihrer gröfsten Blüthe von Cyriac Spangenberg, dessen stürmische Lebensschicksale die Vollendung seines sehr ausführlichen Werkes verhindert haben, dann von Francke, als das Haus sich schon seinem Ende zuneigte. Zwar haben beide Männer nach dem Standpunkte ihrer Zeit beurtheilt Lobenswerthes geleistet, doch würde eine neue nach den jetzigen Bedürfnissen und Ansichten abgefafste, d. h. vornämlich auf urkundliche Forschung sich stützende Bearbeitung desselben Gegenstandes, eine von vielen Seiten schon längst gehegte Erwartung befriedigen. In dieser Weise unternommen, wäre denn freilich die Geschichtschreibung dieser Grafschaft bei weitem schwieriger, als es auf den ersten Blick scheinen dürfte. Spangenberg, welcher auf Veranlassung der Grafen schrieb, konnte reiche Urkundenschätze benutzen. Aus diesen zog er heraus, was ihm wichtig zu sein schien, anderes in unsern Augen Bedeutenderes, liefs er unbeachtet liegen. Vielerlei Diplome waren sicherlich schon in dem thüringischen Bauernkriege, dessen Verheerungen sich auf die Klöster der Grafschaft erstreckten, vertilgt worden, mehrere wurden wohl durch die endlosen Verpfändungen einzelner Stücke der Grafschaft zerstreut; am durchgreifendsten haben die Verwüstungen des 30jährigen Krieges, und die Feuersbrünste des 17ten Jahrhunderts zerstört. Keine einzige Stadt dieses Gebiets hat Trümmern eines Archivs gerettet. Zuletzt sind gewifs noch viele Familienurkunden mit der katholischen Linie nach Prag und Wien, und von da in den Besitz des Hauses Colloredo-Mansfeld gekommen. Demungeachtet würde sich mit einiger Regsamkeit eine beträchtliche Anzahl von Urkunden zusammenbringen lassen, 1) aus dem ehemaligen Archiv des Oberaufseheramtes in Eisleben, 2) aus dem Archiv des Bergamtes in Eisleben, 3) aus vorhandenen Privatsammlungen, und 4) wahrscheinlich auch aus dem Archive des Hauses Colloredo-Mansfeld. Ein solches Unternehmen scheint aber nicht in dem Plane Herrn Niemann's gelegen zu haben. Er spricht wohl von einem Urkundenschatze, zu dessen Hebung man keinen Ausländer zulassen wolle, obgleich kein Inländer Schritte dazu thue (p. 1). Ist Herr Niemann (er hat die angeführte Notiz aus einem 1805 gedruckten Wochenblatte entnommen) jetzt noch ein Ausländer? Hat er den Schatz zu heben versucht? Kaum scheint es so. Er wollte vielmehr, nach einem ungenügend motivirten Grunde, den Charakter einer Geschlechtsgeschichte festhalten, d. h. die Schicksale der gräflichen Personen allein zum Gegenstand seiner Arbeit machen. Durch diese willkürliche, unzulässige Trennung umgeht er die Erörterung der Gaue, Grafschaften, Decanatsbezirke und ähnlicher wichtigen Gegenstände, findet aber dafür Raum einige Fabeln aus Rüxners Turnierbuche, dem er jedoch selbst nicht Glauben schenkt, mitzutheilen. Die vorhin angedeuteten wichtigen Punkte, sind entweder gar nicht, oder nur ungenügend beantwortet. Zwischen den Nebelbildern der Rüxnerschen Turnierhelden finden sich einige Namen der mansfeldschen Ortschaften verzeichnet, wie sie allmälig in den Urkunden erscheinen, aber ohne Plan und Genauigkeit, p. 10 sind z. B. mehrere Ortsnamen übersprungen und das wichtige Document in Hrn. v. Ledebur's Archiv für die Geschichte des preufsischen Staats Bd. 12 p. 213 ist gar nicht benutzt worden. Dergleichen Angaben müfsten, wenn der Herr Verfasser nur eine Genealogie der Grafen schreiben wollte, gänzlich wegge-

lassen werden, jetzt erinnern sie nur an das unausführbare, schwankende des Plans, und an eine gewisse Zufälligkeit in dem Ursprung des Buches, wodurch zugleich auch das Stillschweigen, oder die ungenügende Auskunft über bedeutende Männer des gräflichen Hauses z. B. des Grafen Burchard erklärt werden kann. Am unangenehmsten tritt diese Zufälligkeit in dem sogenannten Urkundenbuche hervor, über welches der Herr Verfasser sagt, um ein vollständigeres Urkundenverzeichnifs (denn nur in einem solchen besteht das Urkundenbuch) zu liefern, müfste ihm mehr *Mufse* und die Einsicht gröfserer Bibliotheken und Archive gewährt werden. Diese gröfsere Vollständigkeit hätte der Herr Verfasser schon erreichen können, wenn er nur alle Urkunden, von denen er selbst (z. B. die von 1109) oder Francke spricht, aufgezeichnet hätte. Aufserdem finden sich noch mansfeldsche Urkunden in andern leicht zugänglichen Büchern z. B. in Justus Schöpfer unverbranntem Luther 2 Th. Eine Darlegung der einzelnen, ziemlich zahlreichen Irrthümer, würde gegen die Tendenz dieser Blätter sein, wenden wir uns lieber zu der angenehmern Pflicht des Dankens. Der Hr. Verfasser hat sich nämlich ein Verdienst erworben durch die genauere Darstellung der Schicksale des Grafen Ernst. Ueber diesen unerschrockenen, unermüdlichen Parteigänger erschienen zahlreiche, theils wohlwollende, theils feindselige Flugschriften, als Vertreter unserer Zeitungsblätter, sie wurden vielfältig nachgedruckt, und erschienen in verschiedenen Ausgaben. Wenn auch ihre historische Glaubwürdigkeit manchen Zweifeln unterliegt, so bleiben sie doch jedenfalls ein schätzbarer Beitrag zu der Geschichte jenes Krieges. Der Herr Verfasser erhielt diese Blätter aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und beschreibt sie p. 322—328.

Karl Lehmann.

LXXXIX.

Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Von D. J. P. Mynster, Bischof von Seeland, Ordensbischof, Königl. dänischem Confessionarius, Commandeur des Danebrogordens, Danebrogsmann. Uebersetzt von Theodor Schorn. Erster Band. Hamburg 1835. 472 S. 8.

Die Schrift gehört eigentlich der paränetischen Gattung an, welcher diese Jahrbücher verschlossen sind. Doch hat sie, wiewohl, wie es scheint, aus Predigten entstanden, nicht die Form derselben und vereinigt so viele Vorzüge in sich, dafs sie es wohl verdient, vor so vielen ähnlichen der Art bemerklich gemacht zu werden. Die darin angestellten Betrachtungen sind geistreich — hiermit ist ihr wesentlicher Charakter bezeichnet. Es liegt darin, dafs sie Gedanken, wenn auch nicht immer stark und bestimmt hervortretend, doch im Hintergrund zeigen und als die bewegende Seele der Darstellung erscheinen lassen. Durch sie ist der verehrte Herr Verf. mitten in seiner lebendigen, blühenden Redeweise doch gegen den armseligen Flitterstaat frappanter Bilder, kühner Wendungen und eitler rhetorischer Kunstgriffe geschützt, womit heutiges Tages so viele die Geistlosigkeit und Gedankenblöfse des Inhalts bedecken. Es weht in diesen Betrachtungen ein sanfter Gedankenzug; es geht ein mildes Licht und eine kräftige Wärme durch diese Darstellungen; man sieht hier nicht zwei oder drei arme Vorstellungen sich beständig wiederholen oder im Rauch und Dampf übertriebener Schildereien und herzbrechender Tiraden aufgehen. Die Bildung vieler sogenannter gebildeter Zuhörerschaften, selbst von hohem Stand, ist heutiges Tages so gering in der Religion, dafs sie dergleichen zu ihrer Unterhaltung und Erschütterung verlangen, und viele Prediger, welche den Zuhörer gern bei seiner schwachen, statt bei seiner starken Seite angreifen, schwach ihnen darin nachgeben. Der Herr Verf. rechnet auf Hörer oder Leser, die an dem Inhalt des christlichen Glaubens ein denkendes Interesse nehmen. Der Standpunkt der Betrachtung ist der empirisch-psychologische; es werden uns interessante Ansichten, fromme Gefühle und Erscheinungen der Seele, innere Erfahrungen, bestimmte Gemüths- und Lebens-Zustände mitgetheilt, in der Weise der unmittelbaren, phantasiereichen Vorstellung und ohne sich gerade an dem Faden strenger und trockener Erkenntnifs fortzuspinnen. Hat diese freie Betrachtungsweise den Vortheil, dafs sie überall Interessantes berühren, die Klarheit, die Evidenz als das höchste Gesetz befolgen kann, wie es der Hr. Verf. verlangt, so hat sie auch das Schwierige, dafs sie zu dem tiefen christlichen Lehrinhalt im Mifsverhältnifs steht: denn läfst sie sich auf solche Punkte ein, dergleichen Vernunft und Offenbarung, die göttlichen Eigenschaften, Dreieinigkeit, Abfall der Welt von Gott, Menschwerdung Gottes und Versöhnung der Welt ist, wie sich denn diese Betrachtungen über alle Grundlehren des christlichen Glaubens erstrecken, so zeigen sich überall Widersprüche, Fragen und Zweifel der forschenden Vernunft, welche der Auflösung bedürfen und in Absicht auf welche nicht gleichsam mit Gewalt bei einem Glauben stille zu stehen ist, der, was er doch ist, kein Wissen wäre; sondern dieses mufs mehr oder weniger doch auch aus ihm heraus. Die Unerforschlichkeit Gottes, welche der Hr. Verf. sehr schön beschreibt (aber in Wahrheit nur die Unerschöpflichkeit seiner Erkenntnifs ist), die Unbegreiflichkeit der göttlichen Dinge, auf der er besteht, will dann mit demjenigen nicht recht zusammenstimmen, was alles schon als in dem Gedanken der göttlichen Offenbarung enthalten, dargethan worden

ist. Hiermit zieht der Herr Verf. das ganze Interesse an sich, welches der Jacobische Standpunkt hat, nur, dafs auf diesem der christliche Glaube an Offenbarung, den der Hr. Verf. aufs würdigste behauptet, ausdrücklich und auch ganz consequent aufgegeben war. Der Unterschied ist hier, dafs den Hr. Verf. dem Offenbarungsbegriff zufolge, keinesweges das Wissen des Menschen von Gott leugnet, sondern nur beschränkt und es mit Jacobi nur auf das Dasein, nicht auf das Wesen Gottes bezieht, und sich statt mit der Erkenntnifs, vielmehr nur mit der Kenntnifs, der richtigen und klaren, beruhigt. Die Betrachtungen über die Eigenschaften Gottes lassen es aber doch keinesweges bei solcher an sich blofs äufserlichen Kenntnifs und Notiznahme bewenden, sondern eignen die bestimmten Schrifterkenntnisse durchgängig auch dem Gefühl an. Diese Betrachtungsweise charakterisirt sich am besten in den Worten S. 136. „Doch nützt es nur wenig, dafs dieses Alles auch mit den heiligsten Buchstaben geschrieben vor uns da liegt, wenn diese nicht zu einer lebendigen Stimme erwachen, die in unser Herz hineinspricht. Achten wir aber hier genau auf die Ermahnung des göttlichen Worts, so fühlen wir, das, was es uns hiervon sagt, das wissen wir alle schon tief in unserm Gewissen." Und Seite 189: „Eine jede Lehre der Schrift, wie geheimnifsvoll und unergründlich sie auch sei, sollen wir aufnehmen in unsern stillen Sinn, in unser Gewissen, in unser Herz, und dann sollen wir uns fragen, ob sie überflüssig sei, ob sie entbehrt werden könne, ob wir sie hintansetzen und dennoch uns noch Christen nennen können." Es ist also die Absicht, was in uns ist, an der Lehre der Schrift klar zu machen, und zu deutlicher Erkenntnifs, zu subjectiver Lebendigkeit und Gewifsheit zu erheben, um davon einen praktischen Eindruck zu empfangen. Diese Absicht bringt es mit sich, sich auf das Moment der Belehrung durch in sich zusammenhängende und fortschreitende Gedankenentwickelung nicht tief einzulassen, in der Besorgnifs, sie möchte mit dem vorgesetzten Zweck nicht zu vereinigen sein. Die höhere Aufgabe wird es aber doch sein, das unmittelbare Gefühl in bestimmten Gedanken zu fassen, das so zu Gedanken gebrachte Gefühl zu den allgemeinen Wahrheiten des christlichen Glaubens zu erhöhen und zu erweitern und mit diesen vereinigt und durch dieselben zur Reinheit der Idee gestimmt das Gefühl anzusprechen und zu praktischem Zweck zu bestimmen. Statt dessen befolgt der Hr. Vf. in diesen Betrachtungen meistens den Gang, den christlichen Glaubensinhalt von vorn herein als geheimnifsvoll und über den Gedanken und die Vernunft erhaben darzustellen, den natürlichen Zweifel an denselben heranzubringen, dann sich auf die Beschränktheit des menschlichen Geistes zu berufen, der die Tiefen der Gottheit nicht zu erforschen vermöge, hierauf sich der göttlichen Offenbarung in der Schrift unbedingt unterzuordnen und sie nun um so mehr ins Herz hineinzuführen, welches das Räthsel lösen soll, „wenn die rechte Lösung überhaupt hienieden zu finden ist." S. 421. Es läfst sich bezweifeln, ob das Herz in dieser Weise Erkenntnifsgrund genug habe, um seine Zuversicht darauf zu bauen. Denn hat der Geist, wenigstens Gott als Geist, in dem Menschen wohnend und Gott erkennend, nicht die Kraft, die ihm der Apostel Paulus ausdrücklich zuschreibt, Alles, auch die Tiefen der Gottheit zu erforschen, so begreift man nicht, wie der Mensch an Offenbarung Gottes glauben und sie gar in der Schrift anerkennen kann, und noch weniger, wie das erkenntnifslose Gefühl und Herz soll die Stätte sein, wo demungeachtet Frieden und Zuversicht wohnt und „wie die holdselige Botschaft des Evangeliums in das zerschlagene Herz hineintönen kann, so, dafs es sie annehmen und es darin ein Heilmittel finden kann, welches es nicht in verderblichen Schlummer wiegt, sondern es mit der Kraft zum Guten und Edlen erfüllt." S. 422. Es kann doch dies alles nur um der erkannten Wahrheit und Nothwendigkeit willen geschehen. So sagt der Hr. Verf. auch: „Ich will mich unter das Kreuz Jesu Christi setzen. — Ich will nicht die Tiefen in dem Rathschlusse der Gottheit zu ergründen suchen, sondern eher die Tiefen in des Menschen Herzen. Ich will zu erkennen streben, was in dem Herzen eines aufrichtigen Menschen vorgehen mufs, welcher es recht fest glaubt, dafs Christus um unserer Sünde willen dahin gegeben ist u. s. w." Obgleich aber der Hr. Vf. sich überwiegend an die subjective Seite hält und die objective Lehre der Schrift und Kirche gleichsam nur zusammenhält und vergleicht mit der intensiven Frömmigkeit, so geht er doch wenigstens an alle, selbst die speculativsten Wahrheiten der christlichen Religion heran, nicht nur um sie anzuerkennen, sondern auch einen Blick in ihre geheimnifsvolle Tiefe zu wagen, um von da aus, was ihm mit Recht die Hauptangelegenheit ist, einen Eindruck aufs Herz mitzunehmen. Zeugnifs davon könnte mehr als eine schöne Stelle sein. Und so können wir dieses als eine grofse Zierde dieser Schrift aussprechen, dafs sich darin der hohen, über alle Parteimeinungen, wie sich gebührt, erhabenen Stellung des Herrn Verf. gemäfs, die untergeordneten Gegensätze der theologischen Ansichten von Offenbarung und Vernunft, von Supernaturalismus und Rationalismus, von Glaubens-Objectivität und Subjectivität, von Glauben und Wissen oder wie man sie sonst noch bezeichnen mag, durch die That aufs beste im Einklang zeigen, wie sie versöhnt *sind* in der christlichen Kirche und wie sie es *werden* in der theologischen Wissenschaft. Denn dieses beides — das Versöhntsein und *werden* — bildet an sich ein Ganzes, worin sich der gegenseitige Mangel ergänzt; daher die Wissenschaft nicht des Glaubens der Kirche und diese der Wissenschaft nicht ohne Nachtheil entrathen kann.

D. Marheineke.

№ 90.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XC.

Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern. Von J. Kuhn. Mainz 1834. 558 *S.*

Die Aufgabe des Verfs. dieser Schrift ist die Darstellung und Beurtheilung der Jacobischen Philosophie, um an und vermittelst derselben das Fundament der Philosophie zu bestimmen und zu erörtern. Sein Verhältnifs zu Jacobi ist jedoch, wie schon aus diesem Zwecke erhellt, kein rein historisches, sondern ein innerlich bestimmtes. Zwei Momente haben wir daher in seiner Schrift zu unterscheiden: seine Uebereinstimmung mit Jacobi und seine eigenthümliche Verschiedenheit von ihm.

Seine Uebereinstimmung mit dem Pempelforter Philosophen beurkundet der Verf. hinlänglich schon in der ganzen Art und Weise, wie er die neuere Philosophie, die er in das Gebiet seiner Aufgabe nothwendig hineinziehen mufs, indem die Jacobische Philosophie nur in ihrer Opposition und Relation zu ihr gehörig begriffen und gewürdigt werden kann, auffafst und beurtheilt; denn die Begriffe der Demonstration, des Wissens, des Denkens liegen so, wie J. sie bestimmte, seinen Urtheilen, als die leitenden Principien zu Grunde. Er macht deswegen der neuern Philosophie den Vorwurf, dafs sie „das Primitive im menschlichen Bewufstsein ignorirt" (p. 30), dafs sie das (im Sinne der Mathematik) demonstrative Wissen für das allein wahre Wissen gehalten habe (p. 64—69, 309—311), dafs nur das durch Vorstellungen vermittelte vom Bedingten zum Bedingten fortschreitende und über dasselbe nicht hinauskommende, das endliche äufserliche Wissen ihr Wissen gewesen sei. So heifst es p. 77: „Eine Folge des Cartesianismus war die Einführung der Demonstration in die Philosophie d. des durchgängigen Vermittelns der Vorstellungen und Begriffe durch einander zum Zwecke der Erlangung der philosophischen Wahrheit. Dafs ein Gott sei, und Dinge aufser uns, dafs diese in causalem Zusammenhange stehen, sind Sätze, welche nicht eher für gewifs gehalten werden durften, bis sie bewiesen waren und aus keinem andern Grunde (?) Wahrheit haben sollten, als wegen ihrer Demonstrationen" p. 83: „Die Existenz Gottes geht nicht unmittelbar aus der Vorstellung von Gott hervor, sondern mufs durch einen Schlufs daraus abgeleitet werden. Gott *ist* also, sobald nur die Existenz der Vorstellung von ihm in unserm Bewufstsein nachgewiesen werden kann durch einen Schlufs." Es ist allerdings nicht zu leugnen, dafs die Herrschaft, welche die mathematische Methode nicht nur sondern auch überhaupt die mathematische Anschauung über die Geister der neuern Philosophen ausübte, nachtheilige Wirkungen zur Folge hatte, dafs es eine mangelhafte Seite der neuern Philosophie war, dafs sie auf ihre Gegenstände die Form der mathematischen Demonstration anwandte. Allein wenn man tiefer auf die philosophischen Systeme der neueren Zeit eingeht, so verschwindet dieser Mangel vor ihrem Inhalte als ein bloſser Mangel in der Form. Denn die Schlufs- und Beweisform hat in ihnen nur die Bedeutung einer *subjectiven*, nicht einer realen, objectiven Vermittlung. Die Art, wie der Verf. in den angeführten Stellen den cartesianischen Beweis vom Dasein Gottes auffafst und ausdrückt, widerspricht daher gänzlich nicht nur dem Geiste, sondern auch sogar den ausdrücklichen wörtlichen Bestimmungen des C. Die Gewifsheit nämlich, dafs Gott ist, ist nicht die Folge eines Schlusses, ist vielmehr *unmittelbar* mit der Idee Gottes selbst gegeben. C. sagt: das Wesen Gottes allein enthält nothwendige Existenz d. h. das Sein ist unmittelbar mit ihm eins. Nun ist aber das Wesen Gegenstand der Idee; es ist also, da im Object der Idee zwischen Wesen und Sein kein Mittelglied liegt, das sie als unterschiedene erst verbände, zugleich, unmittelbar mit dem Wesen Gottes seine Existenz Gegenstand der

Idee d. h. eben die Idee von Gott enthält die unmittelbare Gewifsheit ihrer Realität und Objectivität in sich. Die Verknüpfung oder Vermittlung der Existenz mit dem Wesen, wie sie die Schlufsform enthält, hat keinen andern Zweck, als gerade ihre *unmittelbare* Identität zu zeigen. Die Form des Schlusses verschwindet daher vor dem Inhalt des Schlusses als ein blofser Nothbehelf des Subjects, der für das Object ohne alle reelle Bedeutung ist. Von *dem* unmittelbaren Wissen, das Jacobi selbst auf dem Gebiete des Uebersinnlichen geltend machte, wufste freilich Cartesius nichts. So glücklich wie er waren überhaupt die neuern Philosophen nicht. Ihm flogen ja — dem Sonntagskinde — im eigentlichen Sinne die Tauben gebraten in den Mund. Er afs — der vor allen Philosophen Bevorzugte — die Früchte vom Baume der Erkenntnifs herab, ohne irgend eines vermittelnden Werkzeugs dazu zu bedürfen; er afs sie herab blofs mittelst der mirakulösen Magie seines auserlesenen Geschmacksinnes, ohne seine Hände, ja ohne das lästige Gebifs des allzermalmenden Verstandes mit den gemeinen Hunds- und Eckzähnen seiner logischen Begriffe dabei zu appliciren. Cartesius dagegen machte, wie so vielen andern seiner Leidensgefährten und Brüder *in corpore*, die Materie mit ihren fünf Sinnen gewaltig zu schaffen; sie stand ihm als eine Gränze zwischen ihm und der Wahrheit im Wege; denn die Materie abstrahirt von Gott. Um zum Lichte hindurchzudringen, fand er daher kein andres Mittel, als vom Sinnlichen zu abstrahiren, als zu denken, geleitet von dem richtigen Instinkt, dafs, wie Empedokles sagte, „das Gleiche nur mit dem Gleichen," das Unsinnliche nur wieder mit dem Unsinnlichen erkannt wird, dafs Gott, da sein Wesen un- und übersinnlich, folglich auch sein Sein es ist, nur auf eine ihm correspondirende, d. i. auch selbst un- und übersinnliche Weise, also nur durch das Denken, als die einzige objective, der Natur des Gegenstandes adäquate Thätigkeit im Menschen ergriffen werden kann; denn was ist das Denken in seiner allernächsten ersten Bedeutung anders, als eine Abkehr von der störenden und zerstreuenden Aufsenwelt, als ein Abstrahiren vom Sinnlichen und eben damit ein übersinnliches Sinnen? Insofern ist nun allerdings die Idee Gottes und die Gewifsheit von seiner Existenz eine mittelbare, denn dazu reicht nicht hin, Augen und Ohren aufzusperren, sie ist vermittelt durch die Abstraktion vom Sinnlichen, durch das Denken. *Ἄνευ ἱδρῶτος οὐδὲν διδόασι θεοί*, am wenigsten die Seligkeit der Ueberzeugung von ihrem Dasein. Allein mit der Idee Gottes, wenn sie einmal erreicht ist, ist auch alle weitre Vermittlung abgebrochen, denn der Beweis von ihrer Realität ist nur das Mittel, wodurch das Subject die *unmittelbare Identität* der Existenz und des Wesens in Gott sich veranschaulicht. *Quod autem ad Deum attinet*, sagt C. (*Medit. V.*), um nur diese eine Stelle anzuführen, *certe nisi praejudiciis obruerer et rerum sensibilium imagines cogitationem meam omni ex parte obsiderent, nihil illo prius aut facilius agnoscerem: nam quid* e x s e a p e r t i u s, *quam summum ens esse sive Deum, ad cujus solius essentiam existentia pertinet, existere.* Nur wer ganz rohe sinnliche Vorstellungen vom Denken sich macht, kann überhaupt verkennen, dafs auch ihm die Unmittelbarkeit zukommt, dafs wir gar nichts denken und erkennen könnten, wenn das Denken blofse Vermittlung in sich wäre; denn dann wäre es ja eine mit der Zeit völlig identische Thätigkeit, eine reine Succession von Vorher und Nachher, in der die erste Grundbedingung alles Denkens: die Identität mit sich und die Verbindung des Unterschiedenen und Mannigfaltigen in Ein Bewufstsein verloren ginge. Das Denken ist wesentlich die zeitfreie Identität, die simultane Zusammenfassung seiner Vermittlungsreihen; es ist immer zugleich ein alles Folgende anticipirender, über das Discursive übergreifender Act, ein Act der Intuition. Für das Subject entfaltet sich freilich das Denken in einer successiven Reihe von sich gegenseitig bedingenden und von einander abhängigen Gedanken, aber das betrifft nur die Erscheinung, nicht das Wesen des Denkens, bei dem leider! die meisten Menschen den Unterschied zwischen Phänomen und Ding an sich, Erscheinung und Wesen, welchen sie sonst überall so gerne berücksichtigen, sonderbarer Weise völlig übersehen. Wenn nun aber schon dem Denken als solchem, als Thätigkeit überhaupt die Unmittelbarkeit zukommt, um wievielmehr kommt ihm diese in seinem tiefsten Inhalte, in seiner Versenkung in die Idee des Unendlichen, die Idee Gottes zu, in welcher der sonst gültige Unterschied zwischen Idealität und Realität, Denken und Sein sich aufhebt, wie bei Cartesius in dem ontologischen Beweise?

Es ist daher auch ganz unrichtig, wenn der Verf.

p. 24 sagt: „nach den Systemen der neuern und neusten Philosophie haben die Vorstellungen der übersinnlichen Dinge oder die Ideen zu der Erkenntnifs dieser Dinge und zu ihnen selbst dasselbe Verhältnifs, wie die Vorstellungen im engern Sinne zu der sinnlichen Erkenntnifs und ihrem Objecte." Denn steht etwa die Idee Gottes, die darin vor allen andern Ideen nach C. sich auszeichnet, dafs sie *nothwendige* (d. i. vom Wesen unabtrennbare) Existenz in sich begreift, in demselben Verhältnifs zu ihrem Objecte, in dem die Vorstellungen der sinnlichen Dinge, deren Existenz nur eine mögliche und zufällige, also nicht in ihrer Idee enthalten ist, zu diesen sinnlichen Dingen stehen? Oder steht die Idee der Substanz bei Spinoza, die gar nicht anders als *seiend* gedacht werden kann, in demselben Verhältnifs zu ihrem Objecte und der Erkenntnifs desselben, in welchem die Ideen der endlichen Modificationen, die gedacht werden können, ohne zu existiren, zu diesen stehn? Findet hier nicht eine wesentliche Differenz statt? Oder haben etwa die Ideen, welche nach Leibnitz uns eingeboren sind, weil und wie wir uns selbst eingeboren sind, *(quod ipsi nobis innati sumus)* deren Bewufstsein eins ist mit unserm Selbstbewufstsein, die wir rein aus uns selbst erkennen, *(veritates menti inscriptae omnes ex hac nostri perceptione fluunt)* dasselbe Verhältnifs zu ihren Gegenständen, als die Vorstellungen, die wir aus den Sinnen schöpfen, die also nur mittelbar mit unserm Selbstbewufstsein verknüpft sind, zu ihren Gegenständen? So unrichtig wie diese sind aber auch die weitern Behauptungen des Verfs., wie z. B. dafs der tiefe inhaltsreiche Gedanke des C.: *Cogito ergo sum* ein „identischer Satz ist", dafs „der Grund (!) seiner Gewifsheit der Widerspruch der gegentheiligen Annahme sei", als wäre dieser Satz des C. nicht gerade defswegen dieser Satz, der er ist und kein andrer, dafs er *durch sich selbst allein*, durch seinen *Inhalt* schlechthin gewifs ist, und als dürfte man jener Stelle bei C., die, oberflächlich genommen, allerdings diesen Mifsverstand veranlassen kann, eine solche Bedeutung und Wichtigkeit einräumen, als der Verf. Indefs der enge Raum, der uns verstattet ist, verbietet uns, weiter in seine Beurtheilungs- und Auffassungsweise der Geschichte einzugehen. Nur seine Ansicht vom Pantheismus des Spinoza möge noch kürzlich berührt werden, da über diese so viel beschrieene Materie die trivialsten und schlechtesten Vorstellungen im Publikum grassiren und die Ansichten des Vf. hiervon nicht abweichen. „Der Pantheist", sagt er nämlich unter anderm, „liegt ausgestreckt auf dem Boden des Nichtzuunterscheidenden; alle Gestalten fliefsen in einander" u. s. w. Wüfste man nicht, dafs die meisten gelehrten Herren einen wahrhaft blinden Hafs gegen alle wirklichen oder sogenannten pantheistischen Principien hegen, so würde man solche und ähnliche Urtheile über Spinoza und andere ihm verwandte Geister für unbegreiflich halten, da, auch nur äufserlich angeschaut, seine ganze Philosophie nichts weiter ist als eine ausführliche Bestimmung von der Differenz zwischen dem Unendlichen und Endlichen. Ist denn nicht schon von vornen herein gleich in den Definitionen dieser Unterschied von Sp. gesetzt? Beruht nicht bei der zu Grunde liegenden Identität gerade auf dieser Differenz das Interessante seiner Philosophie? Kommen denn der Substanz nicht *besondere*, sie vor allen Dingen und Wesen auszeichnende und bevorziehende Bestimmungen zu? Ist die Substanz nicht dadurch *besonders* bestimmt, dafs sie *allein in sich* ist, dafs nur in ihr der Begriff des Seins rein aufgeht, dafs nur sie Substanz ist, alle andern Dinge aber nur in ihr sind und bestehen, nur endliche Weisen d. i. Participationen des Seins sind? Ist nicht das ganze System des Sp. eine innere Gradation von dem absoluten unendlichen Maafse des Seins, welches die Substanz ist, bis herab zu den endlichen beschränkten Graden des Seins? Mäht also der Pantheist so ohne allen Unterschied mit der Sichel blinder Nothwendigkeit das Endliche nieder? Er huldigt allerdings nicht dem Polytheismus, sei es nun dafs dieser in einen gegenwärtigen Olympus oder in ein fernes zukünftiges Jenseits seine unendlichen Endlichkeiten, seine unsterblichen Individuen versetzt; er vergöttert nicht das Endliche; er sagt nicht wie der Dualist: Gott *und* das Endliche ist, als käme beiden gleiche Realität zu, als wäre beider Sein auf gleiche Weise gewifs; er giebt Jedem nach seinem Maafse, dem Unendlichen unendliches, dem Endlichen endliches (beschränktes, negatives) Sein. Hebt also der Spinozismus den Standpunkt der Erfahrung auf, wie der Verf. meint? Er hebt ihn nicht nur nicht auf, sondern er braucht ihn auch nicht aufzuheben, denn die Erfahrung lehrt selbst sowohl im Gebiete der Natur als Geschichte, dafs die einzelnen endlichen Dinge und Wesen sich selbst aufheben, ver-

gänglich sind, dafs ihnen nur ein *gewisses* d. i. negatives, aber kein gottgleiches, unsterbliches, absolutes Sein zukommt. Und diese Gradation des Seins beruht nicht etwa, wie die unterschiedenen Attribute des Denkens und der Ausdehnung, die nur aus der cartesischen Philosophie aufgenommen sind, auf der zufälligen, der Substanz äufserlichen Unterscheidungs-Thätigkeit des Subjectes, sondern sie liegt in dem ursprünglichen Begriffe der Substanz, als welche nicht eine leere, kahle und flache Identität, sondern die Fülle alles Seins, der gedrängte Inhalt, der rein geistige Extract, die Quintessenz, die ausgesuchte Anthologie der Wirklichkeit, die reiche, unergründliche Schatz- und Fundgrube aller Realität und Perfection, die unerschöpfliche Quelle unendlicher Arten und Weisen des Seins ist. Das nähere Princip der Gradation und damit das reale Medium zwischen dem Unendlichen und Endlichen ist aber bei Sp. der Modus, der von ihm in den unendlichen und endlichen unterschieden wird, so dafs der Modus also der verbindende Gattungsbegriff ist, indem die beiden entgegengesetzten Begriffe des Endlichen und Unendlichen von ihm prädicirt werden. Zunächst ist nämlich der Modus allgemeine, (im Sinne des Sp.) undeterminirte Bestimmtheit und insofern eins mit der Substanz; aber, da er überhaupt Bestimmtheit ist, so ist er zugleich die Quelle näherer, speciellerer, und dadurch die einzelnen endlichen Dinge in ihrer Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit begründender Bestimmtheit.

So sehr übrigens der Verf., um auf ihn wieder zurückzukommen, in seinen Urtheilen über die neuere und neuste Philosophie, abgesehen von andern Punkten der Uebereinstimmung, von Jacobi's Ansichten bestimmt ist, so nimmt er doch darin einen völlig eigenthümlichen Standpunkt ein, dafs er „die Möglichkeit einer Wissenschaft des Absoluten auf dem Grunde des Relativen" p. 338 statuirt, dafs er die Philosophie J's. als das Glied eines Gegensatzes, als ein Extrem auffafst, und daher die Kluft, die J. zwischen dem mittelbaren und unmittelbaren Wissen machte, durch Verbindungsmittel auszufüllen sucht — ein Bestreben, dessen Verdienstlichkeit unbedenklich anzuerkennen ist. So sagt der Vf. ganz richtig p. 422: „jeder reale Wissensact stellt das ganze Bewufstsein auf eine besondere Weise dar." p. 420: „Mittelbares Wissen und unmittelbares Wissen sind für sich genommen nichts, kommen auch niemals rein als solche vor, sind blofse Momente oder Pole eines ungetheilten Ganzen." Die Weise nun, wie der Vf. das Mittelbare und Unmittelbare mit einander zu vereinbaren sucht, mag aus folgender Stelle erhellen: „Das Unveränderliche an der menschlichen Erkenntnifs wird nicht in der Art unmittelbar erkannt, wie Jacobi will, der diesem Worte die möglichst strengste Bedeutung giebt, und dadurch, als durch eine ewige Kluft, die unmittelbare Erkenntnifs und ihr Object von der mittelbaren Erkenntnifs und ihrem Objecte trennt. Denn das Unveränderliche besteht ja nicht schlechthin für sich, sondern an (?) dem Veränderlichen und die Nachweisung desselben an diesem ist zwar nur durch einen *salto*, also gleichfalls unmittelbar möglich, aber darum noch nicht durch einen *salto* aus dem Leeren, sondern aus einem Gegebenen, dergestalt, dafs das Mittelbare *Schwungkraft* (?) und *Richtung* (?) zugleich zum Unmittelbaren giebt. Darin nur, nämlich aus einem gegebenen Mittelbaren nicht in ununterbrochener Schlufsreihe, also auf mittelbare Weise, sondern in einer freieren, aber gleichfalls bestimmten Weise zum Unmittelbaren zu gelangen, besteht das eigentliche Wesen der Speculation gegenüber der Demonstration p. 45. „Das mittelbare Wissen und Erkennen bleibt das natürliche Vehikel, um das Unmittelbare mittelbar und unmittelbar zugleich zu erkennen": p. 48 und 407. Indefs dürfte dieser schwierige Knoten von dem Verfasser wohl schwerlich befriedigend aufgelöst sein. Er scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, wenn er sagt: dieses Problem, nämlich das richtige Verhältnifs des primitiven und abgeleiteten Bewufstseins, „*ganz* zu erklären wird niemals möglich sein; denn soweit man auch darin vordringen mag und gerade je weiter man kommt, desto näher rückt ein Punkt, der ein absolutes Geheimnifs bezeichnet" p. 409 u. p. 50. Uebrigens ist es freilich schon an und für sich selber ein höchst gewagtes und mifsliches Unternehmen, von dem unmittelbaren Wissen, wie Jacobi es bestimmte, auch nur einen Uebergang zum mittelbaren Wissen auffinden zu wollen, da gerade in seiner rigorosen Ausschliefslichkeit, in seiner unvermittelbaren, lediglich mit der Persönlichkeit, dem Gefühl identischen Subjectivität das eigenthümliche Wesen des unmittelbaren Wissens, das am Ende doch nichts ist als eine Idiosynkrasie der neuern Zeit, enthalten ist.

Ludwig Feuerbach.

№ 91.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XCI.

Q. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp. Harlemi 1834. *XXXII. u.* 551 *S.* 8.

Unter den römischen Dichtern sind Virgil und Horaz, welche auch auf den Gang und Charakter ihrer vaterländischen Poesie vor anderen eingewirkt haben, ein Gemeingut der modernen Welt geworden. Indessen hat Virgil ganz eigentlich eine bleibende fruchtbare Stätte sich in Italien erworben, in dem Lande, welchem er vermöge seiner örtlichen Darstellungen, seiner Gesinnung und geistigen Farbe wesentlich angehört; Horaz, der Stoff, Denkart, Komposition weder einer engeren Landschaft verdankt noch auf den Nutzen einer solchen berechnet, ist seiner Weissagung zufolge im ganzen gebildeten Europa einheimisch, und mehr als selbst die klassischen Griechen im Norden nicht minder als im Süden ein Kosmopolit. Und diese schrankenlose Wirksamkeit verdankt er am wenigsten seiner dichterischen Kunst: andere Dichter haben im lyrischen Gesang, in der Charakteristik von Sitten und Zuständen, in den Ergiefsungen der einsamen Selbstbetrachtung mehr Wärme des Vortrags, gröfsere Tiefe und Lebhaftigkeit des Gefühls und vollends glänzenderen Umfang in philosophischer Beobachtung entwickelt; sondern die kluge Resignation und klare Lebensweisheit, welche sich innerhalb der ruhig erwogenen Gegenwart und ihres bescheidenen Genusses ohne vor- und rückwärts zu schweifen genügen läfst, und mit gleich sicherem Mafs im bündigsten Wort, in der gediegensten Eleganz zum Verstande spricht, jener gültige Kern der menschlichen Erfahrung fand in allen Zeiten den empfänglichsten Boden, und die Weltmänner, mochten sie früh oder spät diesem Lehrer sich zuwenden, waren auch ohne Hülfe der Philologen fähig in den Geist seiner Dichtung einzudringen. Wenn nun keiner sich wundern wird, dafs eine so erstaunliche Menge von Exemplaren, wovon die *Bibliotheca Horatiana* nur ein mäfsiges Verzeichnifs giebt, das weit verbreitete Bedürfnifs der Lesung befriedigen mufste: so mag die Wahrnehmung, wie wenig der Schwarm von Herausgebern bisher gefördert habe, noch leichter zu begreifen sein. Niemand begehrte den innersten Gehalt eines Meisters, den jeder gleichsam seinen Hausgöttern beizählte, glossirt zu sehen, und man überliefs es den Erklärern, welche vor lauter materiellem Interesse kaum die Frage nach den persönlichen Anlässen und Bezügen der Gedichte, die Angemessenheit des Plans oder Ausdrucks und was dem gleicht in der Nähe zu beschauen vermochten, die Einzelheiten mittelst einer reichen Gelehrsamkeit von Belegen Schritt vor Schritt abzuzählen. Aber um vieles lässiger betrieb man das kritische Geschäft, das gewissermafsen Sache des Luxus und des unbequemen Herkommens schien; die Haufen der Lesarten führten zu geringen Aenderungen und erregten selten das Verlangen nach vollständiger Kollation der besten Handschriften; sogar die rüstigen Kämpfer der Konjekturalkritik dünkten höchstens gut zu sein, um an ihnen zu Gunsten einer zweifellosen Vulgata zum Ritter zu werden. Seltsam genug wagten die Ausleger des Mannes, welcher das *Nil admirari* als den Wahlspruch seines Lebens fast auf allen Blättern empfahl, in scheuer Bewunderung nicht einmal die Aufgaben der Interpretation zu lösen, denen sie sich beim mittelmäfsigsten Autor mühselig unterzogen, geschweige die künstlerische Leistung desselben in strenger Analyse zu würdigen: und so kam es, dafs er am meisten den betriebsamen Rektoren anheim fiel, welche gestützt auf den selbständigsten Kommentator *Lambin* und dessen Supplemente, *Torrentius*, *Cruquius* und die Kompilation von *Jani*, gehoben noch durch die ästhetischen Zuthaten des vorigen Jahrhunderts, ihr Monopol beinah homiletisch zu handhaben pflegten. Mancher selbst unter unseren Zeitgenossen ist wohl bei der Kluft, welche

zwischen den Chrien des verseichteten Schul-Horaz und dem gesunden Witz des weltmännischen Dichters zusehends sich offenbarte, lange betroffen gewesen und erst spät von seinem Unglauben an die vielbesprochenen Geheimnisse des Horaz zurückgekommen.

Nicht ohne Schwierigkeit und starke Verirrungen hat sich also der Weg einer unparteiischen Methodik geltend gemacht; ihre Gänge waren kühn und überraschend, ihre Principien schwankend und streitig, ihre Resultate zerstückt, bald im Selbstvertrauen vorschnell, bald auch schüchtern hingeworfen, mit sich im Zwiespalt, ohne den Anspruch auf allgemeine Ueberzeugung: kurz, mit Horaz zu reden — *et adhuc vestigia ruris*. Die früheren Versuche der Art, die vom älteren Scaliger und von Fr. Guyet, bedürfen nur einer leichten Erwähnung; des ersteren Gedanken und Grillen, die er gleich einem Alexandrinischen Problemenmacher in seiner Poetik ausstreute, sind nun ziemlich vergessen; die Bedenken des Guyet blieben wie fast alles von diesem scharfsichtigen aber eigensinnigen Manne versteckt am Rande seines Exemplars, und niemand gebrauchte sie als Sanadon. Unstreitig hat hier der einzige Bentley Epoche gemacht, dessen Namen fast unzertrennlich an Horaz geknüpft ist: und doch vermochte sein Werk weder die Zeitgenossen aus dem Schlummer zu rütteln, noch, seitdem holländische und deutsche Philologen des ersten Ranges auf diesen kritischen Schatz hingewiesen hatten, ein unbefangenes Studium anzuregen, sondern verschmäht und als unvermeidliches Uebel von den Horazischen Litteratoren ertragen, wandelte es sich in das objective Lehrbuch der Alterthumsforscher um, an dem Jünger und Meister eine Schule durchzumachen haben. Die Wichtigkeit einer so glänzenden Schöpfung verdient es, dafs wir ihren Standpunkt und Gehalt für einen Augenblick erwägen. Nicht leichtsinnig oder (wie mehre seiner Gegner wähnten) mit der Nothdurft von Lexicis gerüstet hatte Bentley seine Ausgabe unternommen, wenngleich er sie in den Nebenstunden einer durch bittere Händel getrübten Mufse beeilen mufste: vielmehr war er mit den Vorräthen der Kritik und Interpretation völlig aufs Reine gekommen, und indem er seine Leser nachdrücklich erinnerte, dafs die Arbeiten der Vorgänger eine blofse Voraussetzung und unerläfsliche Stufe für das jetzige Zeitalter darstellten (*Diffusa illa lectio et eruditio . . . partis duntaxat infimae et initiorum apparatusque locum obtinet*), liefs er sie unter seiner Führung, ohne Vorurtheil für handschriftliche Tradition, alles nach dem zwingenden Sinn des poetischen Gedankens abmessen und muthig einen Glauben an die höheren Kräfte der Divination gewinnen. Aus dieser genialen Thätigkeit entsprangen zwei Extreme, beide hypothetischer Natur und mitten unter Zweifeln unumstöfslich, einerseits die Konjektur, welche von den Schlägen einer kecken, sich selbst überbietenden Syllogistik eingeleitet und wegen der Schärfe, Durchsichtigkeit und Reichthums der Kombination häufiger in ihren Irrgängen als im wahrhaften Ergebnifs fruchtbar wurde; gegenüber die gute, fast ideale Meinung vom Dichter, der wie billig immer das richtigste gedacht und in schöner untadelhafter Form werde ausgesprochen haben. Ziehen wir nun sogleich dasjenige ab, was Bentley zu Gefallen seiner logischen, oft an Prosa streifenden Aesthetik sündigte, so lassen sich auch mit einiger Nothwendigkeit die Grade des Widerspruchs bestimmen, welche dieser mündigen Kritik entgegen treten mufsten und entgegen traten. Die Konjektur konnte man zuweilen vernichten, öfter schob man sie als eitle Möglichkeit, als Spiel einer üppigen Phantasie zurück; den gewaltigen Gliederbau der Dialektik erklärte man für ein Truggebilde der Sophistik, es war verzeihlich, dafs man die furchtbare Waffe hafste, die so grausam die hülfreiche Maschinerie der rhetorischen Polterkammer (z. B. die *hypallage* und was sonst mit einem *vestram fidem grammatici* und ähnlichen Scheltworten beseitigt wird) zerschlug und von der er selber voaussah, dafs sie die Eitelkeit des gelehrten Haufens beleidigen würde; was aber das Horazische Ideal betrifft, so war das künstlerische Bewufstsein zwar auf beiden Parteien eines und dasselbe, doch der einzelne sichtbar im Nachtheil gegen die Menge, welche durchaus auf demselben Standpunkte das für edel und geschmackvoll ausgab, was jener als gemein und ungeniefsbar verdammte. Hier durfte niemand Verständigung erwarten, wo keine höchste Norm mit evidenter Beweiskraft vorlag und sogar nicht einmal ein Kriegesstand anerkannt war. So ruhte denn dieser Kampf bis auf unsere Tage; nur dafs Markland, eine der argwöhnischen Naturen, durch einen paradoxen Machtspruch seine sorglosen Zeitgenossen störte. Denn er scheute sich nicht im Greisenalter zu bekennen, dafs er im Horaz unzähliges Dunkel finde (*in toto opere vix una est Ode, Sermo vel Epistola, in quibus hoc non sentio, dum lego*); diese Dunkelheit aber leitete er von

den Verfälschungen her, welche sich aus dem Gebrauch von Schulen und Klöstern in die Exemplare des Horaz nicht minder als der anderen römischen Autoren eingeschlichen hätten. Was Markland ohne Beleg und Entwickelung hinwarf, hat erst jetzt Peerlkamp, Professor zu Leyden, in rücksichtloser Konsequenz an Oden und Epoden zu bestätigen versucht: eine Leistung, die, wie aus obigen Umrissen hervorgeht, nicht gewöhnliche Freiheit und Selbständigkeit des Geistes verräth, und schon als gänzlich unbefangene Polemik, welcher die Stimmen der Menge gleichgültig sind, ein reines Interesse verdient.

Allerdings gebührt dem gegenwärtigen Buche noch von einer anderen Seite her, wenn auch nur im engeren Sinne der Fachgelehrsamkeit, einige Aufmerksamkeit. Es ist nämlich die erste Produktion, mit der die neuere holländische Philologie hervortritt und ein Zeugnifs ihrer Fortschritte giebt. Denn was uns dorther von Ausgaben Monographieen und vermischten Werken in unserem Jahrhunderte zugekommen, seitdem die landschaftliche Manier der Niederländer zugleich mit den Umwälzungen ihrer Republik erloschen war, etwa Bearbeitungen von Ovid, Appulejus, Xenophon dem Erotiker, Kleomedes, Theon, Darstellungen der platonischen Philosophie, die litterarischen Berichte der *Bibliotheca Critica Nova* mit manchem verwandtem: das alles schien, von den Bewegungen der Nachbarn unberührt, zweifelhaft auf der Grenze zwischen Altem und Neuem zu stehen; im Stil verleugnete es niemals die selbstgefällige Dressur der Wyttenbachischen Latinität; in der fragmentarischen Auffassung von Lesarten und in der massenhaften, durch Parallelen vermittelten Interpretation, woneben der Anklang einer fremden Methode herlief, mischten sich die Farben der Burmannischen und Hemsterhuisischen Zucht; auch verweilte man noch sehnsüchtig an den Apotheosen und Reliquien der beiden letzten Schulhäupter, und mochte nicht das Rüstzeug ihrer klassischen Form gegen den lebendigen Ton des heutigen, noch zum öfteren barbarisch gescholtenen Idioms tauschen. Anders das Werk von Peerlkamp. Sein Verf. bewährt ein umfassendes Studium der römischen Litteratur und Sprache; die zahlreichen Citationen sind dem jedesmaligen Zwecke gemäfs erlesen und abgewogen, und wenn auch bisweilen entbehrlich und um der Observation willen hingestellt, doch nicht erborgt oder unnütz; das Urtheil reif, gebildet und selbst wo die Kritik sich in Sprünge verliert besonnen; der Ausdruck individuell, lebhaft und mannigfaltig, obwohl seine Reinheit durch Nachlässigkeiten getrübt wird. Dennoch ist diese Kenntnifs und Gewandtheit noch beträchtlich von wissenschaftlicher Anschauung und Gewifsheit entfernt; eine Norm für das was Horaz und Nicht-Horaz bedeuten soll, ohne die sogar die kaltblütigste Skepsis kein Vertrauen erweckt, vermifst man überall; und indem wir dem Treiben einer zerstörenden Polemik nachgehen, welche den Lyriker in grofsen und kleinen Partieen zerstückt, verdünnt und gleichsam dem Messer eines Exercitienmeisters unterwirft, mögen wir immerhin einen solchen Aufwand an Scharfsinn und Sachkenntnifs bewundern, aber nimmer ein Herz zur unerquicklichen Kunst fassen. Dieses Mifsbehagen darf uns indessen nicht hindern, sowohl die verborgenen oder halblauten Grundsätze des Herausgebers als auch den unleugbaren Gewinn seiner negativen Forschung in einer bündigen Summe zu vergegenwärtigen, zu sichten und anderen zur ernsten Prüfung anzuempfehlen. Es scheint natürlich mit der Rechenschaft zu beginnen, welche die Vorrede verspricht, und ihr Ergebnifs mit der im einzelnen geübten Praxis zusammenzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCII.

Handbuch für den Liebhaber der Stuben-, Haus- und aller der Zähmung werthen Vögel, enthaltend die genauesten Beschreibungen von 200 *europäischen Vögelarten, und eine gründliche, auf vielen Beobachtungen beruhende Anweisung, die in- und ausländischen Vögel zu fangen, einzugewöhnen, zu füttern, zu warten, fortzupflanzen, vor Krankheiten zu bewahren und von denselben zu heilen. Unter Mitwirkung des Hrn. Felix Grafen von Gourcy-Droitaumont herausgegeben von Ch. L. Brehm, Pfarrer zu Renthendorf, (bei Neustadt a. d. Orla) u. s. w. — Mit* 8 *ganz treu und sorgfältig nach der Natur gezeichneten illuminirten Kupfertafeln. Jlmenau* 1832. *Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt. (XXXVI. und* 412 *S., gr.* 8. 3 *Rthlr.*).

Was dieses, nicht eigentlich wissenschaftliche Buch doch einer kurzen Anzeige in einer Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik werth macht, sind eine nicht unbedeutende Zahl neuer und schätzbarer, meist von dem Grafen Gourcy-Droitaumont herrührender Beobachtungen über Sitten und Gesang seltener Vögelarten überhaupt; — (abgesehen also von ihrem Verhalten lediglich als Stubenvögel; obgleich auch dieses immer ein na-

turhistorisches Interesse behält.) Leider bedarf es jedoch etwas vielen Suchens, um dieses Neue und wissenschaftlich Wichtigere herauszufinden.

Der lange vielversprechende Titel würde uns eigentlich der Mühe zu sagen, was dieses Werk Gutes enthalte, überheben können: wenn derselbe nicht eben gerade defshalb einiger Erläuterung bedürfte, weil sein Eigenlob doch nur *cum grano salis* zu nehmen ist. —

Die „genauesten" unter den darin enthaltenen „Vogel-Beschreibungen" können nämlich beinahe gut genannt werden. Es finden sich aber von solchen, welche zu dieser Kategorie gehören, schon eben nicht viele vor. — Von einer Anweisung auch die „*aus*ländischen Vögel zu fangen", kann, wie begreiflich, gar kaum die Rede sein, da diese fast sämmtlich auf 5 Octav-Seiten völlig expedirt sind. Selbst was über den Fang der inländischen Vögel (auf den verschiedenen Arten von Heerden mit Treib- und Schlaggarnen, Schlingen, Leimruthen, Fallkasten, vor dem Karze, mit Raubvogelfallen und dergl.) überhaupt gesagt wird (S. 55—6), sind und sollen auch nur Andeutungen sein, die blofs einen ungefähren Begriff geben können. Doch folgt das Nöthigste über den Fang der einzelnen Vogelarten später überall nach; aber wohl selten so, dafs nicht gar Manches als hinlänglich bekannt vorausgesetzt würde, was nirgends im Buche allgemein verständlich genug angegeben ist. — Das „Fortpflanzen" in der Gefangenschaft endlich mufs man wenigstens bei den eigentlichen Stubenvögeln, vollends aber bei gewöhnlichen einheimischen Arten, die man ja immer leicht wieder haben kann, für eben so unnöthig halten, als es im hohem Grade Kosten verursachend und schwierig ist. Denn die Versuche bleiben, wie bekannt (mit Ausnahme unseres nun völlig domesticirten Kanarienvogels) selbst bei allem Aufwande von Zeit und Mühe doch meistens ganz erfolglos. — Zum gröfseren Theile recht gut sind die Krankheiten der Vögel und deren Heilung, und sehr genau die ganze Pflege dieser Thiere in dem Buche behandelt. Ueberhaupt erfüllt dasselbe gewifs seine nächste Bestimmung besser, als sonst eines der bisher vorhandenen von gleicher Tendenz; und es verdient schon darum selbst von wissenschaftlicher Seite einigen Dank, weil auch der Ornitholog nicht selten in den Fall kommt, Vögel um wirklich wissenschaftlicher Zwecke willen zu halten.

Indessen, den gegenwärtigen Zeitumständen gemäfs, könnte das Werk doch immer nicht blofs merklich besser ausgefallen, sondern es könnte zugleich auch ohne Verringerung seines extensiven und intensiven Gehaltes, von merklich geringerem Umfange sein, wodurch es wohlfeiler geworden sein würde: — wenn nur seine Anlage bald danach gemacht worden wäre; besonders wenn der Verf. die nicht blofs weit übersichtlichere, sondern auch in jeder Hinsicht viel compendiösere, systematische Anordnung bei Aufführung der Species gewählt hätte. So aber zeugt schon die ganze Einrichtung des Buches nicht von dem Streben eine nach Möglichkeit grofse Masse von Inhalt auf den kleinsten Raum zusammenzudrängen. Auch kann die in demselben versuchte Eintheilung der Sing-Vögel nach dem ungefähren Werthe ihres Gesanges, in *Sänger ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges* (I—IV), fast eben so wenig consequent und gerecht, als übersichtlich genannt werden. Letzteres kann sie überhaupt darum nicht sein: weil sie Vögel Einer Gattung, die also ähnliche Eigenschaften haben, jedoch nicht auch einen gleich guten Gesang besitzen, übrigens aber doch meist gleiche Behandlung verlangen, sehr unbequem von einander trennt. (Ueberdiefs kann man ja so einem jeden Vogel erst dann seinen rechten Platz anweisen, wenn man seinen Gesang genau kennt!) Consequent kann sie auch nicht werden: da nicht allein das Urtheil hierüber eine Sache persönlichen Geschmacks bleibt, sondern sogar nicht einmal alle Individuen Einer Art in einer und derselben Gegend, viel weniger in verschiedenen Landstrichen, einander im Gesange und in dessem Werthe so bestimmt gleichen. Und in der That hat sich der Verf. selbst bewogen gefunden, von dem Wiesenpieper (*Anthus pratensis*) die eine Varietät (S. 139) unter die Sänger des zweiten, die übrigen Vögel der Art (S. 210) unter die Sänger dritten Ranges zu stellen. Gerecht endlich gegen die kleinen Betheiligten ist diese Eintheilung insbesondere in dem vorliegenden Buche nicht; und gar mancher von ihnen würde sich für berechtigt halten, lebhaft dagegen zu reclamiren, wenn er es vermöchte. Denn sie stellt z. B. den von Natur äufserst schlechtsingenden Gimpel (S. 184), welcher nur die Fähigkeit besitzt, bei recht guter Abrichtung, künstliche Melodien treu aufzufassen und schön vorzutragen, über den von Natur wirklich gutsingenden Wasserpieper und über die fahle Grasmücke, über die Misteldrossel, den Blut-Hänfling und Stieglitz; ferner den Rohrammer über den schwirrenden oder Wald-Laubvogel (*Sylvia sibilatria*) u. s. w. —, was nach aller practischen Vogelkenner Ansicht gewifs sehr unrecht ist. Sollte aber doch einmal eine solche ohngefähre Uebersicht des musikalischen Ranges gegeben werden: so hätte es eben so gut in Form eines blofsen Verzeichnisses, mit Verweisung auf die Stelle, wo von jeder Art nach der systematischen Reihefolge die Rede ist, geschehen können, hier aber ist es umgekehrt gemacht. — Nicht viel besser steht es mit der Eintheilung derjenigen Vögel, welche (V) um des Sprechens willen, (VI) ihrer Schönheit wegen, (VII) aus besonderer Liebhaberei, und (VIII) des Nutzens wegen gehalten werden. —

Uebrigens ist der Verf. in dieser Schrift doch endlich von seinem, mindestens sonderbaren und wissenschaftlich durchaus unbegründeten, daher auch früherhin von allen Seiten angegriffenen, und trotz all seinem Widerstreben längst allgemein verworfenen Verfahren zurückgekommen, sämmtliche Vogel-Species in mehrere (meist in 3, zum Theile 4, 5 oder gar noch mehr) zu zerspalten: d. h. blofse, meist ganz unbedeutend abweichende Varietäten als vermeintliche eigene Arten aufzustellen. —

Druck und Papier sind ziemlich gut. Die 8 Kupfertafeln, 48 Figuren enthaltend, hat man ohne sonstige Veränderung aufser der neuen Numerirung, aus dem im Jahre 1831 bei demselben Verleger erschienenen „Handbuche der N. G. aller Vögel Deutschlands" von demselben Verf. entnommen. Auch nicht Eine von Allen kann mit Recht als „sorgfältig illuminirt" gerühmt werden, und öfters sind die Earben ganz verfehlt. Tafel 3—8 (von Bädecker gezeichnet) sind hinsichtlich des Entwurfes theils mittelmäfsig, theils gut; nur mit Abrechnung der fast ohne Ausnahme zu dicken Schnäbel und Füfse, und der meist zu grofsen Dicke des Körpers. Tafel 1 und 2 aber enthalten 11 (von Goetz) durchaus verzeichnete, zugleich noch schlechter colorirte und geschmacklos gruppirte, wirklich in allen Verhältnissen verfehlte Mifsgestalten, welche das Buch nur verunzieren können und es ohne Noth vertheuern helfen. Es sind Darstellungen, deren heut in der That Verfasser und Verleger der meisten Bilder A B C Bücher sich schämen würden; Muster, wie man eben *nicht* zeichnen müsse! — Diefs zur nothwendigen Modification dessen was der Titel verheifst.

Gloger.

№ 92.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Q. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp.

(Fortsetzung.)

Die Vorrede hebt mit der anmuthigen Erzählung des Verfs. an, wie Horaz ihn frühzeitig gefesselt und in philologischer Thätigkeit beschäftigt habe, wie die Erklärung desselben ihm in dem Lehramt an einer Menge von Stellen, worüber ehemals die Kommentatoren befriedigten, immer dunkler erschienen und bei längerer Betrachtung problematisch geworden sei, so dafs in einem so lichtvollen, von den ausgezeichnetsten Männern erläuterten Dichter nicht einmal die Konjektur ihren Platz fand oder fruchtete. Da erst erkannte er als letztes Mittel die Verwerfung von mancherlei untergeschobenen Versen; sobald dieser Weg in der Gedichtsammlung vollständig verfolgt war, fiel ein Bedenken nach dem andern fort, und die Rede trat in ihren ursprünglichen, von keinen Fehlern entstellten Zusammenhang ein; die Schüchternheit aber, welche den Urheber so starker Paradoxen im Angesicht der Gelehrten befallen mufste, wurde durch die Zeit und Markland's Beitritt gemindert. Dafs er endlich zur Bekanntmachung seiner immer mehr abgeschlossenen Kritik schritt, dies erwartet wohl jeder zu hören; und wir thun besser die Thatsachen und Erklärungsweisen jener ungewöhnlichen Interpolationen im Horaz vorzuführen. Der Anfang zwar verräth keine sonderliche Schärfe des Urtheils, wenn die verschiedensten Fälle, *Plautinische Komödien*, das *Pervigilium Veneris*, Kleinigkeiten unter dem Namen von Virgil, Ovid und anderen mehr sammt den Täuschungen neuerer Philologen in bunter Reihe aufgezählt werden; desto gewisseres läfst die nächstfolgende Kombination hoffen. Horaz (heifst es p. IX. sqq.) starb, als er die einzelnen Bücher seiner Gedichte noch nicht zur Sammlung hatte verbinden können; seine Freunde klassifizirten alles analoge unter bequeme Schemata, die Abschreiber verfuhren hier willkürlich und um die Zeitfolge unbekümmert, sie griffen aber auch das Innere des *Corpus* an, weil die lyrische Form, die Neuerungen im Sprachschatz, die griechische Farbe, die nur Kennern der Griechen verständlich war, zur Aenderung aufforderten; zuletzt kamen untergeschobene Dichtungen und Verse hinzu, da die wachsende Vorliebe für Horaz sich gern auf jede Weise befriedigen wollte. Dieser Neigung verdanke man einige Gemeinplätze und Einschiebsel in den jetzigen *Carmina*, muthmafslich von der Hand des *Caesius Bassus* und ähnlicher Lyriker; nebenher lief die Emsigkeit der Grammatiker und Rhetoren, welche Themata zur Uebung aus poetischen Stoffen und auf Verhältnisse der Dichter bezüglich (etwa, *Horatius Maecenatem ad coenam invitat; Horatius se commendat Maecenati*) verarbeiten liefsen und hiedurch einen erheblichen Zuschufs nächst rhetorischem Geschwätz im Horaz (*hinc in Carminibus toties idem argumentum, easdem imagines et sententias, verbis paulum mutatis, invenimus*) bewirkten; das Mittelalter trug bei dem Eifer, den es vorzüglich diesem Autor unter den wenigen Lateinern widmete, nicht wenig zur Umgestaltung des Ausdrucks bei, nachdem *Mavortius* und *Felix* im J. 530. gemeinschaftlich, weder durch gute Codices noch durch eigenes Talent unterstützt, unsere vermeinten *Horatii Carmina* revidirt hatten. Zum Beschlufs wird auf Anlafs der Befangenheit, womit die meisten das Hergebrachte zu verehren gesonnen sind, wenn nicht bei ihnen schon der Verdacht Wurzel gefafst hat, an zwei von *Pallavicini* gegen Ende des ersten Buches gefundene *carmina* erinnert, und das eine derselben versuchsweise mit einem lobpreisenden Kommentare versehen, wie solcher unter anderen Umständen und vielleicht noch enthusiastischer würde gehört sein: ein übermüthiger Spuk, der für den Scherz zu viel, für den Ernst zu wenig bedeutet, da kein Zeitalter sich von so handgreiflichem Betrug übertölpeln läfst. Noch ist der *Oudendorpischen*

dictata in Carm. L. I., welche durch Fleifs und Genauigkeit die Mehrzahl der uns bekannten Kollegienhefte von holländischen Philologen übertreffen, gedacht worden, weiterhin auch das wichtigste derselben im Auszuge mitgetheilt.

Soweit die Fabel vom interpolirten Horaz: denn eben für ein blofses Märchen darf man diese mühsame Verkettung von halbwahren und übertriebenen Notizen halten. Auch verräth unser Verf. kein so ganz reines Gewissen, wenn er sich unter anderem p. XXX. äufsert: *Molestis censorum disputationibus non respondere visum est. — Non invideo, dummodo meam me tenere viam patiantur.* Auf der Recensenten „*cramben centies recoctam*" hier und sonst antworten zu müssen, wäre freilich hart; aber in einer so jugendlichen und schlüpfrigen Untersuchung, wo weder einer alles sieht und stets das Rechte trifft, noch das gesammte Publicum durchaus Unrecht haben und taub gegen klare Gründe der Vernunft sein kann, sollte man die Saiten nicht zu hoch spannen, sondern der ruhigen wechselseitigen Verständigung, dem langsamen Vorrücken in kritischer Methodik, allenfalls auch der Zeit ihren Spielraum verstatten. Betrachten wir aber das früheste Stadium der Verderbung, angeblich das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft: wie mochte damals Horaz jenen wilden Verfälschungen ausgesetzt sein? Er und Virgil waren seit Augustus, nach dem Zeugnifs Quintilian's (I, 8, 5.), die normalen Lehrbücher der römischen Jugend: wer aber weifs nicht, mit welcher Eifersucht die Schule in guten Tagen ihre Bücher hütet und vor bösen Einflüssen bewahrt? wie könnte den Grammatikern, welche fast ihr Lebelang mit peinlicher Betriebsamkeit über Reinheit der gelesensten Autoren wachten, ein irgend gewaltsamer Unfug entgangen sein? gesteht nicht P. selber, dafs eine grofse Zahl der ihm verdächtigen Stellen nicht nur von ziemlich alten Gewährsmännern citirt und durch Anspielungen behauptet, sondern bereits von Quintilian (z. B. *Carm. I*, 12, 41.) anerkannt werde? Gröfser ist der Irrthum, wenn die damaligen Abschreiber aus mangelhafter Kenntnifs des Griechischen ihren Horaz überarbeitet haben sollen. In keiner Periode der römischen Litteratur war man inniger und allgemeiner mit der griechischen Sprache vertraut als im Abschnitt von Tiberius bis auf Hadrian; und wäre man auch in geringerem Grade derselben mächtig gewesen, so treten doch Horazens Gräcismen nirgend allzu schroff oder zum Nachtheil der Deutlichkeit (wie etwa beim Propers) hervor. Noch weniger will uns in den Sinn, dafs die Neuheit der lyrischen Form zu jenem treulosen Handwerk verführen mochte. Seit dem Prinzipat übte man sich zu Rom in allen erdenklichen Tändeleien und Versmafsen der Lyrik; habe man indessen viel oder selten diese Gattung betrieben, immer lag die Versuchung, mit einem Meister der lyrischen Polymetrie, welcher die Schülerschaft durch keine stehende Phraseologie bequemlich machte, um die Wette zu laufen, minder nahe als beim Epos: dem Ovid und Lukan, dem Lukrez und Klaudian sind Hunderte von Hexametern und Distichen nachgeäfft, untergeschoben, verdreht worden, besser kam Virgil als Autor der Schule davon, in den *Carmina* vom Horaz aber liefsen sich bisher nur etliche frei komponirte Strophen (I, 2. III, 4. 11. 17. IV, 4. aufser dem einzelstehenden Verse IV, 8, 17.) entdecken, die ganz äufserlich als mythologische *Specimina* eingelegt waren. Höchstens gelten solche Beiläufer für unschuldige Spiele von Lesern; dafs aber die Rhetoren fingirte Themen stellten, wie oben versichert wurde, hat seine Richtigkeit für prosaische Deklamation, nicht für die Poesie. Doch es sei dem Verf. alles, worauf er fufst, einstweilen zugestanden: wie sollen wir das unerhörte Stillschweigen der bewährtesten und zahlreichsten Codices eines so fleifsig abgeschriebenen Dichters auslegen, die weder durch Randbemerkungen und Auslassung noch durch starke Variation oder leisere Spuren (wie solches bei Autoren sogar der Fall, deren diplomatische Tradition ganz dürftig ist) auf Betrug hinweisen? Beim Virgil unterstützen die beiden Familien der Handschriften, indem sie konsequent aus einander gehen und doch in den Hauptstücken zusammentreffen, jede tiefere Forschung der Kritik; beim Horaz hätten sich alle Zeugen des Alterthums wider uns verschworen? während gerade in den *Carmina* nicht einmal eine so scharfe Differenz bemerkt wird als in *Serm. I*, 6, 126. wo *fugio rabiosi tempora signi* und *fugio Campum lusumque trigonem* sich gegenüber stehen.

Wir wollen aber nicht länger bei der Theorie verweilen, sondern die Praxis in Erwägung ziehen, die wie gewöhnlich mehr Sicherheit und Tüchtigkeit als die Analyse besitzt. Es kann nun nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sein, dafs Peerlkamp viele Schwierigkeiten in Gedanken und Latinität zuerst wahrgenommen, überdies sehr beträchtliche Versehen und Fahrläs-

sigkeiten der angesehensten Interpreten gerügt und anderen zur Warnung aufgedeckt habe: dafs mithin seine Leistung zu den verdienstlichsten Arbeiten über Horaz gehöre. Wenn man also häufig gezwungen und geneigt ist die volle Stärke der Beweisführung im Kommentare zu erkennen, so bereut der Leser vielleicht seine Willfährigkeit, sobald er die Resultate jener Demonstration im Texte durchläuft. Denn ein seltsames Gefühl mufs wohl sich regen beim Anblick unseres Doppelhoraz, indem dieser *Horatiomastix* eine gute Zahl langer und kurzer Gedichte, Strophen und Zeilen, worin man fast eingewohnt war, durch den rechts und links gesäten Schwabacher Druck verurtheilt und dadurch ein unheimliches Gemisch von klassischen und schlechten Produktionen unter die Augen gerückt hat. Aber etwas selbstsüchtig würde dies Verfahren desjenigen sein, der ein solches Wagestück mit kaltem Blut verdammt, obgleich er ihm nicht alle Begründung absprechen konnte. Hier ist nichts als das nothwendige Gegenstück zum bisherigen wirren Treiben im Horaz hervorgetreten, und wenn man recht ehrlich sich entschliefst von vorn anzufangen, das heifst, die Armuth der mit ihren Reichthümern prunkenden Horazischen Litteratur in der schärfsten Revision zu beleuchten, so werden uns die beiden Extreme um einige Schritte gefördert haben. Sichtbar sind beide Parteien ohne Mafs und Wahrheit dort zurückgeblieben, hier am Ziele fehlgesprungen: die meisten Erklärer liefsen sich an der Aufsenseite genügen und schlummerten sorglos um Methode und kräftige Forschung eben an dem Punkte, wo sie, statt jeden Flecken mit dem Mantel der Liebe zu verhüllen, die Waffen einer wackeren Empirie und Wissenschaft üben sollten; ihre wachsameren Gegner, Bentley und die wenigen Anhänger der methodischen Kritik, führten ihre meisten Probleme, welche der Interpretation einen reichen Stoff gewährt hätten, auf einen gemächlichen Prozefs der Emendation zurück. Was darf man aber thun und lassen, um die beiderseitigen Klippen zu meiden und um des ewigen Argwohns, ob nicht versteckte Fehler übersehen worden, sich vollständig zu entschlagen? Ref. wagt nicht hierüber etwas, das einem Kanon ähnlich klänge, preiszugeben, sondern meint, dafs es vorläufig genüge, das eine und andere Moment in Erinnerung zu bringen, worauf die Hyperkritik des Herausgebers am lebhaftesten hinweist. Zuerst nun und vor allen Dingen wollen wir dem verderblichen Satze (p. 87) widersprechen: *Equidem Horatium non agnosco nisi in illis ingenii monumentis, quae tam apta et rotunda sunt, ut nihil demere possis, quia elegantiam minuas.* Niemand ertheilt uns die Befugnifs zu diesem hochgeschraubten Axiom, am wenigsten Horaz der lyrische Dichter, den weder Zeitverhältnisse noch Individualität noch Charakter der römischen Lyrik und Abzweckung seiner Oden auf den Gipfel des Genies, der objectiven Weltbetrachtung und der künstlerischen Vollendung hoben oder berechtigten. Ohnehin sind seine wie jedermanns Studien langsam vorgerückt und ihre Stufen noch jetzt an manchen Schwächen und Mifsgriffen kenntlich, deren Spur zu verwischen nichts anderes als Muthwillen und Ungerechtigkeit gegen den strebenden Autor wäre. Offenbar leidet das erste Buch an allen den Mängeln, welche den Anfänger einer ungewohnten Gattung in Hinsicht auf Beherrschung des Sprachschatzes, der Form und Erfahrung drücken mufsten; im zweiten finden wir ihn reifer, beschränkt auf ein engeres Gebiet und gezügelt durch ein ruhiges Bewufstsein seiner Mittel; das dritte bewährt sich als die gediegene Frucht des Mannesalters, das eine harmonische Macht über die poetische Darstellung und den Geist des geselligen Lebens errungen hat; im letzten erscheint er auf den Rückzug bedacht, und indem der frühere Glanz allmälig erlischt, der Ton immer gehaltener und dem engen Raume des entsagenden Dichterlebens gemäfser wird, überzeugen wir uns leicht, dafs Horaz ernstlich von jenen halb jugendlichen Spielen des Melos Abschied nehme. Auch ist es nicht so unmöglich als die neuesten Differenzen erwarten lassen, die Chronologie der *Carmina* hiermit in Einklang zu setzen; gegenwärtig wird es schon genug sein, wenn wir den geistig von einander abgesonderten Gesängen nicht einerlei kritisches Gesetz zuerkennen. Eine zweite Bemerkung gilt den Worten p. 47. *Ego interdum doleo Quintilianum felicem Horatii audaciam memoravisse. Multi enim interpretes, omnia frustra conati, tandem securi ad eam audaciam veluti sacram ancoram confugiunt.* Im allgemeinen dünkt uns habe man bisher weder die Eigenthümlichkeit der Dichterrede in der Augustischen Zeit noch das Verhältnifs der Sprache vom Horaz zum Gehalt seiner Dichtung gebührend in Anschlag gebracht. In Betreff der ersteren ist es augenscheinlich, dafs sie ein gleichmäfsig ausgeprägtes Idiom von geistesverwandten Genossenschaften (*collegia poetarum*), eine ganz entschiedene Kunstsprache darlegt,

die trotz der sehr individuellen Mannigfaltigkeit in wesentlicher Uebereinstimmung sich erhält und das rhetorische Element, den Grundzug des Lateins, in seiner vollen Stärke besitzt. Eine Formenbildung der Art kann nicht ohne die Figur, die Mischung von Begriffen, die Neuerung bestehen, sie vermag gar bequem als Werk des Verstandes bis zur Täuschung einer dichterischen Phantasie sich abzurunden, aber niemals wird sie (wie schon das Beispiel der Alexandrinischen Kunstpoeten lehrt) den Irrgängen der blofs logischen Kombination, der Uebertreibung und sonstigen Klippen einer prachtvollen Diktion entgehen. Ohne daher grämlich oder unempfänglich für die wahrhafte Bedeutung dieses unermüdlichen Sprachschatzes zu sein, wird man in der Zergliederung des Virgil, Properz, Ovid ihren Ausdruck bei aller Geistigkeit und Symmetrie oft unzulänglich finden; und auch Horaz theilt das Schicksal seiner Gefährten. Denn Letzterer verdankt, wie Lessing von sich selber gesteht, das Beste seiner Poesie einzig und allein der Kritik, deren Wirkung sich nicht obenhin auf die knappe, fast symbolische Behandlung seines Stoffes erstreckt. Von dem Darsteller einer mäfsigen Geselligkeit und Sinnesart, der mit einem äufserst erlesenen Kreise der gebildetsten Männer innerhalb gemessener Principien und Zustände verkehrt, der Empfindungen und Leidenschaften (nirgend vielleicht herber als in der bunten Gallerie von Liebesdingen, welche der buchstäblichen Auslegung des ironischen „*mille puellarum, puerorum mille furores*" spottet) nach dem Gebot seiner Topik beherrscht und der zufälligen Persönlichkeit mehr oder minder entkleidet, darf man nicht den warmen Hauch, den raschen Flug eines in der Fülle von Objecten verschwimmenden Gemüths erwarten; Horaz hält die Fäden seines Themas kühl zusammen, ihre Fugen und Knoten hat er kein Bedenken nackt vor Augen zu legen, und das Vermögen dieser abstrakten Schöpfungskraft entwickelt sich eben so natürlich als glänzend am Reichthum der Sentenzen und rhetorischen Erweiterung. Es wäre leicht eine gute Reihe von charakteristischen Zügen hieran zu knüpfen; besser werden wir mit den begonnenen Umrissen das verbinden, worin Peerlkamp seinen Autor aus wahrer oder mifsverstandener Liebe zu purifiziren sucht. Aus Mangel aber an Raum müssen wir mit einigen Proben uns zufrieden geben, wünschen jedoch, dafs ein vollständigeres Bild vom Ganzen in anderen Blättern entworfen werde.

Um nun mit den Gedichten anzufangen, die der Herausgeber gänzlich umstöfst, so sind es im ersten Buche folgende: c. 20. (wo unter minder erheblichen Einwendungen der Widerspruch in *modicis cantharis*, *montis imago* vom Echo gesagt und der Epitritus *Vaticani* geltend gemacht werden) und c. 30. angeblich ein Cento aus Horazischen Phrasen: eher mag man indessen diese Kleinigkeit ein „*exile et ieiunum argumentum*" nennen als den windigen Einwurf, *solutis Gratiae zonis* (d. h. *Χάριτες ἀχίτωνες* und ähnliches in steter Zeichnung der Göttinnen, s. Böttiger Aldobr. Hochz. S. 146 fg.) sei Mannspersonen gegenüber eine anstöfsige Scene, und Mercurius tauge nicht zum Begleiter der Venus (s. allenfalls Stellen bei *Bergl. in Arist. Pac.* 435. *Harpocr. v.* *Ψιθυριστὴς Ἑρμῆς*, *Seneca de Benef. I*, 3. um von den Hermaphroditen zu schweigen), so ganz ernstlich ausgesprochen sehen. Im zweiten Buche sind c. 11. u. 15. als späte *loci communes* verdammt; wovon jenes einige matte Wendungen neben untadelhaften Ausdrücken enthält (nur für Hypochonder schickt es sich *scortum* aus der christlichen Zeit herzuleiten), nichts um hier das *schlechteste* Gedicht unter den Horazischen zu erblicken; gegen c. 15. ist blofs eine wässerige Analyse gerichtet; mit noch geringerem Erfolge das siebzehnte um mehr als die Hälfte verstümmelt. Aber eine reiche Beute gewährt das dritte Buch, und sogleich die ersten überwiegend sentenziösen und systematisch in einander eingreifenden Dichtungen, an denen immer die Ausfüllung der oben angedeuteten Fugen, *commissurae* oder wie man sie heifsen will, Streit und Mühe gemacht hat. Unser Kritiker ist dafür auf ein scheinbar gelindes Mittel zur Auskunft gerathen, das jedoch näher betrachtet nur den verschlungenen Knoten etwas breiter zerrt: auf die Hypothese von einem in 14 Kapiteln bestehenden *carmen gnomicum* (gegen Ende des Buches p. 519—26 in seinem alten Zusammenhange kombinirt), dessen Haupt und Glieder in c. 1—6. stecken, der Schweif verlorener Weise in c. 16. ausläuft, wovon aber die Abschreiber alles verzettelten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 93.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Mai 1835.

Q. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp.

(Schlufs.)

Zu Gunsten dieses Katechismus hat er unter anderem, man kann sagen mit der Verwegenheit eines Anfängers, die wichtige Rede der Juno c. 3. als unerbittliches Hindernifs ausgestofsen, nämlich als *oratio composita ab antiquiore aliquo grammatico;* während man in c. 27. weit eher sich entschliefsen würde die locker angeknüpfte Digression von der Europa „*magis lusum ingenii luxuriantis quam castigati poetae*" aufzuopfern. Ferner sind geächtet c. 8. als *thema grammaticum* (wo nach Entfernung der zweiten Strophe weniges bedenklich sein kann) und diesem verwandt das scherzhafte c. 17, das höchstens vier Verse zu viel hat; dann aus besseren Gründen c. 14. Im vierten Buche hat kein Gedicht zu gänzlicher Verwerfung Anlafs gegeben; doch sind mehrere der berühmtesten (wie 2. 4. 6. 14.) um einen erheblichen Theil des Ganzen, worin die Rhetorik weiter ausgreift, gebüfst worden. An den Epoden liefs nur einzelnes (am meisten c. 16.) den Argwohn aufkommen; ebenso das *Carmen Saeculare:* dort wird mindestens die Vermuthung, dafs die zweite Strophe, *quo Sibyllini monuere versus, virgines lectas puerosque castos dis, quibus septem placuere colles, dicere carmen,* aus ärmlichen Glossemen zusammengeflossen sei, eine höhere Stufe der Wahrscheinlichkeit behaupten.

Doch einen freieren Spielraum und zugleich höheren Werth besitzt die Kritik gegen gröfsere und kleine Versreihen durch sämmtliche Gedichte hin. Im allgemeinen gilt von dieser Polemik, dafs die Mehrzahl der Censuren auf eine andere Formel zurückzuführen sei, indem man theils der Interpretation mehr Umfang, Schärfe und was häufig noth thut lebendigere Begründung des Einzelnen im Ganzen zumuthet, theils nach unbefangener Abschätzung des Für und Wider die Schwächen und Halbheiten der Horazischen Poesie zugiebt. Auch wird man darum noch nicht von einer Prüfung des Misfälligen abspringen wollen, weil der Herausgeber mehrmals auch den Schatten des Ungewöhnlichen, selbst lexikologe Neuerungen auf die Wageschale legt, und gleichsam in der Geburt belauert, mit Phrasen der Art, „*Scripsit necessitate metri; non credo esse Latinum, nec vidi exemplum; bis in eodem carmine; Horatius sic potius scripsisset; impeditus verborum ordo, qualem Horatius studiose evitat*", u. a. Wenn er z. B. in I, 28, 20. bei den Worten, *nullum saeva caput Proserpina fugit,* einen Grammatiker zu erwischen glaubt „*metro coactus ad notam ipsi figuram hypallagen confugiens scripsit*", denn Horaz müfste ja wohl gesetzt haben, *nulli trux capiti Proserpina parcit:* so scheint er Gras wachsen zu sehen; man vergl. nur *Propert. II,* 18, 30. *num fugere minus Thessala tela Phryges,* oder *Apollon. 1,* 689. εἰ καί με τανῦν ἔτι πεφρίκασι Κῆρες. Lieber wünschten wir, es hätten viele seiner Entscheidungen denjenigen Grad der Evidenz, welchen die Misbilligung von *III,* 30, 11. 12. *et qua pauper aquae Daunus agrestium regnavit populorum, ex humili potens* besitzt. Jetzt aber kommt diesen Kritiken ein ungleicher Anspruch auf Stärke zu, mehrere reichen nicht einmal an die blitzenden Gedanken der Bentleyschen Syllogistik, einige sind auch aus oberflächlicher Ansicht vom Plane des Gedichts hervorgegangen. Ref. mufs sich auf ein Paar Belege einschränken. Die Dedikation des ersten Buches ist weder tief noch frei von Schwächen der Ausführung; P. meint sie durch etliche Ausschnitte völlig geheilt zu haben „*ego septem versibus deletis dignum poeta Romano carmen effeci*"; man erwäge hiegegen ob ohne vs. 3—5. 9. 10. 30. 35. der logische Zusammenhang und das Wesen des dichterischen Glaubensbekenntnisses unversehrt sei. C. I, 6. verstümmelt er um die beiden letzten Strophen; die vorletzte könnte man zur Noth entbehren, aber wie sollte man bei Vs. 12. ohne den Gegensatz 17—20. (vergl. die ähnliche For-

derung für *I*, 15.) abbrechen, oder das komische Bild, *proelia virginum sectis in iuvenes* (auf Wangen wie Furchen hingezogen) *unguibus acrium*, darum für täppisch halten, weil anständige Leute „*antequam ad convivia ibant ungues resecaverant*"? Ein besonderes Unglück aber hat ihn bei *I*, 12. betroffen; wovon gelegentlich (Grundrifs d. R. Litt. Anm. 118.) erinnert worden, dafs dieses Gedicht, wie schon aus dem Verfolge der Gedanken und dem ungewöhnlich schlichten Tone sich ergiebt, eine patriotische Nachbildung der alten Tischlieder sei. Unser Kritiker hat, da er eine glänzende Darstellung des erhabenen Stoffes erwartete, durchgängig getäuscht und in seinem Wahne durch kleine Ungenauigkeiten (z. B. die Erwähnung der *Scauri*) bestärkt — vs. 33—48. als bares Wasser oder Gebräu aus *Aeneis VI.* hinausgeschüttet; selbst nicht beim schönen Ausdruck, *Crescit occulto velut arbor aevo fama Marcelli* (sehr ähnliche Züge der stillen sorgsamen Pflege s. bei *Hom. Il.* δ'. 56 *fg. Pindar. Nem.* 8, 68 *sqq. Catull.* 62, 39. u. a.), sich besonnen und des scholastischen Einfalles „*fama potius dicenda erat celerrime crescere*" erwehrt. Nicht eben verschieden klingt die Bestreitung von *II*, 1, 9—12. wo jeder augenblicklich wahrnimmt, dafs mit Vernichtung der dritten Strophe Plan und Tendenz des Ganzen zerstört werde; wie das gewählte *res ordinaris* nach den Bemerkungen von *Hemsterhuis* (*Thom. M. p.* 188 *sq.*) oder *Ruhnkenius* (*Praef. Schell. p. XII.*) hindern durfte, läfst sich kaum begreifen. Mit noch gröfserem Rechte mögen die Verehrer des Dichters zürnen, dafs C. I, 24. seinen kunstreichen Anfang verlieren und mit einem stürmischen *ergo* anheben solle; nämlich weil der Verf. mit anderen *praecipe* in einer Aufforderung an die Muse, dieses Lied vielen Tausenden zu verkünden (*Ovid. Trist. II*, 364. *Catull.* 68, 45. *sed dicam vobis, vos porro dicite multis millibus*, nach *Apollon. I*, 22.), nicht verstand.

Endlich fügen wir, da diese Blätter einer weiteren Ausführung keinen Raum gestatten, einen flüchtigen Ueberblick mindestens von denjenigen Konjekturen vor, die Peerlkamp über die schwierigsten Stellen im ersten Buche vorträgt. Zwar scheint seine Stärke nicht in der Konjekturalkritik zu ruhen; doch sind mehrere seiner Vermuthungen scharfsinnig oder geeignet zu besseren Anregungen, wenigstens oft nicht schlechter als viele Spröfslinge der kritischen Laune, mit denen uns die Herausgeber reichlich bedacht haben. Den Anfang mache das berühmte *siccis oculis I*, 3, 18. (nach *Aeschyli Sept. Th.* 681. gearbeitet), wo P. sich am Ende zur Ausstofsung dieses und anderer Verse entschliefst. Unelegant ist 4, 16. *iam te premet nox fabulam atque manes*, und was darauf folgt, („*ego aliquid Horatio dignum excogitavi*") *et domus exilium Plutonia* 6, 4. *quam rem cunque . . . miles te duce gesseris:* weder in sprachlicher noch historischer Hinsicht befriedigend. 7, 5. *Est quibus unum opus intactae sunt Palladis arces*, unrhythmisch und unhorazisch, doch blofs ersonnen, um sich der beiden nächsten Verse zu entledigen, weiterhin vs. 8. *plurimus in Iunonis honore*, mit Oudendorp. 12, 12. *blandum et auritas fidibus canoris ducere quercus*, wo *cautes* der besseren Steigerung wegen gewünscht wird. Daselbst vs. 31. *et minax, qua sic voluere*, ein müfsiger und holziger Ausdruck, statt dessen es rathsam war, die ganze Strophe für Interpolation und Mifsdeutung des *simul refulsit* zu erklären. Dann vs. 52. *tu secundo Caesare regnas*, wo die göttliche Herrschaft gar von der August's bedingt wäre. 13. *extr. suprema haud citius solvit amor die:* Fehlgriff wie *pellas* in *II*, 2, 14. *relinquor ossa Epod.* 17, 22. Nicht annehmlicher 14, 7. *vix durare carinâ possis imperiosius aequor.* 17, 16. *ruris honorem* abhängig von *manabit*, als ob das Füllhorn seine Früchte ausschwitze. 21, 12. *humeros* für *humerum*. 31, 5. *Graia* für *grata*. 32. *extr. mihi tuque salve*, was bedeuten soll, *tu etiam mihi salve:* dafs *cunque*, *jedesmal*, richtig sei, lehrt *Lucret. V*, 313. 583. In c. 35. wo Peerlk. Kritik meistens in den Nebel greift, vs. 21. *cana Fides*, dann *sed comitem abnegat.* 37, 3. *ornate pulvinar deorum*, *tempus erat, dapibus, sodales.* Daselbst vs. 18. *premit* für *citus*. Mit dem dürftigen Vorschlage, *nihil allabores. Sedulum curae neque te ministrum* schliefst das erste Buch.

Indem wir hiemit vom Herausgeber scheiden, wiederholen wir den Wunsch, dafs sein Werk, welches ungeachtet vieler Auswüchse mit Ernst und gründlicher Gelehrsamkeit unternommen ist, mitten unter den Wüsten und unfruchtbaren Kompilationen unserer Tage nicht verloren gehen möge.

Bernhardy.

XCIII.

De alimentorum concoctione experimenta nova. Instituit, exposuit cum adversa digestionis organ. valetu-

dine comparavit Carolus Henricus Schultz, M. Dr. et Prof. p. o. Berol. 1834. 4. c. tab. aeri inc.

Das lebhafte Interesse welches der berühmte Verf. der in No. 29. der Jahrbücher befindlichen Recension für die in dieser Schrift erzählten Versuche gezeigt hat, möchte es vielen Lesern wünschenswerth machen etwas Näheres über den Inhalt dieser Versuche zu erfahren, weshalb der Unterzeichnete es übernommen hat die wesentlichsten Ergebnisse derselben hier in der Kürze nachträglich mitzutheilen, um so mehr als ihn der Herr Verf. jener Recens. selbst hierzu durch die freundliche Anzeige, „dafs nur die Rücksicht auf die mehr allgemeine Tendenz der Jahrbücher ihn hätte abhalten können mehr von den Resultaten jener Versuche aufzuführen", zu ermuntern die Güte gehabt hat. Wir dürfen die Selbstbeobachtungen dabei übergehen, weil sie mit den Versuchen weiter in keiner näheren Beziehung stehen, als dafs sie die Veranlassung dazu gewesen sind. Bei der ersten Reihe von Experimenten über die Verdaulichkeit der Speisen kam es darauf an, die Reihenfolge der Digestion verschiedener von den Thieren gleichzeitig verschluckter Speisen und die Verschiedenheiten in ihren Veränderungen kennen zu lernen, weil dieses allein den Maafsstab für die relative Verdaulichkeit derselben abgeben kann. Versuche der Art, wie sie neulich Beaumont angestellt hat, so dafs er blofs die Dauer der Digestion ganzer Mahlzeiten, die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen äufseren Umständen genommen waren, anführt, geben keinen sichern Aufschlufs über die Verdaulichkeit, so dafs auch B. selbst keine bestimmte Resultate hat anführen können. Die in obiger Schrift erzählten Versuche ergeben folgendes. Hunde, die zugleich gebratenes, geräuchertes, gekochtes und rohes Fleisch verschluckt haben, verdauen zuerst das gekochte, dann das rohe, zuletzt das gebratene und geräucherte. Verschlucken sie in derselben Mahlzeit Austern, geräucherten Lachs, Hering, gekochtes Schweine- und Ochsenfleisch; so verschwinden zuerst die Austern und zugleich die gekochten Fleischstücke, (doch später das Schweinefleisch) und zuletzt der Lachs und der Hering. Verschlucken sie gekochtes Fleisch mit gekochten Kartoffeln und rothen Rüben, so sind die beiden letztern noch unverändert im Magen übrig, wenn alles Fleisch verschwunden ist. Verschlucken sie gleichzeitig alten Käse, gekochtes Hühnerfleisch, gekochtes Hechtfleisch, gebratenes, gekochtes und rohes Kalbfleisch, so verschwindet zuerst der Käse nebst dem gekochten Hühnerfleisch, dann das gekochte Rind- und Kalbfleisch, zuletzt das rohe Kalbfleisch, die Fischstücke und der Braten. Verschlucken sie zugleich holländischen Käse, Fleisch und Krebsscheeren, fette Spickgans, Schweinebraten und gekochtes Rindfleisch, so verschwindet zuerst das gekochte Rindfleisch und der Käse, dann der Schweinebraten, später die Spickgans, und wenn beinahe alles verdaut ist sind die Krebsstücke noch unverändert übrig. Erhalten Hunde in einem Futter Austern mit altem Käse, so werden die Austern früher verdaut als wenn *sie* solche ohne Käse verschluckt haben. Hierbei zeigt sich, dafs die am meisten verdauten Speisereste (wie gekochtes Fleisch, Käse) auch am sauersten, dagegen die weniger verdauten Stücke (wie Spickgans, Krebsscheeren, Braten) weniger sauer sind, so dafs die mit Wasser abgewaschenen Krebsscheeren, nachdem sie 4 Stunden im Magen waren, oft ganz neutral reagiren, während das gekochte Fleisch nach dem Abwaschen auch im Inneren durch und durch sauer reagirt. Gemäfs der schwereren Verdaulichkeit der Pflanzennahrung verweilt diese im Magen länger als thierische, und demgemäfs haben die herbivoren und carnivoren Thiere eine verschiedene Magenform, welche den Speisen eine ganz verschiedene Art von Bewegung mittheilt. Bei den herbivoren ist die kleine Magencurvatur ganz kurz, Oesophagus und Pylorus stehen dicht neben einander, und die grofse Curvatur bildet beinahe in einem ganzen Kugelabschnitt den fast runden Magen. Die Speisen werden daher nur von der einen Seite (der grofsen Curvatur) in Bewegung gesetzt und drehen sich fast kugelförmig um ihre Axe, während nur der geringere digerirte Theil sich gegen den Pylorus fortbewegt. Bei carnivoren, wo die kleine Curvatur gedehnter ist und der Magen mehr darmähnlich, werden die Speisen mehr von beiden Seiten (nämlich von der kleinen und grofsen Curvatur), fortgestofsen und gegen den Pylorus bewegt, so dafs sie sich nicht lange im Magen aufhalten können. Der Mensch als Omnivore hat einen Magen, welcher zwischen beiden in der Mitte steht, aber in den verschiedenen Lebensaltern und Zuständen bald mehr dem der herbivoren bald mehr dem der carnivoren Thiere ähnlich werden kann. Mit diesen verschiedenen Magenformen und der dadurch bedingten verschiedenen Art der Bewegung des Inhalts hängt zusammen, dafs auch die antiperistaltische Bewegung beim Erbrechen den Inhalt bei carnivoren leicht rückwärts gegen den Oesophagus treibt, wogegen in der runden Magenform der herbivoren der Inhalt nur umgekehrt rotirt, und dies enthält den Grund, warum dergleichen Thiere, wie die Kaninchen, nicht brechen können. Kinder Erbrechen leichter, weil sich ihre Magenform mehr der der carnivoren Thiere, z. B. der Hunde, nähert, Erwachsene besonders wenn sie mehr von vegetabilischer Kost leben, brechen schwerer und oft wird das Brechen fast unmöglich. Der schwarze Kaffee reizt die peristaltische Magenbewegung so sehr, dafs die Speisen zum Theil unverdaut aus dem Magen in den Darm übergehen, und die wenig veränderten Fleischfasern, welche sonst schon im Duodeno verschwinden, durch das Mikroskop im ganzen Darm entdeckt werden; weshalb der Kaffee nach Anfüllung des Magens getrunken durch Entleerung zwar augenblickliche Erleichterung verschafft; aber später krankhafte Coecum-Digestion erregt.

In der Reihe von Versuchen über die Dickdarmverdauung zeigte sich, dafs die Speisen bei herbivoren und omnivoren Thieren (welchen letzteren auch der Mensch ähnlich ist) nicht blofs wiederholt sauer werden, wie schon Viridet beobachtete, sondern nun auch in bestimmten Digestions-Perioden wieder durch Zuflufs von Galle neutralisirt und chylificirt werden, wie vorher im Duodeno. Die Magendigestion ruht in dieser Zeit und die Galle fliefst durch den leeren Dünndarm zum Coecum. Oeffnet man in dieser Periode die Thiere, so findet man reine Galle von alkalischer Reaktion im ganzen Dünndarm. Werden dage-

gen die Thiere in dieser Periode wieder gefüttert und bald darauf geöffnet, so findet man den Blinddarminhalt sauer, indem die Galle von dem neu aus dem Magen zufliefsenden sauren Chymus absorbirt wird, so dafs zuweilen der ganze Darminhalt sauer reagirt. Durch die nach diesen Digestions-Perioden eingerichtete Art der Fütterung kann man ganz nach Belieben den Darminhalt der Thiere sauer oder alkalisch machen, und zwar so, dafs sich diese verschiedene Reaktion bis auf die Exkremente erstreckt. Oeffnet man ein Thier, dessen Blinddarmdigestion noch nicht vollendet, während der Magen leer ist, so findet man im ganzen Dünndarm Galle, allein den Blinddarm ohne peristaltische Bewegung und die Blinddarmklappe geschlossen; die Galle aber vor dieser Klappe angehäuft, während hinter der Klappe der Blinddarminhalt sauer reagirt. Diese Klappe scheint daher den Nutzen zu haben, während der Coecumdigestion den Zuflufs der Galle zum Blinddarm aufzuhalten. Nach vollendeter Coecumdigestion fängt die peristaltische Bewegung im Blinddarm wieder an, die Klappe öffnet sich, und die Galle fliefst zu. Dieses ist durch 11 verschiedene Arten von Versuchen erläutert worden. So lange bei Kindern die Magenform derjenigen der carnivoren Thiere ähnlich ist, ist der Blinddarm weniger entwickelt; dagegen stärker bei Erwachsenen, wo diese Ausbildung oft krankhaft gesteigert wird. Die Blinddarmdigestion ist bei Thieren und Menschen Abends und Nachts erhöht. Zu dieser Zeit fressen die Thiere instinktmäfsig wenig oder gar nicht. Beim Menschen hat das Essen zur Zeit der erhöhten Coecumdigestion die Folge, dafs dieselbe wegen Mangel an Gallenzuflufs nicht vollendet werden kann, so dafs selbst die Exkremente am Ende eine saure Reaktion zeigen, welche man durch Unterlassung des Essens zu dieser Zeit hindern kann. Wird solche widernatürliche Lebensart fortgesetzt, so wird, weil die Leber nicht gleichzeitig für die Magen- und die Coecumdigestion Galle liefern kann, sowohl die Magen als die Coecumdigestion gestört, indem die Speisen gröfstentheils unchymifizirt zum Coecum gehen und die Funktion desselben krankhaft erhöhen. Eine weitere Erörterung dieser Verhältnisse, besonders in Beziehung auf krankhafte Zustände, ist in der Schrift gegeben.

Die Versuche über die Säurebildung im Magen beschäftigen sich zuerst mit dem Grad der Säurebildung. Früher hatte man denselben blofs nach dem Grade der Röthung des Lackmuspapiers beurtheilt. Hier ist er durch Sättigung des Speisebreies mit kohlensaurem Kali näher bestimmt. Der Chymus von Pflanzennahrung erforderte im Ganzen zwischen 0,4 bis 1,5 Procent kohlensaures Kali zur Sättigung Der Chymus von Fleischspeisen erforderte zwischen 2,08—3 Procent. Käse und Austern geben Speisebrei, der 1,2—1,59 Procent Kali zur Neutralisation erfordert. Hiernach wären Käse und Austern, obgleich leicht verdaulich, doch nicht so nahrhaft als Fleisch.

Die Säure im Speisebrei (besonders aus dem Fundus des Magens) von Pflanzennahrung läfst sich bei manchen Thieren überdestilliren, und erweist sich als reine Essigsäure. Die Säure im Chymus von Fleischnahrung und auch bei manchen Thieren von Pflanzennahrung (besonders aus dem Pylorus des Magens) liefs sich direkt nicht überdestilliren (Milchsäure), aber zeigte sich dadurch als modifizirte Essigsäure, dafs sie mit Kali gesättigt und davon durch Phosphorsäure geschieden flüchtig erschien und alle Eigenschaften der Essigsäure hatte. Da bei manchen Thieren die Säure im Fundus flüchtig, im Pylorus aber nicht flüchtig ist, so scheint die Essigsäure sich in die nichtflüchtige Form durch den Digestionsprocefs zu modifiziren. Bei der Destillation geht oft Salmiak, der sich in bedeutender Menge in den Flüssigkeiten des Darmkanals findet, mit über und kann Veranlassung geben auf Gegenwart von freier Salzsäure zu schliefsen.

Aus den Versuchen über den Zustand des nüchternen Magens bei Pferden und Hunden, die längere Zeit gehungert haben, und bei winterschlafenden Fröschen, ergab sich, dafs der ganze Darmkanal im nüchternen Zustande von Speichel und Galle alkalisch wird, und dafs, wenn aller saurer Speisebrei verchwunden, (was erst 5—6 Stunden nach der vollendeten Digestion geschieht, da sich die Magenwände mit der Säure während der Magendigestion imprägniren) auch durch Einführung unauflöslicher Dinge in den Magen keine saure Sekretion erregt werden kann. Speichel wurde bei einem Pferde aus einer Parotis in 24 Stunden 55 Unzen 7 Drachmen abgesondert. Er war so alkalisch, das jede Drachme einen Tropfen Essig zur Neutralisation erforderte. Der neutralisirte Speichel wurde aber nach einigen Stunden wieder alkalisch. Auch der saure Speichel einiger Menschen wurde nach 6—8 Stunden in der Kälte ohne Zersetzung alkalisch. Die Galle fand sich im gesunden Zustand immer alkalisch, aber die Alkalescenz rührte weder von Ammonium her (denn auch die eingedickte Galle ist alkalisch) noch von kohlensaurem Natrum, denn die weingeistige Solution behält die Alkalescenz, verliert sie aber durch längeres Stehen. Es scheint ein eigenes organisches Alkaloid die Ursache der Alkalescenz der Galle. Der Grad der Alkalescenz der Galle ist so grofs, dafs im Durchschnitt zur Sättigung einer Unze derselben eine halbe Drachme Essig gehört. Zur Neutralisation eines Theils von Speisebrei im Zwölffingerdarm gehören bei carnivoren Thieren im Mittel drei Theile, bei herbivoren zwei Theile Galle. Die Säure des Chymus im Blinddarm erfordert ½ Theil Galle zur Neutralisation. Da der Speisebrei sowohl im Verlauf des Dünndarms als im Dickdarm bei gesunder Digestion ganz neutral wird, so hat also ein Hund, der täglich ohngefähr 6 Unzen Chymus von Fleisch bildet, zur Chylification desselben 18 Unzen Galle nöthig. Beim Ochsen erfordern ohngefähr 20 Pfd. im Magen gebildeter Chymus 40 Pfd. Galle täglich im Duodeno, und bei der abermaligen Säuerung im Blinddarm noch 10 Pfd, so dafs also im Ganzen 50 Pfd. Galle zur vollendeten Verdauung bei einem Ochsen täglich erforderlich sind. Da der nüchterne Magen immer alkalisch, die Säurebildung im Speisebrei verschieden ist nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel, und die verschiedenen zu gleicher Zeit im Magen digerirten Speisen einen ganz verschiedenen Grad von Säurung zeigen, auch der wirklich ganz leere, von allem sauren Speisebrei befreite Magen alkalisch ist, und durch Reizung nicht zu einer sauren Sekretion veranlafst werden kann, so scheint die Theorie einer chemischen Auflösung der Speisen in sogenannten Magensaft nichts als ein Irrthum, und die hauptsächlich im Magen wirksame Flüssigkeit der beständig zufliefsende Speichel zu sein, dessen wässrige Theile absorbirt werden, so dafs er in diesem natürlich concentrirten Zustande, in Verbindung mit Magenschleim, das darstellt, was man Magensaft genannt hat

Dr. C. H. Schultz.

№ 94.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XCIV.

1. *Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hiéroglyphes. Par Mr. J. Klaproth. Ouvrage orné de trois planches. Paris* 1832.
2. *Bemerkungen über den Thierkreis von Denderah, von Goulianof; aus dem Russischen übersetzt von C. Goldbach. Dresden* 1832.
3. *Examen d'un passage des Stromates de Saint Clément d'Alexandrie relatif aux écritures égyptiennes. Par Mr. Edouard Dulaurier. Paris* 1833.

Es ist bekannt, dafs Klaproth in seiner *Lettre sur la découverte des hiéroglyphes acrologiques*, 1827. von Champollions Erklärungen hieroglyphischer Schriftgruppen mit grofser Achtung sprach, darauf aber, als Champollion die von Klaproth aufgestellte acrologische Erklärungsart verwarf, mit jenem sich deshalb entzweite, und nun in der *Seconde lettre sur les hiéroglyphes*, 1827. erklärte, er werde jetzt die Champollionschen Deutungen einer strengen Kritik unterwerfen, und der Welt zeigen, was von Champollions Methode zu erwarten sei. Diese verheifsene Kritik erschien darauf als Vorrede zu der von Dorow und Klaproth herausgegebenen *Collection d'antiquités égyptiennes recueillies par Ms. le chevalier Palin*, 1829. Ich habe mich über den Inhalt derselben im Jahrgange 1830. Monat September, dieser Zeitschrift erklärt. Klaproth hat nun, nachdem Champollion gestorben war, jene Kritik in dem vorliegenden Werke nro. 1. noch einmal wieder bekannt gemacht. Einiges hat er aus dem früheren Abdrucke weggelassen, z. B. seine übertriebene Behauptung von der starken Einmischung griechischer und arabischer Worte in die koptische Sprache. Früher sagte er, über ein Drittheil der koptischen Worte bestehe in griechischen, und ungefähr ein Viertheil in arabischen. In meiner gedachten Recension habe ich bemerklich gemacht, wie ungegründet dieses Vorgeben und die daraus gezogenen Folgerungen seien. Jetzt drückt K. sich über diesen Punkt viel unbestimmter aus. Andres ist in dem neuen Abdrucke hinzugekommen, oder weiter ausgeführt worden. Vieles aber stimmt mit dem früheren Abdrucke wörtlich überein.

Ehe ich mich wieder zu der Klaprothschen Kritik wende, mufs ich über das von Champollion Geleistete einiges im Allgemeinen bemerken. Man mufs bei Champollion unterscheiden die *Erklärungsfacta* und die *Erklärungstheorie*. In Betreff der Erklärungsfacta, oder der wirklichen Erklärungen einzelner hieroglyphischer Gruppen, hat Champollion sehr viel Beifallswerthes, zum Theil bereits über allen Zweifel Erhabenes geleistet, und keinem anderem als ihm wird dieses verdankt. Andres unter seinen Erklärungsfactis blieb zweifelhaft, ward von ihm selbst später für unrichtig erkannt, und anders dargestellt. Dafs auch dergleichen unter seinen Erklärungen vorkam, kann keinen Gelehrten befremden, der mit den in diesem Felde obwaltenden aufserordentlichen Schwierigkeiten einigermafsen bekannt ist. Eine vollständige *Erklärungstheorie*, nach deren Regeln alle hieroglyphische Texte gelesen und übersetzt werden könnten, vermochte er nicht zu liefern. Doch hat er auch in diesem Punkte wenigstens soviel hinlänglich dargethan, sowohl theoretisch, wie praktisch, dafs ein Theil der hieroglyphischen Schriftgruppen *alphabetische Schrift*, ein andrer Theil aber *symbolische Schrift* enthält. Es kann jetzt gar keinem Zweifel mehr unterliegen, dafs z. B. die Gruppe:

[hieroglyphic group]

alphabetischer Natur ist, und, von der Rechten zur Linken gelesen, die fünf Buchstaben: p t a m n bezeichnet,

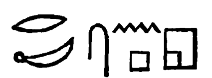
welche den bekannten ägyptischen Mannesnamen Petamon, d. i. *der dem Amon gehörende*, bilden. Ebenso ist es vollkommen sicher, dafs das Zeichen:



symbolischer Natur ist, und *Wohnung*, *Behausung*, bedeutet. In dieser Mischung alphabetischer und symbolischer Schrift, und in der daraus erwachsenden grofsen Anzahl der Schriftzeichen, liegt die eigenthümliche Einrichtung, und die Schwierigkeit der Erklärung der ägyptischen Schrift. Ein und dasselbe Zeichen kann auch an der einen Stelle alphabetisch, an der andren symbolisch gebraucht sein. Wer nun die Gränze zwischen den alphabetischen und den symbolischen Zeichen angeben, und den Werth jedes einzelnen Zeichens beider Classen zu bestimmen vermöchte, der könnte eine vollständige Erklärungstheorie liefern. Allein von dieser vollständigen Lösung des Problemes sind wir noch weit entfernt, und, soviel mir bekannt, hat auch Champollion niemals behauptet, dafs er in seinen Entdeckungen bis zu diesem Punkte fortgeschritten sei.

Was die einzelnen von Champollion gegebenen *Erklärungsfacta* anlangt, deren Zuverlässigkeit angenommen werden darf, so gehören dahin die Namen altägyptischer Könige, wie Amenophis, Thutmosis, Ramses, Meiamon, Sesonchis, Osortasen, Nephereus, Acoris, Psammetichus; die Namen späterer Beherrscher Aegyptens, wie Xerxes, Alexander, Philippos, Ptolemaeus, Berenike, Arsinoe, Kleopatra, Caesar, Autokrator, Tiberius, Nero, Sebastos, Traianus, Sabina; die Namen ägyptischer Privatpersonen, wie Petamon, Tentamon, Amonmai, Amonset, Sotimes, Petarpre, Petosiris, Petisis, Horamon, Horsiesis; die Namen fremder Privatpersonen, wie Antinous, Lucillus, Sextus, Africanus, Rufus; die Namen ägyptischer Götter, wie Amon, Jsis, Osiris, Horus, Phtah, Amon ra, Anubis, Aroeris, Sokaris, Suchis, Thoth, Jmuthes; die Bezeichnungen mancher Begriffe, wie: Gott, Göttin, Götter, König, Königin, Welt, Himmel, Sonne, Mond, Land, Ort, Tempel, Kind; die Namen mancher ägyptischer Städte, wie Memphis, Thebe, Pselkis, Hermopolis, Ombos, Aphroditopolis, Philae; manche Ehrentitel der Götter und der Fürsten, wie: von Chnubis geliebt, liebend den Phtah, von Phtah geliebt, Sohn der Sonne die ihn liebt; einige grammatische Partikeln, wie den männlichen Artikel, den weiblichen Artikel, die Bezeichnung des Pluralis; viele hieroglyphische Bezeichnungen einzelner Buchstaben, oder sogenannte phonetische Hieroglyphen. Ferner hat Champollion auch für die hieratische und die enchorische Schrift die Bezeichnungen der Monate, und den gröfsten Theil der Zahlzeichen nachgewiesen, und dabei den merkwürdigen Umstand aufgedeckt, dafs für das Datiren der Monatstage eine besondre Zahlenreihe gebraucht wird. Zu den Früchten der Entdeckungen Champollions müssen hinzugerechnet werden, manche sichere Erklärungen einzelner Gruppen, welche von andren Männern, wie Salt, Rosellini, Yorke, Leake, nach Champollions Methode geliefert worden sind. Die Beweise für die Richtigkeit dieser Erklärungen liegen vornämlich in entsprechenden griechischen Inschriften. Blicken wir dreifsig Jahre zurück, so war damals von allem hier eben aufgeführten nichts bekannt oder erklärt. Dafs die von Champollion gegebenen, zuverlässigen Erklärungen, ungeachtet sie nur zerstreute Einzelnheiten betreffen, uns dennoch schon wichtige historische Aufklärungen verschafft haben, über das Alter und den Zweck vieler ägyptischer Tempelruinen und ägyptischer astronomischer Denkmäler, über die Benennungen und die Genealogie der ägyptischen Könige, über die Einrichtung der ägyptischen Schrift selbst, liegt klar am Tage.

Ueber die Einrichtung der ägyptischen Schrift machte Champollion unter anderem, in seinem *Précis*, *second. édit. pag.* 158. 159. die Bemerkung, dafs öfter in einem hieroglyphischen Texte die Benennung erst alphabetisch, und dann sogleich hinterher noch einmal, und zwar symbolisch geschrieben wird. Er führte dies besonders in Bezug auf die Namen der Götter an. Der Satz erhält seine Bestätigung auch in Bezug auf die Namen der Städte, z. B. in den Inschriften zu Dakke, oder dem alten Pselkis, in Nubien, welche durch Gau bekannt geworden sind. Die dortigen griechischen Inschriften sagen, der Tempel sei dem Hermes, genannt Pythnybis, geweiht. Wir finden denn auch eine hieroglyphische Zeile dort, deren Sinn ist: *Hermes*, *Gott*, *dreifach grofs*, *Vorsteher des Tempels zu Pselk*. Der Name Pselk ist nun erst alphabetisch ausgedrückt, und zwar also:



Das grofse Viereck zur Rechten ist, wie ich schon oben angeführt habe, ein symbolisches Zeichen, welches: *Be-*

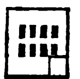
hausung bedeutet, und in den Namen der Städte häufig vorkommt. Wir wollen einstweilen annehmen, die Aussprache des Zeichens sei *ma* gewesen, welches Wort im Aegyptischen *locus* bedeutet; das Alte Testament könnte auf die Aussprache *no* führen, da es den Namen Thebens, oder des *loci Amonis*, bekanntlich *no amon* schreibt. Es folgt die gebrochene Linie, welche häufig den Buchstaben *n*, und daher auch den ägyptischen Artikel *n* bezeichnet. Das kleine Quadrat darunter ist der Buchstabe *p*, und daher auch der männliche Artikel *p*. Der Haken ist *s*; das Oval ist *r* und *l*, welche beide Buchstaben im Aegyptischen häufig mit einander wechseln; die gehenkelte Schaale ist *k*. Wir erhalten also:

ma — n — p — slk

d. i. *locus pselk*, oder *locus scorpionis*. Denn *selk* bedeutet: der Scorpion; im neueren Koptischen wird das Wort *scli* und *scri* geschrieben, mit der gewöhnlichen Vertauschung von *l* und *r*. Die Griechen hätten daher die Stadt Pselkis, nach ihrer gewöhnlichen Weise die ägyptischen Städtenamen zu übersetzen, auch Scorpionopolis nennen können. Auf jenen alphabetisch geschriebenen Namen der Stadt folgt nun unmittelbar in der hieroglyphischen Zeile derselbe Name symbolisch geschrieben, und zwar also:

Diese Gruppe bedeutet: *Scorpionenort*. Vorn steht der Scorpion; der Halbkreis und der gekreuzte Kreis sind ein Zeichen, welches in den Ortsnamen öfter vorkommt, und *regio* bedeutet; Champollion hat es in seinem *Précis pl.* 14. nro. 240. und 244. auch aufgeführt.

Ein andres Beispiel, wie der Name einer Stadt zwar nicht alphabetisch, aber doch *phonetisch* geschrieben ward, nämlich so, dafs der Laut des Namens bezeichnet war, giebt der Name der Stadt Hermopolis, so wie er auf einem im Turiner Museum befindlichen Altare geschrieben steht. Champollion erwähnte in seiner *Seconde lettre a Mr. le duc de Blacas pag.* 111. diesen Altar, und die darauf stehenden Städtenamen, und Seyffarth hat in seinen Beiträgen, Heft 3. Tab. 2. eine Abbildung jener geographischen Inschrift geliefert. Die Stadt Hermopolis hiefs bei den Aegyptern *Schmûn*, wie Champollion in seinem Buche: *l'Egypte sous les Pharaons, tom.* 1. *pag.* 291. zeigt. Der Name der Stadt ist nun auf jenem Altare folgendermafsen bezeichnet:



Das grofse Viereck mit dem kleinen in der Ecke haben wir schon als Zeichen für: *Ort*, kennen gelernt. Die acht kleinen Striche darin sind das gewöhnliche hieroglyphische Zahlzeichen für: *acht*. Die Zahl *acht* heifst aber in der oberägyptischen Mundart: *schmûn*, grade so wie die Stadt. Jene Gruppe bedeutet also: *der Ort schmûn*, d. i. Hermopolis.

Ich wende mich nun zu Klaproths Kritik der Entdeckungen Champollions. Diese Kritik scheint keine unbefangene und unparteiische zu sein, sondern zum Zwecke zu haben, die Meinung von Champollions Entdeckungen möglichst ungünstig zu stimmen. Ein unparteiischer Richter mufste in den Erklärungen Champollions die verschiedenen Classen, die *sicheren* Erklärungen, und die *unsicheren*, unterscheiden; zuvörderst eine vollständige Schilderung der sicheren dem Leser vorlegen, damit dieser eine deutliche Vorstellung von dem Verdienstvollen erhalte, was Champollion geleistet hat; und sodann die Gränze zeigen, wo die theils unsicheren, theils unrichtigen Erklärungen Champollions anfangen, und Proben derselben mittheilen. Nur auf diesen letzteren Punkt scheint es Klaproth abgesehen zu haben; er beschäftiget sich blofs damit, Proben der unvollkommneren Erklärungen zu geben, und gelegentlich Aeufserungen hinzuwerfen, welche den der Sache unkundigen Leser zu der Meinung führen müssen, als seien alle Erklärungen Champollions unglaubwürdig. So sagt er S. 44: *Voilà, je pense, beaucoup d'exemples qui nous donnent déjà une mesure assez convenable de la foi qu'on doit avoir dans les assertions de M. Champollion, et de la solidité des principes qu'il a établis dans son Précis du système hiéroglyphique.* Alle *assertions* Champollions werden hier für den unkundigen Leser mit gleichem Verdammungsurtheile belegt, obgleich Klaproth sehr wohl weifs, dafs viel Richtiges unter jenen *assertions* sich befindet, und obgleich er von diesen richtigen Erklärungen Champollions selbst Gebrauch macht, z. B. in dem, was er über den Namen der Stadt Pselkis pag. 129 vorträgt.

Die oben von mir aufgezählten gesicherten Erklä-

rungen Champollions greift Klaproth nicht an. Er kann dies auch nicht thun, da er sie selbst für richtig hält, und, wie eben gesagt, selbst benutzt. Er macht aber auch den Leser nicht auf sie aufmerksam, sondern übergeht sie in der eigentlichen Charakterisirung der Erklärungen Champollions fast mit Stillschweigen; nur gelegentlich, und für den oberflächlichen Leser fast unmerklich, erwähnt er einiges davon, nämlich da, wo er selbst aus ihnen argumentirt, und sie gebraucht. Hier konnte er sie natürlich nicht ganz umgehen. Eine flüchtige und unvollständige Andeutung derselben giebt er p. 19. 20. 148. Er spendet dem Verdienste Champollions zwar in der Vorrede ein Paar allgemeine lobende Floskeln, indem er z. B. jenen nennt: einen *savant trop tôt enlevé aux sciences qu'il cultivait avec tant de succès et de gloire*; er fügt hier auch nachsichtig hinzu, es würde unbillig sein von dem Entdecker des alphabetischen Theiles der hieroglyphischen Schrift schon zu verlangen, dafs er alle hieroglyphische Texte gleichwie eine: *gazette*, geläufig solle lesen und übersetzen können. Aber wenn man nachher das Buch lieset, und nichts Andres über Champollions Leistungen kennt, weifs man eigentlich nicht recht, worin denn eigentlich jener *succès* Champollions könne bestanden haben, da das Buch nur von lächerlichen, kindischen und lügenhaften Erklärungen Champollions erzählt, und nur solche mit Sorgfalt analysirt.

Wo das Buch einer gesicherten Erklärung Champollions gedenkt, sucht es wenigstens deren Verdienstlichkeit herabzusetzen. Es räumt z. B. S. 20 ein, dafs Champollion die Namen und Epitheta ägyptischer Könige richtig entziffert habe; aber, fügt es sogleich hinzu, diefs sei ja keine Kunst gewesen; denn dazu habe man ja gute Hülfsmittel in den Königskatalogen des Manethon, und jeder *bon déchiffreur* würde dasselbe Resultat wie Champollion haben liefern können. Dies geben wir gern zu. Was von einem Menschen erfunden worden ist, konnte auch von andern Menschen erfunden werden, welche gleiche Aufmerksamkeit, und gleiche Hülfsmittel für den Gegenstand anwendeten. Allein ist denn dies ein Grund dazu, dem wirklichen Erfinder das Verdienst der Erfindung abzusprechen? Keine einzige Erfindung würde dann dazu berechtigen, ihrem Urheber irgend einen Ruhm ihrer wegen zuzusprechen. Und wenn denn jene Entzifferung so leicht war, warum hat Herr Klaproth selbst sie nicht schon lange vor Champollion geliefert? Warum ist sie allen den gelehrten Männern entgangen, welche vor Champollion *ex professo* mit den Hieroglyphen sich beschäftigten? Man mufs hierbei unwillkürlich an das Ei des Columbus denken. Sonderbarer kann man doch in der That über eine Entdeckung nicht urtheilen, als indem man sie erst einräumt, dann aber hinzusetzt, erheblich sei sie nicht, weil sichere Hülfsmittel vorhanden seien, welche zu der Entdeckung führten, und aus welchen deren Richtigkeit deutlich hervorgehe.

Hierauf sagt Klaproth S. 22, eine Entdeckung habe Champollion freilich gemacht; aber sie werde doch nicht weit führen: *si l'on examine avec soin les découvertes de M. Champollion, on est convaincu qu'elles ne peuvent servir qu'à lire une partie des noms des rois d'Egypte, mais qu'elles ne conduiront vraisemblablement jamais à une intelligence même superficielle des inscriptions égyptiennes, et des nombreux écrits sur papyrus qu'on trouve dans les tombeaux de ce pays.* Dafs nun jene Behauptung Klaproth's, Champollion's Entdeckungen könnten *nur zur Lesung einiger Königsnamen* führen, ungegründet sei, ergiebt sich aus der oben von mir gegebenen kurzen Aufzählung der einzelnen Klassen sicherer Erklärungen, welche Champollion's Entdeckungen herbeigeführt haben. Dafs aber auch Klaproth selbst recht gut wufste, die Entdeckungen Champollion's beschränkten sich nicht auf einige Königsnamen, ergiebt sich daraus, dafs Klaproth an mehreren Stellen von solchen Erklärungen Champollion's Gebrauch macht, welche keineswegs zu den *einigen Königsnamen* gehören. Er lieset z. B. S. 130 den Namen der Stadt Pselk so, dafs er den einzelnen Zeichen denselben alphabetischen Werth beilegt, welchen ihnen Champollion zuschrieb; er erklärt dort die hieroglyphischen Gruppen: *Hermes, Gott, grofs, Vorsteher, Gegend*, grade so, wie Champollion deren Werth angab. Ebenso räumt Kl. pag. 21 doch auch wieder ein, Champollion habe auch *Götternamen* entziffert, nur mit dem gewöhnlichen Zusatz, welcher, wenn eine unbestreitbare Erklärung Champollions erwähnt werden mufs, nicht auszubleiben pflegt: *il n'étoit pas très difficile de les découvrir dans les inscriptions.*

(Der Beschlufs folgt.)

№ 95.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

1. *Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hiéroglyphes. Par Mr. J. Klaproth.*
2. *Bemerkungen über den Thierkreis von Denderah, von Goulianof; aus dem Russischen übersetzt von C. Goldbach.*
3. *Examen d'un passage des Stromates de Saint Clément d'Alexandrie relatif aux écritures égyptiennes. Par Mr. Edouard Dulaurier.*

(Schlufs.)

Klaproth scheint durchaus zu verlangen, dafs Champollion etwas durch göttliche Eingebung ohne Hülfsmittel entdeckt haben müsse, wenn seine Lösung des Problemes als eine schwierige und verdienstliche genannt werden solle. Da nun Klaproth S. 21 die Früchte der Erklärungen Champollions auf *einige Königsnamen* beschränkt, gleichwohl aber an andern Stellen indirect jenen Erklärungen einen gröfsern Umfang zugesteht, so frägt es sich, wo denn die *bonne foi* in diesem seinem Berichte über Champollions Leistungen bleibt.

Klaproth klagt wiederholt über *Ignoranten*, welche die Meinung verbreitet hätten, Champollion könne alle hieroglyphischen Texte erklären. In der Vorrede heifst es: *les ignorans seuls ont donc pu croire que M. Champollion, en découvrant l'alphabet phonétique de l'écriture ancienne de l'Égypte, étoit parvenu par ce premier succès, à déchiffrer le contenu des inscriptions et des monumens hiéroglyphiques.* Ferner p. 1: *depuis dix ans on parle avec enthousiasme de la découverte de l'alphabet phonétique faite par feu M. Champollion.* Klaproth mufs sich in einem Kreise solcher Ignoranten zu Paris befunden haben, welche ihn vielleicht mit Aerger erfüllten. Unter den mir bekannt gewordenen Gelehrten, welche öffentliche Urtheile über Champollion's Entdeckungen fällten, habe ich dergleichen Ignoranten nicht bemerkt. Ich beziehe mich in dieser Hinsicht auf die Recensionen, welche Sacy im *Journal des savans*, Young in englischen Blättern, Otfried Müller in den göttingischen Anzeigen, über Champollion's Schriften geliefert haben. Mehrere Artikel darüber habe auch ich in verschiedenen deutschen Zeitschriften bekannt gemacht. Alle diese Recensionen haben sehr richtig den wahren Umfang der Entdeckungen Champollion's dargestellt, welcher für den einigermafsen aufmerksamen Leser der Schriften Champollion's durchaus nicht schwierig zu erkennen ist. Jene Recensionen sind weit davon entfernt gewesen, zu berichten, Champollion könne alle hieroglyphischen Texte lesen und übersetzen; und ebensowenig haben sie behauptet, dafs alle von Champollion vorgetragenen, zum Theil auch nur als muthmafsliche in Vorschlag gebrachten, richtig seien. Auch in meiner Schrift *de prisca Aegyptiorum litteratura* sagte ich p. 1: *esti enim in hoc litterarum genere plura nuper, vel certa, vel probabiliora, per virorum doctorum diligentiam reperta sunt, multum, ut mihi videtur, tamen abest, ut ratio litteraturae aegyptiacae ita penitus iam perspecta sit, ut omnia scripta aegyptiaca feliciter explicare possimus.*

Ich mufs endlich noch einige Beispiele der Ausstellungen anführen, welche nun Klaproth gegen einzelne der unsicheren und unrichtigen Erklärungen Champollions macht. Er hält sich dabei vorzüglich an solche Fälle, in welchen Champollion über den Sinn eines Zeichens schwankte, und seine Meinung darüber öfter änderte. Zuerst führt er an, das *Auge ohne Wimpern* habe Ch. anfangs für ein *s* gehalten, hernach für einen Vokal, bisweilen auch für ein figuratives Zeichen, welches *Auge* bedeute. Klaproth scheint einzuräumen, dafs es einen Vokal bezeichne, namentlich *i* in den Namen

Arsinoe, Berenike. Er beschwert sich öfter darüber, dafs ein und dasselbe Zeichen von Ch. bald als *Buchstabe*, bald als *symbolisches Zeichen* erklärt werde. Inzwischen scheint ein solcher doppelter Gebrauch bei einigen Zeichen in der That statt gefunden zu haben. Der *Kreis* bezeichnet häufig die Sonne, welche bekanntlich ägyptisch *ra* und *re* hiefs; daher wird der Kreis auch alphabetisch gebraucht zur Bezeichnung der Sylbe *re* in dem ägyptischen Männernamen Petarpre, so wie ich ihn in meiner obengedachten Schrift S. 35 habe abbilden lassen. Die Sylbe *re* scheint denn auch freilich in der *Bedeutung* dieses Namens wieder den Sinn: *Sonne*, zu haben, und die Bedeutung des Namens zu sein: *der dem Orus Sonne angehörende*.

Klaproth bemerkt ferner S. 28. 29, dafs Champollion in dem Verzeichnisse der alphabetischen Hieroglyphen in der zweiten Ausgabe manches geändert, einige früher darin aufgenommene Zeichen gestrichen, und andere an deren Stelle gesetzt habe. Da die Zahl der einzelnen Hieroglyphen grofs ist, und Champollion seine Forschungen immer fortsetzte, so können jene Aenderungen an und für sich nicht auffallen, noch getadelt werden. Denn bei allen solchen Untersuchungen heifst es mit Recht: *dies diem docet*, und das hartnäckige Beharren bei einer einmal gegebenen Erklärung kann als allgemeiner Grundsatz unmöglich gebilligt werden. Damit will ich keinesweges behaupten, dafs alle dergleichen von Champollion vorgenommenen Aenderungen richtig seien; aber Klaproth hat auch nicht deren Unrichtigkeit nachgewiesen, sondern das blofse Dasein der Aenderungen bemerklich gemacht. Er führt ferner S. 31. 32 an, Ch. habe eine *fliegende Ente* anfangs für ein *e*, später für ein *p* gehalten, einen *gefüllten Kreis* für ein *u*, einen *gestreiften Kreis* hingegen für ein *k*. Die hierauf folgenden Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf den schon erwähnten Umstand, dafs ein und dasselbe Zeichen bald als *Buchstabe*, bald als *symbolisches* Zeichen genommen werde; z. B. dafs das Zeichen ┏ bald den Vokal *u*, *o*, bald den Begriff *Gott* bezeichnen solle. Gleichwohl spricht für diese doppelte Bedeutung des Zeichens sehr vieles. Man darf nur die Namen Ptolemaeus, Amonius, Antimachos, in der enchorischen Schrift ansehen. Hierauf kritisirt Klaproth die Erklärungen mancher wahrscheinlich symbolischer Gruppen; z. B. in der Gruppe, welche *König* bedeutet, vermuthete Champollion das koptische Wort *suten* Leitung; er bemerkt dagegen, dafs *König* doch nur durch das Wort *uro*, *puro*, bezeichnet worden zu sein scheine. Ich verfolge die einzelnen Ausstellungen nicht weiter, weil, wie ich schon anfangs sagte, allerdings viele Erklärungen Champollions nur hypothetisch sind, und Klaproth also mit Recht dagegen Bedenken vortragen kann. Man kann auch einräumen, dafs Champollion in manchen Fällen zu wenig Grund für seine vorgeschlagenen Erklärungen hatte, und sich weiter wagte, als wohin er mit Sicherheit fortschreiten konnte, daher denn spätere Aenderungen nothwendig folgen mufsten.

Schliefslich bemerke ich, dafs die in einem durchaus feindseligen Geiste gegen Champollion abgefafste Klaprothsche Kritik eigentlich ein günstiges Zeugnifs für Champollion ablegt, indem sie sich doch genöthigt sieht, die im Eingange von mir aufgezählten besseren Erklärungen Champollions gelten zu lassen.

Der Verfasser der Schrift *Nro.* 2. Herr Goulianof, ist der Freund Klaproths, welcher mit diesem zusammen die akrologische Erklärung der Hieroglyphen vorschlug. Herr Goulianof spricht grade wie Klaproth selbst. Ob C. Goldbach identisch sei mit J. Klaproth, mufs ich dahingestellt sein lassen. Gegen den Sinologen Schott trat J. Klaproth bekanntlich unter dem Namen W. Lauterbach auf. Goulianof stimmt mit Champollion darin überein, dafs der Thierkreis von Denderah mit alphabetischen Hieroglyphen den Titel *Autokrator* enthalte; nur fügt er hinzu, befinde sich auch noch ein Monogramm dabei, welches *tb* zu lesen sei, und den Namen Tiberius bezeichne. Sobald Goulianof von Champollions Entdeckungen spricht, glaubt man Klaproth selbst zu hören. Am Schlusse kündigt Goulianof die Theorie an, *alle Hieroglyphen seien blofse Umänderungen des Semitischen Alphabetes*. Dies ist dieselbe Theorie, welche früher Seyffarth vertheidigte, welcher sagte, die Hieroglyphen seien kalligraphische Umänderungen der semitischen Buchstaben. Jetzt hat er jene Theorie aufgegeben, und dafür diese astrologische aufgestellt: *die Hieroglyphen erhielten ihren alphabetischen Werth nach Mafsgabe ihrer, und aller übrigen Dinge, Vertheilung unter die Schutzherrschaft der einzelnen Planeten*; z. B. der *Käfer* steht unter der Herrschaft des Marsplaneten; daher bezeichnet der Käfer, wenn er als Buchstabe gebraucht wird, den Buchstaben

d, weil dieser unter der Herrschaft des Marsplaneten steht; *Systema astronom. aegypt. pag.* 367.

In der Schrift *Nro.* 3. liefert der Verfasser eine genaue und scharfsinnige Erläuterung der bekannten Stelle des Clemens über die verschiedenen Arten der Hieroglyphen. Zweifelhaft blieb in dieser Stelle bisher nur, welche Art Clemens gemeint habe mit den Worten: ἡ μέν ἐστι διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογική. Man nahm bisher das Wort στοιχεῖον immer in dem Sinne: *Buchstabe*. Der Verfasser zeigt nun aus Aristoteles und andren griechischen Schriftstellern, dafs στοιχεῖον überhaupt die *elementa* eines Dinges, und daher auch die *Form* desselben bezeichnete, und dafs daher Clemens diejenigen Hieroglyphen meinte, welche ein Ding durch seine erste äufsere Form bezeichnen; z. B. den Begriff *Haus* durch Zeichnung eines Hauses, den Begriff *Stier* durch Zeichnung eines Stieres. Es ist dies diejenige Art der Hieroglyphen, welche Champollion: *figuratifs propres* nannte. Von Champollions Untersuchungen spricht der Verfasser mit Achtung, bemerkt aber, dafs er in einigen Grundsätzen von ihm abweiche. Sehr richtig sagt er, man müsse bei Champollion unterscheiden: *ce qui est de fait, et ce qui est de doctrine*, das heifst, die einzelnen *Erklärungen* selbst, und die daraus abgeleiteten *Erklärungsgrundsätze*. Der Verfasser verspricht, seine eigenen Ansichten über die Entzifferung der Hieroglyphen bekannt zu machen, und, nach dem Inhalte dieser kleinen Schrift, darf man von Hrn. Dulaurier nur schätzbares erwarten.

J. G. L. Kosegarten.

XCV.

Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rufslands, herausgegeben vom Prof. Dr. Blum, Bunge, Goebel, Neue, Struve, Syndicus v. d. Borg, Prof. Dr. Friedländer, Kruse, Rathke, Walter. Zweiter Band sechs Hefte. Riga und Dorpat. Verlag v. Ed. Frantzen, 1834.

Wenn der Ref. mit Freude dem Auftrage Folge leistet, vorliegende Zeitschrift anzuzeigen, so kann er wiederum nicht umhin, zuerst über sein eignes Verhältnifs zu derselben Etwas zu bemerken. Nicht nur, dafs die Redaction derselben aus lauter ihm bekannten und verehrten, zum Theil innig befreundeten, Männern besteht, sondern zu der Zeit, als der Plan zu dieser Zeitschrift gefafst wurde, ward der Ref. selbst zur Mitarbeit aufgefordert; ja, grade in diesem Bande befindet sich ein Aufsatz von ihm selbst, zu jener Zeit eingesandt. Sollte darum das Unternehmen des Ref. sich nicht selber widersprechen, so mufste er sich darauf beschränken, statt einer eigentlichen Beurtheilung nur eine Relation dessen zu geben, was diese Zeitschrift tendirt.

Die Dorpater Universität hat durch das Zusammentreffen der mannigfaltigsten Umstände eine sehr eigenthümliche Stellung. Von den Universitäten, welche unter dem russischen Scepter stehen, ist sie die einzige deutsche, d. h. sie hat nicht nur die Einrichtungen der Universitäten Deutschlands, sondern es sind ihre Professoren —, dem gröfsten Theil nach aus Deutschland gekommene, die übrigen in den Ostsee-Provinzen geborene — Deutsche, und die Vorlesungen werden alle in deutscher Sprache gehalten. Wenn darum alle deutschen Unterthanen des russischen Reichs ihre Studien, zum Theil wenigstens, in Dorpat machen, so hat die Universität in den deutschen Provinzen einen direkten Einflufs auf die Bildung noch aufserdem dadurch, dafs die oberste Leitung aller Schulen in diesen Provinzen, Gliedern der Universität übergeben ist, so dafs jene Provinzen die Universität als den unmittelbaren Brennpunkt anzusehn pflegen, aus dem ihre Bildung strahlt. — In einer andern Beziehung reicht der Einflufs dieser Universität über die Grenzen der, zunächst an sie geknüpften, Provinzen hinaus, denn da nur sie eine evangelisch theologische Facultät besitzt, so wird sie von Allen, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, auch in den entferntesten Provinzen, gekannt und besucht. Namentlich in den letzten Jahren haben sich auch geborne Russen mehr als früher hingezogen, um sich der deutschen Bildung Früchte in *der* Universität anzueignen, deren Bedeutung eben ist, deutsche Bildung nach Rufsland zu verpflanzen und dort zu pflegen, eine Bedeutung, die auch von der Regierung erkannt ist, welche die jungen Männer z. B. die zu Professoren der *russischen* Universitäten sich bilden sollen, gerade in Dorpat ihre Studien fortsetzen liefs, um sich auf Deutschland vorzubereiten. Sollte darum eine gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache erscheinen, so konnte, sollte sie irgend eine Bedeutung haben, sie nur von dieser Universität ausgehen, daher die allgemeine Theilnahme, womit in Rufsland dieses Unternehmen begrüfst ward. —

Die eigenthümliche Lage dieser Universität zeichnete *dann* aber auch den Weg vor, der bei einem solchen Unternehmen einzuschlagen war. Eine Literaturzeitung der Art zu geben, wie die in Deutschland herauskommenden sind, wo ein Ueberblick und eine Beurtheilung des Neusten in der deutschen Literatur gegeben wird, — darauf mufste verzichtet werden. Denn bei der Entlegenheit der Universität, bei dem langsamen Gange, auf welchem die Bücher bezogen worden, und den kleinen Vorräthen der wenigen Buchhändler wird man erst durch Zeitschriften auf ein Werk aufmerksam, und eine Beurtheilung käme oft, wenn das Interesse daran, (oft sogar schon am beurtheilten Werke,) geschwunden wäre, heraus. Sollte also diese Zeit-

schrift eine Bedeutung haben, so mufste sie sich eine Aufgabe stellen, wo von einem Zuspätkommen nicht die Rede sein kann, das heifst sie konnte entweder selbstständige Abhandlungen geben, oder *solche* Anzeigen deutscher Schriften, die wenn auch andere Zeitschriften zuvorgekommen waren, ihren Werth behielten, d. h. Ueberblicke über den ganzen Stand einer Wissenschaft, und Anzeigen Epoche machender Werke, *endlich* aber Beurtheilungen *solcher* Schriften, wo die Redactoren sich mehr Competenz als allen deutschen Zeitschriften zuschreiben konnten, nämlich der Schriften, die Rufsland betreffen. — Alle diese drei Gesichtspunkte hielten die Redactoren auch in der That fest, aber dennoch bilden sie nur den kleinern Theil der Aufgabe, welche sie sich stellten.

Der gröfsere Theil derselben ist, einen möglichst genauen Bericht über das geistige Leben Rufslands und seiner Bewohner zu geben, nicht nur den in Rufsland lebenden Deutschen, sondern, ja vornehmlich, dem ganzen Deutschland. Und auch diese Aufgabe ist eine, welche durch die eigenthümliche Lage der Universität Dorpat gegeben ist. Denn wenn sie einerseits wie gesagt, die Bestimmung hat, deutsche Bildung nach Rufsland zu verpflanzen, so hat sie *andrerseits* mehr als irgend Jemand die Befähigung, dem Mutterlande Nachricht zu geben von allen geistigen Erscheinungen in dem Lande, in welchem sie wirkt. Das Interesse, welches man in Deutschland an Rufsland nimmt, wächst täglich, und mit ihm das Verlangen, Sicheres über dieses Land zu erfahren. Die Nachrichten aber, die diesem Verlangen entgegenkommen, sind, man kann es nicht leugnen, ungenügend und erwecken auch nicht besonderes Zutrauen. Von dem literarischen Leben Rufslands, so sehr es auch nur im Entstehen ist, hört man, einige schlechte Uebersetzungen russischer Romane abgerechnet, so gut wie Nichts, — von der Beschaffenheit des Landes und dem Leben seiner Bewohner u. s. f. geben dazwischen Reisebeschreibungen Nachricht, die theils Unkenntnifs, theils keinen ganz lautern Willen auf den ersten Seiten verrathen, — ja selbst die statistischen Nachrichten findet man nur mangelhaft und unzusammenhängend in fliegenden Blättern. Es mufste darum wünschenswerth sein, vollständige und wohl verbürgte Nachrichten über *alle* diese Gegenstände zu erhalten, namentlich durch solche Männer, welche Deutschland kennen und eben darum auch die Gesichtspunkte, von welchen aus der Deutsche die Beobachtungen gemacht wünscht, und die dabei Gelegenheit hätten, sorgfältig Wahres vom Falschen durch Vergleichung mit der eigenen Erfahrung zu sichten. — Die vorliegenden Jahrbücher haben nun die Absicht, allen diesen Forderungen zu genügen, und alle Bedingungen dazu sind gegeben. Es sind erstlich die Beobachtungen deutscher Männer in ihnen niedergelegt. Von den Redactoren, welche der Titel nennt, sind, da der Letzte mit Tode abgegangen, nur zwei in den Ostsee-Provinzen geboren, die Uebrigen als Männer von wissenschaftlichem Ruf aus Deutschland hingerufen werden. Andrerseits sind sie doch auch nicht blofse Durchreisende, die ihre Notizen geben zugleich mit ihren vorgefafsten Meinungen, und die aus Einzelheiten sich ein falsches Bild zusammensetzen, das sie statt der Wirklichkeit schildern, sondern es sind Männer, die lange Zeit jenes Land bewohnen, sich ihm einverleibt und zum Theil durch Familienbande eng verknüpft haben. Endlich ist den Herausgebern von Männern, die die höchsten Stellen im Staat einnehmen, thätiger Beistand durch authentische Nachrichten versprochen, ohne dafs darum die Zeitschrift im geringsten den Character der wissenschaftlichen Selbstständigkeit einzubüfsen hätte. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen geben wir itzt ein Inhalts-Verzeichnifs dieses Bandes.

Ausländische Werke sind in diesem Bande fünf beurtheilt: *Eymundar-Saga etc. Hafniae* 1833. — Zwei englische statistische Werke, — Wilken: Verh. der Russen zum Byzantin. Reich u. s. w. — A. Erman, Reise um die Erde u. s. w. 1ster Band. (Erster Artikel der Recension). —

Was nun den Hauptbestandtheil betrifft, so enthält dieser Band 1) vier selbstständige Abhandlungen, 2) unter vier Nummern kritische und literarische Uebersichten, 3) Kritiken und Anzeigen von in Rufsland erschienenen Schriften (16 an der Zahl; 2 theologischen, 1 philosophischen, 3 medicinischen, 1 juristischen in deutscher Sprache), 4) Anzeigen neuer Werke aus russischen Journalen gezogen, 34 an der Zahl, 5) Beiträge zur Länder und Völkerkunde, 6) Literarische Statistik, 7) Bibliographischen Bericht, 8) Kunstnachrichten. —

Die Herausgeber haben den aufgestellten Zweck stets im Auge behalten. Was Bedeutenderes dort erschien, hat eine ausführliche Beurtheilung, minder Bedeutendes eine Anzeige erhalten. Dafs nicht mehr und nicht Bedeutenderes anzuzeigen war, kann natürlich nicht den Herausgebern zur Last gelegt werden. Was sie und den Ton der ganzen Zeitschrift betrifft, so hat sie sich frei gehalten von allen leeren Lobsprüchen, welche, wo fast nur sich bekannte Männer sich beurtheilen, so leicht kommen, — sie hat überhaupt eine würdige Haltung. Wenn die aus den russischen Journalen ausgezogenen Anzeigen belletristischer Werke in russischer Sprache, zu freigebig mit Lob erscheinen, so mufs man, wie in jeder Genügsamkeit, so auch in dieser wenigstens die Freude *daran* anerkennen, dafs überhaupt Etwas geleistet wird. — Die statistischen Nachrichten enthalten viele wichtige Notizen über das Schulwesen, — ferner die Statuten einiger Universitäten u. s. f. — Ref. kann darum diese Anzeige nur mit dem Wunsche schliefsen, dafs der Zweck, den diese Jahrbücher mit haben, in Deutschland gelesen zu werden, mehr als bisher erreicht werde. Auch dieser Band würde dazu dienen, irrige Meinungen zu berichtigen, und unrichtige Nachrichten zu widerlegen.

Dr. Erdmann.

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XCVI.

Grundrifs der allgemeinen Weltgeschichte für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete von Dr. E. A. Schmidt. In drei (besonders käuflichen) Abtheilungen, alte, mittlere und neuere Geschichte. Berlin 1833. 143. 162. 140 S. 8.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten; für Lehrer und zum Selbstunterricht, bearbeitet von F. A. Pischon, Archidiakonus an der Nikolaikirche und Professor am königl. Cadettencorps in Berlin. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. Berlin, 1833. *Mit Register* 387 S. *gr.* 8.

Keine Litteratur ist so reich als die Deutsche an Lehrbüchern und Compendien jeder Wissenschaft, besonders der eigentlichen Schulwissenschaften. Es wird in Deutschland vieles gelehrt, was bei andern Nationen nur gelernt wird. In der Regel hat die Wissenschaft mit dieser Zurichtung des hergebrachten Stoffs für äufsere Zwecke nichts zu thun; ja es ist an der Zeit, dafs sie sich ernstlich gegen den Mifsbrauch erklärt, indem zu häufig blofs der Bequemlichkeit unselbständiger Lehrer gefröhnt wird, denen ein dürftiges Pensum zugemessen wird, was sie maschinenmäfsig nachmessen sollen, oder ein unzeitiges Verlangen nach Autorruhm den jungen Lehrer antreibt, wenn er sich eben ein Heftchen für *seinen* Gebrauch zusammengekleibt hat, es mit dem bescheidenen Anspruch allgemeiner Brauchbarkeit, oder *Einführung*, wie es heifst, ans Licht zu stellen. Bei dieser wachsenden Fluth von Lehr- Hand- und Hülfsbüchern ist es nöthig von Zeit zu Zeit diejenigen auszuzeichnen, die dem vorhandenen Bedürfnifs des Unterrichts am angemessensten entgegenkommen, und dazu gehören ohne Zweifel die oben genannten Lehrbücher der Geschichte. Beider Verfasser sind Lehrer an einer grofsen Unterrichtsanstalt für die dem Offizierstande bestimmte Jugend im Preufsischen Staate, aber ihre Lehrbücher halten sich von jeder Standes- und Berufsbeschränkung ganz entfernt und eignen sich überhaupt für den höheren Unterricht, Nr. 2. vorzugsweise vielmehr für den Unterricht in Lateinischen Schulen.

Der Grundrifs des Hrn. Dr. *Schmidt* enthält in gedrängter aber zusammenhängender Darstellung den factischen Zusammenhang der allgemeinen Geschichte, so, wie ein sorgfältiger Lehrer, der kein Factum von einiger Erheblichkeit übergehen wollte, in einem zweijährigen Cursus mit reifen Schülern bei wöchentlich 2 bis 3 Stunden vortragen würde. Die Sprache ist überaus gleichmäfsig, bündig, gewählt. Die Abschnitte, Perioden und Zeiträume sind durchaus sachgemäfs angenommen, die der alten Geschichte ethnographisch, die der mittleren und neuern synchronistisch, mit geschickter Unterordnung der minder bedeutenden Staaten. Ueber die Cultur der Zeit folgen kurze, sachenreiche Uebersichten. In der alten Geschichte sind Quellen *und* Bearbeitungen in zweckmäfsiger Auswahl angegeben, theils vor der historischen Darstellung jedes Abschnitts, theils unter dem Text: in der mittleren und neuen Geschichte sind die Quellen gar nicht oder weniger als die Bearbeitungen berücksichtigt. Wir müssen dies als eine Mangelhaftigkeit bezeichnen, der durch einige Seiten mehr leicht hätte abgeholfen werden können. Gründliche Sachkenntnifs leuchtet überall hervor: neuere Untersuchungen, nahmentlich in der alten Geschichte, sind nicht unbenutzt geblieben: nur selten hat sich der Verf. dabei kleine Irrthümer zu Schulden kommen lassen, beispielsweise: S. 78 wird er die Behauptung „dafs L. Brutus ein Plebejer gewesen," aus der Plebität des Cäsariciden M. Brutus nicht beweisen können; oder was giebt es sonst für Beweise? S. 81 heifst es unrichtig,

vom Dictator sei keine Provocation gewesen; S. 83 soll der Zinsfuſs im J. 347 v. Chr. in Rom auf 5 Procent herabgesetzt worden sein: das fenus semunciarium ist aber $4\frac{1}{6}$ Procent, wenn nicht der Verf. ein zehnmonatliches Jahr von 304 Tagen annehmen will, dessen Unstatthaftigkeit *Ideler* in dem Handbuch der Chronologie vollständig erwiesen hat. Diese Ausstellungen selbst mögen die Gründlichkeit des Verfs. wo es ihm angemessen schien in Einzelnes einzugehen beweisen.

Nur Eines haben wir an der Auffassung des Ganzen auszusetzen, dies, daſs der geistige Fortschritt in der Geschichte nicht genug hervortritt, am wenigsten, wo es am nöthigsten ist, in der neuern Geschichte. Der sogenannte *factische* Stoff überwiegt durchaus; die Durchdringung desselben mit einer moralischen oder politischen oder philosophischen Idee, je nachdem der Verf. die Bewegung der Geschichte hätte auffassen wollen, fehlt. Herr Schmidt scheint diesen Mangel selbst gefühlt zu haben. In der mittleren Geschichte fügt er unter dem Text Anmerkungen hinzu, in denen jene Bewegung in politischer Hinsicht betrachtet wird. Als hinzukommende Anmerkungen erscheinen sie unverhältniſsmäſsig lang, aber der Verf. wuſste wohl, daſs das eigentliche Interesse der Geschichte in ihnen liegt. Die neuere Geschichte ist dagegen reine Factizität und wird mitunter ermüdend in diesem Gewirr der Begebenheiten, durch welche kein Urtheil über erreichtes oder verfehltes Ziel dringt. Friedrichs des Groſsen Bedeutung als Gipfel der würdigen Souveränität und Vorbild aller Pflichtmäſsigkeit auf dem Herrscherthron tritt nicht hervor; selbst das Phänomen der neusten Zeit Bonaparte wird weder bei seinem Auftreten, noch da er das ganze Festland beherrschte, gewürdigt; er heiſst nur ein Mahl „der 26jährige." Der Wiedererhebung der zu Boden getretenen Deutschen Nationalität wird mit keinem Worte gedacht, nur den Russen wird, gleichsam zufällig, „begeisterte Anstrengung" zugeschrieben.

An Zusammendrängung des möglichst vielen Einzelnen in schwer zu übertreffender Präcision, ohne Ueberladung und stilistische Schwerfälligkeit, finden wir den Abriſs musterhaft. Es wird aber dem Lehrer schwer werden danach zu dociren; denn, wenn er nicht im Stande ist ein neues Element hineinzutragen, so wird er nur wiederholen, umschreiben und auseinander legen können, was der Verf. zusammengedrängt hat. Am meisten eignet sich dieser Abriſs zur Privatlectüre des schon Gebildeten, der sich einen möglichst raschen und doch sachlich reichhaltigen Ueberblick der geschichtlichen Vorgänge erwerben, oder seine zerstreuten factischen Kenntnisse wieder vereinigen will.

Das *Lehrbuch* des Herrn *Pischon* (bis jetzt erst die alte Geschichte) hat eine durchaus praktische, pädagogische, Einrichtung. Es besteht aus Textesparagraphen, die auch besonders gedruckt unter dem Titel *Leitfaden* zum Gebrauch für die Schüler beim Unterricht erschienen sind, und aus klein gedruckten Anmerkungen dazu, welche Zusätze, Erweiterungen und Erläuterungen für den Lehrer, der nach dem Leitfaden unterrichtet, und für den repetirenden Schüler enthalten. Der Verf. empfiehlt auf dem Titel und in der Vorrede auch noch den Gebrauch des Buchs zum *Selbstunterricht*. Dieser will uns aber nicht recht einleuchten, denn die Anmerkungen sind gar zu häufig bloſs Andeutungen für den Kundigen, und ungenügend für den, der sich erst unterrichten will. Was helfen z. B. einem solchen die *Stichwörter* „Themistokles' List" oder „Themistokles in Sparta", wenn er nicht schon weiſs, worin jene List bestanden, und was Themistokles in Sparta verrichtet hat? Dies ist ein Uebelstand, der den Gebrauch des Buches auch für Lehrer, d. h. zur Vorbereitung auf den Unterricht, den sie ertheilen sollen, erschwert. Wenigstens müssen sie noch eine andere zusammenhängende und ausführliche Darstellung zu Rathe ziehen, wenn sie die abgerissenen Sätze im Sinn des Verfs. verstehen wollen. Haben sie dies einmahl gethan, so werden ihnen die Anmerkungen ein bequemer Leitfaden sein, wie sie ihre Vorträge über die Paragraphen des Textes einzurichten haben. Aber wäre es nicht viel rathsamer gewesen die Anmerkungen von vorn herein so weit lesbar und ausführlich zu machen, daſs der schwache Lehrer zur Noth anderer Hülfsmittel entrathen sein könnte? Der Verf. hat das auch im Verlauf seiner Arbeit mehr und mehr erkannt: er wird, je näher dem Ende, desto ausführlicher; freilich nicht bloſs in den Anmerkungen, sondern auch im Text (welche Inconsequenz das Gegentheil von dem *nonum prematur in annum* bezeugt); aber was die Anmerkungen betrifft, so giebt er mit Recht die bloſsen Stichwörter auf, und wenn auch die abgerissene Art des Ausdrucks bleibt, so ist doch darin alles Wesentliche enthalten. Wir würden den Verfasser auffordern bei einer zweiten Ausgabe erstlich auch dem ersten Drittheil des Buches, der Asiatischen

und Griechischen Geschichte, denselben Grad sachlicher Ausführlichkeit zu geben, den die Römische Geschichte bekommen hat. Denn die Asiatische nahmentlich eignet sich jetzt ungefähr für Quartaner, während die Römische Primanern genügt. Zweitens die abgerissenen Andeutungen mehr und mehr in zusammengedrängten Bericht oder Erläuterung zu verwandeln. Eine *darstellende* Erzählung verlangt man nicht, doch giebt es einen Mittelweg, der ohne des Verfs. pädagogischer Absicht zu nahe zu treten, mit geringer Erweiterung der Bogenzahl dem Bedürfnifs derer, die Belehrung suchen, genügen würde. Wenn es S. 313 undeutsch heifst „*Alexander Severus regiert vortrefflich* (*Herodian stellt es wohl anders*), *doch auch streng*, *so gegen die Soldaten*, *auch einzelne Christenverfolgungen* (*so die Jungfrau Cäcilia nach Eusebius getödtet*), *obschon Alex. soll Apollonius*, *Christus*, *Abraham und Orpheus verehrt haben*," so wäre es doch wahrlich nicht schwer mit einigen Wörtern mehr dieser formlosen Abgerissenheit grammatischen Zusammenhang zu geben.

Sonst ist die Form von Textesparagraphen und erläuternden Anmerkungen gewifs die passendste für ein Schulbuch, zugleich auch, wenn die Schüler blofs den Text besitzen, die bequemste für Lehrer von schwachen Gaben und Kenntnissen. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so ist die alte Geschichte in vier Zeiträume, bis Cyrus, bis Alexander, bis Actium und bis zum Untergange eingetheilt. Dies scheint auf synchronistische Anordnung zu führen; aber der Hr. Verf. berücksichtigt diese Eintheilung fernerhin nicht, sondern wandelt sie im Buche selbst in die richtigere ethnographische um, Asiaten, Griechen, Macedonier und Römer. In der Periodeneintheilung ist es unpassend, dafs die Perserkriege erst mit 490, statt mit 500 beginnen. Dadurch ist Zusammengehöriges durch den Einschub vieles Fremdartigen (der Spezial- und Kulturgeschichte der ältern Jahrhunderte bis zum Jahre 490) getrennt.

Die Gelehrsamkeit und der Fleifs des Verfs. verdient ausgezeichnete Anerkennung. Die Anmerkungen enthalten einen Schatz von factischen, zum Theil recht entlegenen Notizen, die ein geübter Lehrer leicht zu einem interessanten Vortrag verarbeiten kann. Die Quellen der Geschichte sind im Texte nahmhaft gemacht, und in den Anmerkungen wird nicht selten auf sie verwiesen. Bearbeitungen werden nirgends ausdrücklich angegeben, aber aus dem ganzen Buche leuchtet die Wahrheit der Versicherung in der Vorrede ein, dafs der Vf. die Litteratur der Geschichte im Allgemeinen und im Einzelnen, so weit sie seinem Maafsstabe von Ausführlichkeit zusagte, gekannt und benutzt hat. Für die Römische Königsgeschichte hat er sogar im Texte eine doppelte Darstellung gegeben, zuerst die überlieferte, dann eine wahrscheinlichere, wie er sie nennt, nähmlich die Niebuhrische. Aber eben deswegen, weil das Buch nicht den thörichten Anspruch macht, ohne die zahlreichen Vorarbeiten anderer entstanden zu sein, sondern umgekehrt verheifst, das Beste aus den neuesten Bearbeitungen, mit den Quellen verglichen, wiederzugeben, hätte der Verf. auch wirklich die Litteratur der Spezialschriften an Ort und Stelle angeben sollen, damit der Lehrer, den er unterstützen will, erführe, wo er das Weitere am besten nachlesen könne. Der wirklich brauchbaren Spezialgeschichten giebt es nicht so viel, dafs dadurch das Buch auch nur um 3 Seiten stärker geworden wäre.

Bei dem Umfange des Buchs und dem reichen Stoff der Anmerkungen kann die Kritik eine Anzahl Mifsgriffe rügen, ohne deswegen die Gelehrsamkeit des Vfs. oder die Brauchbarkeit seiner Arbeit in Zweifel zu ziehen, zumahl da unser Verf. nicht abgeneigt ist, Hypothesen, die sich ihm in abhandelnden Schriften darbieten, sogleich auf dieses Gebiet des Schulunterrichts zu verpflanzen, wie er denn z. B. ohne Weiteres S. 14 behauptet, die phonetischen Zeichen der Aegyptischen Hieroglyphenschrift seien *vollständig entziffert*, und S. 132 flgd. manche unerwiesene Behauptungen Niebuhrs in der neusten Ausgabe seiner Römischen Geschichte als unbedenklich empfiehlt. S. 5 heifst es: „dem Confutse werden unter den heiligen Büchern der Tschu-king *oder* Schi-ging zugeschrieben." Was ist das für ein *Oder*, ein gleichsetzendes oder schwankendes? Beides ist aber falsch. Dem Confutse werden *alle* sogenannten Fünf-Bücher (Wu-king) mit ungleichem Antheil zugeschrieben, ein philosophisches, zwei historische (der Schu-king und der Tschün-tsju), eine Liedersammlung (Schi-king) und ein Buch über das äufsere Benehmen. S. 30 „Vor den Phratrien (in Athen) Aufnahme unter die *Männer*." Das ist sehr zweifelhaft. Vielmehr Vorstellung der *Kinder* und Einzeichnung in die Geschlechtslisten. Gleich darauf: „Es gab also 10,800 Genneten, die überzähligen (atriakastoi) rückten allmählig ein." Dies möchte dem Verf. schwer fallen zu beweisen; we-

nigstens hat niemahls dergleichen in so polizeilicher Regelmäfsigkeit bestanden. Hinter die Zahl hätte der Vf. getrost ein Fragezeichen setzen sollen, was S. 42 als Zweifel an der Zahl der bei Marathon gebliebenen 192 Athener nicht passend angebracht ist. War es nicht eine Ehre, bei Marathon für das Vaterland sein Blut verspritzt zu haben? Warum sollte die Zahl der Gebliebenen verringert worden sein? S. 90 ist die Eintheilung des Macedonischen Heeres durchaus unrichtig angegeben, vergl. des Ref. Abhandlung über diesen Gegenstand in der Zeitschrift für die Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 2. Band, Berl. 1824. S. 96 *Kelainai* liegt nicht in Syrien, sondern in Lydien. S. 169 heifst es: „die Colonien Roms sehr bedeutend als *Abzugskanäle* der schädlichen Stoffe" — übelgewählter Ausdruck und für diese Zeit unrichtig — „da auch Latiner Colonien anlegen konnten." Die Latiner legen keine Colonien an, wenn sie auch von den Römern zur Theilnahme zugelassen werden; diese heifsen daher auch nicht coloniae *Latinorum*, wie der Verf. hat, sondern Latinae. S. 169 flg. ist die Beschreibung der *Präfecturen* in Italien verworren. Es heifst: „diese Präfecten werden theils vom Volke *durch ein Collegium der Sechsundzwanziger* gewählt, theils vom Praetor urbanus geschickt." Was ist das für ein seltsames *Wahlcollegium* der XXVIviri? Die IVviri in Campaniam sind selbst ein Theil der XXVIviri. Die Sechsundzwanziger sind die jährlichen sogenannten niederen Magistratus. S. 210 soll *Angusticlavium* ein äufseres Kennzeichen des Röm. Ritters sein. Was ist das für ein Wort? Doch wohl der clavus angustus. S. 211 ist es bei der sonst präzisen Beschreibung des Römischen Lagers unrichtig, dafs die portae principales ein Drittheil von der *Rückseite* entfernt gewesen. Vielmehr $\frac{2}{3}$, oder der Verf. mufs die porta praetoria in der Rückseite angebracht, und den Plan verkehrt genommen haben. S. 343 sollen *sechs* praefecti praetorio durch Constantin eingesetzt sein. Nein, es sind nur 4 praefecti praetorio. Der Verf. rechnet vielleicht die beiden praefecti urbis, in Rom und in Constantinopel, hinzu, die aber eine durchaus verschiedene Bedeutung haben.

Jedoch diese und dergleichen Ausstellungen sollen unser Urtheil über die Brauchbarkeit des Buches nicht aufheben, so sehr wir auch wünschen müssen, dafs der geehrte Verf. Gelegenheit erhalten möge, sie in einer zweiten Ausgabe zu berichtigen. Dann wird er auch die Ungleichheit der Behandlung zu Anfang und gegen Ende des Buches beseitigen, und eine Anzahl sinnstörender Druckfehler entfernen können, die jetzt aller Verbesserung gespottet zu haben scheinen. S. 88 werden 1000 Makedonen nach Hause entlassen, und S. 91 sind es richtiger 10,000. S. 124 wird eine Landschaft im südlichen Italien *Bruttium* genannt, was der Hr. Verf. im Anhange berichtigt und dafür Bruttii oder ager Brutius gesetzt haben will. Aber dicht daneben hat er den „*Laventinischen* Busen" unberichtigt gelassen, der doch wohl kein anderer als der *Tarentinische* ist.

C. G. Zumpt.

XCVII.

Meine Beobachtungen über die am Eisleber Salzsee vorkommenden Vögel. Ein kleiner Beitrag zur Vögelkunde. Von A. Just. Leipzig 1832. *In Commission bei Chr. E. Kollmann. IV. und* 116 S. *klein* 8.

Unter diesem Titel hat der Verfasser, der wahrscheinlich Forstmann ist und sein kurzes Vorwort von Querfurth aus datirt, vorläufig eine Reihe von Erfahrungen über die den Eisleber Salzsee und dessen Ufer besuchenden Wasser- (Wad- und Schwimm-) Vögel zusammengestellt; Nachrichten, welche er durch fortgesetzte Beobachtungen mit der Zeit zu vervollständigen gedenkt. Es sind Bemerkungen über den Aufenthalt und das Betragen der Thiere, ohne Beschreibungen, welche letztere auch in der That ganz entbehrlich sind und das Schriftchen nur vertheuert haben würden, da man dem Verf. bald anmerkt, dafs er völlig mit seinem Gegenstande vertraut ist und seine diagnostischen Bestimmungen den Stempel voller Zuverlässigkeit tragen. Etwas, was diesen einfach und anspruchslos, freilich auch nicht besonders correct, aber recht unterhaltend geschriebenen Nachrichten überhaupt, vorzüglich jedoch in den Augen des ornithologischen Jägers, eine sehr ansprechende Lebendigkeit giebt, sind eine Menge von Erzählungen über die von dem Verf. nach den aufgeführten selteneren Vögeln angestellten Jagden, deren Art und Verlauf immer dazu dient, die Eigenheiten dieser Thiere näher kennen zu lernen. Für diesen Zweck liefert das kleine Buch in der That gar manchen, recht erwünschten Beitrag und sichert seinem Verf., welcher sich überall als tüchtigen practischen Vogelkenner zeigt, den freundlichen Dank der wissenschaftlichen Leser; so wie wir auch nicht zweifeln, dafs der blofse Jagdfreund dasselbe, schon als Mittel zur Unterhaltungs-Lectüre betrachtet, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen werde. — Der Druck ist ziemlich gut, das Papier ist mittelmäfsig.

Gloger.

№ 97.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XCVIII.

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Zweiter spekulativer Theil. Auch unter dem Titel: *Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Erste Abtheilung: das Erkennen als Selbsterkennen. Heidelberg im Verlag der akademischen Buchhandlung bei J. C. B. Mohr.* 1833. *Vorr. S. XVIII, Text* 317 *S.*

Wie der flüssige Zusammenhang der Vorstellungen momentan durch eine fixe Idee unterbrochen werden kann, zum Unglück des Menschen, so finden wir selbst in der Geschichte ganze Zeitalter, durch welche sich irgend eine fixe Vorstellung hindurchzieht, und den allgemein geistigen Zusammenhang wenn nicht aufhebt, doch gewaltsam stört. Auch in der Wissenschaft und ihrer Geschichte begegnen uns solche Vorstellungen, die den Fortgang der Erkenntnifs der Wahrheit zwar nicht aufhalten können, aber doch zum Schaden der Wissenschaft denselben unterbrechen, und wohl gar rückgängig zu machen streben. Dafs auch dergleichen fixe Vorstellungen und Ideen in Betreff einer wissenschaftlichen Lehre ein respectables Vorurtheil abgeben können, versteht sich von selbst.

Heutiges Tags fängt in Hinsicht der Hegelschen Philosophie eine solche fixe Idee an, sich in den Köpfen mehrerer Individuen zu bilden und festzusetzen. Sie wird fast in allen Büchern der Zeitpolemik gegen diese Philosophie laut. Man kann sie, wie in unseres Verfassers Büchern, so auch noch in den Büchern mehrerer Andern finden.

Diese fixe Vorstellung ist mit einem Wort der *Pantheismus*, nach welcher Hegel nur die *Immanenz* Gottes in der Welt lehren soll, nicht auch die *Transcendenz* Gottes aufser der Welt. Nichts ist unbegründeter und ungerechter, als dieser Vorwurf, der die ganze Hegelsche Philosophie in ihrem innersten Kernpunkt entstellt und verdreht. Diese Herren reifsen die innere und lebendige Einheit der Hegelschen Lehre, die Einheit der Immanenz und Transcendenz auseinander, indem sie beide Bestimmungen als entgegengesetzte Bestimmungen fixiren, und damit sowohl die eine als die andre zur fixen Idee machen. Die fixe Vorstellung von der Immanenz bürden sie Hegel auf, indem sie die fixe Idee der Transcendenz für sich behalten, und mit dieser gegen jene polemisiren. Ihre ganze Polemik ist deshalb eine fixe Idee, die nicht von der Stelle kömmt.

Indem sie die Transcendenz von der Immanenz trennen, meinen sie, die Wissenschaft zu fördern. Denn Hegel mache sich, wie sie glauben, blofs einseitig mit der Immanenz zu thun. Aber im Gegentheil, sie hemmen den Fortgang der Wissenschaft, welche über diese Trennung und Einseitigkeit durch Hegel längst hinaus ist. Sie fallen deshalb auf einen frühern Standpunkt zurück. Dieser Standpunkt ist der Dualismus, welcher an dem Unterschiede Gottes von der Welt, an dem Göttlichen als einem der Welt jenseitigen Wesen einseitig festhält.

Sie sprechen ihre fixe Vorstellung von der Immanenz als der vermeinten Lehre Hegels so aus, dafs Gott nach Hegel blofs Resultat des dialektischen Processes und der Dinge, oder dafs Gott, der absolute Geist, nur das Letzte, nicht das Erste sei. Das Erste sei das Sein gleich Nichts. Aber Gott ist nach Hegel das Erste wie das Letzte, er ist als Resultat der Bewegung das Ursprüngliche, oder nach dem Ausdruck des *Aristoteles* das Unbewegte, was Alles bewegt. Dieser falschen Vorstellung, als sei Gott nach Hegel nur Resultat der Welt und ihrer Bewegung, oder das Letzte, stellen sie nun ihre fixe Idee von der Transcendenz entgegen. Sie wollen Gott, um seine Transcendenz zu sichern, als das Erste in den Vordergrund gestellt wissen, oder mit Gott

anfangen. Aber damit machen sie Gott zum absoluten Prius, das blofs *unbewegt* und *unmittelbar* ist. So ist Gott freilich nicht Resultat der Welt, das Letzte, aber auch nicht wirklich das Erste, *weil er es nicht aufhebt*, Resultat zu sein. Aber dies geschieht in der Philosophie Hegels, welche nicht einseitig an der Immanenz festhält, wie sie sagen, sondern eben so sehr die Transcendenz lehrt, nur nicht einseitig, wie sie thun, die ihm die Immanenz vorwerfen, oder höchstens wie z. B. Weifse die Transcendenz mit der Immanenz äufserlich tingiren. Nach Hegel ist weder die Immanenz noch die Transcendenz fix und fest, sondern sind beide flüssige Bestimmungen. Nach ihm *ist* Gott nicht blofs das Ursprüngliche, sondern *manifestirt* sich als dasselbe, indem er als das Letzte zugleich das Erste ist.

Aber keiner hat den Hegelschen Standpunkt (schon im ersten Theil dieser Schrift) so verrückt und verschoben, so verfälscht und gänzlich auf den Kopf gestellt, als der Verfasser. Sein Thun und Treiben ist zu plump, um etwa eine Rechtsverdreherschelmenkunst im Aristophanischen Sinn zu sein, denn es beruht auf halbem Studium. Uns kann es gar nicht einfallen, ihn belehren zu wollen, indem uns nur einfällt, was Jean Paul über solche Belehrung längst gesagt hat.

Genug, seine fixe Idee ist, dafs nach Hegel das Einzelne blofs zum Schein bestehe, indem das Allgemeine über dasselbe übergreife, wobei er sich, beiläufig erwähnt, auf Gablers Anzeige der Hegelschen Encyklopädie in diesen Jahrbüchern beruft. Dies gilt nur von der schlechten Immanenz, die an der äufsern Form klebt, nicht von der wahren, welche die Transcendenz nicht ausschliefst. Diese wahre Immanenz, die die immanente Form ist, ist die Immanenz der Hegelschen Philosophie, die der Verf., indem er sie für die schlechte Immanenz ausgiebt, nicht versteht. Die schlechte Immanenz ist nach Hegel das Eitle, Vergängliche an den Dingen, nicht die immanente Form der Dinge selbst, wodurch sie bestehen. Nach dieser Form sind die Dinge Dinge an sich, welche ewige Natur der Dinge der Inhalt und Gegenstand der Hegelschen Philosophie ist.

Die schlechte Immanenz ist der eigentliche Pantheismus, dessen Hegel öfters eben so falsch als ungerecht von so Vielen beschuldigt wird. Solche mögen nur zusehen, wie der Verf. auch, dafs sie nicht in denselben Pantheismus verfallen, sie wissen gar nicht, wenn sie gleich sich Himmel weit von ihm entfernt dünken, wie nahe sie ihm sind, weil sie sich in der Erkenntnifs nicht zur wahren Immanenz erheben. Freilich ist die Vorstellung dem Inhalt nach pantheistisch, wornach das Einzelne blofs äufsere Form ist, und keinen Bestand hat, aber auch der Form nach dualistisch aus demselben Grunde. Pantheismus und Dualismus begegnen sich hier. In diesem Sinne nannte Ref. selbst noch das Schellingsche System dualistisch, worüber der Verf. sich höchlich verwundert. Nach seiner eben so oberflächlichen als falschen Kritik des Schellingschen und Hegelschen Systems im ersten Theil dieses Buchs ist das ganz in der Ordnung. Das Schellingsche System heifst ja allgemein Identitätssystem, was das grade Gegentheil alles Dualismus ist. Wie sollte es dualistisch sein können! Aber in diesem System ist die Form des Seins Gottes dem Sein Gottes selbst nicht gemäfs, indem das, wovon Gott die Einheit ist, nämlich die Natur und der Geist, und die Einheit, welche Gott selbst ist, ins Unendliche unterschieden bleiben. Deshalb bringt dies System es auch noch nicht zur immanenten Form, als zu derjenigen, welche den Unterschied wirklich zur Einheit aufhebt. Im Grunde enthält auch die neuste Erklärung Schellings in dem Vorwort zu der Cousinschen Brochüre nichts anders, als den Dualismus der Einheit und des Unterschiedes Gottes und der Welt, wogegen die wahre, immanente Form diese Einheit und dieser Unterschied in einer Einheit ist.

Es ist possirlich zu sehen, wie der Verf. den Einwürfen des Ref. begegnet, die dieser ihm in der Anzeige des ersten Theils seines Buchs mit Fug und Recht gemacht hat. Dafs er sich gegen den Ref. deshalb ungebührlich aufführt, will dieser ganz und gar übersehen. Der Vf. beklagt sich darüber, dafs Ref. gesagt, er kenne die Hegelsche Methode der Manifestation nicht, und fasse die logischen Denkbestimmungen nicht als allgemein vernünftige Bestimmungen auf. Ref. müsse doch das Gegentheil bei ihm gelesen haben. Aber es kömmt nicht darauf an, ob man die Worte richtig niedergeschrieben hat, sondern vielmehr darauf, ob man auch wirklich den Sinn der Worte versteht. Wie Viele reden nicht mit Hegels Worten, und machen seine Gedanken zu Worten ohne Sinn. — Wie konnte doch der Verfasser Hegel des Pantheismus zeihen, wenn er die Hegelsche Methode richtig verstanden und aufgefafst hätte? Und wie konnte er gleichfalls die Hegelsche Logik ein Rechenexempel auf gut Glück nennen, wenn

er dieselbe wirklich nach ihrem wesentlichen Gehalt erkannt und begriffen hätte? Fast jeder weifs, dafs diese Logik die tiefste und grofsartigste Dialektik ist. Sollte der Verf. wirklich nicht wissen, dafs in einem Rechenexempel, überhaupt in der Arithmetik keine Dialektik gefunden wird?

Im ersten Theil dieses Buchs hatte der Verf. als Hegels Lehre ausgegeben, dafs Gott nur im Menschen zur Persönlichkeit komme, oder zum Selbstbewufstsein. Dies hatte ihm Ref. als eine factische Unwahrheit vorgehalten. Nun will er dies dem Ref. komisch genug sogar aus Hegels Encykl. §. 564, S. 576, 3te Ausgabe nachweisen, mit folgenden Worten Hegels selbst: „Was Gott als Geist ist, dies richtig und bestimmt im Gedanken zu fassen, dazu wird gründliche Speculation erfordert. Es sind zunächst die Sätze darin enthalten: Gott ist nur Gott, insofern er sich selber weifs; sein Sichwissen ist *ferner* sein *Selbstbewufstsein im Menschen*, und das Wissen des Menschen *von* Gott, das *fortgeht* zum Sichwissen des Menschen *in* Gott." Hegel sagt hier ausdrücklich, dafs in dem Gedanken, was Gott als Geist ist, *Sätze* enthalten seien. Aber aus diesen *Sätzen* macht der Vf. *einen* Satz, so dafs er nicht einmal richtig liest, und noch weniger, was er ab- und niederschreibt, versteht. Der *erste* Satz ist: Gott ist nur Gott, insofern er sich selber weifs d. h. *zuerst* ist Gott Wissen, an und für sich Selbstbewufstsein. Dieser Satz, welcher für sich ein Satz ist, drückt die Transcendenz aus. Dann folgt der *zweite* Satz: sein Sichwissen ist *ferner* sein Selbstbewufstsein im Menschen. In dem Wort „ferner" liegt schon, dafs auch dieser Satz für sich ein Satz ist. Derselbe drückt die Immanenz aus. Wenn Gott dem menschlichen Geist nicht immanent wäre, könnte dieser von Gott nicht wissen, und nicht dazu fortgehen, sich in Gott zu wissen. Aber darum ist derselbe so wenig Gott, als Gott *nur* im Menschen Selbstbewufstsein ist. Der Verf. sieht in allem dem nur die leere Einerleiheit, die von keinem so gründlich widerlegt ist, als von Hegel. Dazu meint er nach dem ordinärsten Verstand, dafs der Mensch, um Gott zu wissen, Gott selbst sein müsse. Er verwechselt Gott haben und Gott sein. Wir haben dies nur deswegen hervorgehoben, um unsern Lesern ein factisches Beispiel vorzuführen, was man nicht unverständiger Weise alles aus speculativen Sätzen machen kann.

Ferner hatte Ref. in jener Anzeige des ersten Theils sich über die Aeufserung des Verfs. in Betreff des Anfangs der Hegelschen Philosophie ausgelassen. Der Vf. meinte, dafs das reine Sein, womit Hegel anfängt, nicht der rechte Anfang sei. Dieser müsse erst gefunden, und von einer Theorie des Bewufstseins aus gemacht werden. Eine solche Theorie, entgegnete Ref., habe Hegel in der Phänomenologie des Geistes gegeben. Aber dies habe schon früher Kant versucht, erwiederte der Verf., was Ref. gar nicht geleugnet hatte. Nur ist die Kantische Theorie fehlgeschlagen, und fängt übel an, weil sie theoretisch und praktisch die Vernunft voraussetzt. Diese Voraussetzung mufste durch das Bewufstsein selbst aufgehoben werden, was in der Phänomenologie des Geistes geschehen ist. In dieser macht sich die Vernunft durch die Erkenntnifs von aller Voraussetzung frei, indem sie sich wirklich zur Erkenntnifs der Wahrheit vollendet, was in der Kantischen Kritik nicht der Fall ist. Darum meinte Ref., es könne mit dem Bewufstsein angefangen werden, insofern dasselbe sich zum reinen Gedanken aufhebt, und von allem Gegebnen reinigt. Aber der reine Anfang werde nur dadurch möglich, dafs der Gegensatz des Bewufstseins wirklich geschwunden sei. Daraus zieht nun der Verf. den Schlufs, dafs Ref. nicht nur einen Anfang wolle, sondern zwei, und dafs er nicht zu wissen scheine, welcher von beiden der rechte Anfang sei. Der Anfang des Bewufstseins hebt sich mit dem Gegensatz desselben auf, und geht dem logischen Anfang nicht wirklich vorher, als wenn er neben diesem ein besondrer Anfang wäre. Im logischen Gedanken als dem aufgelösten Gegensatz des Bewufstseins ist er verschwunden.

Aber Ref. erkennt gar keinen rechten oder wirklichen Anfang der Philosophie an, weil derselbe eine Voraussetzung sein würde. Es giebt eigentlich gar keinen Anfang der Philosophie, denn diese fängt überall, auf jeder Stufe an. Alle Stufen sind jede die vollendete Totalität, jeder wirklicher Anfang ist blofs scheinbar. Nun sagt der Verf. in der Vorrede ausdrücklich, dafs die Frage nach dem Anfang des Systems entscheidend sei. Indem wir ihn beim Wort halten, werden wir zeigen, dafs sein Anfang ein wirklicher Anfang der Philosophie selbst, und deshalb eine Voraussetzung ist, womit dies ganze Buch nach der von ihm selbst aufgestellten Theorie über den Haufen fallen würde.

Für's erste glaubt der Vf., dafs nach Hegel die Philosophie mit dem Sein gleich Nichts wirklich anfange.

Alsdann wäre sie dem Inhalt nach bestimmt, und das Sein würde statt Nichts Etwas sein. Dies Sein ist blofs Ausgang der Erkenntnifs, nicht wirklicher Anfang, auch ist es nichts aufser dem Werden, weshalb eigentlich von diesem ausgegangen wird. Nach Hegel ist die Philosophie gar nicht dem Inhalt nach bestimmt, wie dies noch bei Schelling der Fall ist, sondern blofs der Form nach. Sonst würde sich der Inhalt nicht durch sich selbst beweisen, sondern vorausgesetzt werden. Der Verf. vergleicht die Abstraction des Seins bei Hegel mit dem von allem Inhalt abstrahirten Begriff des Bewufstseins, welchen er den Urbegriff nennt. Aber dieser ist nur durch den Gegensatz des Bewufstseins möglich, und entsteht aus diesem Gegensatz, anstatt die Abstraction des Seins der aufgelöste Gegensatz des Bewufstseins ist. Ueberhaupt ist das Sein, welches bei Hegel den Anfang macht, weder von Seiten des Bewufstseins, noch seiner selbst, sondern vom Standpunkt des Begriffs zu betrachten. Dieser giebt als Princip der Freiheit seinen immanenten Bestimmungen die Unmittelbarkeit des Seins, und den Schein des Wesens. Aber das Sein (Objectives) und das Wesen (Subjectives) ist jener Freiheit wegen jedes an sich die Einheit und Totalität des Begriffs selbst. Denn Freies kann nur Freies wollen. Dasselbe gilt von dem ganzen Inhalt der Hegelschen Philosophie, kein Moment macht den bestimmten Anfang, weder die Logik noch die Natur und der Geist, keins ist im Grunde *mehr*, wie die alle Zeit dualistischen Mehrer des Reichs wollen, sondern jedes verhält sich eben so sehr nach der andern Bestimmung, weil jedes die ganze Totalität ist. Siehe Hegels Encykl. gleich erste Ausg. §. 475 u. folgd. Nach diesen §§ ist der Schlufs, dem zu Folge „die logische Idee als das Allgemeine (Idee an sich) durch die Natur (Idee für sich) sich zum Einzelnen und Concreten, dem Geist (Idee an und für sich) bestimmt, blofs eine Form der Erscheinung und Vermittlung, deren Einseitigkeit von der Philosophie selbst aufgehoben wird, in dem Resultat, dafs kein Moment den bestimmten Anfang macht, sondern jedes eben so sehr vermittelnd als vermittelt, und eben so unmittelbar identisch die eine Substanz ist."

Alsdann will der Vf. den wirklichen Anfang selbst finden. Er sagt, dafs man, um denselben zu finden, auf den Kantischen Standpunkt zurückgehen müsse. Indem er auf denselben wirklich zurückkehrt, braucht er ihn nicht erst selbst zu finden, sondern kann ihn als schon gefunden aufnehmen. Bei Kant *findet* er denn auch den Anfang im wirklichen Sinn des Worts, weshalb er auch die Philosophie, wie Kant, mit Sinn und Verstand, mit dem Selbstbewufstsein anfängt. Er irrt aber gewaltig, wenn er glaubt, dafs das Selbstbewufstsein unmittelbar sei. Es ist zwar Erstes und Gewisses, aber ist zugleich freies Urtheil, und Vermittlung mit sich selbst, es ist als Wissen Verhältnifs zu sich selbst, Beziehung. Weil deshalb nicht Unmittelbares, ist der Anfang des Vfs. kein eigentlicher Anfang. Er mufste schon auf das blofs Abstracte reflectirt haben, um im Gegensatz gegen dasselbe das Selbstbewufstsein als Anfang nur annehmen und aufstellen zu können. Hiemit können wir die Frage nach dem Anfang der Philosophie, weil der Anfang des Vfs. kein reiner Anfang ist, schon als erledigt betrachten, und sein ganzes Buch laut Vorrede als beseitigt ansehen.

Der Vf. führt wie Kant das Wissen ein ins Bewufstsein und Selbstbewufstsein, und darum auf eine vergangene Stufe der Bildung zurück. Deshalb sollte man glauben, müfste er bescheiden thun, wie sich's gehörte, aber an Grofsthun und Uebermuth sucht er seines Gleichen. Es kann darum nicht schaden, wenn ihm dieser ein wenig gebrochen wird. Er geht wie Kant von blofs psychologischen Bestimmungen aus, indem er so wenig als dieser über das blofs Subjective hinauskömmt. Aber das hindert ihn gar nicht, diesen Rückfall für einen Fortschritt auszugeben, wie Viele seines Gleichen thun. In Betreff des Anfangs selbst unterscheidet er den subjectiven Antrieb zum Philosophiren von dem objectiven des Systems. Den erstern nennt er den Entschlufs, überhaupt denken zu wollen (wie Hegel), den letztern bezeichnet er als unmittelbares Bewufstsein, wie dasselbe mit dem Gegensatz des Zufälligen und Nothwendigen behaftet sei. Dasselbe sagt Kant, wenn er behauptet, dafs, weil in der Wahrnehmung Nothwendiges und Allgemeines nicht zu finden sei, deshalb zum Denken fortgegangen werden müsse. Das Bewufstsein soll nicht blofs als reines gegeben sein, sondern als Bestimmtes, beides durch einander, keins soll einseitig aus dem andern hergeleitet werden. Das Bewufstsein soll sich als Gegensatz des Seins und Denkens unmittelbar gegeben finden. Aber wo Gegensatz ist, ist Vermittlung, der Vf. zeigt nicht auf, wie das Bewufstsein dazu kömmt, solche entgegengesetzte Bestimmungen in sich zu vereinigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 98.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Mai 1835.

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. **Fichte.**

(Fortsetzung.)

Auch hält er nicht rein am Bewufstsein fest, wie er doch seiner Theorie zu Folge thun sollte, sondern bringt durchweg psychische Bestimmungen hinein, er geht, wie schon erinnert, nicht blofs von solchen Bestimmungen aus. Diese gehören dem Bewufstsein als solchem aber nicht an, sie setzen vielmehr die Auflösung des Gegensatzes und Bewufstseins voraus. In dieser Beziehung nimmt er das Bewufstsein als das Gemeinsame des Wahrnehmens und Denkens, als Abbilden und Wiederbilden dieser Bestimmungen.

In der *ersten* Epoche, wie der Verf. schreibt, betrachtet er das Ich, wie dasselbe als wahrnehmendes sich vom Unmittelbarsten durch die innere Kraft des Bildens befreite. Das Bewufstsein soll sich in seiner unmittelbaren Gegebenheit nach drei Stufen verlaufen: als wahrnehmend, gewahrend und anerkennend, was wieder psychologisch ist. Darnach soll es erst zur einfachen Empfindung als zu sich selbst kommen. Aber wie dies geschieht, läfst der Verf. auf sich beruhen. Anstatt dessen findet er es so, dafs Ich sich unmittelbar als sinnlich empfindendes anschaue, oder einen Leib habe. Dies ist höchst oberflächlich. Es wäre zu zeigen gewesen, wie der Geist zunächst als Leben und Lebensgefühl sich organisirt, und gliedert, oder verleiblicht. Denn dadurch, nämlich durch die Sinnenbildung wird das Empfinden erst möglich. Von einer Entwickelung des Gefühls durch den Sinn zur Empfindung wird aber gänzlich abstrahirt. Der Verf. deducirt eben nicht, sondern setzt voraus, denn er hat es ja mit der unmittelbaren Gegebenheit im Anfang zu thun. Darum nennt er auch die Empfindung einfach, was sie gar nicht ist, sie ist nicht wie das Gefühl unbestimmt und einfach, sondern bestimmt. Mit dem Gefühl hätte der Verf. anfangen müssen, wenn er das Bewufstsein in psychischer Bestimmung fassen wollte, nur das Gefühl ist unmittelbar. Mit der Empfindung fängt Ich nicht unmittelbar von sich selbst, sondern von Anderm an. Empfindung ist Gefühl im Andern, nicht reines Gefühl und Selbstgefühl. Jenes setzt dieses voraus.

Alsdann betrachtet der Verf. weiter, wie Ich allem Empfinden gegenüber zu sich selbst kommt, zum Bewufstsein und Selbstbewufstsein. Dies nämlich geschehe durch fortwährende Erneuerung der Selbstempfindung. Dadurch soll das Bewufstsein vorstellende Thätigkeit werden, Erinnerung und Einbildungskraft, indem es die Empfindungen zu innerlichen Vorstellungen mache. Insofern es darin den weitern Stoff alles Erkennens habe, wird ihm das Bewufstsein Trieb nach dem Empfundenen, und damit zum Willen. Daher soll Empfinden, Vorstellen und Wollen im Bewufstsein ursprünglich eins und gegeben sein. Mit dieser unmittelbaren Annahme des Theoretischen und Praktischen mufs aber der Verf. von der Selbstbestimmung des erstern zum letztern abstrahiren. Deshalb will er sich auch nur an das Theoretische halten, an das Empfinden und Vorstellen, und das Praktische des Willens von der Untersuchung ausschliefsen. Dies ist ganz inconsequent. Der Wille darf, wenn er zu dem ursprünglich Gegebenen des Bewufstseins gehören soll, nicht von der Untersuchung ausgeschlossen werden. Dadurch wird eine grofse Lücke in der Erkenntnifs offen gelassen. Es ist klar, dafs der Verf. mit dem Willen, mit dem Geist nichts anzufangen weifs.

In der *zweiten* Epoche wird Ich als vorstellendes entwickelt, nach den Stufen der Erinnerung, Einbildungskraft und Sprachdarstellung. Wie nach Kant Ich alle Vorstellungen begleiten kann, soll auch hier das Ich als Selbstanschauung die ursprüngliche Einheit und Grundbedingung sein. Zur Erinnerung rechnet der Vf. noch das Gedächtnifs, welches er bewufste Erinnerung

nennt. Aber das Gedächtnifs ist wie die Einbildungskraft productiv zu fassen, weil es Zeichen für die Vorstellungen erschafft, und deshalb von der blofsen Empfindung frei ist, was von der Erinnerung nicht gesagt werden kann. Auch diese Epoche ist blofs psychologisch, ohne metaphysischen Gehalt, wie es eine Theorie der Erkenntnifs erfordert.

In der *dritten* Epoche macht der Verf. das Ich als denkendes zum Inhalt nach den Stufen des Begriffs, Urtheils und Schlusses. Das Bilden der Begriffe und das Urtheilen betrachtet er auf gewöhnliche Weise, vom Standpunkt des Bewufstseins, nur die Lehre vom Schlufs ist aus Hegel entnommen. Daneben spricht er von der allgemeinen Bestimmung des Begriffs, in welcher Hegel das ausgebildete Verhältnifs von Besonderm und Einzelnem anticipirt haben soll. Aber das Allgemeine des Begriffs ist nach Hegel ohne die beiden andern Bestimmungen des Besondern und Einzelnen gar nicht möglich. In der Abstraction von diesen ist das Allgemeine gar nicht Begriffsbestimmung, sondern nichts. Die vermeinte Anticipation rührt von der abstracten Vorstellung her, welche der Verf. sich vom Allgemeinen macht, aber in der ganzen Hegelschen Philosophie gar keine Stelle hat. Nach Hegel ist vielmehr jede Begriffsbestimmung der *ganze Begriff*, erst indem sich das ursprünglich Eine theilt, kömmt es zum Urtheil, für sich und abgetrennt von den andern hat keine Bestimmung mit dem Begriffe etwas zu schaffen. Solchen offenbaren Mifsgriffen des Verfs. begegnen wir nur zu häufig, sie alle buchstäblich berichtigen zu wollen, dazu würde gar zu viel Geduld gehören, und mehr Lust, als Ref. hat. Nur mufs er nicht glauben, dafs er mit solchen oft höchst trivialen und leeren Bemerkungen den Mann beurtheilt, dem er noch die wenigen speculativen Begriffe, die er hat, verdankt. Da er Begriff, Urtheil und Schlufs wieder ganz in das Bereich des Bewufstseins herabziehen möchte, kommt bei ihm der Begriff nicht dazu, seine Bestimmungen als das Objective zu setzen. Was herauskömmt, sind blofs die gewöhnlichen Kategorien und Reflexionsbestimmungen.

In der *vierten* Epoche bespricht der Verf. das Ich als erkennendes, indem das Denken durch den Schlufs zum Erkennen werden soll. Das Bewufstsein soll zum Denken entwickelt sich darin selbst begreifen und verstehen lernen. Diese Bestimmung habe die Philosophie auch bei Hegel, aber Hegel postulire das absolute Denken, indem er es aus dem nicht absolut denkenden Bewufstsein nicht entwickele. Die Phänomenologie des Geistes mufs dem Verf. ganz unverständlich geblieben sein, denn diese entwickelt, nicht nur, wie das Bewufstsein in der Erkenntnifs des Gegenstandes sich selbst versteht und begreift, sondern auch wie das nicht absolut denkende Bewufstsein sich wirklich zum absoluten Denken vollendet. Auch hier hat Hegel, wie immer, wieder wirklich vollbracht, was er nicht gethan haben soll. Alsdann hat die Phänomenologie des Geistes nicht den engen Standpunkt des blofsen Bewufstseins, wie die Kantische Kritik und vorliegendes Buch nach dem Vorgang und Beispiel der erstern, sondern enthüllt uns die wesentliche und wahre Natur des Geistes selbst für das Gesammtgebiet seiner Erscheinung im Bewufstsein. Gegen solchen Reichthum der Gestalten nimmt sich der Inhalt dieses Buchs gar zu kahl und armselig aus.

Das Erkennen selbst gestaltet sich dem Verf. als empirisches, reflectirendes und speculatives. Ersteres wurzelt ihm in der Anschauung, und bestimmt sich daraus zum aposteriorischen Denken fort. Das zweite denke das Denken selbst, wohin die Skepsis, die Kritik und der subjective Idealismus gerechnet wird. Zuletzt werde die Reflexion genöthigt, den Schein aufzugeben, und das Urseiende, das Wahre zu finden. Darum mache das letzte das Princip aus, wodurch das Bewufstsein den Quell der Wahrheit in sich selbst finde. Erfüllt vom Absoluten soll es dasselbe im reinen Denken aus sich selbst entwickeln. Dies fange mit der Vernunftanschauung an, und gehe zum speculativen Denken als solchem fort, aber endige mit dem speculativ anschauenden Erkennen. Hiebei zieht der Verf. die Bedeutung des Widerspruchs in der Hegelschen Dialektik in Betracht, welche Betrachtung abermals der factische Beweis ist, dafs er die Hegelsche Methode der Manifestation trotz seiner Versicherung gar nicht fafst, indem er die falsche Behauptung in Cours zu bringen sucht, dafs Hegel an dem Gegensatz des *a priori* und *a posteriori* haften bleibe. Nun ist aber die speculative Methode Hegels als Einheit der analytischen und synthetischen Methode der aufgelöste Gegensatz des *a priori* und *a posteriori*, und deshalb wieder das Gegentheil von dem, was der Verf. berichtet und versichert. Ferner soll Hegel den Widerspruch und die Dialektik blofs nach der negativen Seite kennen, als das Hervorarbeiten des Widerspruchs, womit es bei der Aufhebung des abs.

Widersprechenden als Resultat sein Verbleiben habe. Das Resultat der Aufhebung soll bei Hegel unendliche Negation, nicht die daraus hervorgehende positive concrete Wirklichkeit sein. Es ist aber Welt bekannt, dafs Hegel nicht bei dem blofs dialektischen Moment, dem Widerspruch, oder dem Sich-Aufheben entgegengesetzter Bestimmungen stehen bleibt, sondern zum Positiv-Vernünftigen fortgeht, was ihm erst das wahrhaft Speculative ist. Gleich in der ersten Ausg. der Hegelschen Encykl. finden sich im 16ten §. S. 18 folgende Worte: „die Dialektik hat ein *positives* Resultat (also kein negatives, wie der Verf. hinzuschreiben sich nicht entblödet), weil sie einen bestimmten Inhalt hat, ihr Resultat nicht das leere Nichts, sondern die Negation von gewissen Bestimmungen ist, welche deswegen im Resultat enthalten sind." Da ist also mit dürren Worten das Gegentheil von des Verfs. Behauptung bei Hegel selbst zu finden und zu lesen. Freilich ist das Dialektische nach Hegel die eigne Natur der Dinge, und hat nicht in einer äufsern Reflexion seinen Sitz. Es wird die Negation, die das Beschränkte und Endliche an sich hat, durch dasselbe gesetzt. Im Endlichen liegt das Andre seiner selbst, wodurch es sich aufhebt, indem es zum Andern in Beziehung ist. Es hält den Widerspruch nicht aus, sondern geht zu Grunde, ohne dafs dies aber das Letzte wäre. Dies würde wieder die schlechte Immanenz sein, das Letzte ist vielmehr der aufgehobne Widerspruch, die immanente Form, wodurch es an sich ist, oder absolute Position. Diese vermeinte Negation des Widerspruchs soll ferner bei Hegel das Kreatürliche zum unendlich Aufgehobnen, zur schlechten Endlichkeit machen. Aber Hegel kennt solche schlechte Endlichkeit gar nicht, wie der Verf. fabelt, er weifs ebenfalls nur von der guten, wie der Verf. das Endliche zart nennt, von der Individuation, aber auch nicht blofs von dieser, wie der Verf., sondern vom Geist. Und dies schlechte Endliche soll der Grund sein, warum der Vf. Hegel berichtigen will, und auf welcher Berichtigung er seine Theorie basirt. — Der Verf. spricht unter andern in der Vorrede, dafs Ref. in Betreff seiner das Ding geredet habe, was nicht sei. Eben dies Ding macht er zum Grunde seiner Theorie, das Ding, was nicht ist.

Aber Ref. hat nicht das Ding geredet, was nicht ist. Sondern er redete, in Betreff des Verfs., wie sich's nun auch erwiesen hat, das Ding, wie's geworden ist, und wirklich ist. Er sagte nämlich in der Anzeige des ersten Theils dieses Buchs: „die Unmittelbarkeit wird der Verf. zur *Grundlage* machen (ist auch geschehn), alsdann zur Vermittlung übergehen, und sich diese als einen Durchgangspunkt aufheben lassen. Dadurch wird er zur Unmittelbarkeit aus der Reflexion zurückkehren, und dieselbe für gerechtfertigt halten. Dies Glauben (Vernunftanschauung, wie der Verf. es nennt) und Wissen neben einander wird er für die Lösung der Aufgabe ansehen, das Subject mit dem Object zu verhöhnen." So ist es wirklich, Ref. hat wahr prophezeiht. Wenn nämlich das Bewufstsein Gott blofs in sich findet, wie der Verf. will, kann auch die Vermittlung nicht anders als in das Bewufstsein fallen, es kann sich auf Gott als das Ursprüngliche nur besinnen. Insofern das Bewufstsein Subject und Object der Erkenntnifs, und Gott nur Gott des Bewufstseins ist, wird die Ichform nicht durchbrechen. Da das blofs Subjective des Bewufstseins beharrt, spiegelt sich Gott nur in der Ichheit ab. Aber solches Gottbesinnen, solche Offenbarung Gottes im Bewufstsein ist nicht wirkliche Offenbarung, welche nur vom Standpunkt des Geistes möglich ist.

(Der Beschlufs folgt.)

XCIX.

Naturgeschichte der Insekten, besonders in Hinsicht ihrer ersten Zustände als Larven und Puppen von P. Fr. Bouché, Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin u. s. w. Erste Lieferung mit 10 *Kupfertafeln. Berlin, Nicolai* 1834. 8. 216 S.

Diese Schrift ist unter den zahlreichen systematischen Arbeiten, welche in neuerer Zeit über Gegenstände der Entomologie in gröfserem oder geringerem Umfange erschienen sind, eine überraschende und um so angenehmere Erscheinung, als der Glaube an die Fähigkeit unseres Zeitalters zu Arbeiten, wie wir sie bei *Reaumur* und *de Geer* mit Recht bewundern, verloren gegangen und an seine Stelle die Meinung getreten zu sein schien, nur systematisch ordnende oder anatomisch-physiologische Untersuchungen könnten der Entomologie förderlich und erspriefslich werden. Den Gegenbeweis liefert die Arbeit des Herrn *Bouché*; sie zeigt, dafs die alleinige Betrachtung des letzten vollkommenen Lebenszustandes für die natürliche Systematik nicht ausreiche, und dafs, wenn man die Verwandlungsverhältnisse der Kerfe übersieht, auch eine natürliche Stufenfolge der Familien aufzufinden kaum möglich sei. Es hat freilich der Herr Verf. diese Ansicht nirgends selbst ausgesprochen;

allein sie drängt sich dem aufmerksamen Leser beim Durchgehen des Werkes so sehr auf, dafs man sie dennoch als die Grundidee des Gegebenen bezeichnen mufs. Schon die Annahme des vom *Referenten* in mehreren Arbeiten aufgestellten und nachgewiesenen Systemes, welches ganz auf der eben ausgesprochenen Ansicht gegründet ist, zeugt für die gleiche des Verfs., und es rechtfertigen sich zum Theil jene vom *Ref.* getroffenen Eintheilungen durch die Beobachtungen des Herrn Bouché, während sie anderen Theils durch dieselben verbessert und verändert werden. —

Indem es nämlich die Aufgabe des Verfs. war, die Larvenzustände und Verwandtschaftsverhältnisse der Insekten zu schildern, mufste er von der Verschiedenheit zweier Hauptgruppen unter den Kerfen, welche *Ref.* als *Insecta ametabola* und *Ins. metabola* bezeichnet hatte, ausgehen. Von den Ersteren, oder den Kerfen mit *unvollkommener Verwandlung*, wird nur die Gattung *Coccus Lin.* einer näheren Untersuchung unterworfen und eine neue Gruppe derselben unter dem Namen *Aspidiotus* aufgestellt, welche sich durch das freie, die Larven und Weibchen stets bedeckende, Schild von allen verwandten unterscheidet.

Die Kerfe mit *vollkommener Verwandlung* werden in der Reihenfolge des genannten Systems aufgeführt; es folgen also zunächst die *Zweiflügler* (*Diptera Lin.*). Diesen hat Hr. *Bouché* mit Recht die gröfste Aufmerksamkeit gewidmet, da sie bisher die am wenigsten bekannten waren. Den Unterschied, dafs einige ihrer Larven sich vor dem Uebergange in die Puppe häuten, andere als Puppe in der alten Larvenhaut stecken bleiben, hebt der Verf. ganz besonders hervor. Zur ersteren Gruppe gehören die Familien: *Tipularia* (25 Art.), *Scenopinea* (1 Art), *Empidodea* (1 Art), *Leptodea* (1 Art), *Therevanidae* (2 Art.), *Asilina* und *Tabanina;* zur letzteren alle übrigen. Aus beiden Gruppen wurden die Larven vieler Arten beschrieben, theils überhaupt zuerst, theils kenntlicher und charakteristischer als vorher von Anderen; sehr zahlreich sind besonders die Beobachtungen über Glieder der Familie *Muscina*, wovon 55 Arten, insgesammt aber 95 Arten, im Larvenzustande beschrieben werden, manche auch im vollkommenen Lebensalter zuerst. — Unter den *Schmetterlingen* (*Lepidoptera Lin.*), deren Verwandlungsgeschichte schon am vollständigsten bekannt war, wurden besonders die zahlreichen Formen der *Mikrolepidopteren* genauer beobachtet und die früher nicht beachtete Verwandlungsgeschichte vieler längst bekannter Arten mitgetheilt; die Gesammtzahl der beobachteten Arten beläuft sich auf 54. — Die Larven der folgenden Ordnung, *Immen* (*Hymenoptera Lin.*), zeigen wie die der *Zweiflügler*, eine doppelte Verschiedenheit, insofern die meisten fufslos, einige dagegen mit vielen Füfsen ausgerüstet sind. Letztere, die Familie der *Blattwespen* (*Tenthredonodea*) bezeichnend, verlangten wegen hinreichender Bekanntschaft nur eine kurze Beachtung, daher nur 8 Arten im Larvenzustande beschrieben wurden; erstere dagegen werden weitläuftiger abgehandelt. Neu sind besonders die Verwandlungsverhältnisse vieler (45 Arten) *Schlupfwespen* (*Ichneumonodea*) zumal hinsichtlich der Wohnthiere, in denen sie als Larven leben; wobei denn auch viele früher noch nicht beobachtete Arten im vollkommenen Lebenszustande beschrieben wurden, oft jedoch, das läfst sich nicht leugnen, kürzer als der Leser es wünschen dürfte, indem ja grade diese Insekten so veränderlich und in ihren charakteristischen Artunterschieden so spitzfindig gebildet sind. Uebrigens wurden aus dieser Ordnung im Ganzen 76 Arten in Betracht gezogen. — Der letzten Ordnung, den *Käfern* (*Coleoptera Lin.*), ist ein geringerer Raum gestattet, als man es vermöge des grofsen Umfanges derselben erwarten sollte; allein es treten ja grade bei dieser Ordnung ganz besondere Schwierigkeiten ein, welche die Beobachtung ihrer früheren Lebenszustände erschweren. Herr *Bouché* deutet den verschiedenen Bau der Larven nur an, ohne, was sehr verdienstlich gewesen wäre, eine Zusammenstellung und Uebersicht der Familien nach dem Bau ihrer Larven zu geben. Von den 36 hier im Larvenzustande geschilderten Käfern gehören 4 den früher in dieser Lebensperiode noch nicht beobachteten Micropteren, 5 den Elateren, 7 den Curculionen, 3 den Chrysomelinen, die übrigen je einzeln verschiedenen anderen Familien an, unter welchen sich als besonders wichtig für die natürliche Systematik die Gattungen *Nitidula*, *Byturus*, *Crypticus*, *Pytho*, *Mycetochares* und *Cis* auszeichnen; alle gehören zur Gruppe der mit *sechs* deutlichen, gegliederten hornigen Füfsen versehenen Larven. — Eine kurze *Nachlese* führt von *Insectis ametabolis* noch einen *Thrips*, von *Ins. metabolis* mehrere *Dipteren* und einen *Eulophus* auf, welche die Zahl aller hier in ihrer Verwandlung geschilderten Kerfe auf 278 Arten steigern. —

Was die Art der Behandlung anbetrifft, so ist es besonders anzuerkennen, dafs Herr *Bouché* sich einer lobenswerthen Kürze befleifsigt hat, und darin zumal von seinen Vorbildern *Reaumur* und *de Geer* abgewichen ist, dafs er sich nicht mit Nebendingen befafste, sondern überall die Hauptsachen bündig hervorhebt. Trotz dem kann *Ref.* nicht umhin den Wunsch auszusprechen, der Herr *Verf.* möge bei der Fortsetzung seines Werkes in der Beschreibung etwas ausführlicher sein, und namentlich auf die Schilderung der Mundtheile, Fühler und Beine eine noch gröfsere Sorgfalt verwenden. Dieser Wunsch würde sich kaum dem Leser aufdringen können, wenn die auf 10 Tafeln beigegebenen Abbildungen weniger schematisch gehalten wären, und mehr Individuelles und Charakteristisches sich an ihnen erkennen liefse, was leider nicht immer der Fall ist. — Nichtsdestoweniger ist die Arbeit von ganz besonderer Wichtigkeit, und wird gewifs durch das viele Neue und Anziehende, welches sie enthält, Andere zu gleichen Beobachtungen auffordern, oder diejenigen, welche schon ähnliche Beobachtungen gemacht haben, zur Bekanntmachung derselben veranlassen. *Ref.* wünscht, dafs sie aufser anderen heilsamen Folgen für die Wissenschaft, ganz besonders die eben angedeutete haben möge, damit wir endlich einmal über die Verwandlungsverhältnisse der Kerfe vollständig unterrichtet werden. Aus eben diesem Grunde sehen wir der folgenden Lieferung mit gespannter Erwartung entgegen. — Druck und Papier sind gut.

Burmeister.

№ 99.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte.

(Schlufs.)

So fällt denn unser Verf. wieder auf den Standpunkt der Reflexion und Unmittelbarkeit, wie so viele Andere, zurück. Darum spricht er auch gern davon, dafs der arme Mensch ein halbvollendetes, ahnendes und sehnsüchtiges Wesen sei, dafs ihm das Höchste nur mit Sehnsucht und geheimer Trauer gemischt erscheine, und was dergleichen mehr ist. Dies mag allen schwachen Geistern gesagt sein, die neben der Erkenntnifs und der Macht und Tiefe des Geistes nun einmal von der Ohnmacht des Nichtwissens und Gefühls nicht lassen können. Der Verf. hat oft viel Suade ganze §§. hindurch, und ist insbesondre redselig, wenn der speculative Gedanke herrschen sollte. Nach dem Platonischen Ausdruck ist aber nicht Allen vergönnt, unverwandt in die Sonne zu blicken, den speculativen Gedanken unverrückt zu ertragen. Er redet dafür lieber von Urgrundsätzen und Urgesetzen (von welchen Thatsachen des Bewufstseins längst nicht mehr die Rede sein sollte) ungefähr so, wie Samuel Square bei Bulwer in England und den Engländern.

Ob der Verf., indem er dies liest, das Gefühl haben mag, wir setzen hinzu, des Lächerlichen, welches entsteht, wenn von allem, was man beabsichtigt, das Gegentheil herauskommt, und die Reflexion auf sich selbst zurückgeworfen wird, dürfen wir kaum glauben, weil dazu vor allen gehört, dafs man nichts habe in sich fix und fest werden lassen. Er wird ferner es sich angelegen sein lassen, in allen Journalen nach der Reihe die unglaublichsten Cruditäten, Vorurtheile und Abgeschmacktheiten bis zum Unsinn über Hegel und die Hegelsche Philosophie möglichst zu verbreiten. Unwissende und Uebelwollende giebt es allenthalben, die solch' marktschreierisches Thun und Treiben für wissenschaftliche Einsicht halten dürfen.

Diese Anzeige ist etwas verspätet worden. Es gehört (wenigstens für den Ref.) eine eigne Ueberwindung dazu, an dergleichen Zeit und Mühe zu verlieren. Aber weil so Viele nicht müde werden, immer fort von Neuem ihre fixen Ideen und Meinungen an den Mann zu bringen, die selbst auch im Publikum nach und nach fix und fest werden dürften, hat er seine Unlust für diesmal wieder besiegt. Er hat aber nicht geglaubt, allen denen, und am wenigsten dem Verf. die fixen Vorstellungen über die Hegelsche Philosophie benehmen zu können, welcher letztre sich, wie keiner, in dieselben hineinbornirt hat. Mögen sie fortfahren, die gröbsten und factischen Unwahrheiten dem Publikum immerfort zu wiederholen, als da sind: dafs Hegel die Unsterblichkeit der Seele läugne, dafs nach ihm keine freie Schöpfung und Offenbarung Gottes möglich sei, und keine substanzielle Individualität des creatürlichen Geistes; dafs er nicht mit der Idee von Gott zur Persönlichkeit des Geistes hindurchgedrungen, und Gott nach ihm nur im creatürlichen Bewufstsein Person werde, und zuletzt, um dem Absurden die Krone aufzusetzen, dafs Gott sich erst in des Philosophen Person vollendet habe. Die Wahrheit wird den Sieg behalten. —

Ein philosophisches System mufs sich selbst die Bahn brechen, was ohne Kampf nicht möglich ist, wenn es anders keine einsame Sache bleiben soll. Es mufs sich durch den Kampf der Anerkennung und des Verständnisses in das Bewufstsein der Zeit hineinarbeiten, wodurch es eine gemeinsame Sache, ein Gemeingut wird. Die Angriffe gegen die Hegelsche Philosophie sind bis jetzt nur Mifsverständnisse über sie gewesen, die ihren Kernpunkt unberührt gelassen, ja meistens nicht einmal geahnet haben. Aber sie haben dazu gedient und werden ferner dazu dienen, dafs Andre sich veranlafst sehen, was Hegel in Betreff des Verständnisses oft nur angedeutet hat, näher zu bestimmen, und dem allgemeinen Bewufstsein zugänglicher zu machen.

Wir aber schliefsen mit der Platonischen Klage, dafs es schwer sei, den Schöpfer zu erkennen, und wenn man ihn erkannt habe, es unmöglich ist, dies Allen zu sagen, oder verständlich zu machen.

Hinrichs.

C.

1. *Meletemata botanica. Auctoribus Henrico* Schott *et Stephano* Endlicher. *Vindobonae* 1832. *typis Caroli Gerold.* 36 S. *u.* 5 *Kupfert. Roy. Fol.*

Atakta Botanika. Nova genera et species plantarum, descripta et iconibus illustrata a Stephano Endlicher. 1—4*te Lieferung. Vindobonae* 1833. *apud Frid. Beck. Zusammen* 26 *S. Text u.* 40 *Kupfert. Roy. Fol.*

No. 1. ist eine Ehrengabe, dem würdigen Vorsteher des botanischen Gartens zu Calcutta, Hrn. Wallich, während seines, für alle Botaniker Europas so lehr- und gewinnreichen Aufenthalts in Europa dargebracht, und diesem Zwecke gemäfs von den beiden Herrn Verfassern aufs Beste ausgestattet. Papier, Druck und Tafeln gehören zu dem Schönsten, was uns in dieser Art vorgekommen, und was insbesondere die 5 Tafeln anbelangt, so gewähren diese dem Auge alles, was es nur immer von der radirten Manier auf Stein erwarten kann.

Die ersten beiden Tafeln stellen die, von Herrn Schott in Brasilien entdeckten und hier von Hrn. Endlicher bearbeiteten *Balanophoreen* Gattungen: *Lophophytum* und *Scybalium* dar, und der Verf. verfolgt die, dadurch eingeleitete Untersuchung weiter, um uns ein vollständiges Bild dieser seltsamsten Gruppe des Gewächsreichs in ihrem ganzen Umfange zu zeichnen, dieselbe als eine eigne *Klasse* festzustellen, und alle bekannten Gattungen nach ihren Ordnungen und Zünften mit den darunter begriffenen Arten zusammen zu stellen. Als das charakteristische Merkmal betrachtete Hr. E. mit Recht die unvollkommne Ausbildung der Saamen, welche klein, sporenartig und ohne vorgebildeten Embryo sind, neben einer ziemlich weit gediehenen Entwicklung der äufsern Fructificationstheile. Wenn er als zweites, noch gewichtiger scheinendes Merkmal die gänzliche Abwesenheit des Gefäfssystems anerkennt, so ist dieses schon früher durch Hrn. v. Martius Beobachtung, welche der Gattung *Langsdorffia* Gefäfse zuschreibt, ganz neuerlich aber durch Hrn. Rob. Brown, der bei *Rafflesia, Hydnora, Cytisus, Cynomorium* und *Helosis* Spiral-Gefäfse gefunden hat, zwar aufgehoben, es darf aber immer noch ein bedeutungsvolles Zurücktreten des Spiralgefäfssystems gegen das Zellsystem mit in den Complex der harmonisch verbundenen Merkmale, welche diese Classe charakterisiren, aufgenommen werden, und diese wird immerhin ihre Stelle an der Grenze der niederern sogenannten Zellenpflanzen und der Gefäfspflanzen beibehalten können. Das parasitische Verhältnifs ist allen gemein. Sie haben keine Spaltöffnungen, keine grünen Blattgebilde, viele unter ihnen nicht einmal einen Stamm. Einerseits steht die gigantische *Rafflesia*, welche Hrn. Rob. Brown zu einer seiner geistvollsten Arbeiten Anlafs gegeben und Hrn. Blume, der ihr die Gattung *Brugmansia* beigesellte, weiter in das gründliche Studium der ganzen Gruppe hineingeführt hat. Die einige Fufs im Durchmesser haltende, stengellos auf Cistus-Wurzeln schmarotzende, hoch- und buntgefärbte *Rafflesia*, mit ihren in jeder Hinsicht abnorm gebildeten Fructificationstheilen, schliefst sich durch Blume's *Brugmansia* an die noch kleinere (erbsengrofse) Gattung *Apodanthes* an, die in Guiana aus der Rinde der *Casearia macrophylla* hervorkeimt, und welcher erst vor Kurzem (*Annales des sc. naturelles* 1834. *Juillet p.* 19. *t.* 1.) Hr. Guillemin die Gattung *Pilostyles* zur Seite gestellt hat, — vielleicht nur die männliche Pflanze einer andern Species von *Apodanthes* darstellend, — welche von Bertero in Chili auf dem Stamme der *Adesmia arborea* gefunden wurde.

Fremdartiger nimmt sich schon die, von Hrn. Prof. Meyer in den *Actis Naturae Curiosorum (Vol. XVI.* 2) und vor Kurzem weiter durch Hrn. Rob. Brown untersuchte und erläuterte Gattung *Aphyteia* des südlichen Africas aus. —

Die *Cytineen* zeigen sich schon vielblumig auf einem mehr erhobenen Stamme, getrennten Geschlechts; die männliche, 4—6spaltige Blüthe bringt auf gemeinschaftlichem Träger doppelt so viele Staubbeutel als die Blüthe Abschnitte hat, und der mit dem Blüthenrohr erwachsene einfächrige Fruchtknoten hat an den Wänden acht Saamenböden. — Bei den *Balanophoreen* stehen die Blüthen, gleichfalls getrennten Geschlechts, auf besondern Blüthenböden; die männliche Blüthe hat entweder nackte, einzelne, oder 3 durch die Träger verbun-

denen Staubfäden in einer dreitheiligen Blüthe; die weibliche Blüthe ist ohne Blüthendecke, zweigrifflig, mit zweifächrigem Fruchtknoten, der in eine einfächrige Frucht mit geballten, einen einfachen Saamen vorstellenden Keimkörnern übergeht. Nach dieser wesentlichen Abstufung der immer tiefersinkenden Ausbildung nimmt Hr. Endlicher in der Classe der *Rhizantheen* 3 Ordnungen an, nämlich:

I. *Balanophoreae*, welche wieder in 4 Tribus zerfallen:

1. *Lophophytae* mit freien Staubfäden ohne Blüthendecken und mit mehreren Blüthenböden auf einem Stamme; dahin 1) das merkwürdige *Lophophytum* dieses Werks, Fufslang, gleich dem Kolben einer Aroidee unten mit vielen halbkugligen Haufen weiblicher — nach der Spitze zu mit ähnlichen Haufen männlicher Blüthen in spiraliger Stellung bedeckt; ein Zwischenraum trennt die beiden Geschlechter. Der Stamm ist unterhalb beschuppt; unter den weiblichen Blüthenböden steht ein kurzes Deckblatt; statt der Blüthendecken mischen sich stumpfe fleischige Schuppen zwischen die Staubfäden. Von Schott in Brasilien entdeckt. — 2) *Sarcophyte Sparrm. (Ichthyosma Schlechtend.)*.

2. *Cynomorieae*, mit freien Staubfäden und einem einzelnen eingeschlechtigen Köpfchen auf jedem Stamm. — Die Europäische Gattung *Cynomorium*.

3. *Helosieae*, drei verwachsene Staubfäden; die einzeln auf dem Ende der Stengel stehenden eingeschlechtigen Köpfchen sind mit abfallenden Deckblättern umgeben. Gattungen sind: 1) *Helosis* mit 5 Arten, und 2) *Scybalium* (*Fungiforme*) gleichsam eine schwammartig wachsende *Dorstenia*. Die Scheibe, auf kurzem verkehrt-kegelförmigem schuppigem Stiele, trägt zwischen dichten Spreublättchen die Blüthen, und die männlichen sind aufserdem noch mit Fäden untermischt; oft stellen sich, zu einer mehr knolligen Masse verwachsend, mehrere weibliche Scheiben um die endständige männliche herum. Die Pflanze wird 1—2 Zoll hoch, und die Scheibe gegen 1 Zoll breit. Man glaubt eine eigenthümliche monströse Form von *Eriocaulon* zu erblikken. Auch diese Pflanze entdeckte Herr Schott in Brasilien.

4. *Langsdorffieae*, — wie *Helosieae*, aber ohne Deckblätter um die Blüthenböden. Dazu die Gattungen *Langsdorffia* und *Balanophora*.

II. *Cytineae*, der Grundcharakter wurde schon oben angedeutet. Dazu gehört eigentlich nur *Cytinus Lin.* Herr Endlicher bringt aber noch als *Genera affinia* hieher: 1) *Hypolepis Pers.* die schwerlich von *Cytinus* verschieden ist; 2) *Aphyteia Thunberg*; 3) *Apodanthes Poit.* Unserer Meinung nach mufs *Aphyteia* eine eigne Ordnung: *Hydnoreae* bilden, *Apodanthes* aber, nebst der hier noch einzuschaltenden Gattung *Pylostyles Guillem.* zur dritten (oder wenn *Aphyteia* zur Ordnung erhoben wird, zur vierten) Ordnung, *Rafflesieae*, wohin noch aufser den beiden genannten kleinen Nebenbildern die stattlichen *Brugmansia* und *Rafflesia* gehören, versetzt werden.

Am Schlusse dieser Abhandlung S. 15, nimmt Hr. Schott von der hie und da angeregten Verwandtschaft der Rhizantheen mit den *Aroideen* die Veranlassung, eine *Synopsis Aroidearum* anzureihen, welche viel Licht auf diese schwierige Familie wirft, und künftig als Canon für dieselbe dienen wird. Diese Abhandlung erstreckt sich bis S. 22 und legt alle bekannten Aroideen in 42 Gattungen auseinander; sie leidet aber keinen Auszug, eben so wenig als die nun folgenden, von beiden Herausgebern abzuleitenden Beschreibungen einzelner Pflanzen, deren jede wieder zu den lehrreichsten Excursen Gelegenheit bietet. Wir wollen die hier beschriebenen Pflanzen blofs nennen. *Mayaca Vandellii* Taf. 3; *Ungeria floribunda*, eine schöne Sterculiaceen-Gattung, Hrn. Dr. Unger zu Kitzbühl in Tyrol gewidmet, Taf. 4; *Methorium canum* aus Neu-Holland, — worauf Betrachtungen über die Familie der Sterculiaceen und eine synoptische Zusammenstellung der dazu gehörenden Gattungen dieses schöne Werk abschliefsen.

Ein Werk wie das unter No. 2 angeführte, kann hier nicht in seinen Einzelnheiten verfolgt und dargelegt werden. Der Titel charakterisirt es hinlänglich: es enthält botanische Atakta, und zwar aus dem Gebiete der systematischen Pflanzenkenntnifs, — Beschreibungen einzelner, seltener, merkwürdiger oder neuer Pflanzen.

Dabei könnte man freilich zunächst auf den Gedanken kommen, dafs es solche Werke, die das Einzelne des Gewächsreiches vereinzelt darstellen, schon eine grofse Menge gegeben habe und noch gebe.

Man darf aber Herrn Endlichers Atakta nur zur Hand nehmen, um sich bald zu überzeugen, dafs es Werke dieser Art nur wenige gegeben habe, und dafs

gegenwärtig nichts im Gange ist, was sich diesem an die Seite stellen liefse.

Wer nämlich, durchdrungen von der richtigen Erkenntnifs der im Pflanzenreich allgemein waltenden und bildenden Gesetze, eine einzelne Pflanzenspecies durch alle Besonderheiten ihres Baues verfolgt, dem wird die Reconstruction aller dieser Einzelnheiten zur Einheit der ganzen Pflanze unmittelbar zur anschaulichen Construction eines *Bildungsgesetzes*, welches er somit als real vor seinen Augen hinlegt und dem Beschauer so vor Augen stellt, dafs dieser ein Besonderes schauend, zugleich die identische Nothwendigkeit des Allgemeinen der Idee mitanschaut, und sich dieser Identität nicht weniger klar, als bei einer mathematischen Construction, bewufst wird.

Wenn nun der Darstellende noch aufser dem selbst Wahl des Darzustellenden schon in diesem Geiste trifft, und von Anbeginn aus einer umfassenden Kenntnifs des Gewächsreichs herausblickend, das Einzelne nach seiner Bedeutsamkeit für das Höhere, nach seiner Anschaulichkeit oder auch nach seiner prägnanten Fülle und Verwicklung, zu würdigen weifs, so erhebt er dadurch sein Werk weit über die Stufe der gewöhnlichen, nur das Einzelne als solches und in seiner trüben Verschlossenheit vorliegenden Bilderwerke, und giebt ihm eine wissenschaftliche, in Bildern Ideen verkündende Bedeutung.

Dazu gehört aber, was die bildliche Darstellung anbelangt, vor allen Dingen ein gutes Geschick des Zeichners, eine sichere Haltung, die schon im Bilde des individuellen Ganzen alle Einzelnheiten hervorzuheben weifs, und weiter noch der eindringende Verstand, der auf das Bedeutsame einen sinnreichen Nachdruck legen und dessen Eindruck auf den Beschauer verstärken kann, ohne dadurch die Harmonie der Züge zu stören. Herr Professor Braun aus Carlsruhe, zeigte bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart im Herbste 1834 der botanischen Section Zeichnungen von *Charen* vor, die in diesem Geiste entworfen, alles hinter sich lassen, was uns noch in ähnlicher Art vorgekommen ist.

Was nun ein solches Bild im Gesammtausdrucke dargeboten hat, mufs dann weiter in analytischen Figuren aufs vollständigste und vielseitigste auseinander gelegt und treulichst dargestellt werden, und zwar nach einem grofsen Maafsstabe, der die völligste, hinlänglich ins Auge fallende Umgrenzung jeder, auch der relativ kleinsten Besonderheit mit kräftiger Bestimmtheit zuläfst; mehrseitige Ansichten körperlicher Dimensionen müssen sich untereinander ergänzen, und wo die Gesammtheit der Anordnung nicht auf der Fläche der Tafel vollständig darzulegen ist, da müssen ideale und willkürliche Bezeichnungen, Diagramme, das Vereinzelte wieder in seinen wahren Zusammenhang bringen und begreiflich machen.

Herr Endlicher hat in diesem Stück bewiesen, dafs er in Bauers Fufstapfen als würdigster Nachfolger treten könne, ja er hat in kunstreichen idealen Durchschnitten, in der Fertigkeit, Lagen, Stellungen, Aufeinanderfolge und Deckungen einzelner zu einem Organ verbundner Theile nachbildend oder durch Zeichen zur Anschauung zu bringen, ihn übertroffen, wie es von einem Manne zu erwarten war, dem kein Fortschritt unserer Wissenschaft bis auf diesen Tag fremd geblieben ist.

Endlich was das Bild zeigt, soll die Beschreibung in Worten der lebendigen Anschauung *nach* — dem Beschauer des Abbilds *vor*sprechen.

Wir können unsere Anzeige mit der Versicherung schliefsen, dafs Hrn. Endlichers Atakta allen Anforderungen, die in einer solchen Aufgabe liegen, völlig entspreche, und dafs sie folglich nach unsrer Ueberzeugung hoch zu rühmen und zu empfehlen sei.

Alle in diesem Werke abgebildeten Pflanzen sind noch nirgends in Abbildung geliefert; nur *Diesingia scandens*, Taf. I. und II. und *Hemispadon pilosus tab. III.* kamen schon in der *botanischen Zeitung* vor, wo sie Herr Endlicher selbst mittheilte, — der merkwürdigen Gattung *Ceratotheca* aber hatte derselbe schon früher in der Linnäa eine geistreiche Abhandlung und eine bildliche Darstellung gewidmet.

Ueber *Ficinia aphylla*, Tab. XII., will ich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die Kapsche Pflanze unterscheidet sich von den übrigen Ficinien sehr auffallend durch ihren Bau im Allgemeinen, und hat aufserdem einen zweispaltigen Griffel und eine biconvexe Frucht, während alle mit dem gemeinsamen Ausdruck der Ficinien-Gattung begabte Arten auch einen dreispaltigen Griffel und eine dreiseitige Frucht haben. Ich bildete daher aus diesem Typus in meiner „*Uebersicht der Cyperaceen-Gattungen*" in *Schlechtendals Linnäa* IX. Bd. 3tes Heft, S. 291 die Gattung *Schoenidium*. Als Synonym gehört hieher: *Schoenus lateralis Vahl. En. II.* p. 211, welchen Namen ich a. a. O. wieder herstelle (*Schoenidium laterale*), nachdem ich mich überzeugt habe, dafs beide Pflanzen wirklich zusammen gehören.

Nees v. Esenbeck.

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

CI.

Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen gehalten zu Bremen von Dr. W. E. Weber. Erste Abtheilung. Leipzig u. Darmstadt, 1834. *bei Leske.* 360 *S.* 8.

Ref., obgleich Philosoph von Profession, gehört doch keineswegs zu denen, die auf die Rechte ihrer Wissenschaft eifersüchtig, jedem nicht gerade schulgerechten oder ausdrücklich auf speculative Principien begründeten Versuche einer Verständigung über ästhetische Gegenstände den Eintritt in das Bereich der Literatur verwehren möchten. Er weifs den Gewinn zu schätzen, der unserer Zeit aus der Gewohnheit einer denkenden Beschäftigung mit den grofsen Dichtern unserer und früherer Zeiten, und mit der Kunst in ihrem ganzen Umfange, auch unabhängig von eigentlicher philosophischer Wissenschaft, erwachsen ist. Es ist ihm nicht unbemerkt geblieben, dafs es heut zu Tage gar nicht Wenige giebt, denen solche Beschäftigung die Stelle nicht etwa nur des philosophischen Denkens, sondern selbst der religiösen Andacht vertreten mufs; die in ihr geradezu das Einzige haben, was sie über das prosaische Treiben der Welt und die gemeine Alltäglichkeit erhebt. Wenn irgend jemand, so ist er bereit, das Bedürfnifs anzuerkennen, dafs durch leicht verständliche, jedem Gebildeten zugängliche Darstellungen ein gründliches und lebendiges Verständnifs der Poesie und Kunst im Ganzen wie im Einzelnen, immer von neuem wieder gefördert werde, und solche Darstellungen, wenn sie ihm geboten werden, mit aufrichtigem Danke zu nehmen. Bei Darstellungen solcher Art kommt es ihm keineswegs darauf an, wie viel oder wie wenig ausdrückliche Ehre der Philosophie überhaupt oder gewissen bestimmten philosophischen Bestrebungen von ihnen gezollt werde; ist nur der Kern des Gedankens in ihnen ein edler und tüchtiger, so gestaltet sich das Verhältnifs zur Philosophie von selbst, und es bedarf nicht einer ausdrücklichen Anerkennung auch der streng wissenschaftlichen Leistungen oder Beziehung auf solche. Nicht hingegen vermag Ref. seinerseits die Toleranz und Anerkennung so weit zu erstrecken, dafs er einem princip- und ideenlosen Raisonnement die Berechtigung sich als ästhetische Wissenschaft zu gebärden zugestehen und es gut heifsen sollte, wenn solches Raisonnement, das Verdienst der ästhetischen Betrachtung einzig in das, was sich für diese Betrachtung von selbst verstehen sollte, in den richtigen *Geschmack* oder die Genufs- und Unterscheidungsfähigkeit des Schönen, und dann etwa noch in die Gabe eines eleganten, wort- und phrasenreichen Ausdrucks setzend, dabei auf die eigentliche Philosophie, als auf eine für das Verständnifs des Schönen völlig unnütze, ja dieses Verständnisses nothwendig und überall entbehrende Schulfüchserei hochmüthig herabblickt.

Dafs ein Mann wie Hr. Weber, als gelehrter Kenner des Alterthums, als gebildeter und geschmackvoller Kritiker und über Beides noch als tüchtiger Schulmann vortheilhaft bekannt und vielfach gerühmt, einen solchen Mifsgriff begehen konnte, wie ihn das gegenwärtige Werk enthält, kann nur das lebhafteste Bedauern erwecken. Wenn irgend ein Anderer, so sollte ein Lehrer der Jugend, ein Vorsteher und Lenker des Erziehungswesens das Bewufstsein hegen, welchen Nachtheil aller gründlichen Bildung solch flaches und prätentiöses, ästhetisches Raisonniren und Schönthun bringt. Wir zweifeln auch keinen Augenblick, dafs der Hr. Verf. uns diesen Nachtheil, und das Verwerfliche der gemeinhin so genannten Belletristerei im Allgemeinen zugeben wird. Wie es aber hat geschehen können, dafs er selbst, ohne es gewahr zu werden, in diesen Fehler

gefallen ist, darauf dürfte es vielleicht der Mühe lohnen, mit einigen Worten aufmerksam zu machen. — Wir sehen in ihm, nur mit Uebertragung in andere Zeitverhältnisse und einen andern Literaturkreis, genau denselben Irrthum sich wiederholen, der in früherer Zeit so manchen ehrenwerthen Schulmann zu einer gehaltlosen, aber durch elegante Latinität bestechenden Rhetorik und Phraseologie über Gegenstände oder Sentenzen, die durch das Studium des Alterthums angeregt wurden, verleitete. Gewiss waren diese würdigen Männer nicht weniger, als Hr. Weber von der Trefflichkeit unserer neuern Dichter es ist, von der Trefflichkeit und dem hohen Werthe der Alten durchdrungen und begeistert; gewiss standen sie nicht minder aufrichtig und ehrlich in der Meinung, durch ihre sorgfältig ausgearbeiteten, obgleich überall nur von selbst sich Verstehendes breit auseinander legenden Discurse das Verständniss jener Alten in einem gediegenen Zusammenhange zu eröffnen, wie Hr. Weber durch seine Vorlesungen das Verständniss unserer Künstler und Dichter. Was aber den Beweis betrifft, den die Darstellung selbst durch ihren Styl und ihre Form für ihr Eingedrungensein in den Geist und Sinn ihres Gegenstandes zu führen hat, so war der ciceronianische Periodenbau jener gründlich gelehrten Abhandlungen kein schlechterer, als die zierliche und kunstreich verschlungene, aber etwas frostige deutsche Schreibart unsers Hrn. Verfs., welche vorzüglich Goethen zu ihrem, doch schwerlich überall richtig erfassten Vorbilde zu haben scheint. Die Verachtung, welche jenen Männern ihre Versenkung in den Geist und die Formen der alten classischen Welt gegen alles Moderne einflösste, findet ihr Gegenbild in der Geringschätzung, mit welcher Hrn. Weber seine ästhetische Studien gegen die speculativ philosophischen erfüllt haben. Wenn man jene obgleich auf ehrenwerthem Grunde beruhende, doch hin und wieder in das Lächerliche übergehende Vorliebe für das Alterthum als *Pedanterei* bezeichnet hat, so dürfte auch dieser Ausdruck wohl auf die Vergötterung einiger grossen neueren Schriftsteller sich übertragen lassen, wenn dieselbe dergestalt zur fixen Idee geworden ist, dass sie z. B. Hrn. Weber verleitet, Börne'n, dem er alle seine andern Sünden zu vergeben sich geneigt zeigt, nur diese eine als unerlasslich zu behalten, dass er Goethe'n gelästert. — Ref. muss, um nicht missverstanden zu werden, hinzufügen, dass er gegen das Urtheil, welches der Verf. über Börne ausspricht, nichts einzuwenden hat, aber dass es ihm scheinen will, als ob man Börne's Humor dasselbe Recht, wie gegen so vieles andere Grosse und Würdige, auch gegen Goethe, zugestehen müsse. Hr. Weber nimmt für Aristophanes das Recht in Anspruch, den Sokrates zu verspotten. Ist Börne, worauf ungefähr Hrn. Webers Andeutungen über ihn hinauszukommen scheinen, ein moderner Aristophanes, warum sollte er nicht für sich ein gleiches Recht gegen Goethe in Anspruch nehmen können? Oder warum sollte Goethe durch Börne's Verunglimpfung mehr verletzt werden, als Sokrates durch die Verunglimpfung des Aristophanes? Warum, als weil Hr. Weber Pedant in seiner Vorliebe für Goethe, aber nicht mehr wie Andere vor ihm, denen er dies gewaltig übel nimmt, und sie vornehm deshalb zurecht weist, für Sokrates, ist?

Bei der Parallele, wie wir sie hier zwischen der ehemaligen Schulrhetorik und einer phraseologischen Aesthetik der Art, wie die vorliegende es ist, zogen, können wir uns jedoch nicht verbergen, dass die Gefahr und der Nachtheil, welchen die erstere brachte, stets ein ungleich geringerer war, als welchen die letztere uns zu bringen scheint. Jene nämlich setzte auch bei ihren Lesern ein gründliches Studium, wenigstens der alten Sprachen und des Aeusserlichen der alten Denk- und Ausdrucksweise voraus; diese hingegen ist nur allzugeeignet, der Eitelkeit und dem Dünkel Solcher zu schmeicheln, die auf dem königlichen Wege einer genussreichen Lecture von Dichterwerken und einer epicureischen Kunstbeschauung eben dahin zu gelangen meinen, wohin Andere nur die ernste Arbeit des Gedankens führt. Wir können uns recht lebhaft die selbstgefällige Lust der eleganten Cirkel vergegenwärtigen, vor denen Hr. Weber gesprochen und für die er geschrieben hat, wenn sie durch die wohlgesetzten Worte des Redners belehrt werden, dass, was sie selbst schon längst bei der Lectüre von Göthe, Jean Paul, Leopold Schefer gedacht und empfunden, nebst den allgemeinen Vorstellungen, Reflexionen und Redensarten über Kunstschönes, die ihnen gleichfalls längst geläufig waren oder es beim Anhören jener Worte augenblicklich werden, die höchste Weisheit, und alle Schulwissenschaft dagegen gering zu schätzen ist. Wir hegen zu der Gewissenhaftigkeit und zu dem pädagogischen Takte des Hrn. Weber das gün-

stige Zutrauen, dafs er den Zöglingen seiner Gelehrtenschule den Eintritt in seine ästhetischen Vorlesungen untersagen, und die Lecture seines Buches widerrathen wird; denn diese wenigstens wären zu beklagen, wenn sie dadurch zu einer falschen Richtung verleitet werden sollten, während an den Mitgliedern jener Cirkel freilich in der Regel nach dieser Seite hin wenig mehr zu verderben sein mag. Nicht, dafs wir die heranreifende Jugend von der Lecture und auch von der denkenden Betrachtung der Kunst überhaupt, und insbesondere der vaterländischen Dichter ausgeschlossen wissen wollten. Vielmehr sind wir bereit, die Einführung dieser Studien auch in den wissenschaftlichen Jugendunterricht als einen erfreulichen Gewinn anzuerkennen, dafern sich nur allenthalben Männer finden, die aus der ästhetischen Gegenständlichkeit auf populär eindringliche Weise einen wahrhaften Gedankeninhalt hervorzuentwickeln verstehen. Dies nämlich ist es, was wir von aller und jeder reflectirenden Behandlung jener Gegenstände, sei dieselbe nun der Jugend oder auch „gebildeten Freunden des Schönen" gewidmet, fordern, dafern wir ihr irgend einen Werth oder Berechtigung zugestehen sollen: dafs sie den Leser oder Hörer, wo nicht zu einem lebendigen Bewufstsein, doch wenigstens zu einer Ahnung der *Probleme* bringe, die für den denkenden Geist in der Kunst und der Schönheit niedergelegt sind. Der schwerste Tadel für ein Unternehmen solcher Art ist uns dieser, wenn dadurch das ganze Gebiet jener Gegenständlichkeit so plan und eben gemacht wird, dafs für den Betrachter nicht die mindeste Schwierigkeit, nicht der kleinste Anstofs, der ihn zum Weiterdenken anregt, übrig bleibt. Wir verlangen nicht, dafs Alle, zu denen über Schönheit, Kunst und Poesie gesprochen wird, zu Philosophen gebildet werden sollen, wohl aber verlangen wir, dafs in ihnen eine, wenn auch noch so ferne und leise Vorempfindung dessen geweckt werde, was die Werke der Poesie und Kunst für den Philosophen sind. Wenn es der Aesthetiker nicht dahin bringen kann, dafs seine Zuhörer die Art und Weise, wie in jenen Werken das Räthsel der Welt und des Lebens niedergelegt ist, *gewahr werden* — die *Lösung* des Räthsels mögen sie immerhin Andern überlassen —: so ist sein Beginnen ein eitles und nichtiges.

Doppelt bedauerlich war uns der Charakter des gegenwärtigen Werkes noch darum, weil er den Gegnern der darin ausgesprochenen kritisch-ästhetischen Ansichten über Werth und Unwerth neuerer Dichter, welche mit wenigen Ausnahmen die richtigen sind, und dem gebildeten Geschmacke des Hrn. Verfs. Ehre machen, einen willkommenen Vorwand zur Schmähung dessen geben wird, was hier als der hauptsächlichste Gegenstand der Verehrung ausgesprochen wird. Wäre z. B. die Art, wie hier Göthe gefeiert wird, die dem Geiste und Sinne unsers grofsen Dichters wirklich gemäfse, so würde der Tadel, den Wolfgang Menzel fortwährend über den Dichter, und der Spott, den er über dessen Anhänger ausgiefst, aufhören ein ungerechter zu sein. Aber wenn von irgend einem Schriftsteller, so hätte Hr. Weber von Göthe lernen können, was es heifst, in den Sinn und Geist bedeutender literarischer Erscheinungen betrachtend einzudringen, und wie das Recht, seine Bewunderung grofser Menschen oder Kunstwerke auszusprechen und geltend zu machen, nicht dadurch erworben wird, dafs man die Bewunderung für sie empfindet und in wohlklingende Floskeln einzukleiden weifs, sondern allein dadurch, dafs man diese Bewunderung in höherem Sinne zu motiviren, dafs man sich zu ihnen in eine individuelle und persönliche Beziehung zu setzen und ihren eigenthümlichen Inhalt auf eine Weise, die selbst der Eigenthümlichkeit nicht entbehrt, an das Licht zu ziehen versteht. Wo Göthe solcher individuellen Beziehung entbehrte, da hat er, so grofs auch seine Hochachtung, seine Bewunderung für so manches ihm Begegnende war, so lebhaft und so tief er von allem Aechten und Schönen ergriffen ward, jederzeit geschwiegen. Dafs er stets wohlgefällig auf Alle, welche Verehrung und Bewunderung für ihn zur Schau trugen, hingeblickt, ist eine Verläumdung; nur Solche beachtete er und freute sich ihrer, die von irgend einer Seite her ein originelles Eindringen in seinen Geist beurkundeten. Wir geben zu, dafs, wer eine zusammenhängende Uebersicht der Aesthetik geben will, manche Erscheinungen der Poesie und Kunst auf eine mehr allgemeine Weise zu berühren, und hergebrachte, fertige Urtheile und Ansichten über dieselben zu wiederholen nicht wohl umhin kann. Aber auch hier wird billig, wenn nicht überall eigentliche Originalität der kritischen Aeufserung, so wenigstens Einreihung des Bekannten in einen eigenthümlichen wissenschaftlichen Zusammenhang, wodurch dieses Bekannte in ein neues Licht gestellt wird, oder ein

erhöhtes Gewicht erlangt, gefordert. Wer aber, wie Hr. Weber, die gesammte geistige Substanz seiner Wissenschaft so ausschliefslich in die receptive Seite derselben, in die Anschauung und Bewunderung des gegebenen Kunstschönen verlegt, und für den Ausdruck und die beredte Darlegung seiner ästhetischen Denk- und Sinnesweise so viel Prätention macht, von dem erwartet man allerdings, dafs er nicht blofs mit bewährten, sondern auch, einigermafsen wenigstens, mit neuen und eigenthümlichen kritischen Gesichtspunkten und Wendungen anregend und belebend hervortreten wird. Wir aber müssen bekennen, in dem ganzen Buche auch nicht Einem wahrhaft neu zu nennenden Gedanken begegnet zu sein.

I. H. Weifse.

CII.

Observationes neurologicae, quas ut locum in facult. med. Univ. litt. Frid. Guil. rite otineret evulgavit Frid. Schlemm, M. et Ch. Dr. et Prof. p. o. etc. Berol. 1834. *4o. cum III. tab. aeri inc.*

Diese Schrift des verehrten Herrn Verf. enthält einige neue Beiträge zur Anatomie des Menschen, welche um so dankenswerther sind, als auf diesem so viel bebauten Felde die neuen Früchte immer seltener werden. Die Natur des Gegenstandes erlaubt es nicht die Darstellungen des Hrn Verf. so weit ins Einzelne hier zu verfolgen, dafs dem Leser ein vollständiges Bild des Geleisteten gegeben werden könnte. Wir begnügen uns deshalb nur die wesentlichsten Punkte abzudeuten, welche in den mitgetheilten vier Arten von Beobachtungen enthalten sind.

I. Ueber die Zahl der Sakral- und Steifsbeinnerven und über die an den Steifsbeinnerven neu entdeckten Ganglien. Frühere Schriftsteller weichen in Angabe der Zahl dieser Nerven sehr von einander ab, indem einige 5, andere 6 Steifsbeinnerven oder 5 Steifsbein- und 1 Sakralnerven beschreiben. Durch 7 verschiedene Beobachtungen, von denen 5 an männlichen und 2 an weiblichen Leichnamen angestellt sind, gelangt der Verf. zu folgenden Resultaten: 1) Man findet in jedem Rückenmark 5 Sakral- und 1 Steifsbeinnerven. 2) Selten jedoch zeigen sich 2 Steifsbeinnerven, was eine Abnormität zu sein scheint. 3) Die Steifsbeinnerven haben ebenfalls Spinalganglien. Sie liegen innerhalb des Sackes der *Dura mater*, bald am Ursprung bald am Ende, bald in der Mitte der Wurzeln. Nur in einigen Nerven fand sich kein Ganglion, was der Verf. einer Verletzung beim Präpariren zuschreibt. 4) Die Steifsbeinnerven haben, wie die übrigen Spinalnerven, zwei Wurzeln, von denen eine in seltenen Fällen fehlt. 5) Das Ganglion der 5 Sakralnerven liegt, entweder auf einer oder auf beiden Seiten innerhalb des Sackes der *Dura mater*, daher es von Einigen, die es aufserhalb des Sackes gesucht zu haben scheinen, übersehen ist. 6) Die Ganglien der Steifsbeinnerven nennt der Hr. Verf. *G. spinalia infim. s. rhachitico-coccigea.* Bock hat zwar dieser Ganglien Erwähnung gethan, aber ihnen eine andere Stelle (nämlich aufserhalb des Sackes der *Dura mater*) gegeben als sie wirklich haben, so dafs sich der Hr. Verf. demnach mit Recht diese Beobachtung als die seinige vindicirt.

II. Ueber die verschiedene Zahl der Wurzeln des *Ganglion ciliare*, so wie über einige bisher übersehene Nervenzweige, welche zum unteren geraden Augenmuskel gehen. Der Hr. Vf. führt an, dafs Varietäten in der Wurzelbildung des *Gangl. ciliare* bereits von Zinn, Meckel, Sömmering, Arnold, Bock beschrieben seien. Der Hr. Verf. erzählt zwei neue Beobachtungen. Bei der einen fand sich, dafs die lange Wurzel vom *N. naso-ciliaris* einen Zweig zum *N. lacrymalis* gab, und drei kurze Wurzeln aus dem *N. oculo-motorius* kamen. Hier fanden sich zugleich drei Nervenzweige aus dem *N. oculo-motor.* zum untern geraden Augenmuskel. In der zweiten Beobachtung verband sich die lange Wurzel des Ganglion mit einem Aestchen aus dem oberen Zweige des *N. ocul. mot.* Die kurze Wurzel war dreifach und zugleich ging ein Zweig vom *N. sympathicus* zum Ganglion.

III. Beobachtung über eine Varietät in dem Ursprung des Ohr- und Hinterhauptzweiges vom *N. facialis*, deren Verlauf zu den Muskeln genau beschrieben wird.

IV. Ueber die Augennerven (mit Ausnahme des *N. opticus*) und den *N. Vidianus* des Truthahns. Wir begnügen uns auf die letzteren Beobachtungen nur aufmerksam gemacht zu haben, da eine Angabe des Inhalts ohne die erläuternden Figuren doch nicht anschaulich werden kann. Die Kupfertafeln sind wie die Beobachtungen selbst mit ausnehmender Sorgfalt ausgeführt. Die erste Tafel enthält eine Abbildung der Sakral- und Steifsbeinnerven mit den Ganglien und in zwei besonderen Figuren die Varietäten der Wurzeln des *Ganglion ciliare*. Die beiden letzten Tafeln stellen die Augennerven beim Puter vor.

Dr. C. H. Schultz.

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CIII.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen. Hamburg 1829—1831. *bei Fr. Perthes.* 1072 *S.* 8. *).

Erster Artikel.

Der ehrwürdige Herr Verfasser des im Jahrgang 1828 dieser Jahrbücher beurtheilten ersten Bandes der Kirchengeschichte, hat seitdem mit unermüdlichem und rüstigem Fleifs sein Werk fortgesetzt. Der zweite Band, welcher die Kirchengeschichte von Constantin dem Grofsen bis auf Gregor den Grofsen enthält, ist seit Jahren schon in den Händen aller derer nicht nur, in deren Beruf es liegt, die Vergangenheit der Kirche wissenschaftlich zu verfolgen, sondern auch vieler, die ohne diese Nöthigung des Berufes eines Werkes sich freuen, welches mit stets sich selber gleicher Sinnigkeit die frühere Gestalt der Kirche ihnen vergegenwärtigt. Das Werk hat sich schon in die Zeit eingelebt und einen merkwürdigen Wechselverkehr der verschiedensten „Richtungen" um sich herum hervorgebracht. Der Standpunkt des Werkes hat in einem weiten Umfange Anklang gefunden und seine Seele und Gesinnung die Zeit in einem solchen Zustande getroffen, dafs sie die Beseelung der heterogensten Glieder werden könnte. Indem es das Geschäft und die Pflicht des Rec. ist, diese Seele, das Wesentliche vorliegenden Werkes zu bestimmen, so erwächst ihm aus der Stellung desselben der Vortheil, dafs es vom Vf. gleichsam abgelöst und als der Ausdruck eines gröfseren Kreises anerkannt ist. Dieser Vortheil scheint aber zu verschwinden, wenn Ref. auf das Terrain reflektirt, auf dem der Hr. Verf. jenem Kreise seine eigentliche Herzensgesinnung mittheilt — die Vorreden. Wenn nämlich die Beurtheilung nicht nur eine einsame Sache sein, sondern sich an den Kreis richten will, in den das Werk so vielfach eingegriffen hat, so scheint durch jene Vorreden alle Möglichkeit wissenschaftlicher Communikation abgeschnitten zu sein.

„Die Demuth des Herzens und die Freiheit von Menschenknechtschaft" bestimmt Hr. Neander (Band I. Abtheil. III. Vorr. p. XIV) mit dem vollen Bewufstsein, welches dem eingreifenden Wirken zukommt, als die beiden Punkte, um welche sich die Ellipse seiner Wirksamkeit abzurunden habe. Beide Punkte waren entscheidend, um sogleich von Anfang an nach zwei Seiten hin ihre anziehende Kraft zu äufsern. Nur die freudige Begrüfsung des Pietismus und, die schonendste Beschuldigung desselben trennte die beiden Seiten, welche im Grunde des Werkes sich dennoch die Hände boten und ihre Union repräsentirt sahen.

Die Theologie hatte in vielen Gemüthern sich dadurch aus der Verkümmerung des Objects zu erheben begonnen, dafs sie wieder zur Betrachtung „göttlicher Dinge" geworden war. Die Wissenschaft wurde zum unmittelbaren Hineinleben in die „göttliche Kraft des Christenthums", von der man das Gefühl bestimmt fühlte. Eine Kirchengeschichte, in der ihr heruntergekommenes „Skelett" von jenem Gefühl wieder erwärmt die „Stimme der Erbauung" erhalten hatte, mufste bedeutungsvoll in den Kreis derjenigen eingreifen, welche nun ihrem „praktischen Bedürfnisse" soweit abgeholfen sahen, dafs sie die Offenbarungen ihres unsichtbaren Princips im Spiegel der Geschichte reflektirt erhielten. Das Nichtwissen des Gefühls, von wannen sein Princip komme und wohin es fahre, empfing aus der Hand der gründ-

*) Nachdem der Hr. Prof. Dr. Pelt in Kiel vor mehreren Jahren die fernere Beurtheilung dieses wichtigen Werkes übernommen, zuletzt aber der Soc. f. wiss. Kritik den Wunsch geäufsert hatte, diese Arbeit einem Andern überwiesen zu sehen, ist dem Unterzeichneten dies Geschäft übertragen worden, dem er sich auch mit Vergnügen unterzogen hat.

lichsten Gelehrsamkeit in der Geschichte den „Compafs", der es im Fluktuiren sichern sollte.

Die eigenthümliche Erscheinung, dafs auch der Rationalismus sehr bald sich in das Werk hineinfinden konnte und nur der Respekt vor dem „Pietismus" desselben eine Scheidewand zog, hat der Hr. Verf. auch aufser dem Werke in dem Vorwort zu Band I. Abth. III. genügend erklärt. Das Christenthum, heifst es p. IX, sei „keine Offenbarung eines spekulativen dogmatischen Systems." Ja im Vorwort zu Band II. Abth. II. p. VIII bekennt der Hr. Vf., dafs ihm „ein orthodoxes Pabstthum" „ein Gräuel" sei. Die Scheu, welche im System und in der Orthodoxie Knechtschaft unter menschliche Bestimmungen fürchtet, bildet nun die Brücke der Gegensätze, welche in diesem Werke sich vereinigt sahen. Die „Geistesfreiheit" ist das Wort, an dem sie sich erkennen, nur dafs das Gefühl des Göttlichen der Pietismus der Geistesfreiheit ist.

Für die Beurtheilung würde das einzige, aber wichtige Interesse darin bestehen, wenn nachgewiesen würde, wie das „lebendige Christenthum" in den Gegensätzen dieses Werkes, in der Verbindung des Pietismus und des Rationalismus, des Gefühls und des Verstandes nach nichts anderm als nach seinem Verständnifs, nach dem Begriffe ringt. Dagegen aber verbinden sich wiederum beide Gegensätze mit der äufsersten Anstrengung, weil sie in ihrer *wahren* Einheit ihr Nebeneinander zu verlieren fürchten und der Hr. Verf. stimmt „von ganzem Herzen" in die Erklärung des Rationalismus gegen diejenigen ein, „die den lebendigmachenden Geist durch Formeln zu bauen suchen." Vorr. zu Band I. Abth. III. p. XII. Und nach dieser offnen Erklärung der Herzensgemeinschaft unterzieht sich der Hr. Vf. dem Geschäfte, das Herz, was nach seiner Theorie den Theologen macht, in „Verachtung" gegen diejenigen zu ergiefsen, welche „*nach gewissen Schulformeln eine Geschichte a priori zurechtmachen.*" Es vergeht keine Gelegenheit einer Vorrede, die der Hr. Vf. nicht dazu benutzte, die Verachtung und Präscription entweder zu wiederholen oder in neuen Herzensergiefsungen sein Herz zu erleichtern, und noch die Dedikation des letzterschienenen 3ten Bandes der Kirchengeschichte schliefst mit der heftigsten Expectoration gegen „anmafsende Begriffsvergöttrung."

Eine wissenschaftliche Beziehung scheint so unmöglich gemacht zu sein; die Verachtung ist unbedingt und eigentlich *sans phrase*, zugleich aber in dieser absoluten Form hinreichend im Kreise der „Geistesfreiheit" Scheu und Furcht vor jenen Begriffsformeln hervorzurufen und das Vorurtheil zu unterhalten, dafs die wissenschaftliche Methode der Geschichtschreibung, die sich die objective nennt, den Inhalt der Geschichte alterire, dem Reichthum des geschichtlichen Lebens im Begriff Zwang anthue und den Stoff zu Meinungen über ihn verflüchtige.

Dennoch ist schon dadurch, dafs der Abscheu und die Verachtung selbst sich als Vorurtheil beweiset, der wissenschaftliche Verkehr wieder hergestellt, ja nothwendig gemacht, denn es ist nun Pflicht der Wissenschaft, dem mühelosen Vorurtheil ihr schwer erarbeitetes Urtheil nahezubringen. Noch weniger aber ist die Hoffnung aufzugeben, dafs wenn in den Vorreden die Humanität, die Verständigung im Denken, im Begriff, verachtet wird, im Werke selbst das Humane, das Denken wiederkehrt und auch so wieder den wissenschaftlichen Verkehr anknüpft. Dann aber ist die entscheidende Frage die: ist nicht vielmehr das Denken, das sich dem Begriff der Sache entgegensetzt, eben die Form des *a priori*, welche nothwendig die Sache alterirt und dem Zwang der subjectiven Meinung anheim giebt? Ist nicht die Methode, die den Zwang des Begriffs flieht, ein fremder Zwang für die Sache?

I. Die Frage nach der historischen Methode des Werkes ist zunächst die Frage nach seinem Anfang. Womit also fängt das Werk an? Hier mufs es sich sogleich entscheiden, wie durch die Subjectivität das spröde Entweder - Oder des Subjects und Objects, worauf die Vorwürfe jenes Vorurtheils basirt sind, gelöset wird. Womit also beginnt das Werk? Mit einem absoluten Akt des Subjects, es theilt den Stoff ein, oder vielmehr, da es sogleich mit dem ersten Abschnitt, von der Ausbreitung und Beschränkung der Kirche beginnt, das Werk setzt jenen absoluten Akt des Subjects voraus, und setzt ihn als wahr voraus. Das Werk beginnt mit einer subjectiven Voraussetzung.

Es kann zwar das Werk damit gerade seine Voraussetzungslosigkeit bezeugen, dafs es ohne weiteres mit dem Anfange beginnt und aus dem Verlauf des Inhalts die Nothwendigkeit seiner Eintheilung rechtfertigt. Zu dem Zwecke müfste jeder Abschnitt dadurch seine nothwendige Stellung beweisen, dafs sein Inhalt, die einzelne geschichtliche Bethätigung der Kirche aus dem

Inhalt des vorhergehenden Abschnittes resultirt. Da ferner die Mehrheit der geschichtlichen Bethätigungen der Kirche darin eine Einheit ist, daſs die Eine Kirche in ihnen sich bethätigt, die Eine Idee der Kirche in ihnen sich geäuſsert hat, so wird zur Rechtfertigung der Eintheilung die Darstellung dieser Idee und des kirchlichen Bewuſstseins in seiner Einheit gefordert. Oder vielmehr eben dieses Eine kirchliche Bewuſstsein muſs in jedem einzelnen Abschnitt als bestimmende Macht auftreten und nun den Zusammenhang des Einzelnen reguliren. Die Einheit dieser kirchlichen Idee und die Darstellung ihrer Bethätigung im Einzelnen nennt aber der Hr. Vf. im Vorwort zu Band II. Abth. III. p. IX „armselige Bngriffsformeln, in die Alles hineinpassen muſs." Er selbst widersetzt sich also jener gegenseitigen Beziehung des Mannigfaltigen und der Einen Idee in diesem. Die Eintheilung soll nicht gerechtfertigt werden. Und doch heiſst es p. X, daſs die in der Geschichte an das Licht geförderte Wahrheit „von dem Walten des Göttlichen zeugt;" sollte ein solches Walten nicht in seiner Einheit und als die leitende und regelnde Macht des Einzelnen bestimmt gewuſst werden können? Wenn das Göttliche sich bezeugt hat, so ist damit selbst schon ein Verhältniſs seiner zur Erscheinung, zu einem Umfange von Erscheinungen bezeichnet und dies Verhältniſs muſs als die durchgehende Weise seines Bezeugens den Kreis der Erscheinungen zusammenzuschlieſsen vermögen. Denn es selbst das Göttliche ist doch das Eine in der Zersplitterung der Erscheinungen; es muſs die Ordnung und das System der Erscheinung bestimmen, d. h. das Verhältniſs des Göttlichen zu dem, worin es sich bezeugt, muſs als die durchgreifende Macht, als die Eine Idee der Erscheinung erkannt sein, um das System der Erscheinung zu erkennen. Der Hr. Verf. bekennt somit selbst die Nothwendigkeit der Einen dominirenden Idee. Soll aber diese in ihrer regelnden Autorität erkannt werden, so muſs das Göttliche seine neutrale Form von sich abthun. Denn als dieses unbestimmte Neutrum kann es weder sich selbst in seiner erscheinenden Bezeugung wissen, noch kann es gewuſst werden. Im Werke selbst nun wird dies Bezeugen als die die Periode bestimmende und ihre Gliederung schaffende Idee nirgends hervorgehoben. Das Göttliche bleibt unbestimmt.

Daher ist es nun auch völlig willkürlich und nur eine subjective Construktion der Geschichte, wenn *a priori* die einzelnen Abschnitte festgesetzt werden und eben so *a priori* ihre Aufeinanderfolge bestimmt wird. Weshalb ist die Geschichte der Lehre der vierte Abschnitt, weshalb geht er nicht dem Abschnitt von der Geschichte des Cultus und der Darstellung des christl. Lebens voran oder könnten nicht noch mehrere, nicht andere Abschnitte gemacht werden? Alles dies wird nicht bestimmt, wird beliebig abgemacht, und es kommt nun darauf an, wie ist in den einzelnen Abschnitten verfahren, begiebt sich das Subject in ihnen seiner *a priori*schen Gewalt oder überhaupt, welches Verhältniſs nimmt es zum einzelnen Stoff der Geschichte ein?

Den ersten Abschnitt bildet „die Ausbreitung und Beschränkung der Kirche in der Welt" p. 1—183. Die Kategorie des Raumes giebt also hier das bestimmende Princip ab und zwar wird „von dem Verhalten der römischen Kaiser zur Kirche, von der schriftlichen Polemik der Heiden gegen das Christenthum, von den verschiedenen Hindernissen, welche der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden entgegenstanden und von der Ausbreitung des Christenthums auſserhalb des römischen Reichs" gehandelt. Ref. will nicht sogleich darüber urtheilen, weshalb die innerlichsten Fakten, die Herausbildung der gegenseitigen Stellung von Kirche und Staat und die wissenschaftliche Polemik des Heidenthums, unter die äuſserlichste Kategorie des Raumes subsumirt werden. Es wäre dies ein Vorurtheil, wenn nicht vorher untersucht ist, ob denn jene Fakten in der That als innre, geistige Fakten aufgefaſst sind.

Das Werk nimmt die Geschichte an dem Punkte auf, wo die christliche Kirche aus der blutigen diokletianischen Verfolgung siegreich hervorgegangen war und die Möglichkeit einer weitern Bethätigung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat findet es „in dem Eigensinn des Fanatismus und des Despotismus, den keine Erfahrung zu belehren vermag" p. 1. Immerhin mag der Erzähler mit diesen Worten seinen persönlichen Abscheu gegen Thaten aussprechen, die aus jenem Verhältniſs hervorgingen, es selbst ist damit noch nicht dargestellt, nur das subjective Gefühl über es ist ausgesprochen. Wenn nun der Eigensinn des Fanatismus und Despotismus überwunden ist, was doch im Anfang unsrer Periode geschieht und wenn nichts als dieser Eigensinn sich mit der Kirche in Verhältniſs gesetzt hat, so scheint die Kirche nach ihrem Triumph einsam und allein zu stehen, denn was ihr Gegensatz war, ist gefallen. Der

Hr. Verf. sieht sich aber doch wieder gezwungen im zweiten Abschnitt vom Verhältnifs der Kirche und des Staates zu sprechen und somit scheint jener Eigensinn nicht nur der Eigensinn des Fanatismus gewesen zu sein, nicht nur der Eigensinn eines subjectiven Phantoms, sondern er mufs eine Substanz in sich getragen haben, welche ihn zu dieser Opposition berechtigte und welche blieb, nachdem er selbst besiegt war. So ist es, es war der Eigensinn des Staates, der seine Existenz gefährdet glaubte, als die christliche Kirche mit ihrer mächtigen Innerlichkeit an ihn herantrat, und der zugleich wohl erkannte, dafs es das gelte, was er für sein Princip hielt, das Heidnische in ihm. Je mehr die Kirche in sich erstarkte und ihr Selbstbewufstsein tiefer entwickelte, um so heftiger war sein Widerstand, bis die höchste Stufe des kirchlichen Bewufstseins unter Diokletian den blutigsten Gegendruck hervorrief. Der Staat wollte sich erhalten, dazu war er berechtigt, das mufste er, aber sein absoluter Eigensinn war es, dafs er sich als heidnischen erhalten wollte.

Diese Berechtigung des Staates, sich vor der Innerlichkeit der Kirche zu sichern, giebt der Hr. Verf. nicht zu, noch weniger, dafs die Kirche von Anfang an dahin arbeitete, ihre Innerlichkeit zu äufsern und so auch in ein positives Verhältnifs zum Staat zu treten. Hat die Kirche dies nicht von Anfang an gethan, sobald sie sich in der Welt constituirte, so erscheint es dann höchst unbegreiflich und beklagenswerth, dafs sie endlich dies ihr positives Verhältnifs zum Staate zur Erscheinung brachte. Der zureichende Grund dieser Veränderung ist daher dem Verf. Constantin p. 184. Bis auf Constantin war die Kirche „ein in sich abgeschlossenes Ganze." Von Constantin an datirt sich die „Staatskirche;" Constantin hat sie geschaffen.

Das einzige Verhältnifs, welches der Hr. Vf. der Kirche vor Constantin zum Staate zuschreibt, ist, dafs sie „vom Staat bekämpft sei" p. 184. Wir wollen noch nicht fragen, ob es der Kirche gezieme, ohne Continuität mit ihrem Gegensatz sich als Ganzes in sich abzuschliefsen. Die Geschichte bezeugt zu laut, dafs es nicht geschehen sei. Die Kirche hat sich von Anfang an mit dem Staat in die lebhafteste Beziehung gesetzt, sie hat ihn auf die gründlichste Weise bekämpft, ihn in seinem innersten Centrum angegriffen und auf eine ihrer würdige Weise überwunden. Sie ist nicht nur bekämpft worden, sie hat den Staat noch mehr bekämpft, sie hat sein heidnisches Princip bis zum Untergang bekämpft. Mit dieser Polemik gegen den Staat verband die Kirche das bestimmte Bewufstsein, dafs sie nicht gegen den Staat als solchen, sondern nur gegen das Heidnische in ihm sich feindlich verhalte. Den Staat erkannte sie von Anfang an als nothwendig, als berechtigt an. Gegen die Idee des Staates ist die Kirche des Alterthums nie aufgetreten. So ergiebt sich nicht nur die Schärfe jenes feindlichen Verhältnisses der Kirche gegen den Staat, sondern auch ihr positives Verhalten gegen ihn, kraft dessen sie ihn gerade zu erhalten und zu vollenden suchte, indem sie ihn vom Heidnischen befreite und ihr göttliches Princip als die Bestätigung seiner innern Gesetze ihm einpflanzte.

Aus diesem auch in den ersten Jahrhunderten des christlichen Alterthums schon vorhandenem immanenten Verhältnisse der Kirche zum Staate wäre es allein zu erklären, dafs der Staat nicht völlig in sich unterging, wenn es erlaubt wäre einen so abstrakten und daher unwahren Gedanken auszusprechen. Der Staat wenigstens von seiner Seite war auf seinen eignen Ruin ausgegangen, als er sich nur in der heidnischen Form erhalten wollte. Die Kirche hat ihn kraft jenes innersten Verhältnisses zu ihm gerettet und dadurch wohlbehalten aus der Krisis herausgeführt, dafs sie ihn zwang in sie einzugehen, sie anzuerkennen und ihre Anerkennung zum Zweck seines innern Zweikampfes zu erheben. Dies geschah durch Constantin.

Der Hr. Verf. bedauert p. 7, dafs von dem „religiösen Bildungsgang des Mannes," von dem die Umgestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat „ausging," zu wenig „Merkmale" gegeben wären, um über die „psychologische Entwicklung" desselben ins Klare zu kommen. Schon das Gefühl dieses Mangels hätte dazu hinführen sollen, den Grund dieser Umgestaltung nicht nur in Constantin, sondern in der frühern Stellung von Kirche und Staat zu suchen. Wenn die Constantin's Entwicklung Merkmale fehlen, so giebt es doch Gedanken und ihre Thaten in der frühern Dialektik des Staats und der Kirche, welche hinreichend für jene Merkmale, die für sich nichts mehr als todte Denkzettel statt des Denkens sind, entschädigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. *Zweiter Band in 3 Abtheilungen.*

(Fortsetzung).

Sogleich das zweite Edict, welches Constantin in Gemeinschaft mit Licin a. 313 erliefs, überschreitet jede Deduction aus der psychologischen Verfassung eines Subjectes. Wenn auch die allgemeine Gewissensfreiheit, die in diesem Edict als Gesetz ausgesprochen wurde, noch nicht dem Gesichtspunkt der Kirche angemessen war, denn diese will das Wahre als solches anerkannt wissen, so mufs doch auch der Hr. Vf. in ihm den Einflufs des Christenthums, wenn auch als „mittelbaren" anerkennen p. 19. Sobald dieser Einflufs aber ein mittelbarer ist, so mufs sich auch geschichtlich verfolgen lassen, wie er sich vermittelt hat. Diese Vermittlung liegt in der oben angedeuteten frühern Stellung der Kirche und des Staates, und nur sie ist geschichtlich. Die Muthmafsungen aber, welche unser Werk über die psychologische Entwicklung des Constantin zu jenem Behuf aufstellt, sind nur subjectiv und das Resultat einer *a priori* gebildeten Historie. Die nächste Vermittlung lag darin, dafs die Kirche durch den Sieg über die Diokletianische Verfolgung an objectiver Kraft gewonnen hatte. Die Stellung der Kirche vermittelte jene Edicte und Rescripte, sie waren die Resultate der eignen Entwicklung der Kirche. Nicht die Kaiser dictirten sie, sie waren vielmehr dieselbe gegenseitige Dialektik des Staates und der Kirche, die früher in Verfolgungen sich Luft machte, jetzt beim hervortretenden Sieg der Gemeinde des Geistes auf dem Forum der Welt sich in rechtlicher Form aussprach. Der Staat des Alterthums lernte an seinem siegreichen Gegner die Macht kennen, welche ihn selbst und alle seine feindlichen Anstrengungen überdaure, und in der er allein seine eigne Erhaltung gewinnen könne. Wenn daher der Hr. Vf. p. 24 sagt, dafs der Krieg zwischen Constantin und Licin a. 323 kein Religionskrieg war, weil er nur von politischen Beweggründen hervorgerufen sei und wenn hinzugefügt wird, dafs man von beiden Seiten wohl wufste, vom Ausgange des Kampfes hänge der Sieg der heidnischen oder der christlichen Parthei ab, so ist dies Bewufstsein der damaligen Welt doch eine sehr grofse Beschränkung jenes nur politischen Charakters. Ja noch mehr, wenn Constantin seine religiöse Ueberzeugung aus diesem Krieg erhöhter und gestärkter zurückbrachte, wie p. 26 angedeutet wird, so weiset dies noch zwingender auf die Macht der Kirche hin, die jetzt einen so hohen Grad von Kraft erlangt hatte, dafs sie die eine Hälfte des Reichs in den Kampf gegen die heidnische Parthei ausschicken und dem Ganzen das Bewufstsein mittheilen konnte, es handle sich um ihre Existenz. Es war nicht nur die List, im Zwiespalt beider Reichshälften ihre Anerkennung und Grund und Boden zu gewinnen, ohne dafs die Streitenden von ihr gewufst hätten, sondern es war jetzt der Glaube der Welt, der mit vollem Bewufstsein sich seine äufsere und erscheinende Existenz verschaffte. Die Kirche hat gesiegt und den Staat in ihre Mitte und sich in den Staat eingeführt.

Rubricirt nun vorliegendes Werk diese That der Kirche unter „die Ausbreitung und Beschränkung" derselben, so ist das in sofern richtig, als jetzt die Kirche Raum gewonnen hat, ihre Idee und das Bewufstsein von ihr in die erscheinende Wirklichkeit hinüberzutragen. Dafs dies aber That der Kirche selber gewesen sei, ist in der blofsen Kategorie des Raumes nicht auszusprechen, das Gegentheil wird vielmehr behauptet, wenn eben diese That nur als „Verhalten der römischen Kaiser gegen die Kirche" zusammengefafst wird. Die Kirchengeschichte wird so nur zu dem was an der Kirche und mit ihr geschehen sei, nicht von dem, was sie gethan hat. Für so äufserliche Fakten ist die *a priori* gesetzte Kategorie des Raumes wenigstens die gerech-

teste; sie spricht den zufälligen, losen und zerfallenden Charakter des unter sie rubricirten selber aus. Die Alteration der Geschichte bezeichnet sich mit ihrer eignen Ueberschrift.

Wenn in dem Akte, in dem Kirche und Staat ihren Gegensatz überwunden haben, die That der Kirche selber nicht anerkannt ist, so mufs dies für die Auffassung der Einheit von Kirche und Staat von Constantin an ganz besonders einflufsreich sein. Fahren wir zunächst fort, das „Verhalten der Kaiser zur Kirche" zu verfolgen, ob auch dieses weitere Verhalten nicht nur von den Kaisern ausging, sondern von der Kirche selbst bedingt wird.

Ref. berührt nur in Kurzem das Verfahren des Constantius, der mit äufserer Gewalt das Heidenthum zu unterdrücken suchte. Auch er stand hierin nicht allein und that es nicht nur als Kaiser. Der Hr. Vf. mufs zu seinem Leidwesen bezeugen, dafs christliche Kirchenlehrer den Kaiser selbst dazu aufforderten und nicht weniger mit äufsern Mitteln das äufsere Residuum des in der geistigen Polemik überwundenen Heidenthums, seine Leiche völlig zu beseitigen suchten. Ref. geht sogleich zur kurzen aber wichtigen Regierung Julian's über mit der wiederholten Frage, ob hier auch nur von einem Verhalten der Kaiser gegen die Kirche und ob nicht vielmehr von einem Verhalten, ja von einer That der Kirche selbst in ihrem gröfsten Widerpart die Rede sein müsse.

Das Urtheil vorliegenden Werkes über die Gestalt des Heidenthums, wie es Julian zu behaupten und zur Herrschaft zu führen suchte, kann nur mit der völligsten Einstimmung berichtet werden. Dies „aus den Schulen schwülstiger, mystischer Philosophen oder Sophisten und eitler Rhetoren hervorgehende, den alten Volksaberglauben neu aufputzende Religionsgebäude, wird ein in sich selbst kraft- und kernloses" genannt, „ein Flitterwerk, das kaum Jemanden die Begeistrung Martyrer zu werden, mittheilen konnte" p. 49. Das sind ganz richtige Prädikate, aber es sind auch nur Prädikate. Die Sache selber sind sie nicht. Sie sind nur subjective Aussagen über sie.

Es hat dem Hrn. Verf. nicht gefallen, diese merkwürdige letzte Erscheinung der heidnischen Philosophie näher darzustellen, nur gelegentliche Aussprüche Julian's, die aus ihr entlehnt sind, werden angeführt und in der deshalb unnöthigen Rubrik „von der schriftlichen Polemik der Heiden gegen das Christenthum" nicht weniger nur einzelne Sarkasmen Julian's erwähnt, so dafs jene Prädikate um so zufälliger erscheinen, weil ihr Subject nicht selber zur Sprache kommt. Diese letzte Gestalt der heidnischen Philosophie hätte es um so mehr verdient, näher bestimmt zu werden, da sie am heftigsten unter allen Formen der alten Philosophie gegen das Christenthum aufgestanden ist, vornehmlich aber, da sie alle Kraft, die in ihr war, aus der Berührung mit dem Christenthum oder vielmehr aus ihm selber erhalten hatte.

Zuerst in Philo den Schein der christlichen Logoslehre anticipirend, sodann in den gnostischen Systemen begierig nach dem wirklich erschienenen Christenthum greifend und sich mit ihm vermischend, war die Alexandrinische Philosophie endlich von den grofsen Alexandrinischen Kirchenlehrern so weit mit dem Glaubensinhalt versöhnt, dafs der allgemeine Glaube der Kirche zum Inhalt des Wissens geworden war. Was war es anders, was die Philosophie dieser Vereinigung mit der christlichen Lehre entgegentrieb als der Schatten der christlichen Idee in ihr, der nach dem Fleisch und Blut des wirklichen Christus verlangte, um zur belebten Gestalt zu werden? Was war es anders als eben diese Saamenkörner der chrirtlichen Idee, die die Kirchenlehrer aus der heidnischen Philosophie zusammensuchten, um ihr christliches Eigenthumsrecht geltend zu machen! So tritt die intensive Macht eines innerlichen Verhältnisses der christlichen Wahrheit zu jener Philosophie herein. Feindlich wurde dies Verhältnifs, als der Schein der christlichen Idee im Heidenthum für sich bestehen wollte und sich in der neoplatonischen Philosophie endlich der heidnischen Götterwelt einbildete. Diese Einbildung schuf jene haltungslose Schwärmerei und die doketische Welt ihrer Götter. Und als die Kirche in der Bestimmung der Trinitätslehre das, wovon die heidnische Philosophie nur den Schein besafs, im tiefsten Akt der Erinnrung sich gesichert hatte, rief sie von selbst die Polemik der Einbildung gegen sich hervor. Julian übernahm die kurze Rolle, die Welt des Scheines gegen die Realität zu behaupten und das Vergebliche, Hohle und Bodenlose dieses Unternehmens sprach sich statt zu handeln nur in gereizten Sarkasmen aus. Seine ganze Erscheinung war nur der von der vollsten Wirklichkeit aufgereizte Schein. Die letzte Reaktion des Heidenthumes war bedingt durch die eigne That der Kirche.

Das weitere Verhalten der römischen Kaiser zur christlichen Kirche vom Tode Julian's bis Justinian p. 95—120 hätte vielmehr das Verhalten der Kaiser in Einheit mit der Kirche zum untergehenden Heidenthum genannt werden müssen, wie denn auch nichts anderes in diesem Abschnitt berichtet wird. Der Hr. Verf. hat sich *a priori* dafür entschieden, dafs die Kirche von Anfang, selbst von Constantin an, nicht sich noch mehr zu Kaiser und Reich verhalten habe, als diese zu ihr; die That der Kirche sich zu öffentlicher Anerkennung zu bringen, ist als That der Kirche geläugnet worden und es fragt sich, wie ist das Resultat dieses kirchlichen Aktes, die Einheit von Kirche und Staat aufgefafst worden?

II. Da der Hr. Vf. der Kirche von Anfang an wesentlich gar kein Verhältnifs zum Staate zuschreibt, denn die Kirche sei ein in sich abgeschlofsenes Ganze gewesen, nur der Staat habe sich durch Verfolgungen zu ihr verhalten, und dafs das Christenthum Staatsreligion geworden, sei von den übergetretenen römischen Kaisern bewirkt, aus alle dem folgt, dafs er die eingetretene Einheit von Kirche und Staat als den störenden und hemmenden Einflufs „einer fremdartigen weltlichen Macht" auf die Kirche ansehen mufs. Von p. 184—191 versirt die Auseinandersetzung in den bittersten Klagen über das betrübende Schauspiel, wie die despotische Willkür des Staats in die kirchliche Entwicklung sich eingemischt habe. Das Verderben des Staates habe sich endlich, wie es im byzantinischen Reich geschah, der Kirche mittheilen müssen und die Wahrheit sei zur Lüge geworden.

So richtig nun diese klagende Historie in Bezug auf einzelne Erscheinungen ist, so unwahr ist sie, wenn auf die Meinung, die ihr zu Grunde liegt, reflektirt wird. Indem sie die Ausbildung der „Staatskirche" als die Wurzel der Lüge und Knechtschaft darstellt, meint die Historie jene Ausbildung selbst dargestellt, begriffen und zugleich den Begriff der Staatskirche in seiner Unwahrheit demonstrirt zu haben. Die Gewifsheit dieser Meinung steigert sich zum Horror und Abscheu vor dieser geschichtlichen Erscheinung selber. Hier stellt sich aber sogleich das Unangemessene zwischen der Meinung und ihrem Inhalt heraus; sie meint der Sache gewifs zu sein, ja sie begriffen zu haben und doch bringt sie es nur zum Gefühl des Abscheu's. Sie spricht nicht die Sache selber aus, sondern nur ihr Gefühl bei der Sache. Das Gefühl äufsert sich über die Sache und indem es sich äufsert, sich mittheilt, theilt es nicht die Sache mit; diese bleibt aufser der Region des Gefühles, welches sich von ihr nur abgestofsen fühlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

CIV.

View of the origin and migrations of the polynesian nation, demonstrating their ancient discovery and progressive settlement of the continent of America, by J. Dunmore Lang, principal of the Australian college, Sidney u. s. w. London, 1834. 8.

Die vor drei Jahrhunderten erfolgte Entdeckung Amerikas hat mit der Erforschung der im grofsen südlichen Ocean zerstreuten Länder, welche in unsere Tage fällt, viel mehr gemein, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Namentlich sind beide grofse Ereignisse von ganz analogem Einflusse auf die Erweiterung der Wissenschaften gewesen, und es ist kaum für zufällig zu halten, dafs, so wie bald nach der Entdeckung Amerikas der Eifer und Fleifs der europäischen Gelehrten sich darauf wandte, die Abstammung der Amerikaner zu entgründen, so in unseren Tagen seit Reinhold Forster die Untersuchung der Stammverwandtschaft der Polynesier untereinander sowohl, als besonders mit den asiatischen Völkern eine Lieblingssache und ein Hauptpunkt der Erörterung geworden ist. Man ist jedoch darin bis jetzt noch zu keinem Resultate gekommen, und das vorliegende Werk liefert den neusten Versuch zur Schlichtung der grofsen Streitfrage, ein Versuch, der sich von allen bisherigen dadurch unterscheidet, dafs er zugleich die frühere Untersuchung aufnimmt, und die Abstammung der Amerikaner mit der der Polynesier in die engste Verbindung setzt.

In der Vorrede berichtet der Verf. über die Entstehung seines Werkes. Es ist auf einer Reise von Australien nach Europa geschrieben. Daher heifst es (p. VI.): *it would have given me much pleasure to have it in my power to spend a few days in the library of the british museum to collect facts and illustrations bearing on the subject of investigation in the following pages, from works thatare not elsewhere obtainable.* Trotz dem heifst es weiter unten (p. VII.): *i flatter myself, it (the work) will enable the reader to answer to his own entire satisfaction a question which has hitherto remained un answered* u. s. w. Der Verf. giebt es also gewissermafsen zu, dafs ihm die nöthigen Hülfsmittel und Kenntnisse, ohne welche einen so schwierigen Gegenstand zu behandeln, doch sehr mifslich ist, gefehlt haben. Die günstige Meinung aber, die er von seinem Werke hegt, können wir nicht im mindesten theilen; nach unserer aufrichtigen Meinung ist vielmehr von allen bisherigen Versuchen, jenes Problem zu lösen, dieser der allerunglücklichste.

Dies Urtheil zu begründen, werden wir den Lesern dieser Blätter eine Uebersicht des ohne alle Abtheilung fortlaufenden Werkes geben. Es zerfällt in drei Hauptabschnitte, in denen der Beweis geliefert wird, dafs die Polynesier und die malaiischen

Stämme nahe verwandt sind, dafs sie beide von den Mongolen herstammen, und dafs sie zugleich die Vorfahren der Amerikaner sind. Der Verf. denkt sich nämlich mongolische Stämme aus China etwa absegelnd, und allmählig eine Gruppe des Oceans nach der andern bevölkernd, bis sie dann endlich an den grofsen Continent von Amerika gelangen; die Einwürfe aber, die aus den Passatwinden gegen eine solche Richtung der Bevölkerung hergenommen sind, bestreitet er mit den gewöhnlichen bekannten Gründen. Jeder jener drei Sätze wird auf doppelte Art bewiesen, durch die Aufstellung der Aehnlichkeiten in Sitten und Gebräuchen und durch Nachweisung der Gleichförmigkeit in den Sprachen. Was die erste Art des Beweises betrifft, so werden wir uns darüber aller Bemerkungen enthalten, da der Verf. es unterlassen hat, nachzuweisen, was denn allgemein menschlich und speciell volksthümlich ist; wir sind übrigens überzeugt, dafs Zusammenstellungen der Art in dieser Untersuchung nichts entscheiden können. Viel gröfseres Interesse haben die Bemerkungen über die Sprachen, und sie können zugleich als ein Muster dienen, auf welche sonderbare Weise engliche Gelehrte dergleichen Gegenstände zu behandeln pflegen.

Indem wir den sprachlichen Beweis des ersten Satzes und des Verf. Bemerkungen über die Verwandtschaft der polynesischen und malaiischen Sprachen ganz übergehen, weil wir hier nichts als das längst Bekannte finden, wenden wir uns sogleich zum zweiten Theile, der von der Stammverwandschaft der polynesischen und mongolischen Sprachen handelt, die der Verf. besonders am Chinesischen und Neuseeländischen nachweiset. Wir sind ganz aufser Stande, die Bemerkungen Lang's über die erste Sprache zu würdigen, allein es scheint aus einigen Stellen des Buches zu erhellen, dafs sie nicht tiefer sind, als was er von einigen chinesischen Handwerkern in Sidney erfahren konnte. Im Wesentlichen lernen wir jedoch, dafs es im Chinesischen wie im Neuseeländischen, gewisse Partikeln, (was unter diesem Worte verstanden sei, ist ganz unklar,) gebe, die gleichlautend seien, ohne darum, wie es scheint, gleichbedeutend zu sein. Aber es mufs sehr gerechtes Mifstrauen erregen, wenn dem zu Liebe neuseeländische Worte, wie *tohunga*, *toki*, *pepe*, so getrennt werden, dafs die Partikeln *to* und *pe* darin sich finden. Sollten denn die Missionarien, die Grammatiken und Bücher in jener Sprache verfafst haben, wirklich jene Partikeln so lange verkannt haben, da sie alle jene und viele andere Wörter stets für ein Ganzes gehalten haben? Wenn dann Lang ferner eine Sprachähnlichkeit darin finden will, dafs beide Sprachen keine Flexion haben, und neue Begriffe durch eine blofse Zusammenstellung verschiedener Worte bilden, so ist das wunderlich; wenn aber endlich aus dem blofsen Klang und Anblick (*the very aspect*. p. 44) chinesischer und neuseeländischer Redensarten, (immer ohne Rücksicht auf Gleichheit der Stämme und der Bedeutung) etwas gefolgert werden soll, so führt uns das auf diejenige Weise der Untersuchung, die, wie sich gleich zeigen wird, die Hauptsache des Ganzen ausmacht.

Denn in der Vergleichung der polynesischen und amerikanischen Sprachen geht der Verf. so sehr über alles vernünftige Maafs hinaus, dafs, wenn ein Deutscher dergleichen aufstellen wollte, man es höchstens für eine Ironie halten würde. Es fehlten ihm alle Mittel diesen Gegenstand zu untersuchen, er befafs keine Grammatik, kein Lexicon irgend einer amerikanischen Sprache; es stand ihm nichts zur Seite, wovon er ausgehen konnte, als ein Vocabular von kaum 80 Wörtern eines gujanischen Stammes vom Flusse Essequebo, und die Eigennamen, die er auf der Landcharte zusammen gelesen hat, und mit solchen Mitteln ging er an das Werk, die Identität zweier so ausgedehnten Sprachfamilien zu beweisen. Wie das geschieht, davon geben wir nur ein Beispiel. Das eben erwähnte Vocabular hat Wörter, wie *maroko*, *maamu*, *makoro* u. s. w., das Neuseeländische andre wie *mahana*, *marama*, *maha*. Aus diesem ungefähr ähnlichen Klange (denn die Bedeutung dieser Wörter ist himmelweit verschieden,) folgt denn die Sprachverwandtschaft, und der Verf. nennt das alles Ernstes *a presumtive evidence of a general affinity between the polynesian and the Indo-american languages* (p. 145). Wir beneiden Lang gewifs nicht um die Kunst, aus dem ungefähren Gleichklange von Wörtern verschiedener Sprachen ohne Rücksicht auf Bedeutung und grammatischen Sinn, über die Verwandtschaft der Sprachen zu entscheiden, wir glauben nicht, dafs die Lehre von der *identity of sound*, (eine Methode, die freilich bequem genug ist) der Wissenschaft grofsen Vortheil verschaffen werde.

Es finden sich aufserdem in Langs Werke noch mancherlei neue Ansichten, deren einige ergötzlich genug sind. Die bekannte Anthropophagie der Neuseeländer und anderer polynesischer Stämme leitet er her von der grofsen Noth, in welche die ersten Entdecker bei ihren unvermeidlich oft sehr langen Seereisen gerathen sein müssen. Sie hätten sich deshalb zuletzt aus Hunger einander verzehrt, und als sie später ans Land gekommen, die einmal eingeführte Sitte beibehalten (s. S. 70 ff.). Ein Mann, wie R. Forster, dessen Erklärung jener Erscheinung aus dem Mangel an animalischer Nahrung freilich auch falsch ist, konnte allerdings nicht darauf fallen, dafs es Menschenfresser aus Gewohnheit geben könne. An einer andern Stelle (S. 150 ff.) erfahren wir des Verf. Ansichten über die grofsen Sprachenfamilien des menschlichen Geschlechts. Es giebt deren drei, die mongolische (mit den polynesischen und amerikanischen Sprachen), die kaukasische, wozu hier das Sanskrit, das Persische, das Celtische, das Deutsche und das Pelasgische (!) gerechnet werden, und die afrikanische (die Sprachen der afrikanischen Neger und der Papua umfassend). Die koptische und magyarische Sprache gehören entschieden zu dem mongolischen, die semitischen und slavischen Sprachen scheinen aus einer Vermischung des kaukasichen und mongolischen Sprachstammes entstanden zu sein. Doch, das mag genügen.

Meinicke.

№ 103.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

Das Gefühl steht so in der Meinung, allein dazu bevorzugt zu sein, ein Inneres zu besitzen, ja das Innerste selber zu sein. Hat aber der Staat nicht auch ein Innres, so dafs der Stolz jenes Privilegiums wenigstens einen Rivalen erhält? Und kommt es in dieser Rivalität nothwendig zur Frage, welches das wahrhafte Innre sei, siegt da nicht der Staat, weil dessen Innres der Geist ist, der nicht nur Gefühl bleibt und somit nur ein Innres, sondern die Welt seiner objectiven Erscheinung mit der stärksten Anstrengung ausarbeitet? Das Gefühl ferner fühlt sich nur als jenen Horror, sofern es seinen Gegensatz, die Erscheinung von sich stöfst, es geniefst sich nur im Gegensatz. Nicht so der Staat, der unablässig dahin arbeitet, sein Innres und seine Erscheinung als Eins zu wissen und in dieser Einheit zum Bewufstsein seiner Idee zu gelangen.

So beweis't sich vielmehr der Staat als die über jenes innre Gefühl unendlich erhabne selbstbewufste Objectivität des Begriffs. Dem Gefühl kommt es nun zu, in das Innere dessen, was sein Anstofs war, einzugehen und wenn es sich zu diesem Begriff des Staates erhoben hat, sich ernstlich, ohne Stolz und Abscheu zu fragen, soll der Staat nur dazu bestimmt sein, aufserhalb der Kirche zu stehen? Diese Frage aber wirft der Hr. Vf. nicht einmal im ganzen Werke auf und ehe Ref. ausspricht, dafs sie *a priori* verneint sei, ist noch zu untersuchen, ob der Hr. Verf. nicht von der Idee der Kirche aus zur Einheit derselben mit dem Staate gelangt.

Damit wird auf den letzten innersten Grund jener Meinung reflektirt. Denn nun mufs es an den Tag kommen, ob das Gefühl, welches der Grund dieser Meinung ist, an der Idee der Kirche die Möglichkeit besitze, seine abstrakte Innerlichkeit und den Abscheu vor der Erscheinung zu überwinden. Wenn das Gefühl im Innern des Staates nicht den Begriff anerkennen will, der über seine objective Erscheinung hinaus in die Idee der Kirche übergreift, erkennt es vielleicht im Innern der Kirche die Idee an, die in ihrer Erscheinung nothwendig in den Begriff des Staates eingreift? Auf diese Frage antwortet der Hr. Vf. im Vorwort zu Band II. Abth. I., dafs der Begriff der unsichtbaren Kirche das Grundprincip seines Werkes sei, und im Werke selbst antwortet darauf das durchgehende verletzte Bewufstsein, diesen Begriff der Kirche ununterbrochen von der Erscheinung widerlegt zu sehen. Denn das unsichtbare Princip erscheint, und formt sich in Verfassung, Lehre, Cultus. Das Verhältnifs des Princips zu seiner Erscheinung ist daher nur das, dafs es die Erscheinung nicht ist. Der Begriff der Kirche ist nichts von dem, was er gesetzt hat. Das Gefühl sagt nur, was der Begriff der Kirche nicht ist, was er ist, ist nicht gesagt.

Dieses Nichtsagen und Nichtwissen was der Begriff der Kirche ist, ist also das Princip des Werkes und der Grund des Widerwillens gegen die „Staatskirche." Die *a priori* gesetzte Hypothese der unsichtbaren Kirche kann sich nur in dieser Opposition gegen die Geschichte erhalten, indem sie meint die Erscheinung sei doch nicht das, was die Innerlichkeit ihres Gefühles sei, denn die Erscheinung sei ja das Sichtbare, das Aeufsere. Das Gefühl bedenkt aber nicht, dafs seine eigne Existenz, sein einziger Unterhalt aus diesem Aeufsern fliefst, denn es ist nur wirklich, so lange es sagt, es sei nicht das Aeufsere; es wäre nicht das Innre, wenn es das Aeufsere nicht hätte, dem es sich entgegensetzte. Würde das Gefühl dies bedenken, so würde es sich zum Bewufstsein den Weg bahnen, dafs das Aeufsere überhaupt nicht ohne das Innre ist und das Innre nicht das Innre, wenn es sich nicht äufserte. Der Hr. Verf. fühlt die Nothwendigkeit dieses Uebergangs durch das ganze

Werk hindurch und zwar mit Recht als etwas, was noch nicht das wahre Verhältnifs des Innern und Aeufsern sei, denn er klagt über die Verwechslung des Innern und Aeufsern. Diese Klage ist nichts als die unbefriedigte Ahndung der Idee der Kirche, der es wesentlich ist ihre Erscheinung zu setzen und sich als übergreifendes Princip der Erscheinung zu wissen. In der Kirchengeschichte, die sich zum Bewufstsein dieser Idee erhoben hat, wird keine Klage gehört werden, kein subjectives Meistern der geschichtlichen Entwicklung. Das unglückliche Bewufstsein wird vielmehr auf diesem Standpunkt zur beruhigten Gewifsheit, dafs die Idee der Kirche auch geschichtlich über ihre noch unvollkommne Erscheinung hinausgeht, wie sie an sich über ihr erhaben ist und ohne Unterlafs daran arbeitet, die ihr angemessene Erscheinung zu setzen.

Will nun der Hr. Verf. gar kein Verhältnifs der Kirche zum Staat statuiren? Wohl; doch nur die „sicherste" und „reinste" Weise dieses Verhältnisses, die Einwirkung durch die „Gesinnung" der der unsichtbaren Kirche Angehörigen. Diese Art der Einwirkung der Kirche auf den Staat habe aber ihre Reinheit verloren, als das Christenthum „Staatsreligion" geworden war.

Es ist die eigne Schuld des von der Wirklichkeit sich zurückziehenden Gefühls, wenn seine Meinung die abstrakteste wird, als solche Abstraktion nothwendig in ihr Gegentheil übergeht und so sich selber ihr Ende und ihren Untergang bereitet. Die Gesinnung nämlich scheint das reinste, unschuldigste und unverfänglichste Medium zu sein, durch welches hindurch Staat und Kirche sich verhalten und vereinigen können. Die Gesinnung mufs sogar als das Fundament betrachtet werden, auf dem der Staat die Sicherheit seiner Existenz und von dem aus die Freiheit, sein Zweck, der Wille seines Rechtes, wenn noch nicht ihren wahren Inhalt doch ihre Richtung auf den Willen Gottes erhalte. Besteht aber nicht die Pflicht des Staates darin, nicht auf dieser Grundlage der Gesinnung nur stehen zu bleiben, sondern auf ihr eine Welt des Rechts zu schaffen, *erscheint* nicht auch die unsichtbare Kirche, gehen in dieser beiderseitigen Reflexion in sich Staat und Kirche nicht auseinander, und tritt nun nicht erst die schwierigste Frage nach dem Verhältnifs dieser freien Wirklichkeiten zu einander ein? Diese Frage läfst der Herr Verf. ungelöst, weil er die Ausbildung der erscheinenden Wirklichkeit der Kirche auch in ihrer „innern Organisation" p. 206—252 als einem Abfall von einem Zustand ansieht — der aber nirgends existirt hat.

Hätte die Kirche auch des frühesten Alterthums nur durch die Gesinnung sich auf den Staat bezogen, wahrlich der Staat wäre an ihr zergangen und zertrümmert. Die Kirche hätte den Staat, der die Gesinnung zur Bestimmtheit und zur besondern Gestalt seiner Gesetze und die Vernünftigkeit seiner Gesetze zu wirklichen Zuständen umschafft, seiner Auflösung entgegenführt, wenn sie nur die abstrakte Innerlichkeit der Gesinnung gegen ihn bethätigt hätte. Sie hat aber von Anfang an ihre Gesinnung im System ihrer Verfassung, in Lehre und Kultus zur Form der Bestimmtheit herauszuarbeiten gesucht und dieselbe Bestimmtheit am Organismus des Staates achten gelernt. Kraft ihrer Ausbildung des Allgemeinen zum Kreise der einzelnen Bestimmungen hat sie ihre Einheit mit dem Staate herbeigeführt. Je mehr sie in der Entwicklung ihres Lehrbegriffs, in der Geschichte ihrer Disciplin, in der Ausbildung des Kultus und in der Sicherung ihrer Verfassung zunahm, um so mehr arbeitete sie sich dazu aus, den Staat, der die Welt umfafste, in sich aufzunehmen. Die reine Gesinnung hätte als unbestimmte und unbeschränkte Innerlichkeit dem Organismus des Staates ein Ende gemacht, oder wenn sie sich den einzelnen Bestimmungen des Rechtes im Staate fügte, dennoch als das gedrückte Gefühl der frommen Innerlichkeit ihre Sprödigkeit bewahrt. Die alte Kirche war aber nicht nur die *ecclesia pressa*, sie triumphirte durch das *erscheinende* System ihrer Innerlichkeit.

Die Vorstellung der unsichtbaren Kirche, welche die sinnlichste Kategorie auf die geistigern Verhältnisse überträgt, kann dies erscheinende System sich nur als ein sichtbares Object vorstellen. Erschien aber die Aeufserung der kirchlichen Gesinnung zur Bestimmtheit des Lehrbegriffs nicht selbst als das Innerste und im Bewufstsein der vernünftigen Welt, welche der Staat ist? Störte der Staat nur als eine fremdartige weltliche Macht die Kirche, als er an ihrer Ausbildung Theil nahm, könnte der Hr. Verfasser nicht eben so gut sagen, die Kirche störte den Staat, als sie ihn zwang ihre Bestimmungen auch als seine anzuerkennen? In der That aber war es in dem Momente, als die Kirche ihre gläubige Gesinnung im System ihres Lehrbegriffs zu äufsern begann, dafs das „Fremdartige" des Staates und der Kirche dem Bewufstsein ihrer Einheit wich. Wie ist also,

fragt es sich endlich, die Entwicklung des kirchlichen Lehrbegriffs und das Verhältnifs des Staats zu dieser kirchlichen That aufgefafst?

III. In Beziehung auf die Lehrentwicklung bezeichnet der Herr Verf. als den Wendepunkt der Perioden vor und nach Constantin mit Recht die Ueberwindung des heidnischen und jüdischen Gegensatzes, und mit gleichem Recht wird der Herr Verf. sogleich im Anfange dieses Abschnittes p. 494 auf eine „Wechselwirkung" der im „Entwicklungsgange der begrifflichen Auffassung des Christenthums" eingetretenen Veränderung mit der von den „äufserlichen Verhältnissen" d. h. vom Staat ausgehenden Veränderung hingeführt.

Der Hr. Verf. giebt in den angeführten Worten das Beispiel, mit welcher unabweisbaren Aufdringlichkeit selbst der verachtete Begriff schon in der Sprache vom Subject sein Zeugnifs verlangt, wie er aus dem Object der einfachen Betrachtung entgegenkommt und wie in diesem anfangenden Flusse des Subjects und Objects ihre Einheit sich zu formen sucht. Der Herr Verfasser kommt nämlich hier zu einer „Wechselwirkung" zwischen der dogmatischen Arbeit der Kirche und ihrem Verhältnifs zum Staat. Der spröde Argwohn gegen die Staatskirche scheint so biegsamer und versöhnlicher zu werden und die Verachtung des Begriffs scheint der Befreundung mit ihm entgegenzugehen. Was ist die Wechselwirkung anderes als die letzte und höchste Anstrengung den Begriff zu erreichen? Denn wenn in ihr die Wirkung der Ursache ebensowohl wieder die Ursache bedingt, so ist dies die reine Beziehung der Ursache in der Wirkung auf sich selbst, die reine Beziehung auf sich selber, der Begriff. Wenn Staat und Kirche miteinander in Wechselwirkung stehen, die Einwirkung der Kirche auf den Staat die Einwirkung des Staats auf sie hervorruft, die Beziehung der Idee der Kirche auf den Begriff des Staats die Beziehung des letzteren auf die erstere mit sich führt, ist dies möglich ohne das Vernünftige in beiden und sucht die Wechselwirkung des in beiden immanent Vernünftigen nicht seine Correspondenz, seine Einheit, das Bewufstsein, den Begriff seiner Einheit herauszubilden? In der Anerkennung dieser Wechselwirkung von Staat und Kirche ist der Hr. Vf. auf dem Wege auch ihre Einheit anzuerkennen, und durch die Wechselwirkung hindurch auch den Begriff ihrer Einheit zu erreichen, sobald er das Gefühl aus seiner Verschlossenheit dem Eindruck der Seele und des Triebes jener Wechselwirkung nur darbieten will.

Dazu gehörte, dafs das Gefühl den Schrein seines Innern öffnete, und indem es dem Begriff der Sache sich zugänglich macht, sich aufopferte und aufhörte nur Gefühl zu sein. Das ist zuviel. Der Hr. Verf. verwirft den Begriff wieder, dem er so nahe stand, zugleich mit der Wechselwirkung von Staat und Kirche. Von ihr ist im Folgenden keine Rede mehr, nur das wird weiter ausgeführt, dafs die begriffliche Ueberwindung des Gegensatzes mit dem Judenthum und Heidenthum „so ganz von innen heraus" sich bilden mufste. Der Hafen des Innern ist wieder erreicht; aber auch nur des Innern im Subject, nicht im Object. Hätte sich der Verf. dem Wege in dessen Tiefe anvertraut, er würde das „von innen heraus" nicht verloren haben; denn die beginnende Causalität jener Wechselwirkung ging aus dem Innersten, aus der Idee der Kirche hervor; aber er würde sich dann auch im Resultat dieser Wechselwirkung, in der Erscheinung, vor der er sich so scheut, eingewohnt, in ihr das Innere wiedergefunden haben. Wie die Kirche nämlich nur dadurch das Heidenthum überwinden konnte, dafs sie das Christliche in ihm als λόγος σπερματικὸς anerkannte und dies Logische in ihm von der heidnischen Hülle entkleidete, so konnte sie auch den heidnischen Staat nur dadurch überwinden, dafs sie das Vernünftige in ihm anerkannte, in es einging und vom Heidnischen befreite. Da aber der Staat das Vernünftige in ihm zur Erscheinung umzubilden hat, so erhielt die Kirche, als sie „so ganz von innen heraus" oder „begrifflich" das Heidenthum überwunden hatte, am „christlichen" Staat auch in der Existenz die Anschauung ihres Sieges über das Heidenthum. Das war das Zweite in jener Wechselwirkung; der Staat in der Einheit mit der Kirche demonstrirte auch von Seiten seiner Erscheinung die Endlichkeit des Heidenthums. Denn seine Erscheinung als christlicher war die Erscheinung dessen, „was ganz von innen heraus sich bilden mufste." Das Dritte endlich, worin die Wechselwirkung sich vollendete, würde darin bestehen, dafs das, was aus der Idee der Kirche in die Erscheinung des Staates sich hinübergesetzt hat, aus der Erscheinung heraus sich zum Wissen seiner Innerlichkeit wieder sammele. In diesem Wissen würde die Einheit von Kirche und Staat ihren höchsten Ausdruck erhalten. Dies geschah im Symbol.

Der Hr. Verf. scheute sich in die Erscheinung jener Wechselwirkung einzugehen; wir kehren zu ihm zurück, ob seine weitere Darstellung von der Entwicklung des christlichen Glaubensinhalts zum Dogma ihn am Ende zur Versöhnung mit der Wechselwirkung von Staat und Kirche bewogen hat.

Die Arbeit der Kirche in der Entwicklung ihres Lehrbegriffs nimmt der Hr. Verfasser da auf, wo sich manche Keime von Gegensätzen in der Auffassung der einzelnen christlichen Lehren gebildet hatten, p. 495. Der Grund der Ausbildung der vorhandenenen Keime wird zugleich den Grund der Keime selbst enthalten müssen, weil sie nur von diesem Grunde an das Tageslicht hervorgetrieben werden konnten. Indem der Herr Verf. wirklich auf diesen Grund eingeht, in den Grund der Sache niedergeht, was sucht er anders als den Begriff, den Begriff der Sache, und zwar den Einen Begriff der Sache in jenen vielverzweigten und in sich verschlungenen Streitigkeiten? Wird der Hr. Verf. sich bei dieser letzten Entscheidung der Sache, dem Dogma mit ganzer Seele einmal hingeben und die Seele der Sache in sich aufnehmen, dem Begriff des Dogma sich einbegreifen? In dem „Wesen der menschlichen Natur" findet er den Grund der dogmatischen Gegensätze vor. „Es lag in dem Wesen der menschlichen Natur, dafs die Keime dieser Gegensätze sich immer weiter entfalteten und entwickelten," heifst es p. 495. „Wie einmal die menschliche Natur beschaffen ist, konnte nur aus den Gegensätzen heraus die harmonische Auffassung des Christenthums hervorgehen," tröstet sich ebend. der Verfasser.

Mit diesem Gedanken des „Wesens" betritt der Hr. Verf. wieder die Vorstufe des Begriffs, es kommt nur auf ihn an, dieses Wesen aus seinem innern Dunkel herauszuführen und seine Attribute als die freien Selbstbestimmungen des Begriffs zu erkennen. Wenn das „Wesen" der menschlichen Natur das Wesen jener Streitigkeiten, von dem sie gesetzt, von dem aus sie verstanden sein sollen, wenn in diesem Wesen die Einheit des Subjects und Objects verhüllt ist, was ist dies geheimnifsvolle Wesen? Ohne die Beantwortung dieser dringenden wichtigen Frage darf der Verf. zum Einzelnen nicht übergehen, denn nur aus der Erkenntnifs dieses Wesens sollen ja die einzelnen Gegensätze erst verstanden werden. Trotz der Wichtigkeit dieser Frage, trotz der Gewalt mit der der Begriff aus dem Wesen hervorstrebt, bleibt das Wesen unbestimmt, es bleibt als das unerkannte Ansich im dunkeln, trüben, unerleuchteten Grunde liegen und der Hr. Verf. geht sogleich zu so manchem „Traurigen" über, was sich in jenen Streitigkeiten äufserte, ohne zu bestimmen, ob dies auch die wesentliche Aeufserung jenes Wesens gewesen sei.

Das Unerkannte und Unbegriffene also bildet wieder den *a priori* feststehenden Ausgangspunkt. Da aber dieser keinen Impuls zu einem kräftigen sichern Fortgang der Methode geben, da er den Lebensodem des Begriffs der Entwicklung nicht einhauchen kann, denn er selbst ist nicht begriffen, so fixirt der Verf. einzelne Kräfte der menschlichen Natur, um die Lehrstreitigkeiten aus ihnen zu erklären. Seine Methode ist die psychologische. Weil aus Grundrichtungen der menschlichen Natur ein Werden der Gegensätze aufgezeigt werden soll, so rühmt sich diese Methode genetisch zu sein. In Wahrheit aber würde sie dies erst dann sein, wenn nicht mehr einzelne Kräfte das Bestimmende der Gegensätze sind, sondern wenn aus dem Einen Wesen der menschlichen Natur die Gegensätze sich entwickelten. Darin wäre auch die reelle Möglichkeit gegeben, dafs sie zur Einheit zurückkehrten. In der Anerkennung dieser Einheit, die die Gegensätze ihre feindliche Spannung aufzugeben bewegt, fürchtet aber der Herr Verf. nichts mehr und hartnäckiger als den Verlust der Freiheit, er verabscheut in dieser Einheit den „Gräuel eines dogmatischen, orthodoxen Pabstthums" und diesen Abscheu vor der Einheit des Begriffes im Herzen erwähnt er mit keinem Worte in der allgemeinen Einleitung zu den Lehrstreitigkeiten, dafs es auch eine Kirche gab, die über die Gegensätze sich erhob; mit ganzer Seele vielmehr lebt er sich in die beiden Grundrichtungen der menschlichen Natur ein, die nach ihm allein jene Streitigkeiten bestimmten und in interessanten Persönlichkeiten und Schulen sich aussprachen, in den sondernden Verstand und in das Gefühl. Hier fühlt sich der Verf. wohl und bringt er gediegene Schätze seiner Untersuchungen zu Tage. Gaben aber diese Phänomene, die Grundrichtungen der menschlichen Natur nicht in der Geschichte selber ihre Gediegenheit auf, indem die Kirche ihre Sprödigkeit in die Form des Dogma umschmolz und die getheilten Richtungen zur Einheit, die einzelnen Glieder zur Gestalt vereinigte?

(Der Beschlufs folgt.)

№ 104.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen.

(Schlufs.)

Der Vf. hätte sich in der Erscheinung dieser Grundrichtungen nur nicht abschliefsen sollen, er würde ihre gegenseitige Reflexion aufeinander und ihren Trieb zur Einheit des Begriffs herausgefühlt haben. Weisen sie als Phänomene der Einen menschlichen Natur nicht auf das Wesen derselben, welches in ihnen erscheint und als Grundrichtungen haben sie nicht ein Object, worauf sie sich richten, und da sie in dieser Richtung auf das Object als das Wesen der menschlichen Natur noch oberflächlich aber wahr das Denken des Objects bezeugen, führen sie nicht selbst über das nur Psychologische hinaus zur wissenschaftlichen Methode, die in ihnen den Anfang des kirchlichen Wissens, die beginnende Bewegung des gläubigen Subjectes zur Erkenntnifs des Glaubensinhalts erkennt? Der Hr. Vf. wehrt diese Bewegung des Subjects zur Einheit seines Bewufstseins mit seinem Glaubensinhalt ab. Die That der Kirche interessirt ihn weniger als das System eines Heresiarchen und er will das Wahre eines solchen Systems auch nicht im System der Kirche wiederfinden. Nur der Standpunkt, wo das Bewufstsein noch für sich in der Trennung vom Object seine Geistesfreiheit exercirt, kann sein Mitgefühl erwärmen und die Herzlichkeit seiner Theologie überfliefsen machen. Darüber verkennt er aber die „Geistesfreiheit" auf dem Punkte, wo das Bewufstsein aus der Trennung von seinem Inhalte befreit ist, wo der Geist der Gemeinde von ihren Gliedern gewufst wird, indem er selbst das reelle Wissen in ihnen ist. Dieses Wissen, welches im Dogma und Symbol sich aussprach, ist erst das wahrhafte „Wesen der menschlichen Natur," dessen noch unvollendete Erscheinungen die Gegensätze der kirchlichen Lehrentwicklung bildeten. Als das kirchliche Wissen ist es die Erscheinung, die dem Wesen in Wahrheit angemessen ist; es ist der Geist. In ihm hat das nur Psychologische und nur Subjective sein Ende, weil in ihm der Gegensatz mit dem Inhalt, der jenes nur Subjective bewirkte und verknöcherte, zur Einheit mit dem gewufsten Inhalt geworden ist. —

Der Hr. Verf. legte in dem oben Angeführten das stärkste Zeugnifs dafür ab, mit welcher Gewalt der Begriff der Sache auch dem Widerwillen sich aufdrängt, mit welchem Zauber die Denkbestimmung in der Sache den Gegner selbst in ihren Kreis zu ziehen sucht. Die Idee ist dessen gewifs, wenn erst der Kampf in ernstlicher, aufrichtiger Weise mit ihr beginnt, dafs ihr Sieg dem Besiegten zu Gute kommt, sein Segen wird. Hätte der Vf. sich in den Kampf auf Leben und Tod mit diesem Begriff, der ihm entgegen kam, eingelassen, er würde ein Innres gefunden haben, welches seine Innerlichkeit nicht nur erfüllt, sondern auch durch die Fülle unendlich erweitert hätte. Hr. Neander hat sich diesem Entgegenkommen der Idee aus der Geschichte verschlossen, die Denkbestimmungen, die er fand, liefs er unbenutzt liegen, er verkehrte sie zu unfruchtbaren Verstandesbestimmungen und nun in sein Gefühl eingeschlossen, verkannte er zuletzt auch die That der Kirche, die ihre Aufgabe im Wissen ihres absoluten Princips vollführte. In dieser Abgeschlossenheit macht ihn alles mifsmüthig, was das nur Subjective überschreitet, und wird ihm was der Lebenstrieb der Kirche war, ein Quell von Traurigkeit.

So wird es p. 495 als das „Traurige" der kirchlichen Lehrstreitigkeiten bezeichnet, dafs „in diesen Gegensätzen die Einheit des Alle verbindenden christlichen Bewufstseins ganz vergessen werden konnte, dafs jede Parthei den Gegensatz nur von ihrem Standpunkt aus auffafste." Kurz zuvor hiefs es „das Christenthum mufste auch in diese Gegensätze eingehen." War das Christenthum in diese Gegensätze eingegangen, wie es in der

That war, so waren es doch nicht nur die Partheien der Subjecte, die sich befeindeten, so waren es die in den Unterschied eingegangenen Momente des „Christenthums" selber, die in der Erbittrung der Dialektik sich suchten, sich entgegenkamen, nach ihrer Einheit rangen — und war es nicht die Kirche, die jeden Schein des „Traurigen" tilgte, als sie die Einheit der in den Unterschied gespannten und gefangenen Momente vollbrachte, ja mit Bewufstsein vollbrachte? Diese Siegesfreude der Idee über die Gegensätze klingt fast auf jeder Seite der Werke eines Athanasius, Augustinus und Leo wieder.

Das Gefühl kann in seinen Klagen elegisch und selbst in seiner Trauer schön und erhebend sein, aber nur, wenn sein Fonds die Idee ist, zu der es sich aus der Nichtigkeit der einzelnen Erscheinung zurückzieht. Der Gedanke mufs auch der elegischen Klage Kraft und Haltung geben. Dieses Mark fehlt dem Gefühl des Vfs.; es ist nur triste und gereizte Unzufriedenheit, weil es vom wirklichen Gedanken sich abwendet und nun nur postulirt, was in der erfreulichsten Wirklichkeit vorhanden ist und verneinen möchte, was geschehen ist. So heifst es p. 496: „Alles würde anders geworden sein, „wenn man das Verhältnifs der einzelnen christlichen „Lehren zu dem, was das eigenthümliche Grundwesen „des Evangelii ist, zu der Lehre von Christus als dem „Erlöser der Menschheit mit klarem Bewufstsein aufge„fafst und festgehalten hätte". Dieses Postulat tritt in den unglücklichsten Widerspruch gegen die am offnen Tageslicht liegende Vernunft der Geschichte. Fordert der Vf., dafs das einzelne Dogma in stätiger Beziehung auf die Lehre vom Erlöser hätte bestimmt werden sollen, so antwortet darauf das Bewufstsein der kirchlichen Heroen, denen eben die Beziehung auf den Glauben der Gemeinde an den Erlöser die Bürgschaft war, dafs das gewonnene Dogma der Glaube der Gemeinde sei. Die Beziehung auf das „Grundwesen des Christenthums," auf die „Lehre vom Erlöser" ging soweit, dafs diese Lehre im Alterthum nicht einmal als bestimmtes Dogma ausgebildet, sondern in den einzelnen Dogmen bestimmt wurde; sie war der Mittelpunkt, der sich zum System der Dogmen erweiterte. Die Forderung des Verfs. ist wahrhaft beruhigend in der Geschichte erfüllt. Meint aber seine Forderung, jene Beziehung hätte nur anders, nicht so immanent geschehen sollen, und verwirft er jene kirchliche That, so tritt er wieder damit in Widerspruch, dafs eine Lehre nur christlich ist, wenn sie zu dem „Grundwesen des Christenthums" sich nicht nur verhält, sondern es in sich trägt und bestimmt.

Es liegt im Wesen der nur subjectiven Reflexion über die Sache, nicht nur das Gegentheil von dem was diese ist zu sagen, sondern auch die eigne Meinung so vorzutragen, dafs sie sich selbst in ihr Gegentheil verkehrt, ohne dafs es der nur subjectiv Reflektirende weifs. So beklagt der Hr. Verf. p. 496, dafs „man in jenen „dogmatischen Streitigkeiten nicht anerkannt habe, dafs „die begrifflichen Auffassungen, sobald nur die Einheit „in dem Grundwesen des Christenthums auch im Be„griff festgehalten wurde, wohl nebeneinander bestehen „konnten." Was fassen diese „begrifflichen Auffassungen" anders auf, als das Grundwesen des Christenthums, ist das nicht ihre Einheit, die Mitte, die sie um sich versammelt? Diese Einheit ist das innerste Centrum jener Verschiedenheit. Der Hr. Verf. postulirt sie noch neben der Mannigfaltigkeit. Hat er nie gefühlt, wie die Einheit in jener Verschiedenheit sich hervorzuarbeiten, hervorzuringen sucht, um zum Bewufstsein, zum Begriff ihrer selbst zu gelangen? Hat er im Streit und Kampf dieser Dialektik nie sich an dem erquickenden Anblick gelabt, wie die Einheit in den Gegensätzen irrend sich sucht, wie sie die Gegensätze abarbeitet, die Verschiedenheit abstreift, um ihre wahrhafte Gestalt hervorzutreiben? Ref. mufs mit Betrübnifs sagen: Nein! Es ist ihm schon zum *a priori* geworden, dafs das kirchliche Dogma diese Einheit des Begriffs nicht entlockt habe. Würde er sie sonst noch postuliren? Nach allen Seiten nun, nach denen man auf sein Postulat reflektire, verschwimmt und zerfliefst es in Unbestimmtheit, eben da es sich der wirklichen Geschichte gegenüber am reichsten meinte. Wenn der Hr. Vf. auch die Einheit im Begriff fodert, mufs denn dieser Begriff nicht der wahre sein und kann er noch gleichgültig neben der Verschiedenheit existiren? Der kirchliche Lehrbegriff erhob sich über die Verschiedenheit und war so wenig gleichgültig gegen die Verschiedenheit, dafs er ihre Einheit in der That war. Nur die Gegensätze, so lange sie sich als Gegensätze verhärteten, verläugneten die in ihnen vorhandene Einheit. Sie hielten die Reflexion auf die Eine Seite des Glaubensinhalts fest, die Reflexion auf die andere schlossen sie aus. Da somit in jeder Lehrstreitigkeit die Doppelseitigkeit des sich gegenseitig ausschliefsenden Widerspruchs eintrat, so reflektirte die

Kirche auf das, was die Partheien mit ihr verband, was die Gegensätze gegenseitig verband, auf die in ihnen getrennten Momente der Wahrheit, sie schloſs sie im Lehrbegriff zusammen. Das allgemeine Bewuſstsein der Gemeinde wurde so zur Gewiſsheit seiner „Einheit im Grundwesen des Christenthums." Die Gemeinden hingegen, welche das erlangt haben, was jenes Postulat für die mannigfaltigen Auffassungen wünscht, das Nebeneinanderbestehen, sind entweder nur zu einer kümmerlichen in Bewuſstlosigkeit versunkenen Existenz gekommen, sie sind in sich verdumpft, wie die Nestorianischen Gemeinden im Orient, oder sie sind untergegangen, wie die Arianischen Staaten des Occidents.

Die Einheit des allgemeinen Lehrbegriffs muſs daher wohl auch mehr Lebenskraft mitgetheilt haben, als der Hr. Verf. meint, wenn er klagt, daſs „das Streben nach einer beschränkten und beschränkenden Einförmigkeit am Ende die freie und naturgemäſse Entwicklung des christlichen Glaubenslebens hemmen muſste." Jene Gemeinden, die sich frei von der beschränkenden Einförmigkeit entwickeln konnten, sind abgestorben vom Leibe der Kirche oder sind nur erstarrte, gelähmte Glieder an ihm. Das Leben der Kirche nahm aber in dem Maaſse zu, als sie das Bewuſstsein ihres Princips im Dogma bestimmte und gestaltete. Beschränkung kann diese Gestaltung insofern genannt werden, als jede Bildung formlos und diffus wird, wenn sie durch ihr eignes inneres Gesetz nicht begränzt und beschränkt wird. Da aber die Kirche in der Entwicklung ihres innern Gesetzes es mit Freiheit als ihr Gesetz setzte, so ist das Dogma, das Resultat dieser Entwicklung, kein Joch, „in welches man alle verschiedenen Geistesrichtungen hineinzwängen wollte," sondern es war die freie Selbstbestimmung der Kirche. Der Gläubige der Gemeinde vermittelte dadurch seine Einheit mit dem Dogma, daſs er es vermittelst des Bewuſstseins, es sei die Bestimmtheit seines Glaubens, auch als die Selbstbestimmung seines Willens anerkannte. Jenes Joch ist das unendlich freimachende Joch, welches der Gläubige um so mehr auf sich nimmt, je mehr der Herr in seiner Kirche Gestalt gewinnt und je mehr das Bewuſstsein seiner gestaltenden Gegenwart die Schranke für die Abstraktion und Willkür und die belebende Befreiung des objectiven Gedankens wird. —

Das Convolut von Klagen, die zum Verständniſs der folgenden Lehrstreitigkeiten vorausgeschickt werden, erhält endlich seine gewichtigste Beilage mit der Bemerkung p. 496, daſs „der Gang dieser Streitigkeiten durch die Einmischung einer fremdartigen Staatsmacht noch nachtheiliger wurde." Ref. folgte dem Hrn. Vf. in seine Reflexion über „die kirchliche Lehrentwicklung" in der Erwartung, ob er hier am Ende die Reflexion bis zu ihrem Ende, bis zum Begriff der Erscheinung, daſs in unsrer Periode, wie in der ganzen Kirchengeschichte der Staat im kirchlichen Symbol sich als Mitwisser bethätigt hat, fortführen werde. In dem Gange des Objects, in dem Verlauf der Lehrentwicklung liegt wenigstens eine Kraft, die mit fast unwiderstehlicher Gewalt das Subject in seine Bewegung zu ziehen vermag und zur Anerkennung des immer wiederkehrenden Fakti, daſs Staat und Kirche sich im Symbol begegnen, bewegen kann.

Ref. erwartete hier die letzte Entscheidung über „die Staatskirche." Der Hr. Vf. hat sie gegeben. Er hat in obigen Klagen die Entwicklung der Kirche zum Dogma, zum Symbol abgebrochen, die Bewegung zur Bestimmtheit mit *a priori*'scher Gewaltthätigkeit unterbrochen und nun dem Staat und der Kirche die geistige Nahrung ihrer Einheit entzogen. Der Gang jener kirchlichen Entwicklung war „traurig und nachtheilig" und nun ist es noch „nachtheiliger," wenn der Staat auch zu jener Entwicklung hinzutritt.

Der Hr. Verf. erklärt somit, unserer Periode nicht bis zu ihrem Höhepunkt folgen zu wollen, er fürchtet, das Gefühl müsse in der Schärfe ihrer dogmatischen Bestimmtheit erkalten und die Geistesfreiheit in der Einheit der Kirche mit dem Staat dem Despotismus erliegen. Sein Gefühl bricht mit der Geschichte und sein Bericht ist der Erguſs der vom Object beleidigten Subjectivität. Auf diesem Scheidepunkte, wo das Subject durch den „Gräuel" der Staatskirche die „Wahrheit zur Lüge" umgewandelt glaubt, ist es nur die Liebe des im Object verachteten Begriffs, welche noch einmal dem starren Gefühl zuspricht, in dem sie ihm den Besitz dessen weiset, was es nur postulirt. Die Kirche „hätte" in ihrer Lehrentwicklung frei sein sollen. In Wirklichkeit aber war und ist es nur die eigne Reflexion der Kirche auf ihr inneres Princip, wenn sie dazu übergeht, den Inhalt ihres Glaubens zum System der Dogmen zu entfalten. Keine Macht der Erde kann sie davon abhalten oder darin unterstützen, wenn ihr Geist sich dem Geschäft unterzieht, aus der Unbestimmtheit des Gefühls heraus den Glau-

bensinhalt in seinen innern Bestimmungen zu wissen. Die Abfassung des Symbols ist daher immer kirchliche Arbeit gewesen, und die Anmafsung einiger römischer Kaiser, Glaubensedikte zu erlassen und sich das, was der Kirche zukommt, zu arrogiren, trug sogleich den Keim des schleunigsten Unterganges in sich. Die Kirche verwand solche Angriffe auf ihre Würde durch den leisesten Gegendruck ihrer Activität. Dieses absolute Recht der Kirche hatte der Hr. Verf. im Sinn, wenn er über das Eingreifen des Staates in die kirchliche Lehrentwicklung so bitter klagt, die Kirche hat es besessen.

Soll aber dieses Recht dazu übergehen, Unrecht zu werden, dafs die Kirche den Staat als absoluten Layen von sich entfernt hielt? In der Ausbildung ihres Lehrbegriffs kommt sie im Gegentheil dem Staat entgegen, wie der Staat durch seinen Begriff befähigt ist, ihr eben dort entgegen zu kommen. Der Staat ist nicht nur die unmittelbare Existenz und Ausbreitung seiner Vernünftigkeit, sondern er weifs diese als sein Gesetz, als ein System von Gesetzen. Was er ist, davon verschafft ihm seine Weltweisheit auch die Wissenschaft. Wird er der christliche, so wird die ihm wesentliche Wissenschaft aus der Weltweisheit zum Wissen des in ihm christlichen, oder der Staat kann nicht in die Kirche eingehen, ohne zu wissen, was ihre Wahrheit ist. Der erste Akt, den der Staat bei seinem Eintritt in die Kirche ausführte, war daher die Forderung der Bestimmtheit des Wissens; diese Forderung war aber auf dem Punkte, durch die freie That der Kirche realisirt zu werden, als diese die Wahrheit ihres Glaubens im System ihrer Lehre zu äufsern begann und sich zubereitete, das „Fremdartige" zwischen ihr und dem Staat zu beseitigen, indem sie die Bestimmtheit ihres Bewufstseins nun auch dem Bewufstsein des Staates mittheilen, und in der Einheit des Bewufstseins ihre Einheit mit dem Staat gründen konnte. Als der Staat in die Kirche einging, verlangte er zu Nicaea diese Bestimmtheit des Wissens, die Kirche sprach im Symbol das Resultat ihrer vorangegangenen Reflexion auf ihr absolutes Princip aus, der Staat erkannte ihr Bewufstsein ihres Princips als die nothwendige Bestimmtheit seines Bewufstseins an, und ihre Einheit war vollbracht. Jedes neue Symbol der Kirche bezeugt seitdem mit dem Wachsthum ihrer innern Reflexion zugleich die tiefere Begründung ihrer Einheit mit dem Staat.

Selbst das Mangelhafte der ersten Erscheinung dieser Einheit ist nur dann verstanden, wenn es als Mangel an der Erscheinung der innern Vernünftigkeit der Sache begriffen ist. Dem Gefühl erscheint sie allein gegen die Vortrefflichkeit seiner Innerlichkeit gehalten als mangelhaft und es kann sein in der Erscheinung der byzantinischen Staatskirche gedrücktes Herz nur in die bittersten Vorwürfe ergiefsen. Der Begriff erkennt auch in diesem noch abstrakten Ineinandersein von Kirche und Staat die Nothwendigkeit, mit der sich beide zu einigen suchen, ja den Triumph der Kirche, die ihre Substanz zur Substanz jenes Reiches erhoben hatte und der Theologie für immer ihren Platz im Staate bestimmte. Der Geschichtschreiber mufs sich zu derselben objectiven Geduld bearbeiten, mit der der Begriff sich durch die Phänomene seiner einzelnen Gestalten hindurchwindet und keine eher verläfst, bis er nicht die Kraft erhalten hat, sie zu zerbrechen und seine höhere Erscheinung zu schaffen. Weil das Gefühl diese tolerante und mühsame Ausbreitung des Begriffs nicht kennt, sondern Alles in den Knäuel seiner spröden Punktualität zusammenfassen möchte, so vergeht es sich voreilig an der einzelnen Erscheinung und verlangt es, sie hätte, um die wahre zu sein, nichts als diese eigne Innerlichkeit des Gefühles sein müssen. Mit der Einbildung, „Alles würde anders geworden sein" construirt es sich *a priori* eine Geschichte über der Geschichte, zersetzt es die wirkliche Geschichte und behauptet es *a priori*, diese sei nicht die wahre, weil sie nicht seiner Einbildung entspricht. Das Gefühl verfestet sein *a priori* zum Gegensatz und Widerspruch gegen die Geschichte.

Die Wissenschaft erweicht und löset diesen Gegensatz des *a priori* und der Geschichte bis zu ihrer gegenseitigen Versöhnung, indem sie den Begriff des *a priori*'schen entkleidet, vielmehr die Erscheinung ihrer verachteten und vom Gefühl verschmähten Aeufserlichkeit entkleidet, sie vielmehr als Erscheinung des Begriffes weifs. Sie erkennt in der Erscheinung die Entäufserung des Begriffs und als dies Erkennen ist sie nichts als die Erinnerung solcher Entäufserung. Die Resignation auf alles *a priori* ist die begriffene Erscheinung.

B. Bauer.

№ 105.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CV.

Le Monde comme il est; par le Marquis de **Custine**. *Paris, chez Eugène Renduel*, 1835. 2 *Vols*. 8.

Goethe nennt in einem Briefe an Zelter die neusten Französischen Romane und verwandte Dichtungen *eine Litteratur der Verzweiflung*, und grade das merkwürdigste und eigenthümlichste Werk aus diesem Kreise, Victor Hugo's *Notre-Dame de Paris*, mufs ihm hiefür als Beleg dienen. Wir dürften seiner scharfen, bis zum Unwillen gesteigerten Kritik dieses Buches mit gutem Grunde mancherlei entgegensetzen; allein, auch zugegeben, dafs jener bezeichnungsvolle Ausspruch im Allgemeinen wohlgültig und treffend sei, — wie denn Goethe nie etwas Leeres und blofs Eingebildetes oder Willkürliches sagt, sondern immer ein Wirkliches, Angeschautes vor Augen hat, — so dünkt uns doch, der weltkundige Greis, der von seiner hohen Warte das ihn umwogende Leben mit seltner Einsicht und Klarheit beobachtet und beurtheilt, habe diesmal den Gegenstand, der ihm so anstöfsig und widrig erscheint, in einer zu vereinzelten Betrachtung aufgefafst. Die Litteratur steht nicht für sich allein; ihre Gestalt, ihr Glanz und ihre Verdunklung, ihr Stoff und ihre Richtung, hängen nicht von der Laune der Schriftsteller ab, sondern von Volks- und Weltbezügen, die sich in den Geisteserzeugnissen abdrücken, und mit denen sie stets im lebendigen Zusammenhange anzuschauen sind. Goethe hat diese Verhältnisse der Französischen Litteratur, eben so wie deren innere Bestandtheile, im gegenwärtigen Falle wie uns scheint, mit zu eiligem Unmuth abgefertigt. Ihm werde das nicht verargt, er hat mehr als jeder Andere das Recht, auch eine Stimmung des Augenblicks abschliefsend auszusprechen, und er hat auch in ihr ein glückliches Wort gesagt, das bleiben wird: uns aber gebührt, dasselbe anzuerkennen, ohne uns davon beschränken zu lassen.

So fällt uns bei jenem Französischen Romantismus alsobald der Bezug auf, welchen diese Anhäufung von Schrecknissen und Ausschweifungen, Absonderlichkeiten und Verzerrungen, worin sich die Schriftsteller überbieten, zu dem heutigen Lebenszustande hat, der solche Bilder zum Vergnügen annimmt. Da finden wir denn, dafs in diese Litteratur sich alles Entsetzliche und Furchtbare gezogen hat, was ein Menschenalter früher in zerstörender Wirklichkeit wüthete; wir finden als Dichtung und zur Unterhaltung den Lesern in die Hände gegeben, was früher als grimmige Gewaltthat über ihren Köpfen schwebte, und blutig ihre Nacken traf; während jetzt sogar bei den anerkanntesten Verbrechen die Todesstrafe nur selten noch in Anwendung kommt! Diese Verwandlung jenes grauenvollen Zustandes, der politischen Terreur, an welche kein Franzose ohne tiefe Bestürzung und Scham zurückzudenken vermag, in einen litterarischen Nachklang, ist ohne Zweifel ein nothwendiges und heilsames Mittelglied in den Uebergängen, zu welchen die jetzige Welt genöthigt ist. Wenn aber, nach Gesetzen einer auch im Geistigen waltenden Naturentwicklung, diese romantische Terreur als eine Bürgschaft dastehen dürfte, dafs die politische erschöpft und ihre Wiederkehr ferner unmöglich ist, so hätte man der Phantasie wohl nur zu danken, und mit Befriedigung anzuerkennen, dafs sie den dämonischen Fluthen einen Raum eröffnet, in welchem sie unschädlicher hinströmen, und ihre Macht schon verloren haben. Wer würde reicher und fruchtbarer seine Betrachtungen hier angeknüpft haben, als eben Goethe, wäre sein Blick in dieser Richtung nur einen Moment festgehalten worden!

Aber auch für die innern Bestandtheile selbst, welche jene Litteratur bilden, scheint uns eine schärfere Unterscheidung nöthig, als der allgemeine Spruch Goe-

the's zulassen will. An Gehalt wie an Darstellung sind die Schriften, welche hier zusammengefafst werden, höchst ungleich, und keineswegs in eine und dieselbe Verdammnifs zu werfen. Allerdings herrscht in den meisten eine verzweiflungsvolle Stimmung, eine trostlose Weltansicht, und den vernichtenden Eindruck, den die Ausschliefsung der Himmelsmächte aus den Schilderungen des jammervollen Irdischen im Gemüth hervorbringt, vermag keine Verschwendung von Geist und Talent aufzuheben. Die Verzweiflung für sich allein hört auf poetisch zu sein, sie thut wie ein wirkliches Uebel weh, und dem Schmerze weicht man aus. Allein zu verbannen ist sie darum aus der Poesie noch nicht, sie ist in ihr, wie im Leben selbst, ein unabweisliches Element, und Goethe selber sagt: „Wer nicht verzweifeln kann, der mufs nicht leben." Nur soll sie in gehöriger Mischung herantreten, und die entgegengesetzten Elemente der Versöhnung, des Trostes, der Erhebung dürfen uns nicht fehlen. Diese nothwendige, mildernde und erweckende Beimischung mangelt aber so wenig dem berühmten Romane Victor Hugo's, als vielen andern Schriften derselben Schule, wenn auch nicht immer durch ausdrückliche Formeln und Gestalten dafür gesorgt ist, jene Elemente so bestimmt, wie die des Schauderhaften und Schrecklichen, hervorzustellen; sie sind in dem Ganzen oft nur als Auflösung vorhanden, aber darum nicht minder lebendig, und sie sind es, welche solchen Schriften, die sonst den gesunden Sinn nur abstofsen müfsten, den mächtigen Reiz und die grofse Wirkung geben, die niemand ihnen abläugnen kann. Mag das höhere Leben in diesen Dichtungen für den einzelnen Fall immerhin erliegen, dadurch entgeht es ihnen nicht; dies geschieht nur da, wo dasselbe schlechterdings geläugnet, oder dessen Wesenheit sich dadurch aufhebt, dafs alle Erscheinungen desselben auf Gemeines und Todtes zurückgeführt werden. Von dieser letztern Art sind allerdings manche Erzeugnisse der Französischen Romantiker, die wir in ihrer traurigen Menschenfeindlichkeit und Gottentbehrung nur mit einigen Versuchen der Französischen Metaphysiker des achtzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel mit dem verrufenen *Système de la nature*, vergleichen können. Allein die bessern der heutigen Schriftsteller gehen unläugbar auf einer andern Bahn, und weit entfernt, dem Schrecklichen, das sie darstellen, als einer Allmacht zu huldigen, lassen sie über demselben ein Höheres ahnden, bei welchem Zuflucht und Trost gewährt sind. Wir können hier neben Hugo namentlich auf Alfred de Vigny und Balzac hinweisen, von denen freilich letzterer so ungleich in seinen Erzeugnissen als fruchtbar ist!

Seit kurzem indefs arbeitet sich aus den Trümmern so vieles Zerstörten, neben dem Nichtigen und Verworrenen, welches noch lange Zeit den Hauptbestandtheil der Französischen Romantik zu bilden bestimmt scheint, ein neubelebender Geist in ganz entschiedener Gestalt hervor, und die bisher nur aufgelösten Elemente eines trostreichen Höheren erscheinen in ausdrücklicher Selbstständigkeit. Es ist bekannt, dafs die Französischen Romantiker ihrem politischen Karakter nach wesentlich dem alten Frankreich, dem legitimen und hierarchischen, angehören; im Gegensatze der revolutionairen Schriftsteller, welche mit gröfserer Strenge auf die sogenannten klassischen Formen ihrer früheren Litteratur halten; beide Partheien scheinen hiebei in Widerspruch mit sich selber zu gerathen, folgen aber mit richtigem Takte nur dem Gebot ihres wahren Verhältnisses. Die Republikaner bedürfen der trocknen Denkart und Verstandesaufklärung, die vor der Revolution herrschend waren; die Freunde des Königthums und der Kirche wenden sich zu den Wunderkräften des Mittelalters. Die legitimistische Richtung ist in der Politik zwar geschlagen, aber in der Litteratur ist sie die Herrscherin des Tages; sie nimmt Theil an dem Sturme der Zerstörung, den auch sie nur fortsetzen mufs, wenn sie zu einem ihr gemäfsen Ziele gelangen will; aber sie darf auch schon den Geist und die Richtung zeigen, in denen sie das wahre Leben zu finden hofft, ja zu besitzen meint. Nach den letzten Stürmen mag es in Frankreich unmöglich sein, das gefallene Königthum als Mitte eines höheren Lebens wiederaufzunehmen und anzupreisen; die entschiedensten Anhänger versuchen es nicht, diese politische Seite ihrer Denkart durch ästhetische Behandlung geltend zu machen. Anders aber steht die religiöse Seite, für diese ist kein wesentlicher Halt verloren, sie hat vielleicht durch Scheidung manches Unreinen nur gewonnen, sie kann noch als ein fester Mittelpunkt geschildert und angeboten werden, und mit Eifer wird dieses Element, die katholische Religion und Kirche, in den Kreis der ästhetischen Gebilde gezogen, die bisher eines solchen Bestandtheiles meist entbehrten. Könnte es gelingen, dieses Element in seiner Wesenheit wirklich zum Geiste der dichteri-

schen Erzeugnisse und in dem Sinne der Leser wurzeln zu machen, so würde gegen ein so mächtiges Positive alle Steigerung und Vielfachheit des Negativen nicht mehr aufkommen, und mit der Litteratur der Verzweiflung wäre es dann vorbei. Ob es je zu diesem Ergebnifs kommen könne, und wie weit überhaupt in dieser Richtung vorzudringen sei, wollen wir nicht entscheiden. Uns genügt hier, den Versuch anzumerken, der gemacht wird, auf diese Weise dem trüben Wuste zu entsteigen, und in der Zerstörung und Nacht eine helle Zuflucht zu gewinnen. Mit grofsem Geist und Talent hat neuerlich Sainte-Beuve nicht nur die Kraft des katholischen Glaubens, sondern sogar die Formen des katholischen Priesterthums in eine Novelle verwebt, welche zu den edelsten und schönsten dichterischen Erzeugnissen gehören würde, wenn der Autor vermocht hätte, die unreinen Stoffe so würdig wie die reinen zu behandeln. Eine merkwürdige Erscheinung in gleicher Hinsicht dünkt uns das Buch von Custine, zu dessen Anzeige wir diese Vorbetrachtungen nöthig hielten.

Der Marquis von Custine ist ein Enkel des berühmten Generals, verlor seinen Grofsvater und Vater durch das Beil der Guillotine, und gehörte, wie durch Geburt und Stand, so auch durch Sinn und Streben von jeher der royalistisch-kirchlichen Denkart an. Zuerst aufgetreten als Schriftsteller ist er, unsres Wissens, durch eine Novelle „Aloys", in welcher höchst eigenthümliche Lebensverwicklungen und innere Erfahrungen spielen, und endlich durch katholische Frömmigkeit abgeschlossen und beruhigt werden. Darauf gab er unter dem Titel *Mémoires et voyages* eine Reihe von Reisebildern aus Italien und England, voll geistreicher Ansichten und Bemerkungen, die durch eine lebhafte und anmuthige Schreibart noch besonders gehoben sind. Der gegenwärtige Roman vereinigt die beiden Richtungen des Verfassers, welche bisher getrennt erschienen waren, sichre Auffassung der äufsern Welt, Schilderung der Natur und der Lebensverhältnisse, und daneben Aufschliefsung der inneren Gemüthswelt, leidenschaftliches Wesen der Herzen, und Drang und Hinweisung zum Religiösen. Seiner Dichtung liegt unstreitig Wahrheit zum Grunde, wir möchten die einzelnen Bestandtheile, Bilder wie Gefühle, sämmtlich aus dem Leben entlehnt glauben; nur die Anlage, durch welche sich alles zu einem Ganzen reiht, ist erfunden, und sehr glücklich erfunden. Der Verfasser hat ein ganz neues und überaus reiches Triebwerk angewandt, wie dasselbe noch in keinem Romane vorkommt. Der Held ist ein junger Mann, der sich auf den Wogen der Eitelkeit und des Genusses dahintragen läfst, die Gunst des Augenblickes wahrnimmt, und als eine solche auch den Besitz einer reichen Erbin betrachtet, die er ihres Vermögens wegen heirathen will, ungeachtet sie sehr häfslich ist. Er bekennt seine Zwecke und Meinungen, ist aber im Innern besser als diese, und er mufs sich in die Häfsliche, die er nur zu heirathen dachte, leidenschaftlich verlieben. Sie aber, die ihn schon liebte, als er sich und sie noch mifskannte, mufs ihn verachten, da man ihr seine Denkart enthüllt; und dieser Keim des Unheils entwickelt sich nun fort und fort, unter stets erneuertem Verkennen und Leiden, zu unwiderruflicher Trennung, zum völligen Untergange. Der Verfasser hat von beiden Motiven, der ächten Liebe, welche das Herz eines sich selbst herzlos glaubenden Mannes ergreift, und dem Mifstrauen eines Mädchens, die das Erwünschte in dem falschen Scheine nicht zu erkennen vermag, allen reichsten Vortheil gezogen, und ein grofses, tiefes, verhängnifsvolles inneres Leben an den Tag gestellt. Wo die äufsere Welt der Geselligkeit, ihre Bewegungen und Ränke eingreifen, finden wir die Schilderung oft allzu grell, die Personen zu sehr in Träger bestimmter Richtungen und Eigenheiten verwandelt, aber die einzelnen Zustände wahr und lebendig, die Bilder der Zeit und ihrer Verhältnisse in sprechenden Zügen vortrefflich ausgedrückt. Von besonderem Werthe ist das Gemählde der Normandie, des landschaftlichen Karakters dieser Provinz, und der Art und Sitten ihrer Einwohner. Der Verfasser, für das alte Frankreich gestimmt, verläugnet keineswegs die traurige Rolle, welche dieses in der unreinen Vertretung spielt, die sich demselben im Gemisch und Kampfe der Neuerungen aufgedrängt hat. Er verehrt das Königthum, aber den Hof, wie er sich gestaltet hat, giebt er preis; die katholische Religion ist ihm heilig, aber in dem falschen Treiben ihrer unredlichen Diener sieht er nicht das Priesterthum; ebensowenig will er die beschränkte Gemeinheit des Volks und die Aristokratie in ihrer Entartung vertheidigen. Mit grofser Geistesfreiheit sondert er die falschen und verdorbenen Formen von dem Wesen der Dinge, und hält sich an dies, indem er fallen läfst, was nicht bestehen kann. Er gewinnt auf diese Weise wirk-

lich ein höheres Positive, das über den Trümmern der Lebenswirren siegreich schwebt. Das Höchste dieses Positiven ist ihm die katholische Kirche, seine letzte Zuflucht und Tröstung der katholische Priester, dessen Auftreten und Wirken allein die Stürme der Welt zu beruhigen vermag. Zwar in dem Verlaufe des Romans selber hat dieses Element keine Stelle gefunden, die Geschichtserzählung führt alles dem Verderben zu, und ohne die Lehre und Warnung, welche der Verfasser als solcher eigends hinzugesellt, wäre der Ausgang einer der verzweiflungsvollsten. Auf diese Weise jedoch, indem der Autor gleichsam neben seiner Darstellung mitwandelt, und durch persönliche Meinung ergänzt, was er als Dichter unvollständig läfst, nimmt das Buch eine seltsame Gestalt; es ist weniger als ein Kunstwerk, und mehr; es ist ein Buch voll wahren Lebensgehaltes, indem es die Erfahrungen, Gefühlsweisen, Aussichten und Hoffnungen eines eigenthümlichen, reichbegabten, in der Fülle der Welt wie in den Tiefen der Seele heimischen Menschen darlegt. Wenn zuweilen die ordnende Kunst und die Mafsverhältnisse des Meisters vermifst werden, — wie dies besonders in dem allzu starken Gebrauche des Zufalls häufig eintritt, — so fehlen doch Talent und Anmuth nicht, und das Ganze durchblitzen unzählige feine Züge der schärfsten Beobachtung, die treffendsten Bemerkungen, die geistreichsten und gewichtigsten Betrachtungen. Selbst für die politische Beurtheilung des heutigen Frankreichs gewährt das Buch eine schätzenswerthe Ausbeute, und es ist wohlthuend, dieses Land nebst seinen Zuständen einmal aus dem Standpunkt einer eigenthümlichen Gemüthsart betrachtet zu sehen.

Hr. von Custine kennt Deutschland und seine Litteratur. An einer Stelle seines Buches werden die Wahlverwandtschaften von Goethe angeführt, jedoch mit einem Mifsverstande, der freilich auch in Deutschland noch oft genug vorkommt. Er meint nämlich, der Goethe'sche Roman lehre die Auflösung der Ehe und vernichte deren Heiligkeit. Dies ist allerdings der Stoff des Buches; aber nicht sein Inhalt. Wann wird man diese Verwechslung aufhören sehen? Wäre es richtig, wäre es erlaubt, den Inhalt lediglich nach dem Stoffe zu deuten, welches Verdammungsurtheil würde Hr. von Custine gegen sein eignes Buch auszusprechen haben? Wir sind weit entfernt, diesem solche Mifsdeutung zu geben, wie er sie den Wahlverwandtschaften giebt, über deren reinen und hohen Gehalt die Tagesmeinung irren konnte, die späteren Leser aber sich mehr und mehr verständigen werden, und hiezu durch Weifse's und Göschels eindringende Erörterungen schon trefflichst angeleitet sind. —

Varnhagen von Ense.

CVI.

Due opuscoli archeologici di Niccolò Maggiore. Palermo dalla tipographia del Giorn. letterario. 1834. 8. S. 44 mit einer Kupfertafel.

Eine Publication von einigem Interesse für die architektonischen Alterthümer Siciliens. In dem ersten Aufsatze, Bemerkungen auf einer antiquarischen Reise von Palermo über Girgenti, Selinus und Segesta zurück, beschäftigt sich der Verf hauptsächlich mit dem Beweise, wie unsicher alle traditionellen Benennungen der Agrigentinischen Tempel, mit Ausnahme des grofsen Juppiterstempel, sind: besonders zeigt er die Unrichtigkeit der Benennungen *Tempel der Concordia* und *Juno Lucina* — vollkommen genügend. Ueber die nunmehr zu Ende gebrachten Ausgrabungen im Theater von Segesta, von denen er interessante Kunde giebt, sehen wir das Genauere im Zusammenhange in den *Antichità della Sicilia* vom *Duca Serradifalco* entgegen. Die nach der Versicherung des Hrn. Maggiore genauer als bisher copirte Inschrift in *Erice* macht immer noch grofse Ansprüche an den Scharfsinn eines Erklärers. Sie ist: *τηπιτεργια[...] καιxιλιου λευxιου υιου μετελλου παισιων λευmου σιωυρι . . . εγ[...] χιλ·αρχησας*. Der zweite Aufsatz handelt von den sogenannten Giganten in den Ruinen des Juppiterstempel zu Agrigent, colossale Tragstatuen, wie es scheint, deren drei noch im späten Mittelalter standen und in das Stadtwappen von Agrigent aufgenommen wurden. Herr Maggiore stellt gegen Cockerell und andere Restauratoren seine Ansicht auf, dafs sie in den Pfeilern der Cella nischenartig eingefügt waren, wogegen sich nichts Erhebliches einwenden lassen wird, da es doch scheint, dafs Cockerell's Restauration als zu kühn beseitigt werden mufs.

C. G. S.

№ 106.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CVII.

Le Antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco, socio di varie Accademie. Volume II. (le antichità di Selinunte.) Palermo presso Andrea Altieri, 1834. 108 *Seiten Text und Noten,* 35 *Kupfertafeln oder lithogr. Blätter. Fol. (Aus Leipzig durch die Brockhausische Buchandlung zu beziehen.)*

Die Antiquitäten eines so reichen und klassischen Landes, wie Sicilien ist, verlangen von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden, weil die Entdeckungen bei dem wiederbelebten und rastlos fortschreitenden Interesse der Untersuchung sich häufen, und der Fortschritt der Wissenschaft eine andere und andere Behandlung wünschenswerth macht. Der Vf. des vorliegenden Bandes will sie nach einem umfassenden Plan, mit Segesta beginnend, der alten Strafse an den Küsten herum über Selinus, Agrigent, Acrä, Syracus, Catana, Tauromenium, Tyndaris, bis Soluntum folgend, beschreiben. Er hat diesen Band, der die Beschreibung der Alterthümer von *Selinus* enthält, und der *zweite* mit Rücksicht auf den ganzen Plan heifst, zuerst ans Licht gestellt, weil er sobald als möglich seinen eignen trefflichen Fund von fünf Metopenreliefs den Freunden des Alterthums mittheilen wollte. Inzwischen sind auch die Ausgrabungen am und im Theater von Segesta beendigt worden, und der erste Band, der, zugleich mit der Beschreibung des alten Segesta, auch dasjenige Allgemeine, was die ganze Insel betrifft, als Einleitung zum grofsen Werke enthalten soll, wird unmittelbar dem vorliegenden Bande folgen. Wir dürfen dem Unternehmen den besten Fortgang versprechen. Der edle Verfasser, schon früher durch einige archäologische Abhandlungen bekannt, ist von dem rühmlichsten Eifer erfüllt, die Alterthümer seines Vaterlandes aufzuhellen; die Theilnahme seiner Landsleute unterstützt ihn dabei, die Litteratur des Auslands ist ihm nicht unbekannt, und nahmentlich sind wir durch seine Kenntnifs der neusten deutschen Litteratur dieses Faches überrascht worden. Es ist also zu wünschen, dafs auch diesseits der Alpen das kostbare Unternehmen von den Freunden der Kunst und des Alterthums begünstigt werde und ermuthigender Antheil sich ausspreche.

Der vorliegende Band zerfällt in drei Abtheilungen, indem zuerst von der Geschichte der Stadt, dann von den architektonischen Ueberresten derselben, und zuletzt von den Skulpturen, die erst im letzten Decennium aufgefunden sind, gehandelt wird. In den Noten zu jedem dieser drei Theile werden die Citate und weiteren gelehrten Beweise beigebracht.

Die *Geschichte* der Stadt *Selinus* ist in vollkommen genügender Ausführlichkeit vorgetragen worden. Das Resultat ist dies, dafs Selinus von seiner Stiftung 628 vor Chr. bis zu seiner ersten Zerstörung durch die Karthager im Jahre 409 als die mächtigste Stadt im westlichen Theil der Insel blühte. Durch Gränzstreitigkeiten mit dem benachbarten Segesta veranlafste es erstlich die Feldzüge der Athener nach Sicilien, dann die Ausbreitung der Karthagischen Macht auf der Insel und seine eigne Zerstörung. Aber nach derselben erstand es von neuem durch exilirte Syrakusaner, wahrscheinlich in dem engeren Umkreise der jetzt sogenannten Akropolis, auf dem westlichen der beiden mit Ruinen bedeckten Hügel. Auch diese Stadt wurde nochmahls von den Karthagern im ersten Römischen Kriege um 250, als sie sich auf die Behauptung der westlichsten Vorgebirge der Insel beschränkten, aus militärischen Rücksichten zerstört, die Einwohner nach Lilybäum verpflanzt. Einen Wiederaufbau der Stadt und eine dritte Zerstörung durch die Saracenen im Mittelalter stellt der Hr. Duca wegen Mangels an genügenden Beweisen in

Abrede — anders als unser gelehrte Mitarbeiter, Hr. Reinganum, der in seinem Buche *Selinus und ihr Gebiet* (Leipzig 1827. 8.) dem ältesten der Sicilischen gelehrten Antiquare, dem Fazellus, folgend den endlichen Untergang der Stadt in das Jahr 827 nach Chr. setzt. Diese Schrift des Deutschen Gelehrten scheint unser Sicilische Verf. nicht aus eigner Ansicht zu kennen; er citirt zwar einmahl etwas undeutlich wahrscheinlich eine Recension derselben „V. anche Göttling in Reinganum Ueber Selinus, Hermes p. 243," in Betreff des Stiftungsjahres der Stadt, die Abhandlung selbst aber nirgends. Sie würde ihm sonst noch einige Beiträge zu seinem Zweck geliefert haben und verdiente jeden Falls berücksichtigt zu werden. Der Hr. Duca ist darin vollständiger, dafs er unter den litterarisch berühmten Selinuntiern auch des alten Dichters Aristoxenus gedenkt, den Hr. Reinganum anzuführen vergessen hat; s. Hephaestion p. 45 edit. Lond. aus welcher Stelle hervorgeht, dafs Aristoxenus älter als Epicharmus gewesen und das anapästische Metrum geübt hat. Aber wiederum übergeht der Hr. Duca die Münzen von Selinus, wohl mit Unrecht, da aus denselben interessante Belege über die Verehrung des Flusses Hypsas und das städtische Wahrzeichen den *Eppich* zu entnehmen sind. Der S. 4 erwähnte Rhodier *Pentalo* ist richtiger *Pentatlo* (Pentathlus), und war Bundesgenofs der Selinuntier, nicht der Segestaner, so dafs es auf derselben Seite nicht *pei primi* heifsen mufs, sondern *pei secondi.* Ferner sind p. 8 nicht *seicento condotti nell' interno dell' Africa*, sondern *cinque mila*, wie Diodor 13, 57 entschieden sagt. Der Hr. Verf. liefs sich doch nicht etwa durch das Zahlzeichen der Lat. Uebersetzung ꟾↃↃ täuschen? Eine treffliche Zugabe zur Abhandlung ist die genaue Karte der Gegend mit Angabe der zerstreuten Ruinen.

Diese Tempelüberreste werden in der zweiten Abtheilung des Werkes behandelt und nach sicheren Grundlagen restaurirt. Es sind im Ganzen sieben in zwei Gruppen. Die eine westliche Gruppe innerhalb der sogenannten Akropolis besteht aus 4, die andere weiter östlich gelegene aus 3 Tempelruinen. Zu der letztern gehört der kolossale Hypäthros, der nach dem Zeustempel in Agrigent der gröfste aller antiken Tempelruinen überhaupt ist. Ja er weicht diesem nur in der Breite und im Diameter der Säulen, sonst ist er etwas länger, indem er 425 Palmen, jener nur 417 mifst. Aber die Breite macht den Unterschied bedeutend, indem der Agrigentische Tempel 203, der Selinuntische 192 Palmen Breite hat. Er hat der ganzen Gruppe mit Recht den heutigen Nahmen *Riesenpfeiler* gegeben. Auf der dritten Tafel werden die Grundrisse aller sieben Tempel nach gleichem Maafsstabe zusammengestellt; Grundrifs, Aufrifs und die merkwürdigsten Architecturstücke der einzelnen Tempel sind auf den folgenden Platten gegeben; die Maafse der Theile sind genau verzeichnet nach Sicilianischen Palmen, die sich zum Französischen Fufs wie 1 zu 1,26 verhalten. Alle Selinuntischen Tempel gehören mit Ausnahme einer kleinen Capelle auf der Akropolis zur Gattung peripteros; der kolossale Hypaethros hat aufser der Vorzelle noch eine Säulenhalle und zeichnet sich durch die Angemessenheit seiner Verhältnisse ungemein aus: 8 Säulen in Front, 17 auf den Seiten, Vorhalle von 4 Säulen in Front und 2 in der Tiefe. Der feste Kalkstein der Gebäude brach eine gute deutsche Meile nordwestlich von Selinus in Steinbrüchen, die ganz zu Tage liegen und gleichsam eben erst verlassen worden sind. Es ist bekannt, dafs nur etwa 10 Säulen im Ganzen noch stehen, und dafs die meisten mit einer solchen Regelmäfsigkeit niedergeworfen liegen, dafs man daraus auf eine Zerstörung durch ein Erdbeben geschlossen hat. Wahrscheinlich ist dies aber nur eine Folge der planmäfsigen Räumung der Stadt durch die Karthager und der Auswanderung ihrer Einwohner, die keinen Nachfolgern Ansiedelung auf ihrem heimathlichen Boden gestatten wollten. Der Graus der Verwirrung und der Sieg der Zwietracht über die friedliche Kunst der Alten, der auf jeden Reisenden heutiges Tages einen tiefen melancholischen Eindruck macht, tritt auf der ersten lithographirten Tafel hervor, die einen mahlerischen Prospect von dem Hügel der Akropolis auf das Feld der Ruinen giebt.

Ein besonderes Interesse gewähren diese architectonischen Ueberreste noch durch einen lange verkannten oder nicht hinlänglich beachteten Umstand. Mehrere von diesen Tempeln geben deutliches Zeugnifs von der bei den Alten häufig geübten Kunst des farbigen Anstrichs der Gebäude, dergestalt, dafs nicht etwa blofs das ganze Gebäude einen gleichförmigen Anstrich des aufgetragenen Stucks erhielt, sondern dafs die architektonischen Linien und Ornamente durch abwechselnde Farben, weifs, schwarz (oder aschgrau), blau, grün, gelb und roth hervorgehoben wurden. Nach Tafel VII (über den kleinen Tempel B auf der Akropolis) ist die Grund-

farbe des Gebäudes und der Säulen blafsgelb, das Band des Architravs und die Leisten des Hauptgesimses sind roth, die Triglyphen und die Riemchen unter ihnen blau, die Kanäle schwarz, die Tropfen weifs u. s. f. Aehnlich die architektonischen Ornamente an den Tempeln E und F aufserhalb der Akropolis auf den Tafeln XVII und XX. Auch die Metopen des Tempels C auf der Akropolis haben einen farbigen (rothen) Grund, und die Skulpturen in denselben sind durch farbigen Anstrich einzelner Theile gehoben. Man denke sich den festlich heiteren Anblick eines so geschmückten Bauwerks: wir fürchten nicht, dafs die grofsartige Schönheit der Architectur darunter litt, wenn der Anstrich nur den Zweck hatte die architektonischen Glieder abzusondern. Der Verf. stellt darüber S. 26 flgd. interessante Thatsachen zusammen, aus denen er die *Allgemeinheit* des Gebrauchs folgert, den man bisher aus Vorurtheil entweder ganz verkannt und gemifsbilligt oder nur wenig beachtet habe. Er leitet ihn aus Aegypten, als dem Vaterlande der höheren Baukunst, ab. Nur deshalb, sagt er, sprechen die Alten nicht davon, weil er ganz gewöhnlich gewesen. Die Sache selbst leidet keinen Zweifel, und ist in neuster Zeit von vielen Seiten her angeregt worden, besonders von *Hittorf* in seinem Mémoire sur l'architecture polychrome, welches unser Verk citirt, und von *Semper* in den Bemerkungen über bemahlte Architectur und Plastik bei den Alten, welche Schrift dem Hrn. Duca noch nicht bekannt sein konnte *). Auch in Rom hat man an der Trajanssäule neuerdings einen nach der Verschiedenheit der abgebildeten Gegenstände wechselnden Farbenüberzug entdecken wollen. Man dürfte aber leicht, so wie früher in der Abneigung gegen allen farbigen Schmuck in der Architectur und Skulptur, so vielleicht bald auch in der Empfehlung wieder zu weit gehen. In Reliefs scheint man nur die Schlechtigkeit des Steines durch farbigen Anstrich bedeckt oder verbessert zu haben, während der Marmor ungefärbt gelassen wurde, und bei architektonischen Werken wird die Sitte nach Ort und Zeit sehr gewechselt haben. Von Vielfarbigkeit der Façade Römischer Bauwerke vernimmt man durchaus nichts, und die nicht seltene Erwähnung von einfachem Abweifsen (albare, dealbare) der öffentlichen Gebäude in Rom (z. B. Cic. in Verr. I, 55) möchte auch dagegen zeugen. Doch verdient die Sache alle Beachtung praktischer Architecten, weshalb wir ihnen die Ansicht der Tafel VII sehr empfehlen; denn so viel ist gewifs, dafs der gebildete Kunstsinn der Alten an verschwärzten und unkenntlichen Ornamenten keinen Gefallen fand, sondern entweder durch bunte Färbung oder häufiges Abweifsen dem Auge zu Hülfe kam.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Bei dem Abdruck dieser Anzeige geht Ref. auch eine Abhandlung von Dr. Franz *Kugler* über die Polychromie der Griechischen Architektur und Skulptur und ihre Gränzen, Berlin 1835, zu. Diese Gränzen sind in der Architectur keine andern, als wie sie an den Selinuntischen Bauwerken erscheinen, aber in den wenigsten Fällen scheint die bunte Färbung so weit geführt zu sein.

CVIII.

Catalogue of Manuscripts in the British Museum. New Series. Vol. I. (Part I. The Arundel Manuscripts.) Printed by order of the Trustees (London) 1834. *VIII.* 168 *S. Fol. Mit acht Kupfertafeln, welche Schriftproben und Nachbildungen von Gemälden verschiedener Handschriften darstellen.*

So wie schon früher von verschiedenen Sammlungen, welche nach und nach mit der reichen Bibliothek des British Museum zu London vereinigt worden sind, Verzeichnisse durch den Druck in glänzender Ausstattung bekannt gemacht worden sind (von den Cottonian Manuscripts im Jahre 1802 in Einem Foliobande, von den Harleian Manuscripts in den Jahren 1808 bis 1812 in vier Folianten, von den Landsdown Manuscripts im Jahre 1819 in Einem Foliobande): so eröffnet der vorliegende schöne Band, wovon die hiesige Königliche Bibliothek ein Exemplar mit colorirten Kupfertafeln der Freigebigkeit des Königl. Preufs. Gesandten zu London, Hrn. Freih. v. Bülow, als Geschenk verdankt, eine neue Reihe solcher höchst dankenswerther Verzeichnisse.

Der Verfasser dieses Verzeichnisses der Arundelschen Handschriften, Herr J. Forshall, einer der Trustees des Britischen Museums und als ein ausgezeichneter Gelehrter im Fache der Aramäischen Sprachen bekannt, theilt in der Vorrede die Geschichte der von ihm beschriebenen Sammlung mit; und wir heben aus dieser Vorrede die nachfolgenden Notizen aus. Die Arundelsche Sammlung verdankte ihre Entstehung dem Thomas Earl von Arundel, Enkel des bekannten im Jahre 1572 wegen seines Einverständnisses mit Maria Stuart verurtheilten und hingerichteten Herzogs Thomas von Norfolk (s. Fr. v. Raumer Gesch. Europa's seit dem Ende des 15 Jahrh. Th. II. S. 527—529). Thomas Earl von Arundel (geb. 1592, gest. zu Padua 1636), obgleich die Theilnahme seiner Vorfahren an mifslungenen politischen Umtrieben eine beträchtliche Verminderung des Vermögens und Einflusses seiner Familie zur Folge gehabt hatte, verwandte gleichwohl bedeutende Summen auf die Unterstützung von Gelehrten und Künstlern und sammelte mit leidenschaftlichem Eifer Merkwürdigkeiten für Kunst und Wissenschaft; Camden und Selden waren seine vertrauten Freunde, der berühmte

Kupferstecher Wenceslaus Hollar wurde durch ihn aus Prag nach London gezogen, und für die Sammlung des Daniel Nice von Münzen, geschnittenen Steinen und andern Merkwürdigkeiten bezahlte er mit Einem Male 10,000 Pfund Sterling. In seiner Sammlung befand sich die berühmte, von seinem Enkel Heinrich Howard, Herzog von Norfolk, der Universität Oxford geschenkte Parische Chronik, deren Wichtigkeit für die ältere griechische Geschichte und Chronologie von Böckh im zweiten Bande des *Corpus inscriptionum graecarum* in einer höchst lehrreichen Weise von Neuem geltend gemacht worden ist. Als die Sammlungen des Grafen Arundel nach dessen Tode zerstreut wurden, so kamen durch Schenkung des eben gedachten Herzogs Heinrich von Norfolk im Jahre 1681 die gedruckten Bücher des Grafen in den Besitz der Royal Society, und die Handschriften desselben wurden zwischen dieser gelehrten Gesellschaft und der in den Fächern der Heraldik so wie der Geschichte und Alterthümer von Grofsbritanien sehr beträchtlichen, Bibliothek des *College of Arms* getheilt. Von dieser beträchtlichen ehemaligen Arundelschen Bibliothek gingen die Handschriften, welche der Royal Society zugefallen waren, im Jahre 1831 vermöge einer Vereinbarung zwischen jener Gesellschaft und den Trustees des Britischen Museums an das letztere über, mit Ausnahme eines Chartulariums über verschiedene Grundbesitzungen der Familie Howard, welches die Royal Society an den jetzigen Herzog von Norfolk zurückgab, und der Handschriften in der Hebräischen und andern Morgenländischen Sprachen, die noch gegenwärtig im Lokale der Royal Society in Sommerset House aufbewahrt werden.

Die Zahl der nunmehr in der Bibliothek des Britischen Museums befindlichen Arundelschen und in dem vorliegenden Kataloge verzeichneten Handschriften beträgt 550, welche der Graf Thomas von Arundel zum gröfsern Theil auf seinen Reisen vorzüglich in den Niederlanden und Italien gesammelt zu haben scheint. Mehrere jener Handschriften befanden sich ehemals in deutschen Büchersammlungen, zehn derselben wanderten aus der Bibliothek des Carthäuser Klosters zu Mainz nach England, eine noch beträchtlichere Zahl war ehemals das Besitzthum des Nürnberger Patriciers Johann Pirckheymer, des Urenkels von dem als Numismatiker und lateinischen Dichter berühmten Bilibald Pirckheymer, und auch das Marienkloster zu Eberbach hat einen Codex (No. 490) beigesteuert. Die Arundelsche Sammlung ist nicht reich an alten Manuscripten classischer Schriftsteller; denn wir können für die römische Litteratur nur *Plinii historia naturalis* und den paläographisch sehr merkwürdigen Sallust, beide aus dem zwölften Jahrhunderte, von welchen auch schöne Facsimile's mitgetheilt werden, und den Codex von *Isidori Origines* aus dem zehnten Jahrhunderte, von welchem ebenfalls ein Facsimile gegeben worden ist, als wichtig bezeichnen; und unter den wenigen griechischen Handschriften verdienen nur genannt zu werden die *Codices* des Thucydides und des Hephaestion, beide auf Papier aus dem funfzehnten Jahrhunderte, und in paläographischer Beziehung die Handschriften der Homilien des Basilius und des Johannes Chrysostomus, deren erstere in das zehnte Jahrhundert, die andere in das eilfte Jahrhundert von Herrn Forshall gesetzt werden. Wir erwähnen jedoch unter den griechischen Handschriften noch der Chronik von Cypern in den Jahren 1456 bis 1474 (No. 518.), welche für die Geschichte von Cypern in dieser Zeit nicht unwichtig zu sein scheint; auch der unter No. 516 angeführte Codex der Novellen mag der Berücksichtigung werth sein. Dagegen ist die Arundelsche Sammlung sehr reich an wichtigen Handschriften für die Geschichte und die Sprachen der drei vereinigten britischen Reiche, unter welchen wir einen Pergamentcodex aus dem vierzehnten Jahrhundert im Dialekte der Grafschaft Kent, den Bestiarius in englischen Versen aus dem dreizehnten Jahrhunderte, den lateinischen Psalter mit Angelsächsischen Interlinearglossen aus dem eilften Jahrhundert, die Pergamenthandschrift der dem Johann Wickliffe zugeschriebenen englischen Bibelübersetzung aus dem funfzehnten Jahrhunderte, den Codex in irischer Sprache medicinischen und philosophischen Inhalts aus verschiedenen Zeiten vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhunderte No. 333, so wie die Handschrift No. 285, welche Gedichte und prosaische Aufsätze in schottischer Sprache aus dem sechszehnten Jahrhunderte enthält, auszeichnen. Auch eine schöne und mit Gemälden gezierte, aber leider! verstümmelte Handschrift der Chronik des Johann Froissart, welche auf mehreren Randgemälden die Straufsfedern und den Wahlspruch des Prinzen Arthur von Wales, des ältern Bruders von König Heinrich VIII.: *„pour elle"* darstellt und wahrscheinlich für diesen Fürsten geschrieben wurde, findet sich in dieser Sammlung. Unter den Handschriften für die deutsche Geschichte empfehlen wir denen, welche mit der Geschichte des Kaisers Sigismund sich beschäftigen wollen, den Codex No. 6, so wie auch die Handschriften der Chronik des Otto von Freysingen aus dem funfzehnten, der Chronik des Regino aus dem zehnten Jahrhunderte, und der gleichzeitigen Chronik von Trier bis zum Jahre 1131 genannt zu werden verdienen; ein deutscher Bibliothekar würde sich übrigens bei dem Codex No. 371 nicht auf die Angabe beschränkt haben: *Nomina rectorum civitatis cujusdam in Germania*, da es wahrscheinlich leicht sein wird, die *civitatem quandam* zu ermitteln. Endlich erwähnen wir noch der Handschrift No. 263, welche mehrere sehr merkwürdige Aufsätze von Leonardo da Vinci's eigner Hand mittheilt, unter andern nach der Bezeichnung des Herrn Forshall *Payments made for colours* und *Directions for an equestrian portrait of Mess. Antonio Gri*[*maldi*], und der für die Geschichte der Musik nicht unwichtigen Handschrift No. 248 aus dem vierzehnten Jahrhunderte, in welcher sich mehrere mit Melodie versehenen lateinische und englische geistliche Lieder finden; so wie in palaeographischer Beziehung des medicinischen Codex No. 166 aus dem neunten Jahrhunderte und einer der ältesten bekannten Handschriften auf Lumpenpapier No. 266, welche eine lateinische Uebersetzung der *Phaenomena* des Aratus enthält.

Die Angaben des Herrn Forshall von dem Inhalte der verzeichneten Handschriften sind sehr kurz gefafst, und geben nur von weniger bekannten Werken die Anfänge; weitere Mittheilungen finden sich nur selten. Vorzüglich dankenswerth sind aber die S. 12 mitgetheilten Sprachproben aus dem vorhin erwähnten, in dem Dialecte der Grafschaft Kent geschriebenen Codex. Dagegen vermifst man ungern bei vielen weniger bekannten Artikeln die Angabe, wann und wo sie bereits gedruckt worden.

Die Facsimile's der Schriftarten und Gemälde aus dreifsig, für die Palaeographie und Kunstgeschichte, merkwürdigen Handschriften der Arundelschen Sammlung zeichnen sich durch eine sehr saubere Ausführung aus und scheinen auch des Verdienstes der Treue nicht zu ermangeln; wir bedauern nur, dafs Hr. Forshall sich bei den Facsimile's der Schriftarten überall auf so wenige Zeilen beschränkt hat, dafs sich dadurch kein ganz sicheres Urtheil über das Alter der Handschriften gewinnen läfst; indefs sind uns doch die Angaben des Hrn. Forshall über das Alter der *Codices* 166, 213 und 386 nach den daraus mitgetheilten Facsimile's zweifelhaft geworden.

Möchten die Trustees des Britischen Museums diesem schönen Bande bald ähnliche verdienstliche Mittheilungen folgen lassen!

Wilken.

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Le Antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco.

(Schlufs.)

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den Skulpturüberresten der Tempel, so viele bis jetzt mehr oder weniger beschädigt aus den Trümmern hervorgezogen sind. Es sind jetzt 10 Metopenreliefs entdeckt, 5 wurden im Jahre 1823 von den Englischen Architekten Harris und Angell gefunden und von dem letztern in dem Werke Sculptured Metopes discovered amongst the ruins of the ancient city of Selinus London 1827 zuerst bekannt gemacht. (S. unsers Hirt Recension in den Jahrbüchern für wissensch. Kritik Jahrg. 1830 nr. 22.). Fünf andere viel besser erhaltene hat der Duca di Serradifalco selbst aus den Trümmern hervorgezogen. Sie werden jetzt hier sämmtlich in lithographirten Abbildungen zusammengestellt, beschrieben und erklärt. Von den fünf erstern gehören 3 zu dem mittlern Tempel auf der Burg, dessen 10 Metopen in der Front mit Reliefs aus demselben feinen Kalkstein des Gebäudes ausgesetzt waren; die Englischen Architekten waren aber nur im Stande drei der mittelsten mit gehöriger Sicherheit aus den einzelnen Bruckstücken wieder zusammenzusetzen. Der Hr. Verf. leitet die Beschreibung derselben mit einer tüchtigen und gelehrten Abhandlung über die Entwicklung der Griechischen Kunst aus der Aegyptischen ein; er zeigt wie lange der Aegyptische Stil noch in Griechenland bestand, und wie erst allmälig die Fesseln der hieratischen Einförmigkeit abgestreift wurden und die Nachahmung der schönen Natur in zahlreicheren Athletenbildern und Weihgeschenken die Oberhand gewann. In diesen 3 Reliefs zeigt sich schon Naturwahrheit, aber noch beherrscht von dem Gesetz des dädalischen und hieratischen Stils. Der Inhalt der Darstellung kann nach den darüber geführten Verhandlungen (s. Böttiger's Amalthea, Band III. S. 307 flgd.) nicht mehr zweifelhaft sein. Auf der von der Mitte am meisten entfernten Metope ist Herakles, der die beiden gebundenen Kerkopen, die Köpfe nach unten, auf einem Tragebalken forträgt; auf der nächsten Perseus, der der monströsen Gorgone den Kopf abschneidet, neben ihm Athene; auf der mittelsten eine Quadrige mit zwei zur Seite stehenden weiblichen Gebilden und einer sehr beschädigten Figur auf dem Wagen. Der Hr. Duca erklärt sich für Pelops Wagenkampf und bringt zur Unterstützung seiner Ansicht die Abbildung eines ähnlichen Reliefs bei; aber die Sache bleibt zweifelhaft, und Ref. sieht nicht ein, warum es nicht vielmehr das Viergespann der Athene selbst sein sollte.

Die zwei folgenden Reliefs von dem mittelsten der Tempel aufserhalb der Burg sind nur in ihrer unteren Hälfte erhalten. Sie stellen den Sieg einer weiblichen Figur über einen zu Boden liegenden männlichen Krieger dar. Der Hr. Herzog glaubt, den Sieg der Athene über den Giganten Pallas, und den der Artemis über den Giganten Gration, indem er ausführt, dafs die Giganten bisweilen auch ohne Schlangenfüfse dargestellt seien. Der Stil dieser beiden Reliefs nähert sich schon dem Vollendeten: der Verf. bemerkt die unzweifelhafte Aehnlichkeit mit dem Stil der Aeginetischen Bildwerke.

Einen noch höheren Grad von Vollendung in leichter und mannigfaltiger Bewegung und Genauigkeit der Ausführung zeigen aber die von dem Herzog selbst im Jahre 1831 entdeckten Reliefs der Metopen am südlichsten der drei Tempel aufserhalb der Burg (E), die auf Tafel 30—34 dieses Werks treu abgebildet sind. Es ist der Beachtung werth, dafs diese Ornamente die Metopen der Vor- und Hinterzelle dieses Tempels schmückten, während die Metopen am Porticus desselben ohne Skulpturen waren. Köpfe und äufserste Gliedmaafsen sind meist von weifsem Griechischen Marmor eingesetzt, das Uebrige aus dem feinen weifslichen Kalkstein gear-

beitet, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird. Daraus geht hervor, dafs mit Ausnahme des Marmors das Uebrige einen Farbenanstrich gehabt hat, von welchem aber der Herausgeber wohl keine sichtbaren Reste mehr gefunden haben mufs, weil er nicht davon spricht. Das erste dieser Reliefs stellt Apollo vor, der die Daphne verfolgt, ist aber sehr beschädigt. Das zweite Minerva, woran nicht zu zweifeln ist, in Begriff einen männlichen Krieger zu tödten: er sinkt schon; Minerva dringt auf ihn ein. Der Hr. Herzog hält ihn für den Giganten Pallas, wogegen nichts Erhebliches zu erinnern. Die dritte Darstellung ist Actaeon von Hunden zerfleischt, sehr ausdrucksvoll. Diana, sonst nicht eben charakteristisch gebildet, steht dabei. Das vierte Relief enthält eine weibliche Figur, die den Schleier mit beiden Händen von ihrem Gesichte weghebt, eine sitzende männliche bis auf die Hüften entblöfst, hält sie bei dem linken Arme fest. Der Hr. Herzog erklärt, es sei *Semele*, welche Juppitern an die Erfüllung seiner Zusage ihr in seiner göttlichen Gestalt zu erscheinen, mahne. Er zweifelt aber selbst an der Richtigkeit seiner Erklärung. Auch Ref. meint anders. Juppiter ist nicht zu verkennen: er blickt verlangend. Die Göttin vor ihm ist die eheliche Juno, an ihrem Diadem und dem Schleier kenntlich, eine würdig gehaltene göttliche *συνουσία* von schöner Arbeit *). Die fünfte Gruppe ist Herkules in jugendlicher Gestaltung, mit der Linken einen Gegner am Helme fassend, mit der Rechten ausholend, um ihm den letzten Schlag beizubringen. Nach der Zeichnung könnte man noch zweifeln, ob dieser Gegner die Amazonenkönigin Hippolyte wäre; man könnte an einen der Minyeischen Krieger denken, von deren Bedrückung Herkules, seine erste Waffenthat, Theben befreite. Aber dafs es eine weibliche Figur sei wird durch eine andere Bemerkung entschieden, dafs Kopf, Hände und Füfse von weifsem Marmor sind, und dafs dies auf diesen Reliefs durchweg allein bei den weiblichen Gestalten der Fall ist. Hiemit ist die Bemerkung zu verbinden, dafs auch auf Vasenbildern häufig Frauenzimmer durch die weifse Farbe bei Kopf, Händen und Füfsen unterschieden werden. (Vergl. Hrn. *Maggiore's* kleine Abhandlung Festa nuziale nel depinto di un antico vaso plastico, Palermo 1832, p. 6 sq.).

Wir haben, wie der edle Verf. zuletzt ausführt, in diesen Skulpturen verglichen mit denen an den Athenischen Bauwerken, die deutlichsten Belege von dem Gange, den die Griechische Kunst bis zu ihrer vollendeten Ausbildung genommen hat *). Auch in der Architektur ist bei grofser Aehnlichkeit der Anlage im Ganzen der Fortschritt von dem ältesten Tempel auf der Akropolis (demselben, dessen Metope den Herkules Melampyges mit den Kerkopen vorstellt) bis zu dem kolossalen Hypäthros auf dem östlichen Tempelhügel nicht zu verkennen. Dieser scheint sogar noch nicht ganz vollendet gewesen zu sein, als Selinus nach schöner immer steigender Blüthe in die Gewalt der feindseligen

*) Es kommt uns rechtzeitig ein kleiner Aufsatz über die Selinuntischen und Olympischen Metopen von unserm verehrten *Hirt* zu, der in diesen Tagen am Geburtsfeste der ewigen Roma gelesen wurde. Er äufsert sich darin über diese Gruppe folgendermafsen: „Es liefse sich hier an die eifersüchtige Juno denken, die sich dem Juppiter entzogen hatte, bis der Gott die List erdachte, dafs er wirklich mit einer Geliebten umherzöge. Worüber Juno, um sich hievon zu überzeugen, eilend herbeikam. Aber da sie anstatt einer Geliebten nur eine hölzerne Figur fand, söhnte sie sich mit dem Gemahl, der sie am Arme festhält, sobald wieder aus. (Paus. IX, 3.) Indessen hat die Erklärung des Herausgebers auch nichts gegen sich, dafs es Juppiter sei, der der Semele auf ihren Wunsch in der Glorie des Gottes erscheine."

*) Es sei uns erlaubt aus dem angezogenen Aufsatze von *Hirt* noch eine Stelle über diese Kunstmonumente mitzutheilen. „Die Kunst stellt sich in den sieben (zuletzt erwähnten) Metopen schon in einer Vollkommenheit dar, dafs sie sich ohne Bedenken mit den Werken aus den Zeiten des Cimon und Pericles vergleichen läfst. Die Composition der verschiedenen Gruppen, die Verhältnisse der Figuren, die Charaktere, die Zeichnung des Nackten und der Gewänder sind so gut verstanden und gemacht, dafs man keinen Anstand nehmen kann, sie den Reliefarbeiten am Theseustempel und am Parthenon gleichzusetzen, und dafs sie die Arbeiten der Metopen in Olympia insofern übertreffen, dafs letztere wegen der gröfseren Entfernung vom Auge und der Höhe ihrer Stellung weniger ausgearbeitet sind. Dabei dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dafs man in dem Stil der Selinuntischen Reliefs noch Einiges wahrnimmt, was an die frühere Epoche erinnert, wie die Haarbildung des Actäon und des Juppiter, und die gesuchte Fältelung der weiblichen Gewänder, welche übrigens aufs Zierlichste und mit einer gewissen Grofsartigkeit bewegt und ausgeführt sind, wie die Minerva und die Semele (Juno), auch die Amazone darthun. Solche Werke bezeichnen die Uebergangsperiode von dem Conventionellen zum Naturgemäfsen und Charakteristischen in dem Zeitalter des Phidias und seiner Zeitgenossen im Beginn der achtziger Olympiaden."

Karthager Sal. Wir sind dem Hrn. Herzog für die sorgfältige Zusammenstellung und die gelehrte Beschreibung der Architektur- und Sculpturüberreste der Stadt eine vorzügliche Anerkennung schuldig und wünschen, dafs er fortfahren möge die Alterthümer seines schönen Vaterlandes zu erläutern, für dessen Ehre er glüht, cui santo amore di patria teneramente ci stringe, sagt er Seite 54.

C. G. Zumpt.

CIX.

C. W. Hufeland neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften. Erster Band. Berlin 1834. *Mit Rücksicht auf die früheren Bände: Kleine med. Schriften. Bd.* 1—4. *Berlin* 1825—28.

Es ist eine besondere Auszeichnung in dem wissenschaftlichen Geiste Hufeland's, dafs in seinen Erzeugnissen immer die Kern- und Lebensfragen der Wissenschaft hervorgehoben und sogleich der Nektar aus den Blumen der Wissenschaft darin verarbeitet ist. Die wichtigste dieser Lebensfragen jetzt von Neuem zu besprechen, möchte um so zeitgemäfser sein, als eine vorwaltende Richtung zu rein sinnlicher Anschauung und Darstellung in der Medizin die Aufmerksamkeit von derselben abgewendet oder sie überschüttet, und auf diese Weise erschwert hat, mit der Wissenschaft über die Sphäre des Ameisenlebens hinauszukommen. Es ist hier die Frage von der Erregbarkeit des organischen Lebens gemeint. Wir nehmen daher Veranlassung aus dem reichen Inhalte der kleinen med. Schriften Hufeland's vorzüglich diejenigen Abhandlungen zur näheren Theilnahme wieder vorzuführen, in denen jene Frage behandelt wird, um so mehr als diese den Kern bilden, um welchen die wissenschaftlichen Leistungen des Hrn. Verfs. krystallisirt sind. Um diese Frage drehten sich nicht nur die Lehren des Brownianismus, sondern aus ihr ist ebenso das Princip der Homöopathie und der Lehre von den gastrischen Entzündungen hervorgegangen und eben weil sie der gemeinsame Quell so einflufsreicher Systeme hat werden können, wird man immer wieder auf diese Fragen hingewiesen. Das Verhältnifs Hufeland's zur Erregungstheorie gehört zu den fruchtbarsten Theilen seines wissenschaftlichen Lebens, aber dieses Verhältnifs ist nicht ohne bedeutende kritische Bewegungen befestigt worden, mit deren Aufhören die Theorie der Medizin in Deutschland beinahe verdrängt worden wäre. Ihre wesentlichen Fortschritte sind durch die Verhandlungen über jene Streitfragen erzeugt worden, und wer dieses erkennt, wird sich über die nach ihrer Beendigung eingetretene Ruhe mit denen, welche ihre gemächliche Eintracht über den Gang der Wissenschaft stellen möchten, nicht wie über ein höchstes Gut freuen, denn mit dieser Ruhe schreitet die Seele der Wissenschaft zu Grabe. Die Fortschritte dieser werden durch die aus ihr selbst sich entwickelnden Gegensätze geboren, und der Streit derjenigen, welche diese vertheidigen oder bekämpfen, ist die bewegende Seele des Wachsthums unserer Erkenntnifs und zugleich der blofse Ausdruck der in der Sache selbst liegenden Widersprüche, welche sich zu einem höheren Ganzen zu vereinigen streben. Darum ist wohl nie etwas Grofses wie überall, so auch in unserer Wissenschaft vollbracht worden, ohne dafs die Urheber davon ihre Principien mühsam hätten erkämpfen müssen. Auch ist es immer der Mühe werth an der Lebhaftigkeit solcher wissenschaftlichen Erörterungen Theil zu nehmen, wenn sie nur mit Ernst die Sache fördern und die Persönlichkeit dabei in den Hintergrund tritt, denn diese macht eigentlich nur das Wesen der Partheilichkeit aus, die man von dem sachlichen Gegensatz wohl zu unterscheiden hat. In diesem Betracht sind diejenigen tadelnswerth, welche, wie sie sagen, unpartheiisch an keinem Gegensatz Theil nehmen wollen, denn sie entfremden sich den Sachen, wenn sie auch ihre Persönlichkeit dabei zeitlich erhalten. Gröfser wird aber das Verdienst um die Fortschritte der Wissenschaft, wenn jemand einen von der Zeit geforderten und erschaffenen wissenschaftlichen Gegensatz nicht blofs gegen den anderen mit Haltung und Ausdauer vertheidigt, sondern ihn in sich weiter ausbildet und zu einem organischen Ganzen gestaltet, in welchem zugleich die nothwendigen Widersprüche aufgelöst sind. In diesem Fall befand sich der Patriarch unsrer heutigen Wissenschaft, Hr. Staatsrath Hufeland, indem er sich die Aufgabe machte in Deutschland den Begriff der Lebenserregung gegenüber dem Chemismus und Mechanismus einzuführen. Da diese Zeit einen Wendepunkt in der wissenschaftlichen Gestaltung der neueren Medizin bildet, dessen Wirkungen vielleicht erst späterhin in ihrer ganzen Bedeutung zur Erkenntnifs kommen, so mufs uns daran gelegen

sein dem deutschen Geist und Fleifs eine Arbeit zu vindiziren, deren ganzen Ursprung man wohl mit Unrecht dem John Brown zuzurechnen pflegt, während vielleicht die einseitige und unvollkommene Auffassung der Erregungstheorie durch J. Brown vorzugsweise Schuld daran ist, dafs man wegen der vielen darin enthaltenen Irrthümer häufig die ganze Theorie für irrthümlich falsch gehalten, und so als etwas Widerlegtes der Vergessenheit zu überliefern sich bemüht hat. Um dieses klarer zu machen und den wahren Werth der Theorie der Lebenserregung für die neuere Medizin, wie sie von Hufeland dargestellt worden, einzusehen, wollen wir einen kurzen Rückblick auf die historischen Gegensätze der Medizin früherer Zeit werfen. Wir finden zunächst den Hauptgegensatz wissenschaftlicher Entwickelung in dem Verhältnifs der Medizin der Alten zu der modernen Medizin seit der Reformationszeit. Dieser Gegensatz besteht darin, dafs erst in der modernen Medizin der Begriff des Organismus als eines *selbstthätigen* Ganzen im Gegensatz des Makrokosmus zum Grunde liegt. Wie sehr man auch geneigt sein möchte in der Medizin der Alten den Begriff der Lebenserregung in ihren naturgetreuen Schilderungen des Verlaufs der Krankheiten und ihrer Krisen, besonders aber der Wirkungen der Heilkraft der Natur zu erkennen, so sieht man leicht, dafs alles dieses auf die Theorie ihrer Medizin nicht den mindesten Einflufs hatte, wenn man ihre Lehre von den Elementen und Qualitäten betrachtet, deren harmonische Verbindung die Gesundheit und deren Disharmonie, durch Ueberwiegen oder Mangel, die Krankheit erzeugen sollte; denn dieselben Qualitäten waren ihnen auch die Ursache der Thätigkeiten im Makrokosmus und somit war der innere Unterschied des organischen Lebens von diesem nicht vorhanden, obgleich sie den äufseren historisch wohl kannten. Die Kur der Krankheiten, sobald die Heilkraft der Natur nicht mehr ausreichte, ging nun nach den Regeln der Wirkung der Qualitäten vor sich, deren Gegensätze sie auch in allen Arzneien als das Wirksame annahmen. Es wurden also hitzige Krankheiten mit kalten Arzneien, feuchte Krankheiten mit trockenen Arzneien u. s. w. kurirt. Die Alten wollten also nicht durch die Arzneien den Körper zu einer bestimmten Reaktion erregen, auch sahen sie die Krankheit selbst nicht als eine krankhafte Lebenserregung an, sondern der innere Verlauf der Wirkungen der Krankheitsursachen und Arzneien war ihnen durchaus fremd, oder wurde zum Wenigsten ihren Heilideen nicht zum Grunde gelegt, indem sie die Krankheit als eine Qualität mit ihrer entgegengesetzten im Arzneimittel unmittelbar aufheben wollten.

Darum waren auch mit dem Erwachen des Begriffs der organischen Lebenserregung und deren Unterschied von den Qualitäten des Makrokosmus, jene Punkte in der Theorie der Medizin der Alten besonders Gegenstände der eifrigen, und wenn gleich wüsten und wilden doch tief ahnenden Widerlegung durch Theophrastus Paracelsus. Nachdem mit diesem der Keim vom Begriff des Erregungsprocesses, welcher den Aufschwung der modernen Medizin bedingte, zuerst in die Wissenschaft eingeführt worden, ist es auch die Pflicht der Wissenschaft diesen Keim zu besserer Entwickelung in sich selbst zu pflegen und zum Gedeihen zu bringen, damit die Wissenschaft ihre eigenen Früchte in einem wohlgebildeten Zustande geniefse, und diese nicht, indem jener Keim weggeworfen und im unfruchtbaren Boden von der rohen Hand der Homöopathie kümmerlich erhalten sich zu Mifswachs gestaltet in ungeniefsbare Monstrositäten auswachsen. Um diese Entwickelung und Mifsentwickelung gehörig zu verstehen und die weitere Entfaltung zu überschauen, sind wir genöthigt, zuerst auf die früheren Zustände Rücksicht zu nehmen, wobei wir jedoch nur das Wesentliche kurz zusammenfassen, und wegen des Weiteren auf unsere Homöobiotik verweisen. Wenn die Qualitäten die eigentliche (nächste) Ursache der Krankheit wären, sagt Paracelsus, so müfste mit dem Aufheben der Qualität auch die Krankheit vergehen, aber dies ist nicht der Fall und die Qualität erzeugt sich als Symptom auch nach ihrer Entfernung immer von Neuem aus dem Wesen der Krankheit, wie der Winter neuen Schnee bringt, wenn man den alten wegkehrt, und man kann also eben so wenig durch Aufheben der Qualität der Krankheit das Wesen derselben heilen, als man durch Entfernung des Schnees den Winter vertreiben kann. Wie das Leben überhaupt, so müssen wir uns auch die Krankheit unter dem Bilde des Zeugungsprocesses vorstellen, aus welchem alle Qualitäten von innen heraus durch eigne Erregung mittelst des Archäus hervorsprossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 108.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

C. W. Hufeland neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften.

(Fortsetzung.)

Die Krankheiten entstehen als organische Individuen im Körper nicht aus Qualitäten, sondern wie Pflanzen aus dem Saamen, und so entspinnt sich auch die Arzneiwirkung als eine innere Kraftentwickelung durch die Aufregung der Gesundheit, welche in jedem kranken Körper noch übrig ist. In diesen Sätzen war zunächst nur der Mangel in der Theorie der Alten erkannt und der Keim zu einer dem Begriff der Organisation angemessenen Lehre der Erregung unentwickelt und ganz allgemein enthalten. Es blieb die Aufgabe der späteren Zeit diese Lehre organischer Erregung durch das Besondere der einzelnen Systeme durchzubilden, was aber auch nur wieder dadurch möglich wurde, dafs sich eben so viele wissenschaftliche Gegensätze vorerst bildeten, als organische Systeme vorhanden waren.

Zunächst war der Procefs der Assimilation schwer als organischer Erregungsprocefs zu fassen, weil die chemische Masse darin mit überwiegenden Erscheinungen hervortritt und diejenigen, welche diese Seite gesunder und kranker Lebenserscheinungen vorzugsweise im Auge halten, suchten sie aus den neu aufgefundenen und von der Lehre von den allgemeinen Qualitäten der Alten wohl zu unterscheidenden Gesetzen der Chemie zu erklären, ohne auf die Seite der darin herrschenden Lebenserregung Rücksicht zu nehmen. Was Helmont und Sylvius bei näherer Verfolgung dieser Seite der Organisation der Wissenschaft genützt, bleibt im dankbaren Andenken, ungeachtet ihre Bestrebungen die chemische Lehre auch auf die übrigen Funktionen des Körpers anzuwenden, natürlich mifsglücken mufsten. Was inzwischen von Helmont und Sylvius für die Theorie der Digestion geschehen, geschah für die nähere Einsicht in den Mechanismus der Muskel- und Blutbewegung, des Athemholens u. s. w. von Bernoulli, Borelli, Boerhaave, weil diese Aerzte einsahen, dafs die Funktionen, deren Studium sie beschäftigte, chemisch nicht zu erklären seien. Aber die Einseitigkeit des Boerhaave, weil er so glücklich die angeführten Funktionen mechanisch in ihrer Wirkung erklären konnte, nun auch alle übrigen Funktionen und namentlich die Sekretionen und Nervenwirkungen nach diesen Gesetzen zu erklären, führte nothwendig bald zur Erkenntnifs seiner Irrthümer und zugleich des Bedürfnisses einer besseren Ansicht des Nervenlebens nach den schon von Paracelsus im Allgemeinen ausgesprochenen Ideen organisch-selbstthätiger Keimkraft und Erregung. Glisson brach die Bahn, auf welcher Stahl, Friedrich Hoffmann, Willis folgten, indem die Thätigkeit des Nervensystems als selbstkräftiger Erregungsprocefs näher mit seinen Sympathieen und Antagonismen erkannt wurde. Daraus ging die Lehre des Dynamismus im Gegensatz gegen den Chemismus und Mechanismus hervor. Die Muskelbewegung hielt man im Allgemeinen noch mehr vom Nervensystem abhängig, obgleich Glisson sie unter dem Namen der Irritabilität unterschieden hatte. Bis soweit war die Erregung der Selbstthätigkeit des Organismus von Aufsen nur in den allgemeinen Erscheinungen der Wirkungen der Wärme, der Luft, des Lichts u. s. w. auf die Entwickelung des Körpers im Ganzen betrachtet; Erregung eines besonderen Organs kannte man nur am Nervensystem. Daher war die Entdeckung der Irritabilität der bisher nur für elastisch gehaltenen Muskelfasern durch Haller eine Veranlassung in diesen Organen dem Erregungsprocefs überhaupt grofse Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist in frischem Andenken, mit welchem Geist Alex. von Humboldt in seinem Versuche über die gereizte Muskelfaser alles übertraf, was sonst über diesen Gegenstand erschienen war. War in den früheren Ansichten mehr die Idee der Selbsterregung des Organismus aus innerem Princip, wie es Stahl be-

sonders in seiner organischen Seelenlehre darstellte, so trat nun mit der Kenntnifs der Muskelreizbarkeit mehr die Erregung des Organismus durch äufsere Potenzen vor die Augen und diese Entgegensetzung der Auffassungsweise führte direkt zu der einseitigen Theorie der Erregbarkeit von John Brown. An der Irritabilität der Muskeln lernte man den Begriff der allgemeinen Erregbarkeit mehr versinnlichen, indem man ihn auf andere Organe übertrug. Diese abstrakte Verallgemeinerung der Hallerschen Irritabilitätslehre macht das Wesen der Brownschen Erregungstheorie aus; denn in ihr ist die Erregung aller Organe unter dem Bilde der Hallerschen Irritabilität aufgefafst, insofern die Muskelerregung durch äufsere Reize geschieht. Aus diesen historischen Elementen erkennt man leicht, welchen Standpunkt die Brownsche Lehre einnimmt: dafs sie nämlich die eine Seite der Paracelsischen Zeugungs- und Erregungstheorie, die der äufseren Reizung auffafste; aber die andere Seite der Selbsterregung übersah. Es liegt, im Gegensatz des Materialismus, das Wahre darin, dafs alle Organe ebenso, wie die Muskeln, erregbar, d. i. dafs sie durch Reize zu ihrer eigenen Thätigkeit bestimmbar sind; aber zugleich ist das Falsche darin verflochten, dafs die Erregung der verschiedenen Organe darin gleichsam identifizirt und die besonderen Eigenthümlichkeiten derselben nicht aufgefafst sind, so wie auch nicht erkannt ist, dafs die Selbsterregung vor der Einwirkung und nach der Entfernung der Reize eine nothwendige Voraussetzung der Erregung von Aufsen ist.

Diese Seite ist es aber, welche man bei Hufeland nicht etwa blofs angedeutet, sondern im Zusammenhange mit der Medizin durchgreifend entwickelt findet, und zwar so, dafs auch die Seite der Erregung durch äufsere Reize bei Hufeland in klares Licht gestellt wurde. In dieser Ansicht fand sich also eine glückliche Vereinigung der Wahrheiten des Dynamismus und der weiter entwickelten Irritabilitätslehre als Gesetz allgemeiner Erregung von Aufsen. Wie sich nun näher die Hufelandschen und Brownschen Sätze zu einander verhalten, wünschen wir jetzt in einigen Hauptzügen, welche auch verm. Schriften 4. B. p. 321 zusammengefafst sind, näher darzustellen, aus denen zugleich hervorgehen wird, dafs abgesehen von aller Differenz die Hufelandschen Sätze in Deutschland früher als die Brownschen vorgetragen sind, etwas das uns selbst bei Abfassung unsres Grundrisses der Physiologie wegen schwieriger Zugänglichkeit der Quellen entgangen war.

Als Hr. Staatsrath Hufeland im Jahr 1783, dem Jahre seiner Promotion, seine wissenschaftliche Laufbahn begann, war die Lage der Medizin ohngefähr folgende: die Theorie und die Praxis waren unvereinigt; in der ersten herrschten bei vielen rein chemische, materielle Ansichten, bei manchem fing die Nerventheorie an Eingang zu finden, die grofsen Entdeckungen Haller's über Irritabilität und Sensibilität waren da, aber nicht in die Theorie der Medizin aufgenommen. In der Praxis folgte man den Vorschriften Fr. Hoffmann's, Stahl's, Sydenham's, Boerhaave's und v. Swieten's, jeder nach seiner Weise. Stoll's Gastrizismus und die ihm huldigende Göttinger Schule fanden viel Anhänger und die ausleerende Methode nahm überhand. Hufeland fühlte das Bedürfnifs, die Theorie mit der Praxis, den Materialismus mit dem Dynamismus zu vereinigen und Alles, Theorie und Praxis, Materialismus und Dynamismus unter ein Einheitsprincip zurückzuführen.

Dieses Einheitsprincip fand derselbe in der Idee des Lebens und der Lebenskraft und nachfolgendes waren die Grundideen seines Systems, welche von ihm lange vor Brown's Erscheinen schon vom Jahr 1793 an in Jena öffentlich vorgetragen und in seiner Pathogenie durch den Druck bekannt gemacht waren, welche nachher die wesentlichen Differenzpunkte der Hufelandschen Ansicht von der Brownschen und der Gegenstand des Streits wurden. Wir stellen ihnen die Brownschen Sätze jedesmal gegenüber.

I. Das Grundprincip des organischen Lebens ist die Lebenskraft. Sie erhebt den Körper, den sie erfüllt, zu einer höheren Stufe des Daseins und äufsert sich in drei Hauptqualitäten, die das Lebende von dem Nichtlebenden unterscheiden und alle Erscheinungen und Funktionen des Lebens in sich begreifen.

1. Sie theilt dem Körper die Eigenschaft mit, äufsere Eindrücke als Reize zu percipiren (Reizfähigkeit, Erregbarkeit). Erregbarkeit umfafst aber keineswegs den Begriff der Lebenskraft überhaupt (wie Brown behauptet), sondern ist nur eine der Manifestationen derselben. Die Lebenskraft steht höher als Erregbarkeit. — Lebenskraft ist nach Brown blofs Erregbarkeit.

2. Sie giebt der Materie und den chemischen Verhältnissen derselben einen eigenthümlichen Karakter, wodurch die Gesetze der allgemeinen todten Chemie

zum Theil aufgehoben, zum Theil verändert werden, den Karakter der Vitalität, der selbst den flüssigen Bestandtheilen inwohnt und durch welchen auch die flüssigen Materien z. E. das Blut als belebt betrachtet werden mufs. Das Blut fault nicht, so lange es belebt ist. — Hiervon enthält die Brownsche Erregungstheorie gar nichts.

3. Sie giebt dem Körper, den sie erfüllt, Selbstständigkeit, Autokratie, die Kraft sich zu erhalten, die äufsere Natur in sich aufzunehmen und in sich zu verwandeln, schädliche Einwirkungen abzuwehren und sich von neuem wieder auszugleichen, sich mannigfaltig zu reproduciren und seines Gleichen hervorzubringen (Metamorphose, Reproduktion, Plastik), Assimilation, Heilkraft, Zeugungskraft, Schöpferkraft. — Nach Brown ist das Lebendige blofs Erregbarkeit, passives Instrument, auf welchem die Reize ihre Skala spielen und ihm nicht blofs die Aeufserung, sondern auch seine innere Stimmung (die Grade der Erregbarkeit) geben ohne alle Selbstthätigkeit und Schöpferkraft.

II. Die Veränderungen des Lebens sind nicht blofs quantitativ (*plus* und *minus*) sondern auch qualitativ, wohin auch die spezifischen gehören. — Es giebt nur quantitative Veränderungen des Lebens (*plus* und *minus*) nach J. Brown.

III. Das Wesen, die nächste Ursache jeder Krankheit ist eben eine innere Qualitätsveränderung des Lebens, die quantitative Veränderung der Reize ist nur entfernte Ursache. — Das Wesen jeder Krankheit besteht dagegen nach Brown nur in verändertem quantitativen Erregungszustand und ist also entweder Sthenie oder Asthenie.

(Der Beschlufs folgt.)

CX.

Ueber Sein, Werden und Nichts. Eine Excursion über vier Paragraphen in Hegels Encyklopädie von R. v. L. Erste Abtheilung 79 S. *Zweite Abtheilung mit einer lithographirten Tafel* 218 S. *Berlin bei Dümmler* 1833, 8.

Der gröfste Theil der Einwürfe, welche der Hegelschen Philosophie in vorliegender Schrift gemacht werden, beruht darauf, dafs der Hr. Verf. die Hegelsche Logik von dem Standpunkt der formalen Logik aus bekämpft, bei welchem Verhältnifs dann freilich nur alle die Mifsverständnisse sich erneuen können, welche dem speculativen Denken von dem nur discursiven so oft gemacht sind. Rec. kann die Bemerkung nicht zurückhalten, dafs gerade in Bezug auf die Begriffe des Seins, Nichtseins, Werdens und Daseins die Griechische Philosophie von den Eleaten ab bereits so erschöpfend gewesen ist, dafs, bei historischer Bekanntschaft mit ihr, in unserer Zeit eine Menge von Bedenklichkeiten und Verwunderungen in Ansehung der „Hegelianik" wohl unterwegs geblieben sein würden. Doch es ist diese Seite des Streites schon so oft Gegenstand der Discussion gewesen, dafs man, immer dasselbe wiederholen zu müssen, ermüdet. Ich wende mich daher zu demjenigen, was den eigenthümlichen Kern deser Schriften ausmacht. Dies ist die Frage nach dem Verhältnifs der *Mathematik zur speculativen Darstellung*. Mit grofser Kenntnifs der Mathematik sucht der Hr. Verf. darzuthun, dafs die Philosophie für ihre Lehre sich wesentlich verbessern würde, wenn sie die Begriffe durch geometrische Figuren veranschaulichte. Diesen Lieblingsgedanken weifs er mit eben so viel Gewandtheit als Beredsamkeit bis auf einen gewissen Grad plausibel zu machen. Wir können uns jedoch von den angerühmten Vortheilen der intuitiven Versinnlichung, die man schon so oft versucht hat, nicht überzeugen. Die Speculation ist auf die Reinheit des Gedankens eifersüchtig und bedarf, den Begriff zu begreifen, vor allen Dingen des Begriffs. Der Methode wegen konnte sich die Philosophie an die Mathematik wenden, so lange ihre Disciplinen noch ungetrennt in einander verschlungen waren, wie die Pythagoräische Philosophie diesen Standpunkt einnahm. Sie hatte noch keine Logik, noch keine Metaphysik. Sie konnte daher an den Unterschieden der Zahl und an den einfachen Raumfiguren den Gedanken entdecken, denn das Logische ist allem Concreten immanent, kann also darin gefunden werden, und die Zahl, die an sich selbst eine Kategorie ist, kann die Kategorien der Identität, der Differenz und der aufgehobenen Differenz wegen der Bestimmtheit, mit welcher sie den Unterschied der Discretion und Continuität enthält, besonders nahe bringen. Allein der *Gedanke an und für sich* ist noch nicht gedacht, wenn ich ihn in etwas *Anderem*, als er selbst ist, betrachte. Um die Identität z. B. als solche zu denken, mufs ich nothwendig von allem Identischen d. h. von allem Besonderen, worin die Identität einen Moment ausmacht, abstrahiren, widrigenfalls ich das Logische nicht als Logisches, sondern das Logische, afficirt von anderen Bestimmungen, synthesirt mit ihm fremdem Stoffe vor mir haben würde. In seinem Staat bestimmt Plato das Studium der Mathematik für die *Krieger*, weil diese für ihren Beruf zur Auffassung von Terrainverhältnissen u. s. w., einer zwischen dem Sinnlichen und Nichtsinnlichen schwebenden Wissenschaft bedürften, den Philosophen aber ertheilt er das Studium der Dialektik Aristoteles zeigt an vielen Orten seiner Metaphysik, besonders aber in den letzten Büchern, das Unzureichende der arithmetischen und geometrischen Bestimmungen für den reinen Begriff. Von Sextus Polemik *adversus Mathematicos* will ich nicht einmal reden, aber noch bemerken, dafs die späteren Pythagoräer, z. B. Hierokles in seiner Auslegung der goldenen Sprüche, indem sie, genährt durch das Studium der Platonischen und Aristotelischen Schriften, die Zahlen und Raumfiguren *erklären*, sie zu dem machen, was sie von *diesem* Standpunkt aus sind, zu *Beispielen* des reinen Gedankens. Bei der Wiederherstellung des Studiums der Platonischen Philosophie erneute man auch, wie Zorgi besonders

that, die Pythagoräische Ansicht. Durch die Rosenkreuzer und andere auf geheimes Wissen gerichtete Gesellschaften hat sich die dumpfe Ehrfurcht vor der speculativen Bedeutung der Zahl immerfort lebendig erhalten. In Deutschland war es der Hofrath von Eckartshausen, der 1794 und 1795 eine Zahlenlehre der Natur und Probaseologie versuchte, und Jacob Wagner 1830 in seinem Organon, wo sich die eigene Widerlegung dieses Standpunktes sehr naiv dadurch ausdrückt, dafs zu einer Zahl 3, 4, 7 u. s. f. immer hinzugefügt wird: das heifst. Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift hebt die Geometrie hervor. Da, wie wir schon berührten, das Logische als das absolut Einfache jedem concreten Inhalt an sich immanent ist, da die Kategorien Alles durchdringen, so kann auch das Geometrische sich diesem allgemeinen Gesetz nicht entziehen und die Möglichkeit einer *Philosophie der Mathematik* beruht hierauf. Denn ist eine Darstellung, welche im Geometrischen, im Punkt, in der Linie, im Kreise u. s. f. die logischen Kategorien nachweist, im Grunde etwas Anderes, als eine Darstellung des Geometrischen in logischer Bestimmtheit? Der Hr. Verf. glaubt durch das mathematisch-intuitive Element der Speculation einen Dienst zu leisten; II. S. 191: „Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, das Verhalten der verschiedenen Modificationen des Seins unabhängig von irgend welcher Inhaltserfüllung des Seienden (ist aber nicht der Raum, da er der Natur angehört, schon ein besonderer Inhalt, ein concreter Gedanke gegen den Gedanken des Seins an sich, oder, um es so zu nennen, gegen das Sein als logisches?), als ein Abstraktes oder abgesondert für sich Gedachtes, auch isolirt (haben die Raumfigurationen unter sich etwa keinen Zusammenhang?) veranschaulichen zu können; eine Aufgabe, welche so häufig vorkommt, aber wegen der Zweideutigkeit und des concreten Wesens aller Wortsprache, die philosophischen Expositionen so schwierig und schwerverständlich macht." Diese Verkennung der Sprache ist bei dem Hrn. Verf., der sich so viel mit der Mathematik beschäftigt hat, begreiflich, ungerecht bleibt sie immer. Kein Philosoph von Plato an bis auf Hegel und Herbart herunter hat sich genirt, für einfache Begriffsbestimmungen sich geometrischer Beispiele zur Verdeutlichung zu bedienen. Für die tieferen logischen Momente wird aber eine solche Darstellung geradezu *unmöglich.* Die Zeichnungen werden so complicirt, dafs die Exegese viel mehr Schwierigkeit macht, als wenn man bei dem Logischen und Metaphysischen als solchem stehen bliebe. Ja man ist nicht, wie eben Krause's Logik dies zur Genüge bewiesen hat, vor dem Absurden sicher, wenn man Bestimmungen, wie das Wesen, die Substanz und ähnliche *abbilden* will. Zwischen der freien Selbstbewegung des Begriffs und der todten Linearität bleibt ein unausfüllbarer Hiatus. Sollen, wie doch in der Logik und Metaphysik gefordert werden mufs, die *Kategorien* selbst gedacht werden, ist es dann einerlei, ob man sie *in* der räumlichen Anschauung oder *rein für sich* ohne dieselbe denkt? Warum will man nicht bei dem alten Platonischen Wege bleiben, den die Geschichte der Philosophie selbst hat durchmachen müssen, die Beschäftigung mit der Mathematik in Bezug auf die Erziehung der subjectiven Intelligenz zur Speculation als eine erspriefsliche Vorübung festzuhalten? Müssen die räumlich-intuitiven Figuren nicht durch die Sprache erklärt, mufs nicht, für die Speculation, von ihnen zum Begriff selbst übergegangen werden?

Wenn aber der Sprache als dem darstellenden Medium der Philosophie der Vorwurf der Unbestimmtheit und Zweideutigkeit gemacht wird, so fragt sich, ob denn die symbolische Sprache der Geometrie in Bezug auf den Begriff nicht auch daran leidet, ob sie nicht ein noch gröfserer Umweg ist? Da ihre Figurationen offenbar erst durch das *Aussprechen ihrer Bedeutung bestimmten Sinn* erhalten, so zeigt sich ja die Sprache als Meisterin der Symbolik, diese selbst aber als abhängig von dem im Sprechen sich offenbarenden Denken, und daher sogar der *Willkür* seines Bestimmens preisgegeben. Der Hr. Verf. sagt z. B. S. 176 der zweiten Abtheilung: „Symbolisch können wir in räumlicher Construction das Nichts darstellen durch den mathematischen Punkt, das All durch die Totalität des Raums, das bestimmte Etwas durch die Beschränkung der unendlichen Ausdehnung des Raumes in das der Form und dem Inhalt nach endlich gemachte Räumliche. Den Punkt und den Raum können wir hierbei begreifen als die beiden Pole des Unendlichen, als die sich entgegengesetzten Grenzbegriffe des Endlichen, das Endliche selbst als die Indifferenz zwischen beiden u. s. f." Kann diese Symbolik nicht der Kritik unterworfen werden? Wäre z. B. nicht das All selbst als das Nichts zu setzen? Denn der Raum an sich ist ohne Grenze; die Unbestimmtheit ist seine Bestimmtheit. Das All des Seins schlägt daher durch sich selbst unmittelbar in den Nihilismus um. Der Punkt aber ist ja schon Bestimmung des Raums. Er ist der aus dem abstracten Sein zum Dasein hervortretende Raum; kann er daher wohl zur Symbolik des Nichts dienen? Ist er nicht vielmehr, da der Punkt sogleich in viele Punkte, in die Entgegensetzung gegen sich umschlägt, als Symbol des Etwas zu nehmen, des Daseins, welches sich anderes Dasein gegenübersetzt? Wir wollen diese Kritik nicht weiter verfolgen; es wird aus ihr bereits einleuchten, dafs der Gedanke sein *eigener* Richter ist. Ohne den Gedanken und ohne seine in der Sprache ausgedrückte Darstellung bleiben die Symbole dunkel, ja todt. Wenn der Hr. Verf. II. S. 192 das abstracte Werden als Diremtion des mathematischen Punktes zur mathematischen Linie darstellt, und nun Anfang und Ende, Quantität, Qualität und Grenze an der Linie findet, so mufs ich doch darauf zurückkommen, zu fragen, ob ich denn wohl durch die Anschauung der Endpunkte einer Linie a, b schon den Begriff des Anfangs und Endes *an sich*, durch die Anschauung der qualitativen Bestimmtheit der Linie als der geraden oder krummen schon den Begriff der Qualität *an sich* u. s. f. erhalte?

Der Hr. Verf. ist auch oft ganz nahe an diesem Resultat, da er es an philosophischer Erörterung nicht fehlen läfst. Er hat sich aber einmal in der Ansicht festgesetzt, die Hegelsche Darstellung der Philosophie sei absolut unklar, und gegen das fixirte Bild Babylonischer Sprachverwirrung und tollgewordener, widerspruchvoller Terminologie lächelt ihn nun die weifse Fläche des Papiers und die Reinlichkeit und Abgeschlossenheit der geometrischen Figuren mit besänftigender Verständigkeit, mit erfreulicher Heiterkeit an.

K. R.

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

C. W. Hufeland neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften.

(Schlufs.)

IV. Jede Einwirkung auf das Lebende bringt gleichzeitig Reizung, Veränderung der Erregung (Reizung oder Entreizung) und Veränderung der organischen Mischung (dynamische und materielle Veränderung) hervor. Jede Lebensaktion begreift beides. — Jede Einwirkung auf das Lebende wirkt nichts weiter als entweder Erhöhung oder Verminderung der Reizung, nach der Theorie Brown's.

V. Jede Krankheitserzeugung geschieht durch Veränderung des Reizverhältnisses und des Materiellen zugleich; ja das letzte ist oft das überwiegende und bestimmt ihren Karakter mehr als das erstere. — Jede Krankheitserregung geschieht nach Brown nur durch Vermehrung oder Entziehung der Reize. Materielle, spezifische Krankheiten giebt es gar nicht, eben so fehlen die Dyskrasieen.

VI. Jede Krankheit ruft die Selbstthätigkeit der Natur zur Abwehrung und Ausgleichung (Heilkraft der Natur) hervor und sie constituirt selbst einen Theil der Krankheit durch ihre Gegenwirkung. — Heilkraft der Natur, Selbsthülfe, Krise existiren gar nicht in der Brown'schen Erregungstheorie.

VII. So entsteht der Heilungsprocefs der Natur, die Krisis. Sie besteht nicht blofs in dem Ausgleichen des Reizverhältnisses, sondern auch in der Bearbeitung, Assimilation oder Ausscheidung des krankhaften Stoffes. (*Coctio*, *Crisis* der Alten). — Die Krise besteht nach Brown blofs in der Ausgleichung des Reizverhältnisses. Die erfolgenden materiellen Absonderungen sind nur symptomatische, gleichgültige.

VIII. Eben so mufs die Kunstheilung (Therapie) beides umfassen, die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Reizverhältnifs und die Verarbeitung oder Ausscheidung des Krankheitsstoffes, und die letzte Seite ist oft die wichtigste. — Die Heilkunst besteht in nichts als im Geben und Entziehen der Reize nach J. Brown.

IX. Alle Heilmittel wirken auf doppelte Art, durch Veränderung der Reizung und durch Veränderung der organischen Mischung (dynamisch und materiell) zugleich. — Alle Heilmittel wirken nach Brown nur auf zweierlei Art, entweder sie geben oder sie entziehen Reiz. Spezifische Mittel giebt es nicht.

X. Das Blut ist nicht blofs ein passives im Körper herumgetriebenes Fluidum, was blofs als Reiz für das Herz und die Gefäfse dient, sondern ein Belebtes, ein flüssiges Lebensorgan, ja die Mutter und Quelle alles Lebens, der eigentliche Sitz der Plastik und Schöpferkraft, aus welchem Alles wird und sich erzeugt, das innere *Agens*, selbst der die Nerven belebende Stoff. Es giebt selbst spezifische Krankheiten des Bluts. — Das Blut ist etwas Passives und blofs als äufserre Reiz für das Herz zu betrachten, nach der Brown'schen Theorie.

XI. Es giebt primäre Krankheiten der Säfte, theils durch Fehler des Bluts, theils durch unmittelbare Aufnahme krankmachender Stoffe in die Säfte, theils durch Unterdrückung der Sekretionen. — Diese existiren nicht in der Erregungstheorie.

XII. Schwäche kann entstehen durch Erschöpfung (Ueberreizung), Mangel an Reiz, aber auch durch Unterdrückung, Hemmung der Kraft (*oppressio virium*) und Mangel der inneren Bedingungen der Vitalität der organischen Materie. — Die Brown'sche Eintheilung in direkte und indirekte Schwäche ist folglich einseitig und zu eng, auch keinesweges neu.

XIII. Die Gesetze der Sympathie (Mitleidenschaft) und des Antagonismus (der Gegenwirkung, die Hervorrufung einer Thätigkeit durch Unterdrückung einer anderen) sind die Grundlagen aller organischen Verbindung, und das, wodurch erst der Organismus mit seinen verschiedenen Organen ein Ganzes, ein gemeinschaftlich

zu gleichem Zweck Hinwirkendes wird. Sie sind aber auch höchst wichtig für die Pathogenie und begründen und bedingen eine Menge Krankheiten, (sympathische, antagonistische Krankheiten). Und sonach ist ihre Berücksichtigung zur Kur unentbehrlich. Die Heilung durch Erregung einer anderen Krankheit oder Thätigkeit, die ganze Lehre vom Gegenreiz; Ableitung, Uebertragung, gehört hieher. — Von allem diesen weifs die Brown'sche Lehre gar nichts, sie kennt weder Metastase, noch Ableitung, noch Gegenreiz.

XIV. Eine gründliche Diagnosis der Krankheiten verlangt Berücksichtigung des Vergangenen (Anamnesis, Genesis), der Gegenwart (die Phänomene, Symptome) und die Constitution, sowohl der allgemeinen als der individuellen. — Die Diagnose nach der Brown'schen Theorie betrifft blofs die Kenntnifs des Vorhergegangenen, ob Reize zu viel oder zu wenig gegeben sind, und wird so ein blofses Rechnungsexempel durch Addition und Subtraktion. Die Symptome sind unnütz.

XV. Der menschliche Organismus ist der Inbegriff und die Darstellung der ganzen Natur im Kleinen (die kleine Welt, Mikrokosmus). Die Medizin mufs also die ganze Natur umfassen, und bedarf, wo sie gründlich sein soll, nicht allein der Anatomie, Physiologie, sondern auch der Chemie, Physik. — Die ganze Medizin besteht nach Brown blofs in der Kenntnifs und Beurtheilung des Reizverhältnisses und in der Vermehrung oder Verminderung der Reize nach der Skala der Erregbarkeit. Anatomie, Chemie, Physik, Naturkunde sind überflüssig und helfen zu nichts.

Man könnte, was man in der That oft hört, fragen, wozu nützt es jetzt noch wieder auf die Erregungstheorie zurückzukommen, da sie längst widerlegt ist? Aber hierbei kommt es uns darauf an, die Art ihrer nothwendigen Entwickelung und ihre Bedeutung in der Geschichte der Medizin aufzufassen, aus welcher deutlich wird, dafs ungeachtet der darin herrschenden Mifsverständnisse das Princip, aus denen sie hervorging, ein unabweisbares Element in dem Fortschreiten unserer Erkenntnifs ist. Man ist mit Unrecht abgeschreckt durch die einseitige und ungenügende Form, in welcher Brown seine Sätze vortrug, von dem ganzen organischen Princip abgegangen, und hat sich dadurch von der zeitgemäfsen wissenschaftlichen Haltung entfernt. Die theoretischen Irrthümer Brown's haben die Aerzte dem Empirismus und Materialismus gleichsam in die Arme gescheucht, und das Bewufstsein dieser Zustände macht jetzt immer mehr das Bedürfnifs eines auf Erfahrung begründeten theoretischen Leitsterns beim Handeln fühlbar. Es ist nicht die falsche Seite der praktischen Folgerungen im Brownianismus, sondern der lebendige Begriff des Organismus, aus dem die Erregungstheorie hervorgegangen ist, worauf es hier ankömmt. Dieser Begriff, welcher den ganzen substantiellen Procefs der Selbsterregung und der Erregung durch die Aufsenwelt in seiner besonderen Durchbildung umfafst, macht das Wesen der modernen Medizin aus, oder sollte es wenigstens ausmachen, und wie oft man auch durch irrthümliche Anwendung jenes Begriffs in eizelnen Fällen dahin kommen mag, denselben zu verlassen, so wird man durch die von Grund aus dem Organismus widersprechenden Hypothesen des Materialismus und des Empirismus doch immer von neuem auf den Erregungsprocefs in jener doppelten Beziehung zurückgeführt werden. Wie schon von Hufeland im Princip ausgesprochen ist, müssen alle gesunden und kranken Functionen als Erregungsprocesse durch sich selbst und von Aufsen erkannt werden, und selbst in dem Respirations- und Digestionsprocefs ist es nur der Todesprocefs des Chemismus, wodurch die Qualitäten der von Aufsen aufgenommenen Dinge angeeignet werden, um in die Erregung überzugehen. Zu dieser Erkenntnifs reicht freilich die formelle Bestimmung von Brown, der die Selbsterregung gar nicht und von der äufseren Erregung nur die quantitative nicht die qualitative Seite kennt, keinesweges aus, sondern es gehört eine weit reichere Durchbildung der Erkenntnifs der primitiven Selbsterregung und deren wirkenden Gegensätzen im Organismus dazu, während die Erregung von Aufsen nur einen geringeren Theil der Lebensthätigkeiten ausmacht. In jenem umfassenden Sinn aber mufs eine tiefere Kenntnifs des Erregungsprocesses jeder Heilidee zum Grunde liegen, und ohne diese ist keine wissenschaftliche Medizin möglich. In der That ist die Wirkung der Arzneien nur eine besondere Form der äufseren Erregung und nur vermittelst dieses Erregungsprocesses ist Heilung möglich. Kein Arzneimittel kann unmittelbar auf die Krankheit einwirken, denn dieses würde nach der Theorie der Qualitäten der Alten geschehen, und in der That ist der Chemismus unserer Zeit nichts als die Neigung wieder in die Irrthümer der Theorie von den Elementen und Qualitäten der Alten zurückzufallen. *Nur die organischen Reaktionen, welche die Arzneien in*

Körper hervorbringen, sind es, durch deren Vermittelung die Heilung geschieht. Der Organismus mufs durch seine eigene Thätigkeit die Krankheit zu entfernen, aufgeregt werden, weil die Krankheit selbst eine organische Erregung und keine physikalische Qualität ist. Es sind im Wesentlichen dieselben Reaktionen, die wir durch die Heilmittel erregen, welche unter gewissen Umständen als Heilkraft der Natur von selbst entstehen, und hieran sieht man deutlich, dafs es immer die gesunden Funktionen sind, welche hauptsächlich nach rein physiologischen Gesetzen gegen die Krankheit aufgeregt werden. Ebensowenig als die Heilkraft der Natur eine physikalische Qualität ist, ist es die Wirkung der Arzneien, und hierin zeigt sich besonders der Widerspruch in der Theorie der Medizin der Alten bei Anwendung von Arzneien und bei ihren naturhistorischen Schilderungen der Krankheiten, wovon eben gesprochen worden ist. Es ist von der höchsten Wichtigkeit zu erkennen, dafs die Heilkraft der Natur keine *qualitas occulta*, sondern eine organische Reaktion der gesunden Funktionen gegen die Krankheiten ist; denn mit dieser Einsicht treten zugleich die Mängel und Einseitigkeiten der Brownschen Theorie, welche von Hufeland bekämpft und so vollständig im Zusammenhang verbessert worden, hervor, und zwar besonders die Seite, dafs die Gesundheits- und Krankheitserregungen nicht blofs quantitative, gradweise Verschiedenheiten von starker und schwacher Erregung sind; sondern vielmehr zugleich auch qualitative, specifisch und in der Substanz der Organe verschiedene Thätigkeiten. Denn wie dieses Specifische durch die Heilkraft der Natur vorzüglich in der Art und Beschaffenheit der Krisen hervortritt, so ist es ebenso in der Arzneiwirkung vorhanden und zu erzielen. Hierin tritt nun deutlich das Einseitige der Wiedergeburt der Brownschen Erregungstheorie in unseren Tagen hervor, nämlich der Lehre von den gastrischen und Darmentzündungen der französischen Aerzte. Dies sind nämlich Entzündungen, welche Nervenfieber hervorbringen, wo also eine quantitativ erhöhte Erregung (Hypersthenie Browns) eine Reihe von quantitativ verminderten Erregungen (Asthenie) als Symptome hervorbringen müfste. Wie ist es möglich, dafs die Kur dieser Krankheiten bei solchen inneren Widersprüchen ihrer Theorie eine sichere, vertrauenvolle Haltung gewinnen kann? Und diese Widersprüche wird man nie auflösen können, so lange man nicht die qualitative und die quantitative Seite des Erregungsprocesses und ganz ins Besondere den inneren Procefs der Selbsterregung in ihrer organischen Vereinigung durchschaut. Denn wo dieses nicht ist, wird man von den Mifsgriffen durch jene Theorie in der Praxis immer wieder auf die sinnliche und principlose Empirie zurückfallen, in der man an der eigenen Einsicht verzweifelt. Wie reimt es sich zusammen, dafs in einem Wechselfieber mit dergleichen Darmentzündungen die China meistens sicher hilft, während man bei anderen Symptomen derselben Darmzustände nur allein mit rein antiphlogistischen Mitteln der Theorie nach verfährt? Die rein sinnliche Empirie in den Erfolgen einer Kurmethode kann hier ohne Einsicht in den inneren Verlauf der Thätigkeiten zu keinem allgemeinen Resultate führen, denn in vielen Körpern werden die Krankheiten bei den entgegengesetzten und widersprechendsten Methoden zur Gesundheit zurückgeführt, und es bleibt hier nichts übrig als auf die Genesis und die qualitative Natur jener Entzündungen zurückzugehen, und ihr Verhältnifs zur Natur der Funktionen derjenigen Organe, in denen sie stattfinden, zu untersuchen, um einzusehen, wie die quantitative Seite der Kur hier in den Organen der Digestion, in deren Thätigkeit vorzugsweise die qualitative über die quantitative Seite überwiegend ist, in der That eine untergeordnete ist, während die Hauptsache auf die qualitative Leitung der Lebensthätigkeit ankömmt. Es ist nicht unsere Absicht die Auflösung jener Widersprüche, welche wir in der Homöobiotik weiter verfolgten, hier durchzuführen, sondern es kömmt uns nur darauf an zu zeigen, wie wesentlich die weitere Ausbildung der Erregungstheorie im Geiste Hufelands und nach dem zeitgemäfsen Zustand der Wissenschaft für die Praxis ist, wie grofs und wichtig der Unterschied zwischen einer durchgreifenden Einsicht in die Natur des organischen Erregungsprocesses nach der Seite der Selbsterregung (Autokratie und Schöpferkraft nach Hufeland) und der äufseren Erregung, und in beiden nach ihren quantitativen und qualitativen Beziehungen, von jener kümmerlichen nicht etwa halben sondern kaum viertheiligen Theorie Brown's ist. Aber ich komme darauf zurück, so verkümmert und unvollkommen eine solche Theorie an sich ist, so ist doch das allgemeine Princip der organischen Erregung darin erhalten, und dies ist durchaus im Geiste der modernen Medizin, und steht offenbar höher als die der Vorzeit angehörigen materialistischen und physikalisch-qualitativen Theorien. Eine

wesentliche Sache in der besonderen Durchbildung des Erregungsprocesses ist zunächst die Auflösung des Begriffs der Lebenskraft oder Autokratie überhaupt in den Begriff der Selbsterregung; die Zurückführung des reinen Dynamismus auf den inneren Procefs. Denn keine Kraft, und also auch nicht die Lebenskraft, ist etwas Einfaches und unmittelbar Wirkendes, sondern immer kommt die Kraft durch einen Procefs, worin eine Wechselwirkung innerer Gegensätze stattfindet, zu Stande, und im Lebensprocefs ist eben diese Wechselwirkung die Selbsterregung; d. i. die Erregung des Organismus durch seine eigenen organischen Elemente, vor aller Einwirkung äufserer Reize. Wenn man auf diese Weise in die Analyse der Lebenskraft eingeht, wie sie durch den Procefs der Selbsterregung entsteht, so rückt man der Einsicht in den inneren Zusammenhang der Erscheinungen, durch welche die Lebenskraft sich im gesunden und kranken Zustande äufsert, ein merkliches näher, und die wirkenden Ursachen der Zustände, welche der Arzt zu leiten hat, liegen nun nicht als etwas Fremdartiges hinter dem Leben, sondern treten unmittelbar in den Kreis der physiologischen und medizinischen Untersuchung. Auf diese Weise wird der Procefs der Selbsterregung gerade so wie der Procefs der äufseren Erregung zergliedert, und es ist zwischen beiden nur der Unterschied, dafs im Procefs der Selbsterregung die äufseren Reize der Brownschen Erregungstheorie nun als Theile des Organismus selbst gefunden werden müssen. Aber hierin liegt eben der grofse Mifsgriff der Brownschen Erregungstheorie, dafs der Procefs der Selbsterregung darin so sehr verkannt wurde, dafs man offenbar organische Glieder des Selbsterregungsprocesses als äufsere Reize betrachtete, wie das Blut, und somit den wahren Begriff des Lebens eigentlich ganz zerstörte. Das Verhältnifs des Bluts zu den Organen des Körpers ist nun aber gerade ein solches, dafs darin die wirksamen Glieder der Selbsterregung in sich und somit die Analyse vieler Erscheinungen der Lebenskraft und ihrer Autokratie hätte gegeben werden können. Hierbei aber kömmt es freilich nicht allein darauf an, dieses Verhältnifs im Allgemeinen zu erkennen, sondern durch die besondere Gliederung des Körpers im Einzelnen zu verfolgen, vorzüglich um die rechte Bedeutung der in der Selbsterregung begriffenen Gegensätze und Glieder aufzufassen, dafs nämlich jedes Einzelne dieser Gegensätze nicht in sich selbstkräftig und selbstständig ist, sondern blofs in Verbindung mit seinem Gegensatz durch die Wechselwirkung seine Lebenskraft äufsert. In dieser Beziehung scheint der Dynamismus darin besonders gefehlt zu haben, dafs er selbstständige unmittelbar wirkende Lebenskräfte in den an sich unselbstständigen Organen und Theilen des Organismus annahm. Auf diese Weise kann man sagen, dafs die wahre Bedeutung des Bluts im Dynamismus, der es als etwas selbstständig Lebendiges betrachtete, eben so wenig als im Brownianismus, der es als einen äufseren Reiz ansah, vollkommen richtig aufgefafst ist, denn das Blutleben ist ein relatives, unselbstständiges, das seine Lebenskraft nur in Wechselwirkung mit den Theilen des Organismus äufsert und seine wahre Kraft in der Einheit mit diesem hat. Dieses Verhältnifs ist nun aber das der Selbsterregung des Organismus durch seine eigenen Glieder, worin das Blut blofs den einen Gegensatz der Wechselwirkung ausmacht. Darum könnte man in einer Rücksicht sagen, dafs die Wahrheit des Blutlebens in der Mitte liege zwischen dem Dynamismus und der Brown'schen Erregungstheorie, indem in letzterer wenigstens das Blut als Reiz (freilich ganz im falschen Sinn) im Verhältnifs zu den Organen aufgefafst ist, während dieses Verhältnifs im Dynamismus, der sich überhaupt nicht auf die Zergliederung der Lebenskräfte einliefs, ganz übersehen wurde. Wäre im Brownianismus erkannt worden, dafs der Erregungsprocefs ein doppelter: nämlich 1) ein äufserer und 2) ein Selbsterregungsprocefs sei, so hätten die sogenannten inneren Reize darin eine ganz andere Bedeutung erhalten und viele Widersprüche hätten sich gelöst. Aus allem diesen wird es klar sein, wie sehr viel weiter und den Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechender, die Hufelandsche Erregungstheorie, welche die Begriffe des Dynamismus in sich aufnahm und verarbeitete, erscheint und wie sehr es wünschenswerth ist, dafs dem Geiste der modernen Medizin gemäfs, in diesem Sinne sich die Principien unserer Wissenschaft mehr ausbilden.

Dr. C. H. Schultz.

№ 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXI.

Andeutungen über Landschaftsgärtnerei verbunden mit der Beschreibung ihrer practischen Anwendung in Muskau. Vom Fürsten von Pückler-Muskau. Mit 44 Ansichten und 4 Grundplänen. Stuttgart, 1834. Hallberger'sche Verlagshandlung. 288 S. 8.

So gewifs es ist, dafs die äufsere Form und der eigenthümliche Typus der Bildung, in welchem irgend ein organisches Wesen und zuhöchst der Mensch erscheint, jedesmal ein bald leichter, bald schwerer zu deutender Ausdruck gerade dieser besonderen Individualität sei, so gewifs darf man auch sagen, dafs auf gleiche Weise der gewählte Aufenthalt, die Art, wie man diesen Aufenthalt sich angenehm zu machen, denselben zu verzieren und zu geniefsen sucht, stets von höchster Bedeutung erscheine, um die Eigenthümlichkeit irgend eines Menschen noch näher zu bezeichnen. Wenn daher Jemand einmal den Ausdruck brauchte, die Art, wie dieses oder jenes Individuum sein Haus, seine Wohnung, sein Zimmer anzuordnen und zu halten gewohnt sei, könne die äufsere Hieroglyphe seiner innern Persönlichkeit genannt werden, so stimmen wir diesem Ausspruche nicht nur vollkommen bei, sondern sind noch überdies der Meinung, dafs derselbe viel weiter ausgedehnt werden könne und auf tausenderlei Aeufserlichkeiten, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche seine Anwendung gestatte. Bei dieser Rücksicht ist es aber ins Besondere, dafs wir die Möglichkeit erkennen, durch das Studium der verschiedenen Gebräuche, Kleidungen, Wohnungen, Hausgeräthe u. s. w. bei verschiedenen Völkerschaften und zu verschiedenen Zeiten, auf das Feld einer, wir möchten sagen vergleichenden menschlichen Psychologie, zurückgeführt zu werden, und wir dürfen wohl allerdings behaupten, dafs uns die Eigenthümlichkeit eines Menschen in einem hohen Grade vorstellig werden müsse, sobald es möglich geworden ist, uns seine sämmtlichen äufseren Umgebungen, seine Wohnung, Kleidung, Lebensweise u. s. w. vollkommen deutlich zu machen. In dieser Beziehung ist es nun auch, dafs es eines Theil ein besonderes Interesse gewähren müfste, vergleichend zusammenzustellen, auf welche verschiedene Weise der Mensch in verschiedenen Ländern und Zeiten gesucht hat, seinen Wohnsitz mit bald kleinern, bald gröfsern, bald einfachen, bald prächtigen Gartenanlagen zu umgeben und diese Anlagen bald vorzugsweise dem Nutzen und der Sorge für seine Ernährung, bald vorzugsweise seinem Vergnügen, ja seiner Ueppigkeit zu widmen; andern Theils mufs es aber auch eine wichtige Aufgabe genannt werden, nach genauer Kenntnifs des gegenwärtigen Zustandes unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und unserer gegenwärtigen Cultur mit Aufmerksamkeit und Scharfsinn zu untersuchen, welche Art, namentlich von gröfsern Gartenanlagen für unsere Zeit und unsere Gegenden als die angemessenste, geschmackvollste und der weitern Ausbildung ächten Natursinnes förderlichste dargestellt zu werden verdiene. Das hier vorliegende Werk hat sich ins Besondere letztere Aufgabe als Ziel gesteckt, und der Leser ist um so sicherer berechtigt, hierüber bedeutende und nutzbare Erörterungen zu erfahren, da sie von einem Manne herrühren, welcher als geistreicher Schriftsteller längst bekannt, seine Kenntnisse in diesem Felde durch die ausgedehntesten eignen mit dem gröfsten Aufwande begründeten Anlagen bewiesen hat; ja erfahren wir gegenwärtig, dafs der Verfasser so eben auf einer Reise durch das alte Wunderland Aegypten und den Orient, durch die Türkei und Griechenland begriffen sei, so sprechen wir um so mehr die Hoffnung aus, dafs eben derselbe zu einer andern Zeit auch einmal die Lösung der erstern Aufgabe unternehmen werde und dürfen vielleicht seine jetzige Reise um so bestimm-

ter als Vorbereitung hierzu ansehen, als schon Link in seinem Buche: die Urwelt, mit grofser Bestimmtheit nachgewiesen hat, dafs alle eigentliche Gartenkunst aus dem Orient, ja aus dem östlichen Asien und zwar zumeist erst in Folge der Kreuzzüge nach Europa gebracht worden sei. Und welche reiche Gelegenheit zu interessanten Vergleichungen und scharfsinnigen Bemerkungen würde sich nicht allein darbieten, wenn man nur das höchst eigenthümliche Verhältnifs der italiänischen, der französischen und der englischen Gartenkunst gründlich erörtern, und es mit den Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Nationen vergleichen wollte! —

Um nun dem Leser einen Ueberblick zu geben, von dem was in der hier vorliegenden fürstlichen Gabe geboten sei, wird ein doch einigermafsen tieferes Eingehen in die einzelnen Abschnitte unerläfslich und geben wir uns daran jetzt diesen Gang, ganz unserer Sinnesart gemäfs zu versuchen, so hoffen wir dadurch zugleich dem besonderen Wunsche des Gebers zu genügen, welcher diese seine Bestrebungen von Jemandem beurtheilt und gewürdigt wünschte, welcher seinen Sinn für landschaftliche Schönheiten der Natur durch eigne, wenn auch von denen des Verfs. ganz verschiedenartige Leistungen bewährt hätte.

„Wir sind, man mufs es gestehen, in einem grofsen Theile von Deutschland, kaum noch zur zweckmäfsigen Verfolgung des eignen Nutzens aufgewacht, und nur Wenige haben ihren Sinn und ihr Bestreben vorzugsweise, ohne Rücksicht auf Vortheil, blofs dem Schönen zugewendet; eine allgemeine verständige Verbindung beider Zwecke wird noch seltener angetroffen."

In diesen Anfangs-Worten der Einleitung drückt sich so ziemlich die Richtung aus, nach welcher der Verf. seine Leser aufmerksam zu machen sucht auf zweckmäfsige Verschönerung der Gärten und namentlich der Umgebungen ihrer Landgüter, dabei noch manche bei uns obwaltende Mifsbräuche rügend und England, wenn auch nicht als unbedingtes Muster, doch als sehr wohl zu brauchendes Vorbild zu dergleichen Verbesserungen aufstellend. — Das Buch selbst zerfällt dann in zwei Abtheilungen. Die erste: Andeutungen für Landschaftsgärtnerei im Allgemeinen, die zweite: Beschreibung des Parks zu Muskau und seiner Entstehung. Die zweite, in mehrere Unterabtheilungen, nach den verschiednen zu nehmenden Wegen geordnet, läfst hier eine besondere Anzeige natürlich nicht zu; sie kann nur einladen, an Ort und Stelle sich von dem Anmuthigen dieser seit Jahren von vielen Fremden besuchten und mit Beifall gesehenen Anlagen zu überzeugen und auch denen, welche dieses gerade nicht können, wird aus der Betrachtung der gröfstentheils sehr sauber gezeichneten und geschmackvoll lithographirten Tafeln das Freundliche und Zierliche dieser Oertlichkeit einleuchten. Die Tafeln 15. 19. 20. 29., die vorzüglich hübsch gezeichnete Tafel 38. so wie die grofsen beigefügten Pläne sind vorzüglich geeignet, sich ein deutliches Bild dieses in einer von der Natur nicht sehr begünstigten Gegend geschaffenen Aufenthaltes zu vergegenwärtigen, und wir können nur dabei wünschen, dafs dem Ordner und Erhalter derselben nach mannigfaltigen Lebenserfahrungen sich das bewähre, was im Vermächtnifs altpersischen Glaubens in Goethe's *„Parsi Nameh"* gesagt ist, wenn es heifst:

„Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen."

Was dagegen die erste Abtheilung betrifft, so behalten wir uns hier noch einige nähere Beleuchtungen der einzelnen Abschnitte, in welchen der Verfasser seine Gedanken über Gartenanlagen im Allgemeinen ausgesprochen hat, vor.

Zuerst gestehen wir hier nun frei, dafs wir unsere einleitende Betrachtungen *darüber* vermifst haben, welche Oertlichkeiten überhaupt gewählt werden sollten, um Anlagen solcher Art zu versuchen. Es scheint uns nämlich, dafs, wenn von gröfseren Unternehmungen dieser Art die Rede ist, sich wohl vorher die Frage aufdringen müsse, ob diese oder jene Oertlichkeit auch eine solche Bemühung und einen solchen Aufwand verdiene? — Der verewigte Jean Paul rief in seiner Vorschule der Aesthetik denjenigen, welche sich durch kunstphilosophische Studien zu Dichtern bilden wollten, zu:

„Vor allen Dingen, liebe Leute, habt Genie!"

und so meinen wir, verhält es sich auch mit der Verzierung und Verschönerung der freien Natur; vor allen Dingen soll etwas da sein, was des Verzierens und des Geniefsens werth ist, bevor besondere Bestrebungen in dieser Beziehung gemacht werden. Es kommt sonst mehr oder weniger entweder auf blofse Architektur oder auch ungenügende Tändelei hinaus. Ist man nun aber

auch darüber einig, so ist es ferner eine nicht unwichtige Aufgabe, nun mit feinem Natursinne aus dieser Oertlichkeit heraus zu fühlen, für welche Art weiterer Ausbildung und Verschönerung sie ins Besondere geeignet sei. Auf diese Weise gelingt es ja wohl zuweilen dem Maler, dafs, wenn er irgend eine ganz einfache Naturscene ihrem innern Sinne nach aufzufassen und wieder darzustellen versteht, er aus den einfachsten Motiven das interessanteste Kunstwerk darstellt; und ebenso kann es dem Pädagogen, nämlich dem, der es wahrhaft ist, gelingen, wenn er die Eigenthümlichkeiten eines Kindes recht erkannt hat, selbst bei mäfsigen Anlagen zu Entwickelung einer höchst bedeutenden Persönlichkeit beizutragen. Zwar sagt der Verf. im 1. Abschnitt der 1. Abtheilung, es müsse eine Gartenanlage auf *einer* Grundidee beruhen und es könne dieselbe *auch mit* durch die vorgefundene Localität bedingt werden; allein uns scheint es, dafs wohl hier tiefer hätte eingegangen werden können. Im zweiten Abschnitte, über vergröfserte Ausdehnung der Gartenanlagen, sind über das höchst Relative dieser Begriffe und über die Art, wie oft durch eine sinnige Anordnung das Kleine grofs, so wie anderntheils durch eine abgeschmackte Anordnung das Grofse klein erscheinen kann, sehr feine Bemerkungen mitgetheilt. Eben so scheint uns gröfstentheils zweckmäfsig, was im 3. Abschnitte über die Umschliefsung und im 4. Abschnitte über die Gruppirung landschaftlicher Anlagen im Grofsen, so wie die der Gebäude gesagt ist; nur scheint uns, dafs von allen diesen Dingen gerade eben so wie bei den eigentlichen Werken bildender Kunst allgemeine Regeln immer nur sehr bedingten Werth haben können; und wenn der Verf. z. B. S. 38. bei Wohngebäuden eines Parks eine gewisse Unregelmäfsigkeit derselben der reinen Symmetrie vorzieht, so geben wir zwar gern zu, dafs, sobald in dieser Unregelmäfsigkeit eine geschichtliche Bedeutung von der allmählichen Entstehung der Wohnungen sich hervorthut (wie man dies bei manchen durch Jahrhunderte an- und fortgebaueten Schlössern mit Vergnügen gewahrt), diese Unregelmäfsigkeit dann sehr malerisch erscheinen könne; möchten aber doch hieraus keine allgemeine Regel entnehmen, da wir uns sehr wohl auch eine sehr symmetrische Baulichkeit mitten in einer angemessenen Parkanlage als höchst anmuthig vorstellen können.

Der fünfte Abschnitt enthält über verschiedene Andeutungen und Anordnungen von Park und Gärten manche lehrreiche Andeutung, doch hätte wohl bei der Erwähnung der Wintergärten und Treibhäuser hier eine passende Stelle gefunden, was über sinnvolle Anordnung der letzteren gesagt werden kann, wenn sie, wie z. B. das prachtvolle Palmenhaus auf der Pfaueninsel bei Potsdam, sich die Aufgabe stellen, das Bild einer reicheren und üppigeren Vegetation aus einer fremden Himmelsgegend in beschränktem Raume nachzubilden. Der sechste Abschnitt ist für das Materielle der Anlegung von Park, Wiesen und Gartenrasen sehr lehrreich, und eben so, was über das Versetzen gröfserer Bäume im siebenten Abschnitt gesagt ist. Dem Fürsten ist es gelungen, Bäume von 80 Fufs Höhe mit Beibehaltung aller Aeste und Wurzeln zu versetzen, und aufser den belehrenden Mittheilungen hierüber mögen die Winke über anmuthigere Anpflanzungen von Gebüschen und eine bessere weniger jene Art von verzweifelnder Langeweile herbeiführende Weise, Alleen an den Landstrafsen anzulegen, alle Beachtung erhalten. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit zweckmäfsiger Anlegung der Wege; der 9. und 10. erwägt die Leitung und Ausbreitung des Wassers und die Verzierung der Inseln. In dem 10. Abschnitte, wo von den Felsen die Rede ist, scheint der Verf. selbst das Mifsliche solcher Nachbildungen zu fühlen und geht ziemlich schnell darüber hin. Der 12. u. 13. Abschnitt von den Erdarbeiten und von Erhaltung der Garten- und Parkanlagen überhaupt, schliefsen die erste Abtheilung dieser harmlosen und doch lehrreichen, mit viel Eleganz in Druck und Papier ausgestatteten Schrift, wir aber schliefsen mit ihnen die Betrachtung des Ganzen, indem wir wünschen, dafs dem Fürsten auch fernerhin die Erwägung und Vervollkommnung einer heitern, den feinern Lebensgenufs befördernden Kunst genehm bleiben möge, einer Kunst, welche der nach allen Seiten hin Leben spendende Goethe einst an den Ufern der Ilm pflegte und ehrte, indem er in dem unter seinen Händen gediehenen Park von Weimar dem *Genio hujus loci* ein einfaches Denkmal gründete.

Carus.

CXII.

Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie von Ed. Bauch. Breslau, Max und Comp. 1834. 84 *S. gr.* 8.

Herr Bauch hat sich einen reichhaltigen und höchst interessanten Stoff zur Eröffnung seiner schriftstellerischen Thätig-

keit erwählt. Epaminondas ist eine der herrlichsten Gestalten des Alterthums, der philosophische und im Griechischen Sinn religiöseste Staatsmann, der vollendete Strateg; neben ihm der feurige und poetische Pelopidas, das ganze Thebanische Volk aufgeregt durch Liebe und Hafs, die kräftigsten Athleten durchglüht von Ehrgeiz. Was für ein vielsagendes Lob spendet der karge Xenophon dem Epaminondas, wo er sich verwundert, wie das ganze Heer der Böoter vor der Schlacht von Mantinea ganz allein auf Epaminondas blickte, alle Mühseligkeit bei Tag und Nacht freudig ertrug, keiner Gefahr sich entzog, und sobald *er* eine Schlacht ansagte, sogleich nur bedacht war Helme und Schilde zu putzen, Schwerdter und Lanzen zu schleifen, die Arkader Thebaner sein wollten, und niemand im ganzen Heere daran zweifelte unter seiner Führung zum Sieg und Ruhm zu gehen! Ja, Epaminondas ist Theben, und Thebens Ruhm ist Epaminondas. Es giebt kein leuchtenderes Beispiel in der Geschichte, wie *ein* Mann durch Tiefe der Gesinnung ein ganzes Volk durchdringen und erheben kann. Hr. Bauch konnte zuversichtlich die beiden Stoffe, Epaminondas Leben und Thebens Hegemonie, vereinigen oder den einen dem andern unterordnen, aber dazu gehörte diejenige künstlerische Sicherheit, die ihm noch fehlt. Was er jetzt geliefert hat, ist weder Biographie noch Spezialgeschichte eines Zeitraumes in der Entwicklung des Griechischen Volks. Biographie ist es nicht, der Anlage nach, denn der Verf. kommt S. 7 nur beiläufig auf Epaminondas, indem er erzählt, dafs die Spartanische Verfolgung in Theben *ihn nicht* traf, und von dieser Negative bahnt er sich den Weg zum Positiven mit folgenden Worten: „Es mag hier *nachgeholt* werden, was wir von seiner Jugend erfahren." Und fernerhin wird das interessanteste Biographische in die Noten verwiesen, ohne im Text zu einem vollständigen Bilde des Mannes verarbeitet zu werden. Aber auch eine Spezialgeschichte der grofsen Begebenheit ist es nicht. Diese geht doch offenbar von der widerrechtlichen Besetzung der Kadmea durch die Spartaner aus. Und eine so wichtige Begebenheit führt Hr. Bauch beinah als Nebensache Seite 6 mit den Worten ein: „Es ist *bekannt*, wie wenige Jahre darauf der Spartiate Phöbidas — die Kadmea besetzte." Dergestalt ist es auch *bekannt*, dafs die Spartaner bei Leuktra geschlagen wurden. Wollte Hr. Bauch Thebens Kampf um die Hegemonie darstellen, so mufste er auf den Geist des Thebanischen Volks, auf die Zustände Böotiens und auf die Politik der einzelnen Griechischen Staaten bei weitem tiefer eingehen, als er es gethan hat. Nur ganz beiläufig wird Athens gedacht; die verworrenen Zustände in Arkadien, von denen doch Epaminondas Strategie und Thebens Politik ganz abhängt, werden nicht gründlich beleuchtet; vor allem aber erfahren wir gar nichts Spezielles über die Verfassung Thebens, über die Anordnung der Verhältnisse zum übrigen Böotien, über die Wahl, Zahl und Befugnisse der Böotarchen, die Lokalität der Städte, die Kräfte und Mittel des Volks. Es ist wirklich merkwürdig, wie Hr. Bauch den Kampf Thebens um die Hegemonie Griechenlands beschreiben will, ohne sich vorher so genau als möglich mit dem Leser über die Bedingungen und die ersten Schritte dazu verständigt zu haben. S. 20 heifst es: „Theben strebte in dieser Zeit immer mehr nicht nur Bundesvorort, sondern Hauptstadt des Landes zu werden." Aber gerade dies *immer mehr*, da es ein Präcedens voraussetzt, und der Unterschied zwischen einem Vorort und einer Hauptstadt, wie Hr. Bauch diese Wörter gebraucht, mufste entwickelt werden. Er sagt freilich in der Vorrede, „er habe sich die Geschichte und Cultur des Böotischen Bundeslandes zur Aufgabe für gereiftere Jahre und Studien gestellt." So bleibt uns also für die gegenwärtige Schrift nur zu bedauern übrig, dafs er nicht wenigstens einen Theil dieser Aufgabe bereits erfüllt hatte. Was der Vf. für jetzt leistet, ist dies, dafs er alles Factische, was sich auf Thebens Geschichte von der Einnahme der Kadmea an bis auf die Schlacht bei Mantinea bezieht, hauptsächlich aus Xenophon und Diodorus, aber auch mit Berücksichtigung der Abweichungen und Nachträge bei anderen Autoren, fleifsig zusammenstellt; aber was von ihm selbst hätte ausgehen sollen, die Combination alles Einzelnen zu einem lebendigen Gesammtbilde des Volks in der Zeit, das fehlt noch gröfstentheils. Ein stilistisches Ornament, dafs er Epaminondas vor der Schlacht von Leuktra eine Rede halten läfst, und darin die ganze Masse der Prophezeiungen und Vorbedeutungen, die den Sturz der Spartanischen Herrschaft begleiten, einflicht, wird schwerlich auf Thucydideische Angemessenheit Anspruch machen können. Nach Art der Alten waren diese Omina in der Erzählung zur Spannung des Lesers zu benutzen, für uns bezeugen sie die Wichtigkeit, welche die Zeitgenossen der Begebenheit beimafsen, im Munde des Feldherren macht ihre weitläuftige Herzählung und Beschreibung den angemessenen Eindruck nicht.

Im Uebrigen ist uns manches Einzelne aufgestofsen, was ein schärferes Eingehen in die Sache vermissen läfst. Seite 13 heifst es: „Bald erhielt die heilige Schaar in der Kadmea öffentliche *Wohnung* und Unterricht." Dies wird in den Druckfehlern verbessert „*und Unterhalt*." Wie kann sich Hr. Bauch dergleichen denken? Plutarch im Pelop. 18 (nicht 23) sagt *ἄσκησιν καὶ δίαιταν*. Das heifst aber nichts anders als sie erhielten ein bestimmtes Lokal auf der Burg angewiesen, wo sie sich in den Waffen üben konnten. S. 41 Note: „Xenophon giebt die Todten in der Schlacht von Leuktra auf 1000 Lacedämonier und 400 Spartiaten an." Falsch. Xenoph. sagt deutlichst *συμπάντων μὲν Λακεδαιμονίων χιλίους, αὐτῶν δὲ τῶν Σπαρτιατῶν περὶ τετρακοσίους*, also im Ganzen Bürger von Sparta und Periöken zusammen 1000. Und so sagt auch Plutarch an zwei Stellen. In der Beschreibung der Schlacht von Mantinea heifst es: „er verstärkte die Angriffsmasse *nach vornen*, während er den schwächeren Theil des Heeres *mehr in den Hintergrund* stellte." Was ist das *Nach vornen* und *mehr in den Hintergrund*? Xenophon ist deutlich genug: *ἔμβολον ποιήσας πόῤῥω ἀπέστησεν*, d. h. er bildete eine Colonne im Centrum, wo er sich befand, und machte mit dieser den Angriff um die feindliche Linie zu sprengen, seine Flügel versagte er. Warum entzieht Herr Bauch dem Epaminondas seinen letzten Trost? Er sagt: „er starb wahrscheinlich nicht in dem Glauben, dafs der Sieg seinem Vaterlande gehöre." Warum? „Weil er Frieden zu machen rieth." Allerdings war sich der tiefdenkende Mann wohl bewufst, was Theben an ihm verlor. Aber macht man Frieden nicht am besten nach dem Siege? Xenophon fälscht aus Vorliebe für die Lacedämonier das Resultat des glorreichen Kampfes, wenn er sagt: nach der Schlacht entstand noch gröfsere Verworrenheit in Griechenland, als vorher war. Denn der Friede folgte unmittelbar, und Theben erreichte darin was es nur wünschen konnte, dafs Athen von Sparta abtrat, und alle Staaten Messeniens Selbstständigkeit anerkannten. Sparta schlofs sich deshalb von dem Frieden aus: desto besser für Theben: denn Sparta setzte sich dadurch in immerwährenden Kriegszustand gegen Megalopolis und Messene, und nöthigte diese an Theben zu halten.

C. G. Zumpt.

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXIII.

O. F. Gruppe: Wendepunkt der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, 1834. *X.* 471 *S.* 8.

1831 gab Hr. Gruppe seinen Antäus heraus. Dieser Riese sollte die speculative Philosophie sein. Das Buch glaubt, nach den eigenen Worten des Verfs., den Gegner allein dann bekämpft „wenn der Mensch, ein Sohn der Erde, den Boden nicht unter den Füſsen verliere, aus dem er mit seinem Wissen und Denken emporgewachsen." Ich nahm an jenem Titel einigen Anstoſs. Will man in Mythen sprechen, so schien mir Ikarus das treffendste Bild luftiger Speculation, Antäus der gemeinen Erfahrungswissenschaft, welche so lange gesund und tüchtig ist, als sie durch Berührung mit der Mutter Gäa sich erfrischt und sich nicht zum schwindelnden Flug unverstandener, metaphysischer Faseleien verleiten läſst. Herakles, der Sohn einer reizenden Sterblichen und des wissenden Zeus, kann ein Bild der Speculation werden. Auf der Erde fuſsend, aber den Blick zum strahlenden Aether gewandt, hält er den Gegner so lange in die Luft, bis er ausathmet. Herakles muſste der Titel des Buchs sein.

In gewandter Sprache regte es tausendfache Dinge an. Geschichte der Philosophie, Naturwissenschaft, Aesthetik, Theologie, Sprachwissenschaft, Philosophie der Geschichte, Pietismus wurden in den Briefen besprochen. Zum erstenmal erfuhr die Welt unwiderleglich, wie dumm doch im Grunde alle von ihr gepriesenen speculativen Philosophen gewesen sind und noch sind, obgleich wir jetzt vergleichende Natur- und Sprachkunde haben. Ob sich die Geschichte der speculativen Philosophie an Hrn. Gr. wegen dieses Verraths ihres zartesten Geheimnisses vielleicht einst dadurch rächen wird, daſs sie seine gescheuten Entdeckungen, den merkwürdigen Wendepunkt, mit Stillschweigen übergeht? Denn die unangenehme Wahrheit ignorirt man gern und Hr. G. ist fürchterlich wahr. Mit bewundernswerther Leichtigkeit spricht er das Unerhörteste aus, z. B. daſs Plato und Aristoteles keine selbstständige Forscher und ohne klares Bewuſstsein über ihre Lehre gewesen wären (S. 296) u. dgl. m. Doch gestehen wir gern, daſs uns die offene Dreistigkeit Gruppe's immerhin besser gefällt, als die katzenbuckelhafte Schmiegsamkeit und amphibolische, im Tadel liebkosende, im Lob verwundende Manier einiger unserer Kritiker, die, sobald es zum entscheidenden Kampf kommen soll, immer vorgeben, es sei nicht der Ort, tiefer einzudringen.

Uebrigens war die Briefform nur das Mittel, ganz nach Belieben, ohne innere Consequenz, bald von diesem, bald von jenem schwatzen zu können. Nach seinen dichterischen Leistungen in den Winden und im Alboin trauen wir Hrn. G. unbedenklich das Talent zu, einen Briefwechsel zu schreiben. Damals konnte oder wollte er sich nicht die Zeit dazu nehmen und gab nur desultorische Abhandlungen mit der Ueberschrift: mein Freund. Die fieberhafte Bewegung, in welche so Viele durch die Mannigfaltigkeit unserer heutigen Interessen versetzt sind, ja die wohl uns Alle jetzt mehr oder weniger ergriffen hat, klopft in jenem Buch mit raschen Pulsschlägen. Der Vf. hat so Viel und Vielerlei gelesen, empfunden, gedacht, geschaut und nun dringt bald dies bald jenes an ihn heran, so daſs er gar nicht recht zu sich selbst kommt und sich bei dem Versuch, die Erscheinungen zu bewältigen, selbst in sie verliert. Wir führen nur Eines an. Er greift die Hegelsche Philosophie der Geschichte an, weil sie die Freiheit des Geistes zum Princip ihrer Nothwendigkeit macht. Er wirft dagegen die Instanz des Klimatischen ein, was die leibliche und geistige Physiognomie eines Volkes entschieden bestimme. Nun glauben wir nach dem, was Hegel in der Encyklopädie über die Unterschiede der Raçen, der Stamm- und Localgeister sagt, daſs er gewiſs nicht

im Entferntesten geleugnet haben wird, wie jeder Volksgeist sich mit einer bestimmten Natur vermählt, so dafs die physikalische Beschaffenheit eines Landes in der Bildung des Geistes ein nothwendiges Moment ausmacht und in seiner individuellen Erscheinung sich ausprägt. Karl Ritter's geistreiche Erdkunde kann zur Hegelschen Geschichtsphilosophie sich unmöglich feindselig verhalten. Gruppe, das geographische Moment als Basis der Geschichte fixirend, geht aber so weit, dafs er alle geschichtliche Formation aus der Gestaltung der Gebirge, Ströme, aus der Eigenheit der Atmosphäre u. s. w. ableitet und in seiner ironisirenden Opposition die chinesische Unkunst aus dem mifsförmigen Habitus der mongolischen Raçe, die behaglich breite Betriebsamkeit des Holländers aus seinen Canalbauten, die schnellkräftige Industrie des Engländers aus seinen grofsen Steinkohlenlagern u. s. w. deducirt. —

Das vorliegende Buch trägt nun denselben Inhalt, wie der Antäus, vor, nur ruhiger und geordneter. Nach einem derben Manifest gegen alle Metaphysik und einer Wiederholung seiner Theorie des Denkens in Verhältnifs zur Sprache folgt eine Kritik der bedeutendsten philosophischen Systeme und auf diese eine Exposition der Methode, durch welche Hr. G. die ganze Philosophie umgestalten will. Das kritische Verdienst ist sein gröfstes; seine Umrisse fremder Philosopheme sind oft treffend, einzelne Bemerkungen neu und glücklich. Was aber den Kern seiner Ansicht betrifft, so wird er sich in seiner Erwartung, die Philosophie einem Wendepunkt entgegenzuführen, gänzlich täuschen. Wie in Frankreich die politischen Parteien sich erst gar nicht mit dem Gedanken befreunden können, dafs die Revolution keine permanente zu sein vermag, so wiederkäut auch die deutsche Literatur noch immer den Gedanken, durch eine Revolution der Philosophie endlich das System zu schaffen, von dem man sagen könne: *il sera desormais une vérité*. Das Hegelsche soll es einmal nicht sein. Dies allein wird für ausgemachte Wahrheit gehalten. Obschon man seine Anhänger, z. B. mich selbst, wüthende Fanatiker nennt, so soll es selbst doch nur ein charakterloses *juste milieu* für die preufsischen Zustände sein. Eine solche Insinuation ist absolut begreiflich. Der Neoschellingianismus, Stahl, Sengler, Bachmann, Fischer, Weifse, Fichte, Branifs, Gruppe und anonyme Stimmen erheben sich gegen Hegel und verheifsen eine andere Aera der Philosophie. Gruppe's Wendepunkt würde sie aber, da er gar nichts enthält, was nicht schon dagewesen wäre, nur rückwärts wenden. Er geht nämlich davon aus, dafs die Philosophie, verführt durch die Autorität des Aristotelischen Organons, sich in einen Hexenkreis realitätsloser Begriffe eingepfercht habe. Wolle sie nun aus demselben heraus, so vermöge sie das nur durch eine Methode, welche sie die Erscheinungen im Verhältnifs ihrer wahrhaften Abhängigkeit von einander begreifen lehrt. Die Erfahrung giebt uns einen mannigfaltigen Stoff, der aber das Erkennen in seiner unmittelbaren Zusammenhanglosigkeit nicht befriedigt. Der Zusammenhang erst macht die Phänomene interessant. Man mufs also die Erscheinungen vergleichen, um in ihnen das Gemeinsame aufzufinden. Das Vergleichen ist Urtheilen und in der Uebertragung der Gleichheit auf das Verschiedene liegt das Wesen des ächten Erkenntnifsactes. Die Forschung darf aber das Vergleichen nie abschliefsen; sie mufs ununterbrochen fortschreiten und sich, um zur immer gröfseren Vereinfachung des Mannigfaltigen zu gelangen, um die allgemeinen Gesetze zu entdecken, die Aussicht in die unendliche Verflechtung der Dinge offen erhalten. Die Sprache ist nur Mittel der Darstellung. Sie hat einen Sinn nur den bestimmten Erscheinungen und Anschauungen gegenüber. Aufserdem wird sie flach und zweideutig. Sie sagt in ihrer Relativität nicht mehr, was sie ursprünglich sagt. Die Methode mufs daher einerseits die Geschichte der Phänomene controliren, um jede Erscheinung in ihrer Eigenthümlichkeit zu ergreifen, ihre specifische Dignität nicht zu verletzen, die natürliche Abhängigkeit der einen von der anderen nicht durch künstliche Combination zu verwirren. Andererseits mufs sie die Geschichte der Sprache controliren, um jedes Wort in seiner wahrhaften und wechselnden Bedeutung zu gebrauchen, die Worte nicht für sich schon als Begriffe gelten zu lassen und den Gedanken in seiner Geburtsfrische, wie er dem denkenden Geist entkeimt, zu erfassen.

Dies ist die Summe der neuen Gruppe'schen Theorie, die uns für den Standpunkt der Beobachtung ganz vernünftig erscheint. Wir müssen uns aber höchlich wundern, wenn Hr. G. damit etwas Neues gesagt zu haben glaubt. Als die mittelalterliche Scholastik in ihrer logischen Trunkenheit die Vernunft dem Verstandesschlufs geopfert hatte, da konnte Baco mit vollem Recht gegen sie auf die Natur, auf das Object, auf die

Unterwerfung des Erkennens unter dasselbe hinweisen. Von dem Rechnen mit gehaltlosen Begriffen, vom Spiel mit leblosen Formeln konnte er zur Anschauung des Gegebenen aufrufen und eine Restauration der Wissenschaft proclamiren. Vom düstern Beinhause verknöcherter Abstractionen führte er die Menschheit in den heiteren Garten des ewig blühenden Naturlebens. Aus eigener Wahl, ohne Noth, macht Hr. G. seine Stellung zu einer ähnlichen, nur dafs er zur Naturempirie noch die vergleichende Sprachanatomie hinzufügt, welche Baco noch nicht kannte und die erst in der jüngeren Zeit durch Grimm, Bopp, v. Humboldt u. A. geschaffen ist. Hat er aber, wie Baco, ein Recht zur Polemik gegen die Speculation? Wir dächten, so wenig, als jetzt die Speculation wegen der Empirie sich beklagen darf. Die Speculation ist seit Baco empirischer, die Empirie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts speculativer geworden. Seit Kant hat die Speculation entschieden ihren Blick nicht mehr träumerisch über die Erde in eine gestaltlose Ideenwelt hinausschweifen lassen. Im Gegentheil hat sie den Trieb empirischer Forschung genährt und nur theils den Cruditäten der ganz gedankenlosen, das Object blödsinnig anstierenden Empirie, theils der schlechten Metaphysik und Logik sich widersetzt, welche die Klarheit der Phänomene durch einen Qualm seichter Hypothesen und unkritisch gebrauchter Kategorieen, wie besonders Atom, Kraft, Ursach, trüben, was Hr. Gr. selbst den Naturforschern zum bittern Vorwurf macht. Wenn Kant erklärte, dafs das Ding-an-sich unbegreiflich sei, so mufste sich die Wissenschaft, welche dies Urtheil zu ihrem Vorurtheil, zu ihrer Ueberzeugung machte, desto fester an die einzig zugängliche Welt der Erscheinungen anklammern. Wenn Schelling in Natur und Geschichte das schöpferische Weben des göttlichen Geistes zu ahnen und zu deuten anfing, so mufste das mit Begeisterung für die Kenntnifs der Thatsachen erfüllen. Wenn Hegel die Metaphysik und Logik der Philosophie der Natur und des Geistes coordinirte, so mufste der Wahn verschwinden, als wäre die Metaphysik eine vornehmere Richtung der Philosophie, aber, wegen der Immanenz des Logischen im Natürlichen und Geistigen auch der Wahn, als wären die logischen Formen und metaphysischen Kategorieen nur eine Garderobe fertiger Kleider, in welche die Phänomene der Natur und Geschichte nur eingehüllt würden, um sich in der Gesellschaft der Herrn Philosophen standesmäfsig zeigen zu dürfen. Da dem Object der Erfahrungswissenschaften der Begriff an und für sich immanent ist, so können sie gar nicht anders, als auf Momente des Begriffs zu stofsen. Der Begriff ist das gelobte Land, zu welchem ihre Sehnsucht, ihnen oft unbewufst, sie durch die Wüste der einzelnen Wahrnehmungen und Versuche hintreibt. Je mehr sie seiner Gliederung sich nähern, um so lichtvoller und fruchtbarer ist die Erfahrung. Kein Physiker und Historiker, wenn er nicht ganz zum blofsen Instrument und Document geworden, wird sich heut zu Tage mit der rohen Thatsache begnügen. Man will allgemein, auch wo man, aus Furcht vor Leerheit, gegen Einmischung des Philosophirens protestirt, den Verband der Facta. In diesem Trieb liegt es, wenn wir, um ein Lieblingsbeispiel des Verfs. anzuführen, die Physik vom Magnetismus und der Elektricität zum Galvanismus, so zum Elektrochemismus und, seit Faraday's Entdeckung, zum elektro-chemischen Magnetismus fortschreiten sahen. Hierin liegt es, wenn die Weltgeschichte sich uns nicht mehr in todte Massen zerbröckelt, sondern zum Organismus wird, in welchem die Völkerindividualitäten sich als Glieder regen. Hierin liegt es, wenn die Sprachen uns nicht mehr ein Aggregat von Wörtern, einen Wust trockener Regeln und Ausnahmen, sondern ein harmonisches Gebilde der reinsten Vernunftconsequenz darbieten. Hätte Hr. Gr. daher gesagt, der Wendepunkt unserer jetzigen Philosophie sei die reale Versöhnung der Empirie und Speculation, so würde er, statt Widerspruch, nur Zustimmung erfahren.

Nous ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir. Diesen Ausspruch Ramonds führt der Verf. beifällig an. Wir wenden ihn auf ihn selbst an. Er hat, wir müssen es ganz dürr heraussagen, das Wesen des Logischen und Metaphysischen total mifsverstanden und macht es daher zur Vogelscheuche, auf die er beständig schimpft. Wirklich hat es mit dem Logischen eine ähnliche Bewandnifs, wie mit jenen Silenstatuen der Alten, von denen Plato im Symposion spricht, welche, von Aufsen grämlich und häfslich, inwendig die entzückendsten Götterbilder verbargen. Hr. G. sieht in der sichtbaren Welt nicht das unsichtbare Reich der Kategorieen in der Fülle seines unendlichen Reizes. Er erblickt das Logische nur in den concreten Gestalten der Wörter und Phänomene. Um bei dem ganz Vereinzelten stehen zu bleiben, ist er zu gebildet. Er will das Wesen der Erscheinung, obschon er gern, um alle Er-

innerung an die ihm verhafste Ontologie zu entfernen, sich des Ausdrucks, Gesetz, Abhängigkeit der Erscheinungen von einander, Zusammenhang, bedient. Hier mufs er jedoch mit sich in Widerspruch gerathen. Er mufs die Kategorieen voraussetzen. Das Ding und seine Merkmale, Gattung und Individuum, Subject und Prädicat, Grund und Existenz, Einheit und Unterschied u. s. f. treten unaufhörlich, ungesucht, unabweisbar in seine Darstellung ein. Um seiner Methode nur irgend eine Handhabe finden zu können, mufs er selbst zum Logischen und Metaphysischen fortgehen und gewährt dabei das lächerliche Schauspiel, gegen das Denken durch den Gedanken zu kämpfen, dafs alle jene Kategorieen nur Worte, nichts als Worte wären. Die armen Worte, die sich gegen den Sprecher nicht vertheidigen können!

Wenn man im Buch die häufigen und herben Ausfälle gegen die gröfsten Philosophen wegen ihrer Verkennung des wahren Zieles der Philosophie gelesen hat; wenn man voll ist von Begierde, wie denn Hr. G. auf einigen Seiten das grofse Räthsel lösen und für solche Wohlthat sich den unsterblichen Dank der so lange im Dunkel tappenden Menschheit verdienen werde; wenn er endlich mit stolzer Süffisance die Ouvertüre des letzten Capitels in siegverkündenden Tönen erschmettern läfst und dann nur längst Bekanntes wieder flüchtig aufwärmt; sich immer, weil ihm das strenge Denken nicht zusagt, auf die Beispiele wirft, mit ihrem amüsanten Köder den Leser zu bestechen; in der Controlirung der Beobachtung weit hinter der Sorgfalt zurückbleibt, welche Baco im ersten Buch des Organon der Lehre von den Instanzen widmet; nur ganz nachlässig einige Winke verstreut und, nachdem er noch einen Pfeil gegen den Hochmuth und gegenseitigen Neid der philosophischen Schulen abgedrückt hat, sich Mitarbeiter wünscht, die grofse Metamorphose der Wissenschaft nach der neuen Methode in's Werk zu setzen: so ist man von solch naivem Uebermuth wirklich so aufser Fassung gesetzt, dafs man, da Hr. G. kein übler Komödiendichter ist, auf die Vermuthung geräth, sein ganzes Buch sei nur eine Farçe, das neunzehnte Jahrhundert zum Besten zu haben. Sich einzubilden, die Philosophen hätten von den griechischen Weisen an bis auf Hegel und Herbart und Cousin herunter die logischen und metaphysischen Bestimmungen zur Guillotine gemacht, unter welcher sie das vollsaftige Leben der Phänomene sich verbluten liefsen, um nachher die entseelten Schatten mit tyrannischer Willkür hin und her zu zerren; sie hätten, alle qualitative Eigenheit der Dinge vertilgend, mit unverzeihlicher Kurzsichtigkeit ein nur logisches Kriterium der Wahrheit festgehalten, besonders Aristoteles (Aristoteles, der Schöpfer der Naturgeschichte, dessen Problemata allein schon ein glänzender Beweis seiner feinsinnigen und vielseitigen Beobachtung wären); sie hätten das Verhältnifs zwischen Denken und Sprechen mifskannt und vom wahrhaften Erkenntnifsact, dem Vergleichen des Gegebenen, nichts gewufst — diese und andere Einbildungen gehören zu den Privatideen des Hrn. Gr., die er nun auch zum Gemeingut zu machen trachtet. — Charakteristisch ist für seine Manier, dafs er sich theils ganz im Allgemeinen hält, theils in das ganz Einzelne sich vergräbt, plötzlich einzelne Bücher, wenn es sein kann, weniger gelesene einzelne Stellen, besonders abgelegnere, originaliter Griechisch, Englisch, Französisch citirt und commentirt. Der Adlerblick jener kategorisch hingestellten allgemeinen Uebersichten, die Erudition dieser Einzelheiten frappiren und nöthigen vor Hrn. Gr.'s kritischem Scharfsinn und vor seiner, ich möchte sagen, allgegenwärtigen Gelehrsamkeit billigen Respect ein. Allein wir vermissen ein inniges Durchdringen der Gegenstände. Die Besonderung, die Mitte zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen, fehlt gröfstentheils. Daraus mufsten eine Menge Einseitigkeiten entstehen, welche der Mangel an überschauender Besonnenheit, ein hastiges Hin- und Herspringen, noch vermehrt. Am reichlichsten hat er seinen Tadel über das Hegelsche System S. 396 ergossen, in dessen Klängen nach S. 110 „nur Köpfe, welche schon längst an Hohles gewöhnt sind, Tiefe vernehmen können." Es mufs doch etwas an der Leerheit der Hegel'schen Schule daran sein, denn Hr. Gr. stimmt in seinem Urtheil mit dem eines Mannes überein, der in der Philosophie Zutrauen verdient: Hr. Schelling ist ganz der Meinung des Hrn. Gruppe.

Hr. Gr. spricht über die H.'sche Philosophie mit selbstgefälliger Sicherheit ab. Ob er sie aber studirt hat? Wir bezweifeln. Wenigstens bliebe uns unerklärlich, weshalb er das, was Hegel z. B. in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Logik von der Sprache sagt, was er in der Phänomenologie vom Standpunkt des Wahrnehmens und Beobachtens und in der Logik vom Reflexionsurtheil und Reflexionsschlufs entwickelt, mit absolutem Stillschweigen überginge, da an den zuletzt bezeichneten Orten die Methode, welche Gr. anstrebt, viel schärfer, als er selbst es thut, dargestellt, aber zugleich auch über ihre Befangenheit zum Begriff hinaus geführt ist. Der Begriff ist die untrennbare Einheit sich widersprechender und dadurch gerade zusammenhängender Bestimmungen. Die burschicose Laune Hrn. Gr.'s nennt ihn kurzweg „Unsinn." Und doch hat er den Plato, der sich immer in der Dialektik bewegt, viel gelesen; doch freilich *nous ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir*. Das Ablehnen des Widerspruchs und eine dünkelhafte Eingenommenheit werden Hr. Gr. noch lange zum Feinde der Speculation machen und ihn, bei allem Reichthum an Talent, womit die Natur ihn ausgestattet hat, bei aller Regsamkeit seines Interesses, unfehlbar zwingen, statt einen Wendepunkt der Philosophie herbeizuführen, sich nur auf dem Absatz seiner eigenen, grundlosen Meinungen herumzudrehen.

Karl Rosenkranz.

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXIV.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile. Berlin, 1834. *Duncker und Humblot*. 588, 620 *u.* 598 S. *gr.* 8.

Der Genius dieses Buches hat nicht umsonst zu seiner Zeit gesprochen. Seit zwei Jahren, wo die erste vertrautere Mittheilung davon geschah, hat Rahels Geist durch alle Kreise des Lebens und der Gesellschaft eine aufserordentliche Bewegung verbreitet, und die Erkennenden wie die Verkennenden haben selbst da, wo sie die Gröfse einer solchen Persönlichkeit als etwas Drükkendes für angewohnte Auffassungsformen empfanden, wenigstens das Uebergewicht und die Urmächtigkeit dieser Erscheinung im Verschwiegenen geehrt. Der ganz mifsverstehenden Stimmen ist nur eine einzige laut geworden, und zwar von Jena aus, diesem freundlichen Punkt einer stillen geistigen Gemeinsamkeit, wo der mit den dortigen Lebenskreisen Vertraute sonst gerade der allgemeinsten Verehrung für dies Buch begegnet. Vielleicht hat aber gerade diese dortige Begeisterung, wie es zu geschehen pflegt, auf der andern Seite die Opposition wachgerufen, und einen verdrossenen Mann zu einem flachen Ausfall, der auch nicht das geringste Oppositionstalent verrathen, veranlafst. Dagegen haben es anderswo Andere von ihren verschiedenen Standpunkten genommen, und mit mehr oder weniger Bezüglichkeit sich zu eigen gemacht, während die Tieferdringenden gerade durch das, was hier für so Viele das Erschrekkende, ja das Entsetzliche ist, unendlich gelernt und gewonnen haben, nämlich durch die beispiellose *Aufrichtigkeit*, mit der in Rahels Briefen das Geheimste und Gefährlichste im Innern der menschlichen Natur an den Tag gelegt und zu Worte gebracht wird. Diese Aufrichtigkeit in Selbstbekenntnissen wie in Selbstkenntnifs war neu und einzig, und trat, bei aller Absichtslosigkeit im momentanen Briefergufs, mit einem so grofsartigen Talent des Beichtens hervor, dafs sogleich das Allgemeinste an das Individuellste geknüpft wurde, und an Pein und Weh persönlicher Zustände, Stimmungen und Geisteszuckungen das metaphysische Urweh des ganzen Weltuniversums wie zum Durchbruch und in Frage kam. Wenn im gemeinen Moralkatechismus unter den gebotenen Tugenden auch die *Aufrichtigkeit* steht, so bedenkt man doch selten, was dieses ungeheuere Wort, das oft wie ein zischendes Gorgonenhaupt mit giftiger Schlangenumwindung ins Leben tritt, im Eigentlichsten Alles in sich begreift. Gegen meinen Nächsten aufrichtig sein, d. h. nicht Nein zu sagen, wo ich Ja sage, ihm nicht zu verschweigen, wenn ich mich verheirathe, ein Loos in der Lotterie gewinne, oder meinen Bruder durch den Tod verliere, will anständige Bürgerpflicht und läfst ein gutes Herz zu; aber ob ich Alles, was auf dem Dunkelsten der Seele in mir vorgeht, was mir oft selbst kaum klar ist, und was wie ein tückisches Meer von ungezügelten Gedanken über Welt und Menschen aus mir herausbrechen würde, immer aussprechen und damit geltend machen soll? — Durch wie viele drohende Nachtgespenster würde ich da nicht meine Mitbürger beunruhigen! Eine gewisse Schamhaftigkeit umhüllt auch gerade die geheimste Gedankenwelt wie eine zartverschlossene Knospe, und manche verworrene Selbstgespräche, die Zweifel, Begierden, Wünsche und alle unsere himmelstürmende Metaphysik miteinander führen, verwehrt, zum Glück gesellschaftlicher Unbefangenheit, die Keuschheit des Mittheilens in ganzer Nacktheit laut werden zu lassen. Wenn daher Kant einmal sagte, die Menschen würden vor einander laufen, wenn sie sich immer in äufserster Offenheit einander gegenüberblicken sollten, so läfst sich dagegen auf der andern Seite wahrnehmen, wie jene jungfräuliche Keuschheit im Mittheilen des geheimsten Innenlebens in den Selbstbekenntnissen grofser Männer etwas Dichterisches zu der Wahrheit hinzusetzt, als ein milderndes und verschlei-

erndes Element unerträglicher Wirklichkeiten. So ist das „Wahrheit *und* Dichtung" gewissermaſsen eine klassische Firma für Lebensbekenntnisse geworden und hat seitdem mannigfach den Confessionen anderer ausgezeichneter Persönlichkeiten gedient, während wir uns zugleich an jenen infernalischen Sack Goethes erinnern, von dem wir durch Falk in seinem bekannten Buche erfahren, und in den Alles von entstandenen Papieren und Schriften hineingesteckt wurde, was die Aufregung und Empörung der unmittelbarsten und allerinnersten Natur erzeugt, was ein monologisirender Groll des ringenden Geistes an schonungslosen Gedanken eingegeben, und was, um Entstellung der eigenen Persönlichkeit in den Augen des Publikums zu verhüten, für die späteste oder niemals erfolgende Mittheilung versteckt werden sollte. Und welcher groſse Geist hätte nicht ein solches infernalisches Bündel mit sich und in seinen Gedanken herumgeschleppt, dessen verborgene Flammen er sorgfältig zu hüten gehabt, und von wie Wenigen ist die Aufrichtigkeit so weit getrieben worden, daſs sie auch das gefährlichste Feuer, das im Geheimsten in ihnen loderte, knisternd und in ungeläuterter Schwere, wie es war, in die Welt hinausgeschüttet haben!

Dennoch erscheint es von Zeit zu Zeit wie eine ernterreiche Wohlthat des Geschlechts, wenn Naturen, mit einer so ungeheuern Aufrichtigkeit begabt, hervortreten, deren Geist die Gewittermacht hat, das ganze Erdreich des innern Menschen zu unterwühlen, und bis in die versteckteste Blutader des Herzens beleuchtende Blitze zu schleudern, zugleich aber auch die erhabene Grausamkeit, dies eigene Herz mitten im zuckenden Lebenspuls in die Hand zu fassen und aus dem Busen herauszunehmen, um es sich mit Blut und Faser in seine Bestandtheile zu zerlegen! Da ist es, als bräche eine ganze Sündfluth von Fragen ohne Antwort, Zweifeln ohne Hoffnung, Betrachtungen ohne Ankergrund auf uns herein, und auf der gefahrvollen Arche, in der wir mit den letzten Trümmern der Schöpfung sitzen, dies Chaos von Himmel, Meer und Erde durchschwimmend, in die Elemente aufgelöst, harren wir mit banger Sehnsucht auf die endlich hereinflatternde Taube, die uns das grüne Oelblatt des Friedens bringen soll! Macht das Buch Rahel in seiner äuſsersten und gewaltsamsten Metaphysik menschlicher Selbstbetrachtung zunächst diesen aufruhrartigen Natureindruck, so ist doch zugleich hinzuzunehmen, wie die Gedankenstürme, die hier rückhaltlos aufgeschüttelt werden, befruchtend in die Seele greifen, das zum Leben Nothwendigste, mithin das Positive in jeder Zeile berühren, und die gröſsten Fragen der Zeit und Zukunft, denen heut Niemand sich entschlagen kann, schon dadurch, daſs sie dieselben nur in Bewegung setzen, der Lösung nahebringen und zureifen helfen. Dann giebt dies Buch, nur in der Stimmung hingeworfener Briefe redend, die aber gerade der unmittelbarste Abdruck eines ganz sich selbst überlassenen Geisteslebens sind, eben durch dies unendliche Heraufwühlen und Heraufbeschwören eines baaren, unvermittelten, gleich rohen Goldklumpen aus Bergesschacht gegrabnen Seelengehalts, eine beredte Mahnung und ein groſses Zeugniſs für die Mitwelt von sich. Dies ist in einer Zeit, wo so viel mechanische Bildungen entstehen, wo so viel Ueberlieferung jede eigenkräftige Originalität schwächt, soviel Baumschulenzucht das frohe und freie Naturleben der Entwickelung beengt und umrändert, dies ist in einer solchen Zeit die hohe Mahnung an ein urmächtiges Bewegen und Entfalten aus originellster Persönlichkeit heraus, an ein productives und selbstinneres Erzeugen und Behandeln jener Ideen, von denen Gegenwart und Geschichte voll sind, und die im Individuum denselben Prozeſs schöpferisch durchmachen müssen, den sie in der Welthistorie beschreiben.

Und so ist dies die Zeitbedeutung des Buches Rahel, daſs sich an einer unendlich bewegungsvollen Persönlichkeit jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen Menschheitsepoche, mit einem Wort die bangen Wesen einer Uebergangsperiode, theils schildern, theils vorherverkündigen und mit dunkler Prophetie in die Zukunft hineinweisen. Denn wie sehr sich auch in Rahel verschiedenartige Bildungselemente begegnen, die aus einem Theil ihres Lebens her noch in Stimmungen und Maximen des achtzehnten Jahrhunderts hinüberreichen (vergl. Bd. I. S. 390, wo sie ihre eigenste Geistesrichtung merkwürdig auf Friedrich den Groſsen zurückdatirt, dieselbe aber, im Jahre 1808, zum ersten Mal nach dieser Seite hin erschüttert fühlt; ferner I. 241. wo ihr der dynamische Unterschied von Deutschland und Frankreich noch nicht gegenständlich herausgetreten) so brechen doch in solchen unaufhörlich mit dem Weltganzen in Rapport befindlichen Naturen die Verbindungspunkte von Epoche zu Epoche hinüber nicht ab, und wir treffen, mit dem Schwung der rollenden Jahre weiter und weiter

gehend, selbst bis auf Momente, wo Rahel St. Simonistischen Umgestaltungsideen Raum giebt, die sie freilich, wie Alles, eigenthümlich und aus sich selbst heraus in sich verarbeitet, zum Theil aber schon früher auf ihre Weise angedeutet hat, ehe noch von jener Sekte und ihrem merkwürdigen Urheber eine Kunde in der Welt gewesen. Dies sind die Ideen, welche einen Neubau der socialen Verhältnisse, eine Fortentwickelung der Religion, und die Herstellung und Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungsschwangerer Messianismus der Zukunft, der sich mit hochrothen Feuerzeichen an den Horizont der Zeit mahlt.

„Es muss eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht!" ruft Rahel schon im Jahre 1820 aus (III. 20.). Und sie hat mit raschen lebensgierigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchgelebt, und vermag an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt; was ihr gegeben werden könnte, und was sie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt sich Rahel schon von ihrer Geburt her in eine feindliche und auf die Opposition angelegte Stellung zu allen diesen bestehenden Weltverhältnissen gesetzt (I. 133). Um so mehr jedoch hält sie sich „an ihres Herzens Kraft," und läfst ihren Geist mit desto schärferer und unbezwinglicherer Selbständigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäfsen hindurchdringen, weil sie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entführt, „aus der Welt durch die Geburt gestofsen" (I. 321.). In einer solchen Natur, die so sehr von ächt welthistorischem Leben und Anschauung erfüllt war, kann jedoch schon von dieser Seite her, der historischen, die Bedeutung des Christenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, sie macht sich vielmehr in Rahel als ein nothwendiges welthistorisches Element geltend, und zwar mehr wie dieses, denn wie ein religiöses. Obwohl sie auch die individuelle Seite des Christenthums keineswegs verkennt, und ihm seine Stätte im Gemüth und in den geheimsten Bedürfnissen der Persönlichkeit einräumt, so kommt sie doch zu gleicher Zeit zu der, ihr schwer zuzugebenden Ansicht, dafs die jetzige Gestalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte sei, und dafs dieser ganze Zustand der Menschheit schon „zu lange daure" (I. 262.). Es heifst an dieser Stelle: „diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustande entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist der Moment der Weihe der Verläugnung und Wiedergeburt; das *neue* Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die aufs aller Heiligste getrieben in jeder Seele *allein* ausbrechen und wirken und leben, und eigentlich nicht mitgetheilt werden sollte." Und an einem andern Orte heifst es: „die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths, und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an, und wird zu lange angehalten. Beides thut grofsen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewufste Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewufstsein vollführt wird, und, wo Bewufstsein eintreten sollte, wirkliche bewufstlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht." Aber gleichwohl will sie das, was der weltverbesserungslustige St. Simonismus den modernsten Bedürfnissen hierin entgegenzubieten gemeint hat, keineswegs als die sogenannte *neue Religion* gelten wissen, und widerspricht überhaupt, dafs dies, welchen Werth sie ihm auch sonst beilegen möchte, irgendwie *Religion* genannt werden könnte (III. 555 flgd.). Denn wie hätte *sie*, die mit Angelus Silesius und St. Martin ihr Lebelang eine tiefgehegte Wahlverwandtschaft unterhalten, deren Gemüthsanschauungen mit ächt christlicher Mystik erfüllt waren (z. B. wenn sie sich in das Fufsende von Gottes Mantel wie ein Kind eingewickelt träumt) und deren inneres Leben, trotz seiner stürmischen und sprudelnden Weltunruhe und Schiffbrüchigkeit, doch tagtäglich nur nach dem ewigen Frieden im Geist und in der Wahrheit schreit, wie hätte sie an ein Endziel der Menschengeschichte glauben und sich hingeben können, wo alle geistigen Gedankenzusammenhänge des Geschlechts in bloße Associationen der Formen verwandelt würden, mithin statt des lebendigen und productiven Geistes die gewerksame Hand herrschen und in gleichmäfsiger Vertheilung von Arbeit und Genufs jene ungestörte Glückseeligkeitsepoche anbrechen sollte, die nichts Höheres kennt als sich selbst, und in solcher Selbstsättigung diesen Zustand, welcher die Apotheose der Industrie ist, als ihren Gott anbetet! Von der religiösen Seite gab es wohl keine widerstrebendere Gesinnung gegen die St. Simonistische Lebensreform, als in Rahel, in deren Gedanken eine den Men-

schengeist zu seinem eigensten Rechte bringende *Weltreligion* lag.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXV.

Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs, von G. de Felice, Pastor der reformirten Kirche zu Bolbec in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von H. Hilliger, des h. Predigtamtes Cand. Mit einem Vorworte und einigen Anmerkungen versehen und herausgegeben von C. Gr. v. B. Berlin, 1834. *Duncker und Humblot. XVI. und* 64 *S.* 8.

Schriften, welche die Kunde auswärtiger Tagesliteratur befördern helfen, sind, wenn sie auch nur ein geringeres Schärflein zur Beförderung des Austausches der geistigen Produkte in den verschiedenen Ländern beitragen, doch immer willkommen, und dieses um so mehr, als ein geübter und heller Blick die Wahl leitete, und je weniger (wie neulich von Herrn Carové geschehen ist) das Verschiedenartigste zusammengerafft und Elemente in einer bunten Reihe durcheinander geworfen werden, welche sich von selbst nimmer zu einem Ganzen verbunden hätten. Vorliegende Uebersetzung eines Werkchens von Felice verdient gerade in Deutschland näher gekannt zu werden, weil es einen Beweis davon liefert, dafs es auch inmitten der Französischen Nation nicht an Solchen fehlt, welche in ähnlicher Weise, als deutsche Theologen, sowohl den Keim als das Princip, aus welchem der entartete sittliche und politische Zustand jenes Volkes hervorging, als auch das Mittel zur Befreiung aus demselben, richtig erkannt haben. Es führt uns recht eigentlich in das Herz dieser gepriesenen Nation hinein und enthüllt den Moder und die Todtengebeine, welche sich unter der prunkenden Decke einer geträumten Freiheit so mühsam zu verbergen suchen, und legt das untrüglichste Zeugnifs von der religiösen und sittlichen Verwilderung Frankreichs ab. Ja es giebt uns eigentlich nicht, was der Titel ankündigt: eine Schilderung des Verhältnisses der christlichen Religion zu dem französischen Volke, es bezweckt vielmehr zu beweisen, dafs ein solches Verhältnifs bei der überwiegenden Mehrzahl so gut wie gar nicht vorhanden sei, dafs Frömmigkeit, Gott, Ewigkeit u. s. w. verhafste Namen seien, ja dafs die vermeinten Beförderer der politischen Aufklärung mit ihren philanthropischen Gesinnungen mit der frechsten Schamlosigkeit alle christliche Frömmigkeit zu Boden drücken und alle, das Heil der Seele befördernde, Mittel zertrümmern. So eigentlich in der Ausführung mehr politisch gehalten, ruht doch das Büchlein auf dem Fundamente der Religion, indem sich ein tiefer Schmerz über diese moralische und religiöse Gesunkenheit seines Volkes, verbunden mit dem aufrichtigsten Verlangen nach der Beendigung solchen Zustandes durch die Wiederbelebung des lebendigen Glaubens an Christum als den Erlöser, durch das Ganze hindurchzieht. Im ersten Abschnitte (über das Verhältnifs der christlichen Religion zu dem Wohlstande der niederen Stände) wird die primitive Ursache der französischen Revolution und des tiefen Falles Frankreichs abgeleitet aus dem Mangel an wahrer Religiosität, welche den deutschen Staaten durch das freimachende Princip der Reformation gesichert geblieben. Die beiden Hebel des Christenthums seien die Erkenntnifs einerseits der Würde, andererseits der Niedrigkeit des Menschen. Das Princip von der Würde des Menschen habe von je in Frankreich geherrscht, es sei aber mit dem Principe der Frömmigkeit nicht im Gleichgewichte geblieben, die Nation habe nur immer nach ihren Rechten, nie nach ihren Pflichten gefragt und so jeden Funken von Religion erstickt. Die Aufklärer *unterrichteten* zwar das Volk, es sei aber an keine *Erziehung* zu denken für das Rechte, Wahre und Gute, welche allein durch das Evangelium, durch das Erwachen des christlichen Glaubens geschehen könne. Zu ihm zurückzukehren, sei die einzige sichere und unabweisbare Bedingung des Friedens, der Sicherheit für die Zukunft und des Fortschrittes in der Bildung. Aehnlich ist der zweite Abschnitt: über die Verhältnisse der christlichen Religion zu dem Wohlstand der mittleren Stände. Auch dieser die eigentliche Souverainität Frankreichs bildende Stand, der an der Spitze des Ministeriums stehe, die gesetzgebende Gewalt in der Deputirtenkammer ausübe, und die Gesetze in den Gerichtshöfen vollziehe, ermangele der nothwendigen Erfordernisse zu gesetzlicher Freiheit, weil er weder sicheren Grundsätzen noch einer politischen Moral, sondern nur Leidenschaften und Interessen folge; auch er müsse daher durch einen mächtigen Hebel umgestaltet werden, welcher ihm erhabene Grundsätze, gesellige Tugenden und aufopfernde Liebe für das Vaterland einpräge. Und dies einzige kräftige Mittel, den Nationalcharakter wieder zu heben, sei die Religion, das Evangelium, welches allein die Unterwerfung der eigenen Interessen unter die allgemeinen, die Befolgung der Gesetze aus Liebe und die Versöhnung des Menschen mit Gott und mit sich selber erzeuge.

In der Vorrede, welche die Uebersetzung des Buches in das Publikum eingeführt hat, steigert sich in noch höherem Maße als in der Schrift selbst die gerechte Indignation über die tiefe Verwilderung des sittlichen und religiösen Bodens der französischen Nation. Es beurkundet sich in ihr ein eben so frommer und biederer, fein gebildeter und wohlunterrichteter als patriotischer Charakter, der im inneren Drange mit wenig Worten auf kleinem Raume seinen Gefühlen Luft verschafft hat. Die Uebersetzung ist leicht und die Sprache gefällig.

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile.

(Fortsetzung.)

Aber da ihre Briefe, trotz alles Zusammenhangs der Persönlichkeit, kein System sind und sein sollen, sondern bald nur wie begeisterte Improvisationen, bald wie räthselvolle Prophezeiungen eines hingerissenen Moments dastehen, so läſst sich daraus nicht beweisen, inwieweit Rahel daran geglaubt, daſs eben das Christenthum selbst und nur dieses es sei, welches auch zu einer solchen Weltreligion, in der die erstrebenswerthe, ächt menschliche Einheit von Welt und Geist sich vollbringe, *entwickelbar* und einzig bestimmbar sei. An die weltzerstörende, die Materie ertödtende Richtung des Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I. 263.) sagt, daſs diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe — eine Idee, deren sich Herr Heine in seinen letzten Aufsätzen über deutsche Religion und Philosophie mit einer allzu schneidenden und handgreiflichen Consequenz bemächtigt hat. Gewisse, ich möchte sagen, in ihrem Gott unbarmherzige Pietisten, die in solchen Gedanken Rahels nichts als das bloſse zweischneidige Wort des Widerspruches sehen werden, mögen aber hingehen unter die dunkeln Säulengänge der Geschichte, und den Geist des Geschehenen, die blutigen Schatten der vergangenen Ereignisse fragen! Der christliche Staat ist noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Princip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage muſs nur immer auf den Grund der Sache selbst wieder zurückgewandt werden, d. h. auf die ursprüngliche Idee des Christenthums, die für historische Verzerrungen unter den Geschlechtern nicht in Buſse genommen werden kann, vielmehr, da sie Gott und Welt mit Versöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung der modernen Religionsanschauung zu betrachten ist. Aber über diese Gegenstände, die mit allen daran sich knüpfenden Bezügen noch in so scheuer Knospe der Zukunft versteckt liegen, läſst sich nicht rechten mit einer Individualität, die bei ihren Mittheilungen nur das Vorrecht in Anspruch genommen hat, sich in ihrem eigensten Selbst offenbaren zu dürfen, die uns in allen ihren Bekenntnissen nur ihren eigenthümlichen und geheimsten Entwickelungsgang veranschaulichen will, und wo wir von ihr abweichen, doch immer jedem Urtheil die unerläſsliche Rücksicht, daſs hier nur das Originalbild einer besondern Persönlichkeit sich daran abzeichne, abfordert.

In ihren Ansichten über die socialen Verhältnisse und deren Reformen befindet sich Rahel mit manchen St. Simonistischen Tendenzen weniger in Widerspruch. Ueber die *Ehe* erwachen ihre eignen alten Gedanken, als sie der St. Simonisten Verbesserungsprojekte darüber vernimmt: (III. 550.) „Heute Freitag den 22. Januar 1832. kam A. mit dem Globe vom 12. zu mir herein: „Sie müssen den Artikel *sur les femmes* lesen; über die Ehe ganz neue Gedanken; aber zuletzt ganz mystisch." — Sagen Sie mir nur den Inhalt! — „Es soll eine Ehe Statt haben; und bei der auch Freiheit. Man soll in und auſser der Ehe leben können. Eine Musterehe soll existiren, die das durch die That beweist." — Voreilig! schrie ich; ich verstehe das! Wie von einem kurzen Blitz war meine alte Gedankenmasse auf einen einzigen Augenblick beleuchtet. — „Lesen Sie nur; es ist ganz mystisch; wer weiſs was noch für Gedanken zur Weiterbildung dieser Ideen entstehn; sie fordern Frauen auf, ihre Inspirationen mitzutheilen" u. s. w. — Ich verstehe: sagte ich: es ist schon in den

Eben so, wie sie sagen, die Saint-Simonisten, in den schlechten schon: sie fügen sich, und wollen auch frei sein; der ganze menschliche Zustand ist so: unbedingt — von innen —, und bedingt — von aufsen. So ist auch, und kann nicht anders sein, die Ehe: aber mit Bewufstsein soll dies geschehn; und ich setze jetzt hinzu: dafs dies überhaupt der Inbegriff höchster Bildung, religiöser, ist: Einwilligung, durch Einsicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anschliefsen an das, was wir Höchstes kennen. Nun will ich den Globe lesen. — Abends. Ich habe nichts hinzuzusetzen." — Von ihren eignen Ideen, wo sie diese socialen Umgestaltungsrichtungen berühren, deutet sie Folgendes merkwürdig an: (III. 19.). „Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder sind; wie Naturrecht und Staatsrecht. Kinder sollten nur Mütter haben, und deren Namen haben; und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien: so bestellt es die Natur; man mufs diese nur sittlicher machen; ihr zuwiderzuhandeln gelingt bis zur Lösung der Aufgabe doch nie; fürchterlich ist die Natur darin, dafs eine Frau gemifsbraucht werden kann, und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. Diese grofse Kränkung mufs durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater constituirt werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden, wie Marie." — Dazu vergleiche man III. 181 flgd. und, in Zurückbeziehung auf die Persönlichkeit, I. 181. an welcher letzteren Stelle (Jahreszahl 1799.) es heifst: „Noch auf eine Manier kann ich heirathen, wenn ich dem Menschen fast gleichgültig bin, und *er alle* seine Freiheit behält, und mir seine Person gefällt. Das fühl' ich, und weifs ich deutlich. Vorurtheile mufs er schon einmal nicht haben, sonst halt' ich's nicht aus. Tugendhaft will ich gern sein: das bin ich jetzt auch — und bin zu nichts anderem gemacht — nur zum Lügen mufs mich ein dummer Mann nicht zwingen können, und ich mich stellen müfste als ob ich ihn ehrte. *Reden mufs ich können*, was ich will; und mein Lästern mufs er lieben; und wenn ich ihn ehren könnte; was *ich* ehren nenne!! — Ich *glaube*, ich weifs nicht — ich wäre *noch* glücklicher, als durch die Liebe." Hier tritt bei Rahel zugleich die Empfindung der beengten Sphäre weiblichen Berufs mit ins Spiel, an die das Bewufstsein grofsartiger und selbständiger Kraft sich betrübt mufs gefangen geben, und so deutet sie schon I. 55 flgd. (in einem Briefe vom Jahre 1793., welcher in der früheren Ausgabe dieses Buches noch fehlte) für jene *Emancipation der Frauen*, deren nachher der St. Simonismus mit abenteuerlicher Theorie sich anzunehmen sucht, die heftigsten, aus dem Leben sprechenden Argumente an: — „kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist? Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnden können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei in hiesigen Staub ersticken sollen. Ein *ohnmächtiges* Wesen, dem es *für nichts* gerechnet wird, nun *so* zu Hause zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken hat wie ein andrer Mensch) und richtig zu Hause bleiben mufs, das, wenn's *mouvements* macht, die merklich sind, Vorwürfe aller Art verschlucken mufs, die man ihm mit *raison* macht; weil es wirklich nicht *raison* ist zu schütteln, denn fallen *die* Gläser, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, so haut alles ein." — Alles dies sind einzelne und doch tief zusammenhängende Fäden eines grofsen Gespinnstes, das uns die Zeit immer wunderlicher über den Kopf wirft, und aus dem wir, wie aus dem ganzen Gewinde dieser in Aufrührung gekommenen socialen Emancipationsfragen, uns nur retten können durch den festen Glauben an die Geschichte, die, indem sie die verwirrende ist, zugleich die lösende wird für jede Richtung, die sie auf das hohe Meer ihrer Bewegungen hinausgetrieben hat. Es gilt aber unerschrocken und offen anzudeuten das, was Jeglicher von diesen Zuckungen und Dröhnungen in sich verspürt, um die ganze Pathologie dieser Zustände von allen Seiten her in immer schärferen Umschreibungen und dringlicheren Symptomen zu liefern und einzusammeln. Denn anders als pathologisch lassen sich diese von der Bewegung ergriffenen Zustände noch nicht betrachten, und man kann zu ihrer Lösung fürerst nichts weiter thun als sie zu schildern. Therapeutisch läfst sich nichts damit und dagegen machen, und keine Heilmethode liegt aus den Ueberlieferungen der Vergangenheit vor, um dies brennende Fieber der Zukunft in so vielen edlen Gemüthern zu bannen. Und hier wird die bis auf den innersten Nerv schonungslos dringende *Aufrichtigkeit* einer solchen Natur, wie Rahel, welthistorisch, weil zeit-

schildernd, indem sie die geheimste Feuerstätte einer innern Menschenentwickelung enthüllt und in einem allseitigen, obwohl nirgend zu einer Befriedigung kommenden Werdeprozefs das Arbeiten aller Hämmer und Räderwerke des von der Zeit getriebenen Herzens klingen und springen läfst. „Es ist nicht gut — heifst es I. 194. — auch nur das Geringste zu verschweigen: und wenn man alles sagen könnte, wäre alles besser. Auf diese Vollkommenheit müfste sich jedes Individuum üben, wie die Menschheit sie erwarten mufs."

Jetzt bleibt noch ein dritter Uebergangsmoment zu bezeichnen, welcher besonders die Kunst betrifft im Verhältnifs zu derjenigen Epoche der Menschheit, die, wie die unsrige, eine von der Reflexion gefangen genommene Stadie des Völkerlebens darzustellen scheint. Rahel sagt III. 78 flgd. „— Alle Zustände lassen sich nicht künstlerisch sublimiren: es giebt auch Völker, die in Zuständen leben, die nur einer rechtlichen, sittlichen Verbesserung fähig sind; auch sprungweise zu viel von der Gesammtbildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von der Natur zugestehe — überschritten haben. Wie ich denn glaube, dafs sie überhaupt für jetzt überschritten ist. Die Untersuchung, welche diese Behauptung voraussetzt, kann jeder Einzelne in seinem eignen Leben anstellen: ob spätere Verhältnisse, combinirteres Wissen, später sich entwickelnde Interessen, ausgedehnteres Ordnunghalten, in allen diesen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in reiferen Jahren, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn nicht von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen abhalten! — Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt immer neue Menschen und frische Verhältnisse; nichts ursprünglich Menschliches wird vertilgt werden; so wenig wir Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in Acht zur Welt kommen wird; und so braucht uns weder um unsere Liebe zur Kunst oder deren Werke bange zu sein. Getrieben nur können sie nicht werden: nicht einmal vom besten Willen; von Eitelkeit und Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf lasse man ihnen; gute Zustände aller Art bereite man; und das ein Jeder auf seiner Stelle; das ist das herrlichste Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man zehnfach doppelt bedacht in sich! Alle Werke der Kunst zeigen sich gleich als Karikatur ohne sie." — In diesen Worten Rahels wird der Kunstverzweiflung und der Kunsthoffnung der Gegenwart fast gleiche Nahrung und Stütze geboten, gerade wie es in der Stimmung unserer Tage, in ihrer Schaffens-Lust und Unlust, in ihrem Werdedrang und in ihrer Lähmung, gemischt und nebeneinander sich vorfindet. Die geisterhafte Versenkung in das allgemeine Wissen des Grundes der Dinge, in welcher die freilebendige Gestalt verblassen mufs vor ihrer eigenen sie auflösenden Bedeutung und Bezüglichkeit, läfst die *Möglichkeit* eines Ueberschrittenseins der Kunstepoche hervortreten. Daran zu glauben oder nicht, ist etwas so rein Individuelles, dafs sich gar nichts dafür oder dawider ausmachen läfst und es fast gleichgültig scheint. Aber mehr zu beherzigen ist das Geschichtliche, dafs sich bisher keine ächte Nationalblüthe irgendwo in der Lostrennung von der Kunstepoche gezeigt, denn die industrielle Epoche unserer socialen Propheten ist noch ein Chimärenbild, für das in der menschlichen Natur selbst wenig Grundtriebe sprechen und zeugen, wie ich mir denn überhaupt, da mir die Kunst ein höchstes Nationales ist, nichts höchstes Nationales zu denken vermag ohne die Kunst. Und hier tritt uns Rahel wieder mit ihrem herrlichen Gedanken entgegen, dafs nichts ursprünglich Menschliches sich werde vertilgen lassen! So ist uns allerdings nicht bange um unsere Liebe zur Kunst, und wenn uns die Kunstwerkerzeugung auf dem Papiere mifslingen sollte, so sind wir im Voraus bedacht, nicht dabei stehen zu bleiben, und das, was Kunstwerk werden soll, im Leben, im Staat und in unserer ganzen Menschenbildung geltend zu machen. Aber die Schwere unseres überfüllten Bewufstseins ist es, die uns bedenklich macht in allem Heldenthum der *That*, und in gedankenvoller Feigheit, möcht' ich sagen, unser bestes Leben verzetteln und erfolglos hinbringen läfst. Hier gehört jene merkwürdige weissagerische Aeufserung her, die Rahel schon im Jahre 1811 in dem trefflichen Briefe an Marwitz (I. 503 flgd.) ausdrückt: „Sie *können* der Zeit nicht entfliehen. Es giebt nur Localwahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung, unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wirken. Alle bekannte Wesen sind darin streng gebannt; jeder Mensch in seine Zeit. Unsere ist die des sich selbst ins Unendliche, bis zum Schwindel, bespiegelnden Bewufstseins. Und die gröfsten Heldenanlagen, die wirkungsreichste und fähigste Natur mufs austrocknen, vergehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn sie doppelt begabt, recht menschlich begabt ist; wenn ihr ein

speculativer sinnender Geist zugesellt ist, ein scharfes, intelligentes Verständnifs, eine zu bewegende Dichterphantasie, ein starkes, aber zartes Herz. Einem verstehenden Menschen ist in der zerstückelten *neuen* Welt, wo Griechen, Römer, Barbaren und Christen *ausgehaust* haben, nichts übrig als das Heldenthum der Wissenschaft. Staatshelden, die erst vernichten und erobern sollen, haben und dürfen kein grofses Bewufstsein haben. Sogar Staatsverwalter müssen den Kranken, den sie vor sich haben, talentartig, ziemlich empirisch und instinctartig behandeln. Auf eine andere Weise gebricht der Muth, und der Augenblick, mit allen Vortheilen schwanger, avortirt. Sie nun sind der Mensch mit den doppelten Gaben, mit dem zwiefachen Sinn; und wie geknebelt, erdrosselt, stehen Sie mitten drin. Dies ist Ihr Unglück, Ihr Leid. Sie *scheinen* zu schwanken und eine ausgesogene Welt ist es, die farb- und marklos um Sie her wogt. Ich spreche nicht, wie alle Menschen, von der armen französischen Revolution: die war schon da, eh' sie ausbrach. Zu zerrieben liegen die Elemente der Menschheit von den Jahrhunderten da, weil es der Staub der Trümmern ist, die Gottlosigkeit und Blödsinn geschlagen haben; nicht eine heilsame Mischung, durch frommes Beginnen und ehrliches Handeln erzeugt." —

Kam es darauf an, diese in das Fortbewegungsleben der Zeit und in die allgemeinsten Conflicte der heutigen Gemüther einschlagende Bedeutung des Buches Rahel zur Sprache zu bringen, während in unserm frühern Artikel in diesen Blättern die Persönlichkeit und das ganze Bild der Individualität hervorgehoben wurde: so entschlagen wir uns selbst für diesmal aller der aufgeregten Fragen, die den Uebergang und die Entwicklung angehn, mit den eignen Worten Rahels: (I. 505.) „das Grübeln über Rettung und die Zeit, die ambitiösen Versuche, sind das Schlechteste. Leben, lieben, studiren, fleifsig sein, heirathen, wenn's so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt, und dies wehrt niemand. Und von einer grofsen, immer gröfsern Vereinigung dieses wollender Menschen sollte nichts, gar nichts entstehen?" —

Die genaueren und verstehenderen Freunde des Buches, denen es schon in seiner ersten Mittheilung Studium nicht nur, sondern auch Quell der Selbstforschung und Selbsterkenntnifs wurde, werden von selbst beeifert sein, die von uns angedeuteten Punkte als die Radien einer grofsen Gesammtansicht zu verfolgen und zu verbinden und den Zusammenhang mit dieser Persönlichkeit sowohl als mit der Zeit überall, wo es auf das Flüssigmachen jener Richtungen hingeht, durch die eigene Lectüre sich weiter auszuspinnen. Denn dem vertrauten Lesen, dem ab und zu gepflogenen geistigen Umgang mufs hier vor allen Dingen mehr, als der Kritik, der Gehalt dieser Erscheinung überlassen bleiben, an der ein Jeder seine eigenste Stellung zum Leben und zur Welt sich ermessen und erprüfen mag, ohne da, wo er von ihr abweicht, sich empört und zu einem bannschleudernden Urtheil herausgefordert zu fühlen. Denn jeder tieferen und eigenthümlicheren Natur kann im Grunde nichts Besseres widerfahren, als dafs ihr ganzes Wesen mit Allem, was darin ist, in die Oeffentlichkeit hinausgegeben wird, um in das Allgemeine den Gewinn seiner besondersten Bildung überzuströmen. Ihr Werth beruht in ihrem Sein, und daher ist kein Bedenken und kein Verkennen erheblich und anzuschlagen, da es nur darauf ankömmt, dafs sie *ist*, und von der Welt als ein Daseiendes, mithin seine Stelle Habendes, gewufst wird. Was aber *ist*, wird auch wirken. Und so sehen wir, wie sich Rahel selbst schon im Jahre 1810 mit einer künftigen öffentlichen Herausgabe ihrer Briefe, weil sie ihr Leben sind, befreundet zeigt: (I. 465 flgd. in dem merkwürdigen Briefe an Varnhagen) „Keiner von uns will mehr, dafs mein ehrliches Leben auch geschaut werde von solchen, die es selbst sind; und genug findet man immer, unter Deutschlands Lesern, wenn man nur drucken läfst. Immerfort erzeugt die Erde auch wieder solche. Ich weifs, welche Freude, welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in einer Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekömmt die Vergangenheit Leben, die Gegenwart Festigkeit; und einen künstlerischen Standpunkt, betrachtet zu werden; nur Empfindungen, Betrachtungen durch eine Historie erregt, schaffen Mufse, Götterzeit und Freiheit; wo sonst nur allein Stofsen und Drängen und Dringen, und schwindliches Sehen und Thun möglich ist; im wirklichen Leben des bedingten beschränkten Tages, wie er vor uns steht! Nicht weil es *mein* Leben ist, aber weil es ein *wahres* ist; weil ich auch vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabsichtigten Zügen, für Forscher, wie z. E. ich Einer bin, wahr, und sogar geschicht-ergänzend aussprach."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile.

(Schlufs.)

„Und endlich, weil ich ein Kraftstück der Natur bin, ein Eckmensch in ihrem Gebilde der Menschheit, weil sie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf mit dem, was das Schicksal nur konnte verabfolgen lassen; jeder Kampfgesell der Natur, der gröfsern Geschichte, ist in einen Geschichtsmoment geworfen, wo er kämpfen mufs wie bei einem Thiergefecht in der Arena; glückliche Veterannen, wirken weiter, zu ihrem und der Menschen Bewufstsein; unglückliche, zerschellen; mich trugen Gedanken und Unschuld, als ich zerschellt schon war, empor, zwischen Himmel und Erde. Kurz, wie es mit mir ist, kann ich nicht sagen; ich will nichts mehr. Kein Plan, kein Bild; es schwankt und schwindet die Erde mit den Lebensgütern; der Lebensschatz ist alles! Sehen, lieben, verstehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen. Das grofse Sein verehren, nicht hämmern, erfinden und bessern wollen; und lustig sein, und immer güter! So wie ich war und werde, mögen meine Brüder mich sehen! Ich aber selbst will aus meinen Briefen alles suchen, und verwerfen; und nicht in vierzig, fünfzig Jahren, wie Du der Guten schreibst, sondern viel früher; ich will noch leben, wenn man's liest. Ich *mache* mir nichts aus der Welt. Ich habe keinen *Plan;* wer den nicht auszuführen hat, hat keine Rücksicht; und Schande kann ich nicht haben: Schande, die mir das Leben hemmte; andere achte ich, wie Du weifst, nicht. Nur *meine* Billigung ist mir nöthig und wichtig." — —

Diese dreibändige Ausgabe, die schon mit einem Briefe des sechzehnjährigen Mädchens beginnt, hilft Bild und Geist, Inneres und Aeufseres, nach allen Seiten hin dankenswerth vervollständigen und ausmalen. Das bewundernswürdig Ausgedehnte ihrer Verbindungen, der grofs-weltlichste Verkehr, die immer auf den innersten Inhalt losgehende Berührung, worin Rahel mit allen Bedeutenden, Geachteten und Bemerkenswerthen ihrer Zeit gestanden, und dabei oftmals ein ächt sokratisches Talent des Hervorlockens der eigenthümlichsten Natur bei den Andern entwickelte, böten hier eine fast unerschöpfliche Fundgrube dar, um diesen reichhaltigen Mittheilungen eine immer neue und mannigfaltige Staffage zu geben. So liefse sich über dies Buch noch in einem, späterer Gelegenheit aufzubehaltenden Artikel in der Weise berichten, dafs die den Mittelpunkt bildende Individualität in dem eigenthümlichen Reflex ihrer Verhältnisse näher dargestellt würde, mit charakteristischer Vorführung dieser mannigfachen Persönlichkeiten selbst, mit denen sie sich zu Austausch und Wechselwirkung begegnet. Aber was uns in dieser neuen, so bedeutend ergänzten Ausgabe noch schärfer als sonst entgegentritt, ist das grofsartig Unglückliche, das eine solche Natur, die immer die äufsersten Enden aller Gedanken und Anschauungen zu verfolgen gedrungen wird, in sich beherbergt. Denn sie, die immer nach Welt-Satisfaction (was ihr auch die „Persönlichkeits-Befriedigung" ist) schmachtet, weifs sich am Ende nur damit zu trösten, dafs es kein Glück in der Welt giebt, sondern nur „Sieg und Plaisir" (I. 183.), aber das Siegerische ihres Geistes verschafft ihr dennoch manche schöne Stunde. Nur die Metaphysik, die in ihr in beständigem Aufruhr war, drängt sich ihr auf Wegen und Stegen nach und heftet sich mit unersättlicher Frage an jeden unscheinbaren Moment des Hinlebens fest. Wenn sie lacht, ergreift es sie plötzlich, dafs sie bei sich tief sich wundern mufs, wie sie über etwas lachen könne, was sie selbst gesagt hat (I. 68.). Wenn sie sich bewegt, kann sie sich gar nicht erklären, was *Bewegung* ist (I. 148.). Wenn sie *will*, fühlt sie sich bei Gedanken über das *Wollen* betroffen, stellt Betrachtungen über menschlichen Willen und Urwillen an (III. 40.). Und ein anderes Mal (III.

31.) kommt sie sich, mit einer höchst metaphysischen Anschauung, wie ein „Adjectiv" Gottes vor, indem sie über die menschliche Persönlichkeit sich erörtert: „den Urgeist beurtheile ich *nur* nach meiner Mitgift von ihm, im Verhältnifs von mir zu ihm: nicht ungemessen, ungebührlich, was er sein kann. Der Gedanke Sein schwindet mir sogar bei solchen Möglichkeiten. Wie ein Adjectiv komme ich mir vor." — Und dann steigert sich auch wohl der unbefriedigte Reiz der Speculation bis zum Seherartigen und Prophetischen, letzterer Trieb oft seltsam in die tausend Zufälligkeiten des Lebens hineingreifend, indem eine ungemein leise und scharfhörige Combination so oft weissagerisch wird, sollte sie auch nur dem Herrn Thiers schon im Jahre 1823 ein Ministerium prophezeit haben (III. 93. vgl. 89.).

Bei diesen grofsen Eigenschaften, die auf das Allgemeine gerichtet sind, fehlen auch die weiblichen Einseitigkeiten nicht. Auf die äufsere Lebensform, Anstand, Kleidung, Sitte, feine Welt, herrscht, in Beurtheilung und Begünstigung Anderer, nach Frauenart, grofse Rücksicht vor (I. 170.). Im zu harten Urtheil über die Staël bestätigt sich die Erfahrung, dafs eine bedeutende Frau der andern nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Der scharf zersetzende Sinn für Persönlichkeiten macht sich geltend, wenn sie sich Jean Paul immer *schmutzig* habe denken müssen (I. 201.) weil er keinen Geschmack habe. Wie sich aber hierin das Weibliche nicht verläugnet, so tritt es auch in allem Milden, Guten und Wohlthuenden bei Rahel hervor, und diese unsere abermalige Betrachtung über sie kann für diesmal wohl nicht besser beschlossen werden, als durch ein merkwürdiges Selbstbekenntnifs über die einzige *Grazie*, von der Rahel in ihrer Natur reden zu dürfen glaubte, und in welcher sie freilich die Urquelle aller übrigen bezeichnet: (II. 186 flgd.) „Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur *ich* immer leistete, dies letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und stark organisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es übersah, und es brach, *brach*. Mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die schönsten Eigenschaften werden die widrigsten. Du wirst es ganz verstehen! Ich wäre ein sehr, für Aller Augen, verkrüppeltes Geschöpf geworden, läge nicht grofsartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die genialischsten Menschen auf der Erde, und in jeder Wissenschaft, keine wären. Dies ist der einzige Leichtsinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die *einzige* Grazie in meiner ganzen Natur. Zugleich mein Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung — mein eigentlichstes Dasein, die expansive Möglichkeit zu fernern Existenzen, das höchste Leben, welches zu anderm Leben hinauf glimmt und flammt." —

Dr. Th. Mundt.

CXVI.

1. *Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, erstem Oberlehrer am Archigymnasio zu Soest. Minden und Leipzig*, 1833. *Verlag von Ferdinand Efsmann.* 472 *und XXIV S.* 8.
2. *Dr. Emil Snethlage, Prof. am Joachimsthalischen Gymn. in Berlin, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung. Berlin*, 1834. 4.

Eine einsichtige Zusammenstellung dessen, was ein tief in die Natur der Dinge forschender Mann über die Erziehung des Menschen gedacht, hätte bei der ausnehmenden Wichtigkeit dieser Sache gewifs schon gerechten Anspruch auf unseren Dank, auch wenn jener nicht den Standpunkt einnähme, welcher die Platonische Philosophie zu einer so hohen, ja weltgeschichtlichen Bedeutung erhebt, fast wie das gesammte hellenische Leben selbst hat. Nämlich in dem Einen Platon wohnt gleichsam die ganze Hellas beisammen. Zwar für eigenthümlich nur dem Ref. und, so lange er den Beweis

nicht geführt hat, auch für wunderlich mag die folgende Behauptung gelten: dafs der philosophirende hellenische Geist, indem er gestrebt, was die Aufgabe aller Philosophie ist, das Göttliche in der Form des Gedankens zum Bewufstsein zu bringen, im Verfolge dieses Strebens, ehe er seinen höchsten Begriff gefunden, alle früheren Begriffe des menschlichen Geistes von Anfang noch einmal durchdacht hat, so dafs die Gedanken der hellenischen Philosophie vor Sokrates und Platon in der That die Gedanken der früheren morgenländischen Weltgeschichte sind. Um mich bestimmter auszudrücken, da die nähere Bezeichnung dieser Sache sich weder von dem höheren Zwecke dieser Blätter überhaupt, noch von dem zunächst gegebenen gar weit entfernen dürfte: jene ganz eigenthümlichen Hauptformen der Bildung der früheren Weltgeschichte oder des alten Morgenlandes und der früheren Geschichte der hellenischen Philosophie, die Schinesische und die Pythagorische, die Indische und die Eleatische, die Persische und die Herakleitische, und, wenn auch dadurch ein ganzes Nest von Vorurtheilen gleich Wespen aufgestört werden mag, auch die israelitische und die anaxagorische Erkenntnifs, sind dieselbigen, nicht in Einzelnem und Zufälligem, sondern zuvörderst im Princip, in der ἀρχή, auf welche man aber umdeutend auch sogleich den pythagorischen Spruch: ἀρχὴ δὲ καὶ ἥμισυ παντός, anwenden darf, und dann in dem ganzen eigenthümlichen Wesen ihrer Entwickelung, die schinesische und die pythagorische Erkenntnifs, und das ist gleichsam die Probe dieser Behauptungen, auch in ihrer sittlichen Verwirklichung; so dafs die genannten Philosophieen nur in hellenischer Klarheit des Geistes die höchsten Begriffe jener Völker wiedergeben und die eigenthümliche Vernunft, die in ihnen waltet. Denn ganz gemäfs der Natur der verschiedenen Stellung, erscheint freilich die Entwickelung derselben Erkenntnisse bei den hellenischen Philosophen in der Form der Philosophie, bei den morgenländischen Völkern aber in der Form der religiösen mehr oder minder sinnlichen Vorstellung, und ist in dieser letzteren langem Leben weit ausgesponnen und zugleich mit vielem von aufsen Aufgenommenen und Volksgeschichtlichen verwebt.

Diese Behauptung, welche sowohl die Geschichte der hellenischen Philosophie für sich und im Verhältnisse zum hellenischen Leben, als auch die des gesammten Alterthums in ein anderes Licht stellen will, ist, so wunderlich sie sich ausnehmen mag, doch in vielen Stücken gar nicht neu. Denn z. B. von den alten heiligen Denkmälern der schinesischen sogenannten Schule der Gelehrten, welche eben das eigenthümlich schinesische Erkennen bewahrt, hat schon de Guignes, der Uebersetzer des Schu-King, geradezu gesagt: *Ces monumens paroissent ne nous présenter que le Pythagorisme*; und er fragt: *Est-ce le hazard, qui a produit cette conformité de sentimens entre cette école et celle de Pythagore?* S. *Mém. de l'Acad. des Inscr. t. XXXVIII.* p. 279. Eine genauere Untersuchung und Vergleichung findet in der That, dafs die schinesische Zahlenphilosophie selbst in dem tiefsten Grunde Pythagorisch ist, z. B. gleich nach einer Stelle, welche der gelehrte Pater Amiot (s. über ihn Abel-Remüsat im *Journ. des Sav.* 1820, *sept. p.* 567.) aus dem *Hoaï-nan-tseu* übersetzt hat: „*Un, en tant que seul, ne sauroit engendrer; mais ils engendre tout, en tant qu'il renferme en soi les deux principes, dont l'accord et l'union produisent tout.* S. *Mém. des Miss. t. VI. p.* 118. Wobei Amiot selbst nicht daran gedacht hat, dafs auch „nach Aristoteles das Eins gerade und ungerade ist bei den Pythagoreern, also beide Gegensätze enthält." S. Böckh's Philolaos S. 53. *Aristot. Metaph. I*, 5. Und doch läfst auch der schinesische Philosoph a. a. O. aus dem Eins hervorgehen die Zwei und die Drei, das Urgerade und Urungerade, den allgemeinen Gegensatz des Irdischen und Himmlischen, und sagt dabei: „*de 3 toutes choses sont engendrées*," sowie die Pythagoreer: τὸ πᾶν καὶ τὰ πάντα τοῖς τρισὶν ὥρισαι, nach Aristoteles *de coelo I*, 1. und wie dieser dazu die hier freilich nur unwesentliche Bemerkung macht: διὸ παρὰ τῆς φύσεως εἰληφότες ὥσπερ νόμους ἐκείνης καὶ πρὸς τὰς ἀγιστείας τῶν θεῶν χρώμεθα τῷ ἀριθμῷ, τούτῳ (vgl. *Jambl. Vit. Pythag.* 28, 152. *ed. Kiessling.*), so auch *Hoaï-nan-tseu*: „*C'est pourquoi, lorsqu' anciennement on faisoit les cérémonies respectueuses en l'honneur des Ancêtres, on faisoit trois offrandes, on pleuroit trois fois,*" *etc.* Und dafs der Gegensatz der geraden und ungeraden Zahlen auch bei den Schinesen sich vorzüglich auf die Musikbildung bezieht, indem sie erkennen nach Amiot: *c'est au moyen de ces deux sortes de nombres que se forme le système musical*, sowie bei den Pythagoreern nach Aristoteles *Metaph. I*, 5.; dafs ferner dieser Gegensatz als ein allgemeiner der Dinge, *yang* und *yen*, von jenen in denselben Formen des Männlichen und Weiblichen u.

s. w. aufgefafst wird, wie von diesen; kurz, denn wie liefse sich hier Alles aufführen, dafs die Uebereinstimmung auch in der Entwickelung der Grundansicht eine durchaus wesentliche ist, das kann man zu vollem Genüge darthun, und haben auch schon die peckingschen Jesuiten in vielem Einzelnen bemerkt. Aber deren schätzbare Mittheilungen werden bei uns schon seit langer Zeit vernachlässigt und wie auf Uebereinkommen verachtet selbst gegen die Zeugnisse solcher Kenner, wie Abel-Remüsat, der doch im *Journ. des Sav.* 1827, *nov. p.* 694. (vgl. 1820, *sept. p.* 567.) erklärt: *Les lettres, les mémoires, les traductions des missionnaires de la Chine, forment encore le fonds, où l'on peut puiser avec le plus de sécurité*; und wie der Protestant Morrison, der in der *Introd.* zu seinem *Dictionary of the Chinese Language p. XI.* anerkennt: *Some of the Missionaries of the Romish church, who took the lead in Chinese literature, have always written respectably on the subject.* S. das Weitere das. Dagegen verbreiten sich die Urtheile unberufener Richter, und man läfst sich über das schinesiche Wesen, das alte und jetzige, lieber belehren durch Berichte der Reisenden, die einmal nach Canton oder auch nach Peking gekommen und sich umgesehen; was sich, den sonstigen Werth jener Berichte unangetastet, ungefähr ebenso ausnimmt, als wenn der Hinterasiate sich durch eine Reise nach Cadix oder auch durch Deutschland, indem er sich umsähe, über das Wesen der christlichen Welt unterrichten wollte. Nicht auf solchen Grund ist gebaut, und daher ganz lächerlich erscheinen wird den Meisten gar die Behauptung: dafs auch die schinesische grofse Familie oder der schinesische Staat ursprünglich und so weit er noch jetzt in der alten Eigenthümlichkeit fortbesteht, in seinem ganzen Wesen nichts Anderes ist, als der berühmte pythagorische Bund: jene sittliche Verwirklichung der Philosophie des Mafses und der Harmonie in dem zum Staat erweiterten Begriffe der Familie. Diesen Begriff haben die Schinesen selbst mit Aristotelischer Gründlichkeit erkannt; denn was Aristoteles *Polit. I*, 3. aufstellt: *πρῶτα δὲ καὶ ἐλάχιςα μέρη οἰκίας· δεσπότης καὶ δοῦλος* (bei den Hellenen), *καὶ πόσις καὶ ἄλοχος, καὶ πατὴρ καὶ τέκνα* (vgl. Hegel's Grundl. d. Philos. d. Rechts §. 160.), das sind die drei *Kang* der schinesischen Politik: *kiün tchhin* d. i. *princeps et subjectus, foú tseù* d. i. *pater et filius*, und *foû foú* d. i. *maritus et uxor*, diese drei Verhältnisse, *auxquels se réduisent toutes les obligations que les hommes vivans en Société, ont a remplir les uns envers les autres.* S. *Mém. des Miss. t. II. p.* 175. Vgl. *San-tsi-king* bei *Montucci's Parallel p.* 126 der Urschrift. Aber auch die wesentliche Uebereinstimmung des schinesischen und pythagorischen Urstaates aufzuzeigen, ist hier weder Zweck noch Raum; nur noch eine einzelne Bemerkung darüber, was gleich äufserlich an dem Volke am meisten auffällt, sei erlaubt, nämlich: auch diese Regelung und Abgemessenheit des geselligen Lebens bei den Schinesen, über welches bekanntlich selbst ein eigenes Tribunal gesetzt ist, widerspricht ganz und gar nicht dem Sinne der Pythagoreer, nach dem was Jamblichos *Vit. Pythag.* 33, 233. von letzteren berichtet: *ἐν τῇ μελλούσῃ ἀληθ.·ῇ ἔσεσθαι φιλίᾳ ὡς πλεῖςα δεῖν ἔφασαν εἶναι τὰ ὡρισμένα καὶ νενομισμένα, καλῶς δὲ ταῦτα δεῖν εἶναι κεκριμένα καὶ μὴ εἰκῆ, καὶ δῆτα καὶ εἰς ἔθος ἕκαςον κατακεχωρισμένα, ὅπως μήτε ὁμιλία μηδεμία ὀλιγώρως τε καὶ εἰκῆ γίνηται*, u. s. w. Vgl. ebend. 30, 180—81. und Amiot's Anm. in den *Mém. des Miss. t. XII. p.* 223. In einer Stelle, welche Abel-Remüsat im *Essai sur la langue et la littérature chinoise p.* 28 u. f. in Uebersetzung und Urschrift mittheilt, behauptet das *Li-ki:* „*Les cérémonies forment le coeur des peuples et font qu'ils ne pèchent ni par excès ni par défaut. (Qu'ils gardent un juste milieu dans leurs actions). La musique met la concorde entre les hommes et les empêche de se livrer à des contradictions et à des disputes.*"

Ref. hat aus den Ergebnissen, welche ihm vorliegen und die er dereinst, zugleich, soweit es ihm möglich, mit den urkundlichen Belegen oder doch mit den Zeugnissen der mit den Quellen Vertrauten zu eines Jeden eigener Beurtheilung und Vergleichung mitzutheilen gedenkt, die feste Ueberzeugung gewonnen, dafs Nichts so sehr geeignet ist, wie diese Untersuchungen, das einfache Verständnifs der alten morgenländischen Volksgeister und damit überhaupt eine Wissenschaft der Weltgeschichte zu eröffnen, in welcher die Völker (jene morgenländischen nur beiläufig mit Hinzuziehung der hellenischen Philosophen) aus sich selbst erklärt und begriffen werden, und nicht aus vorausgesetzten allgemeinen logischen Formen, in denen wie in weiten Rahmen freilich jede Volkseigenthümlichkeit umfafst werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 115.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

1. *Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp.*
2. *Dr. Emil Snethlage, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung.*

(Fortsetzung).

Aus dem unermeſslichen Stoffe sei zum Beweise nur Ein Beispiel hervorzuheben vergönnt. Vorausgesetzt hier, was leicht wäre darzuthun, wenn es nicht der Raum verböte, daſs der höchste Begriff des Göttlichen, Brahm, den Hindus nichts Anderes ist, als das Eine Sein des Parmenides: wie erklärt sich an dem frommen Hindu, der die höchste Stufe der Vollendung erstrebt, jene völlige Abstraction und Versenkung in reines leeres Denken oder in reine Gedankenlosigkeit, und ganz besonders jene uns so räthselhaft klingende Anmaſsung desselben: in solchem Verhalten sei er Brahm selbst; wie, sage ich, erklärt sich dies einfacher und rechtfertigt sich gründlicher, als nach der Philosophie des Parmenides: τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐςί τε καὶ εἶναι, *Plotin. Ennead. V*, 1, 8. vgl. *Brandis Comment. Eleat. P. I. p.* 117. Am deutlichsten ist die Uebereinstimmung beider Ansichten in diesen Ausdrücken: τὸ δὲ ἓν ὂν ταὐτὸν εἶναί φησι νοεῖν τε καὶ νοητὸν καὶ νοῦν, *Simplic. in Aristot. Phys. p.* 31. *s. m.* und: *Oportet, quod intelligentem, et intellectionem, et intellectum factum (rem comprehensam), unum cognoscas, Oupnek'hat ed. Anquetil du Perron, vol. II. p.* 293. So ersieht man in der scheinbar wunderlichen Anmaſsung des Hindu, statt Unsinns, vielmehr eine gründliche Erkenntniſs dessen, was ihm der höchste Begriff des Göttlichen ist, und zwar dieselbe Erkenntniſs, welche von demselben Begriffe, vom Sein d. i. Brahm oder τὸ ὄν, auch Hegel in seiner Logik aufstellt, da er es als „reines Denken oder Anschauen" gefaſst wissen will. S. seine Encyklop. d. philos. Wiss. 2. Ausg. §. 86. Eben darum kann das Göttliche dem Hindu, weil es reines Denken selbst ist, nicht Gegenstand des Denkens werden. *Id in cogitationem non intrat, Oupnek'hat vol. I. p.* 337. *Ille, forma scientiae, cum qua re (per quam rem) scitus fiat? ibid. p.* 174. Vgl. besonders *vol. II. p.* 222. Kurz, es ist jene Versenkung des Hindu nichts Anderes, als die Parmenideische Erkenntniſs nur in der Form der Religion. Und nicht bloſs im höchsten Begriffe des Göttlichen kommt Parmenides, der berühmteste und gründlichste unter den Eleaten, überein mit der Wedanta, *the most celebrated Indian school* und *the scope and end of the Véda* nach W. Jones in den *Asiat. Research. vol. IV.* p. 171, sondern auch im Princip der Scheinwelt oder der Welt der Maya. Οὗτος γὰρ κατασκευάζων τὴν τοῦ παντὸς γένεσιν „πρῶτον μέν" φησιν „Ἔρωτα θεῶν μητίσατο πάντων," sagt Aristoteles *Metaph. I*, 4. und die Wedanta in der Darstellung der Schöpfung: „*First desire was formed in his mind*," bei *Colebrooke on the Védas, Asiat. Research. vol. VIII. p.* 405. Vgl. Rhode über relig. Bildung, Mythologie und Philos. d. Hindus B. II. S. 339. Ja *asat*, in welcher Form diese Scheinwelt aufgefaſst wird, ist genau das Griechische μὴ ὄν, nach W. v. Humboldt in der Ind. Bibl. B. II. S. 241. Daſs übrigens auch die anderen mannigfaltigen Richtungen, welche in Hellas sich aus dem Wesen der eleatischen Philosophie entwickelt haben, wie die sophistische, die eristische oder megarische, die kynische (hat ja Diogenes von Sinope sogar seinen Trinkbecher ganz wedagemäſs weggeworfen, nach *Oupnek'hat vol. II. p.* 280.), die atomistische und andere, die zum Theil, aber auch schon gegen Schleiermachers Dafürhalten in der vortrefflichen Abhandlung über den Werth des Sokrates als Philosophen, Abh. d. Berl. Akad. 1814—15. S. 56, von Sokrates sind abgeleitet worden, daſs auch diese Richtungen in dem Begriffe des indischen Wesens müs-

sen sich nachweisen lassen, wird man mit Recht erwarten und sich nicht täuschen.

Doch diese ganze Behauptung, die hier nur aufgestellt, nicht näher entwickelt werden konnte, mag jetzt noch um so unbedenklicher zurückgewiesen werden, je mehr sie mit anderen herrschenden Ansichten in grellen Widerspruch tritt. Aber dies nun, was folgt, wird wohl leicht Anerkennung finden, oder hat sie schon gefunden: dafs endlich diejenige Philosophie, welche nach jenen früheren in Hellas hervorgetreten durch Sokrates, den Weisesten nach dem Ausspruche des delphischen Gottes, und entwickelt durch Platon, der schon den Alten selbst wie ein leiblicher Sohn Apollons erschienen, dafs diese Philosophie die höhere Einheit jener früheren und gleichsam die Blume derselben ist, indem Platon, wie es Themistios *Orat. XXVI. p.* 318. *D.* nicht übel ausdrückt, *σποράδην οἰκοῦσαν φιλοσοφίαν συνῴκισε καὶ συνήγαγεν, ὥσπερ ὁ Θησεὺς τὰς Ἀθήνας,* und dafs in ihr, „der vollkommensten Ansicht, deren der hellenische Geist fähig war" auch nach Böckh's Urtheil im Philolaos S. 42, der philosophirende hellenische Geist seinen eigenen höchsten Begriff gefunden hat und das Bewufstsein der Vernunft, die in Hellas waltet. Denn diese Philosophie enthält offenbar das Princip dessen, was das eigenthümlich hellenische Wesen ausmacht. Um dies nur in zwei oder drei nicht unwichtigen Punkten anzudeuten: so werden wir erstlich die Begründung der eigentlichen oder freien Wissenschaft unbedenklich den Hellenen zuschreiben. Nun bemerkt auch Schleiermacher a. a. O. S. 61. „Dieses Erwachen nun der Idee des Wissens und die ersten Aeufserungen derselben, das mufs zunächst der philosophische Gehalt des Sokrates gewesen sein." Schon Aristoteles selbst hat das philosophische Verdienst des Sokrates ausdrücklich gesetzt *περὶ ἀρχὴν ἐπιςήμης, Metaph. XII,* 4. Vgl. *I,* 6. Und durch sich selbst leuchtet ein: die Idee, das Princip der Platonischen Philosophie, ist zugleich das Princip der Wissenschaft. Zweitens werden wir die Hervorbringung der freien Kunst, des Idealschönen, ohne Bedenken den Hellenen zueignen und selbst für die wesentlichste Thätigkeit ihres geistigen Lebens ansehen. Wie aber die Kunst im Grunde nur veranschaulicht für die Sinne und Phantasie, was die Platonische Philosophie als Princip erkennt, darauf führt auch Schelling, wenn er Winckelmann's Verdienst um die Betrachtung der alten Kunstwerke vornehmlich in diesem Bewufstwerden sucht: „dafs Hervorbringung idealischer und über die Wirklichkeit erhabener Natur sammt (!) dem Ausdruck geistiger Begriffe die höchste Absicht der Kunst sei." S. seine Abh. über das Verhältnifs der bildenden Künste zu der Natur, Philos. Schr. B. I. S. 343. Fast möchte man sagen, das ganze hellenische Kunstleben sei im Grunde ein Platonisches Philosophiren nur in sinnlicher Weise. Sogar das Verhältnifs, in welchem Platon die Idee zum Stoffe gefafst hat, als *παράδειγμα* und *εἰκών,* ist das in der Kunst gegebene, und wahrlich nicht mit Unrecht nennt Aristoteles dies *μεταφορὰς λέγειν ποιητικάς, Metaph. XII,* 5. Ferner liefse sich an Sokrates hervorheben das Erwachen des philosophischen Bewufstseins der geistigen Freiheit, welche ja gleichfalls die Hellenen auszeichnet, wie am Tage liegt. Wie aber das philosophische Bewufstsein der geistigen Freiheit wesentlich zusammenhängt mit dem der Idee, ja darin begründet ist, würde man, wenn es nicht schon durch sich selbst einleuchtete, auch in Kant's Kritik der praktischen Vernunft, der tiefer Blickende eine Andeutung sogar in den die letztere begleitenden Zeichen der Zeit, erkennen. Doch genug, oder vielmehr bei dem gegebenen Zwecke schon viel zu viel ist gesagt, um bemerklich zu machen, wie hochwichtig das Erforschen der hellenischen Philosophie überhaupt für die Erkenntnifs des Entwickelungsganges des menschlichen Geistes und insbesondere das der Platonischen für die Erkenntnifs des hellenischen Wesens ist, so dafs man selbst die Behauptung wagen darf: wer den Platon nicht, hat auch den hellenischen Geist nicht in seiner Tiefe erfafst und verstanden. Dessen Richtungen oder Strahlen fallen in jenem wie in ihrem Brennpunkte zusammen.

Gerade auf solche Forschung nun, welche in den tieferen Sinn des hellenischen Lebens überhaupt und insbesondere der hellenischen Erziehung eindringen will, möchte Ref. vorzüglich das höhere Interesse des vorliegenden Werkes des Hrn. Kapp beziehen, wenn es sonst seine Verheifsung genügend erfüllt, als eines nothwendigen Seitenstückes und fast als eines philosophischen Commentars zur Geschichte der hellenischen Erziehung und gesammten Sittlichkeit, insofern eben Platon am besten in das Verständnifs derselben einführen wird, dann aber auch nicht minder auf die Erziehungswissenschaft, für welche dasselbe ein so schätzbarer Beitrag sein mufs, wie Platon's Blicke zugleich in den innersten Grund der Sache gehen. Dieses Interesse entsteht aber

der vorliegenden Schrift Nr. 1. durch ihren Inhalt, weil sie, indem sie eine *Zusammenstellung der Erziehungslehre Platon's*, durch sich selbst zugleich eine Darlegung der gesammten praktischen Philosophie desselben werden mufste. Denn die Erziehung ist dem Platon nichts Anderes, als die Bethätigung einer sittlichen Welt zur Verwirklichung Eines Zweckes, der Gerechtigkeit, in den Einzelnen und durch die Einzelnen in dem Ganzen, so dafs die Trennung dieser Bethätigung von der bethätigten Welt ein Abstractum ergeben würde, fast wie die des Lebens von dem Körper. Was die Form der Darstellung betrifft, so ist es dem Werke offenbar als ein besonderer Vorzug anzurechnen, dafs dasselbe, indem darin Platon selbst aus seinen Schriften redend aufgeführt wird unter genauer Nachweisung der übertragenen und zu vergleichenden Stellen und mit Verweisung der hie und da für nöthig befundenen eigenen Erläuterungen des Verfs. unter den Text, so, als eine Art musivischer Arbeit, die Platonischen Ansichten so viel wie möglich in der Platonischen Eigenthümlichkeit der Entwickelung und Darstellung wiedergiebt. Uebrigens wird man auch sowohl die unter dem Text verfolgte Vergleichung der Platonischen Lehren mit denen des Aristoteles, als die eigenen oder von Anderen aufgenommenen Bemerkungen des Verfs. für eine schätzbare Zugabe erkennen, sowie endlich das angehängte Register der Namen und Sachen, welches die Beantwortung einzelner Nachfragen bei Platon erleichtert.

Eine genauere Vorstellung von der inneren Beschaffenheit des Buches würde nun die Darlegung des darin durchgeführten Planes gewähren, wenn dieser hier nicht blofs kurz und oberflächlich, mit Uebergehung gerade des Anziehendsten, der dem Platon eigenthümlichen Entwickelung der Gedanken, bezeichnet werden könnte. Aber den Inhalt selbst hat vielmehr die Kritik der Platonischen Philosophie, als die einer Zusammenstellung derselben, zu beurtheilen. Nach einer Vorbemerkung über die Absicht der Erziehung im Allgemeinen und für den Einzelnen und über den Umfang und die Wichtigkeit derselben, sehen wir die sittliche Welt Platon's sich entwickeln und bilden von dem Punkte des Embryon aus in dem ersten Theile des Werkes, in der Propädeutik, durch das Jugendalter in dem zweiten Theile, der peculiären Pädagogik, und durch das Mannesalter in dem dritten Theile, der Andragogik, bis zum allumfassenden Ganzen des Staates in dem vierten Theile, der Staatspädagogik, welche der Verf. wieder als zweiten Haupttheil des Werkes den drei ersten zusammen gegenüberstellt, insofern sie jene in sich aufnimmt und alle früheren Entwickelungen erst im Staate zur Reife kommen. Ueber diesen Plan hat Ref. zu bemerken, dafs er sich zwar recht schön ausnimmt auf den ersten Anblick, dafs er es aber in der That nicht ist, da der Verf., so treffend er selbst in der Vorr. S. XI. u. f. die Bedeutung der Platonischen Erziehung bezeichnet, doch in der Ausführung unbeachtet gelassen hat, dafs von vorn herein die Erziehung der Einzelnen die Staatspädagogik voraussetzt und untrennbar damit vereinigt ist, wefshalb auch der Verf. jene durchaus nicht für sich hat darlegen können, ja dafs Platon eigentlich nur „eine Staatspädagogik *und mit und in ihr* eine Pädagogik der Einzelnen" anerkennt. Doch hier sehen wir die Erziehung sich zwar vom kleinsten Punkte, aber in Bezug auf den höchsten Zweck, die Verwirklichung der Idee des Staates, welche wir erst zuletzt kennen lernen, ziellos bewegen, und zugleich als Thätigkeit eines uns ebenso unbekannten Organismus.

Denn in der Vorbemerkung wird die Absicht der Erziehung im Allgemeinen, nur ganz oberflächlich angegeben, als „die mit dem Kindesalter beginnende Leitung zur Tugend," oder näher als „die Leitung und Führung der Jugend zu der von dem Gesetze vorgeschriebenen und von den trefflichsten und ältesten Männern gut geheifsenen Lebensweise." Die Erziehung, um die es sich hier handelt, findet ihr Ziel vielmehr in der Idee des Staates, deren Entwickelung nach der Weise, wie Platon selbst uns in das Wesen seines Staates einführt, Ref. auch hier für die beste Einleitung gehalten hätte. So wäre dann aus und in der Idee des Staates durch die Erziehung der Staat selbst geboren worden.

(Der Beschlufs folgt.)

CXVII.

De phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii continui in membranis cum externis tum internis animalium plurimorum et superiorum et inferiorum ordinum obvii. Commentatio physiologica. Scripserunt Prof. Dr. Joh. Ev. Purkinje et Dr. G. Valentin, Wratislavienses. Wratislaviae 1835. 95 *Seit.* 4.

Man kannte bisher bei mehreren niederen Thieren theils an den Kiemen theils an der äufseren Haut feine Wimpern, durch

deren vibrirende Bewegung entweder die umgebende Flüssigkeit in Strömungen geräth, oder umgekehrt die ganzen Körper, welche mit solchen Wimpern besetzt sind, sich in der Flüssigkeit fortrudern. Im Jahr 1683 hatte von Heide zuerst solche Bewegungen an den Cirrhen der Miesmuschel gesehen, die dadurch das Wasser sprudelnd um sich herumspülen, und wenn sie abgeschnitten sind, selbst im Wasser fortrudern. Steinbuch sah später eine gleiche Bewegung um die Kiemen der Batrachierlarven, welche die im Wasser leicht sichtbaren kleinen fremden Körperchen in schnellen Strömen mit dem Wasser in Bewegung setzen. Leeuwenhoek erkannte, dafs die Embryonen der Austern sich durch solche feine Wimpern im Wasser fortbewegen, auch war ihm nicht unbekannt, dafs die Infusionsthiere durch solche zitternde Wimperchen umherschwimmen, was später von Gleichen, Fontana, O. F. Müller bestätigten. Die drehenden Bewegungen der Embryonen der Teichhornschnecke im Ei, hatte Swammerdamm, die schwimmenden Bewegungen der Polypeneier, welche ebenfalls durch dergleichen Wimpern erzeugt werden, Ellis und später Cavolini beschrieben, bis in neuerer Zeit mehrere Naturforscher, wie Dutrochet, Raspail, Ermann, Carus, von Baer, Ehrenberg, ähnliche Beobachtungen weiter verfolgten. Man kannte aber dergleichen Bewegungen nur bei Bauchwirbelthiern. Die Verf. obiger Schrift, von denen der eine als sorgfältiger Forscher längst rühmlichst bekannt, der andere eben besonders durch seinen Antheil an diesen Untersuchungen, welche die überraschendsten Aufschlüsse über mehrere dunkle Phänomene des Lebens geben, seine Tüchtigkeit bekundet, belehren uns nun, dafs auch auf den inneren Membranen der Wirbelthiere und selbst des Menschen ähnliche Bewegungen zu sehen sind. Sie entdeckten sie zuerst an der Schleimhaut der fallopischen Röhren eines seit drei Tagen trächtigen Kaninchenweibchen, fanden sie bald ebenso in den Oviduklen der Vögel wieder, und wurden hierdurch veranlafst ihren Untersuchungen einen weiteren Umfang zu geben. Sie fanden dergleichen Bewegungen aufser den Strahlenthieren bei vielen Mollusken, Amphibien, Vögeln und Säugthieren und zwar bei den Amphibienlarven ähnlich wie bei den Schneckenembryonen auf der ganzen Haut; bei Mollusken im ganzen Darm; bei Amphibien in der Mund- und Rachenhöle; auf der Lungenschleimhaut bei Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Mollusken; ebenso in der Schleimhaut der weiblichen Genitalien bei Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Mollusken. Sonderbarerweise haben sie bei Fischen an keinem Organ solche Bewegungen gesehen, auch nicht im Darmkanal der Amphibien, Vögel und Säugthiere, wie denn auch mehrere andere Häute, z. B. die serösen Häute, die Harnblase keine derselben zeigten. Auf den Häuten der höheren Thiere beobachteten sie diese Bewegungen, indem sie Stückchen davon falteten, zwischen zwei Gläser festhielten, und den umgeschlagenen Rand, an dem die Wimpern frei hervorstehen, mit Hülfe des Mikroskops betrachteten. Mit blofsen Augen kann man die Wimpern selbst nicht, wohl aber das dadurch in Strömungen versetzte Wasser sehen, und hieran ihr Dasein und ihre Bewegung erkennen. In der Regel bewegen sich die einzelnen Wimpern radschlagend, d. h. sie beschreiben von der fixirten Basis aus trichterförmige Bahnen. Seltner bewegen sie sich wellenförmig oder beugen sich hakenförmig. Die Verf. geben genaue Maafse von den Höhen der vibrirenden Ränder, verfolgen die Richtung der Bewegung; zeigen, dafs sie in getrennten Stücken und nach dem Tode längere Zeit dauern; bestimmen die Einwirkung mehrerer chemischen Agenzien auf diese Bewegungen an den Kiemen der Malermuscheln; zeigen, dafs sich die Vibrationen in den getrennten Organen der Wirbelthiere lange erhalten lassen, wenn man sie in Blut taucht, was aber mit denen der Bauchwirbelthiere nicht so gelingt; erzählen, dafs auch bei winterschlafenden Fröschen und Igeln die Bewegungen nicht aufhören, und gehen dann zu Folgerungen über die Bedeutung, die Funktion und den Zweck derselben über. Sie erklären diese Bewegungen für ein selbstständiges und allgemeines morphologisches Urphänomen der vegetativen Organe, was von keinem anderen organischen Systeme, weder vom Nerven- noch vom Muskelsystem, abhängig sei, auch keiner bestimmten Funktion eines Organs vorstehe, dafs aber Flüssigkeiten und Theile, die darin enthalten sind, wie z. B. der Schleim auf der Lungenschleimhaut, durch diese Bewegungen auf den Membranen weiter bewegt werden könnten. Indem wir den geehrten Verfn. vollkommen darin beistimmen, dafs diese vibrirenden Bewegungen als selbstständige Actionen zu betrachten sind, welche nicht einer einzelnen bestimmten Funktion vorstehen, sondern in verschiedenen Organen verschiedene Zwecke haben, wollen wir jedoch zum Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher wir dem Inhalt der Schrift gefolgt sind, die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs die Verf. bei Aufstellung ihrer Folgesätze vielleicht nur die Vibrationen in inneren Organen bei höheren Thieren im Auge gehabt, die Zwecke derselben bei niederen Thieren aber scheinbar hintenangestellt haben. Denn bei den Infusorien, die durch diese Vibrationen willkürlich schwimmen und Nahrung herbeischaffen, und sie nach Belieben ins Spiel setzen und anhalten können, ist es doch offenbar, dafs sie direkt von dem animalen Leben dieser Thiere, wie die Muskelbewegungen von dem Nervensystem abhängig sind, und hier vielleicht weniger zum vegetativen als zum animalen Leben gehören. So wie man also hier diesen Bewegungen, wegen ihrer Abhängigkeit von dem Willen der Thiere, eine durchaus nur *relative* Selbstständigkeit zugestehen kann, scheint es auch, dafs in den vegetativen Organen eine entfernte Abhängigkeit von dem Zustande der Lebensthätigkeit derselben, für deren Zwecke sie da sind, vorhanden ist, und dafs diese Zwecke, wie z. B. die Fortleitung der Eier in den Ovidukten, doch bestimmter und höher anzuschlagen sein möchten, als die Verf. anzunehmen geneigt sind. Vielleicht wären auch die willkürlichen Vibrationen von den nothwendigen des organischen Lebens zu unterscheiden. Indem wir nun mit aufrichtigem Dank von dieser eben so gelungenen als fleifsigen Arbeit scheiden, wollen wir nicht mitzutheilen versäumen, dafs wir mit Vergnügen erfahren, dafs die Verf im Begriff sind, auch durch genau ausgeführte Zeichnungen die Erscheinungen der Vibrationen anschaulich zu machen.

Dr. C. H. Schultz.

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

1. *Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp.*
2. *Dr. Emil Snethlage, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung.*

(Schluſs.)

Und um so mehr hätte Ref. eine solche Einleitung erwartet, weil dann nicht nur die Erziehung der Einzelnen sich in Bezug auf den Staat nicht ziellos bewegen würde, sondern auch weil, da der Zweck der Erziehung der Einzelnen in Bezug auf den Staat nur im Groſsen, was er in Bezug auf den Einzelnen als solchen im Kleinen, nämlich die Verwirklichung derselben Gerechtigkeit in der Seele des Staates und in der Seele des Einzelnen, beides auch in der Betrachtung nicht hätte getrennt werden sollen; was Platon nicht thut im 2. und 4. Buche seines Staates, wohl aber hier der Vf., indem er bloſs den Zweck der Erziehung in Bezug auf den Einzelnen als solchen in der Vorbemerkung entwickelt. Aber auch nicht als eine bloſse Vorbemerkung hätte das Wichtigste, der Beweggrund und das Ziel dieser Sache, hingegeben werden sollen. Der höchste sittliche Zweck der Erziehung für den Einzelnen als solchen ist aber, dies legt hier der Verf. aus Platon dar, die Gerechtigkeit, und aus der Betrachtung der Natur des Menschen geht hervor, wie derselbe erreicht werde, nämlich durch die harmonische Bewegung oder Thätigkeit und Ausbildung des Körpers und der Seele sowohl für sich als im Verhältniſs zu einander. Die Ausbildung des Körpers wird erzielt durch die Gymnastik; die der Seele, durch die Musik im weiteren Sinne, welche bewirkt, daſs die drei Hauptvermögen der Seele verhältniſsmäſsige Bewegungen haben, so daſs das Begehrungsvermögen, zwischen dem Zwerchfell und Nabel, nur nach dem Rechten und Erlaubten strebt und sich unterwirft dem höchsten, der Vernunft, die im Haupte thronend dem Göttlichen zugewendet und selbst göttlich und unsterblich ist, und deren Herrschaft über die Begierden durch das in der Brust dazwischen wohnende eiferartige Vermögen, den sittlichen Muth, geltend gemacht wird. So entsteht in dem Menschen jene Haltung, welche Gerechtigkeit heiſst, der Inbegriff aller Tugenden und Zweck aller geistigen Erziehung. Wir bemerken gleich hier, daſs derselbe Zweck auch in dem Ganzen des Staates verwirklicht werden soll in dem harmonischen Zusammenwirken der drei Hauptvermögen der Staatsseele: des Standes der Gewerbetreibenden, der Krieger oder Wächter, und der Philosophen oder Herrscher.

Der erste Theil handelt nun von der Propädeutik oder Erziehung vor der Geburt, da auch Platon erkennt, daſs sich auf den Menschen schon in seinem ersten Ursprunge einwirken lasse, sowohl bei der Schlieſsung der Ehe, als bei der Zeugung selbst, als auch während der Schwangerschaft.

Der zweite Theil, die peculiäre Pädagogik, begreift in der ersten Abtheilung die Zeit bis zum vollendeten sechsten Jahre, wo sich die beiden Geschlechter trennen, und zeigt gleichmäſsig die Einwirkung auf die Bildung des Körpers und der Seele, auf die der letzteren besonders bei den Spielen und durch Mährchenerzählung. Die zweite Abtheilung behandelt dann zuerst die Erziehung der männlichen Jugend, welche besteht in der Bildung des Leibes durch Gymnastik, und in der Bildung der Seele durch Musik im weiteren Sinne, d. i. Elementarunterricht, Dichtkunst, und eigentliche Musik; ferner gehört dazu die gesammte Wissenschaft, nämlich Arithmetik, Geometrie und Astronomie, die, aus dem Sinnlichen zum Geistigen führend, am besten vorbereiten für die höchste Wissenschaft, die Philosophie als Erkenntniſs des Göttlichen an sich. Indem aber diese letztere dem reifen Alter und bloſs den Tüchtig-

sten, zu künftigen Herrschern Auserwählten vorbehalten wird, greift sie schon in die Andragogik über; jedoch als das Höchste der Ausbildung des Einzelnen wird sie nicht mit Unrecht gleich hier angeschlossen. Bei allen diesen Gegenständen, dies verdient ausgezeichnet zu werden an der Behandlungsweise des Verfs., wird immer vorerst auf das Wesen derselben nach Platon's Ansicht zurückgegangen, z. B. bei dem Elementarunterricht auf das Verhalten der Sprache hinsichtlich der Erforschung des Wesens der Dinge nach dem Kratylus. Zuletzt wird von dem Verf. das höchste Ziel der Gesammterziehung des Einzelnen nochmals ausführlicher dargelegt, welches in intellectueller Hinsicht ist die Erkenntnifs des Urbildes der Welt, der Idee des Guten und Schönen an sich, in sittlicher die schon in der Vorbemerkung als Ziel bezeichnete Gerechtigkeit, die nur Eine Seelenverfassung ist, die wahrhaft aristokratische; wogegen die Ungerechtigkeit an dem Einzelnen sich vornehmlich in den vier Formen hervorthut, die an der grofsen Psyche des Staates im zweiten Haupttheile des Werkes als die timokratische, oligarchische, demokratische und tyrannische unterschieden werden. Nach der Erziehung der männlichen Jugend wird vom Verf. noch die der weiblichen nachgeholt, welche aus der Grundansicht, dafs die Natur des weiblichen Geschlechtes keine wesentlich andere, als die des männlichen, sondern nur eine schwächere sei, im Ganzen auf gleiche Weise festgestellt wird.

Den dritten Theil, die Andragogik, hat der Verf. nach eigener Ansicht in vier Abtheilungen gegliedert, von denen die erste behandelt die Selbsterkenntnifs als erste Forderung an den Mann, hier allerdings gleichsam das ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, die zweite die Charakterbildung des Mannes, und die dritte die Bildung desselben zu und in den verschiedenen Arten des Berufes, die hier kurzweg angenommen werden, und deren Nothwendigkeit aus der Idee des Staates erst am Ende des Buches, obwohl auch dort nicht vollständig, aufgezeigt wird, so dafs wir also nach diesem Plane des Vfs. den Mann hier in Sphären sich bewegen sehen, deren Bedeutung, die auch des Mannes Bewegung in ihnen bestimmen müfste, wir noch nicht kennen, da sie erst daraus hervorgeht, als welche Momente in der Idee des Staates jene gefafst werden; daher wir uns hier überall das letzte Warum, wenn nicht aus vorheriger Bekanntschaft mit Platon, nicht zu beantworten vermögen. Diese Arten des Berufes sind: der des Arztes und Gymnastikers, des Kriegers, des Lehrers und Erziehers, des Staatsredners in theoretischer und praktischer Hinsicht, und des Gesetzgebers und Herrschers. Die vierte Abtheilung behandelt die Bildung des Mannes zum Familienvater.

In dem vierten Theile oder zweiten Haupttheile des Werkes, in der Staatspädagogik, tritt der Hauptfehler des ganzen Planes noch stärker hervor, als in der Erziehung der Einzelnen, die wenigstens nicht in Hinsicht auf den Zweck der Erziehung für den Einzelnen als solchen, sondern nur in Hinsicht auf den mit jenem untrennbar vereinigten Gesammtzweck, die Verwirklichung der Idee des Staates, sich ziellos bewegt. Aber hier wird in einer Vorbemerkung blofs die Nothwendigkeit der Gesetze überhaupt erörtert, nicht aber die Idee selbst, welche auch durch die Gesetze verwirklicht werden soll und dieselben bestimmt, sondern diese erst zuletzt, und wir werden ohne Weiteres in dem ersten besonderen Theile eingeführt in „die Staatserziehung in unmittelbarer Wirksamkeit," worunter verstanden sind die Staatsordnungen in Hinsicht auf die Religion und auf die geistige und körperliche Bildung, in dem zweiten in die Staatserziehung durch gesellige Lebensverhältnisse, in dem dritten in die durch Anordnungen für das Leben ganzer Stände, als des Standes der Sklaven und Handwerker, der Krieger und der Herrscher, in dem vierten in die durch Einwirkungen auf den Staat als solchen, und hier wird erstens dargelegt, was bei der Gründung des Staates zu beachten, zweitens was hinsichtlich der Staatswissenschaft und Staatskunst zu leisten sei, und jetzt drittens wird endlich die Erklärung gegeben der gerechten und wahrhaft aristokratischen oder theokratischen Staatsverfassung, des höchsten Zweckes, um dessentwillen das Frühere alles so angeordnet worden ist, sowie die Erklärung der vier Hauptformen der Ungerechtigkeit. Indem dies so geschieht, so werden wir durch jene Bewegung und Anordnungen hindurch zu dem ersten Bewegenden und Anordnenden wie durch ein langes Dunkel an das Licht geführt, und wir müssen jetzt gleichsam diese Fackel in die Hand nehmend zurückkehren und das, was wir vorher im Zwielicht erblickt, von neuem betrachten, um es nun erst in seiner wahren Bedeutung, in seiner Beziehung auf den höchsten Zweck, zu erkennen.

Gründlicher nach dieser Seite verfährt der Verf. des

trefflichen Programms des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin vom Oct. 1834. über das ethische Princip der Platonischen Erziehung, Prof. Dr. Snethlage. Denn indem auch dieser die Teleologie der Platonischen Erziehung ganz richtig so auffafst S. 3 „sie ist ihrem Wesen und Charakter nach politisch, d. h. eine Erziehung für und durch den Staat und hat mithin zur Hauptaufgabe die Bildung des Menschen zum Bürger:" so ist demgemäfs seine Betrachtung S. 6 u. f. „Es beruht also hienach das ethische Erziehungsprincip Platon's auf seinem Staatsprincipe selbst und wir müssen es daher zuvörderst hier nachweisen, ehe wir es in seiner Anwendung auf die Erziehung darzustellen und zu beurtheilen versuchen."

Dies ist demnach in Kürze zusammengefafst, des Referenten unvorgreifliches Urtheil: dafs der Hauptplan des Werkes allerdings verfehlt sei, dafs dasselbe aber dennoch, nächst Platon's eigenen Schriften, für die schätzbarste Fundgrube seiner praktischen Philosophie gelten werde. Und je voller Ref. anerkennt, wie sehr der Verf. sich sowohl des Geistes als des Umfanges dieses Stoffes bemächtigt hat, desto lebhafter wünscht er, dafs es demselben gefallen möchte, in einer zweiten Auflage des Werkes uns lieber geradezu den Platonischen Staat aus und nach seiner Idee und *darin* die Erziehungslehre und gesammte praktische Philosophie Platon's, soweit es möglich ist, musivisch darzulegen. Denn gerade dann, wenn die Platonische Erziehungslehre nur als Bewegung aus jener Idee zur Verwirklichung eben derselben erscheint, mufs ihre eigentliche Bedeutung in allen ihren Einzelheiten am klarsten hervortreten. Aug. Gladisch, in Posen.

CXVIII.

***Classicorum Auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus IV. Curante Angelo Maio. Romae* 1831. *XIV. u.* 528 *S. Tomus V. ib.* 1833. *XLVIII. u.* 604 *S.* 8.**

Die Oktavausgabe der von Mai besorgten *Classici ex Vaticanis codd. editi* hatte den Zweck im bequemeren Format und in mäfsigem Umfange kleinere Stücke frisch hervorgezogener Autoren zu sammeln und dem unmittelbaren Gebrauch „*iuventuti docendae et occupatis hominibus recreandis*" näher zu bringen. Für besonderen Genufs und mannigfaltiges Interesse ist zwar weniger gesorgt, mehrere glückliche Fünde (wie von Ciceronianischen Werken) sind mit geringen Zugaben blofs wiederholt, auch gehört ein erheblicher Theil derselben nicht einmal dem Vatikan an, und liefsen daher füglich den Titel *Collectio classicorum auctorum Vaticana* erwarten; doch besitzen einige Stücke namentlich in den drei letzten Bänden einen subsidiären Werth für das litterargeschichtliche Studium, und wenn man auch wenig Ursache hat im Einzelnen lange zu verweilen, so könnte man doch schon wegen ihrer mannigfachen Anwendbarkeit nicht füglich eine summarische Kenntnifs davon umgehen. Unter diesem engeren praktischen Gesichtspunkte hat Ref. einen Ueberblick von *Tom. IV.* und *V.* zu entwerfen unternommen. Seinem Inhalte nach fällt ersterer der griechischen, letzterer der römischen Litteratur zu, welcher übrigens dem Philologen einen nur mittelmäfsigen Nutzen gewährt.

*Tom. IV. p.*1—196. *'Ορειβασίου ἰατρικων συναγωγῶν ἐκ τοῦ μδ' — ν' βιβλίον.* Der gelehrte Arzt *Oribasius* aus Pergamum, ein vertrauter Freund des Kaisers Julian, legte mittelst systematischer Auszüge zuerst eine medizinische Bibliothek aus den Schriften der berühmtesten Aerzte in 70 Büchern an, dann drängte er diese Massen gröfstentheils in einem Kompendium von neun Büchern zusammen: s. *Photii Bibl. p.* 176. Galen bildete den Kern, dem alles Andere mehr kompilatorisch als berichtigend sich anschlofs. Hiervon sind uns nur Trümmer in sehr beschränktem Umfange zugekommen, und zwar die meisten in lateinischer Uebersetzung, ehe *Matthaei* zu Moskau die funfzehn ersten Bücher Griechisch, doch verkürzt und in wenigen Exemplaren herausgab. Aufserdem besafs man B. 46. u. 47. in den *Chirurgi Graeci* von *Cocchi.* Nicht verächtlich ist daher der Nachtrag von *Mai*, welcher aus einem *MS. Vatic. Saec. XIV.* die Bücher 44. 45. 48—50. zum ersten Male in der Urschrift bekannt gemacht hat; wenngleich ihr chirurgischer Inhalt (über Abscesse, Geschwulste, Bandagen und *de pudendorum morbis*) vielleicht selbst zur Erkenntnifs der griechischen Arzneikunde weniges beiträgt. Die wichtigsten Gewährsmänner, deren Stellen hier chrestomathisch aufgeführt werden, sind nächst Hippokrates und Galen (die Mai gänzlich fortliefs, auch ohne die etwas wesentlicheren Variationen auszuheben) *Antyllus*, *Heliodorus* (mit dem Supplemente *p.* 276—78.), *Rufus* (ebenfalls ergänzt *p.* 197 ff.), Män-

ner, welche zwar etwas trocken, nachlässig und in alltäglicher Diktion nach dem Brauch des Handwerks schrieben, aber ohne Zweifel geordneter und korrekter als der fehlerhafte Text des nirgend allzu ängstlichen Herausgebers glauben läfst. Demnach wird der künftige Bearbeiter des Oribasius, als welchen Hr. *Diez* sich angekündigt hat, ein weites Feld für Kritik vorfinden, und überdies mancherlei Aufschlüsse zu ertheilen haben, die man von einem Sachkenner am natürlichsten erwartet, zuerst über Person und Litteratur einiger Aerzte, von denen hier einige sonst unbekannte Notizen vorkommen, dann über das Verhältnifs ihrer Theorie zum Stande der griechischen Medizin, ferner über die Reinheit und Authentie der vorliegenden Exzerpte, denn man kann billig muthmafsen, dafs die Form und materielle Breite der Oribasischen Bücher durch die Hand jüngerer Epitomatoren etliches eingebüfst habe. Vorläufig wäre nur der Zuwachs an medizinischer Terminologie zu bemerken, den die Wörterbücher hieraus empfangen. Einzelheiten von allgemeinerem Interesse findet man wenig, am meisten in zerstreuten Randnoten oder Scholien: unter anderen folgende. Bei der Erwähnung von Pestbeulen (*λοιμώδεις βουβῶνες*), welche namentlich in Libyen, Aegypten und Syrien einheimisch seien, wird auch gedacht eines *Διονύσιος ὁ Κυρτός*, d. h. aus der Aegyptischen Stadt *Κύρτος*, wie *Stephanus Byzantius* unter Autorität des *Herennius Philo* *ἐν τῷ περὶ ἰατρικῶν* angiebt. Letzteren nennt auch ein Zusatz unter dem Textet *ὁ Φίλων ἐν τῷ θ' περὶ βιβλιοθήκης κτήσεως καὶ Ἕρμιππος ἐν τῷ ε' περὶ τῶν ἐνδόξων ἀνδρῶν ἰατρῶν καὶ ὁ Σωρανὸς ἐν ταῖς τῶν ἰατρῶν διαδοχαῖς*, wo mehreres verdorben ist. Bis ein gründlicher Beweis geführt sein wird, dafs *Hermippus* (gleichviel ob der Smyrnäer oder der Schüler jenes Philo) über berühmte Männer oder Aerzte oder gar *περὶ ἐνδ. ἀνδρῶν ἰατρῶν* geschrieben habe, ziehen wir vor nach der Andeutung bei *Suidas* v. *Φίλων* (*γέγραπται δὲ αὐτῷ περὶ κτήσεως καὶ ἐκλογῆς βιβλίων, βιβλία ιβ'. περὶ πόλεων καὶ οὓς ἑκάστη αὐτῶν ἐνδόξους ἤνεγκε, βιβλία λ'.*) einiges in seine Fugen zu rücken, anderes zu streichen, etwa so: *Ὁ Ἑρέννιος Φίλων ἐν τῷ θ' περὶ βιβλιακῆς κτήσεως καὶ ἐν τῷ ε' περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν καὶ ὁ Σωρανὸς ἐν ταῖς τῶν ἰατρῶν διαδοχαῖς*. Die hauptsächlichen Geschäfte der damaligen Chirurgie sind aus einer Art von Definition zu erkennen p. 27. *χειρουργία δὲ δύναται τεμεῖν, καῦσαι, περιελεῖν, ξύσαι, ὀστοῦν ἀνελέσθαι, τὸν χόνδρον ἐκγλύψαι*: aufserdem die vier Klassen ärztlicher Instrumente *p.* 119 *sq.* Merkwürdiger ist die häufig in B. 45. ausgesprochene Behutsamkeit, der Natur nicht vorzugreifen, vielmehr den Entwickelungsgang der Krankheit aufs gelindeste zu unterstützen; wobei gelegentlich der Ausspruch *p.* 72. „wäre jemand ein so geschickter Arzt, dafs er ein Fieber bewirken könnte, brauchte man auch für das Uebel kein weiteres Heilmitel aufzusuchen." Von beiläufigen Citaten *p.* 29. *Ἑλλάδιος ὁ τὴν πολλὴν χρῆσιν συναγαγών, ἐν τῷ κ̄ στοιχείῳ.* Ueber ein sonst nicht unbekanntes Kapitel der Pathologie, die *ἐλεφαντίασις* (s. *Plutarchi Qu. Symp.* 8, 9.) mit einer eigenen Stufe der *λεοντίασις*, erfährt man durch Rufus *p.* 59 *sq.* 77. einiges Nähere, namentlich dafs man Analogieen derselben in der *κακοχυμία*, worüber ein dem Demokrit untergeschobenes Werk existire, zu erblicken meinte; noch interessanter sind die diätetischen Mittel für diese Krankheit (*p.* 66 *sq.*), mäfsige palästrische Uebungen, z. B. Schwingungen am *κώρυκος* (worüber ein umständliches Fragment aus Oribasius, das man hier vergeblich sucht, bei *Mercurialis de Arte Gymn. II*, 4. und hiernächst in der Matthäischen Sammlung), eigenthümliche Bäder, besonders mit scharfen Laugen, *οἷά ἐστι τὰ τῆς Ἰταλίας ἄλβουλα καὶ τὰ νεπίσινα* (?) *) *καὶ τὰ ἐν Μακεδονίᾳ* (*Ruhnk. in Tim. p.* 272.) *καὶ τὰ ἐν Κρήτῃ καὶ ἐπὶ Θρᾴκης τὰ ἐν Ἀγχιαλῷ.* Ein Krankheitsfall, den Aeskulap im berühmten Tempel zu Pergamum nach Art der Kuren beim Aristides u. a. (vgl. *Sprengel* Gesch. d. Med. *I. p.* 224 ff.) behandelte, wird vorgetragen *p.* 73. Auch wäre die Nachricht (*p.* 155 *sq.*) nicht zu verschmähen, dafs *Apellides* und *Archimedes* im Schiffswesen den Flaschenzug mit drei Rollen (*τρίσπαστος*, *Vitruv. X*, 2.) anwandten, *Pasikrates* aber in verjüngtem Mafse denselben auf die chirurgische Praxis übertrug: s. hiefür *Schneider* zu den *Eclog. Phys. p.* 308 ff.

P. 202—274. *Procopii Epistolae ineditae*, 104 an Zahl. Vom Rhetor *Prokop* unter Kaiser Anastasius, einem der letzten Mitglieder der Sophistik, waren bei *Aldus* bereits 60 Briefe herausgegeben; den obigen Zuschufs gab Mai aus einem Vatikanischen MS. „*eximia stili venustate captus*."

---

*) Schr. *Nepisina*, bei *Nepete*.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Classicorum Auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus IV. et V. Curante Angelo Maio.

(Schlufs.)

Nun verräth zwar der Stil einen belesenen und gebildeten Mann, und wer Fragmente der Komiker sammelt, wird dort manche Anspielung auf sonst unbekannte Phrasen und Verse finden; aber richtigen Geschmack vermifst man in diesen affektirten und prunkhaften Uebungsstücken. Historischen Werth besitzen sie gar nicht, da sie blofs abstrakte Themen der Schule ausführen. Ebenso wenig stöfst man auf gelehrte Einzelheiten: denn der Witz des attischen Demagogen Stratokles *p.* 225. *τί γὰρ ἠδίκουν, εἰ δυοῖν ἡμέραιν ἡδίους γεγόνατε δι' ἐμέ;* kehrt bei Plutarch *Demetr.* 11. wieder, nur in minder genauem Ausdruck; und der bedeutsame Ausspruch *p.* 242. *Πολέμων τῆς Ἀσιανῆς τερατείας τὴν ἀρχαίαν ῥητορικὴν ἐκάθηρεν*, wird durch sonstige Nachrichten entbehrlich gemacht. Beigegeben ist noch auf zwei Seiten ein Bruchstück dieses Prokop *ἐκ τῶν εἰς τὰ Πρόκλου θεολογικὰ κεφάλαια ἀντιῤῥήσεων.*

Hierauf folgen mit geringer Unterbrechung mehrere der Schriften, welche Mai zuerst in Mailand herausgegeben hatte, meistentheils treu wiederholt. Zuerst die Rede des *Isäus de Cleonymi hereditate*, welche nebst der benachbarten über Menekles Erbschaft in neueren Zeiten, jene mittelst des *Ambrosianus* um die Hälfte, ergänzt und berichtigt sind. Dann die Rede des *Themistius de praefectura sua*, welche dieser auf Anlafs der im J. 384 übernommenen Präfektur zu Konstantinopel schrieb, um gegen die Mifsdeutungen der Uebelgesinnten aus spekulativen Sätzen und berühmten Beispielen zu beweisen, dafs der Philosoph ohne Nachthei seiner über alles Weltliche erhabenen Wissenschaft auch mit praktischer und bürgerlicher Thätigkeit sich befassen dürfe. Der Ton ist wie sonst beim Themistius edel und würdig, der Ausdruck nach den besten Prosaikern gebildet; hingegen der Gehalt mittelmäfsig und auf ein enges Geleise von Gedanken beschränkt, welche stets in seinen Kompositionen wiederkehren und auch hier ein fast kompilatorisches Gewebe der ihm eigenen *loci communes* abgeben. Diese Schrift nun entnahm Mai aus dem *Ambrosianus*, dem Hauptcodex des Redners, mit einer Zugabe meistentheils erklärender Anmerkungen, die er jetzt verkürzt und mit Konjekturen von *Jacobs* bereichert hat; eine noch gröfsere Zahl von Muthmafsungen dieses scharfsinnigen Kritikers findet sich mit sämmtlichen Noten Mai's in der Dindorfischen Ausgabe, wo gedachte Rede den letzten Platz einnimmt, auch andere kleinere Supplemente (hier *p.* 354 *sq.* angegeben) bereits eingeschaltet sind. Von gröfserem Interesse möchte der Brief des Philosophen *Porphyrius ad Marcellam p.* 356—401. sein, ein merkwürdiges Aktenstück sowohl zur Theosophie des Neuplatonismus als zur Beurtheilung der heidnischen Partei im 3. Jahrhundert. Porphyrius spricht in seiner trüben schwerfälligen Diktion zur Marcella, welche er als Wittwe mit fünf Kindern zu sich nahm, ohne selber Vermögen zu besitzen: dafs er die eheliche Verbindung nur um Erziehung ihrer Kinder willen eingehe, dafs die Bestimmung des Menschen, durch die Schaubühne des flüchtigen Lebens für ein reineres Dasein geübt zu werden, an die Läuterung der Seele als das wahrhafte Geschäft der Weisheit geknüpft sei, und was sonst von Resignation und Selbstbeschauung halb mönchisch und im Anfluge christlicher Denkart ausgeführt wird. Der Schlufs des Büchleins fehlt, mifslicher ist die Verderbung des Textes, den *Jacobs*, *Boissonade* u. a. vielfach emendirt haben; weniges von Belang fügen die jetzigen Noten von Mai hinzu, dessen 1816. gegebene Einleitung man vielleicht ungern vermifst, doch hat *Orelli* in *Opusc. Sent. Vol. I.* den wesentlichen Bestand des früheren Abdrucks wiederholt. Darauf zwei Schriften des *Philo Iudaeus*, ehemals aus einem Florentiner hervorgezogen, jetzt durch

ein Fragment aus dem Kommentare zur *Exodus* erweitert (*p.* 402—441.): für das Studium des Philo von keinem namhaften Gewinn. Dasselbe gilt von der langweiligen Deklamation *des Aristides gegen Demosthenes* in Sachen des Leptines, erschienen 1825 — und unter uns schon 1827. durch eine sorgfältige Revision von *Grauert* verbreitet. Zum Schlufs auf einigen Seiten *Atticismi*, eine sophistische von allen Orten zusammengelesene Phraseologie von geringem Werth, die *Villoison* zuerst mittheilte, Mai aus einem *Ambrosianus* vervollständigt und berichtigt hat. Uebrigens ist gelegentlich (*p.* 445 *sq.*) ein *griechischer Papyrus* aus dem Vatikan eingeschoben, eine (wie Mai sehr unsicher vermuthet) 88. *a. C.* von einem Tempeldiener verfafste Klageschrift mit dem kurzen Bescheid des Strategen. Viel unbedeutender sind drei Papyre gegen Ende des fünften Bandes (nebst zwei ähnlichen und einem lateinischen Papyrus *p.* 352—63.), worunter das erste Stück wegen seines Inhaltes und argen Stiles auffällt oder vielmehr Verdacht erregt.

Aus der griechischen Welt treten wir nicht ohne Verwunderung in die Barbarei des römischen Kaiserthums, die sich in heiligen und profanen Monumenten des eben genannten Bandes offenbart.

Tom. V. p. 1—149. *Virgilius Maro de octo partibus orationis:* in 8 *Epistolae* und mehreren *Epitomae.* Ein Grammatiker *Virgilius* ist freilich eine neue und unerwartete Erscheinung; doch weit überraschender als die Neuheit des Namens und der Person sein könnte, tritt der wunderbare Gehalt dieses grammatischen Romans entgegen. Hören wir hierüber zuerst Mai, der aus den reichen Besitzthümern des Vatikans und anderer italienischer Bibliotheken für lateinische Grammatik und statt einer ausführlichen Erzählung *de grammaticis et glossariis Vaticanis tam Graecis quam Latinis* uns etwas eigensinnig mit solchen Gaben bedacht hat. Gedachten Virgilius also fand er in einer Neapolitaner Handschrift aus dem XI. Jahrhundert, welche von zahllosen Fehlern wimmelt; er schrieb ihn mit eigenem Wohlgefallen ab „*quantum sermonis duritia offendebar, tantum copia eruditionis peregrinoque magisterii genere delectabar*", und berichtigte den Text nach Möglichkeit. Sonst liefs sich von Werken desselben Grammatikers nichts ermitteln; in der *Bibl. Angelica* giebt es nur noch einen geringfügigen Auszug, s. p. XXIII. Den wenigsten Anstofs giebt nun der Name selber, da die Benennung *Virgilius* auch während des Mittelalters in Frankreich unter Geistlichen nicht selten war; den Beinamen *Maro* (s. p. 129) verdankt er der Gelehrsamkeit eines Mannes, der ihm mehrmals *Aeneas meus* heifst, d. h. wie sich aus den Stellen abnehmen läfst, des Virgilius Lehrer, nicht sein Vater, wie Mai aus der Phrase *mi fili* schliefst. Wie soll man aber sein Zeitalter bestimmen? Einzelne Namen, deren er gedenkt, auf irgend historische Personen zu deuten, auf welchem Wege Mai das sechste Jahrhundert zu erkennen meint, ist völlig unstatthaft; wofür die Erwähnung p. 108 eines *Blastus genere pheregus* (l. *varaegus*, unrichtig Mai *frisius*) dienlicher sein mochte; aber märchenhaft klingt der Gedanke (p. XIII.), hinter den erlauchten Autoren *Cicero*, *Cato*, *Horatius*, *Lucanus*, *Varro* u. a. welche Virgil häufig aufführt, ohne dafs eines seiner Citate zuträfe, maskirte Zeitgenossen zu wittern, ähnlich den pomphaften Namen aus der vermeinten Akademie Karls des Grofsen. Sicherer mag schon die Betrachtung der Sprache sein, wenn diesen Titel ein Kauderwelsch verdient, das selbst in Makaronischer Poesie kaum seines gleichen hat. Man könnte hier leicht auf eine irrige Vorstellung gerathen, wenn man auf die Worte von Mai p. XXI. sq. hört: „*Virgilii Latinitas non solum plurimorum novitate vocabulorum, quae tamen indolis Latinae sunt, legentes percellit, verum etiam Celticis, ut puto, Francicis vel quomodocunque borealibus mysticis quoque, vel ut ipse V. loquitur philosophicis — vocibus ad portentum abundat.*" Diese Latinität fliefst aber in ihrem wesentlichen Bestande sehr natürlich, gewandt und mit einem Anfluge von lateinischer Färbung dahin, die fast muthwillig durch selbstgemachte Wörter einer barbarischen Fabrik (*anterioritas*, *coaeternaliter*, *consuetudinaris*, *foederamen*, *omnimodatim*, *magnissimus* und ärgeres im Verzeichnifs bei Mai p. XXV. sqq.), durch griechische Brocken (*anthropeus*, *epila*, *ergum*, *machira*) und auffallender durch ganze Klassen neugeprägter Schälle gestört wird, dergleichen man im 6—7 Jahrhundert bei den Franken entweder gar nicht oder in weit mehr gleichmäfsiger Barbarei erwarten sollte. Belege des neumodischen Unfugs seien die rein erfundenen Präpositionen und Interjektionen p. 89 sqq., von jenen z. B. *con pro apud*, *salion pro ante*, *cyros pro adversus*, *trasso pro contra etc.* mit einem Exempel etwa des *Andrianus* „*con tecta numande iubelsi soni et laetitiae*", weiterhin Interjektionen von hexame-

tigem Zauber, *gloriandi, ut rassam, rave, samia, sarap, laborandi, ut faticalpin, eugan, suadendi, ut ques, goos, dolendi, ut pappen, leon etc.*, lauter Dinge um die man in Glossaren sich vergeblich abmühen würde. Dieser Vokabelschmidt hat gut reden von *zwölf* Sorten Latinität, deren Proben p. 124—27 kein Hypochonder widerstehen mag, z. B. wenn in der *Latinitas quinta*, genannt *metrofia*, *hoc est intellectualis*, aufgeführt werden, *ysoph religio*, *dipts nobilitas*, *utiob honor*. Und doch ist solches Rothwelsch eine Kleinigkeit, wenn man die sogar ihrem Klange nach aus der Luft gegriffenen Gewährsmänner (*Balapsitus*, *Bientius*, *Bregandus*, *Galbungus*, *Glengus* u. a.) und die ganz überschwänglichen Theoreme betrachtet, denen man das berühmte Motto zuweisen könnte, *cave lector ne ridendo rumparis.* Um nichts von Lehrsätzen zu sagen, wie wenn das Pronomen *ego* sich unterscheiden soll vom Verbum *ego*, *quod est vivo*, *sua* gleichfalls vom Nomen *sua*, *hoc est domus*, oder wenn *verbum* abstammt von *ver i. e. verber* und *bum ex bucino quod vox reboat*: wollen wir uns an der Notiz p. 123 sq. genügen lassen, „einst sei ein Greis *Donatus* in Troja gewesen, der tausend Jahre lebte, ferner den Romulus besuchte, bei ihm eine Schule hielt und zahllose Bücher schrieb, auch einen Zuhörer noch in Troja am *Virgilius* zog, *qui LXX. volumina de ratione metri scripsit*" etc. Wer sich nun überzeugen kann, dafs jemals im Mittelalter solche Grammatik vorhanden war, mag immerhin einen Autor glaublich finden, welcher nach dunklen Traditionen und Namen in der Einfalt seines Herzens ein technisches Gerüst aufführte: dann wird wenigstens der ehrliche *Jo. Malelas*, der bisher einsam auf dem Gipfel der Tölpelei safs, sich freuen einen nicht geringeren Gesellen erworben zu haben. Wer aber die Fülle des Trugs namentlich in Erdichtung von Alten und Fragmenten derselben erwägt, dürfte nicht wohl an einen Codex des XI. Jahrhunderts glauben, vielmehr aus dem Zeitraum der aufblühenden Alterthumsstudien eine der Täuschungen vermuthen, von denen Mai selber unbewufst eine stattliche Probe am *Apuleius de orthographia* gegeben hat. Einer weiteren Analyse des Virgilischen Buches sind wir hiernach auf jeden Fall überhoben.

Ganz anders lautet ein hierauf folgender *Grammaticus Vaticanus* p. 153—328, herausgegeben aus einer sehr alterthümlichen Handschrift des VI. oder VII. Jahrhunderts. Für den Verfasser hält Mai jenen *Probus*, unter dessen Namen wir eine Sammlung prosodischer Regeln (*Lindem. Corp. Gramm. I.*) besitzen; und wenn er, auch durch diplomatische Gründe bewogen, letztere als den zweiten Abschnitt, die vorliegende Elementarlehre als den ersten einer lateinischen Technik betrachtet, so verfährt er sicherer als wenn ihm einige wenige Definitionen der populärsten Art, die sonst dem Probus beigelegt werden, zum Beweise dienen, während er selbst gesteht: „*Sed et aliae multae a Putschianis grammaticis auctoritates Probi laudatae mihi in grammatico Vaticano non occurrebant.*" Uebrigens ist der sachliche Gewinn dieser klar und bündig geschriebenen Formenlehre sehr unbedeutend, da nur die Praxis, nicht die gelehrte Forschung hierbei bezweckt wurde: weshalb bis auf etliche grammatische Bruchstücke des *Varro* und *älteren Plinius*, dann Citationen des *Lucilius* und *Sallust* jeder Schein von Belesenheit fern bleibt. Noch geringeres Interesse haben *Abbonis Floriacensis quaestiones grammaticales* p. 329—349. Der französische Diakonus *Abbo* im X. Jahrhunderte zeigt in diesen an englische Benediktiner gerichteten Kleinigkeiten, wie schwach zwar die lateinische Sprachkenntnifs damals bestellt war, wie jedoch die Lesung der älteren Grammatiker noch immer fortdauerte. Den Beschlufs dieser ersten Abtheilung machen die oben erwähnten Papyre mit einem griechischen Trostschreiben des ägyptischen Bischofs *Serapion*.

Die zweite Abtheilung eröffnen *Carmina vetera Christianorum ex codicibus Vaticanis* vom IV. bis mindestens zum IX. Jahrhundert, über deren Werth uns Kenner des Faches belehren werden. Vor anderen ragen die Namen des *Paulinus* von Nola und des *Johannes Scotus* hervor, der öfter Griechisches einmischt, freilich auch Hexameter wie diesen, Ὀρθόδοξος ἄναξ εὐσηβὴς κλυτὸς ὁπλίτης. Aufserdem läuft Profanes unter, namentlich ein Drama *Amphitryon*. Hierauf *Hisperica famina p.* 479—500. ein Quodlibet in phantastisch-bombastischem Latein und zugleich nothwendiges Supplement zum obigen Virgilius; dann eine weitläuftige Metrik von *S. Aldhelmus.* Von diesen Neuigkeiten läfst sich wie von manchen philologischen Dingen nur urtheilen: Schade um das schöne Papier.

G. Bernhardy.

CXIX.

Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens. Von Dr. J. A. Kutzen, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Breslau. Im Verlage bei Gebhardt in Grimma, 1834. 202 S. 8.

Die Betrachtung der grofsen Männer in der Geschichte ist unerschöpflich: es steht dem jungen Gelehrten und Schriftsteller wohl an die erste Bethätigung seiner Studien durch die Darstellung eines grofsen Charakters zu geben. Hr. Kutzen beschäftigt sich in der vorliegenden Schrift mit der umständlichen Entwickelung der politischen Ansicht und Thätigkeit des Perikles in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges. Es handelt sich darum, ob Perikles klug daran that jenen unheilvollen Krieg, der die Blüthe Griechenlands zerstörte, aufzunehmen, ob er berechtigt war den Sieg Athens zu hoffen, ob seine Maafsregeln der Kriegführung die richtigen waren. Hr. Kutzen rechtfertigt Perikles vollkommen, und in der That ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs Athen, wenn es sich von der Bahn, die Perikles vorgeschrieben, nicht entfernt hätte, wenn es sich nahmentlich enthalten hätte einen andern grofsen Krieg vor gänzlicher Beendigung des Peloponnesischen zu unternehmen, auf das Glänzendste die Ueberlegenheit einer Seemacht über eine Landmacht bethätigt haben würde. Im fünften Kapitel handelt Hr. Kutzen von Perikles' Macht während der letzten Zeit seines Wirkens und von den Ursachen davon. Dafs Perikles gleich einem Monarchen über Athen herrschte, sagt Thucydides: wodurch, das führt Hr. Kutzen aus, durch sein Rednertalent, seine erhabene Gesinnung, Vaterlandsliebe, Unbestechlichkeit. Das ist alles richtig, und es können noch mehr Tugenden des Perikles angeführt werden, aber das Eigentliche und Eigenthümliche ist, dafs kein Staatsmann, so wie er, sich ganz dem Staate hingab. „Man sah ihn, sagt Plutarch Cap. 7, in der Stadt nur einen einzigen Weg gehen, auf den Markt und in das Rathhaus. Einladungen zu Gastmählern und allen dergleichen Ergötzlichkeiten gab er auf. In der ganzen langen Zeit seiner politischen Thätigkeit ging er zu keinem Freunde zu Tische, nur einmahl zur Hochzeit eines Verwandten, aber auch da blieb er nur, bis die Trauung vollendet war, sogleich stand er auf und ging nach Hause." Mit der ganzen Kraft seiner Gesinnung und seines Talents ergab sich Perikles der Staatsverwaltung, auf dem Wege zur Macht that er manches Ungehörige, aber einmahl dazu gelangt, erzwang er von allen Bürgern das Geständnifs, dafs sie keinem Besseren anvertraut werden könnte.

Der Verf. hält sich durchaus im Einverständnifs mit Thucydides, und eigentlich ist seine ganze Arbeit nur eine Zusammenstellung und Erörterung der Aussprüche dieses Historikers, den er in der ersten Beilage eben so umständlich als den glaubwürdigsten und sichersten Führer bei der Beurtheilung des Perikles darstellt. In einer zweiten Beilage excerpirt er Griechisch alle Sentenzen, die in den Reden des Perikles bei Thucydides vorkommen; und in einer dritten stellt er eine Sammlung der Urtheile über Perikles von 21 neueren meist Deutschen Historikern und Philologen, von der Englischen (Hallischen) allgemeinen Weltgeschichte an bis auf Zinkeisen, zusammen. Es ist darunter viel schön Gedachtes und Gesagtes, doch auch manches Verkehrte und Triviale. Und wozu soll uns die ganze Sammlung dienen? Zum Beweise, wie verschieden über eine historische Person geurtheilt werden kann? Wer zweifelt daran? Manches ist auch wohl nur Uebereilung momentaner Stimmung, wie dafs *Schlosser* in der Weltgeschichte einmahl von einem *verruchten Perikles* sprechen konnte. Wie viel erspriefslicher wäre es gewesen, wenn der Verf. selbst alle seine fleifsig zusammengebrachten Materialien zu einer vollständigen Schilderung des Perikles, seiner *ganzen* politischen Thätigkeit, nicht jener letzten Jahre allein, die in der That sehr einfach, nothwendig und anerkannt ist, benutzt hätte! Dann würden ihm ganz andere Probleme zu lösen vorgekommen sein; er würde die demagogische Thätigkeit des Perikles auch von ihrer bedenklichen Seite haben betrachten müssen, während sie in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges über allen Zweifel erhaben und anerkannt preiswürdig erscheint.

Nehmen wir die Schrift wie sie vorliegt, so giebt sie Zeugnifs von einer fleifsigen Lectüre des Thucydides und von passlicher Benutzung der dahin einschlagenden neuern antiquarischen Schriften; und so wie dies das Beste verspricht von einem beginnenden Docenten der allgemeinen Geschichte, zumahl da die Gewandtheit seiner Sprache unverkennbar ist, so würden wir ihm doch für künftige historische Monographien noch schwierigere Stoffe empfehlen müssen. Eine einzige historische Unrichtigkeit ist uns anstöfsig gewesen, S 118, wo es heifst: „Perikles verlor durch die Pest — — endlich den letzten seiner Söhne, der vermöge eines Gesetzes, das Perikles selbst veranlafst, (Plut. im Per. Cap. 37) als wirklicher Athener gelten sollte." Die Sache mit dem Gesetze verhält sich nach der vom Verf. selbst citirten Stelle ganz anders; und dieser legitimirte Sohn des Perikles *überlebte* ja den Vater, war 24 Jahre später einer der Strategen in der Schlacht bei den Arginussen, und wurde in Folge des bekannten Prozesses hingerichtet. Vergl. Xenophon Hellen. I, 6, 16.

C. G. Zumpt.

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXX.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 *bis* 1832. *Herausgegeben von Friedrich Wilhelm* **Riemer**, *Grofsherzogl. Sächs. Hofrathe und Bibliothekar. Thl.* 4. 453 *S. mit einer Tabelle. — Thl.* 5. 461 *S. — Thl. 6. nebst Verzeichnifs und Register* 480 *S. Berlin*, 1834. *bei Duncker und Humblot.* 8.

An die frühere Abhandlung eines dahingeschiedenen freundlichen Mannes über die drei ersten Bände des obgedachten Briefwechsels schliefse sich hier der Bericht eines Jüngern, der nicht ohne schmerzliche Erregung die ihm liebgewordne Pflicht erfüllt, seine unmafsgeblichen Anschauungen des merkwürdigen Verhältnisses zwischen Goethe und Zelter hier zur Mittheilung zu bringen. Die letzten drei Bände liefern in einer dichten Reihe brieflicher Relationen die historischen Dokumente der Freundschaft beider Männer vom Anfange des Jahres 1825 bis zu Goethe's Todestage. Die Stetigkeit der Correspondenz ist ununterbrochen wie die gegenseitige Neigung, die sich in Ermangelung einer oft als Bedürfnifs gefühlten tagtäglichen mündlichen Unterhaltung schriftlich bethätigt, und Zelters mehrmals wiederholter Besuch in Weimar ist mit nur kurzen Unterbrechungen ein wohlthätiges Ferment zu angefrischter Erhebung und Vertiefung der bei Zelters Eigenheit nicht selten in die flache Breite der Tageswelt verfallenden Interessen. Goethe hatte so viele, das tiefste Geisterleben berührende und aufregende Neigungen in sich schon erlebt und überlebt, so viel schimmernden Glanz der Weltlichkeit und so viel klarste Offenbarungen der geheimnifsvolleren Mächte des menschlichen Gemüthes aus persönlichen Beziehungen mannigfacher Art sich angeeignet, das Leben der Besten seiner Blüthenzeit wie einen Theil seiner selber mitdurchlebt, nach dem Hinscheiden der hohen Genossen seines Strebens war das eigne Streben in sich selbst gesättigt, und nachdem er von Liebe und Nichtliebe der Welt viel überduldet und selbst die dämonischen Ergüsse einer betäubten und betäubenden Mädchenseele, die unermüdlich schien in das hellblaue Firmament seiner behäbigen Ruhe die zerfahrenden Sternschnuppen ihrer wundersüchtigen Laune hineinzuschleudern, mit Milde und ohne Härte überdauert, da mufste ihm das Verhältnifs zu Zelter, das dies alles nicht gab, durch die Treue einer kindlichen Angehörigkeit aufrecht erhalten, wie eine Erholung im Negligee der Abendstunde des Lebens erscheinen und so eine Geltung ganz eigenthümlicher Art für ihn gewinnen. Das Verhältnifs zwischen Beiden hat mit dem Beginne des Jahres 1825 schon eine Engigkeit — ich möchte nicht sagen Innigkeit — gewonnen, dafs sich Neigung und Gewohnheit auf Seiten des Dichters nicht mehr trennen lassen, vielmehr beides sich zu einem Bedürfnifs tagtäglicher Conversation durchdrungen hat. Es wird vielleicht jetzt schon allgemeiner eingeräumt, dafs es bei den Gaben letzter Hand, die wir als schliefsliche Willensmeinungen Goethe's erhielten, sehr oft weit weniger darauf ankommt, *was* er giebt, sondern *wie* er's giebt und in welche Beziehung er sich zu den Objecten des Lebens damals stellte. Dafs in Kunst und Wissenschaft doch ein längerer und mithin tieferer und reicherer Lebensathem sei als in der Brust auch des begabtesten Individuums, und dafs, wo sich ein Konflict und Widerstreit zwischen beiden erhebt, das Einzelleben doch endlich still in sich versinkt und besiegt zurücktritt, während das Leben sich selber in neuen Kreisen weiterlebt, dürfte sich aus dem Bereiche der Thatsachen aller Zeiten schwer verläugnen lassen. Auch in „Kunst und Alterthum" waren manche kritische Aeufserungen Goethe's nur Bülletins über sein letztliches Verhalten in geistiger Bezugnahme; die Summe der Wirklichkeiten blieb unerschöpft, ungeprüft, un-

gemessen. Und so sei denn hier angedeutet, aber auch sogleich bei Seite gestellt, dafs es eine Thorheit ist, sich aus den vorliegenden Briefen vom J. 1825 bis zum 22. März 1832 eine genügende Offenbarung schöpfen zu wollen über die wichtigsten Ereignisse in Kunst, Wissenschaft und Leben damaliger Zeit. Wer sich in Ermangelung eigner Haltungskraft aus der Geschichte einer Persönlichkeit Trost, Erbauung oder Lebensmaximen irgend einer Art heraussucht, kann weder gehindert noch getadelt werden; von durchgreifender Erfassung eines eignen und eigenthümlichen Lebensprocesses kann aber dabei nicht mehr die Rede sein. Wir lassen jedoch diese Betrachtung als hier weniger an ihrer Stelle fallen und wenden uns zu den Briefen selbst. Einmal zugegeben, dafs wir es hier mit der Verhaltungsweise zweier verschiedentlich bedingten Persönlichkeiten zu einer Zeit zu thun haben, die sie *nicht* beherrschten, können wir doch der Bezüge voll positiven, ewig gültigen Gehalts so viele auffinden, dafs dem Briefwechsel nicht blofs seine allgemein literarische Bedeutsamkeit, sondern auch ein psychologisches Interesse der feinsten Art für alle Zeit gesichert bleibt. Dies Interesse geht noch weit über den Antheil hinaus, den wir der ungenirten Entwickelung der Zelterschen Persönlichkeit zollen, es sättigt sich auch nicht ganz in dem freudigen Erstaunen, Bewundern und Verwundern, das uns beim Anblick der häuslichen Bequemlichkeit des greisen, ehrwürdigen Dichters ergreift: es liegt vielmehr noch versteckter in einem Etwas, das ich nur erst im Verlaufe dessen, was hier zu sagen ist, aussprechen kann.

Es wird allgemein zugestanden, dafs sich Zelter um das Institut der Berliner Singakademie, das er als Nachfolger seines Lehrers Fasch leitete, bleibende Verdienste erworben hat. Als Musiker in der alten classischen Schule des deutschen Kirchenstyls erzogen, war er recht eigentlich dazu berufen, die Bedeutsamkeit eines Instituts zu sichern, dem es zur Aufgabe gestellt zu sein scheint, auch in der protestantischen Welt einen gewissen Zusammenhang zwischen Musik und Christenthum festzuhalten. Man sprach von Zelters Direction mit unbedingter Hochachtung, er lenkte und beherrschte die vielen hundert Instrumental- und Stimmenkräfte seiner Akademie mit eben so sicherer Hand als früher die Pfeifen seiner Orgel, und wenn ihn Blücher einmal einen guten General genannt hat, so war damit nicht blofs ein passendes Gleichnifs für Zelter als Director gegeben, sondern beide Gestalten waren durch diesen Ausspruch in eine verwandtschaftliche Nähe gerückt, welche durch einzelne persönliche Züge beider Männer keinesweges aufgehoben wurde. Ueber Zelter als Componist darf hier kein begründetes Urtheil erwartet werden, nur soviel glaube ich andeuten zu können, dafs sich derselbe in seinen kirchlichen Compositionen doch wohl sehr eng in den Grenzen seiner Schule hielt; aber dafs er durch und durch der Mann dieser seiner Schule war, ist ein charakteristischer Zug des seltenen Mannes und so mufste denn eine derbe, kerngesunde Frömmigkeit, wie sie auf verwandtem Gebiete nur in der Lutherschen Diction zu finden ist, ihm wie seiner Schule angehören. Ein Oratorium zu componiren, in welchem sich das simple, einsame, nicht selten auch eintönige Gebet zu einer religiösen Weltanschauung steigert, hatte man dem alten Musikus wohl zutrauen dürfen, allein zwischen einer Zelterschen Kirchencomposition und einem Oratorium von Händel oder Haydn liegt doch vielleicht derselbe Abstand wie zwischen einem streng protestantischen Kirchenliede und Dante's göttlicher Comödie. War nun Zelters Talent hier auf einem engen Kreise geblieben, wenn auch innerhalb dieser Grenze höchst vollendet und wirksam, so setzten ihn doch seine Balladencompositionen in einen weiteren Connex mit Richtungen der Kultur seiner Zeit. Schiller und Goethe waren entzückt, ihre Lieder auf so ganz eigne Weise tönen zu hören. Ihre Entzückung mochte aber fast nur eine freudige Ueberraschung darüber sein, wie es möglich sei, so treu zu componiren und mit so viel Enthaltsamkeit von Seiten des musikalischen Künstlers die Worte nur in Tönen zu wiegen, aus denen nichts anderes herausklingt als der zur Melodie herausgeborne Rhythmus des Verses und die Seele des Liedes selber. Beethovens Composition eines lyrischen Gedichtes giebt uns *auch* die Seele des Textes, aber doch in ganz anderer, bedeutsamerer Weise, denn sie ist nicht die Seele, die sich an den schlanken Leib des Verses schmiegt, nicht eingekörpert bleibt und nur mit den Gliedern des Gedichtes sich gleichmäfsig verlautbart. Beethovens Lieder-Composition ist vielmehr die frei gewordne Psyche, die ihren Körper zerbricht, erst in dieser Freiheit zu sich selbst kömmt und abgelöst von aller fremden Fessel ein eignes, selbstständiges, mithin erst ein wirkliches Dasein erreicht. So gewifs aber Mozarts Zauberflöte noch etwas ganz anderes ist und giebt als der

Schikanedersche Text, so gewifs ist es auch, dafs die Musik durch ein dienerisches Anschmiegen an die Worte des Dichters nicht ihr Eigenstes und Höchstes zu geben vermag. In diesem dienerischen Anschmiegen hat aber Zelters Balladencomposition lediglich ihre Bedeutsamkeit. Bei Gedichten, die wie „der Erlkönig," „der König von Thule," in dem strengeren, mehr an den nordischen und englischen Rhythmus erinnernden Balladenstyl gehalten sind, bemächtigt sich Zelters Intuition auf die glücklichste Weise des Stoffes, während seine Töne bei Producten, in denen, wie in der „Braut von Korinth," der romantischen Ausmahlerei schon vom Dichter mehr Spielraum gegeben ist, die Fülle des weiter ausgebauten Inhalts gewifs nicht erschöpfen, geschweige überflügeln.

Wir sehen überhaupt in Zelter einen Mann, der länger als gewöhnlich die Epoche erster, naturderber und harmloser Kindheitsentwickelung in sich festgehalten hat. Es ist als wenn Kind und Mann in ihm zusammengestofsen sind, ohne dafs sein inneres Wesen die Jünglingsepochen miterlebt hat. Das Strebende, Verlangende, das Sehnsüchtige und alle Blüthen und Düfte einer Jugendbegeisterung, die eine Durchgangsperiode in der Entwickelung des modernen Künstlers zu sein pflegt, sind seinem innern Menschen fern geblieben und so bringt er die naiv zutappende Ungenirtheit kindlicher Seelenanschauung ziemlich barsch und unvermittelt in die volle Wirklichkeitswelt des Mannes. Bei mehreren seiner Compositionen lief mir der Gedanke durch den Sinn, dafs die ganze Zeltersche Muse gewissermafsen im Mutterschoofse der Kunst sitzen geblieben sei. Er war ein Ettrik-Schäfer in der Musik, wobei jedoch wohl zu beachten sein dürfte, dafs es weit leichter Naturdichter als Naturcomponisten geben könne, weil der letztere zur Entfaltung und Entäufserung eines musikalischen Gedankens einer Menge künstlicher Mittel bedarf, deren der Poet überhoben ist. Daher aber auch bei Zelter, der das Technische seiner Kunst auf ungewöhnliche Weise in Besitz hatte, dieser Widerstreit zwischen seinem Naturtalent und seiner künstlichen Kunst, ein Widerstreit, der sich in der Person des Mannes in Bezug auf Literatur, Welt, Zeit und Geselligkeit in gesteigerter Potenz zeigte, da sein innerer Mensch in die Kultur seines Jahrhunderts nicht völlig aufgenommen war. Liegt in diesem Zwiespalt nun auch das eigentlich Interessante seiner ganzen Erscheinung, und können wir einen gewissen stillen Jubel nicht ganz unterdrücken, der sich in uns regt, wenn der alte Maurermeister im Musikus sich geltend macht und Zelter seinen banausisch gesunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyclopenstück seines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geselligen und Kunstleben hineinschleudert, so müssen wir doch in diesem Zusammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieses Mannes über Zeit und Zeitgenossen bedingt sehen. Zelter hat nie etwas erstrebt in seiner Kunst; was er nicht in sich fand, mochte er nicht erwerben, und das wirklich Vorgefundne beliefs er in seiner natürlichen Simplicität. Er giebt in dieser Beziehung das wohlthuende Bild einer gesunden Künstlergestalt und steht gegen alle kränkliche Strebsamkeit und alle sich selbst übernehmende und aufstachelnde Genie-thuerei im baarsten Gegensatze. Diesen Kontrast zu vielen Erscheinungen seiner Zeit in Kunst und Leben fühlte Zelter nicht blofs, sondern er verfolgte ihn absichtlich und hat recht eigentlich einen wahren Kitzel daran, seine barsche Faust in alle Dinge des Berliner Gesellschaftslebens zu stecken. Einige Briefstellen, wo der burleske Musikus gegen Frömmelei und Prüderie seinen scharfkantigen, vierschrötigen Witz einherschreiten läfst, sind fast grofsartig classisch und werden bleibende Dokumente sein zur Charakteristik der Zeit. Zelter war ein frommer Biedermann, ein treuer Gatte, er liebte seine Kinder mehr wie sein eignes Herz. Die Spartanische Rauhigkeit des alten Musikus glich einem im Meer der Unschuld abgewaschenen Bärenpelz, mit dem er die nymphenhafte, verdächtige Scham in Schrecken setzte. Das Gefühl seiner schlagenden Wirksamkeit und vor allem der Beifall Goethes hat ihn aber auch oft genug die Grenzen seiner Sphäre und die Möglichkeit seines Urtheils überschreiten lassen, so dafs er sich, auf die tappende Sicherheit seines Instinctes gestützt, nicht selten in den Harnisch einer ungewöhnlichen Arroganz warf. Goethe liebte so sehr die Gesundheit des Gemüthes, dafs er, wo er nur diese fand, selbst mit der Rohheit vorlieb nahm, und wenn die Trivialität in Bezug auf einen geistigen Hintergrund tritt und in einer gewissen Bedeutsamkeit hingenommen wird, so ist sie allerdings nicht das mehr was sie scheint, oder scheint nicht mehr was sie ist.

Wir sehen Goethe während der Jahre der zweiten Hälfte des Briefwechsels ein höchst einsiedlerisches Le-

ben führen. Der achtzigjährige Greis fühlt gar manche Fäden, die ihn früher mächtig mit der Welt verbanden, schlaffer geworden, manche ganz durchschnitten, viele liefs er unwillig fallen. Bei aller patriarchalischen Würde, die er bis auf den letzten Athemzug behauptet, zieht doch mehr oder wenignr eine Abspannung wie ein leiser Schmerz durch seine Adern. Nach den grofsen Thaten seines literarischen Lebens thut ihm eine stille Abgeschiedenheit gut. Auch sind die gröfsten Menschen, die an seinem Herzen gelegen, nicht mehr im Reiche der Lebendigen, selbst der edle fürstliche Freund scheidet von ihm, der einzige Sohn kehrt nicht wieder und so zieht er sich stiller in die Einsamkeit zurück, da er doch einmal einsam dastehen soll; das Gefühl der Isolirtheit wird der Vorbote einer langsam herannahenden Auflösung. Unsere Sorge für sein Dasein wächst, je weiter der Briefverkehr sich hinzieht. Der Greis überblickt die Spuren seines Wandels und es beseelt ihn nur noch der einzige Wunsch, sich fertig als Individualität hinzustellen und der Nachwelt dann zu überlassen, wie sie zu ihm sich zu stellen habe. Er rückt die einzelnen Fragmente und Scenen seines zweiten Faust-Theiles an einander, verbindet und vollendet das Ganze, überarbeitet manche Stücke seiner Biographie und ist rastlos bemüht, die Ausgabe letzter Hand zu betreiben. Seine geräuschlose Thätigkeit ist wunderbar. Jeder Tag, jede Stunde ist ihm köstlich, jeden Augenblick benutzt er, um das Gegründete zu befestigen, das Erbaute und Geschaffene edel zu behaupten. Eine so vollendete Klarheit über sein Leben, so ruhiger, beseligender Abschlufs mit sich und seinem Wirken, eine so gelungene, saubere und zarte Ausmeifselung der ganzen Gruppe eines vielverschlungenen Lebensbildes war selten oder nie irgend wem vergönnt. Die Zumuthung mancher jugendlich Heftigen wird abgefertigt und wenn ein Unwille heifser in ihm aufsteigt, treten Augenblicke ein, wo er der Aeufserung Raum giebt, dafs die Gegenwart etwas Absurdes für ihn habe. Sonst lebt er abgelöst vom Treiben des Momentes, nur die Sorge für sein gewesenes Leben hält ihn wach. Dazu bedarf er der häuslichsten Bequemlichkeit, und je mehr die Farbenpracht seines Himmels verbleicht, je mehr die Abendstunden herüberdämmern, desto traulicher rückt er, wie zu gegenwärtigster Nähe, an den alten Musikus seinen Sessel heran und lauscht auf das Geplauder „seines alten Kauz", der ihm aus einem aufgeregten Residenzleben allerlei Schwänke mitzutheilen nicht müde wird. Es ist rührend, wie die beiden Alten sich die Hände drücken und es erwacht bei dieser Traulichkeit auf unserer Seite nur die Besorgnifs, der groblustige Musikus möchte bei seinen Fabeln aus der baaren blanken Wirklichkeit, womit er dem Altvater die Grillen vertreiben zu können wähnt, die respektvolle Kindlichkeit gegen Goethe, die eigentlich Zelters Religion ist, am Ende noch aus den Augen setzen. Goethe verzieht auch über den ridicülsten Klatsch keine Miene, er läfst den alten Zelter gewähren und wachsen, er läfst ihn selbst um sich wuchern, diesen seltenen Buxbaum menschlicher und artistischer Simplicität. „Schon manchmal habe ich bedacht", — schreibt er unter anderem, — „wie wir beide gleichsam an die entgegengesetzten Enden der socialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkreichen Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu bestehen, unterrichtest und lehrst, giebst und geniefsest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, gebietest und herrschest und was nicht alles; hiezu noch der Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da giebt es denn schon etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie *Merlin* vom leuchtenden Grabe her, mein eignes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in die Ferne vernehmen lasse."

„Du thust mir einen wahren Freundschaftsdienst", — heifst es an andrer Stelle — wenn Du mir manchmal das Berliner Treiben, als Schattenspiel, durch meine Einsiedelei führst; kaum dafs ich mein kleines Hinterzimmer verlasse, das Du kennst, Tag und Nacht beschäftigt, die Kräfte zu nutzen, die mir geblieben sind. Gar manche Forderungen von Innen und Aufsen setzen sich fort, erneuern sich auch wohl, und so geht ein Tag, oft ein Theil der Nacht hin, wo ich Deiner viel gedenke und oft wünschte mich mit Dir auszureden; wozu Deine Briefe gar löblichen Text enthalten."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 119.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 *bis* 1832. *Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Riemer.*

(Fortsetzung.)

So läfst sich Goethe die neuesten Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und Leben der preufsischen Hauptstadt wie ein Schattenspiel vorführen, da der eigentliche Gehalt einer lebendigen Wirklichkeit für ihn schon ganz wo anders lag, und wenn wir so die Auffassung der Erscheinungswelt in unsrer Gegenwart gelten lassen, so können wir kaum umhin, bei manchen Solöcismen, die der alte Musikus rapportirt, in Bezug auf ihn selbst auszurufen: *ecco il vero policinello*! Nur ein einziges Mal findet sich in Goethe's Gegenäufserungen ein Vorwurf in folgender milden, verklärten Weise: „Aus Deinen Briefen werd' ich das Schickliche nach und nach mittheilen; denn, ob ich gleich dem geistreichen Kreise, der sich damit befafst, nur zur Seite bleibe, und mich weder um Tendenz noch um Urtheil bekümmere, wie wir alten Herren es am Schlusse des Jahres 1831 alle Ursache zu halten haben; so geb' ich doch gern etwas zu, weil es als eine Art von Sauerteig, die geistlose politische Zeitungsexistenz zu balanciren, oder wenigstens zu incommodiren vermag. Zuvörderst aber hab' ich zu melden, dafs ich in meine Klosterzelle mich zurückgezogen, wo die Sonne, grade jetzt bei ihrem Aufgehn, mir horizontal in meine Stube scheint und mich bis zum Untergange nicht verläfst, so dafs sie mir durch ihre Zudringlichkeit oft unbequem wird, auf den Grad, dafs ich sie wirklich auf einige Zeit ausschliefsen mufs. Dabei kommt mir ein altes Verslein in den Sinn, welches übersetzt, ohngefähr also lauten wird:

„Mit Liebe nicht, nur mit Respect
Können wir uns mit Dir vereinen:
O Sonne! thätest Du Deinen Effect
Ohne zu scheinen."

Zelter hat in seinen Kinnbacken etwas Zermalmendes, seine Zunge ist schwer aber auch spitz, sein Humor ist *sans quartier* schrecklich derb, dabei zugleich feist und wohlgefällig, wie sich denn auf Goethe's vielfach gespendeten Beifall eine Verwöhnung bei ihm sichtlich macht. Goethe vergleicht ihn in seinem Erzählungseifer mit einer wohl conditionirten Mühle, die zum Umschwung ihres Räderwerkes Wasser brauche und damit ihre Steine sich nicht selbst aufreiben, Waizen die Fülle nöthig habe; sein Mühlgraben, sagt er, bedürfe des Zuflusses von aufsen. Sehen wir nun so Goethe's Verhalten und Bewufstsein in Bezug auf Zelter gesichert, so dürfen wir uns dem Wohlgefallen an der Kernhaftigkeit des barocken Mannes füglich hingeben. Seine Ausdrücke aus der Herberge sind von ganz eigner Trefflichkeit, und seine ungenirte Derbheit findet nur in Rabelais ihres Gleichen, wie denn auch der Alte kein Buch kennt, das er lieber geschrieben haben möchte als den Pantagruel. Sein Instinct führt ihn bei Beurtheilung literarischer Dinge oft sicher genug, er giebt den Kern der Sache zum Besten, wirft aber mitunter, indem er ihn offerirt, auch die Schaale dem Empfänger an die Stirn. Sein Witz trifft manchmal den Nagel auf den Kopf, schlägt aber täppisch genug noch häufiger Kopf und Nagel in Stücke. Wir sehen in ihm zugleich einen Mann, den ein drängendes, ein ehrliches, aber doch sanguinisches Gelüst treibt und quält, sich für den Unbill zu rächen, den ihm die blofs materiellen Elemente seines früheren Lebens angethan, und wenn seine nervige Faust die verzärtelte Idealistik mancher Zeitrichtungen rücksichtslos durchschüttelt, so erglüht der seltsame Mann dabei in einem Feuer ehrlicher Aufregung, das den betheiligten Personen wie eine diabolische Flamme boshafter Laune erscheinen mag. Hierher gehören die Ausfälle gegen Tiedge und der durchlaufende Spott über aufstrebende musikalische und dichterische Talente Berlins, die jedoch sämmtlich in Schutz zu nehmen bei der zeitlosen, wenn nicht zeitwidrigen Richtung derselben

zum Theil aufser der Möglichkeit liegt. Eine völlige Verkennung aus Beschränktheit ergiebt sich in Zelters Urtheilen über Weber und Spohr. Ueber Spontini springen dem Alten die widersprechendsten Dinge über die Lippen. Gluck wird nur äufserst selten erwähnt. In Mozart sucht er sich blofs die Anklänge und Erinnerungen an die alte Schule auf, und indem er diese Züge auch in den reifsten Werken des Meisters mehr als billig verfolgt, geht es ihm wie in verwandtem Kunstgebiet den Eifrigen, die noch in Rafaels Spätwerken Perugino's Pinselstriche herauszufinden sich abmühen. So erklärt er unter anderem den Gesang der schwarzen Männer in der Zauberflöte für ein Stück in Bachschem Styl und erinnert lächerlich genug an die Musik des Lutherschen Chorals: „Wenn wir in höchsten Nöthen". Dies genügt um die Ansicht zu belegen, dafs Zelter aller Befähigung für die Romantik in seiner Kunst und insonderheit für Auffassung dramatischer Musik entbehrte. Es lag ihm alle Romantik selbst in der Ahnung fern, und so mufste er, weil ihm in der Entfaltung seines innern Menschen die eigentliche Jünglingsepoche versagt war, auch auf dem Gebiete der ihm eignen Kunst, durch eine ziemlich weite Kluft von seiner Zeit getrennt bleiben. Man erhole sich Raths beim alten Musikus über Kirchentonarten, Contrapunkt und Fugenkunst, man beherzige seine Andeutungen über das Technische seiner Kunst, über Akustik, Structur der Proscenik, Bauart des Orchesterraumes, man erwäge seine Aussprüche über das Verhältnifs zwischen Melodie und Harmonie; aber man suche in seinen Bekenntnissen kein Bewufstsein über die Kunstleistungen der Zeit und tröste sich damit, dafs Polonius als Staatsmann ein ungefähres Gegenstück war für Zelter als Kritiker, wie es ihm denn in Bezug auf Goethe auch nicht an angemafster Bescheidenheit, noch weniger an gebotenem Enthusiasmus fehlt, um allenfalls „eine Wolke für ein Kameel" zu halten. In seinem Verhältnifs zur Berliner Singakademie, deren Geschichte in seinen Relationen genau zu verfolgen ist, behauptete er eine patriarchalische Würde, die jedoch sein Wesen nicht ganz erfüllt, vielmehr durfte zur Ergänzung seiner Natur der Hang zur Burleske nicht fehlen, dem nur ein ausgedehnterer Horizont abging, um Zelters Briefe zu wichtigeren Beiträgen zu einer deutschen *chronique scandaleuse* zu machen. In diesem Gemisch von solidem Ernst und skurriler Laune liegt aber der ganze Reiz seiner Erscheinung.

Endlich gehört auch noch ein Stück Idealistik dazu, um das Wesen des Mannes, das eigentlich nur durch seine Seltenheit bedeutsam erscheinen konnte, zu vollenden und in sich abzuschliefsen. Was Zelter als Componist schuf, hat er eigentlich weniger geschaffen als es ihn wie eine plötzliche Eingebung und wie ein kurzer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angelernter Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen seiner Melodieen, daher auch die Ueberraschung über sich selbst und die Freude an der eignen ungeahnten Schöpfung. Diese Naivetät versöhnt durchaus wieder mit ihm. Und so war denn Goethe's Liebe zu ihm auch wie etwas ungeahnet Ueberkommenes, sie war für Zelter ein Evangelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überrascht, der mit offnen Augen und Ohren der frohen Botschaft entgegenstaunt. Dieser Gesichtszug des Hirten an der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Erscheinung des Geistes nicht zu fassen im Stande war. Dies gehört mit zur Charakteristik des Verhältnisses zwischen Goethe und Zelter. Als Entgegnung für durchaus unzweideutige Beweise von Liebe und Hinneigung hatte Zelter nichts zu bieten als sein ganzes Selbst. Damit gab er freilich sein Alles, aber dies war *sub specie aeterni* immer nicht allzu viel gegen das was er empfing. Diese unbedingte Hingebung war wie eine geistige Leibeigenschaft, in der es ihm möglich wurde, als Componist das blofse Instrument für die Goethesche Liederpoesie zu werden. Daher eben in seinen Compositionen die getreue Resonanz der Verse seines Dichters und das tiefsinnige Austönen der Seele eines Goetheschen Liedes. Das hat nur eine Liebe, und eine fast weiblich sich anschmiegende Liebe vermocht. Und so stöfst der Betrachter denn hier wieder auf etwas Räthselhaftes im Seelenleben, wenn man bedenkt, wie auch dieser harte, schroffe, täppische Mann in diesem Verhältnifs zum Dichter den Antheil des „ewig Weiblichen" in der Menschennatur, an das Goethe's Chorgesang im zweiten Faust-Theile das Wunder der Erlösung knüpft, nicht verläugnen durfte. Zelter macht sich in jeder Weise dem Dichter zu eigen, er fühlt in ihm, ohne ihn ganz zu begreifen, seine Seele, seine geistige Freude und sein Bewufstsein, und so mufste ihm dies alles mit hinweggenommen werden als Goethe verschied. Seines Bleibens konnte nicht lange mehr sein, er mufste bald folgen, sein Tod reicht mit dieser Macht geistiger Angehörigkeit, meines Dafürhaltens, über alle blofs materialistische Deutung hinaus.

Gegen Ende des Jahres 1830, nachdem Goethe bei plötzlichem, lebensgefährlichem Blutverlust dem Tode ziemlich nah in's Angesicht geblickt, wird der Briefstyl immer rascher, ungeordneter, drängender. Das Bedürfnifs der Mittheilung steigt und es scheint, als hätten Beide kaum Zeit sich an den Tisch zu setzen, die Feder zu ergreifen oder den Schreiber zu rufen. Es ist als schrieben sie nicht mehr, als sprächen sie eilig hinüber und herüber und es ist ergreifend zu hören, wie sie sich alles berichten, das Unbedeutendste, das der Moment [illegible] und verschlingt. Hat sich doch für den Dichter das Gröfste und das Tiefste längst erschöpft, und doch ist das Leben noch da und will seinen Tribut: so [illegible] man sich gegenseitig und drängt sich an einander und drückt sich fester, wiederholter die Hand in alter Treue; der Rest wird ja bald genug Schweigen sein [illegible] ewige stille Liebe! „Hätt' ich die Hälfte Deiner [illegible]" — sagt Zelter — „ich hielte mich schon für [illegible] Mir bist Du Einer, der schon lange nach sei[illegible]ebt, und komm' ich und sehe Dich bei Leib und Leben, so komme ich mir selber wie abgeschieden [illegible] sehen sich beide schon von Zeit zu Zeit mit [illegible] Augen an. Dazwischen brummt Zelter doch [illegible] dem Contrabafs seiner Werkellaune. Das Treiben der Gegenwart bringt seine Mifstöne schreiend dazwischen und der alte Musikus hat Indiscretion genug, dem [illegible] Dichter alles zu hinterbringen, was für [illegible] mehr taugt. Einige Timonische Aus[illegible]en über Goethe's Lippe, Zelter tummelt [illegible] in den widerstreitenden Richtungen des [illegible]s. umher und so erscheinen sie denn im [illegible] ihrer Zeit nicht selten wie zwei alte ver[illegible] Krieger in der Defensive, der Eine im Gefühl [illegible] Weltzusammenhanges, weil er weifs, dafs wer [illegible] ergriffen mit ganzer Seele, dem die Ewigkeit nicht entgeht; der Andere vom Augenblick getrieben und beherrscht, aber mit einer handfesten, unver[illegible] „Wehrmannstactik" ausgerüstet, mit der er [illegible] im feindlichsten Elemente Raum zu verschaffen [illegible].

(Der Beschlufs folgt.)

CXXI.

Neugriechische Grammatik nebst einer kurzen Chrestomathie mit einem Wörterbuch, für den Schul- und Privatgebrauch. Herausgegeben von Dr. Fedor Possart. Leipzig, Reichenbach. 1834. *X.* 346 *S. gr.* 8.

Der Verfasser, dessen Namen schon manche Grammatik und Chrestomathie an der Stirne trägt; z. B. eine spanische, persische, italienische, scheint, aufgemuntert durch die politische Gestaltung des neuen Griechenlands, und den auf kurze Frist epidemisch gewesenen Wahn, als müsse Deutschland nun mit einem Male die neugriechische Sprache erlernen, sich die nicht geringe Mühe aufgebürdet zu haben, die vorfindigen, mehr oder minder brauchbaren Lehrbücher dieser noch so wenig wissenschaftlich erläuterten Sprache zu durchgehen, um aus ihnen ein vollständigeres als jedes einzelne zu gestalten. — Die Zusammensetzung der vorliegenden Sprachlehre aus den meisten der bisher erschienenen, dürfte nun derselben bei Nichtkennern leicht den Ruf der Vollständigkeit erwerben, den sie aber, untersucht man genauer, nicht ganz verdienen würde; denn als natürliche Folge der oben angedeuteten Verfahrungsart kündet sich die Beschaffenheit derselben an; neben Brauchbarem und Vollgültigem, erscheint Ueberflüssiges und nicht Stichhaltiges, wir entdecken Einzelnheiten, die eine tiefe Kenntnifs der Sprache zu verrathen scheinen, und stofsen auf Blöfsen, die unsere gute Meinung vernichten, wir haben zu viel und zu wenig. — Die neugriechische Sprache kann, so dünkt uns, aus den bis jetzt erschienenen Hülfsbüchern *allein* nicht erlernt werden, tritt nicht langer Umgang mit Griechen selbst und zwar verschiedener Landestheile hinzu. In den meisten bisherigen Sprachlehren ist jene oft unmerklich, selten scharf abgegränzt sich hinziehende Scheidelinie zwischen der Sprache des alten und neuen Griechenlands unzählig oft überschritten. — Rühren sie von griechischen Verfassern her, so sind diese nur zu oft durch die Sucht, die Sprache ihres Vaterlandes so edel als nur immer möglich darzustellen, zu sehr ins Altgriechische gerathen; rühren sie hingegen von Fremden her, so haben diese selten nur jene, wenn auch unbedeutenden Eigenthümlichkeiten erkannt, die so sehr zum Wesen einer Sprache gehören, welche durch äufseren, fremdartigen Einflufs so mosaikartig sich gestaltet hat. — An diesen Uebeln seiner Bestandtheile laborirt nun auch vorliegendes Werk und, wie begreiflich, an beiden. —

Die Vorrede schon bietet manche Blöfse, wozu z. B. p. VIII. in einer neugriechischen Sprachlehre „Beispiele" als Belege der Regeln „die nicht rein neugriechisch, sondern ganz altgriechisch sind", solche wären vielmehr sorgfältig in dem Buche zu vermeiden gewesen, statt ihnen hier das Wort zu sprechen. — p. IX. „ζ und ϑ sind für Deutsche schwer auszusprechen", ϑ ja, doch nimmermehr ζ, welches ganz das deutsche s im Worte: Wiese ist, und doch gewifs nicht schwer auszusprechen, — dagegen scheinen dem Verf. die Schwierigkeiten der Aussprache des γ überhaupt oder im Konflicte mit ϱ nicht aufgefallen zu sein, ein Klang, der weder durch *g* noch *j* auch nur annähernd bezeichnet wird; was wäre vollends vom δ zu sagen, das der Verf. p. 9 kurzweg mit *dh* abfertigt, hier in der Vorrede unter den schwer auszusprechenden aber gar nicht erwähnt; — δ im Zusammentreffen mit σ und in der Nähe eines ϑ hat manchen Frem-

den an der Möglichkeit die Aussprache des Neugriechischen zu erlernen, das überdies noch sehr schnell und doch rein, nicht dem Englichen ähnlich bequem gerundet, gesprochen wird, fast mit Recht zweifeln gemacht. —

p. 16. §. 36. Sind die Ausnahmen von der Regel, dafs die Namen der Berge, Winde, Flüsse und Monate männlich seien, viel zu wenig genau aufgezählt, so z. B. unter den Flüssen nur die Morava und Maritza genannt, während fast alle Flüsse Deutschlands, die im Deutschen *feminina* sind, hierunter zu zählen waren.

p. 18. §. 42. Der bestimmte Artikel ὁ, ἡ, τὸ heifst im gemeinen Leben „*nicht* immer" ἡ statt αἱ und Accusativ ταῖς statt τάς, nur einige Bewohner kleiner Inseln haben es in ihrem Dialekte, überhaupt nur übler Gebrauch, dasselbe gilt von p. 20 §. 49 und zwar von αις statt ας im Accusativ pluralis.

p. 20 §. 49. erscheinen unter den Ausnahmen ῥάγα, σαπύλα, ἀκτῖνα und τρύπα, die doch ganz nach der aufgestellten Regel gehen; an anderen Orten nimmt der Verf. wieder häufig die Ausnahmen in die Regel, so z. B. p. 24 §. 62 stellt er den Accusativ von ἄνθρωπος geradezu als — *πον oder πο.* —

p. 25 §. 64 οἱ μάςοραι kommt nie vor, immer nur μάςοροι oder μάςοραις.

p. 30 §. 79 ὁ πῆχυς die Elle, ist altgriechisch („hellenistisch") im Neugriechischen heifst sie ἡ und τὸ πῆχυ, dasselbe gilt von den Geschlechtsformen χαριεις, εσσα, εν. p. 37 §. 103. ebenso p. 42 §. 113. μελας, das im Neugriechischen durch μαύρος ersetzt wird. —

p. 44 §. 118. Unter jenen Beiwörtern, denen der Superlativ mangeln soll, ist füglich νέος jung, und γεῤῥὸς gesund wegzulassen, da sie allerdings diese Vergleichungsstufe haben, νεώτατος und γεῤῥότατος.

p. 45 §. 122 fehlt der Name der Sammlungszahlen, sie heifsen Ἀναλογικὰ, siehe *Bojadschis* Sprachlehre p. 45, welche der Verf. etwas undankbar mit „mangelhaft" in der Einleitung abfertigt, deren Regeln aber häufig wörtlich und ganz mit denselben Beispielen im vorliegenden Werke erscheinen. — Bei dem Geschlechte der Beiwörter wäre übrigens *Bojadschi* besser zu benutzen gewesen, der p. 12 die Regel aufstellt, dafs die zusammengesetzten Beiwörter auf ος meistentheils *generis communis* sind, so z. B. ὁ ἄδικος κριτὴς und ἡ ἄδικος κρίσις.

p. 47 § 132 um *halb* auszudrücken bedient man sich des Wortes ἥμισυ, oder des in der gemeinen Sprache gebräuchlichen μισὸς, η, ον. Hier wäre hinzuzufügen, dafs μισὸς in solchem Falle häufig mit dem Zahlworte, zu dem es gehört, förmlich vereint wird, z. B. δυόμισυ dritthalb und auch als Bezeichnung der Stunde halb drei Uhr, für δύο καὶ μισὴ (scil. ὥρα.).

p. 51. §. 141 τοῦ λόγουμου für ein Fürwort auszugeben, dürfte kaum zu billigen sein, übrigens wäre hier hinzuzufügen, dafs bei dieser Zusammensetzung das Geschlechtswort wegfällt, wenn ein Vorwort vorausgeht, z. B. Ἀκόμη ἔχω χρεῖαν ἀπὸ λόγου σου, ich bedarf Ihrer noch.

p. 53 §. 144. Anmerk. 1. Nicht blofs in Gedichten, sondern sehr häufig in der Umgangssprache erscheint αὐτουνοῦ, αὐτηνῆς u. s w.

p. 59 §. 152. Ἐπειδὴ τις τὸν ἐρώτησεν heifst nicht: „hierauf fragte ihn einer" sondern: weil ihn einer fragte.

p. 60 §. 155. Unter die Formen den Optativ im Neugriechischen auszudrücken, wäre füglich auch jene mit ἄς aufzunehmen gewesen, z. B. ἄς λείψῃ, es möge wegbleiben.

p. 63 §. 169. Wäre anzudeuten, wozu denn eigentlich der Charakter bei Zeitwörtern: (Τελικὸν oder Χαρακτηριστικὸν scil. σημεῖον) zu beachten sei, nämlich um mit Hülfe desselben die allgemeine Form der Abwandlung insbesondere anwenden zu können.

p. 65 §. 179. Nicht blofs die angeführten Zeitwörter verwandeln im Aoristus Activi ζ in ξ, die Anzahl derselben ist nicht so geringe als der Verf. glauben macht, z. B. φωνάζω ich rufe, ἐφώναξα, συνάζω ich sammle, ἐσύναξα, σιβάζω ich hänge auf, ἐσίβαξα u. s. w.

Doch so viel möge genügen den theoretischen Theil des Lehrbuchs zu beleuchten, wenn auch die fortgesetzte Untersuchung noch manches Irrige entdeckte, das der Raum jedoch hier alles der Reihe nach aufzuführen nicht gestattet, das Angedeutete dürfte schon für unseren Zweck hinreichend [illegible] [illegible] zu zeigen, dafs dem vorliegenden Werke, trotz [illegible] [illegible] von Vollständigkeit, noch manche Verbesserung zu [illegible] sei.

Der praktische Theil, welcher „Vorübungen" [illegible] [illegible]chisches Lesebuch für Anfänger mit Anmerkungen, [illegible] [illegible] Biographien der Schriftsteller" und ein noch kür[illegible] [illegible]buch enthält, bietet nicht minder Grund zur Klage. [illegible] ist flüchtig übersetzt, die Biographien mancher Sch[illegible] [illegible] wie die Angabe ihrer Werke doch gar zu mangelha[illegible] [illegible] wäre bei den Uebungen zum Uebersetzen eine [illegible] Anordnung des Stoffes zu wünschen gewesen, die [illegible] [illegible] den allmählig Schwierigeres geboten hätte, die [illegible] [illegible]setzungsstücke nach den alphabetisch gereih[illegible] [illegible] der Schriftsteller ist durchaus verwerflich. —

Das Werk, das der Verf. lieferte, ist aller[illegible] [illegible] tenswerthes, setzt nicht geringe Mühe voraus, [illegible] [illegible] Compilation wirklich das reichhaltigste über seinen [illegible] [illegible]halb aber noch nicht das beste *Lehrbuch*, sond[illegible] [illegible] mit grofser Vorsicht zu gebrauchen. — Wir könn[illegible] den Wunsch nicht unterdrücken, Herr Possart hätte mit der [illegible] [illegible]ner Grammatik noch gewartet; er will Griechenland [illegible], wie wir aus p. VII. der Vorrede erfahren, möge ihm [illegible] [illegible] die Mittel an die Hand geben, seiner Sprachlehre die [illegible] Verbesserungen angedeihen zu lassen, und sein etwas [illegible] Versprechen am Ende der Einleitung, nach Erwähnung der [illegible]herigen neugriechischen Wörterbücher, „ein vollständigeres [illegible] nächstens der Verfasser liefern", auch wirklich erfüllen zu können. —

Die Anzahl der Druckfehler, in einem Lehrbuche besonders störend, ist grofs, ja sie haben sich sogar in die „Verbesserungen" am Ende eingeschlichen. — Doch diese selbst sind nichts weniger als genau abgefafst, wie hätte sonst p. 257 ἀνθρώπος im Genitiv Sing. ἀνθρωπους haben können! — Die typographische Ausstattung ist ziemlich gefällig. —

Th. G. v. Karajan.

№ 120.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Riemer.

(Schlufs.)

Nach und nach flöfsen des Dichters Briefe wieder Sicherheit ein, man schöpft stärkenden Muth, es ist die letzte ätherische Erholung des in aller Gesundheit ruhig hinsterbenden Greises, der noch einmal mit voller Brust aufathmet. Das Jahr 1832 beginnt. Der Briefwechsel ist nach wie vor lebhaft. Goethe schliefst testamentarisch alles ab, er giebt noch einige letzte Blicke und Winke über Zelters Natur. Der alte treue Musikus ist ganz gesichert wieder, tobt und poltert in dem aufgeregten Leben der Berliner Welt tapfer umher, schleudert in komischer Leidenschaft die harten, schwerverdaulichen Bissen seiner Unterhaltung nach wie vor dem Freunde hin und treibt es gewohnter Weise fort, ohne den Moment zu ahnen, wo der Genius des Dichters schon in lächelnder Verklärung über ihm steht. Es macht einen eignen wehmüthig ironischen Eindruck, dafs Zelter noch grade am Todestage Goethes einen Brief voll skurriler Lappalien schreiben mufste und zum vermeintlichen Amüsement des grofsen Freundes ganz wohlgemuth seine Gemeinplätze nach Weimar hinübersendet, während dort die Stunde bereits geschlagen hat und der Weiser an der Uhr des Lebens wie die Sonne zu Gibeon stille steht, vor der die gutmüthig unwissende Erde noch eine Weile um sich selbst rotirt. Am Begräbnifstage Goethe's langte der letzte Brief Zelters in Weimar an. „Was kann ich von mir sagen? zu Ihnen? zu allen dort? und überall?" schreibt er einige Tage darauf an den Kanzler von Müller. „Wie Er dahinging vor mir, so rück' ich Ihm nun täglich näher und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von sechsunddreifsig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat. — Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich mufs erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Capital zu machen. Verzeihen Sie, edler Freund! ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen sehen, das mufs mich rechtfertigen."

Wir können nicht umhin, schliefslich auf einige Aeufserungen Goethe's hinzudeuten, die nicht blofs den Anschein einer Willkür des Urtheils haben, sondern in der That nur für die Bedürfnisse seiner Subjectivität Geltung gewinnen. Dafs bei Gelegenheit einiger neuen bühnenfähigen Bearbeitungen des Macbeth und Cäsar, über deren Zuschnitt Zelter berichtet, Goethe's Mifsliebe gegen diese Geburten der Britischen Muse laut wird, kann nur für eine wiederholte Erhärtung einer Antipathie angesehen werden, die in Bezug auf seine eigne dramatische Poesie characteristisch, für seine Richtung und Natur nothwendig war. Sie gehörte, da die Tendenz, die mit dem Götz eröffnet war, nicht weiter verfolgt wurde, zu Goethe's Idiosyncrasieen. Bei Erwähnung einer Gedichtsammlung des süddeutschen Gustav Pfizer läfst Goethe das Wort fallen, dafs aus der Region, in welcher Uhland walte, wohl „nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes" hervorgehen möchte. Es sei wundersam, wie sich „die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wüfsten, dafs wenn auch der Ellenbogen herausgucke, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten müsse." Dafs Goethe in der Uhlandschen Liederpoesie die Formen seiner eignen Muse nur formell erweitert sah, aber eine Erweiterung und einen neuen Flügelschlag der dichte-

rischen Seele in derselben vermifste, ist für ihn wie für diese Poesie, die mehr oder weniger auf alten Bahnen wandelt, höchst bezeichnend. Endlich über Lessing. Es ist in den Briefen vielfach von der Unzulänglichkeit der Aristotelischen Zwecktheorie in Bezug auf die Tragödie die Rede, man vertheidigt die naive Unmittelbarkeit des Kunstwerks, das nur um sein selbst willen dasei, der Dichter dürfe nichts intendiren, nichts wollen mit seinem Stück als sein Stück, alle Absichtlichkeit eines berechneten Calcüls wird verworfen. Mit diesen, wenn auch nicht so prägnant herausgestellten Anschauungen gewaffnet, fällt der alte Zelter in seiner gutmüthig trotzigen Weise über Lessings Emilia Galotti her, zerzupft die Gestalten, die Situationen, findet alles gemacht, gesucht, berechnet, und travestirt ziemlich barsch und ziemlich witzig einen *„denkenden"* Künstler. Goethe läfst es ruhig geschehen und erwiedert: „Dein reines eignes Verhältnifs zu Emilia Galotti soll Dir nicht verkümmert werden. Zu seiner Zeit stieg das Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weifsischen u. s. w. Wasserfluth, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig. Auf dem jetzigen Grade der Kultur kann es nicht mehr wirksam sein. Untersuchen wir's genau, so haben wir davor Respect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugnifs giebt."

In diesen Worten des Dichters liegt ein unentbehrliches Zeugnifs, dafs dasjenige, was man Pietät für die Altvordern nennt, nicht zu einer Schreckgestalt werden dürfe, die mit gespenstiger Macht den Schritt hemmt und mit Hand- und Fufsschellen droht, wenn sich der Muth bekundet, den Nerv der Gegenwart rücksichtslos zu erfassen und in dem Ergreifen des Moments das noch lebendige Leben zu bethätigen. Nur indem sich Goethe die alternden Geburten der Literatur wie *„Mumien"* fern rückte, war es ihm vergönnt, eine neue Aera heraufzurufen, denn indem er nur *sich* lebte, lebte er den Bedürfnissen und den Interessen seiner Zeit. Es liefse sich noch manches im Briefwechsel als hierauf bezüglich hervorheben; manche scheinbar befremdliche Aeufserungen gewinnen dadurch einen eigenthümlichen, in andern Mittheilungen nicht in gleichem Mafse gebotenen Reiz. Zweckgemäfser aber als mit Herausstellung dieser Genugthuung, glaube ich diese Betrachtung über den Briefwechsel nicht schliefsen zu können.

Dr. F. G. Kühne.

CXXII.

1. *Anleitung zur Kenntnifs sämmtlicher in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten officinellen Gewächse nach natürlichen Familien. Von Karl Sigismund* **Kunth**, *Ritter u. s. w. Berlin, bei Duncker und Humblot. VII. u.* 488 *S.* 8.
2. *Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik. Nach den natürlichen Familien des Gewächsreichs bearbeitet von Dr. Th. Fried. Ludw.* **Nees v. Esenbeck**, *und Dr. Carl Heinrich* **Ebermayer**. 1*ster und* 2*ter Band. Düsseldorf, bei Arnz und Comp.* 1830 *u.* 1831. *VIII. und* 894 *S. in fortlaufenden Seitenzahlen,* 3*ter Band,* 1832. *VIII. u.* 602 *S.* 8.

Der Titel des unter Nr. 1. angeführten Werks bezeichnet den Inhalt genau und die Vorrede bestimmt ihn noch näher. Die werthvolle Ausführung wird durch den Namen des Verfs. verbürgt, und wir könnten unsre Recension hiermit schliefsen, wenn uns nicht eine nähere Betrachtung des Werks erfreute, eine Unterscheidung, die dabei in Erwägung kommt, der Erwähnung werth schiene.

Der Herr Verfasser will eine gründliche und ausführliche Beschreibung der in der Preufsischen Pharmakopöe enthaltenen Pflanzen nach dem natürlichen System liefern. Er handelt S. 1—22 vom *Bau der Gewächse im Allgemeinen*, und erklärt (S. 23—26) das *Jussieusche System* und die natürliche Methode überhaupt. Dann folgen die *officinellen Pflanzen* in der Ordnung des Jussieuschen Systems, doch hie und da mit einiger Abweichung. Classen, Familien, Tribus, Gattungen werden charakterisirt, die Species ausführlich beschrieben. Nur einzelne gute Abbildungen und die Preufsische Pharmakopöe werden citirt, sonst einige Hauptschriftsteller blofs namentlich angeführt. Die gebräuchlichen Theile werden in aller Kürze genannt, doch wird nur selten ihrer Eigenschaften, noch weniger ihrer Anwendung, oder verwandter und leicht da-

mit zu verwechselnder Theile anderer Pflanzen gedacht. Auch aus den Familien-Charakteren blieben die allgemeinen Eigenschaften der darin enthaltenen Pflanzen ausgeschlossen. Wir haben eine rein botanische Arbeit eines vortrefflichen Botanikers vor uns, deren Gegenstand die Pflanzen der Preufsischen Pharmakopöe sind.

Man kann von diesem Werke rühmen, dafs es den botanischen Theil der Lehre von den officinellen Pflanzen ausführlicher und sorgfältiger abhandele, als die meisten Handbücher der pharmaceutischen Botanik, und dafs es zugleich, indem es nur einen Theil dieser Wissenschaft enthält, kürzer und wohlfeiler sei, als diese letzteren. Dabei läfst sich aber nicht verkennen, dafs derjenige, welcher auch die übrigen Zweige kennen will, denn doch wieder irgend ein vollständiges Handbuch der pharmaceutischen Botanik besitzen und gebrauchen müsse, wodurch wenigstens der Vortheil der Wohlfeilheit wegfällt.

In so fern nun Aerzten und Pharmaceuten nicht unbemerkt bleibt, dafs sie nicht *blofs* die officinellen Pflanzen, nach ihren Namen, ihren Formen und manchen dem *Botaniker* interessanten Eigenthümlichkeiten kennen und sich in dem Mafse, in welchem sie in diese wissenschaftlichen Tiefen eindringen, über die Kenntnifs anderer, gemeiner Dinge, als da sind: die Theile die man gebraucht, und im verstümmelten, entstellten Zustande erkennen mufs, die Merkmale ihrer Aechtheit, der leicht zu verwechselnden oder betrüglich untergeschobenen, die Zusammensetzung ihrer Bestandtheile u. s. w. hinwegsetzen dürfen, — sondern dafs sie die *Supellex medica* in ihrem ganzen Umfange von Grund aus kennen und in lebendiger Anschauung bewahren sollen, — in so fern kann und soll ein Werk, wie das vorliegende, jedem Arzt und Pharmaceuten aufs angelegentlichste empfohlen bleiben, wobei vielleicht auch *dieses* noch zu erinnern wäre, dafs man durch den concentrirten Ueberblick des Pflanzenbaus, welchen der erste Abschnitt gewährt, doch nur mit Hülfe der geistreichen Vorträge des Herrn Verfassers, oder eines anderweitigen Unterrichts in der Botanik überhaupt, zum richtigen Verständnifs des beschreibenden Textes gelange.

Dergleichen Erinnerungen scheinen in unserer Zeit gar nicht überflüssig, wo sich die Aerzte so gern und leicht über die Kenntnifs dieses Theils ihrer Werkzeuge hinwegsetzen, das Beispiel der guten Chirurgen nicht beachtend, welche ihre Instrumente bis in die *kleinste Besonderheit* kennen und beurtheilen zu müssen glauben, und sich nicht darauf berufen mögen, dafs diefs die Sache des Instrumentenmachers sei.

Wenn solche Zustände eintreten, in welchen ein irrthümliches Geringschätzen integranter Theile eines wissenschaftlichen Körpers dem Theil wie dem Ganzen Nachtheil bereitet, giebt es wohl kein besseres Mittel zur Abhülfe, als dafs man die vernachlässigten Zweige in ihrem *Umfange* und in ihrer *gewichtigen Masse* vor Augen lege, damit der Aufmerksame gewahr werde, *was* und wie *vieles* er *nicht* weifs.

Daher verträgt es sich gar wohl mit dem unbedingten Lobe, welches wir dem angezeigten Werke ertheilen müssen, dafs wir neben demselben eines anderen Werkes aus der Reihe derer erwähnen, in welchen die pharmaceutische Botanik als ein wissenschaftlich *abgeschlossenes Ganze* und als ein wesentlicher *Zweig der Heilkunde* aufgestellt wird.

Ein Pharmaceut, der Botaniker ist und die Beförderung des Studiums der Pharmacie als seinen Beruf betrachtet, hat sich mit einem Arzte, der Naturforscher ist, zur Bearbeitung des unter Nr. 2. angeführten Werkes verbunden. Beider Thätigkeit bedingt sich wechselseitig. Sie denken sich ihre Aufgabe so, dafs die pharmaceutische Botanik schon nicht mehr *Hülfswissenschaft* der Medicin, sondern selbst ein *Theil* der *medicinischen Wissenschaft* sei und in dem Organismus dieser Wissenschaft stehe. Indem sie die Botanik, als Hülfswissenschaft, verläfst, setzt sie dieselbe zugleich voraus und nimmt aus ihrem vollen Gebiete *den* Inhalt herüber, der bis jetzt in der Heilkunde eine Anwendung gefunden, und den sie nun auf diese Anwendung vollständig zu beziehen hat, ohne selbst eine Anwendungs- (d. i. Heilmittel-) Lehre zu werden. Hier ist ihre Grenze; sie giebt der Heilmittellehre alles, was diese aus dem Pflanzenreiche verlangt, nach den Typen des Gewächsreiches geordnet, streng gesichtet, vor Mifsgriffen und Betrug gesichert, als Waare sortirt, geprüft und mit Ursprungszeugnissen, Angaben der Handelswege, der in- und ausländischen Kultur, Zurichtung u. s. w. versehen, auch zur Anknüpfung an die Heilmittellehre, nach ihren Eigenschaften und Wirkungen auf den gesunden und kranken menschlichen Körper erläutert, wobei das, was im All-

gemeinen über die medicinischen Eigenschaften der natürlichen Familien des Gewächsreiches schon ermittelt ist, vorleuchtet, die Erfahrung aber den Ausschlag giebt.

In dieser Hinsicht können wir die Behandlung des ärztlichen Theils nicht genug rühmen. Der Verfasser desselben, Herr Kreisphysikus Ebermayer, ist sehr gründlich bekannt mit allem, was man als Prämisse für die Praxis in der Lehre von den homologen Eigenschaften der zu einer natürlichen Familie gehörenden Pflanzen finden kann, und wird dadurch zu der Idee einer allgemeinen, aber auf unendliche Weise modificirten, Wirkung aller Pflanzen erhoben, nach welcher ihm keine Pflanze mehr absolut gleichgültig (medicinisches Unkraut) ist. Wohl beschränkt er sich auf die Waare, welche seine Kunden nach der Pharmakopöe von ihm verlangen, aber gern überläfst er sich kleinen Abschweifungen und Seitenblicken auf andere als nützlich bekannte und empfohlene Gewächse, wobei sich manche, den Arzt und Pharmaceuten interessirende Notiz, und durchgängig eine erfreuliche Belesenheit ergiebt.

Der andere Verfasser dachte sich seinen Leser als Einen, welcher in der Botanik das *testimonium maturitatis* erhalten hat, und nun, weil er Arzt sein will, die Pflanzen in Bezug auf seinen *Heilzweck* zu betrachten gedenkt. Wie dem Leser, so ist auch dem Verfasser die Pflanze nicht mehr die *Hauptsache*, sondern er neigt mit Liebe und Eifer zur Erwägung dessen, was von ihr *in die Anwendung übergeht.* Die officinellen Gewächse werden in derselben, von unten heraufsteigenden Anordnung, wie bei Herrn Kunth, systematisch abgehandelt und zugleich benutzt, um durch sie das natürliche Pflanzensystem anschaulich zu machen. Daher sind alle *Abstufungen* desselben zur Genüge angegeben und nach ihren Hauptmerkmalen charakterisirt. Auch die *Gattungen* und *Arten* werden vollständig beschrieben; doch geht die Beschreibung der Species nicht, wie bei Herrn Kunth, bis tief ins Einzelne, um bei der Beschauung der officinellen Species stille zu stehen, sondern sie hat nur den Zweck der sichersten Feststellung und unterscheidenden Erkenntnifs jeder Heilpflanze, als worauf es hier vorzüglich ankömmt. Dagegen wird nun weiter mit möglichster Gründlichkeit erörtert, welche Theile, und unter welchen im Handel üblichen Benennungen, in welchen Qualitäten u. s. w. dieselben von dieser Pflanze in unseren Officinen vorkommen, welche ähnlich benannten und in ähnlichen Fällen gebräuchlichen *nicht* von ihr abstammen, und welche anderen Pflanzen diese liefern, — dann auch, welche (relativ) wirkungslosen, oder schädlich und zweckwidrig wirkenden Pflanzen zu Verwechslungen führen. So reiht sich um jede einzelne Pflanze ein Kreis botanischer und pharmaceutischer Betrachtungen, mit welchem zunächst der eigentlich *pharmakognostische* Theil jedes Abschnitts in Verbindung tritt und durch die Vielseitigkeit der Vergleichung erst sein gehöriges Licht erhält. Mit der Betrachtung der *organisch-chemischen Zusammensetzung* der aus jeder Pflanze gewonnenen Heilmittel, und dem Fingerzeig, welchen dieses zerlegende Eindringen ins Innere der pharmaceutischen wie der ärztlichen Praxis giebt, schliefst der Verfasser seine Aufgabe, die nun von dem zweiten Verfasser, wie schon erwähnt, der Medicin noch um einen Schritt näher geführt wird, während die praktische Pharmacie in jenen allgemeinen Angaben den Schlüssel zu den verschiedenen, aus jeder Drogue darzustellenden Präparaten findet, das Besondere aber in ihrer Pharmakopöe zu suchen hat.

So darf man wohl getrost dieses Werk, das sich durch eine reinliche typographische Ausstattung .. nicht weniger als durch Wohlfeilheit auszeichnet, empfehlen, und die Besitzer desselben werden finden, dafs sie neben demselben nicht oft das Bedürfnifs fühlen werden, für die erste und nächste Belehrung zu anderen Werken ihre Zuflucht zu nehmen; wohl aber dürften die meisten erst bei dessen Gebrauch den vollen Werth der *zuerst genannten Anleitung* einsehen lernen und mit befriedigendem Unterricht davon Gebrauch machen.

Es bleibt zu wünschen, dafs die Verfasser ihrem Versprechen gemäfs, fortfahren, neue Entdeckungen, Berichtigungen und Verbesserungen zu sammeln, und dafs sie durch die Herausgabe der sich so erzeugenden Supplementsbände diesem Werke eine zeitgemäfse Frische und Jugendlichkeit zu erhalten streben.

Nees v. Esenbeck.

Anzeigeblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1835. (Erstes Semester.) № 1.

Personal-Chronik.

Seine Majestät der König haben dem Historienmaler *August von Kloeber* zum Professor allergnädigst zu ernennen und das darüber ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Die bei der hiesigen Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität getroffenen Wahlen der Dekane, als

1) des Consistorialraths und Professors Dr. *Neander* bei der theologischen,
2) des Professors Dr. *Heffter* in der juristischen,
3) des Medicinalraths und Professors Dr. *Busch* in der medicinischen, und
4) des Professors Dr. *Ideler* in der philosophischen Fakultät

für das Universitätsjahr $18\frac{34}{35}$ sind Seitens des Königl. Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bestätigt worden.

Von Seiner Majestät dem Könige ist mittelst Allerhöchster Kabinetsordre die Theilung der bisherigen evangelisch-lutherischen Superintendentur Potsdam allergnädigst genehmigt und der Ober-Prediger *Johann Jacob Ebert* in Potsdam zum Superintendenten des ersten Sprengels, und der Prediger und Schul-Inspektor *Seger* zu Wustermark zum Superintendenten des zweiten Sprengels der Diöces Potsdam ernannt worden.

Des Königs Majestät haben die Wahl des Professors Dr. *Steffens* zum Rektor der hiesigen F. W. Universität für das Universitätsjahr vom Herbste 1834 bis dahin 1835 allergnädigst zu bestätigen geruht.

Dem beim hiesigen Kölnischen Real-Gymnasium angestellten Oberlehrer *Strehlke* ist das Prädikat eines „Professors" beigelegt worden.

Der bisherige Schulamtskandidat Dr. *Trinkler* ist bei dem neu eröffneten Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen als dritter Unterlehrer definitiv angestellt worden.

Der bisherige Schulamtskandidat *Hennes* ist zum Kollaborator an dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln definitiv ernannt worden.

Dem aufserordentlichen Professor *Laurenz Reinke* ist Seitens der theologischen Fakultät in Münster die Doktorwürde ertheilt worden.

Der bisherige Schulamtskandidat *Johann Friedrich Niethe* ist an Stelle des verstorbenen Kollaborators *Preuſs* als zweiter Kollaborator an dem Gymnasium zu Königsberg i. d. N. M. definitiv angestellt worden.

Behufs Ausführung der Bestimmung des §. 5. ad d. der von des Königs Majestät unterm 5. Juni v. J. Allerhöchst bestätigten neuen Instruktion, betreffend die Prüfung der von den Gymnasien zur Universität abgehenden Schüler, ist die Leitung dieser Prüfungen

1) bei den Gymnasien zu Stettin und Stargard dem Konsistorial- und Schulrath Dr. *Koch*,
2) bei den Gymnasien zu Cöslin und Neu-Stettin dem Schulrath *Ulrich* zu Cöslin und
3) bei den Gymnasien zu Stralsund und Greifswald dem Konsistorial- und Schulrath *Mohnike* in Stralsund

übertragen worden.

Desgleichen

1) bei dem Gymnasium zu Lissa, Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen und Gymnasium zu Bromberg dem Provinzial-Schulrathe Dr. *Jacob*, und
2) bei dem Marien-Gymnasium in Posen dem Provinzial-Schulrathe Dr. *Buslaw*;

auch ist die Vertretung des Erstern bei dem Gymnasio in Bromberg durch den Regierungs-Schulrath *Runge* daselbst genehmigt worden.

Die Ernennung des Pfarrers *Anton Ledwoch* zu Petersdorf zum Erzpriester des Gleiwitzer Sprengels in Stelle des wegen Kränklichkeit und Abnahme seiner Kräfte ausgeschiedenen Erzpriesters, Pfarrers *Thalherr* zu Gleiwitz ist von Staatswegen genehmigt worden.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den Pastor *Kerner* zu Turjutz zum Superintendenten der Diöces Strehlen zu ernennen geruht.

Der bisherige Schulamts-Kandidat *Carl Menn* ist zum ordentlichen Lehrer an dem Gymnasio zu Düsseldorf ernannt worden.

Dem als Rektor der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, für das beginnende Universitätsjahr Allerhöchsten Orts bestätigten Professor Dr. *Steffens* ist zugleich die Mitstellvertretung der aufserordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten bei der gedachten Universität übertragen worden.

Die Zulassung des Dr. juris *Clemens Perthes* aus Hamburg zur Habilitation als Privatdocent in der juristischen Fakultät bei der Königl. Universität zu Bonn ist genehmigt worden.

Der bisherige zweite Kollaborator am Gymnasio zu Merseburg, Dr. *Schmeckel* ist in die, durch den Abgang des Lehrers *Langer* vakante Stelle des ersten Kollabo-

rators aufgerückt und der Schulamts-Kandidat *Thielemann* als zweiter Kollaborator bei dem gedachten Gymnasio definitiv angestellt worden.

Die von der philosophischen Fakultät der Universität Breslau getroffene Wahl des Professors Dr. *Schneider* zu ihrem Dekan für das akademische Jahr vom Oktober 1834 bis dahin 1835 ist bestätigt worden.

Seine Majestät der König haben den Medicinalrath und Professor Dr. *Casper* zum aufserordentlichen Mitgliede der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen Allergnädigst zu ernennen und solchem bei dieser Gelegenheit das Prädikat eines Geheimen Medicinalraths Allerhuldreichst zu verleihen, so wie auch das hierüber sprechende Patent zu vollziehen geruhet.

Seine Majestät der König haben dem Professor Dr. *Trommsdorff* zu Erfurt den Charakter als Geheimer Hofrath Allergnädigst beizulegen, und das darüber ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruhet.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den Ober-Prediger *Zierenberg* zu Friedeberg zum Superintendenten der Diöces Friedeberg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den Pastor *Wilm* zu Bublitz zum Superintendenten der Diöces Bublitz zu ernennen geruht.

Der Professor Dr. *Poggendorf* hierselbst ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Königl. Universität ernannt worden.

Bei dem Gymnasio in Halberstadt ist

1) der jetzige 4te Oberlehrer Dr. *Schmidt* in die durch den Abgang des Dr. *Meyer* vakant gewordene 3te Oberlehrerstelle und
2) der als 5ter Lehrer angestellte Dr. *Schatz* in die 4te Oberlehrerstelle aufgerückt;
3) dem Gymnasiallehrer Dr. *Schöne* die fünfte Oberlehrerstelle,
4) dem Gymnasiallehrer Dr. *Jordan* die sechste Oberlehrerstelle und
5) dem als 2ter Kollaborator angesetzten Gymnasiallehrer *Schmidt* die 1ste Kollaboratur übertragen und endlich
6) der Schulamts-Kandidat *August Bormann* aus Hornburg als 2ter Kollaborator angestellt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor und Prosektor Dr. *J. S. E. d'Alton* zu Berlin zum ordentlichen Professor der Anatomie und Physiologie in der medicinischen Fakultät der Universität zu Halle und zum Direktor des zu dieser gehörigen anatomischen Instituts allergnädigst zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruhet, dem bei dem Justiz-Ministerium für die Gesetz-Revision beschäftigten ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft an der hiesigen Universität Dr. *Heffter*, den Charakter eines Geheimen-Justizraths beizulegen.

Seine Majestät der König haben dem ersten Lehrer am Dom-Gymnasium zu Magdeburg, Professor *Blum*, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Seine Majestät der König haben dem Pfarrer *Schöler* zu Drabenhohe, Regierungsbezirk Köln, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruhet.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Alfred Nicolovius* zu Königsberg ist zum aufserordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der dasigen Universität ernannt worden.

Der bisherige Gehülfe bei dem hiesigen anat. Museum, Dr. *Henle* ist zum zweiten Prosektor bei dem anatomischen Institute statt des an die Universität zu Halle versetzten Professors Dr. *d'Alton* ernannt worden.

Dem bisherigen Schulamts-Kandidaten *Friedrich Wilhelm Lilie* ist die, durch Beförderung des Professors Dr. *Klossmann* zum Prorektor erledigte 7te und dem bisherigen Schulamts-Kandidaten *Moritz Sadebeck* ist die durch den Abgang des Dr. *Held* als Rektor an dem Gymnasium zu Schweidnitz erledigte 8te Kollegenstelle an dem Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau verliehen worden.

Des Königs Majestät haben den Architekten und Lehrer *Stier* zum Professor bei der Königl. allgemeinen Bauschule zu ernennen geruhet.

Des Königs Majestät haben dem Domkapitular *München* in Köln die Erlaubnifs zur Tragung des ihm von dem Pabst verliehenen Ritterkreuzes des päbstlichen St. Gregorius-Ordens zu ertheilen geruhet.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Prediger *Fritze* in Zichow zum Superintendenten der Diöces Gramzow zu ernennen geruhet.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor Dr. *Fr. Ritschl* zu Breslau zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dasigen Universität zu ernennen und die für denselben ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruhet.

Der Ober-Bergrath Dr. *von Dechen* hieselbst ist zum aufserordentlichen Professor der Bergbaukunde in der philosophischen Fakultät der hiesigen Königl. Universität ernannt worden.

Dem Lehrer *Johann Poplinski* am Gymnasium zu Lissa ist der Titel eines „Professors" verliehen worden.

Seine Majestät der König haben dem Prediger *Mohn* zu Duisburg den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruhet.

Des Königs Majestät haben den Kreisphysikus Dr. *Le Viseur* zu Bromberg zum Medicinalrathe und Mitgliede des Medicinal-Kollegiums zu Posen zu ernennen und die deshalb ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruhet.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre den bisherigen Pastor *Johann Friedrich Baron* zu Michelau zum Superintendenten des Briegschen Kreises zu ernennen geruht.

Dem katholischen Pfarrer *Putze* zu Langen-Peilau ist das Amt eines Inspektors über die katholischen Schulen im Reichenbachschen Kreise übertragen worden.

Der zu Kulm in Westpreufsen als Vikarius fungirende Geistliche *Andreas Kidaszewski* ist als Religionslehrer für das Königl. Marien-Gymnasium in Posen und

zugleich als Regens bei dem damit zu verbindenden Alumnat angestellt worden.

Behufs Ausführung der Bestimmung des §. 5. ad d. der von des Königs Majestät unterm 5. Juni v. J. Allerhöchstbestätigten neuen Instruktion, die Prüfung der von den Gymnasien zur Universität abgehenden Schüler betr., ist die Leitung dieser Prüfung

1) bei dem Friedrichs-Kollegium in Königsberg, bei dem Gymnasium in Braunsberg und bei den Gymnasien in Westpreufsen dem Geheimen-Regierungsrathe *Jachmann*, dagegen
2) bei den beiden Stadt-Gymnasien in Königsberg, bei dem Gymnasium in Rastenburg und bei den Gymnasien in Litthauen dem Regierungsrathe *Schaub* als Königl. Kommissarius übertragen und
3) gleichzeitig bestimmt worden, dafs denselben bei den Gymnasien in Westpreufsen der Regierungs-Schulrath *Grolp* zu Marienwerder, bei den Gymnasien in Ostpreufsen der Regierungs-Schulrath *Dieckmann* als Stellvertreter in Verhinderungsfällen beigeordnet werden.

Seine Majestät der König haben den Predigern *Düwell* zu Neuenkirchen, Regierungs-Bezirks Stralsund, und *Schultze* zu Klosterfelde bei Bernau den rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruhet.

Seine Majestät der König haben den Hofrath *Credé* zum Geheimen-Regierungs- und vortragenden Rathe im Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Allergnädigst zu ernennen und das desfallsige Patent Allerhöchsteigenhändig zu vollziehen geruhet.

Wissenschaftliche Institute.

Mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs und in Gemäfsheit der Anordnungen des hohen Ministeriums der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten ist das, bisher zu Posen bestandene Königl. Gymnasium mit dem 30. September v. J. aufgehoben, und sind an dessen Stelle zwei neue Gymnasien unter der Benennung des Königl. Marien-Gymnasiums und des Königl Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums errichtet worden. Zum Direktor des erstern dieser beiden Anstalten ist der Direktor des bisherigen Gymnasiums zu Posen, Herr Stoc, und zum Direktor des zweiten Gymnasiums der bisherige Studien-Direktor Herr Wendt ernannt worden. Das Lehrer-Kollegium am Marien-Gymnasium besteht aufser dem Direktor aus fünf Oberlehrern, vier Unterlehrern, einem Religions-, einem Gesang-, einem Zeichnen- und einem Schreib-Lehrer. Das Lehrer-Kollegium des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums besteht aufser dem Direktor aus sechs Oberlehrern, drei Unterlehrern, einem Zeichnen- und einem Gesanglehrer.

Von Sr. Majestät dem Könige von Sardinien ist der Königl. Bibliothek zu Berlin ein Werk unter dem Titel: *„Sigilli dei principi di Savoia, raccolti ed illustrati per ordine del re Carlo Alberto,"* verehrt worden.

Des Königs Majestät haben den Ankauf der, im Besitze des Kaufmanns Herrmann in Erfurt befindlichen Handschrift in Aztekischer oder Alt-Mexicanischer Sprache zu genehmigen und deren Abgabe an die Königl. Bibliothek zu Berlin zu befehlen geruht.

Des Königs Majestät haben die Annahme der Legate, welche der zu Eisleben verstorbene Pastor emeritus Wacker von 4000 Thlr. zu Gunsten der sieben Lehrer und von 3000 Thlr. zu Stipendien für vier fleifsige und dürftige Schüler des Gymnasiums zu Eisleben letztwillig ausgesetzt hat, zu genehmigen geruht.

Litterarische Anzeigen.

Vorläufige Ankündigung einer neuen Ausgabe des Ulfilas.

Nachdem sich die teutschen Philologen lange fast ausschliefslich mit den klassischen Sprachen beschäftigt und denen unseres, des germanischen Stammes, wider alle Gebühr ihre Aufmerksamkeit entzogen hatten, hat sich diefs auch in der neuern Zeit, die so reich an erfreulichen Veränderungen auf dem Gebiet der Wissenschaften ist, anders gestaltet und man kann, seitdem Männer wie Grimm und Graff, denen auch Bopp mit gutem Recht jetzt beigezählt werden mufs, aufgetreten sind, eine neue Periode in der Geschichte teutscher Sprachen beginnen.

Das älteste Monument unsrer Sprache sind bekanntlich die Fragmente der gothischen Bibelübersetzung, davon man bis in die neueste Zeit nur die dem Zahn der Zeit noch zu guter Stunde entrissenen Stücke der vier Evangelien, aufbewahrt in dem jetzt Schweden gehörenden *Codex argenteus*, kannte, bis in Wolfenbüttel durch Kittel und in Mailand durch A. Mai und Graf Castiglione aus Palimpsesten noch Mehreres gefunden wurde, dem in Kurzem Professor Mafsmann in München noch einiges in Rom und Mailand Entdeckte hinzufügen wird.

Man hatte zwar schon früh durch Junius einen Abdruck des *Codex argenteus*, den Stjernhjelm durch einen neuen vermehrte; obgleich aber Beide aus der Quelle selbst schöpften, so waren doch Beider Ausgaben sehr fehlerhaft und selbst Benzel, welcher den Satz von Neuem verglich, that in seiner Ausgabe bei Weitem nicht, was man erwarten durfte. Ihre erwarb sich zuerst das Verdienst das durch Alter und Schreibweise ziemlich verdorbene Manuscript zu lesen, und wer dasselbe gesehen hat, mufs erstaunen, wie es ihm möglich wurde, solches zu leisten. Ob er sich chemischer Mittel bediente, um mehrere ganz unleserliche Blätter zu entchiffern, ist nicht zu beweisen, aber wohl zu vermuthen, doch unterstützte ihn gewifs seine Kenntnifs der Sprache und die Vergleichung des griechischen Textes, ohne welche seine Leistungen unmöglich gewesen wären. Eine neue Ausgabe, wie sie nach dem Stand der Dinge allerdings sehr nöthig war, konnte er selbst durch die Umstände verhindert, nicht veranstalten; in Teutschland kam erst eine solche vor 30 Jahren zu Stande durch Zahn, einen Mann, dem es zwar nicht an Fleifs und gutem Willen gebrach, der aber weder hinlängliche Sprachkenntnisse, noch Muth und Talent hatte, ein solches Unternehmen auszuführen. Er benutzte zwar treulich Ihre's Arbeiten, hatte aber den Codex nicht gesehen und mufste sich blind auf seinen Gewährsmann verlassen. Ihre hatte aber bei seiner Arbeit mehr das Allgemeine, mehr die gröfsern, schwer zu lesenden Partien, als das Einzelne berücksichtigt und so kam es, dafs Zahn theils nach Ihre's Schweigen über einzelne Stellen, theils auch nach seinen Versehen urtheilen mufste und dafs daher seine Ausgabe noch ziemlich weit hinter den Anforderungen an einen diplomatisch und kritisch beglaubigten Abdruck des *Codex argenteus* zurückblieb. Männer wie Grimm und Bopp wollten sich der Sache annehmen, sie fanden aber bei ihren anderweitigen Beschäftigungen keine Zeit dazu und hatten es aufgegeben. Unterzeichnete hatten sich schon lange mit dem Ulfilas beschäftigt und fanden in dieser zwar traurigen Kunde, da aus solchen Händen unstreitig die Sache am besten würde hervorgegangen seyn, doch eine Aufforderung mit ihrer beabsichtigten Herausgabe vorzutreten. Vor allen aber schien eine Einsicht in den Codex selbst nöthig, und Dr. Löbe unternahm daher im Sommer dieses Jahres eine Reise nach Upsala, wo es ihm auch durch die vorzügliche und des öffentlichen Ruhmes werthe Gefälligkeit der dortigen Bibliothekare, besonders Schröder's und Faut's, gelang, sich mit der Urkunde so bekannt zu machen und sie so zu benutzen, dafs die Behaup-

tung von Seiten der Herausgeber vielleicht nicht zu anmafsend scheinen dürfte, der von ihnen besorgte Abdruck werde, so weit es durch menschliche Kräfte geschehen könne, der korrekteste und genaueste seyn.

Es hat sich aber gezeigt, dafs in den *Codex argenteus* allerdings durch den Abschreiber sich mehrere offenbare Fehler eingeschlichen haben, aber auf der andern Seite auch, dafs theils kenntnifsloses, theils ungenaues Lesen und Vergleichen Dinge in demselben gefunden hat, die gar nicht darin stehen. Es haben sich nach unsrer Vergleichung Conjecturen, welche gelehrte Männer an manchen Stellen gemacht hatten, als richtig bestätigt, aber auch Stellen sind jetzt zum ersten Mal richtig gelesen worden, wo früher Irrthümer aus einer Ausgabe in die andere übergegangen waren und die selbst Ihre nicht bemerkt und verbessert hatte. So hat sich Grimms Conjectur Marc. 10, 29. *haimothlja* statt *haimothaja* (was auch schon Zahn Gloss. p. 178 vermuthet hatte) u. a. durch den Augenschein bestätigt; so sind an Stellen, wie Matth. 6, 27. statt des falschen *seinan alleina*, Luc. 18, 12 *tachundondai allais*, Marc. 11, 33. *du ina* u. v. a. die richtigen Lesarten gefunden worden. Ueber mehrere Stellen konnte selbst an Ort und Stelle keine Auskunft erlangt werden, da sich bei genauer Untersuchung fand, dafs wieder mehrere Blätter (etwa 11) fehlen.

Die neue Ausgabe der gothischen Bibelübersetzung wird aber nicht blos den Text des *Codex argenteus* enthalten, sondern auch den Inhalt aller andern in Italien herausgegebenen Fragmente, die bis jetzt nur in einzelnen theuern Bändchen existiren und deren Herausgeber eben so wenig, wie Zahn, Anspruch auf das Lob machen können, einen reinen Abdruck der Palimpsesten gegeben zu haben, wie Mafsmann in den Bairischen Annalen 1834 No. 41. dargethan hat. Dem Textesabdruck soll eine lateinische Version beigegeben werden, die (weder ungenau wie die castiglionische, noch ungenau und unlateinisch wie die zahnsche) ganz wörtlich seyn soll, damit auch dem nicht gothisch Verstehenden möglich ist das Verhältnifs des griechischen Originals und der gothischen Uebersetzung kennen zu lernen. Auf die Verschiedenheit beider wird in den Anmerkungen fortwährend Rücksicht genommen, so wie dieselben auch einen vollständigen kritischen Apparat aus den übrigen Ausgaben enthalten werden. Mit 2 mäfsigen Bänden, deren der eine die Fragmente aus Esra und Nehemia nebst den Evangelien, der andere die paulinischen Briefe enthalten wird, wird das Ganze geschlossen seyn, dem dann noch ein vollständiges *Glossarium linguae gothicae* und eine *grammatica gothica* nachfolgen sollen.

Daher dürfte diese Ausgabe, welche zuerst vollständig Alles enthalten wird, was man bis jetzt von der gothischen Bibelübersetzung aufgefunden hat, für die Philologen von Interesse seyn, die wir deshalb darauf aufmerksam zu machen uns erlauben. Aber auch für die Theologen, welche sich mit der Kritik des neuen Testaments beschäftigen, werden die Herausgeber vielleicht eine dankenswerthe Gabe entgegenbringen, indem sie, wie bemerkt, eine genaue Vergleichung des Gothischen mit dem griechischen Text nach der Griesbach'schen und Schulzischen Ausgabe beifügen. Sie sind besonders dazu veranlafst worden, weil die Kritiker bisher einen sehr ungenauen Gebrauch in ihren Vergleichungen von Ulfilas gemacht haben, oder richtiger zu sagen, nach den ungenauen Versionen, die sie dabei benutzen mufsten, machen konnten. Es sind der Stellen fast unzählige, wo die Abweichungen der gothischen Uebersetzung entweder gar nicht angemerkt sind, oder wo derselben etwas beigelegt wird, was gar nicht in ihr steht, oder wo ein Mangel angezeigt ist, der sich nicht in ihr findet.

Und so sey denn diese Anzeige sowohl Philologen und Theologen, wie auch Männern, die die vaterländische Sprache und Literatur lieben und ihr einige Stunden ihrer Mufse schenken wollen und können, zur geneigter Aufmerksamkeit gewidmet. Die Arbeit ist schon so weit gediehen, dafs der Druck bald beginnen kann.

Altenburg im September 1834. — H. C. von der Gabelentz. Dr. J. Löbe.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1835. (Erstes Semester.) № 2.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den Pfarrer *Siehr* zu Memel zum Superintendenten der dasigen Diöcese zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Prediger und bisherigen interimistischen Superintendenten *Kalau von Hofen* zu Stallupöhnen zum wirklichen Superintendenten der dasigen Diöcese zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Professor an der Universität zu Kiel, Dr. *A. Twesten*, zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität zu ernennen geruhet.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor Dr. *Ernst Blasius* zum ordentlichen Professor der Chirurgie in der medicinischen Fakultät der Universität zu Halle und zum Direktor des zu dieser gehörigen chirurgischen Klinikums Allergnädigst zu ernennen geruhet.

Seine Majestät der König haben den Oberförster *von Berg* zum akademischen Forstmeister der Universität Greifswald zu ernennen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruhet.

Die von dem akademischen Concil in Greifswald für das Jahr 1835 gewählten Dekane, und zwar:

1) der Professor *Schirmer* als Dekan der theologischen,
2) der Professor Dr. *Niemeier* als Dekan der juristischen,
3) der Professor Dr. *Mandt* als Dekan der medicinischen, und
4) der Professor Dr. *Walch* als Dekan der philosophischen Fakultät

sind von dem Königl. Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bestätigt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Pfarrer *Oertel* zum Superintendenten der Diöcese Sobernheim zu ernennen geruhet.

Der seit einem Jahre bei dem Gymnasio zu Lyck als aufserordentlicher Hülfslehrer interimistisch beschäftigte Schulamtskandidat, Dr. *Zeyſs* ist nunmehr definitiv als Hülfslehrer bei dem gedachten Gymnasio angestellt worden.

Der Schulamtskandidat und bisherige Hülfslehrer am Gymnasio zu Posen, *August Gladisch* ist als vierter Unterlehrer bei dem dortigen Marien-Gymnasio interimistisch angestellt worden.

Der Dr. *Perthes* zu Bonn hat sich als Privatdocent in der juristischen Fakultät der Universität daselbst habilitirt.

Der bisherige Hülfslehrer bei dem Königl. Schullehrer-Seminar zu Posen *Baeck* ist zum ordentlichen Lehrer bei dieser Anstalt bestellt worden.

Der Pfarrer *Dortans* in Hersel ist zum Landdechanten in die durch den Tod des Pfarrers *Pferzwei* zu Merten erledigte Stelle ernannt worden.

Des Königs Majestät haben dem Kupferstecher *Leisnier* in Paris die grofse goldene, für Gelehrte und Künstler bestimmte Medaille huldreichst zu verleihen geruhet.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Pastor *Fischer* in Winzig zum Superintendenten der Wohlauer Dioces, Reg. Bez. Breslau, zu ernennen geruhet.

Seine Majestät der König haben dem Domkapitular, Landdechanten und Pfarrer *Darup* zu Sendenhorst, im Reg. Bez. Münster, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruhet.

Des Königs Majestät haben die bisherigen aufserordentlichen Professoren in der theologischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. *F. L. Siefert* und Dr. *J. Lehnerdt* zu ordentlichen Professoren in gedachter Fakultät Allergnädigst zu ernennen geruhet.

Seine Majestät der König haben den General-Intendanten der Museen und Kammerherrn Grafen *von Brühl* zum wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädikate „Excellenz" zu ernennen geruhet.

Des Königs Majestät haben die Beförderung des Domkapitulars *Suer* zum Domdechanten bei der Kathedralkirche zu Münster Allerhöchst zu genehmigen geruhet.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor Dr. *F. W. Barthold* in Greifswald zum ordentlichen Professor der Geschichte in der philosophischen Fakultät der dasigen Universität Allergnädigst zu ernennen geruhet.

Des Königs Majestät haben dem ersten Oberlehrer am Gymnasium zu Elberfeld, Dr. *Hantschke*, das Prädikat „Professor" Allergnädigst beizulegen geruhet.

Des Königs Majestät haben die Beförderung des Domherrn und Offizials in Gnesen, *Stanislaus Gajerowicz*, zum Domdechanten bei dem Domstift zu Posen Allergnädigst zu genehmigen geruhet.

Die durch den Tod des Dr. *Schorn* an dem Gymna-

sio zu Münstereifel erledigte Lehrerstelle ist mit dem bisherigen Hülfslehrer, Schulamtskandidaten *Freudenberg* aus Kirchberg wiederbesetzt worden.

Der bisherige erste ordentliche Lehrer am Gymnasium in Essen, *Cadenbach*, ist zum 2ten Oberlehrer, der Lehrer *Buddeberg* zum 1sten ordentlichen Lehrer bei dieser Anstalt berufen; ferner ist der provisorische Lehrer *Litzinger* zum 2ten ordentlichen Lehrer und der bisherige Lehrer an der höhern Stadtschule in Kochem, *Nicolaus Felten*, zum provisorischen 3ten ordentlichen Lehrer an dem vorgedachten Gymnasio ernannt worden.

Dem Pfarrer *Franz Darup* zu Sendenhorst ist Seitens der theologischen Fakultät der Königl. Akademie zu Münster die „Doktorwürde" verliehen worden.

Der bisherige Professor *Wirz* am Gymnasio in Trier ist bei seinem hohen Alter von 73 Jahren in den Ruhestand versetzt worden.

Den beiden Oberlehrern am Marien-Gymnasium zu Posen *Anton Poplinski* und *August Neoptelemus Wannowski* ist das Prädikat „Professor" ertheilt worden.

Des Königs Majestät haben die Beförderung des Domkapitulars *Joseph Geritz* zum Domdechanten bei der Kathedralkirche zu Frauenburg Allergnädigst zu bestätigen geruhet.

Der bisherige Mitdirektor am Gymnasium zu Saarbrücken, *Ottemann*, ist zum alleinigen Direktor dieser Anstalt ernannt worden.

Seine Majestät der König haben dem Superintendenten *Krüger* zu Ratzebuhr, im Regier. Bezirke Coeslin, den Rothen Adlerorden 3ter Klasse und dem Prediger *Krupinski* zu Passenheim den Rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruhet.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruhet, den bisherigen Minister-Residenten am Römischen Hofe, Geheimen Legationsrath Dr. *Bunsen*, zu Allerhöchstihrem aufserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei diesem Hofe zu ernennen und ihn in dieser Eigenschaft mittelst neuer Kreditive zu beglaubigen.

Todesfälle.

Der am Gymnasium zu Lissa angestellt gewesene Oberlehrer *Contenius* ist am 26. Octob. v. J. verstorben.

Der Professor der Theologie und zeitige Dekan der theologischen Fakultät Dr. *Johann Bernard Busse*, am Lyceo Hosiano zu Braunsberg, ist den 5. Januar d. J. am Schlagflusse plötzlich verstorben.

Am 25. Januar d. J. ist der Königl. Regierungs- und Stadtschulrath, Ritter des Rothen Adlerordens 3ter Klasse, Dr. *Carl Wilhelm Ferdinand Reichhelm* hieselbst in einem Alter von 44 Jahren am Brustkrampfe plötzlich verstorben.

Direktoren und Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommissionen für das Jahr 1835.

I. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Königsberg in Preufsen. Professor *Lobeck*, Direktor; Professor Dr. *Jacobi;* Professor Dr. *Drumann*; Professor Dr. *Rosenkranz;* Professor Dr. *Lehnerdt*, Mitglieder.

II. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Bonn. Professor Dr. *Diesterweg*, Direktor; Medicinalrath und Professor Dr. *Windischmann;* Professor Dr. *Klausen;* Konsistorial-Direktor Dr. *Augusti*; Professor Dr. *Klee;* Professor *Schopen*, Mitglieder.

III. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Münster. Konsistorial- und Schulrath *Wagner*, Direktor; Professor Dr. *Gudermann;* Professor Dr. *Winiewski;* Professor Dr. *Grauert;* Konsistorialrath *Krabbe*, Mitglieder.

IV. Gemischte Prüfungs-Kommission zu Greifswald ist in Folge der Bestimmung im §. 3. des Reglements für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler vom 4. Juni 1834 aufgelöst worden.

V. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Berlin. Regierungs- und Schulrath *Lange*, Direktor; Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums Dr. *Meinecke;* Professor *Trendelenburg;* Professor *Strehlke;* Professor *Benary*, Mitglieder.

VI. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Breslau. Geheimer Archivrath und Professor Dr. *Stentzel*, Direktor; Professor Dr. *Ritschl;* Professor Dr. *Branifs*; Professor Dr. *Scholz;* Professor Dr. *Boehmer;* Domherr und Professor Dr. *Ritter*, Mitglieder.

VII. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Halle. Professor Dr. *Leo*, Direktor; Professor Dr. *Bernhardy;* Professor Dr. *Rosenberger;* Professor Dr. *Hinrichs;* Direktor der Frankeschen Stiftungen Professor Dr. *Niemeyer*, Mitglieder.

Wissenschaftliche Institute.

Seine Majestät der König haben der Handels-Akademie zu Danzig die Rechte einer moralischen Person zu verleihen geruhet.

Die von dem verdienstvollen Professor Dr. Günther zu Duisburg hinterlassene Sammlung von sehr wichtigen pathologischen und physiologischen Präparaten haben die Erben, der Absicht des edlen Mannes entsprechend, welcher der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Münster ein vorzügliches Wohlwollen gewidmet und schon in frühern reichen Gaben dem anatomischen Museum bethätigt hatte, dieser Anstalt geschenkt, und diese Sammlung ist als Dr. Günthersches Vermächtnifs in dem anatomischen Museum ungetrennt und abgesondert aufgestellt.

Der Königl. Bibliothek zu Berlin ist vom Herrn Grafen v. Pourtalès-Gorgier ein Exemplar des auf seine Kosten gedruckten Prachtwerkes: *Antiques du Musée du Comte Pourtalès-Gorgier, décrites par Th. Panofka* zum Geschenk gemacht worden.

Frequenz der Universität zu Berlin im Wintersemester 1834—35.

Theologische Facultät 552. Juristische Facultät 568. Medicinische Facultät 372. Philosophische Facultät *a*) Philologie 284, *b*) Kameralwissenschaft, Mathematik und Naturwissenschaften 24. Zusammen: 1800 immatriculirte Studenten, darunter 1294 Inländer und 506 Ausländer.

Frequenz der Universität zu Breslau im Wintersemester 1834—35.

Evangel. theolog. Facultät 195. Kathol. theolog. Facultät 214. Juristische Facultät 201. Medicinische Facultät 107. Philosophische Facultät *a*) Philologie 102, *b*) Kameralwissenschaft, Mathematik und Naturwissenschaften 12. Zusammen 829, darunter 812 Inländer und 17 Ausländer.

Die hiesige Königl. Bibliothek ist durch den Ankauf einer, bisher in dem Besitz des bekannten Indianisten Sir Graves Hougthon zu London befindlich gewesenen, vollständigen Handschrift des Sanskritischen Gedichts *Mahâbhârata* bereichert worden.

Den Gymnasien zu Wetzlar, Creutznach, Trier, Saarbrücken, Coblenz, Bonn, Münstereiffel, Düren, den beiden Gymnasien zu Cölln, zu Düsseldorf, Essen, Duisburg, Elberfeld, Wesel, Cleve und Aachen ist auch ferner die Befugnifs zugestanden, Maturitäts-Prüfungen abzuhalten.

Das von dem Vorsteher des National-Museums zu Paris, Herrn v. Blainville, dem Professor Goldfufs in Bonn gemachte Geschenk, bestehend in einem werthvollen Abgufs des Kopfes der berühmten Riesen-Eidechse von Mastricht, welches der etc. Goldfufs an das naturhistorische Museum der dortigen Universität abzutreten sich erboten hat, ist Seitens der Universität angenommen, dem Schenkgeber aber nach der, von dem etc. Goldfufs hiebei gestellten, Bedingung, ein Exemplar der bis jetzt erschienenen 4 Hefte des Goldfufs'schen Petrefacten-Werks als Gegengabe übersendet worden.

Litterarische Anzeigen.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1835. **(Erstes Semester.)** **№ 3.**

Litterarische Anzeigen.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schilling, Dr. F. A., Lehrbuch für Institutionen und Geschichte des Römischen Privatrechts. 1e Lieferung, die Einleitung enthaltend. gr. 8. geh. Rthlr. 1.

Das ganze Werk wird in zwei Theile zerfallen, von denen der erste, außer der Einleitung, die äufsere Rechtsgeschichte und der zweite die Institutionen nebst der innern Rechtsgeschichte enthalten und bald erscheinen soll.

Heimbach, M. G. E., über Ulpians Fragmente. Eine kritische Abhandlung. gr. 8. geh. ¼ Thlr.

Früher erschienen in demselben Verlage:

Schilling, Dr. F. A., dissertatio critica de Ulpiani fragmentis. 8. maj. ⅜ Thlr.

— — animadversionum criticarum ad Ulpiani fragmenta specimen I. II. 8. maj. geh. ⅜ Thlr.

— — — specimen III. IV. 8. maj. ⅜ Thlr.

— — Bemerkungen über Römische Rechtsgeschichte. Eine Kritik über Hugo's Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts bis auf Justinian. gr. 8. Rthlr. 2⅛.

Heimbach, G. E., observationum juris graeco-romani liber primus. Anonymi librum de Actionibus adhuc ineditum ex tribus codd. Mss. edidit prolegomenisque instruxit. 8. maj. geh. ⅜ Thlr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das Corpus juris canonici in Gemeinschaft mit mehreren Gelehrten ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Dr. A. Lang, öffentlichem, ord. Professor der Rechte etc. Mit Genehmigung der k. k. Censurbehörde in Wien. 1r Bd. 1s Heft. gr. 8. (8 Bogen.) 15 Sgr.

Der Herausgeber beabsichtigt durch dieses Werk heftweise dem Publikum eine Verdeutschung des canonischen Rechtsbuches nicht etwa nur stückweise oder in Excerpten, sondern im ganzen Umfange zu übergeben, und liefert dadurch gewifs ein dem Freunde des canonischen Rechtes, sowohl durch die Umfassenheit des Planes, als auch durch die Treue und Genauigkeit der Uebertragung, willkommenes Buch.

Friedr. Korn'sche Buchhandlung in Nürnberg.

Unter der Presse befindet sich:

P. Virgilii Maronis Carmina perpetua annotatione illustravit A. Forbiger. Pars I. Bucolica et Georgica.

Pars II. und III., Aeneis, werden ohne Unterbrechung folgen. Diese neue Ausgabe wird nächst einem correcten, auf die Heyne'sche Recension gegründeten Texte und den nöthigen Registern einen vollständig grammatisch-exegetischen, die Kritik, nur wo es die Erklärung nöthig macht, berührenden Commentar enthalten, worin die Hauptresultate aller bisherigen, dem Virgil gewidmeten Forschungen, namentlich der neuesten Heyne-Wagner'schen Ausgabe, mit den eigenen, zahlreichen Anmerk. des schon seit Jahren mit öffentlicher Erklärung dieses Dichters beschäftigten, durch seine Ausgabe des Lucretius und andre mit Beifall aufgenommene literar. Arbeiten hinlänglich bekannten Hrn. Herausg. zusammengestellt werden sollen. Der Preis wird so billig sein, als es bei dem sehr compressen Drucke nur immer möglich ist.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geschenk für Confirmanden.

Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einsegnung und der ersten Abendmahlfeier gebildeter junger Christen; von J. P. Hundeiker. Düsseldorf bei Schaub. geb. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Dieses Werk gehört zu den zweckmäfsigeren Andachtsbüchern für Confirmanden, und empfiehlt sich sowohl durch sein einfach schönes Aeufsere, als durch seinen Inhalt. Dies Buch enthält 53, theils prosaische, theils poetische Aufsätze, die der Communion und ersten Abendmahlsfeier gelten; dann folgen 10 Erweckungen bei der Trennung von dem elterlichen Hause, und den Beschlufs bilden einige Lieder. Alle diese Aufsätze sprechen Verstand und Herz gleich befriedigend an, und sind eben so belehrend als rührend. Die Sprache ist edel.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Ueber

Schleiermacher's Glaubenslehre

mit Beziehung auf

die Reden über die Religion

von

Heinrich Schmid,

Professor der Philosophie in Heidelberg.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1½ Rthlr.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei Rud. Deuerlich in Göttingen ist erschienen:

T. F. Clementis Alexandrini hymnus in Christum Salvatorem. — Severi Sancti Endellechii carmen bucolicum de mortibus boum ed. vert. illustr. Fr. Piper.

Unter dem Titel:

Symposion,

oder:

Blätter für Ernst und Laune,

herausgegeben,

in Verbindung mit Mehreren,

von

P. Scheitlin, Professor,

erscheint seit Anfang dieses Jahres in unserm Verlage (wöchentlich einmal, ein halber Bogen in grofs Quart) eine, der Unterhaltung und Erheiterung gewidmete, Zeitschrift.

Zwar ist die Zahl solcher Unterhaltungslektüre in Deutschland und der Schweiz schon grofs, allein jedes Blatt enthält nun einmal, der Eigenheit seines Standpunktes und der Mitarbeiter wegen, seine Eigenthümlichkeiten, die, wenn sie in ästhetischer Form auftreten, wenn nicht Alle, doch Viele ansprechen. Mit Würdigung des vielseitigen Publikums wird die Redaktion umsichtig für beliebte Abwechslung sorgen, in den verschiedensten prosaischen und poetischen Formen möglichst viel geben; einzig Aufsätze allgemein interessirenden Stoffes liefern, nicht kopiren, sondern nur Originelles mittheilen, und aus den neuesten und interessantesten Werken der Literatur selbst nur dann Proben ihres Geistes entschöpfen, wenn sie auf den Beifall des gebildeten Publikums mit Sicherheit zählen kann.

Vier Probenummern (durch alle Buchhandlungen zu erhalten) zeigen, auf welchen Wegen die Redaktion ihrer Ansicht und Absicht Genüge zu thun sich bemüht; dennoch ersucht sie jeden Leser auf stete Vervollkommnung unbedingt zu rechnen. Dafs sich dieses Blatt aller Politik gänzlich enthalten und ausschliefslich auf seinem Standpunkte: „Unterhaltung durch Ernst und Laune", stehen bleiben werde, wird schliefslich noch ausdrücklich versichert.

Der Preis des Jahrganges von 52 Nummern, denen am Ende desselben Haupttitel und Inhalt beigegeben werden, durch Buchhandlungen bezogen, ist 4 Gulden rhein. oder 2½ Rthlr.

St. Gallen, den 31. Januar 1835.

Huber und Compagnie.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erdmann, O. L., populäre Darstellung der neueren Chemie, mit Berücksichtigung ihrer technischen Anwendung. Zweite Auflage. gr. 8. Rthlr ⅞

Die beifällige Aufnahme, deren die erste in wenig Jahren vergriffene Auflage dieses Werkes sich zu erfreuen hatte, giebt den besten Beweis, dafs dasselbe seinen Hauptzweck: gebildete Leser jeden Standes auf eine fafsliche und möglichst ansprechende Weise mit dem neuesten Standpunkte der Chemie, insbesondere auch in ihrer technischen Anwendung bekannt zu machen, erreicht hat. Um indessen die Brauchbarkeit desselben noch zu erhöhen, namentlich aber auch das Werk zur Benutzung als Handbuch bei akademischen Vorlesungen und in Gewerbschulen geeignet zu machen, hat der Verfasser in dieser neuen Auflage nicht nur alle in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen, soweit sie in den Bereich dieses Werkes gehörten, benutzt, sondern auch den ältern Text fast völlig umgearbeitet und wohl um ein Drittheil vermehrt, so dafs die neue Auflage als von der ersten wesentlich verschieden und eigentlich als ein ganz neues Werk angesehen werden mufs.

Der Preis ist bei sparsamerem Drucke und vermehrter Bogenzahl der der ersten Auflage geblieben. Abnehmer von Parthieen von 12 Exemplaren erhalten das 13te gratis. 25 Exemplare erläfst der Verleger zu Rthlr. 36., portofrei baar an ihn eingesendet.

In demselben Verlage ist erschienen:

Erdmann, O. L., Grundrifs der allgemeinen Waarenkunde, zum Gebrauche für Handels- und Gewerbschulen, so wie zum Selbstunterrichte entworfen. gr. 8. Rthlr. 1¼

Bei 12 Exemplaren das 13te gratis, 25 Exemplare zu Rthlr. 24. baar.

In meinem Verlage sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathà Sarit Sàgara des Soma Deva. Sanskrit und Deutsch von Hermann Brockhaus. Gr. 8. Velinpapier. Geh. ¾ Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine edidit Hermannus Brockhaus. Fasciculus prior, continens textum sanscritum. Lexikon-8. Velinpapier. Geh. 1 Rthlr.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik,

für Leser aus allen Ständen

von

Prof. *H. W. Brandes.*

Aus des Verfassers hinterlassenen Papieren herausgegeben

von

C. W. H. Brandes.

Mit 1 gestochenen Kupfertafel in quer Folio.

Gr. 8. brosch. Preis 22½ Sgr., 1 Fl. 8 Xr. Conv.-Münze, 1 Fl. 21 Xr. Rhein.

In der Hof-Buchhandlung zu Rudolstadt ist erschienen:

Joh. Henr. Vossii commentarii Virgiliani. In Latinum sermonem convertit Dr. Theod. Frid. Godofr. Reinhardt. Pars II. sive eclogae VI. — X. cum commentario et tabula de lapide expressa. 8. Velinpap. 16½ Bog. Ladenpr. Rthlr. 1. Fl. 1. 48 Xr.

Pars I. ecl. I. — V. 16 B. 1832. Ladenpr. Rthlr. 1. Fl. 1. 48 Xr.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen, verfafst von der durch königliche gnädigste Resolution vom 22. November 1828 ernannten Commission, und von derselben unterm 28. August 1832 an das Justiz- und Polizei-Departement der königlichen norwegischen Regierung abgegeben. Auf Veranstaltung der Gesetz-Commission, in Gemäfsheit der königl. gnädigsten Resolution vom 5. April 1834; aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. 10 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Sgr.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions-Anzeige.